


Heilanstalt Zwiefalten
Ärzte-Unterhaltungs-Bibl.
Nr. Q
AUSGESCHIEDEN

Allgemeine

Konservative Monatsschrift

für das

christliche Deutschland.

Jahrgang XLVIII.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber

D. v. Oertzen, Schwerin i./M. u. Prof. Dr. M. v. Nathusius, Greifswald.

1891. Juli—Dezember.

Leipzig,
Verlag von E. Ungleich.



Inhalt.


Allgemeine
Konservative Monatsschrift
für das christliche Deutschland.
48. Jahrgang.
1891. Juli.
Begründet 1843 als Volksblatt für Stadt und Land.
Leipzig.
Verlag von Georg Böhme Nachf.
E. Ungleich.

Inhalt.

Herausgeber:

Dietrich von Oertzen, Schwerin i. M., Klosterstr. 10, und Professor D. **Martin von Nathusius** in Greifswald.

Verantwortlicher Redakteur: **Alexander Wiedow,** Schwerin i. M., Schloßstr. 27.

Alle Briefe und Schriften sind nur an die „Redaktion der Allg. Konservativen Monatsschrift, Schwerin i. M.“ zu richten.

Die „Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland“ (Fortsetzung des Volksblattes für Stadt und Land) dient **zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur.**

Monatlich erscheint ein Heft in Lex.-8° von 7 Bogen.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungspreisliste Seite 3 Nr. 61), wie bei der Verlagshandlung; Preis p. Quartal 3 Mk.

Georg Böhme **Nachf. E. Ungleich** in Leipzig.



Ganz.

Novelle aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart

von

Fra Cairo.

Der Jünglingsverein der St. Aegidien-Parochie in Berlin war in seinem gewohnten Lokal Benediktstraße Nr. 72 versammelt. In drei nebeneinander liegenden Zimmern mochten etwa 40 junge Leute anwesend sein, welche durchweg dem Arbeiter- und Handwerkerstande angehörten. Man war auf die verschiedenartigste Weise beschäftigt, den regnerischen Sonntag-Nachmittag zu verbringen. Im ersten Zimmer saßen an kleinen Tischen schmausende Gruppen, zum Teil aus den bekannten großen Glashumpen gemeinsam „eine Weiße" trinkend. Einige spielten auch Dame und Schach. Die Speisen bezogen sie von einem kleinen Büffett, welches übrigens keine anderen Delikatessen enthielt, als belegte Butterbrode und etwas fraglich aussehende „Rollmöpse".

Auch im zweiten Zimmer ging es lebhaft her, hier wurde geraucht und vor einer Landkarte debattiert, speciell, da es die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten war, ein Ausflug verabredet, den man gemeinsam um Pfingsten in die Märkische Schweiz unternehmen wollte. Man wollte mit der Stettiner Bahn bis Eberswalde fahren und dann zu Fuß südöstlich an die Ostbahn heranmarschieren. Besonders lebhaft beschäftigte dabei die jugendlichen Phantasieen ein geplantes Biwak. Um die durchweg schwachen Kassen nicht zu sehr zu belasten, sollte ein Nachtquartier nicht in bewohnten Orten, sondern am Wachtfeuer unter freiem Himmel genommen werden.

Stiller ging es in dem dritten Zimmer zu, welches als Lesezimmer eingerichtet war. An einem Tisch, welcher mit Zeitungen und Zeitschriften dicht bedeckt war, saß eine Anzahl von jungen Leuten vertieft und verloren in die Lektüre der Blätter.

Die Thür ging auf, und mit freundlichem Guten Abend-Gruß trat ein etwa 18jähriger junger Mann herein, dessen Gesicht einen schelmischen Ausdruck um die Mundwinkel trug. Auf sein Guten Abend klang von allen Seiten das Echo zurück: „Guten Abend, Kranz!" — „Guten Abend, Schneider!"

„Hierher, Schneider," rief es ihm aus dem Mittelzimmer zu, „wo kommst denn du so spät her? Du bist ja naß wie 'n Laubfrosch."

„Nicht nasser wie du."

„Wie ich? Ich bin ja ganz trocken."

„Nur nicht hinter den Ohren!"

„Da hast dus, Peter! Binde nicht mit dem an, da ziehst du den kürzeren," sagte ein vierschrötiger Schmied dem vorlauten kleinen Kaufmann, der den Schneider hereingerufen hatte.

„Was macht ihr denn hier bei der Landkarte?“ fragte der Schneider.

„Wir reisen.“

„Du sollst auch mit!“ rief ein anderer.

„Wir wollen Pfingsten nach Buchholz.“

„Und viel Geld ausgeben?“ fragte Kranz nachdenklich.

„Wird nicht so schlimm werden; wir bleiben die Nacht bei Mutter Grün, die machts billig mit dem Logis.“

„Und wie wirds mit der Kost? Ihr wollt wohl Kienäpfel zu Mittag essen?“

„Schneider, du willst nicht mit,“ rief einer dazwischen, „daß du so viel Quesen machst. So viel Geld, wies kostet, hast du. Hast ja eben erst den ganzen Sonntag durchgearbeitet.“

Der Schneider wurde verlegen.

„Zu meinem Vergnügen hab ich das nicht gethan,“ sagte er etwas verstimmt. „Aber was soll man machen?“

„Socialdemokrat werden,“ meinte scherzend der Schmied.

„Wers nicht schon ist,“ gab der Schneider zurück.

„Wart nur, du kriegst es mit Stöckern zu thun,“ rief ein anderer.

„Mit Stöckern werd ich schon fertig!“

„Oder er mit dir!“

„Ach, wenn wirs nur mit Stöckern zu thun hätten! Dann brauchten wir den Sonntag nicht zu arbeiten.“

„Das wollen die Fachvereine auch.“

„Du mit deinem Fachverein!“

„Du möchtest wohl am liebsten die ganze Woche nicht arbeiten und den Sonntag auch nichts thun.“

„Wo ist denn Winkler?“ fragte plötzlich der Schneider dazwischen, nachdem er sich im Kreise umgesehen.

„Der ist ja schon am Montag gereist; man sieht, du bist die ganze Woche nicht dagewesen.“

„Warum ist er fort? Hat er Feierabend bekommen vom Meister?“

„Nein, er hat selber aufgesagt. Der Meister hat ihm immer in den Ohren gelegen, er soll raus aus dem Jünglingsverein, weil da die Leute dumm gemacht werden.“

„Wo ist er denn hin?“

„Na, so in der Richtung von Breslau und Hannover —“

„Das sind aber ein paar ganz verschiedene Richtungen,“ meinte der junge Kaufmann.

„Ich meine auch nur so ungefähr,“ gab der Schmied zurück.

Während drinnen im Vereinslokal die Unterhaltung lebhaft hin und her ging, wanderten draußen in der ziemlich menschenleeren Straße zwei nicht ganz junge Männer in ebenso lebhaftem Gespräche auf und ab, beide elegant gekleidet, den besten Ständen angehörig.

„Wo nur der Ribnitz bleibt,“ sagte etwas ungeduldig der kleinere von beiden, Herr von Junk, der vormals in der Forstkarriere gewesen und nun gegen den Wunsch seiner Eltern und Verwandten aus dem Staatsdienst geschieden war, um auf eigene Hand in Berlin innere Mission zu treiben und besonders an der Hebung und Belebung der Jünglingsvereine zu arbeiten. „Er hat es mir fest versprochen, heute abend hier zu sein,“ fügte er nach kurzer Pause hinzu.

„Er wird Abhaltung irgend welcher Art bekommen haben, dienstliche vielleicht. Es wird ja jetzt so oft alarmiert,“ erwiderte sein Freund und ehemaliger Schulgenosse auf dem Gymnasium zu Schleswig, Graf Lühberg, jetzt Assessor im Ministerium des Innern.

„Heut, am Sonntag-Abend, wirds doch keinen Alarm geben.“

„Warum nicht, denkbar wäre es schon.“

„Ich fürchte, es werden doch wieder andere Gründe sein; der liebe Ribnitz steht doch leider innerlich dem Glauben noch fern; die Gnade ist noch nicht recht zum Durchbruch gekommen, die Welt hält ihn fest, und er macht keinen Ernst."

„Sei nur nicht zu hart in deinem Urteil, es will doch etwas heißen für einen Offizier, sich so ganz über die Meinung der Kameraden und Altersgenossen hinwegzusetzen, und statt ins Theater oder in den Klub, in den Jünglingsverein zu kommen."

„Wer nur will, der dringt auch durch, aber die Schuld liegt gewiß auch an mir. Ich habe nicht eifrig genug gebetet, daß der Herr mir den Freund schenken möchte."

„Liebster Junk, nimm es mir nicht übel," sagte Graf Lühberg, „aber ich glaube, du beurteilst doch die Leute etwas einseitig danach, wie sie sich zu dir und deinen Vereinsbestrebungen stellen. Die erste Probe wirklichen und lebendigen Christentums ist doch die, daß man den irdischen Beruf tüchtig auszufüllen sucht, in den man gestellt ist."

Junk blickte einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. „Schöner ist es," sagte er dann, „sein Leben ganz dem Herrn zu weihen und alle Kräfte in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen."

„Wir können doch nicht alle Pastoren werden," warf Lühberg ein.

„Pastoren? Gewiß nicht. Davon haben wir gerade genug. Aber an Laien fehlt es, die dem Herrn mit Leib und Seele dienen wollen."

„Wie denkst du dir denn solchen Laiendienst? Entweder die Laien haben ihren irdischen Beruf, und dann muß die Erfüllung desselben allen anderen Beschäftigungen vorgehen. Oder sie geben den Beruf auf und studieren Theologie, und dann hören sie eben auf, Laien zu sein."

„Warum nicht auch arbeiten ohne Theologie? Die Theologie hat durch ihr Einführen in alle Zweifel doch schon gar zu viele vom rechten Wege abgebracht. Drei Viertel unserer Professoren sind liberal und ihr Auslegen der Bibel besteht meist nur im Bestreiten. Es ist keine Thatsache in der Bibel erzählt, die nicht schon ein Professor bestritten hätte —"

„Zugestanden, aber nicht zugegeben, daß die Professoren so schlimm sind — für den jungen Theologen ist es doch gut, die Zweifel kennen zu lernen, ehe er ins Amt tritt und nicht nachher."

„Wozu das Amt? Warum nicht freie Arbeit?"

„Zur freien Arbeit gehört das große Vermögen, über welches du verfügst. So glücklich sind wenige Sterbliche situiert."

„Das sagt der Unglaube, Lühberg. Der Glaube weiß, daß es ihm in keiner Arbeit an den nötigen Mitteln fehlen kann. Das Nötige giebt der Herr — immer und jedem."

Die Freunde gingen nach diesen von Junk mit großer Wärme gesprochenen Worten ein paar Schritte schweigend nebeneinander her. Dann lenkte Lühberg das Gespräch ab.

„Wer ist denn der Geistliche, den wir heute abend im Verein finden sollen?"

„Pastor Wahlberg von der Lorenz-Kirche."

„Und teilt der in allen Stücken deine Ansicht?"

„Ich weiß es nicht, glaube es kaum, wir sprechen nicht darüber, jedenfalls ist er ein Mann, der fleißig arbeitet, und das ist für einen Pastor schon alles mögliche!"

„Die Pastoren scheinen nicht in deiner Gunst zu stehen?"

„Mit Unterschied; allerdings nicht alle. Die, die nur von dogmatischen und hochkirchlichen Erörterungen ihr Leben fristen — die liebe ich allerdings nicht; bei denen, die arbeiten, ist mir dann die Dogmatik gleichgültig. Wer arbeitet, hat den Heiland lieb — darauf kommts an."

In der Ferne hörte man einen Säbel klappern und sporenklirrende Tritte näher kommen.

„Das wird Ribnitz sein, du hast ihm unrecht gethan."

„Richtig, er ist es. Guten Abend, Ribnitz. Nett, daß du noch kommst. Wir waren drauf und dran, dich aufzugeben."

„Ich konnte leider nicht eher," erwiderte der Angeredete. „Unser Major besuchte mich und blieb so lange. Ich konnte ihm die Thür nicht weisen."

„Nun, dann wollen wir keine Zeit mehr verlieren," sagte Junk, „und gleich in den Verein gehen."

Die drei jungen Herren betraten nun das Vereinslokal. Herr von Junk war den versammelten Jünglingen eine vertraute Erscheinung. Alle kannten ihn. Rechts und links schüttelte er den höflich sich Erhebenden freundlich die Hand, nirgends mehr die Scheu der minder gebildeten Handwerker und Arbeiter dem vornehmen Mann gegenüber. Um so größere Augen machte man über den ungewohnten Besuch des stattlichen Offiziers und des unbekannten Grafen Lühberg. Junk vermittelte sofort die Bekanntschaft zwischen seinen Freunden und dem anwesenden Pastor Wahlberg, welche bald mit einander in eifriges Gespräch über Zweck und Ziele der Jünglingsvereine kamen.

„Es muß eine dankbare Aufgabe sein, die Sie hier lösen," sagte im Verlauf desselben Lühberg. „Wie schön der Erfolg, den Sie schon erzielt haben."

„Er könnte schöner sein, wenn wir mehr Hülfe fänden bei den gebildeten und besitzenden Klassen; aber die Herren lassen sich alle zu sehr bitten."

„Nun, der Erfolg hier zeigt doch, daß Sie entweder Hülfe gehabt haben oder der Hülfe nicht bedurften."

„Wenn Sie wüßten, wie gering die Prozentzahl — es sind kaum 2 Prozent derer, die wir haben müßten — und wie lose das Gefüge ist! Es sind nicht alle, die Sie hier sehen, unbedingt zuverlässige Mitglieder. Von vielen heißt es: heute hier, morgen dort. Heute im Jünglingsverein, morgen im Fachverein. Die Versuchungen für junge Leute sind zu groß in der Weltstadt."

„Das weiß der Himmel!" bestätigte der Lieutenant mit Ueberzeugung. „Und die jungen Leute der hier vertretenen Stände finden doch einen Anhalt bei Gleichgesinnten. Aber was sollen wir Mitglieder der sogenannten guten Gesellschaft machen? Wir stehen ganz allein."

„Das brauchst du nicht," warf Junk dazwischen, der wieder hereingetreten war. „Für christliche Gemeinschaft fällt jede Bedeutung der Stände weg. Komm doch öfter in unsere Vereine, du wirst sehen, daß man ganz heimisch darin werden kann."

Der Pastor wurde von einigen Mitgliedern ins Lesezimmer abgerufen. Die drei Freunde setzten sich mit einem Glase Bier an einen Tisch, wo mehrere junge Handwerker in lebhaftem Gespräch begriffen waren. Das Gespräch verstummte aber sofort, und alle Versuche der Gäste, in freundlicher Weise ein neues anzuknüpfen, blieben erfolglos. Die Unterhaltung kam über Fragen und einsilbige Antworten nicht hinaus. Alle atmeten auf, als das Signal gegeben wurde, sich in einem Saal, der etwa 80 Menschen fassen mochte, zu versammeln und der Abendandacht beizuwohnen. Hier bestieg Junk ohne Umstände das Katheder, der Pastor setzte sich ans Harmonium, um den Gesang zu begleiten, alle anderen aber nahmen Platz, wo sie ihn fanden.

Man sang nun eins der aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten sogenannten „Evangeliumslieder" mit lebhafter, erwecklicher, marschmäßiger Melodie. Nachdem der Gesang verklungen war, verlas Junk einen Abschnitt aus dem 1. Thimotheusbrief Kap. 4, Vers 8—12. Besonders den 12. Vers — „Niemand verachte deine Jugend" — legte er eingehend aus, indem er betonte, daß die Jugend kein Hindernis sei, den Herrn Christum offen zu bekennen. Mit Feuer und steigender Begeisterung entwickelte er dann aus dem Recht der Jugend ihre Pflicht, durch Wort und Wandel zu zeugen, sich selbst zu retten, dann aber sofort auch anderen die Retterhand zu reichen, den Beginn der Arbeit nicht auf morgen zu verschieben, sondern heute, so lange es Tag sei, die Zeit auszukaufen; bis morgen schon könne für jeden der Versammelten die Nacht anbrechen, in der niemand wirken kann.

Die Rede machte sichtlichen Eindruck auf die Gemüter der Hörer, es wurde still und stiller in der Versammlung, bis bei dem begeisterten Schlußwort alles in atemloser

Spannung lauschte. Ein Schlußlied folgte. Dann wurden noch einige Mitteilungen über Vereinsangelegenheiten von Pastor Wahlberg gemacht. Endlich löste sich die Versammlung in Gruppen auf, um bald sich nach allen Richtungen des Stadtteils zu zerstreuen.

Lühberg, der im Nordwesten wohnte, sprang nach kurzem Abschied an der ersten Straßenecke auf einen Pferdebahnwagen, der in seinen Stadtteil führte. Junk und Ribnitz setzten gemeinsam zu Fuß ihre Wanderung fort.

Ribnitz war ein Freund Lühbergs und mit diesem näher bekannt, als mit Junk.

„Sie verstehen es, Ihre Hörer zu packen," sagte er mit Bewegung zu seinem Begleiter und reichte ihm die Hand.

„Wollte Gott, es wäre mir gelungen," gab Junk zurück. „Es ist eine eigene Sache um das Reden. Bisweilen spricht man in Versammlungen hinein und hat doch selbst die klare Empfindung, daß man sich umsonst abmüht und an die Leute nicht heran kommt. Und ein anderes Mal giebt es der Geist, daß ein magnetischer Rapport zwischen Redner und Hörern sich herstellt, und der göttliche Funke in vielen Herzen zur Flamme angeblasen wird."

„Sie haben mich tief ergriffen."

„Ich denke, Sie kommen häufig wieder, Sie werden selbst helfen."

„Von Herzen gern, soweit es meine Stellung als Offizier und die kurze Zeit, die ich noch frei bin, gestatten. Aber, Sie wissen, ich bin verlobt. In 3 Monaten denke ich zu heiraten."

„Werden Sie nicht übermorgen in die Gebetsversammlung kommen?"

„Wo ist die?"

„Abends neun Uhr, Graue Straße 11."

„Ich will sehen; vielleicht."

Die Herren trennten sich. Aber bereits am dritten Tage abends fanden sie sich wieder zusammen.

Junk hatte mit einer fast fieberhaften Spannung auf das Kommen des Freundes gewartet. Würde er sich einfinden oder nicht? Würde die Liebe zur Welt wieder die Oberhand gewinnen in ihm? Oder vielleicht gar im Gegenteil in Ribnitz ein neuer Laie für die Sache, die ihm am Herzen lag, gewonnen werden? Junk hatte bisher immer nach der Einteilung, die er zu machen pflegte, Lühberg unter die „Bekehrten" und Ribnitz unter die „Unbekehrten", bei denen die Gnade noch nicht zum Durchbruch gekommen war, gerechnet. Jetzt schien es fast, als ob das Verhältnis sich ändern und Ribnitz den größeren Eifer entwickeln wollte.

Die Versammlung, in einem gemieteten Saale gehalten, war bunt genug zusammengesetzt. Der Mehrzahl nach bestand sie aus Frauen, doch hatten auch auf den vorderen Bänken einige wenige Männer Platz genommen. Den Anfang machte die Ansprache eines Stadtmissionars, der ein Bibelwort zu Grunde gelegt war. Die Worte waren einfach und eindringlich, und die Hörer lauschten aufmerksam. Der Redner schloß dann, nachdem ein Vers gesungen war, die Mitteilung an, Herr Baron von Junk werde nun die Versammlung „im Gebete leiten". Junk trat auf und sprach zunächst selbst ein langes Gebet, welches zum Teil in die Form des Vortrags überging, zum Teil in schneller Folge die einander fernliegendsten Gebetswünsche unvermittelt aneinander reihte. Dann bat er herzlich und dringend, es möchten nun doch alle, welche irgend ein Anliegen dem Herrn vorzutragen hätten, diese Wünsche entweder selbst im Gebet vortragen oder sie dem Leiter nennen.

Es erhoben sich nun in kurzen Zwischenräumen einige von ihren Sitzen und trugen Wünsche vor. Der eine empfahl eine kranke Schwester der gemeinsamen Fürbitte, ein junger Schuhmacher wünschte ein Dankgebet, daß er nach längerer Stellenlosigkeit wieder Arbeit gefunden, ein älterer Mann bat um Fürbitte für seinen unbekehrten Sohn.

Es trat dann ein Mann aus dem Arbeiterstande auf, der in ungebildeter und fehlerhafter, aber ungeheuer fließender und salbungsreicher Sprache eine Fülle christlicher



Gemeinplätze vortrug. Es war der Tischler Beckmann, ein in seinem Geschäft zurückgekommener Handwerker, der in jeder Versammlung das Wort ergriff, wo er irgend zum Reden zugelassen wurde. Ganz besonders blütenreich wurde der Stil, als die wohlpräparierte Fürbitte für den Kaiser und um Bekehrung der Socialdemokraten eingeflochten wurde. Auf Beckmann folgte ein ganz jugendlicher Arbeiter, der mit großer Wärme den ersten Satz eines auswendig gelernten Gebets vortrug. Die weiteren Sätze schien er aus Befangenheit vergessen zu haben und so wiederholte er den ersten Satz mehrere Male von vorne, um nach der dritten Wiederholung mit einem pathetischen Amen zu schließen.

Die Versammlung war während der beiden letzten Vorträge sehr unruhig geworden, so daß Junk es für gut hielt, zum Schluß zu eilen. Er faßte noch die vorher geäußerten Wünsche in einem Schlußgebet zusammen, welches die Ruhe und auch die Weihe in der Versammlung einigermaßen wiederherstellte.

Ribnitz war etwas enttäuscht von dem, was er gesehen und gehört hatte. Er äußerte aber Junk gegenüber zunächst noch nichts, da er nicht wußte, ob er die gewonnene Stimmung sich selbst oder der Sache zuzuschreiben hätte.

II.

Ribnitz war verlobt mit der Tochter des Herrn von Breitenburg, eines wohlhabenden pommerschen Grundbesitzers, der als Landtagsabgeordneter den Winter in Berlin zuzubringen pflegte und dann um so lieber mit Frau und Tochter etwas eigenes Haus machte, als sein Sohn Lieutenant in einem Garde-Kavallerie-Regiment war, und überdies eine Menge Beziehungen vorhanden waren zu den ersten Gesellschaftskreisen der Residenz. Eben durch diesen Sohn Albert war Ribnitz in die Familie Breitenburg eingeführt worden. Aus der Bekanntschaft mit Gertrud, der Tochter des Hauses, war allmählich eine Neigung geworden, die ihren Abschluß in der von den Eltern gern gesehenen Verlobung gefunden hatte.

Auf dem Gute Nassow sollte nunmehr die Hochzeit stattfinden. Eine große Gesellschaft aus dem zunächst liegenden Teile der Provinz war geladen, die Fernerstehenden, um an dem heutigen Polterabend teilzunehmen, während die näheren Verwandten und Bekannten Quartier im Nassower Herrenhause genommen hatten, um auch der morgen stattfindenden Vermählung anzuwohnen. Zu den letzteren gehörten auch mehrere Freunde des Bräutigams, unter ihnen Lühberg und Junk.

Der Tag des Polterabends war ein prächtiger Spätsommertag. Die Luft durch die Nähe der Ostsee fast immer etwas bewegt, dabei doch so warm und milde, daß man gerne im Freien nicht nur wandern, sondern auch ruhen mochte. Beim ersten Frühstück am Morgen hatte Ribnitz den beiden Freunden vorgeschlagen, mit ihm und seiner Braut einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Lühberg war mit dem Fräulein von Berlin her schon einigermaßen bekannt, während Junk ihr hier zum erstenmal begegnete.

Man brach auf, die Braut wechselte zunächst mit Lühberg einige freundliche Worte, dann wendete sie sich an Junk.

„Rudolf hat mir viel erzählt von Ihren Bestrebungen in Berlin, und von seiner Beteiligung daran. Es thut mir leid — aber Sie werden nun oft auf ihn verzichten müssen.“

„Ich hoffte das Gegenteil,“ sagte Junk mit freundlicher Wärme, „und glaubte statt einer Hülfe nun zwei zu bekommen.“

„Sie halten mich für besser, wie ich bin, Herr von Junk, ich habe bisher in Berlin zu vernünftigen Dingen noch niemals Zeit gefunden. Bei unserm großen Bekanntenkreise haben mich Geselligkeit und Vergnügen, Musik und Theater so ganz in Anspruch genommen, daß die Tage kaum reichten.“

„Ihr zukünftiger Gemahl, gnädiges Fräulein, wird sicher nicht drängen, daß Sie sich auch in Zukunft an diesen Vergnügungen beteiligen.“

„Ich weiß, daß er in neuester Zeit etwas zurückgezogen gelebt hat," sagte lächelnd Fräulein von Breitenburg, „aber ich hoffe, daß er wieder lebenslustiger werden wird. Für mich ist der Theaterbesuch ein ganz außerordentlicher Genuß. Gehen Sie denn niemals hin?"

„Niemals," erwiderte Junk. „Ich erlaube mir kein Urteil über das, was andere thun; für mich bei meiner Arbeit und in meiner Stellung zur inneren Mission würde es sicher nicht recht sein."

„Wie Sie streng sind! Ich sehe, man muß sich mit Ihnen in Acht nehmen, aber meinen Mann dürfen Sie mir nicht auch so streng machen. Hoffentlich verschmähen Sie wenigstens die Geselligkeit nicht, und wir haben zuweilen die Freude, Sie bei uns in unserem Hause zu sehen."

„Ihrer freundlichen Einladung werde ich immer gern entsprechen. Freilich bin ich gerade abends durch meine Arbeit sehr in Anspruch genommen und verfüge selten über einen freien Tag, aber ich denke, ich darf die Einladung auch erwidern, und Sie machen uns die Freude, zusammen zu den Theeabenden und Familienfesten unserer Vereine gelegentlich einmal zu kommen."

„Was sind das für Familienfeste?"

„Zu allen unseren Vereinen gehört außer den jungen Leuten ein Kreis von Familien aus allen Ständen, der sich von Zeit zu Zeit und an festgesetzten Tagen zu brüderlicher, christlicher Gemeinschaft zusammenfindet."

„Aus allen Ständen?" fragte etwas verwundert die junge Dame.

„Gewiß, aus allen Ständen, Vornehm und Gering machen bunte Reihe."

„Und da trinkt man Thee?"

„Wer will, trinkt Thee, aber die Hauptsache ist natürlich die gemeinsame Erbauung und Erhebung durch Reden und Deklamationen, durch Musik und Gesang."

„Nun," sagte die Braut nach kurzem Besinnen, „ich nehme Ihre Einladung an, aber unter derselben Bedingung, mit der Sie die meine annehmen, daß mir nämlich meine häuslichen und geselligen Pflichten Zeit dazu lassen."

„Für den freundlichen Willen bin ich herzlich dankbar," sagte Junk, „und ich hoffe, Ihr Verlobter wird auch ein gutes Wort einlegen zu Gunsten der Beteiligung an diesen Arbeiten im Reiche Gottes."

„Meinen Sie?" erwiderte etwas spitz die junge Dame und wandte sich kurz zu Lühberg um, der einen Schritt hinter ihnen folgte. Sie redete diesen auf die geselligen Beziehungen des verflossenen Winters an. Bald waren beide in ein lebhaftes Gespräch verwickelt.

Als nach der Heimkehr Braut und Bräutigam allein waren, begann jene ein Gespräch über Junk.

„Dein Freund Junk," sagte sie, „ist aber ein ungeheuer strenger Heiliger. Er hat mir schon den Theaterbesuch und wer weiß, was noch verboten, und mich in seine christlichen Vereine eingeladen."

Ribnitz lächelte: „Mit seinen Einladungen ist er etwas schnell bei der Hand, aber niemand meint es so treu und aufrichtig wie er. Uebrigens sind diese Abende sehr schön, ich denke, wir werden auch zuweilen hingehen. Es kommen auch Damen der besten Gesellschaft dahin."

Gertrud schwieg etwas betroffen. „Nun ja, zuweilen," sagte sie dann kurz.

Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich finde Lühberg netter, wie Junk."

„Bei näherer Bekanntschaft wird Junk dir auch gefallen," gab Ribnitz zurück.

Junk und Lühberg saßen inzwischen auf ihrem Zimmer bei einer Cigarre zusammen und tauschten auch ihrerseits ihre Eindrücke aus.

„Ihr waret ja sehr vertieft in euer Gespräch, als ihr vor uns herginget," sagte Lühberg. „Wie gefällt dir die junge Dame?"

„Gut, recht gut, aber — —"



„Aber was?“

„Der liebe Ribnitz! Er wird manches durchzumachen haben, fürchte ich.“

„So habt ihr euch nicht verständigt?“

„Gott gebe, daß ich mich irre; ich hatte aber den Eindruck, daß die Braut noch sehr, sehr in der Welt steht; so wie sie jetzt sind, passen die beiden nicht zusammen.“

„Sie werden sich verständigen,“ sagte Lühberg, „und ineinander finden. Es brauchen ja nicht alle Meinungsverschiedenheiten in der Welt gleich zum Austrag gebracht zu werden.“

„In der Welt mag das gehen, in Sachen des Glaubens nicht,“ erwiderte Junk mit Hast. „Halbheit ist unmöglich. Ganz oder gar nicht. Entweder er führt sie zum Glauben und zur Bekehrung, oder sie zieht ihn in die Netze der Welt. Wir werden viel beten müssen, daß der Herr ihm den Sieg giebt.“

Am Abend wogte in den Gesellschaftsräumen des Schlosses eine Menge von Geladenen hin und her. Gruppen von Herren und Damen traten zusammen und lösten sich auf. Für einige Zeit strömte alles im großen Saal zusammen, wo die Aufführung einer Reihe von humoristischen Polterabendscherzen große Heiterkeit weckte.

Junk stand abseits in den Ecken umher, trübe Gedanken im Herzen, wenig beachtet von der Gesellschaft.

Seine Miene heiterte sich auf, als zum Abendessen an kleinen Tischen aufgefordert wurde und er an den gelegten Zetteln, welche die Namen der Gäste trugen, zu seiner Freude erkannte, daß man ihn neben den Geistlichen des Ortes, den Pastor Strecker, gesetzt hatte.

Nach kurzer Begrüßung und Vorstellung entspann sich bald zwischen den beiden Nachbarn ein lebhaftes Gespräch.

„Und Sie haben ganz Ihrem Beruf entsagt?“ fragte der Pastor.

„Ich erkannte bald nach meiner Bekehrung und nachdem ich begonnen hatte, im Reiche Gottes zu arbeiten, daß man nicht zweien Herren dienen könne. Da nahm ich meinen Abschied und stellte mich ganz in den Dienst des Herrn.“

„Aber warum, Herr Baron, studierten Sie dann nicht Theologie? Das ist doch der Weg, den die Kirche ihren Dienern vorzeichnet.“

„Man kann doch gerade so wohl arbeiten im Weinberge des Herrn, ohne Diener der Kirche zu sein.“

„Man kann es, aber die Arbeit geschieht dann nicht in der rechten Weise. Es kann doch nicht wohlgethan sein, sich über die Ordnung der Kirche hinwegzusetzen, die doch Gottes Ordnung ist. Wer giebt Ihnen das Recht zu predigen und zu lehren, und welche Gewähr haben Ihre Zuhörer, daß es reine Lehre sei, welche Sie bringen?“

„Auf lehren, Herr Pastor, lasse ich mich überall nicht ein, ich fordere nur die Leute auf, daß sie sich zum Heiland bekehren.“

„Keine Verkündigung des Evangeliums ist möglich ohne Lehre, und ich zweifle schon, daß Ihre Ansicht von der Bekehrung mit unseren lutherischen Bekenntnisschriften übereinstimmt. Aber auch, wenn sie es thäte, wie verantworten Sie die Verletzung der Ordnung, welche im willkürlich angemaßten Predigtamt liegt?“

„Da kann ich nur eine Gegenfrage stellen. Wie verantwortet es die Kirche, daß in Berlin alle Ordnung aufgehört hat, und daß Tausende verloren gehen, weil überhaupt niemand da ist, ihnen den Heiland zu verkünden? Uebrigens halte ich es überall, auch da, wo bessere kirchliche Ordnung ist, für das Recht jedes Christen, von dem vor anderen zu zeugen, was er selbst erfahren hat.“

„In Haus und Familie und in jeder sonstigen privaten Weise — gewiß! Aber nicht öffentlich! Und wenn in Berlin die kirchliche Ordnung Mängel zeigt, so soll man an der Hebung dieser Mängel arbeiten, aber nicht durch subjektivistische Willkür die Kirche weiter zerstören.“

„Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß eine im Glauben geschehende Verkündigung, gleichviel, ob öffentlich oder privatim, zerstörend wirken kann.“

„Und ich," sagte der Pastor eifrig, „halte das für unausbleiblich. Der Geist des lutherischen Christentums, wie eben Luther uns gelehrt hat, ist der Geist der Zucht und Ordnung, und die erste Grundbedingung für kirchliche Arbeit ist die, daß sie in diesem Geist geschieht."

„Und ich," sagte Junk, „werde es Luther in Ewigkeit danken, daß er die ganze kirchliche Zucht und Ordnung seiner Zeit zerstört und über den Haufen geworfen und damit alle kirchliche Ordnung auf ihren wahren Wert zurückgeführt hat."

„Und welche Gewähr der Dauer haben denn alle Anregungen, wie sie von ungeordneter Arbeit ausgehen. Besten Falles ist es ein Strohfeuer, das vielleicht für einen Augenblick hoch auflodert, dann aber in sich zusammensinkt. Das Amt ist ein Hirtenamt. Wo eine Herde gesammelt ist, soll sie nicht dem Zufall überlassen, sondern dauernd versorgt werden."

„Gewiß, warum nicht, aber es ist doch nicht nötig, daß allemal das Sammeln und das dauernde Versorgen von derselben Person geübt wird."

„Da kommts heraus, Herr Baron. Die Herren Laienprediger und Evangelisten wollen die leichte und angenehme Arbeit thun, immer anzuregen, immer zu sammeln, und uns armen Pastoren wollen sie dann das schwere und unangenehme Geschäft überlassen, zusammenzuhalten und zu versorgen."

So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her, lebhaft und eifrig, aber ohne Schärfe. Man erhob sich, und Lühberg trat an die beiden heran.

„Nun, was sagen Sie zu seinen Ansichten, Herr Pastor," sagte dieser, „ist er nicht ein Ketzer, der eigentlich nach Amerika gehört?"

„In Amerika würde es dem Herrn Baron schlecht genug ergehen," wiederholte der Pastor. „Wer in Amerika öffentliches Lehramt ausüben will, kommt wohl mit etwas leichterem Studium davon, als es in Deutschland gefordert wird, aber unerbittlich wird die kirchliche Ordination derjenigen Gemeinschaft verlangt, der man sich angeschlossen hat."

„Ein Lehramt beanspruche ich ja gar nicht," sagte Junk etwas ärgerlich. „Wollen Sie mir denn auch verbieten, daß ich Jünglingsvereine sammle und die jungen Leute abhalte, in schlechte Wirtshäuser oder zu liederlichen Frauenzimmern zu laufen?"

„Wenn Sie nur die jungen Leute in ihren Freistunden in geselliger Form sammeln, so ist das gewiß nicht dankbar genug zu erkennen. Wie ich aber höre, wird es in Berlin vielfach so getrieben, daß um diese Vereine sich völlig freie Gemeinden neben der Kirchengemeinde gruppieren."

„Gerade diese Gemeinschaften stiften unermeßlichen Segen," warf Junk mit Wärme dazwischen."

„Das ist auch der Punkt, wo ich von meinem Freunde abweiche," sagte Lühberg. „Ich bin meinerseits ein Freund der Laienhülfe in der Kirche, aber mit der Beschränkung, daß es eben Hülfsdienste sein sollen, welche geleistet werden, Vorhofsarbeit. Die Arbeit im Heiligtum soll den Priestern bleiben."

„Auf dieser Basis werden wir uns verständigen," sagte der Pastor. „Die Aufsicht im Vorhof müssen freilich auch die Priester beanspruchen."

„Wenn nun aber weit und breit kein Priester zur Aufsicht sich sehen läßt?" fragte Junk eifrig, „was dann? Warum organisieren Sie die Gemeinden nicht so, daß für alle gesorgt wird, für die Kinder im Kindergottesdienst, für die Jünglinge im Jünglingsverein, für die Kranken durch Diakonie, für die Armen und Alten durch kirchliche Armenpflege u. s. w.?"

„Das ist leichter gesagt, als gethan," meinte der Pastor, „übrigens geschieht es ja vielfach so."

„Vielfach?" fragte Junk mit einem Anflug von Ironie. „Bitte, sagen Sie selbst, Herr Pastor, treiben nicht viele der Herren Geistlichen, und namentlich der lutherischen, ihr Amt so, daß sie sich allen Bestrebungen, die Gemeinde zu einem geistlichen Bau zu



machen, hartnäckig widersetzen? Einmal in der Woche werden die Kirchenwände angepredigt — wer kommt, der kommt, und wer nicht kommt, bleibt weg. Und die meisten bleiben weg?!"

„Sie dürfen nicht die Fehler einzelner der Kirche zur Last legen. Alles Irdische ist unvollkommen und auch die Kirche trägt hier unten ein menschliches Gewand."

Das Gespräch wurde unterbrochen, da ein allgemeiner Aufbruch in die anderen Zimmer erfolgte.

Am nächsten Morgen in der Frühe machte Junk dem Pastor Strecker seinen Besuch und führte sich mit der Bitte ein, die ihm aus dem Herzen kam, daß der geistliche Herr ihm nicht zürnen möge, wenn er am Abend vorher etwas lebhaft geworden. Aber es handle sich für ihn auf diesem Gebiet um die Dinge, die ihm am meisten am Herzen lägen.

Das Gespräch spann sich von neuem in freundlichen Formen fort, und man kam auch auf die Verhältnisse der großen Gemeinde in Nassow. Auf die Fragen Junks, ob eine geordnete Gemeindepflege für Kranke, Sieche, Arme eingerichtet sei, ob Kindergottesdienst gehalten werde, erfolgte verneinende Antwort, desgleichen auf die Frage nach etwaigen Versuchen, die jungen Männer und jungen Mädchen am Sonntag zu sammeln und an die Stelle der freien oft rohen und unsittlichen Zusammenkünfte eine anständige Geselligkeit zu setzen. Auf die Frage nach dem Kirchenbesuch erfolgte die Klage, daß derselbe äußerst dürftig sei.

Beim Herausgehen aus dem Zimmer sah Junk auf dem Schreibpult des Pastors eine große Menge aufgeschlagener Bücher und Broschüren liegen, zum Teil schwerwiegende Folianten.

„Was ist denn das?" fragte Junk, „Ihr Pult sieht ja grausam gelehrt aus, Herr Pastor!"

„Ist es leider auch," erwiderte der Pastor. „Eine Arbeit, die mir ungeheuer viel Zeit kostet. Es handelt sich um das Unternehmen eines Buchhändlers, die besten lutherischen Predigten des siebenzehnten Jahrhunderts zu sammeln, zu ordnen und neu herauszugeben. Ich habe die Periode von 1625—1650 übernommen, also eine schwierige Zeit, in welcher viele Quellenwerke vernichtet wurden."

Junk kam nach Hause und suchte Lühberg in seinem Zimmer auf.

„Ich komme eben von Pastor Strecker her," sagte er.

„Und ihr habt euch weiter gezankt?"

„Im Gegenteil. Ich war bange, er möchte mir meine Opposition von gestern abend übelgenommen haben, und ich wollte ihn um Verzeihung bitten."

„Also alles friedlich abgegangen?"

„Friedlich wohl. Aber was ich heute gesehen und gehört habe, hat mich noch weniger in meinen Ansichten umgestimmt, als die Fehde von gestern."

„Und was hat denn dein hohes Mißfallen erregt?"

„Der Pastor wundert sich, daß in seiner ganzen Gemeinde der Tod im Topfe ist, daß fast niemand zur Predigt und zum Abendmahl kommt. Dabei thut er selbst aber keinen Schritt, um auch nur etwas an die Leute heranzukommen und sich in persönliche Beziehung mit ihnen zu setzen. Nicht einmal die Kinder und die jungen Leute sucht er um sich zu sammeln. Das einzige, was er sammelt, sind alte verrostete Predigten aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Er schreibt ein Buch, das mindestens drei Daumen dick werden, die Bibliotheken zieren, aber keine Seele in seiner Gemeinde retten wird."

„Es muß doch auch Bibliotheken geben!"

„Wirklich? — Ich glaube, es ginge auch so. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob die Bücher für die Bibliotheken, oder die Bibliotheken für die Bücher da sind. Weißt du's?"

Lühberg lachte.

* * *

Es war ein schöner Septembermorgen, als das junge Ehepaar Ribnitz, von der Hochzeitsreise heimgekehrt, zum erstenmal im eigenen Heim sich am Frühstückstische zu-

sammengefunden hatte. Heller Sonnenschein drang durch die Scheiben und ließ das elegant eingerichtete Gemach überaus freundlich erscheinen. Aber gleichwohl sah es nicht freundlich und sonnig im Zimmer aus.

„Ich kenne dich gar nicht wieder," begann Gertrud nach längerer Pause ein abgebrochenes Gespräch von neuem, das augenscheinlich eine kleine Verstimmung zwischen dem Ehepaare zum Ausdruck gebracht hatte. Auf Ribnitz' Stirn war ein schmerzlicher Zug sichtbar, während die junge Frau sich mit ungewöhnlichem Eifer am Theegeschirr zu schaffen machte, und vergeblich suchte, ihrer Empfindungen Herr zu werden. „Früher warst du doch selbst mit mir in der Oper, und heute thust du fast, als ob ich ein Unrecht beginge, wenn ich ‚Carmen' sehen möchte."

„Liebe Gertrud," antwortete Ribnitz freundlich, indem er seinen Stuhl näher zu ihr heranrückte und liebevoll ihre Hand nahm: „Wir wollen offen mit einander sprechen. Wir fühlen beide, daß etwas zwischen uns liegt, und daß unsere Ansichten auseinander gehen. Kannst du denn nicht eingehen auf meine Gedanken und Interessen?"

„Ich bin ganz mit deinen Interessen und Gedanken einverstanden. Aber man braucht doch nicht gleich extrem zu sein."

„Man soll Ernst machen."

„Mein Vater ist so ernst, aber er hat nie für unrecht gehalten, was du so ansiehst."

„Ach, könnte ich dir doch recht sagen," fuhr Ribnitz mit Begeisterung fort, „wie viel schöner mein Leben geworden, seit ich weiß, was es heißt, ein Christ zu sein."

„Aber du thust ja, als ob ich mindestens eine Heidin wäre," unterbrach Gertrud. „Ich bin wirklich nicht so schlecht, wie du meinst; aber dieser schreckliche Junk — ich kann es nicht ertragen, daß wir alles thun sollen, was er will."

„Er ist dir unsympathisch," warf Ribnitz ein.

„Ich mag ihn gar nicht, und ich begreife nicht, daß du dich so zu ihm hingezogen fühlst."

„Liebe Gertrud, laß doch durch rein persönliche Empfindungen nicht dein Urteil trüben; glaube es mir, ich war noch nie so glücklich, wie in diesem letzten Sommer, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß du teil hättest daran."

„Aber ich bin ja ganz glücklich — oder ich wäre es — wenn nur der Junk nicht immer dir zusetzte. Brich doch den Umgang mit ihm ab!" Bei diesen Worten schmiegte sie sich fest in ihres Mannes Arm.

Ribnitz antwortete nicht. Er drückte schweigend einen Kuß auf die Stirn seiner Frau, und beide verharrten dann in stillem Nachdenken, beide voll Hoffnung, den anderen noch umzustimmen, aber auch beide fest entschlossen, vom eigenen Standpunkt nicht zu weichen.

Endlich fuhr Ribnitz auf. „Da hätte ich doch fast die Zeit versäumt," sagte er mit einem Blick auf die Uhr, „und muß eilen, daß ich in meine Kaserne komme." Ein freundliches Lebewohl winkte er, aus der Thür eilend, der jungen Gattin zu. — „Zum Frühstück um zwölf Uhr bin ich wieder bei dir."

Gertrud vergaß die kleine Mißstimmung bald, denn ihrer harrte heute ein reiches Feld der Thätigkeit. Galt es doch, sich überall umzuschauen in ihrem neuen Heim, das Frau von Breitenburg mit mütterlicher Sorgfalt bis ins kleinste hinein für die Tochter hergerichtet hatte, und in dem nichts fehlte, was guter Geschmack und Luxus an Annehmlichkeiten hatte ersinnen können. So verging ihr der Vormittag im Umsehen, und mit vor Eifer geröteten Wangen und in fröhlichster Stimmung begrüßte sie ihren Mann, als er zur verabredeten Stunde wieder in ihr Wohnzimmer eintrat.

„Und nicht wahr, du kommst mit in die Oper heute abend?" begann sie nach zärtlicher Begrüßung das am Morgen abgebrochene Thema. „Ich habe es Mama versprochen, daß wir sie um sechs Uhr abholen würden."

Seine Stirn legte sich in Falten.

„Es thut mir leid, liebe Gertrud," erwiderte er traurig. „Ich muß dich allein



gehen lassen, und wenn Mama dich begleitet, bist du ja in gutem Schutz. Ich kann heute beim besten Willen nicht. Es ging mir Nachricht zu, daß Pastor Schlümbach aus Amerika heute abend im Verein Königgrätzer-Straße sprechen wird. Da mag ich wirklich nicht fehlen."

Gertrud hatte fast, als sie den traurigen Ausdruck ihres Mannes gewahrte, den eigenen Wunsch aufgegeben, und der Gedanke durchfuhr sie: sollst du ihm die Freude machen und ihn begleiten? Aber nein, sie durfte nicht gleich das erste Mal, wo es galt, ihre Stellung zu behaupten, nachgeben. Und was würden die Bekannten dazu sagen? Eine ganze Anzahl derselben erwartete sie heute abend im Foyer zur Begrüßung. Sollte sie da in der Ecke eines winkligen Vereinslokales zurückbleiben? — Unmöglich. Es blieb dabei, daß das Ehepaar getrennt ausgehen würde.

Der Abend kam und Frau von Ribnitz fuhr zur festgesetzten Stunde bei ihren Eltern vor. „Und Alfred?" fragte Frau von Breitenburg, als sie die Tochter allein im Wagen fand.

„Er wollte nicht mit, er hatte etwas anderes vor."

„Aber, liebes Kind, das erste Mal, wo du als junge Frau in der Gesellschaft erscheinst, ohne deinen Mann! Was werden die Menschen dazu sagen?"

„Das habe ich ihm auch gesagt; er antwortete, man müsse nicht so viel Wert auf das Urteil der Menschen legen."

„Wo ist er denn hin?"

„Er wollte Pastor von Schlümbach hören und sprechen, der im Begriff ist, nach Amerika zurückzukehren."

„Und darum läßt er dich allein gehen?" sagte entrüstet die Mutter. „Kind, das hättest du nicht zugeben müssen."

„Er wollte nicht —"

„Ich werde ihm meine Meinung sagen!"

Gertrud kannte ihre Mama hinreichend, um nicht zu zweifeln, daß die schwiegermütterliche Standrede energisch und bündig genug ausfallen würde. Aber so sehr sie sich vorher nach Beistand gesehnt hatte — die Freude am heutigen Abend war ihr nun doch völlig gestört. Zerstreut folgte sie der Musik des Stückes und begrüßte in den Zwischenakten ihre Freunde mit sichtlicher Verlegenheit. Auf die wiederholten Fragen nach Ribnitz hieß es, er sei unwohl.

Der Beifall am Schluß der Vorstellung klang ihr als Zeichen der Erlösung, denn sie vermochte nur mühsam der innern Aufregung Herr zu bleiben.

Als sie endlich wieder in ihrem Daheim anlangte, war es ihr ganz recht, daß der Diener ihr meldete, der Baron ließe bitten, die gnädige Frau möge mit dem Thee nicht auf ihn warten. Es könne spät werden, bis er heimkehre.

In Ihrem Toilettenzimmer angelangt, warf sie sich schluchzend in einen Sessel. Das also war das geträumte Glück, das der behagliche Abend im eigenen Heim. O sie hatte es sich anders gedacht.

An wem lag denn aber die Schuld? Vielleicht an ihr selbst? — Nein, das konnte sie nicht zugeben. Alfred hätte ihr zuliebe mitkommen müssen. Die Mutter hatte recht. In solchen Fragen mußte sie fest bleiben, komme danach, was es wolle.

Ribnitz hatte inzwischen in der angekündigten Versammlung sehr anregende Stunden verlebt. Der packende Vortrag, die Besprechung mit Gleichgesinnten hatten ihm kaum Zeit gelassen, an die häusliche Dissonanz zu denken. Jedenfalls war er befriedigt und kehrte seinerseits mit der Ueberzeugung heim, darin das Rechte gethan zu haben, daß er den Bitten der Frau gegenüber fest geblieben war. Er begann zu zweifeln, ob es ihm über kurz oder lang gelingen würde, seine Frau zu seinen Ansichten zu bekehren, aber er wollte in Geduld warten. Sich selbst durfte er keinenfalls in die Gefahren der Welt zurückbegeben, kannte er doch die Macht, die sie hatte, nur allzu gut

aus langer Erfahrung. Und Gertrud liebte ihn, das wußte er; sie würde nicht dauernd ihre eigenen Wege gehen. Wenn sie nur erst eingesehen, daß er fest und unerschütterlich in seinen Ansichten sei, so werde die Umkehr bei ihr nicht lange auf sich warten lassen.

* * *

Fünf Monate später, d. h. in einer Zeit, wo in Berlin die Wellen des geselligen Lebens am höchsten gingen, saß der Landtagsabgeordnete von Breitenburg in dem elegant eingerichteten Arbeitszimmer der Wohnung in der Hohenzollernstraße, welche er für den Winter bezogen hatte.

Vor ihm lagen die gedruckten Aktenstücke des Landtags, welche man ihm gebracht hatte; aber seine Gedanken beschäftigten sich nicht mit den Reformen der Kreisordnung, sondern er starrte über das Papier hinweg ins Leere hinein.

Der Diener trat ein und meldete den Kammerherrn von Ostorff, der bald darauf Herrn von Breitenburg begrüßte.

„Ich komme, eine Freundlichkeit von Ihnen zu erbitten, lieber Breitenburg. Mein Vetter aus Westfalen mit Frau und Tochter ist hier. Sie wollen sich die Sehenswürdigkeiten von Berlin ansehen und zwar außer dem zoologischen Garten auch das Abgeordnetenhaus. Wollen Sie nicht so freundlich sein und meinen Verwandten einen Platz auf der Tribüne besorgen?"

„Mit dem größten Vergnügen, Ostorff. So lange Plätze da sind, gebe ich sie gerne. Ob sie aber da sein werden, weiß ich nicht. Der Reichstag macht uns allerdings so scharfe Konkurrenz, daß wir ziemlich ins Hintertreffen geraten sind."

„Lassen Sies gut sein. Die Leutchen unterhalten sich, und das ist die Hauptsache."

„Ich kann Ihnen ja heute abend über den Erfolg berichten; ich denke, wir sehen uns beim österreichischen Botschafter. Sie sind doch auch da?"

„Zu kommen denke ich auch, wenn freilich etwas spät; ich habe Dienst, und es kann zwölf Uhr werden, bis ich frei bin. Aber sagen Sie in aller Welt — warum sieht man Ihren Schwiegersohn gar nicht in Gesellschaften? Er war voriges Jahr noch überall, und dies Jahr, wo man glaubte, er würde die hübsche junge Frau ausführen, ist er unsichtbar — wie weggeblasen."

„Weiß der Himmel, was in ihn gefahren ist," sagte Breitenburg nachdenklich. „Es ist nicht Zufall, sondern Prinzip. Hat er da die Bekanntschaft des kleinen Barons Junk gemacht, der ein religiöser Schwärmer ist und nichts im Kopfe hat, wie seine Gesellen- und Jünglings-Vereine. Er will die ganze Welt im allgemeinen und Berlin im besonderen im Lauf des Winters bekehren und hält fortwährend überspannte Predigten vor jedem, der sie hören will."

„Ich habe von Junk gehört," sagte der Kammerherr, „aber Ihr Schwiegersohn ist ja Offizier und ein ganz verständiger Mann. Der kann doch mit dem wunderlichen Heiligen nicht an einem Strange ziehen?"

„Das ist ja gerade das Wunderliche — er thut es leider doch. Daß er dabei nicht Offizier bleiben kann, sieht er nun selber ein; er will die Folgen tragen und seinen Abschied nehmen."

„Um was dann zu beginnen?"

„Wenn ich das wüßte!" sagte verzweifelt mit tiefem Seufzer Breitenburg. „Den einen Tag will er Redakteur werden, den andern Stadtmissionar, den dritten will er nach Amerika —"

„Und Ihre Tochter mit über das große Wasser?"

„Das ist das Trostlose" — sagte Breitenburg mit tiefem Schmerz — „daß die jungen Leute sich in den wenigen Monaten ihrer Ehe schon völlig auseinandergelebt haben. Meine Tochter ist christlich erzogen und nach meiner Ansicht religiös gesinnt. Aber sie glaubte einen Offizier und keinen Missionar zu heiraten. Und nun will Ribnitz eine Nonne aus ihr machen."

„Aber der Mensch muß Vernunft annehmen!“

„Er thuts nicht. Kein Zureden hilft. Das heißt, wenn wir mit ihm geredet haben, wird er wohl bedenklich. Aber sobald dann Junk wieder mit ihm geredet, ist alles vorbei. Dann erklärt er selbst, Haus und Weib um Gottes willen verlassen und zur Ehre Gottes seine Frau unglücklich machen zu müssen.“

„Man sollte den Junk einsperren. Oder lassen Sie Ribnitz nach Italien reisen, damit er auf andere Gedanken kommt.“

„Junk reist ihm nach. Das ist ein Fanatiker, der zu allem fähig ist.“

„Oder man könnte den Minister bitten, Junk zu versetzen?“

„Den hat niemand mehr zu versetzen. Er hat seit Jahr und Tag seinen Abschied, und nun nichts anderes zu thun, als seine innere Mission zu treiben.“

Assessor Graf Lühberg wurde vom Diener gemeldet.

Herr von Breitenburg gab Befehl, ihn vorzulassen, flüsterte aber zuvor noch dem Kammerherrn zu:

„Auch einer von den jungen Fanatikern, allerdings noch der vernünftigste. Ich habe ihn gebeten, auf meinen Schwiegersohn einzuwirken.“

Lühberg trat ein.

Der Hausherr machte den Eintretenden mit dem schon anwesenden Gaste bekannt und fügte hinzu: „Der Kammerherr ist ein alter Jugendfreund von mir, vor dem ich keine Geheimnisse habe. Wenn Sie wollen, sprechen wir gleich von unserer Angelegenheit.“

„Was ich berichten kann, ist leider wenig erfreulich,“ sagte Lühberg. „Ribnitz ist ganz und gar in den Händen von Junk, und einer ist so wenig wie der andere meinen Vorstellungen zugänglich.“

Frau von Breitenburg hatte erfahren, daß Graf Lühberg bei ihrem Gemahl sei. Sie trat ins Zimmer. Nach kurzer Begrüßung war man wieder im Gespräch.

„Was soll daraus werden?“ sagte aufgeregt die Frau des Hauses. „Am Sonntag Abend ist Ribnitz nie zu Hause und diese Woche hat er meine Tochter auch am Montag allein in ihrem Zimmer sitzen lassen, und hätte noch am Dienstag dasselbe gethan, wenn ich sie nicht mit zu uns genommen hätte. Am Montag war eine Sitzung des Traktatvereins, wo er behauptete, unmöglich fehlen zu dürfen, und am Dienstag hat er einem Gottesdienst bei den Baptisten beigewohnt, mit deren Pastoren er jetzt glühende Freundschaft geschlossen hat. Gott weiß, wie dies noch enden wird.“

„Was mögen die Kameraden dazu sagen?“ warf der Kammerherr ein.

„Die Kameraden, das wäre noch das wenigste,“ sagte Breitenburg. „Sie necken ihn und haben ihren Spaß, aber ernsthafter ist es mit dem Obersten, der sehr ungehalten sein soll.“

„Er wird sich die Carriere verderben,“ sagte der Kammerherr. „Und hat so gute Konnexionen!“

„Geschadet hat er sich schon,“ sagte Lühberg traurig. „Bei der Anwesenheit des Königs von Italien sollte er zum General Caprera als Begleiter kommandiert werden, sie nahmen aber schließlich doch Graf Hochthal, der sehr viel weniger gewandt ist und auch schlechter französisch spricht.“

„Wer wills dem Kommandeur verdenken?“ sagte der Schwiegervater. „In jedes Gespräch, gleichviel worüber, mischt er seine religiösen Interessen hinein.“

„Das hätte allerdings gut werden können,“ meinte lächelnd der Kammerherr, „ein Bekehrungsversuch bei dem katholischen Italiener. Was der wohl für Augen gemacht hätte?“

„Sie wissen,“ sagte Lühberg, dem der ironische Ton gegen den Freund weh that, „daß ich mit Ribnitz seit unserer Schulzeit befreundet bin und in vielen Punkten seine Ansichten teile. Ich verstehe es auch vollkommen, daß religiöse Erweckung einen Menschen zu dem Entschluß führt, der Welt zu entsagen und seine ganze Kraft der kirchlichen Arbeit zu widmen. Aber in einem Punkt komme ich nun auch mit Alfred auseinander.

Ich bin der Ansicht, daß, wer so wie er sich der inneren Mission widmen will, den bunten Rock ausziehen sollte. Und daß ich außerdem die Vernachlässigung seiner Frau nicht billige, brauche ich nicht zu sagen."

„Und wenn er nun den Abschied hat — was dann?" fragte Breitenburg.

„Die arme Gertrud wird dann noch unglücklicher werden und noch mehr zu Hause sitzen," meinte die Frau.

„Und die strengen Ansichten werden dann auch nicht milder werden," sagte der Kammerherr.

„Es ist schade," sagte Lühberg nach kurzer Pause, „nehmen Sie mir bitte die Bemerkung nicht übel, daß Ihre Frau Tochter nicht etwas mehr auf die Wünsche und Bestrebungen ihres Mannes eingeht."

„Aber wie soll sie das machen, bester Graf?" meinte heftig erregt Frau von Breitenburg. „Ribnitz geht bei Nacht und Nebel in die gewöhnlichsten Lokale, wo Bier getrunken und geraucht wird und ganz andere Stände verkehren. Da können doch Damen aus guter Gesellschaft nicht hingehen."

„Jeden Sonntag begleitet sie ihren Mann zur Kirche," sagte der Vater.

„Das ist etwas," erwiderte Lühberg. „Aber im ganzen bringt sie doch den Interessen ihres Mannes nicht Teilnahme, sondern Widerspruch entgegen. Ich meine, eine Frau müßte sich fügen."

„Wenn es mit der Teilnahme gethan wäre, so wäre der Riß nicht da. Aber Ribnitz verlangt nicht nur Entsagung für alle Geselligkeit und für die erlaubtesten Zerstreuungen, sondern auch positive Mitarbeit, und das ist doch nicht jedermanns Sache."

Die Unterhaltung wurde noch eine Weile fortgesetzt, ohne daß man zu Resultaten gekommen wäre. Auch Lühberg wußte keinen anderen Rat, als daß die Dinge ihren Lauf gehen müßten. Dann brach er auf und ging.

„Ein ganz netter Mensch," sagte Frau von Breitenburg. „Aber seinen Rat hätten wir nicht zu holen brauchen. Nun auch noch der armen Gertrud Lehren geben, wo bei Ribnitz die ganze Schuld liegt — das ist zu arg!"

„Aber was thun?" sagte Breitenburg.

„Nun, wenn der Junk nicht zu versetzen ist," meinte Ostorff, „sollte man nicht beim Kommandeur erreichen können, daß er sich um eine Versetzung Ihres Schwiegersohnes bemüht? Ein anderer Ort würde den jungen Herrn doch auf andere Gedanken bringen."

„Ich habe wenig Hoffnung," sagte Breitenburg.

„Aber schließlich ist es der einzige Ausweg. Ich kenne den Obersten sehr gut und sehe ihn heut abend. Wenns Ihnen recht ist, versuche ich ganz von weitem, ihm eine Andeutung zu machen."

„Versuchen Sie's, Ostorff," sagte Breitenburg, und seine Frau stimmte zu.

In der Soiree beim österreichischen Botschafter trafen der Kammerherr Ostorff und Ribnitzens Regiments-Kommandeur zusammen. Ostorff begann damit, daß er von seinem Besuch sprach und dem Kommandeur die Unbehaglichkeit der Familie schilderte.

„Ja, was kann ich thun?" sagte der Oberst. „Seit Wochen vernachlässigt er seinen Dienst derart, daß ich ihm heute drei Tage Arrest geben mußte. Das wird der armen Frau auch nicht sehr lieb sein. Vielleicht denkt er nun nach."

„Sein Verführer ist der Baron Junk," sagte der Kammerherr. „Ein hübsches Kerlchen, aber alle Schrauben los! Wenn man die beiden auseinanderbringen könnte, das wäre die Hauptsache."

„Ja, wie sollte man das machen?" sagte nachdenklich der Oberst.

„Junk ist nicht fortzubringen von Berlin. Den könnte man den wilden Tieren vorwerfen."

„Das heißt also Ribnitz müßte fort."



„Den armen Breitenburgs und der jungen Frau würde ein außerordentlicher Dienst erwiesen werden."

„Wie in aller Welt ist er nur in diese Richtung gekommen?" fragte der Oberst nach weiterem kurzen Nachdenken.

„Es sollen mehrere junge Herren hier sein, die sich vorgesetzt haben, die verderbte Stadt Berlin fromm zu machen."

„Ganz Berlin? — Das ist nicht übel."

„Es mag sein, daß sie das Café Bauer ausnehmen."

„Liebe Zeit! — Darin muß man ja am Ende den Leuten und auch Stöckern recht geben: Moralischer sind wir nicht geworden in den letzten zehn Jahren in Berlin."

„Wozu auch?"

„Das neue Stück von Sardou soll heillos sein. Selbst meinen Fähnrichen war es zu kräftig."

„Aber es zieht! — Die Direktoren wollen auch leben. Der Mensch gewöhnt sich an alles — auch an das kräftige."

„Wenn er nicht schon in der Gewohnheit ist, Herr Kammerherr" — sagte mit ironischem Blick der Oberst und trat mit langsamer Wendung an eine andere Gruppe heran.

* * *

Junk hatte im letzten Hinterzimmer seines Aegidienvereins ein Bureau für die Jünglingssache errichtet. Hier fand er sich selbst jeden Vormittag auf einige Zeit ein, schrieb Briefe und empfing Besuche, in erster Linie aber redigierte er ein kleines Wochenblatt, welchem er den Namen „Der Pilger nach Kanaan" gegeben hatte. Sein Schreibtisch stand in der Mitte der beiden Fenster, rechts und links davon zwei Stehpulte, an deren jedem ein etwas reduziert aussehender Schreiber mit Skripturen beschäftigt war. Das heißt, im Grunde waren es nicht gelernte Schreiber, die dort ihres Amtes walteten, sondern menschliches „Strandgut", schiffbrüchige Existenzen, wie sie sich stets an den warmherzigen Junk massenhaft herandrängten. Der rechte war ein stellenloser Schneider, den es nie länger als höchstens 8 Tage bei demselben Meister gelitten hatte, der linke ein Schulmeister, der von seiner Behörde wegen Trunkfälligkeit abgesetzt war. Junk hatte sich der beiden angenommen und mit dem zankfüchtigen Schneider durch unermüdliche Geduld nun schon zwei Monate sich abgefunden, obschon derselbe die materiellen Wohlthaten wie einen schuldigen Tribut einheimste; auch an dem trunkfälligen Schulmeister hatte er schon zweimal in Rückfallsperioden Verzeihung und Nachsicht üben müssen. Junk litt unter diesen Menschen, aber er trug sie mit der Liebe, die alles glaubt; sie täuschten ihn nicht, er durchschaute schnell alle Heuchelei. Aber er hoffte eben auch vom Heuchler noch eine Umkehr zur Wahrheit.

Drei Wochen nach der Soiree beim österreichischen Botschafter trat Junk wie gewöhnlich morgens in sein Bureau. Auf seinem Schreibtisch lagen zwei Briefe; er erbrach den ersten und las:

„Lieber, teurer Herr Baron!

Es drängt mich, nachdem ich jetzt acht Tage lang hier in Königsberg wieder in Stellung bin, Ihnen noch einmal zu danken für alle Freundlichkeit und Unterstützung, welche Sie mir in Berlin haben angedeihen lassen. Ich habe es Ihnen immer noch nicht offen genug gesagt, Herr Baron, wie es eigentlich um mich stand. Ich bin gebürtig aus Angermünde, wo mein Vater Lokomotivführer ist. Ich wurde nach meiner Konfirmation zu einem christlichen Meister in die Lehre gethan, aber ich hielt nicht aus, denn ich wollte frei sein. Ehe die Lehrzeit um war, reiste ich ab und ging nach Berlin, um hier recht meinem Vergnügen nachzugehen. Aber der liebe Gott hatte anderes mit mir im Sinn. Ich traf am ersten Sonntag in Berlin einen Schulfreund, und der nahm mich mit in Ihren Verein. Dort habe ich Sie reden hören und Ihre Worte haben mich auf den rechten Weg gebracht, so daß ich meine schlechten Vorsätze aufgegeben habe

und nun ein besseres Leben führen will. Meine Mutter, welche sich freut, daß ich anders werden will, läßt Ihnen auch danken. Wenn doch alle Herren so wären, wie Sie, dann gäbe es keine Socialdemokraten. Ich bin mit herzlichem Gruß, lieber Herr Baron, Ihr dankbarer Karl Schmieding,

Königsberg, den 13. März 18 . . Schlosser."

Junk las den Brief mit steigender Teilnahme und Befriedigung. Derselbe ließ deutlich erkennen, daß der Briefschreiber, an welchem die ganze christliche Erziehung in Bezug auf sein moralisches Verhalten spurlos vorübergegangen war, durch Junk in seinem Gewissen erschüttert und auf ernste Gedanken an Ewigkeit und Gericht und zur Aenderung seines Wandels gebracht war.

Solche Briefe kamen häufig an Junk, und bei jedem einzelnen sagte er sich immer wieder: „Was sind alle Unannehmlichkeiten, die ich trage, aller Spott, den ich auf mich nehmen muß, gegen die Gewißheit, daß doch der eine oder der andere von der Welt zu Gott, von der Sünde zur Gnade geführt wird. Keine Anfechtung soll mich irre machen; mit Gottes Hülfe will ich der Welt noch immer entschiedener absagen."

Junk erbrach den zweiten Brief; er war von Pastor Wahlberg und lautete:

„Hochverehrter Herr Baron!

Es thut mir leid, Ihnen hiermit erklären zu müssen, daß ich nunmehr endgültig aus dem Vorstand des Aegidien-Vereins ausscheide. Sie werden mir nicht vorwerfen können, daß ich Ihnen gegenüber Herrschsucht entwickelt habe oder sonst allzu anspruchsvoll gewesen sei; im Gegenteil bin ich der Sache zuliebe stets gegen Sie zurückgetreten und habe häufig Ansprachen und Leitung von Versammlungen Ihnen überlassen, die meines Erachtens mir, dem Geistlichen der Gemeinde, zugestanden hätten. Die Maßregeln aber, welche Sie neuerdings getroffen haben, ohne weder mich noch irgend ein Vorstandsmitglied zu Rat zu ziehen, indem Sie neben der völlig geordneten kirchlichen Armenpflege noch eine Art Vereinsmission in der Gemeinde eingerichtet haben — diese Maßregeln, die ich für eine Quelle von Verwirrung und Mißbrauch halte, machten mir ein ferneres Zusammenarbeiten mit Ihnen unmöglich. Wir wollen uns in Frieden und Freundschaft trennen, aber wir wollen uns trennen.

Hochachtungsvoll

Pastor Wahlberg.

Junk starrte zunächst mit dem Ausdruck höchsten Staunens auf den Brief, dann warf er ihn mit einem Seufzer auf den Schreibtisch. Was war das? Er hatte ja allerdings wohl sich selbst als den Leiter des Vereins angesehen, und er glaubte auch ein Recht dazu gehabt zu haben, da er die meiste Arbeit zur Sammlung der jungen Leute gethan, auch die nicht unerheblichen Kosten fast ganz aus seiner Tasche gedeckt hatte. Ohnehin war er gewohnt, als Sohn eines vornehmen und reichen Geschlechts den Menschen und Verhältnissen, mit denen er in Berührung kam, nicht ohne den unbewußten Anspruch auf bevorzugte Stellung gegenüber zu treten. Indessen hatte er den Briefschreiber, der ihm bisher trotz einzelner Differenzen selbstlos zur Seite gestanden, tief in sein warmes Herz geschlossen, und schon die Möglichkeit einer Trennung erfüllte ihn mit Schmerz und Trauer.

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab, ohne zu beachten, daß seine beiden Schreiber nichts zu schreiben hatten. Der Schneider las einen Roman aus der Leihbibliothek, den er neben sich liegen hatte, und der Schulmeister malte Karrikaturen auf dem roten Löschpapier der Unterlage. Bald genug rang sich der Entschluß in ihm durch, daß er gleich zu Pastor Wahlberg gehen wolle, um, wenn irgend möglich, die Differenz wieder auszugleichen.

Eben als er zu Hut und Stock greifen wollte, klopfte es.

Herein!

„Juten Morjen, Herr Baron," sagte ein Setzerlehrling, der aus der naheliegenden Druckerei von Schroeder & Pietsch geschickt war. „Herr Pietsch schickt mir, Sie mechten

doch so jut sind un mir Manuskript vor den „Pilger" jeben. Die Wochennummer soll morjen jedruckt wern, un wer hab'n noch beinah jarnischt!"

Junk legte Hut und Stock wieder fort, setzte sich an seinen Schreibtisch und begann in einem großen Haufen von Briefen, Manuskripten und Zeitungsausschnitten zu wühlen.

Endlich fand er einen schon gedruckten Artikel, den er im „Vereinsboten" gefunden hatte, und der einen lebhaften Aufruf zu fleißiger Mitarbeit enthielt. Das war, was er brauchte. Nur konnte der Abdruck nicht ganz ohne Quellenangabe erfolgen, es war daher eine Bemerkung nötig. Er nahm ein Blatt Papier und schrieb:

„Wir entnehmen diese Kundgebung der Nr. 32 des „Vereinsboten". Ein jeder, der in unserer Sache steht, soll wissen, was er zu thun hat. Arbeiten ist die Losung, mutiges Wirken, so lange es Tag ist. Wer sich feige zurückzieht, hat seinen Lohn dahin."

Er gab beide Papiere, den gedruckten Artikel und den geschriebenen Zettel dem Setzerlehrling und instruierte ihn, daß erst das Gedruckte und dann im Anschluß daran das Geschriebene gesetzt werden solle.

Mit den Worten „Mahlzeit, Herr Baron" verließ der Setzerlehrling hastig das Bureau, aber nicht ohne Hindernis. Denn in der Thür lief er mit dem Tischler Beckmann zusammen, der anscheinend dort schon Posto gefaßt und durchs Schlüsselloch gesehen hatte.

„Morjen, Herr Beckmann," sagte der kecke Lehrling. „Sie wollten woll die Diere mit'n Mund aufmachen? — Mahlzeit!"

Beckmann trat etwas verblüfft, aber doch mit feierlicher, salbungsvoller Miene in das Zimmer.

„Ich bin eilig, lieber Beckmann," sagte Junk. „Haben Sie ein bestimmtes Anliegen, oder wollten sie nur Vereinssachen mit mir besprechen —"

„Ich kann wiederkommen" — sagte Beckmann — „treffe ich den Herrn Baron vielleicht heute abend hier an?"

„Nun, sagen Sie mir nur kurz, was Sie wollen —"

„Was ich will? — Lieber, teurer Herr Baron, Sie werden es mir nicht übel nehmen, aber durch unvorhergesehene Umstände —"

„Sie sind schon wieder in Verlegenheit? Ich gab Ihnen erst vor kurzem 20 Mark."

„Ich möchte um alles Ihre Güte nicht mißbrauchen, lieber Herr Baron. Aber ich weiß, daß Sie um des HErrn willen gern von Ihrem Uebrigen dem Dürftigen geben. Helfen Sie mir noch einmal. Ich bitte kein Geschenk, nur ein Darlehen, das ich brauche, um eine größere Arbeit annehmen zu können."

„Das wird mehr sein, als ich habe, lieber Beckmann. Ich habe augenblicklich kaum für mich das Nötige, geschweige denn, daß ich ein Darlehen geben könnte. Ohnehin wollte ich morgen eine Reise zu Verwandten machen. Wie viel solls denn sein?"

„Ich brauche 50 Mark — —"

Junk sann einen Augenblick nach, ob er dem Tischler zuliebe seine Reise aufgeben und dem Supplikanten das Geld aushändigen sollte. Da klopfte es wieder und Lühberg trat ins Zimmer. Er nahm nach kurzem Gruß Junk in das Nebenzimmer, so daß sie ohne Zeugen reden konnten. Der Tischler blieb ohne Antwort stehen.

„Sag mir um alles in der Welt," begann er hastig, „was ist denn nur mit Ribnitz los?"

„Mit Ribnitz?" fragte Junk erstaunt. „Ich weiß von nichts."

„Eben war ich dort in seiner Wohnung, wurde aber vom Burschen abgewiesen. Ich verlangte bestimmt, er solle mich melden, aber er behauptete ebenso bestimmt, Befehl zu haben, keinen Menschen hinein zu lassen."

„Dahinter steckt die Frau," sagte Junk, „das kannst du mir glauben. Sie ist so weltlich gesinnt, daß sie nun wahrscheinlich alles aufbietet, um uns von Ribnitz fern zu halten."

„Diesmal irrst du dich," sagte Lühberg. „Ich begegnete, als ich aus der Haus-

thür trat, dem Grafen Hochthal. Der machte ein pfiffiges Gesicht und sagte lächelnd: ‚Na, haben Sie Ribnitz getröstet?‘“

„Ich habe ihn gar nicht gesehen,“ erwiderte ich. „Es wird niemand hineingelassen.“ Hochthal teilte mir dann mit, daß Ribnitz drei Tage Arrest bekommen hat, weil er in einer Woche dreimal zu spät zum Dienst gekommen sei und als er du jour gehabt, vergessen habe, den Wachtrapport zu unterschreiben.“

„Die arme Seele,“ seufzte Junk; „sein häusliches Kreuz liegt gewiß schwer auf ihm.“

„Schwer genug mag es sein, aber den Dienst sollte er darüber nicht versäumen.“

„Er mag in harten inneren Kämpfen stehen,“ sagte Junk.

„Doppelt traurig, daß gerade ihm dergleichen passiert,“ meinte Lühberg. „Es giebt nichts, was dem Christentum mehr schadet, als wenn die ausgesprochenen Christen in ihrem weltlichen Beruf nichts leisten.“

„Er sollte den Abschied nehmen,“ meinte Junk, „und sich ganz der Arbeit für den Herrn widmen.“

„Du bist mit Abschiednehmen schnell bei der Hand. Was sollte daraus werden, wenn alle Christen aus ihren weltlichen Stellungen scheiden wollten. Es giebt doch in jedem Beruf Gelegenheit genug, sich als Christ zu beweisen.“

„Gelegenheit wohl, aber auch Versuchung. Gerade in der Armee ist es doch namenlos schwer. Ich wäre den Anfechtungen nicht gewachsen. Ehe man sichs versieht, kann man hineingeraten in die Welt, und statt sie zu bekämpfen, schwimmt man mit dem Strom.“

„Ich glaube doch, daß Ribnitz in unnützer Weise Konflikte heraufbeschworen hat, die er hätte vermeiden können.“

„Ganz oder gar nicht,“ sagte Junk. „Kein Hinken auf beiden Seiten!“

„Auch in seiner Ehe hätte er es nicht so weit kommen lassen dürfen. Es war ganz gewiß nicht weise, daß er das Seil so straff gespannt hat.“

„Aber was sollte er machen?“ erwiderte Junk. „Konnte er den Herrn verleugnen und der Frau zuliebe ins Ballet gehen?“

„Er hat sich verlobt zu einer Zeit, wo er selbst noch ebenso stand, wie jetzt seine Frau. Wenn er inzwischen ernster geworden ist, so brauchte er seiner Frau allerdings nichts zu Gefallen zu thun, was gegen sein Gewissen ging, aber er hätte von ihr auch keine Teilnahme an Bestrebungen verlangen sollen, die dem unbekehrten Menschen völlig unverständlich sind. Und seine eigene Arbeit hätte er mit mehr Rücksicht auf seine Frau gestalten müssen. Die Menschenherzen lenkt Gott, und nicht nach unserem, sondern nach seinem Willen.“

„Hätte er doch gar nicht geheiratet,“ sagte Junk.

„Das Cölibat schützt auch nicht vor allen Konflikten mit der Welt. Hat man keine Konflikte mit der Frau, so kann man sie mit Eltern, Geschwistern oder anderen Mitmenschen haben.“

Bei dem Wort Konflikt fiel Junk der Brief ein, den er soeben von Wahlberg bekommen hatte.

„Man kann allerdings, ohne es zu wollen, in Konflikte kommen,“ meinte er. „Da schreibt mir eben Pastor Wahlberg, daß er aus unserem Vorstande scheiden will, weil ich Maßregeln getroffen, die er nicht billigt.“

„Und die du jedenfalls über seinen Kopf weg, ohne ihn zu fragen, vollzogen hast.“

„Ich habe gar nicht daran gedacht und glaubte nicht, daß Wahlberg das so übel nehmen würde.“

„Du bist doch unverbesserlich,“ sagte Lühberg. „Mit anderen Leuten zusammen arbeiten kannst du in deinem Leben nicht. Wenn du nicht jeden Einfall gleich ausführen kannst, ist dir nicht wohl.“

„Ich denke, der liebe Wahlberg wird sich beruhigen, wenn ich mich freundlich mit ihm ausspreche. Ich will gleich zu ihm.“

Die Freunde trennten sich. Junk machte sich auf, Wahlberg in seiner nahegelegenen Wohnung zu besuchen. Er traf ihn nicht zu Hause. Wahlberg sei auf einen Tag verreist. Wie schlecht das paßte! Und morgen früh wollte er auf zwei Tage verreisen — so mußte das Mißverständnis drei Tage lang unausgeglichen bleiben.

Am nächsten Morgen — es war Mittwoch — reiste Junk ab, nachdem er auf einer Karte Ribnitz angezeigt hatte, daß er ihn am Sonnabend mittag in seiner Wohnung aufsuchen würde.

Freitag Nachmittag kam Junk von Holstein zurück, wo er einem Familienfest im Verwandtenkreise beigewohnt hatte. In Hamburg hatte er zwei Stunden Aufenthalt. Als er unthätig im Wartesaal saß und gerade, wie er zu thun pflegte, seine Reisebibel aufschlagen wollte, fiel sein Blick auf das „Berliner Tageblatt", welches vor ihm lag. Mechanisch griff er danach, um es durchzusehen. Da fiel plötzlich, als er die innere Seite aufschlug, sein Blick auf einen Abschnitt, welcher die fettgedruckte Spitzmarke trug: „Unsere Frommen unter sich." Der Abschnitt lautete:

„Erscheint da, nicht im Wupperthal, sondern in Berlin, der Metropole der Intelligenz, ein kleines frommes Blättlein, welches sich „Der Pilger nach Kanaan" nennt. Dieser „Pilger" ist sonst friedlicher Natur und beschränkt sich meist darauf, über die Gottlosigkeit der Welt im allgemeinen und Berlins im besonderen zu wimmern. Jetzt aber in der letzten gestern erschienenen Nummer sind sich die frommen Herrn etwas in die Haare geraten. Der orthodoxe Pastor an Aegidien, Herr Wahlberg, schreibt an den Redakteur des Blattes folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr Baron.

Es thut mir leid, Ihnen hiermit erklären zu müssen, daß ich nunmehr endgültig aus dem Vorstand des Aegidien-Vereins ausscheide. Sie werden mir nicht vorwerfen können, daß ich Ihnen gegenüber Herrschsucht entwickelt habe oder sonst allzu anspruchsvoll gewesen sei; im Gegenteil bin ich der Sache zuliebe stets gegen Sie zurückgetreten und habe häufig Ansprachen und Leitung von Versammlungen Ihnen überlassen, die meines Erachtens mir, dem Geistlichen der Gemeinde, zugestanden hätten. Die Maßregeln aber, welche Sie neuerdings getroffen haben, ohne weder mich noch irgend ein Vorstandsmitglied zu Rat zu ziehen, indem Sie neben der völlig geordneten kirchlichen Armenpflege noch eine Art Vereinsmission in der Gemeinde eingerichtet haben — diese Maßregeln, die ich für eine Quelle von Verwirrung und Mißbrauch halte, machten mir ein ferneres Zusammenarbeiten mit Ihnen unmöglich. Wir wollen uns in Frieden und Freundschaft trennen, aber wir wollen uns trennen.

Hochachtungsvoll

Pastor Wahlberg.

Und der Redakteur bemerkt dazu bissig folgendes:

„Wir entnehmen diese Kundgebung der Nr. 32 des „Vereinsboten". Ein jeder, der in unserer Sache steht, soll wissen, was er zu thun hat. Arbeiten ist die Losung, mutiges Wirken, so lange es Tag ist. Wer sich feige zurückzieht, hat seinen Lohn dahin."

„Man sieht, die Salbung ist den frommen Herren zeitweilig abhanden gekommen; leider erfährt man nicht, worüber der Kampf entbrannt ist. Uebrigens ist der Redakteur des Blattes nur nominell. Hinter demselben steht der bekannte Baron Junk, ein Häuptling unter den Gottseligen Berlins. Wie verlautet, wäre auch der junge zelotische Herr nicht unschuldig daran, daß ein früher sehr flotter Garde-Kavallerie-Offizier seinen Abschied erbitten mußte. Derselbe war in einer „Gebetsversammlung" öffentlich als Vorbeter aufgetreten. Den zahlreich anwesenden Damen hatte die Inbrunst des feschen Herrn besser gefallen, als seinem Kommandeur. Hatte er früher die Hülfe des Himmels zur Bekehrung Berlins ohne Erfolg angerufen, so mußte er nun mit besserem Erfolg um seine Enthebung von dem verantwortungsvollen Posten eines Lieutenants bitten."

Junk kümmerte sich wenig um Politik. Aber er wußte soviel von der politischen Presse, daß ihm das „Tageblatt" als eins der vorzüglichsten Skandalblätter unter den

Berliner Zeitungen bekannt war. Namentlich hatte er schon häufiger beobachtet, daß es bei Notizen aus der sogenannten „besseren“ Gesellschaft Wahres und Falsches durcheinandermengte und Kleinigkeiten zu einer Bedeutung aufbauschte, die sie nicht hatten.

Daß es sich in dem vorliegenden Fall auch um teilweise Unwahrheiten handelte, war klar. Ribnitz hatte allerdings einige Gebetsversammlungen in Uniform besucht, aber niemals selbst das Wort ergriffen. Er konnte also auch aus diesem Grunde nicht verabschiedet sein. Aber darum war die Notiz von seinem Abschied noch nicht unmöglich. Den Gedanken, seinen Dienst zu quittieren, hatte Ribnitz schon mehrfach ausgesprochen. Sollte der Arrest, der ihm zudiktiert war, den Plan zur Reife gebracht haben?

Nun, der Besuch, den er für nächsten Mittag bei Ribnitz in Aussicht gestellt hatte, mußte ihm ja Aufklärung bringen. Inzwischen beschäftigte ihn lebhaft auch die andere Frage, wie es denn möglich geworden, daß Wahlbergs Brief in den „Pilger“ geraten war, und ein starker Verdacht gegen den Schneider stieg in ihm auf. Die Sache war äußerst peinlich. Inzwischen würde sie sich ordnen lassen. Und sie nahm ihn doch nicht so in Beschlag, daß er nicht auf der Rückfahrt schon tausend Pläne hätte machen sollen, in welcher Weise er die Hülfe des Freundes für seine Berliner Arbeit in Anspruch nehmen wollte, wenn dieser erst ganz sich ihm zur Verfügung gestellt haben würde.

Am nächsten Vormittag ging er zunächst auf sein Bureau und verlangte die neueste Nummer des „Pilgers“ zu sehen. Der Schneider legte sie ihm vor. Hier bemerkte Junk, daß der Schulmeister nicht anwesend sei.

„Wo ist Müller?“ fragte er.

„Er war schon gestern nicht hier. Ich ging nach seiner Wohnung, um mich zu erkundigen; seine Frau sagte aber, er sei nicht zu sprechen.“

Junk seufzte. Er wußte, was solches Ausbleiben bei dem Säufer zu bedeuten hatte, und notierte sich gleich in seinem Notizbuch einen Besuch bei demselben.

Dann las er den „Pilger“. Richtig, da stand es. Der Brief, den Wahlberg an ihn geschrieben hatte, war wörtlich abgedruckt und darunter die Bemerkung, die dem gedruckten Aufsatz hatte gelten sollen. Hatte hier die Bosheit ihr Spiel gehabt, oder hatte er sich vergriffen und versehentlich die Rückseite des Wahlbergschen Briefes als Schreibpapier benutzt?

Junk war außer sich. Er beschloß sofort eine Extra-Ausgabe des „Pilgers“ zu machen, um das Mißverständnis aufzuklären. Da trat mit feierlich ernster Miene der Vorsitzende des Komitees, welches dem Verein vorstand, Fabrikant Schirmer, ins Zimmer.

„Sie kommen gewiß wegen des ‚Pilgers‘,“ rief Junk ihm lebhaft entgegen. „Es ist mir unbegreiflich, Herr Schirmer, wie das Mißverständnis hat entstehen können.“

„Sie hätten das nicht thun sollen, Herr Baron,“ sagte Schirmer ernst und ohne vorläufig auf den Gedanken zu kommen, daß ein wirkliches Mißverständnis vorliege.

Junk klärte ihn nun darüber in ausführlicher Auseinandersetzung auf.

„Die Sache liegt demnach anders, wie wir alle gedacht haben. Ich kam, um Ihnen mitzuteilen, daß das ganze Komitee bereits gestern abend zusammengetreten ist, um in der Sache Stellung zu nehmen, und wir haben einstimmig beschlossen, alle zurückzutreten und es Ihnen zu überlassen, mit dem Verein zu machen, was Ihnen gut scheint.“

„Aber Sie werden nun diesen Beschluß zurücknehmen,“ sagte Junk erregt.

„Wir würden ihn vielleicht nicht in dieser Form gefaßt haben, wenn wir den Zusammenhang gekannt hätten. Jetzt wird, fürchte ich, auch nach gegebener Aufklärung nicht viel zu ändern sein.“

„Nicht zu ändern, und warum nicht?“

„Wir alle, Herr Baron, haben die Ueberzeugung gewonnen, daß das Komitee eigentlich überflüssig ist. Sie thun die Arbeit und Sie tragen den weitaus größten Teil der erwachsenden Kosten, da ist es schließlich das Naturgemäße, wenn Sie auch ganz allein die formelle Leitung der Sache übernehmen. Das Komitee ist nur eine Coulisse.

Wir geben die Namen her und Sie machen mit diesen Namen, ohne uns zu fragen, was Sie wollen."

„Aber die Sache würde unter Ihrem Rücktritt leiden."

„Wir fürchten das nicht. Die jungen Leute hängen an Ihnen, und der Rücktritt des Komitees wird sie darin nicht wankend machen."

Die Unterhaltung ging noch kurze Zeit fort, aber Junk sah ein, daß mit den Herren schwerlich etwas zu machen sein werde. Uebrigens hätte die Sache, so überlegte er, auch ihre Vorzüge. Das Komitee hatte ihn öfter im Vorwärtsgehen gehindert, nun wurde er frei und konnte ganz nach seinen Eingebungen handeln.

Schmerzlicher war ihm die Sache mit Pastor Wahlberg. Diesen hoffte er durch Aussprache und Aufklärung wieder für die Mitarbeit zu gewinnen. Aber seine Beredsamkeit war vergeblich. Wahlberg war tief verstimmt und blieb dabei, auch nachdem beide sich wieder in freundschaftlicher Weise die Hand zur Versöhnung gereicht, daß es besser sei, wenn Junk allein in seiner Weise fortarbeite.

Junk nahm nun eine Droschke und eilte zu Ribnitz. Hier erfuhr er, daß Ribnitz in der That seinen Abschied eingereicht habe. Erwogen habe er den Gedanken schon lange, nun aber ihn kurz entschlossen zur Ausführung gebracht, nachdem ihm mitgeteilt, daß er bestimmt sei, für mehrere Jahre Inspektions-Offizier an der Kriegsschule in Kassel zu werden. Der Kommandeur hatte das Abschiedsgesuch zur Weiterbeförderung sehr kühl entgegengenommen und ihm einstweilen einen Urlaub bewilligt. Ribnitz gab Junk herzlich die Hand und sagte in tiefer Bewegung:

„Ich habe lange nach Klarheit gerungen, glaube aber nun, daß es Gottes Wille ist, der mich so führt. Wir wollen nun treu zusammen arbeiten, und keine Menschenfurcht soll mich abhalten, mit dem Munde zu bekennen, was das Herz bewegt."

„Und was sagt deine liebe Frau zu dem Entschluß?"

„Ich hoffe, auch das wird leichter werden in Zukunft, wenn die vielen Rücksichten fortfallen, zu denen wir bisher gezwungen waren."

Junk schloß gerührt den Freund in seine Arme.

* * *

Wenige Tage später saß Ribnitz an seinem Schreibtisch, eifrig damit beschäftigt, eine Ansprache auszuarbeiten, die er gelegentlich der Einweihung eines neuen Stadtmissionssaales übernommen hatte. Junk hatte gleich sein möglichstes gethan, um alle Bekannten auf die frische Kraft aufmerksam zu machen, und so fehlte es nicht an Aufforderungen mancherlei Art. Die erste Ansprache, welche Ribnitz halten sollte, galt jener Einweihung. Sein Herz war voll, deshalb hoffte er, werde auch der Mund überfließen.

Seine Frau saß ihm gegenüber mit einer Stickerei beschäftigt. Eine Einladungskarte wurde hereingebracht: Herr und Frau von Greiffenstein geben sich die Ehre, Herrn von Ribnitz und Frau Gemahlin am Donnerstag Abend 8½ Uhr zum Thee einzuladen.

„Was meinst du?" fragte Ribnitz, „wollen wir annehmen?"

„Ich kenne die Greiffensteins fast gar nicht," erwiderte die Frau.

„Es sind liebenswürdige Leute, er war lange Gesandter im Haag. Jetzt leben sie hier und machen ein anregendes Haus aus."

„Wenn du meinst — nur zu! Allzu oft kommen wir ja gerade nicht in Gesellschaft."

„Vielleicht giebt es auch etwas zu beobachten" — sagte er. „Lühberg ist ständiger Gast im Hause, und es soll sich zwischen ihm und der Tochter, der guten Alma, etwas angesponnen haben."

„Ich wollte lieber, daß Junk heiratete und eine Frau bekäme, die mit ihm fertig wird und ihm klar machte, was es für eine Frau heißt, abends allein zu Hause zu sitzen."

„Auf Junks Hochzeit wirst du lange warten müssen. Der heiratet nie!"

„Das hat man schon von manchen Leuten geglaubt und schließlich sind sie doch noch unter die Haube gekommen. Uebrigens würde ich seine Frau bedauern."

„Bedauern, warum? Du thust ihm unrecht.“

„Ich thue nicht unrecht, er thut unrecht. Wenn Junk nicht wäre, hättest du bald Rittmeister sein können.“

„Kannst du dich denn gar nicht hineinfinden, mich nicht mehr im bunten Rock zu sehen?“

„Ach, den Rock wollte ich schon verschmerzen; aber was bist du jetzt? Nichts! Was soll ich wohl den Leuten antworten, wenn sie mich nach deiner Stellung fragen?“

„Müssen wir denn so abhängig sein von der Welt? Die Hauptsache ist doch nicht der Menschen, sondern Gottes Urteil.“

„Aber wir leben doch einmal in der Welt,“ sagte die junge Frau seufzend. „Ich kann mir nicht denken, daß es recht ist, sich so über die Meinung der Menschen hinwegzusetzen.“

Am nächsten Abend war große Gesellschaft bei Greiffensteins. Frau von Ribnitz war anfänglich wohlthuend berührt durch das freundliche Entgegenkommen, welches sie von allen Seiten fand, und durch die warme Sympathie, welche man ihrem Manne entgegenbrachte. Sie hatte fast gefürchtet, von jetzt an zu den Ausgestoßenen zu gehören, und nun wurde sie nicht zurückgesetzt, sondern im Gegenteil von einer gewählten, vornehmen Gesellschaft mit Auszeichnung behandelt.

Etwas unbehaglich wurde ihr freilich, als um halb zehn Uhr alles in einen größeren Saal strömte, und der Vortrag eines englischen Evangelisten, des Lord Gladstock, angekündigt wurde. Ihr war diese Art und Weise, auch in die weltliche Geselligkeit Religion und Erbauung hineinzutragen, in hohem Maße zuwider. Sie war es von Jugend auf gewohnt gewesen, diese Gebiete als getrennte zu betrachten, und sie vermochte es nicht, ihr Gefühl an die neue Berliner Praxis zu gewöhnen.

Indessen ging die Ansprache vorüber, freilich ohne Eindruck zu machen, da der Lord des Deutschen nur sehr wenig mächtig war und sich in so befremdlichen und gesuchten Bildern und Vergleichen erging, daß man ihm die Absicht, etwas ganz Besonderes zu sagen, anmerkte und verstimmt wurde.

Nach kurzer Pause ging man zum Souper. Und hier unterhielt sich Frau von Ribnitz, so gut es den Umständen nach möglich war. Zu ihrer Rechten saß freilich der langweilige Lord, mit dem sie nichts anzufangen wußte. Aber zur Linken hatte sie den Baron Greiffenstein, der bei allem Ernst seiner Grundsätze sich nicht nur die Verbindlichkeit diplomatischer Umgangsformen bewahrt hatte, sondern auch mit offenem Auge und weitem Herzen teil nahm an allem, was in Stadt und Welt vorging. Sie war jünger als einige andere anwesende Damen, aber der Gastgeber hatte dennoch ihr den Arm geboten, weil sie zum erstenmal in seinem Hause erschienen war. Ihr gegenüber saß die Tochter des Hauses, wegen ihrer Herzensgüte, welche größer war, als ihre Schönheit, allgemein „die gute Alma“ genannt. Zu den Seiten derselben saßen Ribnitz und Lühberg. Frau v. Ribnitz hatte, während sie ihr gegenübersaß, Alma mit Interesse beobachtet und begriff es sehr wohl, daß Lühbergs Aufmerksamkeit durch sie vollständig in Anspruch genommen war, denn sie besaß in der That einen eigenen Zauber und ihrer gewinnenden Freundlichkeit konnte niemand widerstehen.

Als das Souper beendet war und die Gesellschaft sich wieder in die angrenzenden Zimmer begab, trat Alma mit freundlichem Gruß auf Gertrud zu.

„Sie sind noch nicht lange in Berlin, gnädige Frau, höre ich von Ihrem Herrn Gemahl. Gewiß gefällt es Ihnen aber schon ebenso sehr, wie uns. Wir genießen es, nachdem wir so lange ohne gleichgesinnte Menschen leben mußten, hier einen so lieben Kreis von Freunden gefunden zu haben, mit denen man sich eins weiß im Streben nach den höchsten Gütern.“

Gertrud sah sie befremdet an. Diese Auffassung eines jungen Mädchens von den Vergnügungen Berlins war ihr neu, und in ihrer Wahrheitsliebe, die eine ihrer hervorragendsten Eigenschaften war, erwiderte sie:

„Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Ihre Bemerkung mich überrascht, denn ich



habe Berlin bisher von einer ganz anderen Seite kennen gelernt; ich glaubte nicht, daß schon junge Mädchen Gefallen an derartigen Interessen fänden, und ich gestehe offen, daß es mir etwas schwer wird, plötzlich eine Frau sein zu sollen, die ihre Freude nur darin finden soll, von Not und Elend sprechen zu hören."

„Unser lieber Lord hat Sie gelangweilt, gnädige Frau, es ist ihm bei seiner mangelhaften Kenntnis des Deutschen leider nicht gegeben, das, wovon sein Herz doch so voll ist, anderen in gewinnender Weise mitzuteilen. Die Eltern fürchteten das schon, aber wir mochten ihn nicht mit einer Ablehnung kränken, als er sich erbot, von seinen letzten Erfahrungen in London zu berichten."

„Sie beteiligen sich persönlich an dergleichen Arbeiten?" richtete nun Gertrud ihrerseits die Frage an Alma.

„Soweit ich es mit meinen schwachen Kräften kann, ja. Sie glauben nicht, welche Freude es ist, wenn man auch nur einen Tropfen Freude in das Meer von Elend gießen darf, das uns hier in Berlin überall umgiebt."

„Ich habe noch nicht so viel von dem sogenannten Elend finden können und habe schon manchmal gedacht, ob es auch wohl mehr in der lebhaften Phantasie von Herrn von Junk, als in der Wirklichkeit vorhanden sei."

„Ah, Sie kennen also Herrn von Junk, das ist ein herrlicher Mann!"

„Finden Sie?" — fragte Gertrud gedehnt. „Mein Mann hält auch viel von ihm. Ich habe ihn erst auf unserer Hochzeit kennen gelernt. Sympathisch ist er mir gar nicht."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, da Ribnitz auf seine Frau zukam, um sie zum Aufbruch zu mahnen.

„Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder," sagte Alma, als Frau von Ribnitz ihr Lebewohl sagte. Die Aufrichtigkeit der jungen Frau zog sie entschieden an und für das Leid derselben, obschon sie es nur ahnte, hatte sie aufrichtiges Mitgefühl.

Ribnitz' Hoffnung, Gertrud möchte einen günstigen Eindruck von dem Abend bei Greiffensteins bekommen haben und seinen Interessen infolgedessen etwas näher gerückt sein, erfüllte sich wenigstens in letzterer Hinsicht zu seinem Kummer nicht. Der Einfluß hätte vielleicht nachhaltiger sein können, wenn Ribnitz sich still und abwartend verhalten hätte. Aber seine dringenden Fragen verrieten die Absicht, sie mit sanfter Gewalt in die Kreise zu führen, in denen er sie so gern sehen wollte, und darum verstimmten sie. Und so begann die neutralere Stimmung einer immer bestimmteren Opposition Platz zu machen. Die Entfremdung der beiden Eheleute nahm offensichtlich zu. Dazu kam der ungünstige Einfluß, den Frau von Breitenburg ausübte, indem sie jede Gelegenheit wahrnahm, ihre Tochter zu bedauern und sie in ihren eigenen Augen als Märtyrerin erscheinen zu lassen, wobei sie stets alle Schuld an dem Mißverhältnis dem Schwiegersohn zuschob. Gertrud war diese Behandlung der Angelegenheit wenig förderlich; sie war es von jeher gewohnt gewesen, Bewunderung zu finden. In dem ländlichen Kreise, in dem sie aufgewachsen, war sie tonangebend gewesen, und als sie mit den Eltern in Berlin erschienen war, hatte sie der Ruf eines schönen und reichen Mädchens empfangen, dem gegenüber natürlich mit Huldigungen nicht gespart wurde. So erschien es ihr doppelt ungerecht und hart, daß ihr Mann nun der erste und einzige war, der an ihr etwas auszusetzen hatte. Aber warum den Beifall entbehren, wenn er zu haben war? Fand sie ihn nicht bei ihrem Manne, dann bei anderen. Anfänglich ward es ihr schwer, den Riß vor der Welt zu zeigen, aber allmählich fand sie Vergnügen daran, die Anerkennung, die ihr Bedürfnis war, sich da zu holen, wo sie sie fand.

In Begleitung ihrer Eltern besuchte sie Theater und Geselligkeiten wie früher, und man hatte sich bald daran gewöhnt, die junge, schöne Frau ohne ihren Mann erscheinen zu sehen. Man sprach nicht davon — galt er doch für einen wunderlichen Sonderling, dessen Launen der armen Frau das Leben schwer genug machten. Ribnitz war tiefbetrübt; er empfand die Weltliebe seiner Frau und die, wie er glaubte, nur durch die-

selbe bedingte Zerrüttung seiner Ehe als ein schweres Kreuz. Aber er glaubte seinerseits an die unabweisbare Pflicht, alle menschlichen und irdischen Interessen zurücktreten zu lassen vor der Mission, die er als Christ und als lebendiges Glied der Gemeinde zu haben glaubte. Und wenn er nur treu betete, so konnte ja der Erfolg nicht ausbleiben. Irgend etwas von dem, was seine Frau so häufig ausführte, mitzumachen, war ihm völlig unmöglich; den Gefahren und Versuchungen des Weltlebens durfte er sich nicht aufs neue aussetzen; ihnen zu begegnen fühlte er sich nicht gewachsen. Und so ging denn jedes seinen eigenen Weg.

Im übrigen war und blieb Ribnitz zunächst einer der eifrigsten Mitarbeiter Junks. Da Ribnitz Neuling in allen Missionsarbeiten war, so ließ er sich von dem erfahrenen Freunde willig leiten, hierhin und dorthin schieben, wie es diesem paßte. Infolge dieser Gefügigkeit und Unterordnung blieb auch die Freundschaft ungetrübt, die etwaige eigene Ideen des Novizen sehr bald auf die Probe gestellt haben würden.

* * *

Lühberg war als einziger Gast bei dem Ehepaar Ribnitz zum Thee.

„Ich freue mich, daß wir Sie hier haben," sagte die junge Frau. „Mein Mann wollte wieder mit dem Baron Junk sprechen über seine weiteren Schritte. Aber Gott sei Dank ist es unterblieben."

„Sie lieben seinen Rat nicht, gnädige Frau?"

„Ich kann den Menschen nicht leiden."

„Und es giebt doch kaum jemand, der es so gut mit der Menschheit im allgemeinen und mit jedem einzelnen im besonderen meint, als gerade ihn."

„Was er meint, kann ich nicht wissen. Aber alles, was er uns geraten hat, war verkehrt."

„Sind Sie so sicher, gnädige Frau?"

„Wie sollte ich zu anderer Ansicht kommen? Mein Mann hatte seinen Beruf und seine Stellung als Offizier. Und ich denke doch, man sollte den einen Beruf nicht aufgeben, ehe man den anderen in sicherer Aussicht hat."

„Es giebt Arbeit genug," sagte Ribnitz. „Ich werde schon finden. Gott wird uns die Wege zeigen, die wir gehen sollen."

„Willst du das Reden wirklich fortsetzen?" fragte ironisch die Frau.

„Hast du geredet?" warf Lühberg ein.

„Ja — wenigstens versucht" —

„Wo da?"

„Im neuen Stadtmissionssaal in der Waldemarstraße."

„Und bist gut damit durchgekommen?"

„Ach, so schlecht wie möglich," sagte Ribnitz seufzend.

„Er ist stecken geblieben," ergänzte die Frau.

„Ich fürchte, ich habe kein Talent zum reden — es war sehr peinlich."

„Es waren eine ganze Menge Menschen gekommen," sagte die Frau, „um Alfred zu hören, und nun diese Blamage. Er kann sich nicht wieder öffentlich sehen lassen."

„So schlimm würde ich die Sache nicht auffassen," sagte Lühberg. „Kein Meister fällt vom Himmel. Dergleichen wird bald vergessen. Du wirst es das nächste Mal besser machen."

„Ich meine, wir müßten fort von Berlin," sagte die junge Frau. „Was werden unsere Bekannten und die früheren Regimentskameraden sagen, wenn sich nun auch noch dieses Unglück herumspricht?"

„Wenn wir nach dem Urteil der Welt gehen wollen," sagte Ribnitz, „so hätten wir auch gerade so gut Veranlassung, hier zu bleiben. Ich habe meinen Abschied genommen, um nicht von Berlin fort zu müssen; wenn ich nun doch gehe, so ist für die Leute, die da spotten wollen, der eine Grund so gut, wie der andere."

„Auf mich wird keine Rücksicht genommen," sagte bitter die Frau. „Halten Sie es für recht, Graf Lühberg," fragte sie eifrig weiter, „sich so über das Urteil der Menschen hinwegzusetzen, wie Junk es thut und von uns verlangt?"

„Da ist schwer zu raten," sagte Lühberg zu Ribnitz, der ihn gespannt ansah, „hättest du mich gefragt, ob du deinen Abschied nehmen solltest, oder nicht, so würde deine Frau für ihren Wunsch, daß es nicht geschehe, an mir einen guten Bundesgenossen gefunden haben. Ich würde niemals in unserer evangelischen Kirche jemandem raten, zu Gunsten einer willkürlichen und völlig ungeregelten Thätigkeit seinen Beruf aufzugeben. Wer seine Kraft ganz dem Kirchendienst widmen will, der soll entweder Theologie studieren oder in irgend einer Anstalt sich für die niederen, dienenden Aemter ausbilden lassen. Jedes Amt und jede Arbeit, auch die Arbeit in der Kirche, erfordert eine gründliche Vorbildung und Ausbildung. Junks Ansicht, daß Frömmigkeit und guter Wille ausreichen, teile ich nicht. Freilich gehört zum Eintritt in die niederen dienenden Aemter ein hohes Maß von Demut, weil diese Aemter Verrichtungen bedingen, die mehr den ungebildeten, als den gebildeten Ständen zukommen. Wer ganz auf sich selbst stehen will, wie Junk, muß die Folgen tragen, daß er nämlich nur soweit anerkannt wird, als er sich selbst durch seine Persönlichkeit zur Geltung bringt."

„Käme ich nur dahin," sagte Ribnitz, „so zu arbeiten wie Junk, ich wäre ganz zufrieden. Er stiftet doch viel Segen durch sein Wirken."

„Er stiftet auch vieles, was kein Segen ist," sagte spitz die Frau.

„Stellungen wie diejenige Junks sind Ausnahmestellungen," warf Lühberg ein. „Die lassen sich nicht nur durch guten Willen erzwingen."

„Ich schwanke, ob ich es noch einmal mit dem Reden versuchen soll."

„Wenn ich raten soll," sagte Lühberg, „so versuche es nicht in großen, sondern zunächst in kleinen Vereinsversammlungen, wo nicht viel darauf ankommt, z. B. in Jünglingsvereinen. Gelingt es in Zukunft besser, so kann man Pläne machen, bei denen Berlin in Betracht gezogen wird. Gewinnst du die Ueberzeugung, daß das Reden nicht deine Sache ist, so wird sich ja auswärts eine Verwendung finden, bei welcher du deine Kräfte dennoch im Dienste des Reiches Gottes verwerten kannst."

Ribnitz, durch seinen Mißerfolg ohnehin deprimiert und keineswegs ermutigt durch Lühbergs nüchternes Urteil, warf sich mit allem Eifer in den nächsten Tagen auf die Vorbereitung einer neuen Ansprache.

Seine Frau war glücklich, daß das Vertrauen zu Junk in ihm etwas erschüttert war, und daß der wenigstens etwas besonnenere Lühberg als Ratgeber die Oberhand zu gewinnen schien.

* * *

Als das Frühjahr wieder in voller Pracht seinen Einzug gehalten und den Tiergarten mit dem herrlichen Schmuck des ersten Grüns bekleidet hatte, ging in der Hofjägerallee ein glückliches Brautpaar auf und nieder. Es war Graf Lühberg und Alma Greiffenstein.

„Du denkst dir das Heiraten offenbar nicht schlimm genug," sagte Lühberg. „Für die Männer hat es ja manche Vorzüge, aus den Restaurationen in die Häuslichkeit überzusiedeln, aber für die Frau bringt die Häuslichkeit viel Arbeit und Unbequemlichkeit mit sich."

„Das wird sich schon tragen lassen. Ich glaube nicht, daß für alte Jungfern das Leben leichter ist."

„Was würdest du aber sagen, wenn du von Berlin fort müßtest. Wenn ich z. B. nach Inowrazlaw oder Gumbinnen versetzt würde?"

„Warum nicht gleich nach Kamerun oder Zanzibar? Denk nicht, daß du mich dann los würdest. Ich gehe auch in die Tropen mit."

„Das wäre etwas für dich, wenn du jetzt schon über Hitze klagst. Und ich könnte

es noch schlimmer machen. Denke dir, daß ich wie Ribnitz plötzlich meinen Abschied nähme, um Stadtmissionar zu werden."

„Dann würde ich Frau Stadtmissionarin. Ich fürchte mich gar nicht davor."

„Und wenn ich dich jeden Abend allein ließe, um Ansprachen in den Versammlungen zu halten?"

„Dann ließe ich dich nicht allein und ginge in die Versammlungen mit. Entgehen kannst du mir gar nicht."

„Gott gebe, daß wirs immer im Ernst so machen. Es ist zu traurig, wenn Eheleute sich nicht verstehen. Der arme Ribnitz hätte mich beinahe vom Heiraten abgeschreckt."

„Wie ist es nur möglich, daß sie so auseinanderkommen?"

„Sie haben sich verlobt zu einer Zeit, wo ihnen beiden die Religion noch Nebensache war. Dann ist er erweckt worden, während sie geblieben ist, wie sie war. Und die Sache hat sich verschlimmert dadurch, daß er, von Junk aufgestachelt, Forderungen an seine Frau stellte, die auf der Stufe ihres inneren Lebens unmöglich von ihr zu erfüllen waren, und daß er dann in Hast und Uebereilung seinen Abschied nahm."

„Die Frau gefällt mir eigentlich ganz gut," sagte Alma.

„Sie hat auch vortreffliche Eigenschaften und war im Grunde keineswegs der Religion feind. Aber sie ist von Hause aus zu sehr daran gewöhnt, in der großen Welt zu leben und das Urteil der Menschen als maßgebend anzuerkennen, als daß sie ihm so schnell hätte folgen können, wie er es wünschte."

„Was werden sie denn nun machen?"

„Seine Versuche, als Redner in Versammlungen aufzutreten, sind völlig mißglückt. Er steht für den Augenblick der Zukunft ziemlich ratlos gegenüber."

„Wie sie mir leid thut, die arme Frau, wir wollen doch bald einmal hingehen und sie besuchen. In schweren Tagen thut Teilnahme wohl."

„Ich spräche ihn auch gern einmal wieder," sagte Lühberg, „es sind harte Prüfungen, die über ihn gekommen sind; aber wer bleibt ungeprüft und ohne Leid auf dieser armen Erde? Die Reihe wird auch an uns kommen."

„Und Gott wird hindurchhelfen," sagte Alma bewegt und drückte mit zärtlichem Seitenblick ihrem Bräutigam die Hand.

* * *

Die Häuslichkeit, welche die jungen Lühbergs nach einiger Zeit gründeten, war äußerlich der der Ribnitzschen sehr ähnlich. Almas Eltern lebten, wie es ihre Stellung seit lange mit sich brachte, in großartigen Verhältnissen, und so war auch Alma von klein auf mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten umgeben, die unsere verwöhnten Zeiten erfunden haben. Aber sie hing nicht daran. Wohl freute sie sich mit kindlichem Sinn an allem Schönen, das die Mutterliebe für sie geschaffen, aber es wäre ihr kaum ein Opfer gewesen, wenn sie ihre stattlichen und dabei doch so traulichen Räume mit einem einfachen Stübchen hätte vertauschen sollen.

So war auch ihr liebster Aufenthaltsort in ihrem neuen Heim bald das kleine Erkerzimmerchen geworden, das sie als ihr eigenstes Reich mit allen Erinnerungen aus ihrem Mädchenleben eingerichtet hatte.

Die bunten Glasfenster verbreiteten ein trauliches Dämmerlicht in dem kleinen Raume und gestatteten nur da, wo die fleißige Hausfrau ihren Arbeitsplatz zu haben schien, auch andere Beschäftigungen als plaudern und träumen.

Etwa sechs Wochen nach ihrer Hochzeit saß Alma, mit einer Arbeit beschäftigt, an ihrem Lieblingsplatz am Fenster, als der Diener in der Thür erschien und seiner Herrin meldete, daß ein kleines Mädchen sie dringend zu sprechen wünschte.

„Wie heißt das Kind?" frug Alma.

„Sie nannte sich Marie Kuleke."

„Und was will sie?"



„Sie sagte nur, sie möchte Frau Gräfin sprechen und ließ sich nicht abweisen."

„Schon gut, da soll sie hereinkommen."

Die unverzagte Kleine wurde doch schüchtern, als sie in den schönen Salon eintrat, den man passieren mußte, um in das Zimmer der jungen Frau zu kommen, und sie schaute ängstlich ihre groben Schuhe an, als sie bemerkte, daß sie nur über den schönen sammetnen Teppich zu ihrer lieben Freundin kommen könne.

„Komm her, mein Kind," rief ihr die Gräfin aber freundlich entgegen, als sie ihr Zögern gewahrte. „Ich kann mir schon denken, was du von mir willst."

So ermutigt, gewann denn die Kleine schnell ihr früheres Zutrauen wieder, und wenige von Schluchzen unterbrochene Worte des Kindes genügten, um die Gräfin erkennen zu lassen, daß offenbar in dieser ihr schon länger bekannten Familie gerade jetzt wieder die Not ihren Einzug gehalten.

„Ich komme noch heute zu euch, mein Kind, jetzt nimm nur diese Marken."

Die Kleine sah die Gräfin dankbar an. Wenn sie erst bei ihnen wäre, das wußte das Kind, so werde auch die Not bald ein Ende haben und die Thränen der Mutter getrocknet sein.

Alma überlegte einen Augenblick, wie sie am besten helfen könne, nachdem sie das Kind an die Thür geleitet, und ein Gefühl der Beschämung erfüllte sie, als sie des Ueberflusses gedachte, der sie umgab. Ja, ihr warmes Herz hätte am liebsten schon oft alles hingegeben, um anderer Thränen zu trocknen, und es ward ihr immer wieder schwer zu verstehen, daß es Gottes Ordnung sei, daß Reiche und Arme untereinander wohnen.

Sie bereitete einige Einkäufe vor, die die augenblickliche Not lindern sollten; aber die Hauptsache blieb doch, daß der Mann erst wieder eine Stellung bekam, nachdem er durch Krankheit die frühere verloren. Und da sollte Junk helfen — der werde schon etwas wissen. So saß sie noch sinnend am Fenster, als Lühberg eintrat, ohne daß sie ihn bemerkte.

„Warum so ernst, mein Schatz?" redete er sie an.

„O Kurt, der arme Kohlenträger Kuleke — du weißt, ich erzählte dir schon, die Familie ist wieder ganz in Not. Die vielen Kinder, die schwache Frau und unregelmäßiger Verdienst."

„Und da möchte meine liebe Frau nun am liebsten unser Mittagessen zu Kulekes hintragen?" erwiderte Lühberg scherzend, denn er kannte das weiche Gemüt seiner Frau.

„Ja, am liebsten," sagte Alma und sah ihn unter Thränen lächelnd an, aber gleich wieder ernst werdend, fügte sie hinzu: „Du mußt raten, Kurt, wie dem Mann dauernd zu helfen ist. Wir wollen auch Junk fragen — vielleicht weiß der etwas. Ich muß noch heute zu den armen Leuten und mit ihnen sprechen."

„Ich komme mit dir," sagte Lühberg, „und wir wollen sehen, was sich machen läßt."

„Wenn man selbst so glücklich ist, möchte man gern auch alle anderen Menschen glücklich machen."

Lühbergs machten ihren Gang zu Kuleke und beschlossen nach Ansicht der Verhältnisse, daß es das beste sei, sofort zu Junk zu gehen und dessen mannigfache Beziehungen auszunutzen. Gesagt, gethan. Und sie täuschten sich nicht. Junk wußte in der That eine Vakanz, die für den Bedürftigen passen mochte.

Als die Sache nahezu geordnet war, trat plötzlich zu Junks und Lühbergs Ueberraschung Pastor Strecker aus Nassow ins Zimmer.

Junk begrüßte ihn freundlich.

„Sie wundern sich gewiß, mich hier in Berlin zu sehen?"

„Ich vermutete Sie allerdings in Nassow. Aber ich freue mich umsomehr."

„Und ich werde jetzt ganz Berliner, wie Sie."

„Sie sind hierher versetzt?"

„Ich bin an die Lorenzkirche, die königliches Patronat hat, und zugleich in das Konsistorium berufen. — Ich verdanke die Berufung einem wissenschaftlichen Werk, das ich geschrieben" —

„Wozu doch die Wissenschaft gut sein kann," sagte Junk scherzend. „Und ich ärgerte mich so über die vielen dicken Bücher, die ich bei Ihnen liegen sah."

„Sie lieben die Bücher nicht?"

„Nur mit großer Auswahl. Die lebendigen Menschen sind mir lieber."

„Und Sie wirken hier unverdrossen weiter? Wie steht es mit Ihrer Arbeit? Kommt sie vorwärts?"

„Nicht so gut, wie ich wünschte," erwiderte Junk, „wir haben leider manche Hindernisse und Stockungen gehabt, die den Mut auf die Probe stellten."

„Die giebt es überall. Ich meinerseits komme übrigens im Grunde nur, um Ihnen einen Dank auszusprechen" — —

„Einen Dank?" fragte Junk erstaunt. „Sie werden meinen Mut gleich wieder beleben."

„Es würde mich freuen. Jedenfalls bekenne ich Ihnen offen, Herr Baron, daß die Anregung, welche ich seiner Zeit durch Ihren Besuch gehabt habe, nicht ohne Frucht geblieben ist."

Junk horchte auf. „Da habe ich wohl, ohne es zu wissen und zu wollen, ein gutes Werk gethan."

„Das sind meist die besten Werke, die wir ungewollt und unbewußt thun," entgegnete der Pastor. „Ich habe auf Ihre Anregung hin in meiner Gemeinde einen Kindergottesdienst eingerichtet, der schon viel Segen gebracht und mir manche Thüren geöffnet hat, die früher verschlossen waren."

„Da fangen Sie auch noch an, mit Laien zu arbeiten. Sie werden doch wohl Helfer verwendet haben im Kindergottesdienst?"

„In der That habe ich einige geworben," entgegnete der Pastor, „obschon auf dem Lande die Sache schwerer ist, als in der Stadt. Aber die Helfer, die ich als Diener der Kirche ordnungsmäßig anstelle, sind auch keine Laien mehr."

„Keine Laien?" fragte Junk verwundert.

„Ihre Definition befremdet mich auch," meinte Lühberg. „Im ganzen bezeichnet man doch nach dem Sprachgebrauch den Nichtgeistlichen als Laien."

„Sehr mit Unrecht, meines Erachtens," erwiderte der Pastor. „Dieser Unterschied zwischen Priester und Laien ist der falsche katholische, und auch das Studiert- oder Nichtstudiertsein macht keinen Unterschied, sondern das ist das Entscheidende, ob jemand ordnungsmäßig von der Kirche berufen ist oder nicht."

„Da drücken Sie gleich dem Laien, der in freier Weise arbeitet, einen leichten Makel auf."

„Das will ich auch," entgegnete der Pastor. „Wer arbeiten will, soll sich berufen lassen und sich nicht selbst berufen."

„Wenn ihn nun aber niemand beruft?" fragte Junk.

„Dann ist dies ein Zeichen, daß man seiner nicht bedarf."

„Da möchte ich doch widersprechen," sagte Lühberg. „Zugegeben, Ihre Definition des Laien wäre richtig, so glaube ich, kann es doch oft nicht nur Recht, sondern Pflicht sein, sich selbst zu berufen. Wäre aus der Reformation etwas geworden, wenn Luther sich nicht selbst berufen?"

„Luther war kein Laie, sondern ein berufener Geistlicher."

„Gerade darum," sagte Lühberg, „hätte er nach Ihrer Theorie seinen Oberen gehorchen müssen."

„Es ist etwas anderes, seinen Oberen um des Gewissens willen widersprechen und sich selbst zum Lehrer in der Kirche berufen. Das hat Luther nicht gethan."

Es entstand eine kurze Pause.

„Was Sie auch sagen, Herr Pastor," begann Junk wieder, „wenn der Geist mich treibt, zu arbeiten, so lege ich die Hand ans Werk."

„Mit dem werden Sie so leicht nicht fertig, Herr Pastor," sagte Lühberg. „Er ist Schleswig-Holsteiner, und die haben harte Köpfe."

„Nicht harte Köpfe, aber feste Ueberzeugungen," sagte verbindlich der Pastor.

Alma hatte bisher dem Disput der Herren schweigend zugehört. Jetzt benutzte sie eine Pause zu der Bemerkung, die ihr offenbar tief aus dem liebenswürdigen Herzen kam: „Wie schade, Herr von Junk, daß Sie keine Frau haben!"

Junk lachte laut auf. „Mache ich Ihnen, gnädige Frau, gerade eben so stark den Eindruck, einer Gehülfin bedürftig zu sein?"

„Sie würden mit einer Frau und eine Frau würde mit Ihnen glücklich werden."

„Und mit den festen Ueberzeugungen ist es dann vorbei — meinen Sie."

„Die Ueberzeugungen können bleiben, aber sie werden vielleicht etwas milder."

„Ja, wenn mein Arbeitsgebiet nicht auf kirchlichem Felde läge," meinte Junk. „Im Weltleben gebe ich stets den Damen alle Ehre, die ihnen zukommt. Auf meinem Gebiet aber haben die Junggesellen ein Vorrecht."

„Also auch römischen Sauerteig mengen Sie bei Ihrer Arbeit?" sagte scherzend Pastor Strecker. „Sie treten für das Cölibat ein?"

„Wenn das Irrlehre ist, was der Herr und die Apostel empfohlen haben, nämlich um des Himmelreichs willen nicht zu freien, so huldige ich allerdings dieser Irrlehre."

„Sind Sie wirklich aus Grundsatz unvermählt?" fragte Strecker, der sich von seiner Verwunderung nicht recht erholen konnte.

„Ganz gewiß aus Grundsatz," erwiderte Junk, „und ich glaube, es stände besser in unserer evangelischen Kirche, wenn die Ehelosigkeit wieder etwas mehr zu Ehren käme, ohne römischen Zwang auf dem Boden der Freiwilligkeit, wie alles bei uns."

„Wart noch ein paar Jahre," sagte Lühberg, „dann heiratest du auch noch."

„Niemals," erwiderte Junk, „niemals."

* * *

Einige Tage später trat Lühberg mit einem Brief in der Hand bei Alma ein.

„Ribnitz schreibt mir da und bittet mich in einer Angelegenheit um meinen Rat, in der ich ihn sprechen muß. Ich will darum gleich zu ihm gehen. Magst du mitkommen? Dann könntest du gleichzeitig seiner Frau einen Besuch machen."

„Sehr gern," antwortete Alma, „es lag mir ohnehin schon auf dem Gewissen, daß wir noch immer nicht bei ihnen waren. Die arme Frau zog mich schon bei unserer ersten Bekanntschaft an, obgleich ich glaube, daß unsere Ansichten sehr verschieden sind."

„Warum nennst du sie die *arme* Frau. Ich möchte lieber sagen der *arme* Mann. Denn ich glaube, daß sie Ribnitz das Leben nicht leicht macht."

„Das will ich nicht bestreiten," erwiderte Alma, „aber ich glaube doch, daß die erste Schuld bei ihm liegt. Sei nicht böse — wir Frauen nehmen immer für die Frauen Partei."

Alma hatte seit ihrer ersten Bekannschaft mit Gertrud verschiedentlich versucht, dieser freundlich näher zu treten, namentlich seitdem sie als Lühbergs Braut wußte, wie eng befreundet dieser mit Ribnitz war. Aber Gertrud hatte dem je länger, je mehr einen stillen Widerstand entgegengesetzt, denn sie argwöhnte in allem den Versuch, sie zu bekehren, und bestärkte sich innerlich immer mehr in dem Vorsatz, sich nicht beeinflussen zu lassen, sondern ihre Stellung zu behaupten.

So empfing sie auch jetzt Graf und Gräfin Lühberg mit jener kühlen Reserve, die zwar niemals die höflichsten Formen verleugnet, sich aber eben durch eine steife, kalte Höflichkeit im vollen Sinne des Wortes mit unnahbaren Schranken umgiebt. Lühberg zog sich denn bald mit dem Freunde in dessen Zimmer zurück, um den eigentlichen Zweck seines Kommens, Ribnitz' Brief, zu besprechen. — Aber auch jetzt wollte zwischen den beiden Damen keine wirkliche Unterhaltung zustande kommen. Um etwas zu sagen, fragte Alma nach einer Pause, als sie ein Konzertprogramm mit den Namen hervorragender Künstler auf dem Tischchen neben ihr liegen sah:

„Sie sind musikalisch und besuchen viel Konzerte?"

„Nicht eben viele; aber dann und wann eins. Was sollte ich auch immer mit den langen Abenden anfangen, wenn mein Mann nicht zu Hause ist.“

„Haben Sie ihn nie begleitet?“ konnte Alma nicht unterlassen zu fragen.

„O ja, einmal wohl, aber daran hatte ich auch gerade genug.“

„Und Sie haben es dann gleich ein für alle Male aufgegeben?“ fragte Alma in verbindlichem Ton.

„Besuchen Sie denn diese Versammlungen, Frau Gräfin?“ kam etwas spitz die Gegenfrage.

„Gewiß, wenn wir können. Morgen in acht Tagen ist ein größerer Theeabend in dem Lorenzverein. Wir werden jedenfalls hingehen. Wenn Sie auch hingingen, könnten wir Sie abholen. Der Weg geht hier vorbei.“

„Morgen in acht Tagen bin ich leider schon versagt, es ist der Ball bei General Nordenfels,“ erwiderte Gertrud, im stillen froh, auf eine passende Weise die Einladung ablehnen zu können.

„O, das ist schade, ich glaube, es hätte auch ihren Mann interessiert, den Professor Talström aus Christiania kennen zu lernen, der den Hauptvortrag übernommen hat.“

„O, mein Mann wird Sie gewiß gern begleiten. Er ist ohnehin immer froh, wenn er einen Grund hat, von Hause fort zu sein.“

Alma schwieg. Sie hatte nicht geglaubt, daß es mit der Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses schon soweit gekommen. Aber das tiefe Gefühl des Mitleids für die junge Frau, mit dem sie die Unterredung begonnen, verlor sich je mehr und mehr. Dieser Grad von Kälte dem Manne gegenüber hatte für ihr zartfühlendes Herz etwas schwer verletzendes.

Es kam, wie Gertrud gesagt. Lühbergs holten acht Tage später Ribnitz aus seiner Wohnung zu dem Vortrage ab. Er war allein; seine Frau bereits zu den Eltern gefahren, um mit diesen den Ball beim General Nordenfels mitzumachen.

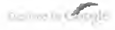
„Trinken Sie noch eine Tasse Thee mit uns,“ sagte Alma, als sie um 10½ Uhr das Vereinslokal verließen. Sie wußte ihn ja sonst den Abend allein und wollte ihn gern, so viel sie konnte, den traurigen Gedanken, die ja unausbleiblich kommen mußten, entziehen Und so kam es öfter. Lühberg brachte Ribnitz häufig mit heim, wenn sie sich gerade hier oder da getroffen, und Ribnitz kam gern. Er fühlte sich so wohl bei den Freunden, die seinen Interessen das vollste Verständnis entgegenbrachten, und sein argloses Gemüt ahnte nicht, daß gerade diese Freundschaft tief im Herzen seiner Frau einen Stachel zurückließ.

Mehrere Monate waren vergangen, und der Winter neigte sich dem Ende zu. Ribnitz war immer häufiger Gast bei Lühbergs geworden, während Gertrud völlig in den geselligen Strom hineingerissen worden war. Jeder Teil entschuldigte und erklärte sein isoliertes Auftreten mit dem entsprechenden Verhalten des andern. Bei Gertrud regten sich wohl hin und wieder Gewissensbisse ob ihres Thuns; aber sie suchte sie gewaltsam zurückzudrängen und durch neue Zerstreuungen zu ersticken.

Ribnitz seinerseits glaubte allein das Rechte zu thun, wenn er alles meide, was ihn mit der Welt in Berührung bringe, wenn er nur treu bliebe unter dem Kreuz, das ihm auferlegt war. Er ließ seiner Frau völlig ihren Willen und versuchte nicht, sie zu beeinflussen; er meinte, daß Gottes Stunde noch nicht gekommen sei, daß sie aber früher oder später schlagen müsse.

An einem milden Aprilabend saß Gertrud mit einem Buch in der Hand am Fenster und las. Die geselligen Freuden hatten aufgehört und der saison morte Platz gemacht. Aber die Lektüre vermochte ihre Gedanken nicht zu fesseln und sie blickte immer abwechselnd nach der Uhr in ihrer Hand und die Straße hinab.

Natürlich ist er wieder bei Lühbergs — dachte sie. Nein, ich ertrage es nicht länger. Das ist noch keiner Frau geboten worden. Ich könnte Alma hassen, dieses sanfte, fromme, liebreiche Thun — und daraus macht sie sich kein Gewissen, den



Gatten einer anderen an sich zu fesseln. Ja, ich müßte mich ja blind machen, wollte ich es nicht sehen, wie er an ihr hängt und jedes Wort aus ihrem Munde gespannt erwartet.

Da öffnete sich die Thür. Sie glaubte schon es sei Ribnitz, und diesmal habe sie ihm Unrecht gethan. Aber es war nur der Diener, der frug, ob die gnädige Frau den Thee allein trinken wolle, da der Herr noch nicht zu Hause sei.

„Ich werde warten,“ sagte Gertrud und gab sich den Anschein, als wisse sie genau, wie lange ihr Mann noch fort bleiben werde. Aber Stunde um Stunde verging. Er kam nicht. Das Warten spannte ihre ohnehin erregten Nerven aufs höchste, und als es endlich Mitternacht schlug, ohne daß Ribnitz gekommen wäre, verlor sie völlig die künstlich bewahrte Selbstbeherrschung, und in einen Strom von Thränen ausbrechend, verbarg sie ihr Gesicht in den Händen.

Trotz ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit gegen Ribnitz hing ihr Herz doch fester an ihm, als es ihr selber klar gewesen. Und der Gedanke, daß seine Liebe ihr nicht mehr gehöre, der ihr jetzt fast zur Gewißheit wurde, drohte sie zu ersticken. In ihrer Erregung stellte sie sich alles so finster als möglich vor, ja sie fand ein gewisses Behagen der Bitterkeit daran, sich Dinge vorzustellen, an die sie im Grunde selbst nicht glaubte.

Allmählich erst wurde sie ruhiger und vermochte sich soviel zu sammeln, um etwas Klarheit in ihre Gedanken zu bringen. Daß es so nicht weiter gehen könne, war ihr nun, wo der Strudel der Zerstreuungen aufgehört und sie wieder zur Besinnung und zum Nachdenken über sich selbst gekommen, völlig klar. Und nach allem, was sie ihrer Meinung nach schon ertragen, schien der Schritt, zu dem Ribnitz sie, wie sie meinte, selber zwang, nicht das schwerste.

Ja, sie wollte ihn freigeben. Sie wollte seinem Glücke nicht länger im Wege stehen. Mochte er dann in der Freundschaft mit Alma finden, was die Ehe mit ihr ihm versagt. So gewann ihr Stolz die Herrschaft über ihre Liebe, und mit dem Entschluß, je eher, je lieber offen mit Ribnitz zu sprechen und zu brechen, erhob sie sich endlich und suchte ihr Lager auf.

Ribnitz kehrte den Abend in besonders gehobener Stimmung heim. Er hatte selbst einen Vortrag im Lorenzverein vor ziemlich zahlreicher Versammlung gehalten und brachte zum erstenmal die Empfindung heim, seine Zuhörer gefesselt und etwas von der heutigen Begeisterung, die ihn erfüllte, ihnen mitgeteilt zu haben. — Sein sehnlichster Wunsch, mit Befriedigung und Erfolg im Reiche Gottes zu arbeiten, schien ihm heute nicht nur möglich, sondern Zukunftsbilder von ungeahnter Kühnheit traten schon an Stelle der etwas matt gewordenen Hoffnung.

Aber alles erwachte Selbstgefühl brach zusammen, als in den nächsten Tagen seine Frau ihn mit voller Ruhe und Klarheit vor eine Entscheidung ihrer Differenzen stellte, die er nicht erwartet, ja die er für unmöglich gehalten hatte. Gertrud teilte ihm in einfachen Worten mit, daß sie fest entschlossen sei, das eheliche Verhältnis, oder wenn dies Schwierigkeiten mache, doch mindestens das eheliche Zusammenleben zu lösen, welches ihr nichts wie Enttäuschungen und schmerzliche Erfahrungen gebracht habe. Ribnitz war wie niedergeschmettert. Nun gerade, wo er eben begonnen hatte, sich in seinem neuen Beruf glücklich zu fühlen — nun brach auch noch dieses Unglück über ihn herein. Sollte er dennoch standhaft bleiben? Und konnte er es? Denn er verhehlte sich nicht, daß eine Trennung, wie die von Gertrud verlangte, naturgemäß auch in den Kreisen, in denen er nun verkehrte, die äußersten Bedenken hervorrufen und ihm seine Stellung mindestens erschweren, vielleicht unmöglich machen würde.

Ribnitz bat die Verwandten, sich ins Mittel zu legen. Aber der Bruch schien unheilbar, weil Gertrud als erste Bedingung des Ausgleichs das verlangte, was gerade ihrem Mann am schwersten fiel, die gemeinsame endgültige Abreise von Berlin. Sollte Ribnitz der ihre bleiben, und im Grunde des Herzens wünschte sie es, denn sie hatte ihn geliebt und liebte ihn noch, so sollte er aus dem Bannkreise des verhängnisvollen

Freundes Junk, dann aber und vor allen Dingen aus der Nähe Almas entfernt werden, aus der Nähe der Frau, die Gertrud begonnen hatte, mit aller Glut einer eifersüchtigen Leidenschaft inbrünstig zu hassen.

* * *

Einige Tage später finden wir Gertruds Vater, Herrn von Breitenburg, im Zimmer des alten Herrn von Greiffenstein.

Die Herren gehen nach kurzer Begrüßung wie von selbst und ungesucht auf das Schicksal ihrer Kinder ein. Das Glück des Lühbergschen Paares wird gepriesen. „Und ich glaube," sagte der Gesandte, „ihr Glück ist dauernd begründet, da beide die gleichen ernsten Interessen haben."

„Auf solche Gleichheit kommt viel an," gab Herr von Breitenburg zurück. „Bei meinen Kindern war sie leider nicht vorhanden; sie haben sich in einer Weise auseinandergelebt, daß selbst von Trennung schon die Rede gewesen. Ich hoffe, daß traurige Folgen vermieden werden, aber das Schicksal derselben ist doch der Grund, warum ich zu Ihnen komme und Ihre Hülfe erbitten möchte."

„Ich stehe zu Diensten, soweit meine Kräfte und mein Einfluß reichen."

„Sie wissen," sagte Breitenburg, „daß mein Schwiegersohn in übereilter Weise seinen Abschied genommen hat, weil er unter dem Einfluß des Herrn Junk die Ueberzeugung gefaßt hatte, daß er zum freien Prediger oder Evangelisten in Berlin berufen sei. Nun sind alle seine Versuche, als Redner aufzutreten, wie Sie vielleicht gehört haben, gänzlich mißlungen. Von der freiwillig eingeschlagenen Berufsbahn zurücktreten will er nicht, und nach Lage der Dinge halte ich das auch für das Vernünftigste. Es handelt sich nun darum, eine Stellung zu finden, die für ihn paßt. Da ist mir zu Ohren gekommen, daß in Holland, nicht weit von der deutschen Grenze, ein evangelisches Pensionat für Söhne besserer Stände liegt, von einem Geistlichen geleitet. Für dieses Institut wird ein Mann gesucht, dessen Aufgabe nicht sein soll, zu unterrichten, sondern die jungen Leute außerhalb der Unterrichtsstunden zu beaufsichtigen und in gutem Sinne zu beeinflussen."

„Ich kenne das Institut."

„Wir hörten, daß Excellenz Beziehungen zu dem Leiter der Anstalt hätten und wir wollten nun, für den Fall Sie zustimmen, um ein Wort zu Gunsten meines Schwiegersohnes bitten."

„Und Herr von Ribnitz ist bereit, eine solche Stellung anzunehmen?"

„Die vielen Enttäuschungen, die er erlebte, haben seine Ansprüche modifiziert. Er ist ganz bereit."

Herr von Greiffenstein war ein zu vorsichtiger Diplomat, um irgend eine bindende Zusage zu geben. Nur soviel versprach er, daß er mit dem Anstaltsleiter in Verbindung treten wolle. Was er demselben schreiben würde, sagte er nicht. Er hatte sich vorgenommen, zunächst bei Lühberg und dann bei anderen Erkundigung einzuziehen, ob Ribnitz wirklich für eine solche Stellung sich eigne.

Baron Junk saß in seinem Bureau und redigierte den „Pilger nach Kanaan", dessen Vertrieb zwar die Druckkosten nicht deckte, aber dennoch von Junk fortgesetzt wurde, weil er das Blatt als gemeinsames Organ der von ihm geleiteten Vereine für unentbehrlich hielt. Der früher von ihm beschäftigte oder auch nicht beschäftigte Schneider war nicht mehr da; er war inzwischen Reporter beim socialdemokratischen „Volksblatt" geworden; der Schulmeister dagegen erschien noch immer auf seinem Platz. Junk hatte ihn getragen mit der Liebe, die alles glaubt und alles hofft und sich nicht erbittern läßt, und wirklich hatte der Mann nun schon sieben Monate nicht mehr auf seinem

Platz gefehlt, treu dem in Junks Hände abgelegten Gelübde, daß er nie mehr in seinem Leben einen Tropfen spirituöser Getränke genießen wolle. Junk las, der Schulmeister schrieb.

Ein gewohnter Besuch, Tischler Beckmann, trat in die Thüre.

„Herr Baron," sagte er, „ich fürchte, die Sache wird sehr schlimm."

„Was wird schlimm?"

„Herr Baron werden gemerkt haben," sagte, lauernd auf den Eindruck, den er machen würde, der Tischler, „daß in der ganzen letzten Woche der Besuch im Verein sehr schwach war."

„Jawohl hab ichs gemerkt," sagte Junk aufspringend. „Ich schob es aufs schöne Frühlingswetter und auf den Kaiserbesuch."

„Es sind noch andere Gründe da," sagte Beckmann wichtig.

„Und welche?"

„Herr Baron haben ja mehrmals den Pastor Müller von den Baptisten hier im Verein gehabt und unser Mitglied, der Schmied Rasenapp, war ja auch Baptist. Nun hat Pastor Müller zwei Häuser von hier das schöne Lokal gemietet, das wir schon mehrmals haben wollten, und hat dort einen neuen baptistischen Verein gegründet. Schmied Rasenapp ist gleich übergetreten zu ihm und hat sieben von unsern besten Mitgliedern mitgenommen. Die anderen sind nicht mit; aber bei uns ist es ihnen nun auch zu einsam geworden, und sie verlaufen sich oder gehen in andere Lokale. Den Drechsler Pietsch sah ich gestern aus Varieté herauskommen."

„Aber sie werden wiederkommen!" sagte Junk in Erregung, halb hoffend, halb erschreckt.

„Ich glaube kaum, Herr Baron. Gestern abend war ich ganz allein im Verein mit dem Stadtmissionar. Wir spielten eine Partie Schach."

„Haben denn die jungen Leute etwas gegen mich?"

„Persönlich wohl nicht. Aber sie klagen alle, es würde zu viel Erbauung getrieben. Pastor Müller hat ihnen versprochen, nur wöchentlich einmal eine biblische Besprechung zu halten, und daraufhin haben sie sich gleich als Mitglieder aufnehmen lassen."

Junk saß eine ganze Weile sinnend auf seinem Sessel, dann sagte er nachdenklich: „Nach alledem wird es ja gar nichts mehr helfen, daß ich noch mit Müller spreche."

„Ich fürchte auch," sagte Beckmann. „Ich war bei ihm und hielt ihm vor, daß es doch sehr unrecht von ihm sei, uns so Konkurrenz zu machen, daß er ein Lokal nebenan mietete und die Jünglinge herauszöge, die hier gesammelt sind; er solle doch in die Vorstadt gehen, wo noch keine Vereine wären."

„Und was sagte er da?"

„Er meinte, es wären soviel Jünglinge in diesem Stadtteil von Berlin, daß man unsere beiden Lokale damit vollpfropfen könne, und doch welche übrig blieben."

Junk schwieg betroffen. Eben dasselbe Argument hatte er unzählige Mal andern gegenüber gebraucht, wenn er selbst durch planlose, ungeregelte Arbeit die Zirkel anderer Leute gestört hatte.

Beckmann unterbrach ihn: „Wenn ich noch von einer anderen Sache reden darf, Herr Baron?"

„Sind Sie wieder in Geldverlegenheit?" fragte Junk zerstreut und griff zur Börse.

„Bitte sehr, Herr Baron, wie können Sie so etwas von mir denken. Aber Sie wissen, meine Frau ist von dem fünften Kindchen entbunden, und das soll übermorgen getauft werden. Möchten Sie nicht Gevatter bei uns stehen?"

„Herzlich gern, lieber Beckmann. Ob ich selber kommen kann, weiß ich nicht, aber Patenstelle will ich gern vertreten. Hier ist mein Patengeld."

Beckmann bekam die 10 Mark, auf die es abgesehen gewesen war, und empfahl sich.

Junk blieb allein. Ein tiefes Weh ging durch seine Seele. Was war nun die Frucht aller seiner Arbeit? Sein treuester Mitarbeiter, Pastor Wahlberg, hatte ihn im Unmut verlassen. Sein Vorstand hatte ihm die Gemeinschaft aufgekündigt. Die Jüng-

linge, die er mit den größten Opfern an Geld, Zeit und Kraft gesammelt, waren auseinandergestoben, wie Spreu vor dem Winde. Der einzige, der ihm geblieben war, war der Tischler Beckmann, dessen Freundschaft keinen anderen als den goldenen Boden hatte.

Er wollte fast irre werden an allem, was er geglaubt und gehofft, an den Idealen, für welche er alles drangegeben hatte, was sonst den jungen Leuten seines Standes das Wertvollste scheint. Da öffnete sich die Thür und herein trat — es war Mittagszeit — ein junger Schneider, Namens Hoffmann, ein fröhliches Gesicht mit blauen Augen und blondem Haar.

„Ich wollte doch," begann er, „Herrn Baron das Geld abliefern, was ich für unsern Verein bekommen habe."

Dabei legte er zwei Mark auf den Tisch.

„Was ist das für Geld? Wo stammt es her?"

„Sehen Sie, das ging so zu. Es mag ungefähr acht Wochen her sein, da kam ich Sonntag morgens beim Blätterverteilen in den Arbeiterwohnungen der Ackerstraße an eine Thür, die mir von einer Frau geöffnet wurde. Als sie sah, daß ich Blätter in der Hand hatte, hielt sie mich für einen socialistischen Kolporteur und wollte mir die Thür vor der Nase zuschlagen. Es gelang mir aber, ihr ein Sonntagsblatt so hinzuhalten, daß sie einen Blick hineinwarf. Als sie sah, daß es etwas Religiöses war und zugleich meine Versicherung vernahm, es koste nichts, wurde sie freundlicher und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Sehr schnell ging sie dann zu Klagen über, die ihren Mann betrafen, der fast alles Geld vertrinke, spät nach Hause komme, besonders am Sonnabend und ihr die Führung eines regelrechten Haushalts unmöglich mache. Ich hatte nicht Zeit, mich lange aufzuhalten, gab ihr aber schließlich den Rat, zu überlegen, ob sie nicht vielleicht auch Schuld habe an dem häuslichen Unglück. Am nächsten Sonntag ging ich in dasselbe Haus. Diesmal öffnete mir der Mann, und es dauerte nicht lange, so kamen wir in ein ähnliches Gespräch. Der Mann klagte über seine Frau, sie führe den Haushalt so schlecht, daß ihm stets unbehaglich in der eignen Wohnung sei. Komme er hungrig nach Haus, so habe die Frau niemals das Essen bereit, die Kinder würden schlecht gehalten und die ganze Wohnung ebenso. Ich sagte zum Schluß auch dem Manne, er möge sich überlegen, ob ihn nicht auch eine Schuld an diesen Zuständen treffe. Mehrere Wochen lang gab ich nun einfach sonntäglich meine Blätter ab, da vor vierzehn Tagen hielt die Frau mich fest, sie müsse es mir doch, meinte sie, sagen, ihr Mann sei, seitdem er die Blätter lese, die ich gebracht, ein ganz anderer Mensch geworden. Er komme jeden Abend direkt von der Arbeit nach Hause und bringe stets am Sonnabend den vollen Lohn mit. Und gestern begegnete ich nun dem Manne auf der Straße; er kam freundlich auf mich zu und versicherte, seit dem Beginn der Blätterverteilung sei seine Frau eine völlig andere geworden. Komme er nach Haus von der Arbeit, so sei stets ein gutes Essen fertig, die Kinder seien sauber, die Wohnung stets aufgeräumt. Es sei ihm freilich schwer geworden, sich von seinen alten Gewohnheiten und namentlich von seinen alten Freunden zu trennen. Aber er habe es bisher durchgesetzt. Um nun aber nicht doch wieder aus Schwachheit auf Abwege zu geraten, fühle er die Notwendigkeit, den Versuchungen, die ihn in Berlin immer verfolgen würden, aus dem Wege zu gehen. Er habe die Absicht, demnächst nach Bernau überzusiedeln, wo ihn niemand kenne; weil er aber nur unserem Verein verdanke, daß seine unglückliche und zerrüttete Ehe nun wieder eine geordnete und glückliche geworden sei, so müsse er mir doch vor der Abreise zwei Mark für unsere Vereinskasse geben. Hier sind die zwei Mark."

Junks Züge hatten sich beim Zuhören immer mehr verklärt. Das war doch wie ein Trost im Moment des Verzagens vom Himmel gesandt, daß seine Arbeit doch nicht vergeblich gewesen, und wenn er in den ganzen Jahren seiner Arbeit nichts anderes erreicht hätte, als diesen einen Jüngling anzuregen zur Mitarbeit und durch ihn eine unglückliche Ehe in eine glückliche zu verwandeln — war das nicht Erfolg und Lohn genug?

Und doch war ein Wort des jungen Schneiders, welches er nacheinander den

beiden Eheleuten zugerufen, ihm wie ein Stachel im Gewissen haften geblieben, das Wort: Ueberlegen Sie doch, ob Sie nicht selber Schuld haben. War es nicht auch seine Schuld, wenn er nun so ganz isoliert in der Welt stand, wenn nicht nur die Welt, sondern auch die Christen sich völlig von ihm zurückzogen und ihn mit seinem warmen Herzen und seinem Liebeseifer außer Thätigkeit setzten?

Er bedurfte eines Freundes, mit dem er sich aussprechen konnte und ging zu Lühberg.

„Wundern darfst du dich nicht," sagte Lühberg ihm, auf ein langes Register von Klagen. „Du hast dich eben noch nicht gewöhnen können, daß wir auf dieser armen Erde nicht allein sind, sondern Rücksichten nehmen müssen, namentlich auf die, die wir zu Mitarbeitern haben wollen. Du hast Wahlberg vor den Kopf gestoßen, statt ihm die Stellung einzuräumen, die er beanspruchen konnte. Du hast deinen Vorstand vergewaltigt, statt dich nach seinen Wünschen zu richten, und du hast deine Jünglinge mit Erbauung tot gemacht, weil du glaubtest, die religiösen Betrachtungen, die dir zusagten, müßten ihnen auch zusagen, und doch kann sehr viel mehr Christentum darin liegen, daß man mit den jungen Leuten einfach gesellig verkehrt und sie zu unterhalten sucht, statt daß man sie tagaus, tagein anpredigt."

Junk ging sinnend auf die Gedanken des Freundes ein.

„Du magst recht haben," sagte er, „ich will mit Gottes Hülfe von vorne anfangen."

„Wenn du das wirklich willst," sagte Lühberg, „so biete ich mich dir als Bundesgenosse und Mitarbeiter an."

„Du?"

„Ja ich."

„Und du bist jung verheiratet?"

„Eben darum," sagte Lühberg. „Ich will mich nicht verlieren in häuslichen und geselligen Dingen. Was mich früher abhielt, euch häufiger zu dienen, war meine amtliche Arbeit, und ich habe stets den Grundsatz festgehalten: erst das Amt und dann alles andere. Ich habe nun eben einen leichteren Posten bekommen, der mir viel freie Zeit übrig läßt; ich will dir also helfen, wenn du wirklich vernünftig werden willst."

„Ganz vernünftig," sagte Junk und umarmte den Freund, „aber was machen wir nur."

„Nun, wir wollen, denke ich, das Feld vor deinem Baptisten nicht räumen. Ich werde versuchen, deinen alten Vorstand wieder zusammenzubringen, Pastor Wahlberg zur Leitung des Vereins zu bewegen, und dann wollen wir den Kampf mit allen Feinden aufnehmen. Machst du aber eigenmächtige Streiche, dann schicke ich dich ins Rettungshaus nach Holland. Dann kann Ribnitz seine Erziehungskunst an dir versuchen."

„Wann wollen sie denn abreisen?"

„Wie ich gehört habe, nächsten Mittwoch."

„Gott sei Dank nur, daß sie zusammenbleiben. Es wäre eine zu schreckliche Schickung gewesen, wenn sie sich wirklich getrennt hätten."

In diesem Augenblick brachte der Diener einen Rohrpostbrief, welcher soeben abgegeben war. Lühberg erbrach ihn.

„Von Ribnitz," sagte er, „was will er?"

Als er ausgelesen, meinte er sinnend: „Welch eine wunderbare Fügung Gottes. Hör zu, es geht dich auch an:

„Lieber Lühberg! Welch eine wunderbare Fügung Gottes.

Soeben geht mir ein Brief zu, daß mein alter Onkel Ribnitz in Posen, ein Vetter meines Vaters, gestorben ist, und nicht, wie wir alle glaubten, meinem sehr viel älteren Vetter, sondern mir die große Herrschaft Beszkowo testamentarisch vermacht hat. Es ist ein Besitz von fast einer Quadratmeile Größe mit sieben verschiedenen Ortschaften.

„Ich für meine Person würde ja ebenso glücklich geworden sein als geringer Arbeiter im Reiche Gottes, aber meiner lieben Frau ist mit dieser Wendung unseres Schicksals ein Stein vom Herzen genommen, denn sie brachte mir ein großes Opfer

mit dem Entschluß, mich nach Holland zu begleiten. — Ich hoffe im stillen, daß wir nun einen Wirkungskreis gefunden haben, in dem wir gemeinsam für den Herrn arbeiten können. Bitte komm doch heute abend mit Deiner Frau zum Thee zu uns. Meine Frau hat zugestimmt, daß ich auch Junk einlade. Ich schreibe ihm gleichzeitig. Ihr trefft nur den Pastor Strecker bei uns.

Treulichst Dein R."

* * *

Gegen 8 Uhr abends brach Junk von seiner Wohnung auf, um der Einladung von Ribnitz zu folgen. Langsam ging er die Friedrichstraße entlang auf die Linden zu. Als er einige Schritte vor der Weidendammerbrücke angelangt war, warf er verloren einen Blick nach rechts den Schiffbauerdamm hinunter und sah im Halbdunkel die Silhouette eines Mannes, welcher vor ihm zu weichen schien. Die Gestalt kam ihm bekannt vor, gewiß, es konnte niemand anders sein, als der Schullehrer. Junk eilte ihm nach und rief ihn an.

„Nun," sagte er, als er ihn erreicht hatte, „warum fliehen Sie vor mir? Ich vermißte Sie heute nachmittag im Bureau, und Sie weichen mir nun aus."

„Ach, Herr Baron," sagte der Trinker mit einem tiefen Seufzer.

„Also wieder ein Rückfall? Was hatten Sie mir versprochen, als ich Sie das letzte Mal in ihrer Wohnung aufsuchte."

„Mit mir ist es aus," meinte der Schullehrer, „ich kann machen, was ich will, und komme doch nicht los von meinem Laster. Ich kann mich nun einmal nicht beherrschen."

„Sie können es, wenn Sie nur wollen. Ihnen kann so gut geholfen werden, wie anderen geholfen ist, wenn Sie nur wachen und beten."

„Mir hilft nichts mehr, es ist zu spät," sagte laut schluchzend der Lehrer und wandte sich zum Gehen.

„So lange wir hier unten auf der Erde sind, ist es nie zu spät," sagte Junk mit großer Wärme. „Aber machen Sie endlich Ernst, damit nicht ein Augenblick kommt, wo es wirklich zu spät ist."

Ein neuer Thränenstrom brach dem Verzweifelten aus den Augen, er breitete plötzlich mit wilder Geberde die Arme aus und ehe Junk recht merken konnte, was er beabsichtige, hatte er sich über die Uferbrüstung geschwungen und dann den Sprung vom Quai in den dunklen Strom gethan, dessen Fluten über ihm zusammenschlugen und ihn langsam mit hinwegtrieben.

Einen Augenblick stand Junk wie versteinert. Als er aber den ganzen Ernst der Situation begriffen und eben in diesem Augenblick den Körper des Selbstmörders langsam aus den Fluten auftauchen sah, warf er mit hastigem Ruck Rock, Hut und Stock weg, lief eilig ein paar Schritte stromabwärts und sprang dann mit großem Satz dem Davontreibenden nach in den dunklen Fluß hinein.

Der Vorgang hatte nunmehr Beachtung bei Vorübergehenden gefunden. Im Augenblick lief eine ganze Anzahl von Menschen zusammen und stürmte an die Quaibrüstung, um zu sehen, was sich begebe. Es erhob sich Lärm und lautes Geschrei; die Dunkelheit mehrte die Verwirrung.

Inzwischen hatte Junk schwimmend den Lehrer erreicht und den Körper desselben fest umfaßt, aber er war selbst des Schwimmens nur unvollkommen mächtig und namentlich von schwacher Körperkraft. In der Verwirrung suchte er auch nicht hinreichend mit dem Strome gleitend das Ufer zu gewinnen, sondern verbrauchte seine Kraft in nutzlosen Versuchen, wider den Strom zu kämpfen, der ihn dennoch abwärts führte.

Etwa fünfzig Schritt von der Unglücksstätte lag ein Gemüsekahn. Die Insassen desselben, aufmerksam gemacht durch das Geschrei des Publikums, bewaffneten sich mit Haken und Stangen, aber im Halbdunkel war wenig zu sehen.



Endlich doch — eine dunkle Masse kam herangetrieben. Der Schiffer reckte den Haken aus und erfaßte einen der Körper an den Kleidern. In demselben Augenblick sah er beim ersten Zug, den er mit der Stange machte, wie zwei Arme, die offenbar die letzte Kraft verloren hatten, den von ihm erfaßten Körper fahren ließen und langsam in die Tiefe glitten.

Der erfaßte Körper wurde auf den Kahn gezogen — es war der Schullehrer, der nach kurzen Belebungsversuchen durch einen herbeigeeilten Arzt seine Besinnung wiedererlangte. Der andere Körper war verschwunden und blieb verschwunden, bis nach drei Tagen die Leiche des Barons von Junk an einem Erlenbusch des Charlottenburger Schloßgartens angetrieben gefunden wurde.

* * *

Ein ungeheures Leichengefolge war es, welches wenige Tage später dem Sarge des Barons Junk folgte. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, welche außerordentliche Achtung und Liebe der Verstorbene sich in seiner vielseitigen Thätigkeit erworben hatte. Nicht nur die „Kreuzzeitung", der „Reichsbote" und das „Volk" hatten eingehende und sympathische Nekrologe gebracht, sondern selbst liberale und kirchenfeindliche Blätter hielten nicht zurück mit ihrer Anerkennung für eine Persönlichkeit, welche das Leben im Dienste der Brüder verzehrt hatte. Auch alles, was Junk hier und da durch schroffes und herrschsüchtiges Wesen sich zu Feinden gemacht, die kleinen Kränkungen und unbeabsichtigten Zurücksetzungen — alles war völlig vergessen, und erschüttert von der Größe des Unglücks waren alle, die zusammengeströmt waren, um dem Verschiedenen die letzte Ehre zu erweisen.

Die Feier verlief wie üblich.

Nach Schluß derselben fand sich ein kleiner Kreis der intimsten Freunde auf Anregung von Pastor Wahlberg im Pfarrhaus von St. Aegidien zusammen.

„Ich habe Sie eingeladen, verehrte und liebe Herren," sagte Wahlberg bewegt, „um Ihnen den Gedanken anheimzugeben, ob wir nicht zum bleibenden Gedächtnis des Verstorbenen etwas thun möchten, sei es eine Stiftung ins Leben rufen oder dergleichen etwas."

„Etwas neues ins Leben zu rufen," sagte Graf Lühberg, „scheint mir kaum von nöten; es war ja die schwache Seite des lieben Verstorbenen, daß er fast zu viel ins Leben rief. Wir könnten eine seiner Schöpfungen mit seinem Namen bezeichnen und uns verbinden, mit allen Kräften am Fortgang dieser Sache zu arbeiten."

„Dem Plan stimme ich zu," sagte Pastor Strecker, „und stelle meine Hülfe und Mitarbeit gern zur Verfügung. Ich verdanke der Anregung des feurigen jungen Herrn außerordentlich viel. Ich war als Landpastor auf dem besten Wege, einzuschlafen, da schickte ihn Gott mir in das stille Dorf, daß er mich wecken und aufrütteln mußte zu neuer Arbeit."

„Ich meinerseits," nahm wieder Wahlberg das Wort, „möchte doch dafür stimmen, daß wir ein neues Werk in Angriff nehmen. Der Jünglingsverein, an dem Junk so viel gearbeitet und aus dem schon auf seine Anregung eine ganze Reihe von Arbeitern der inneren Mission hervorgegangen, muß sich immer noch mit den dürftigsten Räumlichkeiten behelfen. Immer werden wir gekündigt und müssen Umschau halten nach Lokalitäten, die nur schwer für teures Geld zu finden sind. Der Bau eines Vereinshauses ist dringendes Bedürfnis."

„Ein Bedürfnis vielleicht," sagte Lühberg, „aber ein kostspieliges. Häuser in guter Berliner Stadtgegend sind doch nicht so leicht gebaut, dazu gehört Geld."

„Wir müssen sammeln," sagte Wahlberg. „Das hatte ich mir nicht anders gedacht, aber ich denke, gerade jetzt werden viele Herzen und Hände sich öffnen."

„Das denke ich auch," sagte ein alter, vornehm aussehender Herr mit weißem Bart, indem er sich langsam erhob.

Alles blickte auf den Greis. Es war der tiefgebeugte Vater des Verstorbenen. „Ich meinesteils," sagte er nun, „bin bereit, zum Andenken an meinen Sohn die erste Gabe für das neue Vereinshaus im Betrage von 10,000 Mark zu geben."

Neben ihm erhob sich Ribnitz und unterbrach den Sprecher.

„Ich bitte darum, die zweite Gabe zeichnen zu dürfen, es sollen 5000 Mark sein."

„Gott segne die Geber," sagte Wahlberg; „der Anfang ist gemacht und ich zweifle nicht, daß diesem schönen Anfang ein freudiger Fortgang folgen wird."

„Silber und Gold habe ich nicht," sagte Pastor Strecker, „aber noch einmal wiederhole ich es: meine Kraft soll der Arbeit an der Jugend unseres Volkes und ihrer sittlichen Erneuerung gehören. So lange ich in Berlin bleibe und so lange Gott mir Leben und Gesundheit läßt, will ich mindestens einmal in der Woche im Jünglingsverein arbeiten."

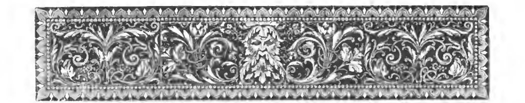
Nachdem der Plan noch des weiteren erörtert war, trennte man sich. Ribnitz und Lühberg gingen gemeinsam durch die Straße.

„Es ist wunderbar," sagte Lühberg, „wie Gott alles zum besten lenken kann, auch das, was scheinbar seinen Plänen zuwiderläuft. Man hätte fürchten können, daß nach Junks Tode alles auseinander fallen würde, was er geschaffen. Aber das Gegenteil tritt ein. Ueberall finden sich Hände, die zugreifen, um allmählich in kirchliche Bahnen zu führen, was er vielleicht in unkirchlicher Weise, aber im freudigen Glauben zum Heil der Brüder unternommen."

„Ja, daran lags," bestätigte Ribnitz, „daß er im Glauben gearbeitet hat. Ach, wer doch glauben könnte, wie er!"

Ende.





Die deutsche Litteratur und die Unsittlichkeit.*)

I.

Friedrich Spielhagens sociale Romane.

Von

Dr. R.

Die Urteile über den Wert und die Bedeutung eines Dichterwerkes sind beim Erscheinen desselben oft wenig zutreffend, zumal wenn dasselbe in die Kämpfe der Gegenwart eingreift und für eine der dort miteinander ringenden Weltanschauungen Partei ergreift. Geschieht dies in eigenartiger Weise, so daß ein Dichter von individueller Begabung mit weitem Blick und einer innerhalb gewisser Grenzen gerechten Beurteilung die Verhältnisse seiner Zeit oder der nächsten Vergangenheit schildert, so ist eine richtige Abschätzung noch eher möglich. Ganz unwahrscheinlich aber ist sie, wenn ein Schriftsteller, der sein Publikum kennt, getragen von den freisinnigen Parteianschauungen desselben, nur bemüht ist, in seinen Werken diese Auffassung von der Welt zur Darstellung zu bringen. Stehen ihm dann noch bedeutende Gaben des Geistes und der dichterischen Technik zu Gebote, so wird ihm der Dank jener Gesellschaftsklasse, deren Weltanschauung er auf Kosten aller anderen verherrlicht, nicht fehlen. Die Kritik wird in emsiger Thätigkeit überall in die Posaunen stoßen und das Lob des neuen Predigers der Weisheit verkünden, bis allmählich die wenigen Urteilsfähigen, welche ihre abweichende Meinung vorsichtig aussprachen, gegenüber den mit dem Brustton der Ueberzeugung vorgebrachten Lobeserhebungen verstummen. Von diesem Augenblicke beginnt dann die Wertschätzung des Verfassers überall zu wachsen, und sie erfaßt bald auch solche Kreise, welche im innersten Herzen anderer Meinung sind oder bei größerer Sachkenntnis sein würden. Ein mit Sicherheit ausgesprochenes Urteil, namentlich wenn der Urteiler dabei durchblicken läßt, daß ein Widerspruch ein bedenkliches Licht auf die Bildung des Gegners werfen würde, übt auf die allergrößte Mehrheit der Menschen eine gewaltige Wirkung.

Und diese Wirkung ist nicht vorübergehend, sondern jeder neu Gewonnene, jeder weitere, der sich der Gewalt fremder Ueberzeugung beugt, mehrt die Zahl der Anhänger nicht nur durch seine Person, sondern er reißt viele andere mit sich fort und trägt dazu bei, das überkommene Urteil zu befestigen und verbreiten zu helfen.

So ist es gekommen, daß Friedrich Spielhagens sociale Romane der 60er Jahre mehr als ein Menschenalter hindurch in ungeschwächtem Ansehen stehen konnten, und

---

*) Wir werden nach Verabredung mit dem deutschen Männerbunde zur Bekämpfung der Unsittlichkeit diesem ersten Essay eine ganze Reihe ähnlicher demnächst folgen lassen. Die Aufsätze werden sämtlich später in Separatabzügen herausgegeben werden. Die Red. der A. kons. M.

zwar selbst in den Kreisen solcher Gebildeten, welche einerseits den Lebensanschauungen desselben durchaus abhold, andererseits aber zu einem selbständigen Urteil durchaus befähigt waren*). Auch die Litteraturgeschichten standen oder stehen unter dem Banne, der sich seit einem Menschenalter gebildet hat, und wo sie, wie Robert König in seinen späteren Auflagen, den Dichter in seinem wahren Wert und Wesen auffaßten, da werden sie vielfach Kopfschütteln und den Vorwurf hervorgerufen haben, als stellten sie ihrerseits die Dinge tendenziös dar. Selbst „Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" von Adolf Stern, welche als Anhang zu der ehrwürdigen Litteraturgeschichte von A. F. C. Vilmar erschien und doch als solcher wenigstens annähernd in seinem Geiste gehalten sein sollte, kann zu einem klaren Urteil über Spielhagen nicht kommen. Zwar wird ihm Hinneigung zum Tendenzroman vorgeworfen, die oft so stark und scharf hervortrete, daß die poetische Fülle und Unmittelbarkeit darunter empfindlich leiden, zwar wird der Einfluß moderner Parteipolitik auf Lebensanschauung und Lebensdarstellung hervorgehoben und bemerkt, die Schilderung der Hauptstadt mache sehr oft den Eindruck, als ob Spielhagen unter dem Druck des gesellschaftlichen Lebens stände, vom Urteil und Vorurteil gewisser Kreise abhängig wäre, anstatt sich in echt dichterischer Freiheit über seinen Stoff zu erheben. Aber im übrigen wird ihm viel Anerkennung gespendet, und die eigentlich gefährlichen Seiten der tendenziösen Erfindungen des Erzählers werden mit keinem Worte erwähnt.

Aus diesen Umständen rechtfertigt sich das Unternehmen einer ausführlichen Beurteilung der Romane Spielhagens. Es erschien aber nicht angebracht, sie alle in den Bereich der Betrachtung zu ziehen, weil man sonst bei der riesigen Fruchtbarkeit des Verfassers (die neue, eben erscheinende Auswahl aus seinen Romanen umfaßt 18 dicke, enggedruckte Bände; im ganzen hat er etwa 30 Romane, Novellen 2c. verfaßt!) genötigt wäre, sich mit Schlagworten und kurzen Urteilen abzufinden. Sondern es kam auf diejenigen socialen Romane an, welche seinen Ruf begründet haben und noch immer als die Hauptwerke gemeint werden, wenn man von Spielhagen spricht: „Problematische Naturen" (ursprünglich 4 Bände 1860), „Durch Nacht zum Licht" (4 Bände 1861), „Die von Hohenstein" (3 Bände 1863), „In Reih und Glied" (5 Bände 1866) und „Hammer und Amboß" (3 Bände 1869). Die Absicht ist, die großen Gefahren darzulegen, welche diese Romane für die Sittlichkeit unseres Volkslebens haben; das Ziel, eine Darstellung zu geben, die auch denen ein selbständiges Urteil hierüber ermöglicht, welche diese neunzehn Bände durchzulesen weder Lust noch Zeit haben. Denn heute ist, mehr als früher, ein jeder berufen und verpflichtet, an der Hemmung und Bekämpfung der Mächte mitzuarbeiten, welche auf unser Volk schädigend wirken und wie ein schleichendes Gift seine Gesundheit untergraben.

Ueber Spielhagens Vorzüge und Mängel viel zu sagen, ist unnötig. Es ist bekannt genug, daß er ein äußerst gewandter und, nach dem allgemeinen Verstand des Wortes, geistreicher Erzähler ist, daß er aber die Gruppierung, Anordnung und Gestaltung des Stoffes, d. h. alles was man Komposition nennt, in einer Weise vernachlässigt, daß man ihm den Namen eines wahren Künstlers mit Recht bestreiten kann. In den „Problematischen Naturen", seinem lange Zeit angestaunten und am meisten geschätzten Werke, tritt dies besonders auffällig hervor. Eine geradezu wüste Menge

*) Zum 60. Geburtstage Spielhagens schrieb der preußische Kultusminister v. Goßler an Spielhagen einen Glückwunsch, in welchem er Zeitungsberichten zufolge „dem ausgezeichneten Schriftsteller, dessen Werke ein Stolz unserer Litteratur bleiben werden", seine „aufrichtige Hochachtung und Wertschätzung" ausdrückt. Es geschieht dies mit dem lebhaften Wunsche, „daß ihm die Güte des Allmächtigen zum Genuß und zur Erhebung der Zeitgenossen, kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung noch eine reiche Thätigkeit im Geiste vaterländischer Poesie und Gesittung gewähren möge".



von kleinen Episoden und pikanten Geschichten, welche alle mit gleicher Breite, als handelte es sich um eine eigene Novelle, und oft mit einer ermüdenden Schwatzhaftigkeit vorgetragen werden, wird durch die verhältnismäßig magere Hauptfabel zusammengehalten, d. h. von Zeit zu Zeit kehren wir zur Geschichte des Haupthelden, des Dr. Oswald Stein mit seiner problematischen Natur, zurück, um uns an einem Menschen zu erfreuen, der sich lediglich von seinen Neigungen beherrschen und zu jeder beliebigen That, nur nicht zu einer ernsten Lebensaufgabe, fortreißen läßt, weil ihm jeder sittliche Halt und jede ernste Selbstzucht fehlt. Das würde nun natürlich sehr langweilig sein bei einem Umfange von 1200 Seiten, wenn der Verf. nicht auffallend geschickt überall den geistreichen Sand einer sogenannten philosophischen Lebensanschauung dem oberflächlichen Leser in die Augen streute und zugleich seine ganze liberale Weltanschauung über alle Verhältnisse ergösse, ohne den geringsten Versuch zu machen, auch einer anderen Ansicht vom Leben gerecht zu werden.

Dagegen wäre ja nun wenig zu sagen. Spielhagen ist ein Demokrat, warum soll er nicht seine Ueberzeugung vertreten und von seinem Standpunkte aus an der bestehenden Welt scharfe Kritik üben? Das thun wir ja auch, selbst wenn es einen in dem Ansehen der größten Majorität, hüben und drüben, so hochstehenden Dichter wie Spielhagen betrifft. Aber wir verlangen doch vor allem, daß er diese Welt sieht, so wie sie ist, und sich die Wahrheit nicht allzu sehr durch seine demokratische Brille färben läßt. Dies ist aber der Fall, und hierin müssen wir den Naturalisten vollkommen recht geben und uns freuen, daß sie diesen unwahren Phantasten den Schleier vom Gesicht reißen. Wir lassen uns gern einmal von der Dichtkunst ins Märchenland und ins Reich der Phantasie entführen, wissen dann aber stets, daß wir nicht in der Wirklichkeit sind. Wenn indessen jemand mit dem Ausspruch auftritt, die Welt zu zeichnen wie sie ist, um die gegenwärtige Gesellschaft (d. h. der vierziger Jahre) mit all ihren Schwächen vorzuführen, und er giebt uns dann ein Zerrbild schlimmster Erfindung, mit einem in Haß getauchten Pinsel gemalt, dann muß ein solches Verfahren auf alle Weise an den Pranger gestellt und verfolgt werden, weil es unsittlich ist und nur dazu dienen kann, wozu es auch reichlich beigetragen hat, auf Grund falscher Vorstellungen Haß und Neid unter den Angehörigen eines Volkes zu wecken und zu verbreiten.

Glaubt denn wirklich ein Mensch, welcher sich noch einen Funken selbständigen Urteils bewahrt hat, daß es so in der Welt zugeht oder in den vierziger Jahren zuging, wie es Spielhagen in den „Problematischen Naturen" schildert? Man sehe sich nur diese Adelsgesellschaft an, die doch gewissermaßen auch aus Menschen besteht! Alles verdummte und verkommene Leute, die besseren Hendler oder Schwächlinge, und das edle Paar, an dem der Verf. seine Freude hat? Der Baron von Oldenburg, der eigentliche Nebenheld, ein begabtes Original mit weitem Blick und reichem Herzen, setzt sich über alle Schranken der Sitte hinweg und endet als Befehlshaber der Barrikade in der Breiten Straße zu Berlin 1848. Seine Geliebte aber, die Baronin Melitta, die einzige Frau, welche er schätzt, um deren Liebe er sein Leben lang wirbt, sie wirft sich, während ihr, natürlich ungeliebter, Mann infolge seiner Ausschweifungen im Irrenhause weilt, an den Hauslehrer des Nachbargutes fort und wird seine Buhle, bis er sie satt hat und seinerzeit seine Liebe der Schwester seines Zöglings zuwendet, was ihn aber nicht abhält, mit einer dritten adligen, eben 14 Tage verheirateten Dame nach Paris durchzugehen. Das ist die Sphäre, in der wir uns unausgesetzt bewegen. In dem ganzen Buche begegnet uns eigentlich nur ein normaler Mensch, der Dr. med. Franz, welcher in diese Welt der Wirklichkeit zu gehören scheint; er spielt aber nur eine Nebenrolle.

Paßt nicht hierauf genau, was der Verf. in schlau angebrachter Selbstironie seinem Helden in einer verzweiflungsvollen Stimmung in den Mund legt? „Ist die Welt, in der sich diese Menschen bewegen, nicht durch und durch verfault und verrottet? ist ihr ganzes Leben nicht eine gemeine Intrigue? betrügt hier nicht der Gatte die Gattin? und diese jenen? verkauft nicht der Vater die Tochter? verkuppelt nicht die Mutter ihr

eigen Fleisch und Blut? verrät nicht der Freund den Freund? plaudert eine Kokette nicht die Geheimnisse der andern aus?"

Man glaube nun aber nicht, daß der Verf. durch diese Selbstkritik etwa entschuldigt wäre. Die eben angeführten Worte treffen nicht die Wirklichkeit, sondern des Dichters tendenziöses Phantasiebild; sein glühender Haß bricht an einigen Stellen zu deutlich hervor. So sagt er von seinen Junkern, in Landwehrlieutenants-Uniform sähen sie mit ihren Schnurrbärten und sonnenverbrannten Gesichtern prächtig aus; aber in Civil sehen sie dumm aus. Sie haben das Stupide, Leblose von schönen Pferde- und Hundegesichtern. Und diese Worte braucht die Frau eines Edelmanns, eben jene Melitta, die sich beim ersten Besuch, den er ihr macht, dem Hauslehrer mit Blick und Seele hingiebt! Und dieser, der geniale Oswald, den der Verf. bekanntlich selbst zu dem natürlichen Sohne eines Edelmannes macht (auch Selbstironie?!), redet, seiner Buhle sekundierend, von egoistischer, hochmütiger Aristokratenbrut, während er in bewunderungswürdig liberaler Gesinnung sagt, er selbst würde um eines Weibes willen seine Grundsätze abschwören (I 127). Der Verf. aber schildert seine adlige Gesellschaft so: bei Tische begann der dünne Firniß äußerlicher Kultur, aus welchem die ganze sogenannte Bildung dieser bevorrechtigten Klasse bestand, von den Strömen Weins in erschreckender Weise heruntergespült zu werden, und die nackte, trostlos dürftige Natur kam überall zum Vorschein (I 217). Das Gehässige liegt eben darin, daß der Verf. Schwächen, welche sich in einer haltlosen Menschennatur überhaupt, bei Liberalen zwar nicht weniger als bei andern, finden, auf eine Gesellschaftsklasse allein häuft; das ist zugleich das Unwahre an der Darstellung.

Mit voller Lebenswahrheit und Anschaulichkeit wird dagegen alles Sinnliche geschildert, nicht nackt und bloß, wie wir es bei den Naturalisten finden, sondern fein anständig, wie es sich für einen Bourgeois schickt, der die Werke des großen Spielhagen doch auch seinen Töchtern zu lesen giebt; dafür aber auch um so reizvoller. Die Schilderungen der Liebesnächte der Venus mit Stern im Waldeshäuschen sind ja bekannt genug. Oswald glaubt seine höchste Sehnsucht gestillt. Das hindert ihn natürlich nicht, gleich darauf, bei dem Feste, die Liebesbezeugungen eines Frl. Emilie v. B. anzunehmen und sich so zu trösten: „Heiliger Goethe, bitt für mich! Du hast ja auch die Lilie nicht verschmäht, weil die Rose so schön ist, und deshalb umgiebt nun ein Kranz von Rosen und Lilien dein ambrosisches Haupt." Dann ist dies dem Verf. doch etwas bedenklich, und er schwächt es mit den Worten ab: „So suchte O. sein Gewissen zu beschwichtigen." Aber der kitzelnde Witz ist doch gemacht und übt seine Wirkung auf alle Menschen mit engem Herzen und weitem Gewissen; und das ist die Absicht. Bald darauf sieht O. Helene v. B., und gleich ist sie über alle Maßen schön und schön und abermals schön; er ist entzückt. Ein solches Weib heißt dann „mein Abgott, Geliebte meiner Jugend, das Weib, zu der ich in meiner Kerkernacht gebetet hatte." Es ist natürlich eine, die ihrem armen Bräutigam untreu geworden und mit einem reichen Edelmann durchgegangen war. Das kommt in Spielhagens Welt bei den besten, auch bei bürgerlichen Mädchen vor, und bei den adligen Frauen ist Ehebruch die andere Natur. Bei russischen selbstverständlich, und zwar Ehebruch niedrigster Sorte, bloß zur Befriedigung der Wollust oder wie Spielhagen sagt: Phantasie. Man erinnere sich dieser feschen Kunstreitergeschichte! In den Märztagen 48 trifft der riesenstarke Jongleur Unter den Linden mit einem riesenstarken Gardeoffizier zusammen und schleudert ihn zur Seite (derselbe führt zwar Soldaten gegen den Empörer, hat aber natürlich keinen Degen zur Hand!) Es ist Fürst W., des Jongleurs leiblicher Sohn (!!). Denn vor 26 Jahren ist dieser Mensch in Petersburg der Geliebte einer Fürstin gewesen. „Dieser Zufall ist zu famos, als daß er nicht etwas mehr als bloßer Zufall sein sollte. Und was ists denn schließlich so Wunderbares? Sie sind vor 22 Jahren der Galan eines wollüstigen Weibes. Der Gemahl ist während der ganzen Zeit verreist und kommt nur nach Hause, um nachzusehen, wie groß die Hörner sind, die seine treue Gattin für ihn



in Bereitschaft hat und sich nebenbei von dem Galan zum Fenster hinauswerfen zu lassen." Kann man dieser Breite und Ausführlichkeit gegenüber (die Geschichte ist außerdem schon einmal erzählt!) nicht mit Recht sagen: in solcher Sphäre fühlt sich der Verfasser **wohl**? Als die russische Fürstin nun ihrem Sohne gestehen muß, daß ein Clown sein Vater ist, und er sich das Leben nehmen will, tröstet sie ihn folgendermaßen (II 514): „Wähnst du denn, daß in den Adern unseres Adels nur adliges Blut rollt? Daß dein Fall der einzige ist, wo ein entartetes Geschlecht durch gesundes Proletarierblut sich wieder regeneriert hat? Soll ich dir aus unseren Kreisen einige Geschichten erzählen? Dir sagen, von wem deine Freundin Ludmilla ihre dunkle Farbe und ihre bezaubernden schwarzen Augen, und dein Jugendfreund sein lockiges blondes Haar hat? Und glaubst du, daß es in anderen und höheren Regionen (!!) anders und besser ist?"

Man glaube nun aber ja nicht, daß sich der Verf. über diese Ansichten entrüstet oder auch nur ein Zeichen von Mißbilligung sehen läßt. Das **ist** eben, und was ist, hat nach seiner Auffassung, wie es scheint, auch Berechtigung, zu sein. Denn seinem Liebling, dem Baron Oldenburg, legt er einen so erhabenen sittlichen Standpunkt bei, daß man doch wohl darin des Verfassers Sittlichkeit ausgedrückt finden darf. Er redet seiner Freundin Melitta von B. zu, als sie wegen ihres ehebrecherischen Verhältnisses zu dem noch lebenden Oswalt zögert, ihm selbst die Hand zu reichen, und entschuldigt sie: „Hast du dein Unrecht, **wenn es Unrecht war**, dem Zuge eines Herzens, das sich frei wußte, zu folgen, — nicht durch tausend Thränen gesühnt?" Man beachte diese perfide Jesuitenmoral genau: Unrecht, wenn; Herz, das sich frei fühlte! Sie liebte nämlich ihren irrsinnigen Gatten nicht, das war ihre Freiheit! „Ist es vernünftig," so fährt O. fort, „die Frau zu dem Opfer eines rigorosen Sittengesetzes zu machen, über das sich der Mann mit Leichtigkeit hinwegsetzt?" Da haben wir die schöne Bourgeois-Moral eines Lindau und Genossen, aus welcher unsere Socialdemokraten nur die letzten Folgerungen ziehen! „Wer hat dies unvernünftige Gesetz geschaffen? Nicht ich, noch du — was sollen denn du und ich sich ihm beugen?" Das heißt also: allgemein bindende Sittengesetze giebt es nicht. Auflösung in völligen Individualismus ist das Ideal dieser Leute: Recht ist, was einem jeden gefällt, dafür anzusehen und als Recht zu halten. „**Ich sage dir, der Tag der Freiheit, der heraufdämmert, wird diese und noch manche Satzung, die ein finsterer Mönchssinn ausgrübelte, die Natur zu knechten und zu quälen, aufheben und die Blätter, auf denen sie verzeichnet stehen, in alle vier Winde wehen.**" Unter den Blättern kann nur in zarter Umhüllung die Bibel gemeint sein. Denn ein Blatt des Alten Testaments enthält die Worte: Du sollst nicht ehebrechen — und ein Blatt des Neuen: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der bricht die Ehe.

Mit welchen verlockenden, verwirrenden und entsittlichenden Künsten Spielhagen über solche Zuchtlosigkeiten erbärmlichster Art redet, zeigt noch eine andere Stelle. Man sei so weitherzig wie möglich; man entschuldige selbst einen Menschen, der aus tiefster, leidenschaftlicher Herzensneigung ein Weib verführt. Was ist aber ein Mann, der ein ehrenhaftes Mädchen innig liebt, ihr diese Liebe gesteht, und drei Tage darauf mit der Ehefrau eines Edelmannes durchgeht, anderes als ein elender Lump? Spielhagen nennt das natürlich eine problematische Natur und schildert so: „Die koketten Reize Emiliens, deren Macht er schon früher hinreichend empfunden, hatten ihre unausbleibliche (!) Wirkung nicht verfehlt, und wenn er in diesem Augenblicke an die glänzende Schönheit Helenens und an das dachte, was er seine **wahre** Liebe nannte, so diente dies nur dazu, ihm die Süßigkeit einer verstohlenen und gewissermaßen (ah!) verbotenen Leidenschaft (gemeint ist **Ehebruch**!) desto berauschender zu machen." Als er sich nach dem ersten Gespräch von ihr getrennt hat, ist er unglücklich, denn er fühlt, daß seine Handlung nicht mit seiner eigentlichen Neigung stimmt (also nur deshalb!). Er wütet gegen sich selbst. „Er trank in vollen Zügen aus dem Kelch der Leiden, die sich der Mensch

in seines Sinnes Thorheit gegen der Götter Willen und des Schicksals Schluß bereitet." — Wer ahnt, was hier unter Willen der Götter und Schicksals Schluß gemeint ist? Wenn der Jesuit mit dem Subjektivismus nicht mehr zu Rande kommt, bei dem doch jeder noch so eine Spur von Verantwortung in sich selbst hat, weil man verlangt, daß seine Thaten wenigstens mit sich selbst übereinstimmen: dann nimmt er ein bischen griechischen Fatalismus zu Hülfe. Ein solches Verfahren aber ist unsittlich!

Es hängt natürlich mit der religiösen Stellung des Verfassers und der von ihm geschilderten Helden eng zusammen, gerade als wollte er absichtlich einige Belege dafür bringen, daß es ohne Religion, die in seinen Augen nichts als Pfaffentrug ist, keine Sittlichkeit giebt. An ihre Stelle ist bei Spielhagen jene oberflächliche liberale Weltphilosophie getreten, die sich aus allerlei atheistischen und materialistischen Flittern ein fadenscheiniges Kleid zusammengesetzt hat, das nirgends ausreicht, die sittliche Blöße zu decken. Seine endlose Rederei in diesem Jargon, mit welchem die II., 564 Seiten starke Abteilung des Werkes unter dem Titel „Durch Nacht zum Licht" ebenso beginnt, wie die erste, klingt für den oberflächlichen Beobachter höchst weise und geistreich, ist aber nichts als Firlefanz, unter dem sich die hohle Phrase verbirgt. Von diesem Standpunkte aus, welcher bekanntlich die Fahne der Toleranz und der Humanität schwingt, wird natürlich das Christentum, und jeder, welcher sich desselben rühmt, gehaßt, verfolgt und als Heuchelei und Heuchler gebrandmarkt.

Oswald findet auf dem Gang zur Kirche, mit dem er einen Besuch bei dem Pfarrer verbinden will (es ist übrigens das einzige Mal, daß bei dieser Gelegenheit die Kirche Erwähnung findet), ein altes Mütterchen, welches ihm bald mitteilt, daß sie an ein ewiges Leben und die Auferstehung nicht glaube. Wo sollten auch die Auferstandenen alle hin? Aber an Gott glaubt sie wie jeder Christenmensch, und rechtschaffen muß man natürlich sein. Oswald drückt ihr nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht die Hand. „Wer hätte geglaubt, daß die Sätze der Philosophen vom neuesten Schlage (jeder Unglaube ist nämlich in den Augen dieser Gebildeten Philosophie, in welchem Titel gleich die Achtung des Glaubens ausgedrückt liegt!), Sätze, die freilich nur uralte Münzen mit etwas anderem Gepräge sind, selbst in diesen Schichten des Volkes kursieren. Nun, nun, wenn selbst die Einfältigen und Friedfertigen anfangen, sich zu besinnen, daß sie Augen zum Sehen und Ohren zum Hören haben, so ist ja wohl der letzte Tag der Dunkelmänner gekommen" (I 55).

Diese Begegnung mit der alten Philosophin bildet nun den Hintergrund, auf dem sich die Schilderung des Gottesdienstes und seiner Besucher gut abhebt. Es sind natürlich lauter Heuchler, von denen kein einziger aus lauteren Motiven die Kirche besucht. Und die Predigt! Unglaubliche Albernheiten werden ihr angedichtet. „Der Gegensatz zwischen der stillen, demütigen (?) Unterwerfung unter die großen, ewigen Gesetze der Natur, die aus den Worten der alten Frau und noch mehr aus ihrem ernsten, bescheidenen Wesen gesprochen hatte, und die anmaßliche Zuversicht, mit welcher der Mann auf der Kanzel über so tief verborgene Dinge sprach (man bedenke nur, daß dies ein Geistlicher, ein akademisch gebildeter Theologe war! Seine aus Gottes Wort geschöpfte Weisheit ist natürlich in Spielhagens Augen anmaßlich, die Rede des alten Weibes dagegen nicht!), und jedes gesunde Gefühl und jede natürliche Regung der Menschenbrust als eitel Lug und Trug und Sünde verdammte, war doch gar zu groß. Die schmucklose Weisheit der Matrone war frisch und duftig wie ein Blümchen auf der Heide, die prunkende Klugheit des Predigers wie eine Pflanze, in der dumpfigen, schwülen Luft eines Zimmers üppig emporgeschossen in Stiel und Blätter, aber ohne Saft und Kraft und Blüten."

Als Staffage wird dann zur belustigenden Abwechslung das Pfarrhaus und seine Bewohner geschildert, wie im II. Bande die Gesellschaft des Greifswalder Gymnasialdirektors, und alles hervorgesucht, was diesen Stand lächerlich machen kann. Selbst aus der Pfarrfrau wird zum allgemeinen Gaudium eine Vogelscheuche gemacht: semmel-



blonde Haare, hellblaue Augen, Gesicht kränklich, bleich, verwelkt, altjüngferlich; Kleid von gelber, ungefärbter Seide, Eindruck eines etwas verblichenen und nicht mehr ganz gesunden Kanarienvogels. Beide Gatten Heuchler und Gleisner. Der Vater der Frau war der Superintendent Dunkelmann und hatte noch kurz vor seinem Tode seinem Schwiegersohn die einträgliche Pfarre verschafft.

Ich frage jeden unparteiischen Menschen, ob dies ein Bild der Wirklichkeit ist oder ob es auf Kunstwert irgend welchen Anspruch hat? Ist es nicht die elendeste, gemeinste Tendenzschreiberei, welche nur auf das Lachen der Dummen spekuliert und Haß gegen einzelne Stände zu säen bemüht ist?

Doch Herr Spielhagen ist ein vorsichtiger Mann. Man werfe ihm ja nicht vor, daß er zu diesem Geistlichen nicht ein würdigeres Gegenbild geschaffen habe. Der Kandidat der Theologie Bemperlein ist wacker, gewissenhaft fleißig; er hat nach der theologischen Scholastik (dieser feine Ausdruck bedeutet vermutlich die theologische Wissenschaft überhaupt!) Philosophie, natürlich Spinoza, dann auch Naturwissenschaften studiert, und auf seinen Retorten und Tiegeln ist sein Glaube an die alleinseligmachende Professoren-Religion (vorsichtiger Ausdruck für Christentum!) vollkommen verdampft. Da er ein Gewissen und weder Kind noch Kegel hat, die manchen schon zur Heuchelei und Lüge getrieben haben (dies ist eine gemeine Stichelei auf die gläubigen Pastoren, die nur um des täglichen Brotes willen fromm sind; als ob es nicht ebenso gut auf solche liberale Geistliche paßt, welche im evangelischen Pfarramt verbleiben, obwohl sie den einst beschworenen Glauben weder haben noch lehren!), wird ihm geraten, dem Paradies naiver Gedankenlosigkeit und harmlosen Glaubens (neuer Ausdruck für positives Christentum!) wohlgemut den Rücken zu kehren, nachdem er einmal vom Baum der Erkenntnis gekostet, und sich nicht in den Stall sperren zu lassen, in welchem die Heuchler und die schnöden Hunde im Schafpelze der Demut so ohrenzerreißend und markerschütternd winseln und heulen. Unter dem Stall versteht Spielhagen die Kirche, unter den Hunden die gläubigen Pastoren. Der Wolf, welcher sie fressen möchte, ist er selbst, der hier aus übergroßer Hast den Schafspelz der Toleranz und Humanität von den Schultern verloren hat und seinen Rachen weiter aufsperrt, als es der äußere Anstand eigentlich gestattet.

Dennoch zehren auch diese Leute, welche angeblich Vernunft und Wissenschaft für ihre höchste Kraft halten und von dieser Kraft allein Rettung hoffen (I 622), zuweilen von den Erinnerungen an den Glauben ihrer Kindheit und mischen die christliche Weltanschauung in krauser Weise mit ihrem Unglauben, wie wir an den Verzweiflungsreden des irrsinnigen Professors Berger sehen. Er könnte sich das Leben nehmen, sagt er u. a., aber dann würde seine Seele keine Ruhe finden, weil noch einige, vielleicht die bittersten Tropfen im Kelch des Lebens übrig wären. Biblische Reminiscenzen aber werden gar zu eitlem Geschwätz. Die Seligpreisung der geistlich Armen verdreht der Kandidat der Theologie also: Ich gehöre zu den Kindern Gottes, welchen das Himmelreich versprochen ist, w e i l s i e a u f E r d e n n i c h t s i h r e i g e n n e n n e n!

Ebenso wie dieser Liberalismus seinen Sturm auf die Altäre in maßlos heftiger Weise unternimmt, wenn er seine Zeit gekommen wähnt, so kämpft er auch gegen die Stützen des Staates. Beides ist untrennbar verquickt. Dr. Franz, der doch keine problematische Natur ist, sagt in einem politischen Gespräch: „Des Uebels Wurzel sehe ich in dem dumpfen Pfaffenglauben, welcher die Natur der Dinge auf den Kopf stellt und die Menschen, statt zu freien Bürgern dieser Erde, zu Heloten eines transcendenten Dogmas erzieht, und anstatt die Solidarität der Interessen aller Menschen zu proklamieren — eine These, welche die Vernunft begreifen und die Thatkraft üben kann — dunkel von einer allgemeinen Bruderliebe lallt, gegen die sich, in dem Sinne wenigstens, wie man sie geist- und sinnlos von tausend Kanzeln und Kathedern predigt, jedes gesunde Gefühl sträubt." Da haben wir klar und ungeschminkt dieselben Lehren, welche jetzt Gemeingut der Socialdemokratie geworden sind. Weg den Glauben an ein

Jenseits, an einen Gott, weg die alte Bruderliebe, welche doch nur in dem Glauben an einen Vater unser aller ihren Sinn hat! Statt dessen will man die Moral auf die Solidarität, d. h. Gemeinsamkeit der Interessen aller Bürger gründen. Als ob das nicht auch ein neuer Glaubensartikel wäre! Und wer will den Stärkeren im Kampf ums Dasein, den Reicheren zwingen, ihn zu glauben und sich auf Grund dieses neuen Glaubens auch nur eines leidenden Mitmenschen anzunehmen? Wer will den Besitzlosen zwingen, allein auf Grund dieses neuen Glaubens den Reicheren nicht zu überlisten oder zu vergewaltigen? Aber dieser Liberalismus Spielhagens reißt nicht nur alle alten Schranken der Sitte und Ordnung nieder, er baut auch Barrikaden der Gewalt und weist auch hierin der socialen Revolution des vierten Standes den Weg. Das Buch schließt mit einer Verherrlichung der Revolution. Oldenburg, der Baron, und Oswald, der Proletarierbastard, als Barrikadenhelden von 48, letzterer als Märtyrer der Freiheit! „Der Tod für die Freiheit krönt alles Streben, sühnt alle Schuld.“ — „An den Gräbern seiner Märtyrer betet ein ganzes Volk.“ — „Die lange, schmachvolle Nacht soll nicht wieder hereinbrechen, aus welcher nur der Donnersturm der Revolution durch blutige Morgenröte hinüberführt zur Freiheit und zum Licht.“

Mit den „Problematischen Naturen“ und durch „Nacht zum Licht“ hatte sich Spielhagens Adelshaß keineswegs erschöpft. Zwei Jahre später (1863) gab er ihm in dem 772 enggedruckte Seiten umfassenden Roman „Die von Hohenstein“ noch schärferen Ausdruck. Wer aber beim Lesen jener Werke dem Reichtum der frei schaffenden Phantasie und der Mannigfaltigkeit der Erfindung eine gewisse Anerkennung nicht hatte versagen können und nun eine neue, andersartige Entfaltung dieser Gaben erwartet hatte, der legte dieses Werk mißgestimmt aus der Hand. Denn abgesehen davon, daß er in demselben die gleichen Karrikaturen der Adelsgestalten und dieselben atheistischen Anschauungen wiederfand, so mußte er mit Staunen bemerken, daß sich der Erzähler in ermüdender Weise wiederholte. Wir wollen hier nur auf einige auffallende Punkte aufmerksam machen. Diesmal ist der Laienprediger der Glaubenslosigkeit nicht ein altes Bauernweib, sondern ein von allen für verrückt gehaltener Schulmeister, der gegen den Helden der Erzählung, wohlgemerkt wieder der Sohn eines etwas heruntergekommenen Adligen von Hohenstein und einer Bürgerstochter, sein Herz ausschüttet: „Es würde für alle, auch für die Kinder besser sein, wenn man sie nichts lehrte, als die einfache Wahrheit: Daß wir armen, schwachen Menschen einer auf den andern angewiesen sind, daß kein Heil zu finden ist als in der Liebe . . . Es giebt kein ewiges Leben, darum müßt ihr in diesem Leben mit dem, was ihr zu thun habt, fertig werden; es giebt keine ewige Seligkeit, in welcher dem unschuldig Leidenden vergolten würde, es giebt keinen Gott, den ihr beleidigen könntet, aber eine Menschheit giebt es, die ihr beleidigt, die ihr schändet, gegen die ihr frevelt“ (67). Hierfür soll Christus Vorbild sein. „Haltet fest, daß er ein Mensch war, und daß ihr Menschen seid wie er und handeln und lieben könnt wie er, wenn ihr den Gott im Himmel und die Seligkeit aufgebt, um auf den Gott in eurer Brust zu hören und die Seligkeit schon hier auf Erden zu finden.“ Dieser Schulmeister ist grade so ein Sonderling, wie der alte katholische Pfarrer seines Dorfes, der natürlich wegen eines dunklen Punktes in seiner Vergangenheit Priester geworden ist. Er hatte nämlich als Hauslehrer ein ehebrecherisches Verhältnis zur Mutter seiner Zöglinge gehabt, das einen tragischen Ausgang genommen hatte. Dieser Geistliche sagt vom Tode, er sei so wenig ein Uebel wie der Schlaf; er würde nur dann ein Uebel sein, wenn es aus ihm ein Erwachen gäbe, was indessen ebenso gegen die Erfahrung wie gegen die Philosophie streite (425). Damit tröstet er seine 12jährige Nichte am Sarge ihrer Mutter! Die Welt hält er für dumm, nichtsnutzig, aufdringlich und frech, und wundert sich, wie man je auf den Gedanken kommen konnte, ein Gott habe sie geschaffen.

Die Helden dieser sauberen Geschichte sind, wie dort der Baron Oldenburg und Dr. Stein, hier außer dem erwähnten Wolfgang von Hohenstein ein Major von D.



und ein Dr. Münster, und alle drei nehmen an dem Revolutionskampfe in Baden hervorragenden Anteil. Letzterer namentlich ist das richtige Nebenbild des Dr. Stein, Demokrat, Volksaufwiegler, Unzufriedener, und ebenso schnell verliebt wie dieser, nur mit dem Unterschiede, daß er eine liebe Frau und liebe Kinder hat. Auch die märchenhafte Gestaltung der äußeren Umstände steht der in den „Problematischen Naturen" nicht nach. Ein Pöbelhaufe beschließt die hellerleuchteten Fenster eines vornehmen Hauses, aus welchem trotz des drohenden Volksauflaufs lautes, herausforderndes Klavierspiel ertönt, mit Steinen zu bombardieren. Dr. Münster dringt in das Haus und steht plötzlich vor der Spielerin, einer wunderschönen Witwe. „Seinem Kennerauge erschien sie vollendet. Er starrte wie trunken, wie geblendet auf diesen herrlichen Kopf u. s. w. Wie ein Blitz durchzuckte es den stolzen (?!), von faustischer Sehnsucht sein Lebenlang gequälten Mann: Dies ist das Weib, das Deiner würdig ist, hier steht das Bild, das durch Deine entzückendsten Träume mit halbverhülltem Antlitz lautlos glitt und dein ahnendes Herz in Wollust schaudern machte, voll glühenden Lebens in strahlender Wirklichkeit leibhaftig vor Dir da" . . . „Das Herz verlangte sein Recht, sein ewig (!) unveräußerliches Recht: an einem nicht minder heißen Herzen zu klopfen (319). Anfangs ringt er sich freilich los, weil er wußte, daß diese Leidenschaft eine Verirrung sei. Doch natürlich nicht aus sittlichen Bedenken. Sondern: „Was sollte ihm, dem Arbeiter, dem Proletarier, ein Glück, das zu seiner stoischen Philosophie genau so trefflich stimmte, wie die glänzenden Bilder seiner Phantasie zur Armseligkeit seines Lebens" (383).

Das Weib aber, dem seine Sinnlichkeit sich so zuwendet, ist das genaue Nebenbild zu Melitta von Berkow in den „Problematischen Naturen", nur eine Schattierung niedriger. Sie ist die Witwe eines Hohenstein und eine vollendete Dirne, die aus einem Arme in den andern wandert, ohne dafür aus ihrer adligen Gesellschaft ausgestoßen zu werden. Um die sittliche Sphäre, in der wir uns befinden, zu kennzeichnen, mag nur erwähnt werden, daß dieses Weib sich an ihren Schwager, den verheirateten Obersten von Hohenstein wegwirft, um ihn zur Befreiung des gefangenen Dr. Münster zu bestimmen. Der edle Oberst aber, der schon lange mit den Augen eines brutalen Wüstlings auf sie geblickt hatte, bricht das ihr verpfändete Wort und wirkt für Münsters Verurteilung.

Solche gesinnungslose Lumpe, ja geradezu gemeine Verbrecher sind alle von Spielhagen gezeichnete Adlige. Nur darauf bedacht, ihr verkrachtes Vermögen zu rangieren und demgemäß ihre Töchter zu verschachern, schrecken sie vor keiner Handlung zurück. Von dem sauberen Obersten ist eben erzählt. Sein Oheim, der alte General, ist ein Mörder, sein Bruder ein Dieb, der die ihm anvertraute öffentliche Kasse bestiehlt und als Selbstmörder endet. Der Verfasser stellt die Artigkeiten, welche er dieser Gesellschaft andichtet, selbst einmal zusammen, ohne vor dieser Brutalität doch selbst zu erschrecken: „Willkürliche Verwaltung des Oberpräsidenten v. H., des Vaters der Brüder, mehr als militärische Schroffheit des Obristen, gleisnerische Freundlichkeit, hinter welcher der Präsident seine büreaukratisch-despotischen Neigungen versteckte, politische Achselträgerei des Stadtrats, Hoffart der Präsidententöchter, junkerlicher Uebermut der Obristensöhne, stadtkundige Libertinage Antoniens v. H., des Generals vielbeflecktes Leben, offene Verbrechen" — was will man noch mehr? Und doch ist das noch nicht Alles. Denn Spielhagens Phantasie ist erfinderisch, wenn es gilt, seinen ganzen demokratischen Haß über den Adel auszugießen. Jede erdenkliche Nichtswürdigkeit weiß er ihm anzudichten.

Das Unglaubliche einer geradezu irren Phantasie, welche dem tollsten Kolportage-Roman nichts nachgiebt, leistet Spielhagen in der Lösung der Konflikte: Während auf dem Schlosse des alten Generals die Töchter des Präsidenten, seines Neffen, mit den von ihnen verachteten Männern Hochzeit feiern und gleichzeitig neue Liebesverhältnisse anknüpfen, welche sie für ihre voraussichtlich unglücklichen Ehen entschädigen sollen (!),

wird der General von Mördern erwürgt. Antonie, welche unterdessen in den Park eilt, wo sie mit den flüchtigen Revolutionären zusammentreffen will, wird von dem Obersten, ihrem Schwager, verfolgt. Er ersticht den ihm entgegentretenden Dr. Münster, wird von Antonie erdolcht und von einem Feinde ins Wasser geworfen. Antonie endet durch Selbstmord. — So geschehen in Deutschland, im Jahre 1849! —

Dieser eine Roman hätte unseres Erachtens genügen sollen, des Verfassers Werke in jeder anständigen und gebildeten Gesellschaft unmöglich zu machen. Denn der Ausdruck Unbehagen genügt doch nicht, um das Gefühl zu bezeichnen, welches jeden gesund empfindenden Menschen bei seiner Lectüre erfüllen muß. Aber die „Problematischen Naturen" hatten seinen Ruhm begründet, und daß auch der eben skizzierte Roman ein großes Publikum fand, trotz seines Umfangs und teuren Preises, bezeugen die sechs Auflagen, welche er erlebt hat. Der Verfasser brauchte also nur auf der eingeschlagenen Bahn fortzufahren, und neue Lorbeeren waren ihm gewiß. So erschien drei Jahre später „In Reih und Glied" (1170 Seiten der neuen Ausgabe), ein langweiliges Gemisch von socialem und politischem Roman. Im Mittelpunkt das Bild eines Socialisten, der seine revolutionären Pläne mit kaltem Egoismus verfolgt. Nachdem die Umgestaltung mit den Kräften des Volkes auf revolutionärem Wege mißglückt ist, drängt er sich an den jungen König heran, dem er durch seine geistreichen Ideen imponiert. Er läßt sich zum Legationsrat machen und adeln. Allein der Versuch, den er mit einigen ländlichen Fabriken macht, seine Pläne mit Hülfe des Staates zu verwirklichen, mißlingt, der König läßt ihn fallen, die adlige Gesellschaft stößt ihn aus, er fällt im Duell, nachdem er alle Menschen, mit denen er in Berührung getreten, unglücklich gemacht, und das einzige adlige Mädchen, das ihn liebte, sich um seiner Selbstsucht willen das Leben genommen hat. Die geschilderte Gesellschaft ist fast durchweg faul und verkommen, nur eine einzige adlige Familie ist edel: sie denkt liberal. Der König und alle seine Diener sind entweder charakterlose Phantasten oder elende Strohköpfe oder Schurken. Die bürgerliche Demokratie wird zwar scheinbar wegen ihrer Unfruchtbarkeit arg mitgenommen, aber in ihr allein sind die wahren Genies, die herrlichen Menschen. Der beste ein jüdischer Arzt. Er hält am Schluß dem edelmütigen Förster und seiner durch Selbstmord geendeten Tochter die Grabrede. In ihr tritt die Ansicht des Autors, welche sonst sehr sorgfältig zurückgehalten ist, deutlich hervor. „Für ihn, den wir hier bestatten, war der ehrliche Knall einer Büchse Zeit seines Lebens die lieblichste Musik, und sie, die wir ihm zur Seite gebettet, war ihres Vaters echtes Kind in tiefsinniger Liebeskraft in erhabenem Opfermut, die das Leben, wenn es sein muß, abstreift wie ein Kleid — so mag denn auch an ihrem allzufrühen Grabe der Kirchenglocken vieldeutiger Klang gerne schweigen. Aber nicht von ihr will ich sprechen, der Schönen, Guten . . . Von ihm wollte ich zu Euch sprechen . . . Als er für diesen starb (dem er das Leben gerettet hatte), starb er für Euch alle, und so bringt sein Tod unendlichen Gewinn. Wer von Euch würde in Zukunft noch die Hand erheben können wider den Bruder? Wessen im Zorn erhobene Hand würde nicht sinken, sobald an sein Ohr der Name dieses Mannes dringt, der Euch fürder ein Heiliger und ein Held sein wird! Ja, meine Freunde, ein Heiliger und ein Held, den ich selig preise! Aber wehe ihnen, die noch Heilige und Helden brauchen! wehe Euch! Der Ruhm dieses Mannes ist Eure Schmach!

O, meine Freunde, wascht sie ab diese Schmach! Ihr könntet es durch Eines! Nur durch Eines! Nur dadurch, daß ihr fürder von ganzem Herzen und mit allen Kräften Eure Pflicht thut.

Dann, aber auch nur dann, werdet Ihr von der Schande erlöset, daß ihr ꝛc. . . . Und so werdet Ihr auch nur wahrhaft gerettet werden. Die Helden und Heiligen können sich wohl opfern, aber Euch nicht retten. Niemand kann Euch erretten: Kein Held, kein Heiliger und kein Gott. Ihr könnt Euch nur selbst erretten. Schwört, daß ihr es wollt, daß ihr fürder der heiligen Ordnung, für welche

dieser hier starb, leben wollt und ihr dienen wollt, Einer für Alle und Alle für Einen, wie gute Kameraden, wie brave Soldaten in Reih und Glied."

Das Christentum spielt natürlich gar keine Rolle. Wo es erwähnt wird, tritt es in Zerrbildern auf, wie die Förstersschwester eine Kartenlegerin, der Geistliche ein ungläubiger Heuchler ist; oder er wird mit mitleidigem Achselzucken als für die Dummen geduldet. „Es kommt nicht jeder auf dieselbe Weise zu Gott, sagt der aufgeklärte Förster, und ich kann nicht verlangen, daß meine Kinder es just auf meine Weise thun. Deshalb soll man ihnen den Weg nicht verschließen, der ja seit so vielen Jahrhunderten von unzähligen Menschen betreten worden ist und gewiß recht, recht oft zum Ziele geführt hat."

Ja, dieser eiskalte, salbungsvolle Heuchler, der Pastor! Seine Predigten werden so gut wie von selbst, und von der Seelsorge sagt er: „Ja, großer Gott, die Seelsorge! Da kommt man zuletzt zu der Einsicht, daß es auch hier am besten ist, wenn man es eben gehn läßt, wie es Gott gefällt." Er liest dem halbwachsenen Jungen, den er unterrichtet, dessen Seele sich nach dem Frieden Gottes streckt, einen Schwulst über den Glauben vor, an dem er nur den Rhythmus der Perioden und die stilistischen Schönheiten rühmt. Auf die Frage jenes, ob er das glaube, erwidert der Geistliche: „Der Glaube ist notwendig, nicht für alle Menschen, nicht für die z. B., welche, wie wir, den wahren Zusammenhang der Dinge durchschauen, wohl aber für den Pöbel . . . Vielleicht erklimmen Sie noch einmal eine Höhe, wo es Ihnen vollkommen klar sein wird, daß dies scheinbar so fürchterliche Gesetz von der Herrschaft der Starken und Klugen über die Schwachen und Dummen auch eine Ordnung Gottes ist, die aufrecht erhalten sein will, und am besten, sichersten durch gewisse Mittel, deren sich wie gesagt die Weisen aller Zeiten bedient haben, aufrecht erhalten wird." Dieser verächtliche Mensch wird dann Konsistorial- und Ministerialrat, und spekuliert mit den zu wohlthätigen Zwecken gesammelten Geldern an der Börse. Religion und Kunst sind eben nur Durchgangspunkte für das Menschengeschlecht auf seiner Wallfahrt nach der höchsten Entwicklung. Die Religion muß sich immer mehr in angewandte Moral, in werkthätige Liebe umsetzen. So sagt wenigstens Dr. Paulus, der Jude mit dem edlen, durchgeistigten Gesicht. In der Weltanschauung, in der er lebt, haben wir keinen Priester, dem wir beichten können, der uns absolvieren dürfte. So müssen wir uns unter einander diese heilige und heiligende Pflicht erfüllen.

In dieser Weise, untergrabend, kritisierend, bespöttelnd tritt der Liberalismus in diesem Roman auf, der auch als Kunstwerk betrachtet auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht. Die tödliche Langweile, welche uns bei diesem endlosen, immer gleichmäßig dahinrollenden, mit Schwulst und geistreichen Tiraden gewürzten Schilderungen ergreift, wird selten durch gelungenere Abschnitte unterbrochen. Originell ist wenig. Natur, Gesellschaften, Politik, Socialismus, Alles wird ziemlich conventionell dargestellt. Bisweilen wird auch das Pikante herbeigezogen und in Schilderung eines badenden Mädchens, einer Maitressengesellschaft u. a. zur Anreizung des Appetits benutzt. Eine wichtige Rolle spielt die alte Kupplerin im Schloß, welche in ihren geheimnisvollen Gemächern dem jungen, vermählten Könige immer neue Opfer zuführt. Seine galanten Abenteuer werden uns zwar nur angedeutet und dafür sein erfolgloses Werben um ein edles, zufällig in die Hände der Alten gefallenes Mädchen ausführlich geschildert. Aber eben diese andeutungsweise Schilderung übt auf ein sinnliches Gemüt oft eine größere, gefährlichere Wirkung, als die nackten Brutalitäten, welche uns zuweilen in den Schriften der Naturalisten entgegentreten.

Was die sociale Frage angeht, so wollte Spielhagen durch den Roman zeigen, daß dieselbe von Staats wegen nicht gelöst werden könne. Es ist genugsam bekannt, wie weit dies Vorurteil verbreitet war, wie lange es die Unternehmungen des socialen Königtums gehemmt hat, und wie sehr dasselbe noch heute die schnelle Entwicklung dieser staatlichen Einrichtungen verhindert.

In dem drei Jahre später erschienenen Roman „Hammer und Amboß“ (1869) hat sich Spielhagens heißes Blut sichtlich schon etwas beruhigt. In politischer und socialer Hinsicht sind die Farben mehr abgetönt, der Haß gegen den Adel ist sichtlich mehr gemildert. Zwar ist auch diese Geschichte von einigen Zerrbildern nicht ganz frei, aber der eigentliche Vertreter wahrhaft humaner Gesinnung ist ein Herr von Zehren, der als Gefängnisdirektor dem Helden des Ich-Romans die größten Wohlthaten erweist und ihn zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft erzieht. Georg ist nämlich der Sohn eines Subalternbeamten, der wegen der Strenge seines Vaters als Primaner aus dem Vaterhause entflieht und im Hause eines alten, wunderlichen Edelmannes Zuflucht findet. Derselbe, der älteste Bruder des verschuldeten Steuerrats von Zehren, sucht, nicht ohne Beihülfe seines Bruders, seine heruntergekommene Wirtschaft durch eifrigen Betrieb von Schmuggel vor dem Untergang zu bewahren. Der junge Flüchtling, welcher sein Wohlgefallen erregt, lebt anfangs mit ihm und seiner schönen Tochter auf dem verfallenen Schlosse, ohne etwas von seinen bedenklichen Geschäften zu ahnen. Als ihm die Augen aufgehen, ist es zu spät. Alles wird verraten, Georg flieht mit dem alten Edelmann, und dieser erschießt sich auf der Flucht; Georg stellt sich dem Gericht und wird zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt, in denen der Direktor sich edelmütig seiner annimmt, so daß ein neues Leben in Arbeit beginnen kann.

Das Werk hat besonders in diesem I. Bande große Vorzüge vor den früheren. Der Stoff ist mehr gruppiert, die Charakteristik des Gefängnisdirektors v. Zehren, die Schilderung des Lebens auf dem Edelhofe, im Gefängnis, und besonders die der Sturmflut am Ende des Bandes sind sehr gut. Daneben aber wird dann wieder der Leser durch eine Anhäufung recht widerwärtiger phantastischer Ausschweifungen ermüdet. In beliebter Art faßt der Verfasser an einer Stelle diese Züge selbst zusammen: „In diesem Wasser (auf dem Gute des Herrn v. Zehren) hatte sich das Weib des Mannes ertränkt, der sie einst aus ihrer fernen Heimat über die Leiche ihres (von ihm erstochenen) Bruders hinweg entführt hatte, und der jetzt dort oben tot (selbst erschossen, als er, von den ihn verfolgenden Zollwächtern verwundet, nicht weiter konnte!) zwischen den Ruinen seiner Ahnenburg lag. Die Tochter dieser beiden hatte sich einem Wüstling (dem jungen Fürsten von Prora-Wiek) in die Arme geworfen, nachdem sie ihren Vater verraten, nachdem sie mit mir ein schändliches Spiel getrieben!“ Die völlige Enthüllung dieser sauberen und geschmackvollen Geschichte aber bringt erst der II. Band, welcher die großen Oeden der langweiligen Erzählung durch einige Pikanterien aufzubessern bestrebt ist. Da enthüllt derselbe junge Wüstling, den Georg einmal aus Eifersucht beinahe erdrosselt hatte, daß dieses von ihm entführte Fräulein von Zehren (welche eigentlich auf diesen Namen keinen Anspruch hatte, da Herr von Zehren nie eine rechtsgültige Ehe mit ihrer Mutter geschlossen hatte) nach den ihm leider zu spät gewordenen Mitteilungen seines Vaters seine Schwester sei. In Paris, wohin Herr von Zehren die Spanierin auf ihrer Flucht zunächst gebracht hatte, hatte sie sich nämlich heimlich dem alten Fürsten ergeben, und neun Monate darauf war Constanze geboren worden. Dieses edle Weib, die, vom jungen Fürsten verlassen, Schauspielerin und Dirne geworden war, rächt sich dann an diesem dadurch, daß sie ihn von ihrem jüngsten Galan insultieren und im Duell erschießen läßt. — Kann man sich bei dieser Anhäufung von unsauberen Geschichten des Ekels erwehren?

Diesen romantischen Erfindungen gegenüber tritt schon in diesem Roman das sociale Thema mehr zurück, das, seiner dichterischen Einkleidung beraubt, ja auch nur einen sehr allgemeinen Gedanken enthält. Denn die Worte: es solle fortan nicht mehr wie bisher jeder entweder Amboß oder Hammer, sondern beides sein, bedeuten doch nicht mehr, als die abgebrauchte Redensart von den nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft. Und der Extrakt der Weltanschauung macht auch nicht gerade durch Neuheit Eindruck. Die alte Zeit (wo der Adel herrschte) ist nach Spielhagen jetzt vorüber. Nun regiert das Geld die Welt. „Die Reichen sind jetzt die Ritter vom

Hammer. Es ist das alte Spiel in etwas anderer Form. Wie lange werden sie es spielen? Ich hoffe, nicht allzu lange. Dann kommen wir daran, die wir begriffen haben, daß es eine Gerechtigkeit giebt, daß diese Gerechtigkeit sich nicht spotten läßt, und daß wir diese Gerechtigkeit, welche die Gegenseitigkeit ist, wollen müssen aus ganzer Seele und mit ganzem Herzen." Das ist der bekannte hohle Idealismus, welcher der Welt, nachdem er aus ihr den Gottesglauben entfernt hat, einen neuen Glauben einflößen möchte. Dem entsprechen denn auch die übrigen, hin und wieder auftauchenden Ideen von der socialen Frage, von Konsumvereinen, Angebot und Nachfrage, der Herzlosigkeit der Millionäre und dgl. Die praktische Lösung besteht endlich darin, daß Georg, der ins bürgerliche Leben zurückgekehrt, ein Schlosser und Maschinenbauer geworden ist, eine Fabrik gründet, in der jeder Arbeiter im Verhältnis seiner Kräfte, seines Verdienstes, seiner Mittel Teilhaber ist.

In Bezug auf die Liebe ist unser neuer Held, zum ersten Mal ein Proletarier mit ungemischtem Blut, beinahe eine so problematische Natur wie die früheren Gestalten des Verfassers, wenn auch hier ebenfalls eine größere Milde nicht zu verkennen ist. Als Jüngling liebt er Constanze von Zehren, im Gefängnis des Direktors Tochter Paula und später die Tochter eines Kommerzienrats und Millionärs, die er auch heiratet. Aber bevor das geschieht, bekommt der Leser als Konfekt bei dem etwas einförmigen Mahle eine aus lauter Zufälligkeiten gewebte, recht sinnliche Scene zu kosten. Georg findet erst im Theater, dann vor der Thür des Fürsten von Wiek seine ehedem geliebte Constanze, nimmt die halb Ohnmächtige in seine Wohnung und erliegt dort ihren schon recht verbrauchten Reizen, nachdem sie die oberflächlichsten und albernsten Reden von Liebe und Menschenretter gehalten hat. Von seiner Seite wird dann der Sache ebenfalls ein Mäntelchen umgehängt: „er will das erkaltete Herz wieder erwärmen mit der Glut seiner Küsse, mit seinem eigenen Herzblut" rc., bis er erkennt, was er doch schon wußte, daß sie eine ganz gewöhnliche Dirne war. Wenige Seiten darauf folgt dann ein Wort vom Gewissen, das sich bei ihm regte; aber dasselbe wird ebenso wie jener Rettungsversuch in das Licht jugendlicher Ueberspanntheit gerückt. Eben dieses hin und her, diese absichtliche Unklarheit des sittlichen Urteils, diese Gesinnungslosigkeit ist das Gefährliche an Spielhagens Romanen.

Sie entspricht durchaus seiner Stellung zur Religion, deren Vertreter auch in dieser Erzählung wie ein Popanz aufgeputzt ist. Der Gefängnisprediger, ein Herr von, ist ein elender Pietist, ein Heuchler und heimlicher Denunziant des edlen Direktors, eine wahre Vogelscheuche, über den Spielhagen seinen ganzen bitteren Groll ausschüttet, doch vorsichtigerweise durch den Mund des edlen Sonderlings und Gefängnisarztes. Allein sein Mißwollen erstreckt sich überhaupt auf die Kirche und alles, was mit ihr zusammenhängt. Die schöne Kommerzienratstochter hat bei ihrer Trauung den Wunsch, zu einem Pastor zu gehen, der sie bei dieser Gelegenheit zum ersten, und wenn es auf sie ankommt, auch zum letzten Mal sieht. Und bei der Beschreibung des kirchlichen Aktes heißt es: „Die Rede des alten Pastors war sehr lang und sehr konfus; die St. Nikolai-Kirche sah so kalt und nüchtern wie immer aus."

Nun, man könnte ja sagen, über den Geschmack ist nicht zu streiten. Das Standesamt wird ja Spielhagens ästhetischen Bedürfnissen gewiß besser entsprechen, so lange wir noch keine Lorbeerhaine mit Venustempeln von Staats wegen für die Eheschließung der Atheisten eingerichtet haben. Sehr unangenehm ist es nur für den Unbeteiligten, wenn solche Leute in besonderen Nöten plötzlich von einer merkwürdigen religiösen Sentimentalität angewandelt werden, wie Georg bei der bevorstehenden Entbindung seiner Frau. „Ich harrte," heißt es da, „einer anderen Verkündigung — in heißen Gebeten und brünstigen Gelübden, wie sie nur aus dem Herzen eines Mannes in solcher Stunde steigen können — und sie ward mir, diese Verkündigung — in einem kleinen feinen Stimmchen, das mich durchschauerte, wie den harrenden Gläubigen das Säuseln des

Windes, in welchem sich der Herr nahte.“ Man sieht, in allen Sätteln gerecht! Und doch hat der Ich keinen anderen Glauben, als „Nur die Arbeit kann uns frei machen“ und „der Glaube an die Güte der Menschennatur und an den wachsenden Sieg des Guten.“

Der Verfasser socialer Romane hat die Aufgabe, die Wirklichkeit genau zu beobachten, richtig aufzufassen und in ihren charakteristischen Zügen darzustellen. Eigentlich lehrhafte Zwecke darf er nicht verfolgen, also auch nicht tendenziöse. In letzterer Richtung liegt geradezu eine bewußte Unwahrheit. Denn die Tendenz zieht aus der Menge der Erscheinungen nicht diejenigen Züge, welche für das Ganze bezeichnend, also geeignet sind, ein richtiges Bild zu erzeugen. Sondern sie hebt einseitig menschliche Schwächen heraus und stellt sie so verallgemeinert dar, daß sie nicht dem Individuum, sondern der Gesellschaftsklasse oder dem Stande als solchem zur Last fallen. Wer so verfährt, wie wir es an Spielhagens socialen Romanen der 60er Jahre gezeigt haben, macht sich einer Fälschung der Wahrheit schuldig. Wir wissen sehr wohl, daß sich die Welt in verschiedenen Köpfen verschieden spiegelt, in dem eines Liberalen anders als in dem eines Konservativen, in dem eines Christen anders als in dem eines Juden oder Atheisten, je nach der sittlich-religiösen Weltanschauung, welche in ihm Gestalt gewonnen hat. Davon sei hier zunächst ganz abgesehen und nur die Entstellung allgemein anerkannter Wahrheiten berücksichtigt. Es giebt in allen Ständen Hohlköpfe, welche sich in angemaßtem Stolze blähen. Stellt man alle oder doch die größte Mehrzahl der Adeligen so dar, so ist man unwahr. Es giebt in allen Klassen der Gesellschaft Eiferer ihres Glaubens und solche, welche schön reden, aber schlecht handeln, nicht zum wenigsten unter den sogenannten Aufgeklärten, Ungläubigen und Dünkelgelehrten, und Spielhagen kann mit seinen Tendenzromanen in mancher Hinsicht als ein Muster solcher humanen Gesinnung genommen werden, insofern er als Prediger der Toleranz und Humanität sich gegen alle anders Gläubigen und anders Gesinnten sehr unduldsam, ja gehässig zeigt. Wenn er dagegen allein die Geistlichen als solche Heuchler darstellt, deren Handlungen ihrem Glauben und ihren Lehren nicht entsprechen, und sogar ihre Mienen, ihre Haltung und Kleidung verächtlich zu machen sucht, so zeichnet er unwahr.

In solchem Falle verliert der dargestellte Gegenstand unsere Teilnahme, die er doch voll in Anspruch nehmen sollte. Denn der Zeit- und Kulturroman, wie ihn Spielhagen schreiben wollte, mußte uns mehr noch als das Werk eines Geschichtsschreibers, mit dem er sich nahe berührt, durch seine Treue fesseln. Das ist der Maßstab, den wir an eine solche Arbeit legen müssen, wie sie etwa G. Freytag in seinem „Soll und Haben“ geleistet hat. Wir stehen aber der von Spielhagen geschilderten Zeit noch zu nahe, als daß wir die entworfenen Bilder als der Wirklichkeit entsprechend anerkennen könnten. Wir vermögen nur einseitig gemachte Zerrbilder darin zu erkennen.

Daher erweckt in diesen Romanen eigentliches Interesse nur noch der geistige Zustand des Verfassers, insofern wir sehen, wie in seinem Kopfe sich die Welt spiegelt. Und wenn wir dann um uns blicken, so müssen wir leider sehen, daß er der Auffassung einer großen Klasse von Menschen Ausdruck verleiht, aus der er hervorgegangen ist und für die er wiederum schreibt: es ist der aufgeklärte Bildungsphilister, welcher in der Gartenlaube seine Familienunterhaltung, im Berliner Tageblatt und verwandten Zeitungen seine tägliche Geistesnahrung und den Ausdruck seiner sittlichen Lebensauffassung und seiner religiösen Anschauungen findet. Da aber dieser Schriftsteller große Erzählergaben besitzt und in der oben gekennzeichneten Weise seine oft recht breiten Schilderungen zu würzen weiß, so findet er seine Anhänger und Leser in viel größeren Schichten des Volkes, als man hiernach glauben sollte. Gerade dadurch ist er so gefährlich geworden. Der Same, den er und viele andere seiner Gattung ausgestreut



haben, ist längst aufgegangen und hat nach oben und nach unten reiche Früchte getragen. Unsern Mittelstand hat er mit Kirchen- und Adelshaß, mit Feindschaft gegen Thron und Altar vergiftet, aber so geschickt, daß selbst Andersgesinnte es heut noch nicht merken und nicht glauben wollen. Schneller und gewaltsamer hat seine Lehre nach unten durchgeschlagen. Hier hat man die Konsequenzen gezogen und mit der Verachtung aller Autorität Ernst gemacht. Hier gilt es nicht nur gegen Junker und Pfaffen, sondern gegen jede die Freiheit und Willkür hemmende Schranke zu arbeiten und die Emanzipation des Fleisches, welche Prediger wie Spielhagen für ihren reichen Bourgeois reservieren zu können glaubten, mit voller Gleichberechtigung durchzuführen.

Nur die Naturalisten sind in einen gewissen Gegensatz zu dieser Bourgeois-Dichtung getreten. Aber derselbe ist nur ein äußerlicher und trifft den Kern der Sache wenig. Sie erkennen das Unwahre dieser Geister und suchen die Fehler derselben, welche in dieser Richtung liegen, zu vermeiden. Allein in der Feindschaft gegen die heiligsten Güter unsres Volkes, besonders gegen das Christentum als Lebenselement desselben, und gegen eine auf dieses begründete Sittlichkeit sind sie mit jenen Schriftstellern ebenso eins, wie die Sozialdemokratie mit den Grundforderungen der bürgerlichen Demokratie. Wir sehen in beiden Zerstörer unsrer christlichen Sittlichkeit, und deshalb dürfen wir nicht aufhören sie zu bekämpfen.



Zur Charakteristik des afrikanischen Negers.

Reiseerinnerungen

von

F. Freiherr von Bettelbladt.

I. Schattenseiten.

Der Wanderer, welcher nach langer, mehr oder weniger glücklich überstandener Seefahrt zum ersten Male eine Tropenlandschaft zu Gesichte bekommt, wird fast regelmäßig von einem eigentümlichen, schwer definierbaren Gefühl ergriffen. Er denkt sich zurückversetzt in seine phantasiereiche Kindheit, wo die Märchen von „Tausend und Eine Nacht", von mächtigen Khalifen und den glanzvollen Abenteuern heißblütiger Fürstenkinder, von den geheimen Intriguen des Harems und der wunderbaren Pracht der Serailgärten, von bösen und guten Geistern, von den Schätzen reicher Araber und den unermeßlichen Produkten der südlichen Zone, in die Zeit, wo alle Herrlichkeit der Welt noch im Traum ihn umgaukelte — und sieht sich wie mit einem Schlage mitten in eine neue, von der blendenden Helle der äquatorialen Sonne überstrahlten oder in das tiefe Dunkel tropischer Nächte getauchte Seenerie verpflanzt. Mit welch gespannten Erwartungen betritt der Reisende zuerst die wirkliche Stätte dieser Wunderdinge, und doch — wo mehr als hier liegen die Gegensätze Schwelle an Schwelle!

Als ich am Nachmittage des 3. August 1889 die alte arabische Stadt Sansibar vor mir ausgebreitet sah, konnte das Auge sich nur schwer von dem entzückenden grünen Eiland losmachen. In der reinen, durchsichtigen Luft sah ich den Hafen dicht besetzt mit zahllosen weißen Bauten, rechts und links eingefaßt von braunen kleinen Hütten, dahinter wie ein dunkelgrüner Kranz die graziösen Kokospalmen und davor das tiefblaue Meer mit Fahrzeugen und Böten wie besäet. Von der Stadt her drang das geschäftige Treiben der dunkelfarbigen Bewohner als vielstimmiges, dumpfes Gemurmel herüber und auf den Fluten des indischen Oceans, den der Kiel unseres guten Schiffes in rascher Fahrt durchschnitt, erglänzten hell die weißen Segel und die roten Flaggen der von frischer Brise begünstigten Dhaus. Es ist ein ungemein reizvolles, unvergeßliches Bild, dessen ich später bei meinen zahlreichen Besuchen der Insel von der Küste aus immer wieder froh wurde — ebenso unvergeßlich, wie die arge Enttäuschung, die dem Reisenden nicht erspart bleibt, sobald er den Fuß ans Land setzt. Die Frechheit der Sansibariten, der unvermeidliche Schmutz der Gassen und das Parfüm, welches aus jedem Hause, aus jedem Winkel uns entgegenströmt, spotten der Beschreibung.



Afrika ist das Land der Gegensätze und der Enttäuschungen! Hier im Osten fand ich als Kern einer glänzenden Hülle Zersetzung und Verrottung, nicht viel anders als in Sansibar sah es in den Städten an der Küste und in den Negerdörfern mehr im Innern aus, ehe die Deutschen Ordnung schafften und aufräumten; später im Westen fühlte ich mich wohlthuend berührt, als am Congo in Banana, Boma und sonst, sowohl in der leichtgebauten Villa des Weißen, wie in der Hütte des Schwarzen die peinlichste Sauberkeit überall entgegenblitzte. Und mit dieser Akkuratesse im Aeußeren ging das Benehmen der Bewohner Hand in Hand, es waren hier ruhige und bescheidene Menschen, welche den an die Zudringlichkeit und den Lärm Ostafrikas gewöhnten Fremdling freundlich anmuteten.

Als drittes Bild könnte ich Capstadt anschließen, wo der europäische Einfluß in kaum zwei Jahrhunderten aus einem ungesunden, öden Küstenstrich ein Schmuckkästchen unter den Kulturstätten der Welt geschaffen hat. In Capetown trifft man fast alle Sorten von Menschenrassen wie von Naturerzeugnissen beider Zonen, man vergißt, daß man in Afrika ist und schwelgt in der herrlichen Luft und in den sicheren, bequemen Verhältnissen holländisch-englischer Kolonisation. In Capstadt ist alles zu finden und alles zu haben, nur merkwürdigerweise eins nicht: kein Arrak.

Man fragt mit Recht: Woher kommt diese Verschiedenheit im Osten, Westen und Süden? Die Antwort ist sehr einfach: Ueberall, wo das arabische Element sich dauernd einnistet, ist Unterdrückung der Eingeborenen, Unordnung, Schlaffheit, Fäulnis nach innen und außen, Zurückgang der materiellen wie intellektuellen Interessen der Menschheit die Folge. Es braucht nur erinnert zu werden an die Pest Inner-Afrikas, den Sklavenraub, an dem einen nicht geringen Anteil die Araber haben, und durch welchen noch jetzt alljährlich Millionen von Existenzen vernichtet werden. Wo auch immer der Islam in Afrika erschienen ist, hat er den Frieden im Volksleben wie in der Familie erbarmungslos zerrissen. Dagegen bringt das europäische Element in der Regel heutzutage das eine Gute mit sich, daß es auf geordnete und gesicherte Zustände bedacht ist; im übrigen steht leider Afrika immer noch als Versuchsobjekt der verschiedensten Civilisationssysteme da.

Der große Unterschied zwischen sonst und jetzt ist aber jedem, der den kolonialen Vorgängen einige Beachtung schenkt, klar ersichtlich: Das Interesse der Kulturstaaten beschränkt sich nicht nur auf die unübersehbaren Strecken Landes und auf die Frage, wie man mit möglichst großer Rücksichtslosigkeit und möglichst geringer Anstrengung den höchst-thunlichen Gewinn aus dem Kolonialbesitz ziehen könne, sondern man fängt allmählich an, sich der Verantwortlichkeit bewußt zu werden, die man durch Erwerbung von überseeischen Ländern den Bewohnern derselben, insbesondere der eingeborenen Bevölkerung gegenüber auf sich nimmt. Von dem Aussaugesystem ist man zu dem der Erhaltung und Befestigung übergegangen, die dunkle Rasse ist nicht mehr bloße Ware — im Werte von 2 Meter Kaliko oder 80 Pf. oder 10 Hühnern oder 1 Ziege im Innern und 20 bis 100 Mark an der Küste —, sondern wird als existenzberechtigter Faktor anerkannt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, giebt man allgemach neben der Frage: Was dürfen *wir* von unsern Kolonieen erwarten? auch der anderen, obschon noch recht schüchtern, Raum: Was dürfen unsere Kolonieen *von uns* erwarten?

Noch ist diese Frage nicht in die breiten Schichten des Volkes eingedrungen, abgesehen von den Missionsgesellschaften sind es nur einzelne Männer, besonders die Vertreter der Regierung und Forscher, welche der politischen *und* geistigen Befreiung der Schwarzen das Wort reden, welche in die Fußstapfen der beiden unerreichten todestreuen Vorbilder, Livingstone und Gordon, zu treten den Mut haben. Es ist noch immer die Gefahr vorhanden, mißverstanden und ein Schwärmer oder Pietist genannt zu werden, wenn man offen seine Teilnahme für die schwarze Rasse und die Hoffnung kundgiebt, daß sie weniger als Versuchsobjekt und mehr als ein bildungsfähiges Mitglied

der Weltordnung, an dem viel wieder gut zu machen und viel Versäumtes nachzuholen ist, angesehen und geachtet werden möge.

Es hat mir ein unverhohlenes Vergnügen bereitet, nicht blos aus allgemeinem sprachlichen oder ethnographischen Interesse, sondern in der Absicht dem Maß der intellektuellen Fähigkeiten auf den Grund zu kommen, mehrere Stunden täglich während eines Jahres mit Negern eingehend mich zu beschäftigen; 12 Monate sind nicht viel, aber ich glaube, dank früherer gründlicher Vorbereitung mit der Litteratur und den Sprachen, sowie ausgerüstet mit ziemlicher Geduld, manchen Zug im Charakter des Negers richtig verstanden zu haben. Dem Vorwurf, welcher in der Heimath leicht zutrifft: wie kannst Du aus der näheren Bekanntschaft mit einzelnen Individuen Schlüsse auf den Charakter der Gesamtheit ziehen? — diesem Vorwurfe fehlt drüben die Spitze, denn der Rassetypus der Neger ist bei den Zugehörigen auch geistig in hohem Grade gleichmäßig ausgeprägt, so daß man an einigen Tausend, denen man mit der Zeit näher trat, bald das allgemein Zutreffende heraussand. Schon bei uns, sagt man, werden die Originale selten, bei den Negern ist eine ausgeprägt originale Persönlichkeit eine sehr große Seltenheit.

Wenn ich nun auf die intellektuellen Fähigkeiten und auf das Gemütsleben der afrikanischen Neger etwas näher eingehe, so können es nur einzelne hervorstechende Züge sein, die hier zur Sprache kommen, ich habe sie beobachtet in ihrer natürlichen Freiheit, wie sie aus dem Innern an die Küste kamen, die sie zum ersten Male in ihrem Leben erblickten, und habe sie dann mehrere Monate unter dem Einflusse einer ruhigen, nicht aufgedrungenen Civilisation gesehn: bei allen, den Waniema, Wanjamuesi, Wassaramo, Wadoe, Wassambara u. s. w. wie bei den eigentlichen Küstennegern, den Wamrima, wie endlich bei dem halbcivilisierten Wasuaheli Sansibars, hatte man den unabweisbaren Eindruck des Kindischen, Unreifen, Wetterwendischen. So heißt es auch in dem prägnanten Verse, den der Sansibarite mit Vorliebe zum besten giebt:

Unguja's*) Bewohner
Sind komische Leute;
Ein Zufall! — gezückt ist
das Messer zum Streite.
Du strafst sie am Lohne,
Sie lachen und singen:
Das soll uns kein Fünkchen
Von Sorgen einbringen!

Dieser Eindruck bleibt auch bei näherer Bekanntschaft derselbe, und man hat gewissermaßen mit Recht die Neger große Kinder geheißen. Unzählige Vorfälle des Tages bestätigen dies, man weiß nicht, soll man darüber lachen oder sich ärgern. Ich hatte längere Zeit einen Burschen aus den Ussambara-Bergen, einen ausgewachsenen hübschen Krauskopf, den ich wegen seiner unbezähmbaren Lustigkeit eigentlich (in freier Bildung) Fidelio hätte nennen sollen. Er war noch bei keinem andern Europäer in Dienst gewesen, nur um sich einige Groschen zu verdienen, in die Städte gegangen, und somit hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, den jungen Wilden anzulernen. Hier war gleich anfangs gegen die auch bei diesem Neger stark vorhandene Neigung zum Tändeln, Faulenzen und Bummeln zu kämpfen. Stundenlang — das war sein größtes Vergnügen — liebte er es, in nachlässiger Haltung den fleißigen Stationsarbeitern zuzusehen oder ins Blaue zu stieren, und wenn man ihn frug: nini ulisanni (woran denkst du)? dann antwortete er ganz ehrlich: hakuna kitu, bane (an gar nichts, Herr)! Und dies war nicht eigentliche Stupidität, sondern der Ausdruck des angeborenen Hanges zum Träumen. Es ist dies ein Hauptcharakterzug des Negers. Den Begriff Langeweile, diese entsetzliche Modekrankheit bei uns, kennt er nicht, denn Nichtsthun,

*) Namen für Sansibar. Die Originale dieser und der folgenden Lieder stehn der Redaktion zur Verfügung.



die Zeit totschlagen ist seine beste und liebste Unterhaltung. Darum begreift er auch uns wieder nicht, wenn wir durch irgend ein unvorhergesehenes Hemmnis an der Ausführung einer Unternehmung gehindert oder während derselben aufgehalten werden und in nicht mißzuverstehender Weise unsern Aerger kund geben. Es wird eine schwere Aufgabe sein, dem Neger den Wert des Satzes: time is money klar zu machen und noch schwerer, ihn selbst zur praktischen Bethätigung desselben zu bewegen. Der Schwarze ist ein Freund des Augenblickes, es quält ihn wenig, wie es nach ein paar Stunden oder morgen sein wird, wenn er nur zur Zeit sich befriedigt fühlt. Auf die Frage: wie viel Uhr ist es? wird man selten eine Antwort erhalten, obgleich die mit schauerlicher Regelmäßigkeit Tag aus Tag ein um 6 Uhr morgens aufgehende und 12 Stunden später untergehende tropische Sonne einen untrüglichen Wegweiser den größten Teil des Jahres über abgiebt; ich war zuerst zweifelhaft, als mein Boy, der mich im Besitz von mehreren Uhren sah, mich flehentlich bat, ihm eine zu geben. Aber bald wurde ich für meinen allzugroßen Leichtsinn bestraft und zur klaren Erkenntnis geführt, daß es dem Schwarzen nicht um die Erlangung eines Zeitmessers zu thun gewesen war. Was hatte der Unglückliche mit der Uhr angefangen? Obgleich ich ihm den Zweck und Gebrauch derselben wiederholt klar gemacht, und er bei mir selbst ihn genügend kennen gelernt hatte, so überwog doch die Eitelkeit alle andern Vorstellungen, und eines Tages erschien die Uhr in zwei Hälften ganz elegant an 2 indischen Ketten getragen und wohl verwahrt in den Taschen der alten europäischen Weste, welche ich jetzt zu frühzeitig geopfert zu haben bereute.

Dieser Gedankenlosigkeit entspricht eine ebenso große Sorglosigkeit. Der Muhammedaner ist Fatalist, er sagt bei allem was geschieht, es mußte so kommen, er geht hin und preist Allah; der Neger als solcher (nur eine verschwindend kleine Anzahl bekennt sich zum Islam) steht noch mehr zurück, ihm ist das Walten einer höheren Macht ein unklarer, verschwommener Begriff. Bei bösen Anlässen vermutet er einen Dämon und sucht ihn durch irgend eine abenteuerliche Beschwörung oder durch ein oft Unschuldige treffendes blutiges Opfer zu besänftigen, oder er trägt das Unglück mit stumpfer Resignation, bei glücklichen Vorfällen nimmt er das ihm Zugefallene als ganz selbstverständlich entgegen. Im übrigen lebt er in den Tag hinein: Toujours fidèle et sans soucis! Sehr viel trägt zu dieser Lebensauffassung die Gewohnheit, die politische Gestaltung und nicht zuletzt die alles ernährende Heimat, das sonnige, heitere Afrika bei. Seine geringen Ansprüche sind bald befriedigt, der Kampf um das Existenzminimum ist unbekannt. Frägst du ihn wie alt er sei? Dann lacht er dir ins Gesicht, er weiß es eben so wenig wie du, forschest du nach seinen Erzeugern, so erhältst du vielleicht eine ähnliche Antwort, wie ich sie von einem Suaheli-Askari erhielt: **Mama moja, baba kumi na tano** (eine Mutter, aber 15 Väter)! Es interessiert dich vielleicht, seine Heimat zu erfahren und zu wissen, ob er sich dahin zurücksehnt, ob er, wie man sagt, an Heimweh leide? Aber auch hier glaube ich wird man leicht enttäuscht werden. Wenn überhaupt etwas, so ist doch der Name „Vaterland“ geeignet, in der Brust des Menschen als solchen das Echo zu wecken, welches von dem Vorhandensein eines tieferen Gemütslebens Zeugnis giebt und welches ihn zu den edelsten Thaten begeistert. Ja, wofür sollte sich aber ein Neger begeistern? Sein Vaterland ist nicht scharf abgegrenzt, individuell vor andern Ländern gekennzeichnet. Das weite Centralafrika ist die alle umfassende und für alle Raum bietende Heimatsstätte, hier giebt es wohl bestimmte Stämme, und auf den Karten ist es mehr oder weniger angegeben: hier hausen die Galla, dort die Wahehe, da die Wanika und dort wieder die Kabinga, aber nimmt man nach 5 Jahren die Karte wieder zur Hand, so findet man dieselben Namen an ganz andrer Stelle, und wo sie gestanden, tauchen neue Bezeichnungen auf, die man früher ganz wo anders traf. Und dies liegt nicht an der immer mehr zunehmenden genaueren Erforschung von unbekannten Gebieten, der Neger ist auch kein eigentlicher Nomade, der ruhe- und heimatslos von einem Platz zum andern zieht, sondern die

Erklärung liegt darin, daß sich in Centralafrika so lange wir wissen eine unaufhörliche Verschiebung vollzieht. Der Stärkere verdrängt den Schwächeren, dieser sucht wieder seinen Nachbarn zu überwältigen oder zieht weit fort in eine schwach bevölkerte Gegend und giebt dieser dann den Namen. Dazu treten die Sklavenjagden und Raubzüge, welche oft weite blühende Strecken dezimieren oder ganze Stämme ausrotten — wie sollte sich da bei dem stets bedrängten und gefährdeten Neger der Begriff eines Vaterlandes bilden? Und doch glaube ich, daß die Zeit nicht allzu ferne ist, wo auch der Schwarze unter dem Schutze einer starken Kolonialmacht anfangen wird, sich an feste Wohnplätze zu gewöhnen und die Segnungen einer ruhigen Entwicklung zu begreifen. Dann wird der Zeitpunkt gekommen sein zu entscheiden, ob der Neger einer wirklichen Vaterlandsliebe fähig ist, oder ob er ein fanatischer Anhänger des Satzes ubi bene ibi patria ist, wie der bekannte Reisende Paul Reichard erachtet. Einige Züge aus meinen Erlebnissen scheinen für die Annahme des Ersteren einige Hoffnung zu erwecken. Als ich im J. 1889 Sansibar verließ, um auf dem südlichen Seewege nach Europa zurückzukehren, war unser Schiff mit vielen Hunderten als Arbeiter an der Kongoeisenbahn verdingten Suaheli besetzt. Es war ein unvergleichlich schöner Morgen, der auch mich von der grünen Insel scheiden hieß und den Abschied von der Stätte vieler trüber, aber auch vieler heiterer Erinnerungen doppelt schwer machte. Mehr als dies aber ergriff mich der Anblick der schwarzen Burschen, die in den Masten und Rahen des Dampfers wie angeklebt hingen und, solange noch in der klaren Luft ein Streifen von Sansibar sichtbar war, nicht ermüdeten, ihre Abschiedsgrüße zuzurufen. Und wie ich längst glaubte, daß über die wechselnden Eindrücke der Seefahrt die Erinnerung an die ferne bisherige Heimat längst zurückgetreten war, überraschte ich in der Nähe von Cap Aguilhas einen Sansibariten bei dem Vortrage eines selbstverfaßten Gedichtes, das mit den Worten anfing:

> Lebt wohl, lebt wohl! Abschied gilts nehmen,
> Zur Reise ins Weite heißt's sich bequemen,
> Der Mutter und Schwester, der gieb dieses Geld:
> Meine Seele verkauft' ich der fremden Welt.

Heller Jubel brach dann später an Bord unseres Schiffes los, als wir ungefähr 14 Tage später in der Hauptstadt des Congostaates anlangten und von einer dichtgedrängten Menschenmasse mit ebensolchem Hallo und Hurra empfangen wurden. Es waren die vor mehreren Jahren bereits überführten Landsleute unserer Schiffsgenossen, welche dieselben hier erwarteten Das war trotz der räumlichen Trennung ein Gefrage und Antworten, unterbrochen von Zurufen, Beifallklatschen und Freudekreischen, so recht nach Negerart, aber nicht minder deutlich die Sprache der wirklichen Empfindung redend. „Was macht Hamiß?" „Wo ist Hammadi?" „Habt Ihr Mabruki molfu (den langen Mabruk) mitgebracht?" so schwirrte es durcheinander, bis ein Paar langer Beine von der obersten Segelstange des Mastes herab ein Willkommen schwenkten und die ganze Korona in ein Eh, Mabrukil, jambo, jambo ssana, jambo—o (Guten Tag, sei herzlich gegrüßt)! ausbrach, bis der so Apostrophierte seine rote Kofia (Mütze) vom Kopf nahm und in die Luft warf und der Jubel kein Ende nehmen wollte.

Dann denke ich auch an den kürzlich in der Nähe Berlins nach mehrjährigem Aufenthalt verstorbenen Ssoliman ben Ssaid Essarmi, der, obwohl leichtsinnig und verschlagen wie jeder Orientale, doch einer der treuherzigsten und liebenswürdigsten Halbaraber (er stammte mütterlicherseits von einer Negerin) war, die ich kennen gelernt habe. Dieser hatte wirkliches Heimweh. Denn oft genug gab er als Grund seiner Niedergeschlagenheit und Krankheit — jeder Deutsche, der in Afrika längere Zeit geweilt hat, weiß, daß Heimweh eine Krankheit ist! — die Sehnsucht nach dem Vaterlande an, und der beste Beweis seiner Empfindung liegt in dem einmal geäußerten Worte: mustabili mtu kussalfan watani jake (es ist unmöglich, daß man seine Heimat vergessen kann). —

Ebenso schwer entscheidbar wie die Frage, ob der Neger im allgemeinen der Vater-



landsliebe fähig, ist die weitere, wie es bei ihm mit der Treue, der Anhänglichkeit an Herrn, Familie und Wohltäter bestellt sei? Fast überall begegnet man der Auffassung: Der Neger ist das treuloseste Geschöpf auf Gottes Erdboden, er ist nicht im stande, auf die Dauer Anhänglichkeit zu bewahren, stets, wenn auch erst nach geraumer Zeit, wird bei ihm der angeborene Hang zur Perfidie durchbrechen, er wird versuchen, dich zu betrügen, und das Weite suchen. So erzählte mir in Sansibar ein Gefährte, welcher im Begriff stand, einen ihm bewilligten längeren Urlaub anzutreten, von der üblen Erfahrung, die er in dieser Beziehung gerade damals gemacht hatte. Er weilte schon jahrelang drüben und hatte nach vielem vergeblichen Bemühen endlich einen, wie er glaubte, ausnehmend guten Diener an einem eben 18jährigen Komorenser gefunden. Während zweier Jahre hatte sich der Bursche tadellos geführt, war mit seinem Herrn durch dick und dünn gezogen, hatte sich stets zuverlässig und ehrlich gezeigt und nie die beliebten Versuche zum Durchbrennen (mit oder ohne Kasse) angestellt. Da kurz vor der Abreise — der Teufel muß ihn gezwickt haben —, nachdem sein Herr ihn noch belobt und fürstlich belohnt hatte, stiehlt er seinem Herrn einen Barbetrag von 200 M. und entflieht damit. „Niemals wieder traue ich dem schwarzen Raubzeug!" Damit schloß der Europäer diese Mitteilung, an deren Richtigkeit zu zweifeln für mich nicht der mindeste Grund vorlag.

Diesem Berichte treten aus meiner Erinnerung drei andere Thatsachen gegenüber. Als Livingstone von dem Löwen, den er unvorsichtig angeschossen hatte, gepackt und zu Boden gerissen wurde, da war es sein schwarzer Gehülfe Mebalwe, der die Wut des Löwen durch einen Schuß aus nächster Nähe auf sich ablenkte und eine furchtbare Verwundung aus diesem ungleichen Kampfe davontrug. Und als Livingstone in Ilala seine irdische Laufbahn am 4. Mai 1873 beschlossen hatte, da waren es seine Diener, die mit unsäglicher Mühe und unter steten großen Gefahren den Leichnam ihres Herrn, einbalsamiert und in eine Ochsenhaut genäht, aus dem Innern Afrikas an die Küste brachten. „Diese Männer," sagt W. G. Blaikie, der Biograph Livingstones, „die neun Monate hindurch ihrer Absicht, den Ueberresten ihres Herrn Ehre zu zollen, umringt von unzähligen Prüfungen und Gefahren und ohne die Hoffnung auf Belohnung, treu blieben, haben sich ein großes Anrecht auf die Dankbarkeit und Bewunderung der Welt gesichert." Auch diese Männer waren nur einfache Neger, freilich eng verbunden durch jahrelangen Umgang mit einem großen Menschenfreunde.

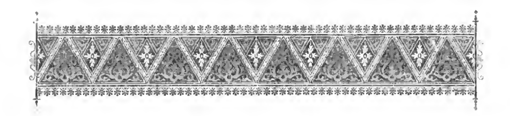
Als drittes Beispiel möchte ich die Handlungsweise eines Ostafrikaners, Namens Ramasan, erwähnen, welcher seinem Herrn, dem Dr. S., während des Aufstandes der Araber die lange bewiesene Geduld und Freundlichkeit damit vergalt, daß er ihn in einer sehr kritischen Lage unter Gefährdung des eigenen Lebens rettete.

Aus meinen eigenen Erfahrungen kann ich nicht viel Gutes hinzufügen. Ich glaube, daß die Anhänglichkeit eine der schwächsten Seiten in dem Charakter des Negers ist, er müßte mehrere andere vorherrschende Eigenschaften verleugnen. Seine außerordentliche Interesselosigkeit verhindert schon eine besondere Erwärmung, andererseits veranlaßt ihn ein noch nicht genügend erwähnter Zug, eine ungemessene Habgier, sich aus seiner Lethargie aufzuraffen und seine Faulheit zu Gunsten seiner Vermögenslage zu knechten. Bisher habe ich einige mehr harmlose Charaktereigenschaften zu schildern versucht, hier erscheint uns der Neger in einem düstern Lichte: Habgier und Grausamkeit, das sind zwei nie zu vergessende Faktoren in der psychischen Erscheinung des Schwarzen. Ihr Ursprung ist auch nur allzu leicht erklärlich: ein Gemüt, das von der Kindheit auf in einer moralisch vergifteten Atmosphäre sein Befruchtungs- und Bethätigungsgebiet zu erblicken gewöhnt wurde, kommt entweder frühzeitig ins Irrenhaus oder reift aus zum Verbrecher. Daß der Neger trotzdem ein ziemlich vernünftiges, harmloses und ungefährliches Geschöpf bleiben kann, liegt allein daran, daß er ebenso furchtsam, wie habgierig und grausam ist. So lange jemand dem Neger imponiert, kann er sicher sein, daß alles gut geht, seine Befehle werden ausgeführt, und niemand wagt ihn oder seine Sachen

anzutasten. Aber hier ist auch die Grenze für das Fassungsvermögen des Schwarzen. Warum soll er es auch jemand gönnen, daß dieser es besser habe wie er, daß dieser etwas besitze, was er nicht hat? Ein Sittengesetz verbietet es ihm nicht, eigentliche Religionsvorschriften sind ihm fremd, es ist nur die Furcht vor Strafe, oft aber auch gewiß wieder Bequemlichkeit und Interesselosigkeit, die ihn von der Gewaltthat zurückhält. Es ist klar, daß man von einer selbstlosen, den Egoismus überwindenden Treue bei einem Menschen kaum sprechen kann, bei welchem Habgier und Grausamkeit vorherrschende Charakterzüge sind.

Als Beispiel braucht kaum auf die Greuel des Kannibalismus, der Menschenjagden und Raubzüge noch besonders hingewiesen zu werden, welche noch heute in großem Maßstabe von vielen Negerstämmen Afrikas ausgeübt werden. Es ist dies freilich der Zustand der höchsten Roheit, aber in kleinerem Maßstabe erscheint er bei allen Individuen wie bei allen Stämmen wieder. Die Mehrzahl der letzteren kennt noch die Befugnis des Häuptlings, sich unbequem mächtiger oder unbequem reicher Personen durch ein sehr einfaches, wenn auch nicht gerade nobles Verfahren zu entledigen, er bringt sie in den Verdacht der Zauberei, und in den meisten Fällen sind sie verloren. Mirambo ließ nach der Rückkehr von einem Kriegszuge soviel Weiber hinrichten, als er Krieger verloren hatte, und die Hexenprozesse bei den Wanjamuesi, Wadoe u. a. Völkerschaften geben in der Art der Exekutionen an Scheußlichkeit den Foltervorrichtungen im Mittelalter nichts nach. Unauslöschlich hat sich mir der Anblick einer von den Wangoni durchzogenen und verwüsteten Gegend eingeprägt: wie von einem Heuschreckenzuge war alles dem Boden gleich gemacht, die Hütten schwarze Trümmer- und Aschehaufen, die Palmen und Mangos geknickt und halb aufgezehrt von mutwillig angelegten Feuerbränden, und die unglücklichen Bewohner lagen noch unbeerdigt, hier und da zerstreut, Mann, Weib und Kinder, alles durcheinander, zum Teil verröstet oder aufgespießt — fürwahr, ein vollendetes Vernichtungswerk, das ungezügelte Leidenschaften von tierischer Roheit hier geschaffen hatten!

Doch es wäre eine traurige Sache, wenn man bei diesem Bilde stehen bleiben und nichts anderes als höchst verwerfliche Eigenschaften im Neger konstatieren müßte. Gottlob dürfen wir sagen, daß auch hoffnungsvolle Keime der Besserung vorhanden sind, und daß, wenn die dunklen Bilder der Gegenwart einem Zustande der Vernachlässigung angehören, sie sicherlich auch mit dem Aufhören desselben ihre Endschaft erreichen werden. Ueber die Lichtseiten des Negers ein anderes Mal!



Der sechste Sinn.

Plauderei

von

—— R. Bode. ——

Zwar kann eines Menschen Auge,
Von dem Forschergeist geleitet,
Vieles finden und ergründen,
Doch sind seiner Kraft und Sehnsucht
Ihre Grenzen streng gesetzt.
Weisheit ist es, diese Grenzen
Ehrerbietig zu erkennen,
Aber thöricht, nicht vorhanden
Darum eine Welt zu nennen,
Weil die Sinne sie nicht fanden.

Unwillkürlich wird man von einem leisen Schwindel ergriffen, wenn man die ungeheure Wüste betritt, über deren Eingangsthor die Worte stehen: „Was wir nicht wissen.“ Hier ist alles bedeckt mit Fragen ohne Antwort. Und man braucht sich, um mutlos zu werden, gar nicht in jene entfernten Gegenden zu verlieren, wo die Fragen liegen, die sich auf die übersinnliche und außerirdische Welt beziehen, auf die Geisterwelt, auf die Unendlichkeit gegenüber unsern kindlichen Begriffen von Raum und Zeit, auf jene unermeßliche Lebewelt, die uns aus hunderttausend flammenden Augen in jeder sternhellen Nacht so rätselhaft anblickt. Ach nein, gleich am Eingang, wo es sich noch um uns selber handelt, starrt uns schon so vieles, was uns direkt und persönlich angeht, hohl und leer entgegen, daß einem übel und weh davon wird. Was ist das, was wir Leben nennen, und wie entsteht es? Ich habe eine Seele und einen Geist, was sind das für Wesen? und sind sie zwei oder ein Wesen? Wie kommt die Seele in den Körper? wie und wo sind sie verbunden, wie wirken sie auf einander? Wie geht es zu, daß mein Wille meinen Arm bewegt? Wie geht es zu, daß der gesundeste Mensch täglich bewußtlos wird, — wenn er einschläft, während sonst Bewußtlosigkeit ein ernstes Krankheitssymptom ist? Auf diesem Gebiet der Psychologie und der Physiologie unseres Lebens ist die Zahl der Rätsel Legion, und wer Zeit hat, über diese Dinge zu grübeln, der wird gewöhnlich noch von einer netten Gesellschaft von Privatfragen und Privaträtseln geplagt, die ihm die Ruhe rauben wie ein menschenfreundlicher Mückenschwarm, der in linder Sommernacht das Bett des müden Schläfers singend umtanzt.

Der geneigte Leser denkt: Nun, das kann gut werden! Der „sechste Sinn“ in der Ueberschrift ist gewiß ein Dutzbruder von der heillosen „vierten Dimension“, und also wird der Verfasser versuchen, uns meuchlings in die Tiefen des Spiritismus zu

stürzen. Obgleich ich Männer, die ohne Zweifel nicht „heillos" sind, mit dem größten Ernst von der vierten Dimension habe reden hören, und obgleich ich gestehn muß, daß meiner Meinung nach außer den drei Dimensionen der Länge, Breite und Höhe, die wir uns allein vorzustellen vermögen, es recht gut noch andere Dinge und Dimensionen geben kann, von denen wir bei unserm fest begrenzten Denkvermögen keine Vorstellung haben — so bin ich doch diesen dunkeln Partieen gegenüber viel zu harmlos, als daß ich vorwitzig den Schleier heben sollte von Dingen, die wir offenbar nicht wissen sollen, wenigstens jetzt noch nicht. Was mich zu diesen schwermütigen Beobachtungen gebracht, ist vielmehr ein anderes. Ich kann den einfältigen Dünkel nicht ausstehn, der bei jeder Gelegenheit mit den „Fortschritten des 19. Jahrhunderts" renommiert und dabei prahlerisch auf Eisenbahnen und Telegraphen, elektrischem Licht und Bazillen herumpankt; und unglücklicherweise sind diese Herren Renommisten meistens Leute, die in ihrer Einjährig-Freiwilligen-Bildung von diesen Dingen selbst grade gar nichts verstehn, während diejenigen, die wirklich etwas davon verstehn, weit entfernt sind, damit zu renommieren. Der wahrhaft Gebildete — fast möchte man sagen: Der wahrhaft Wissende fühlt sich gar zu oft und gar zu tief gedemütigt durch die zahllosen und oft so nahe liegenden Dinge, die wir nicht wissen, als daß er des Wenigen sich rühmen möchte, was wir in der That wissen.

Aber wohinaus soll denn dies alles? Ach, wer kennt sie nicht, diese schönen Walzer von Strauß und Lanner, die mit einer so sonoren, feierlich schwungvollen Einleitung beginnen, als sollte die tiefsinnigste Symphonie daraus hervorgehn; man giebt sich träumerisch dem Zauber dieser wundervollen Harmonieen hin, und was ist das? ehe man sichs versehen hat, ist aus dem Purpurmantel dieser königlichen Töne herausgeschlüpft — das Wiener Wäschemädel und wiegt sich kokett auf den hüpfenden Wellen der gemütlichen Walzermelodie. Der geneigte Leser kann wieder aufatmen. Nicht zu den Abgründen übersinnlicher Spekulation will ich ihn führen, sondern zu einer Welt, von der wir freilich auch nicht allzuviel wissen: zur Tierwelt.

Haben die Tiere auch eine Seele? Das ist ein alter Streit. Und wenn, so muß oder müßte sie doch sehr verschiedener Art sein bei der fast grenzenlosen Verschiedenheit der Tierarten. Man vergleiche doch nur zwei der uns so nahestehenden Haustiere mit einander, z. B. den Mops und die Wanze! Und was ist auch die trübsinnigste Bettwanze noch für ein hochorganisiertes Wesen und für ein philosophisches Genie gegenüber so einem niederträchtigen Tuberkelbazillus! Wie viel und welche Sinne nun hat das Tier? In Bezug auf die niederen Arten verläßt uns auch hier unsere Weisheit, weil die Untersuchungen über die Wahrnehmungsorgane der kleinen Wesen so ungemein schwierig sind. Die höher entwickelten, also die Säugetiere und Vögel, scheinen im allgemeinen ihre richtigen fünf Sinne zu haben wie ein gesunder Mensch. Dagegen stößt man bei vielen Tieren, auch bei Fischen und Insekten, auf Kenntnisse, Fähigkeiten, die wir mit unseren fünf Sinnen nicht besitzen, auf Leistungen, die wir ihnen nicht nachmachen können, Dinge, die auch nicht einmal unter die Rubrik „Instinkt" gehören, weil man mit diesem Verlegenheitswort in der Regel doch nur eine den Tieren angeborne und ohne Ueberlegung ausgeübte Kunstfertigkeit bezeichnet. Also: daß die Spinne ihr Netz webt, ist Instinkt; was ist aber dies, daß sie mit größter Sicherheit das Wetter vorherweiß und ihr Benehmen danach einrichtet? Und wie viele andere Tiere außer den Spinnen besitzen grade diese Witterung der kommenden Witterung! Was ist das für eine Kraft? Entweder haben wir es hier zu thun mit einer Feinheit des Gefühlssinnes, die in gar keinem Vergleich steht mit dem, was wir Menschen bei uns so nennen, denn sogar der Laubfrosch und der Blutigel im Wasser und die in der Erde lebenden Tiere haben diese Gefühlsvirtuosität, und noch mehr: auch kommende Erdbeben markieren die Tiere häufig vorher, — oder sie haben einen Sinn, von dem wir nichts wissen, den wir uns gar nicht vorstellen können, weil wir ihn nicht besitzen. Und wenn also ein Tier, das mit uns die fünf Sinne

gemein hat, auch noch diesen Witterungssinn besäße, so wäre ja damit die Existenz des „sechsten Sinnes“ dargethan.

Indes ist mir dieser Boden zu schlüpfrig. Ja, ich will meine Reiseroute aus der Tasche holen und offen gestehn, wohin mein Weg geht. Ich möchte die, wie ich glaube, interessante Thatsache behaupten und beweisen, daß viele Tiergattungen einen sechsten oder, wenn einige von ihnen nicht alle unsere fünf Sinne beisammen haben sollten, einen neuen, eigenen, uns völlig abgehenden Sinn besitzen müssen, der mit dem, was wir in der oben gegebenen Definition Instinkt nannten, gar nichts zu thun hat.

Zur Sache. Meine Großeltern wohnten in Magdeburg und besaßen einen Pudel, der mit vollem Bewußtsein ein Spitzbube war, denn er stahl mit wahrem Raffinement bald dem Bäcker die Semmel, bald dem Fleischer die Wurst vom Ladentisch. Darauf folgten denn natürlich aufgeregte Scenen, Scenen für die Großeltern und Scenen für den Hund, die beiden Teilen nicht angenehm waren. Da aber die böse Lust in dem Tiere stärker war als die besten Vorsätze und die besten Prügel, so verkauften meine Großeltern den Bösewicht an einen Schiffer, der auf seinem Elbkahn sofort mit ihm nach Hamburg abfuhr — und nach vierzehn Tagen lag der Hund ganz abgezehrt und verhungert, aber seelenvergnügt auf der Thürschwelle meiner Großeltern. — Ich selbst mußte früher häufig auf einem offenen Wagen über Land fahren, wobei mich mein Weg durch ausgedehnte Waldungen führte. Ich hatte aber einen Affenpintscher, und weil es ihm Vergnügen machte, so ließ ich ihn mitfahren. Nun war ein Lieblingssport von ihm, Eichhörnchen zu jagen, die er natürlich nie bekam, und sobald er im Walde deren eins auf einem Baume erblickte, sprang er mit einem mächtigen Satze vom Wagen und bellte wie toll an dem betreffenden Baume empor. Das erschrockene Tierchen entfloh, von einem Baume auf den andern überspringend, und mein Hund jagte kläffend hinterher, so daß ich seine Stimme sehr bald nur noch aus weiter Entfernung hörte. Ich fuhr ruhig weiter, meinen Geschäften nach, und dem Hunde fiel es offenbar gar nicht ein, mir zu folgen. Wenn ich aber nach stundenlanger Abwesenheit heimkehrte, sprang mir mein Hund allezeit fröhlich entgegen — er war schon lange wieder zu Haus. — Ein Bekannter von mir hatte eine Katze, die sich, grade wie ihr Herr, mehr für Singvögel als für Mäuse interessierte; nur in dem Grunde und dem Ausdruck dieses Interesses waren beide verschieden. Diese Verschiedenheit bewog den Herrn, seine Katze einem Freunde zu schenken, der einige Stunden entfernt wohnte und mehr Mäuse als Singvögel hatte. Die Katze wurde in einen Sack gesteckt, der Sack in eine Kiepe gethan und die Kiepe von einer Frau auf dem Rücken davongetragen. An ihrem neuen Wohnorte wurde die Katze vorläufig eingesperrt, aber an demselben Tage, wo man sie freiließ, traf sie auch wieder in ihrer alten Heimat ein. Dreimal in angemessenen Zwischenräumen ist die Katze auf dieselbe Weise verschickt worden, und dreimal ist sie so zurückgekommen, ohne sich über die Art ihrer Rückreise weiter zu äußern — da gaben die Menschen ihre Bemühungen auf, und das Tier hatte gesiegt.

Die in diesen selbsterlebten Beispielen liegende Beobachtung wird so häufig gemacht, daß die meisten auf dem Lande lebenden Leute weitere Beläge dazu würden liefern können. Nur muß ich zwei Einschränkungen machen, die aber vielleicht nur eine sind: das sinnverwirrende Straßenleben großer Städte scheint auch die Sinne der Tiere zu verwirren, und besonders scheinen hierunter die jungen, noch unentwickelten zu leiden. Daß entlaufene Pferde fast regelmäßig zu ihrem Stall zurückkehren, daß von der Weide heimkehrende Kühe, Ziegen, Gänse, auch wenn sie auf der Straße noch ein wenig umherbummeln, doch schließlich ganz ruhig vor ihrer Hofthür erscheinen, ließe sich ja als ein Akt der Erinnerung, der Gewohnheit erklären. Aber wie haben die Tiere in meinen Beispielen den Rückweg gefunden? Den beiden Hunden konnte ihr vorzüglichster Spürsinn, der Geruch, in diesem Falle nichts helfen; dem Magdeburger hätte, als er in Hamburg das Land betrat, auch die reiflichste Ueberlegung nichts genützt,

und die Katze, bei welcher der Geruch ohnehin eine schwache Seite ist, war auf dem Transport regelmäßig aller ihrer Sinne beraubt.

Die Erscheinung beschränkt sich aber durchaus nicht blos auf Hund und Katze. Daß wir sie an diesen beiden so oft beobachten, kommt daher, weil wir sie fortwährend um uns haben und — frei umherlaufen lassen; wenn man Pferde und Kühe nicht fortwährend an der Kette hielte, so könnte man schöne Dinge erleben nach einem Viehmarkte. Die Biene fliegt oft stundenweit nach den Blüten, die ihr den Honig liefern, wie jeder Imker weiß, und — kehrt ganz sicher mit ihrer Tracht zu ihrem Stocke zurück. Und während sie mit der größten Emsigkeit von Blüte zu Blüte fliegt, kümmert sie sich offenbar gar nicht um ihre Umgebung, und ist sie fertig, so fliegt sie ohne Zaudern und Zweifel, ohne zu suchen oder zu irren, in der gradesten Linie zu ihrem Stocke zurück. — Der Lachs ist eigentlich ein Seefisch, der aber darauf angewiesen ist, in den Flüssen zu laichen und zwar in den Flüssen, wo er selbst das Licht der Welt erblickt hat, welch letztere merkwürdige Thatsache man zur Genüge festgestellt hat an gefangenen, gezeichneten und wiedergefangenen Fischen; aus diesem Grunde besetzen die Fischzüchtereien auch ganz getrost die Flüsse mit jungen Lachsen, weil sie wissen: sie kommen wieder. Hat der Lachs nun gelaicht, und ist er den Nachstellungen seiner Verehrer glücklich entgangen, so geht er ins Meer hinaus und kehrt erst zurück, wenn nach einem Jahre seine Zeit wieder gekommen ist, oder wenn sie dem jungen Fische zum ersten Male kommt. Und nun denke man sich den Ocean mit seiner Ausdehnung in die Tiefe und Weite, in die sich der Fisch verliert, und das Wasser bewahrt keine Spur, es widersteht dem Blick, es verspült den Geruch. Diese Eigenschaften und die fast grenzenlosen Ausdehnungen des Meeres schließen jeden Gedanken aus, daß der Lachs durch die uns bekannten Sinne irgend einen Anhalt hätte, um im Meere seinen Weg zu finden. Und doch, wenn seine Zeit da ist, so ist auch der Lachs richtig vor der Mündung seines Flusses und schwimmt ihn hinauf. Es ist rein unbegreiflich, wie er in dem grenzenlosen Meere, wo alles einerlei Wasser ist, wo ihm jede Möglichkeit einer Orientierung fehlt, nur erst die Küste seines Erdteils, wie er an dieser Küste, die so lang und so buchtenreich ist, überhaupt eine Flußmündung, und wie er zuletzt seine Mündung, die oft so versteckt liegt, herausfindet. An ein Suchen ist gar nicht zu denken — da könnte er lange suchen, und welche Geistesgaben würde solches Suchen voraussetzen! Er bleibt auch nicht etwa das Jahr über vor der Mündung stehen, um sie nicht aus dem Auge zu verlieren, denn die Seefischer finden niemals Lachse vor den Flußmündungen.

Ganz dieselbe Erscheinung bietet die gefiederte Welt alljährlich in den Zugvögeln. Es ist ja völlig bekannt und zweifellos, daß im Frühjahr jeder Storch zu seinem Nest, jede Schwalbe unter ihr Dach, jeder Staar zu seinem Kasten, jede Nachtigall in ihren Busch zurückkehrt. Man kennt die Tiere an ihren Eigentümlichkeiten; man merkt an der Ruhe und Sicherheit, womit sie ihre Wohnung beziehen, dieselbe reinigen und ausbessern, sich in der Umgebung bewegen, daß sie die alten Bewohner, daß sie hier zu Hause sind — wogegen sie mit allen Zeichen der Unruhe schreiend, klagend, suchend umherfliegen, wenn sie den Ort verändert und das alte Nest nicht wiederfinden. Wir nehmen diese Erscheinung so hin als selbstverständlich, obgleich sie uns total unverständlich und nur eins der zahlreichen Wunder ist, mit denen uns die Natur auf Schritt und Tritt umgiebt.

Man vergegenwärtige sich doch einmal die Situation des Wandervogels. Ich muß hier zunächst an etwas durchaus Rätselhaftes, noch völlig Unaufgeklärtes erinnern. Die Vögel machen, wie es scheint, grundsätzlich ihre Reisen nicht einzeln, sondern in Gesellschaft. Zu diesem Zweck wird (ich muß hier menschliche Ausdrücke gebrauchen, weil ich keine andern habe) kurz vor der Abreise in der Umgegend Ort und Tag der Versammlung angesagt, doch scheint der Ort jedes Jahr ein anderer zu sein. Die Scharen treffen sich, erwarten die Nachkommenden, debattieren unterdessen miteinander

in ihrer lebhaften Weise ohne alle parlamentarische Ordnung, scheinen einen Anführer, ein Oberhaupt zu haben, von dem man jedoch nicht bemerkt, wie er zu seiner Würde gelangt ist; einen Augenblick wirds still, ein unmerkliches Zeichen erfolgt, und der ganze Schwarm erhebt sich scheidend in die Lüfte. Also: die europäischen Nachbarn halten und reisen zusammen, woraus man schließen darf, daß sie auch in der Fremde einander nahe bleiben, auch die Rückreise gemeinschaftlich machen werden.

Nehmen wir an, eine Schar Schwalben, die in Leipzig und auf den dasselbe umgebenden Dörfern zu Hause ist, hat in den Thälern des Atlasgebirges überwintert. Sie sammeln sich Mitte März zur Rückkehr. Aber diese Rückkehr! Wie in der ungeheuren Ausdehnung den kleinen Punkt finden, der Leipzig ist? Wie über dem weiten Meere, über dem Gewirre der Alpen, über den mitteleuropäischen Ebenen die Richtung finden? „Nach Norden," sagst du — ach, wie wenig ist das gesagt, wenn es sich um einen winzigen Punkt auf einem ganzen Erdteil handelt! Nein, die schnurgerade Linie von dem Ausgangs- zum Endpunkte der Reise muß innegehalten werden, sonst geraten sie nach Paris, Frankfurt am Main, Berlin oder Warschau. Und doch ist diese Linie nicht festzuhalten: da kommt West- oder Ostwind und treibt die leichten Wanderer mit Gewalt zur Seite, da stellen sich in den Alpen die Eisriesen quer vor den Weg und zwingen zum Ausbiegen in Seitenthäler nach links oder rechts, und wie findet man, ist sie einmal verloren, die Richtung wieder? Du sagst: „Sie kennen die Gegend und sehen sie aus der Vogelperspektive." Kaum! Zunächst: wer kann sich auf dem unübersehbaren Meere ohne wissenschaftliche Hülfsmittel orientieren? Dazu aber kommt noch zweierlei: die Zugvögel fliegen meistens so hoch und so schnell, daß man merkt, sie können oder wollen das Land unter ihnen gar nicht beobachten, und — sie reisen vorzugsweise bei Nacht.

Alle diese, von Säugetieren, Insekten, Fischen, Vögeln berichteten Thatsachen, die sich gewiß sehr vermehren ließen, wenn wir von der Tierwelt mehr wüßten, haben meines Wissens bisher keinerlei befriedigende Erklärung gefunden. Sie sind auch, wie ich glaube, nur unter einem einzigen Gesichtspunkte zu erklären oder, was dasselbe sagen will, zu begreifen. Es bleibt nichts übrig: die Tiere müssen einen Sinn haben, den wir Menschen nicht haben, und der sie, wo es sich um Wiedergewinnung der Heimat handelt, ohne Ueberlegung, ohne Hülfe von Merkmalen für den Weg, in der geradesten Richtung dahin führt, nein dahin treibt, wo sie hingehören. Das wäre dann, die anderen fünf Sinne als vorhanden vorausgesetzt, ein „sechster Sinn", den die Tiere vor uns voraus haben, der sich stets meldet, wenn sie seiner bedürfen, und den ich, da er sich immer nur auf die Erreichung der Heimat, nie in anderer Richtung offenbart, wohl den Heimatsinn oder Heimsinn nennen möchte.

Damit bin ich bei dem letzten, geheimen Ziele dieser Plauderei angelangt, und dies Ziel heißt: Brieftauben. Die Leistungen dieser Tierchen sind ja staunenswert. Sie fordern mit Gewalt die Frage heraus: wie machen es z. B. die in Berlin heimatberechtigten, in einem Korbe auf der Eisenbahn nach Aachen gefahrenen und dort aufgelassenen Tauben, von Aachen aus schnurstracks nach Berlin zurückzufliegen? Auch in diesem Falle sind die Erklärungsversuche oft noch wunderbarer als die Erscheinung, die man erklären will. Man hat gesagt: den Tauben ist die Umgegend ihrer Heimat in weitem Kreise bekannt; sie erheben sich in Aachen so hoch, daß sie die Grenzen dieses Heimatskreises erkennen, orientieren sich also an ihren bekannten Merkmalen und nehmen danach ihre Richtung. Aber wie viel tausend Fuß hoch bei der Rundung der Erde müßten die Tauben wohl steigen, und was für Fernröhre von Augen müßten sie im Kopfe haben, um vom Rhein bis zur Spree sehen zu können! und was für eine hervorragende Combinationsgabe müßten sie besitzen, um aus dem von rückwärts angeschauten Landschaftsbilde, wo es bekanntlich anders aussieht als von vorn, mit welcher Sicherheit den Schluß für die einzuschlagende Richtung ziehn zu können, und was für eine geniale Schnelligkeit des Denkprozesses würde es voraussetzen, wenn sie nach einmaliger Um-

kreisung ihres Absteigequartiers schon völlig darüber im Klaren wären, wo ihre Heimat liegt! Nein, auch die beste Brieftaube ist und bleibt ein Tier, das über physikalische oder physische Möglichkeiten nicht hinauskann, und das dem Menschen wohl in einzelnen körperlichen oder sinnlichen Fähigkeiten, aber nie in der Kraft des Urteilens und Schließens überlegen sein kann. Die Gabe des Raubvogels ist ein besonders scharfer Gesichtssinn, die Gabe des Jagdhundes ein ausgezeichneter Geruchssinn, die Gabe der Brieftaube ein hervorragender Heimsinn. In derselben Weise aber, wie bei den Menschen, sind die Gaben auch bei den Tieren verschieden — was bei uns die Völker, das sind bei ihnen die Gattungen und Arten. Aber auch innerhalb der Volks- wie der Artenbegabung herrscht große Verschiedenheit unter den einzelnen Individuen. Es ist ein großer Unterschied unter den Dichtern wie unter den Schuhmachern, unter den Jagdhunden wie unter den Brieftauben. Und so gewiß die letzteren nur dazu zu brauchen sind, daß sie nach ihrem unsichtbaren Heimatschlage schnell und direkt zurückfliegen, so gewiß ist es auch, daß viele von ihnen nicht nach Hause finden, und das sind die Minderbegabten. Doch läßt sich, wie jeder wirklich vorhandene Sinn, auch der Heimsinn in den Brieftauben erziehen und durch Uebung weiter entwickeln.

Und ist uns dieser sechste Sinn der Tiere wirklich so unerklärlich und unverständlich? Als Heimsinn besitzen wir diese Kraft freilich nicht, aber als Heimweh ist sie uns sehr wohl bekannt. Aber doch nicht als Kraft? O doch! dem Heimweh liegt ein gewaltiger, fast unwiderstehlicher Zug nach der Heimat zu Grunde, und das ist eben unser Weh, wenn wir diesem Zuge nicht folgen können. Der Trieb zur Heimat ist bei Menschen und Tieren ganz derselbe. Er würde aber bei dem Tiere gänzlich seinen Zweck verfehlen, d. h. das Tier würde trotz dieses Triebes seine Heimat nicht erreichen, wenn es nicht zugleich mit dieser dunklen Naturkraft, die an die Leistungen der Somnambulen erinnert, verbunden wäre, wodurch das Tier ohne Bewußtsein, ohne Ueberlegung, fast blindlings den rechten Weg geführt wird. Dieser führenden Naturkraft, dieses Sinnes bedarf der Mensch nicht, sie wird ihm überflüssig durch den Besitz der combinierenden Vernunft und der schöpferischen Produktion, die auch Wege bahnt und Straßen baut und Wegweiser an die Kreuzwege pflanzt. Und wie bezeichnend für unser eigenstes Wesen ist diese ganz verschiedene Ausübung eines beiderseits vorhandenen Naturtriebes: auf der tierischen Grundlage baut sich auf eine neue göttliche Kraft, und — das ist der Mensch!

Das menschliche wie das tierische Wesen ist voll von solchen natürlichen Zügen, gegen deren Macht das Tier meistens gar nichts, der Mensch nicht viel machen kann. Es sind Gedanken Gottes, die da zum Ausdruck kommen, und die zum größten Teile der Erhaltung der Art oder des Individuums dienen. Aber in allen diesen Zügen der Natur tritt bei dem Menschen der Adel des höheren Wesens zu der elementaren Kraft, die sich im Tiere offenbart, wie eine Verklärung hinzu: Der Greis kehrt gern zurück zu den Erinnerungen und Stätten seiner Kindheit — nous revenons toujours à nos premiers amours — es ist der Zug zu der sittlichen Reinheit und Einfalt des Kindes zurück. Ganz besonders stark und unwillkürlich aber nimmt dieser Heimwehzug bei christlichen Seelen seine Richtung nach oben. Je mehr auch dem Menschen seine Zeit kommt, desto dringender fragt es in ihm: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ desto gewisser wird es in ihm: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen“, desto klarer fühlt er die Richtung des Weges, den er zu nehmen hat — und das ist der menschlichen Seele „sechster Sinn“.



Indischer Musikenthusiasmus.

Von

G. St., Missionar.

Auf dem Wege tamulischer Sprachstudien fand ich einen Bericht, den ein eingeborener Musikfreund über ein Konzert bei dem Governor in Madras in einer tamulischen Zeitschrift gegeben hat. Das naive Erstaunen über die Leistungen der Europäer, welches aus dem Bericht herausklingt, der mißlingende Versuch, europäische Musik mit dem Maßstab indischer Musiktraditionen zu messen, — das und noch manches andere war mir so ergötzlich und interessant, daß ich beschloß, den Versuch einer Uebersetzung zu machen in der Hoffnung, daß deutsche Leser das Zusammentreffen europäischer und indischer Kultur gerade auf dem musikalischen Gebiet nicht ungern beobachten werden. Wir lassen unsern Berichterstatter reden, indem wir nur die nötigsten Erläuterungen geben. —

Musikalisches Vergnügen.

Obwohl es sich um englische Musik handelt, deren Wesen mir nicht völlig klar ward, so will ich doch den Versuch wagen, die Eindrücke beim Hören wenigstens einigermaßen wiederzugeben.

Im Hause unseres vortrefflichen Governors, des regierenden Herrn für das weitberühmte Madras, sollte am 28. Juli 1856 abends ½9 Uhr eine musikalische Unterhaltung stattfinden, in welcher der von Europa gekommene englische Musikheros Herr Martin Simenson und mit ihm zugleich einige andere Herren und Damen auf verschiedenen Instrumenten sich wollten hören lassen. Dahin gingen denn nicht nur viele Europäer und Europäerinnen, sondern auch eine ziemliche Anzahl vornehmer Hindus. Auch ich ergriff die Gelegenheit, mit einigen geachteten Männern dahin zu gehen.

Zuerst spielte die herrschaftliche Militärkapelle. Das war, wie wenn der Donner aus der Wolke rollt; die vielen Lichter im Konzertsaal aber waren wie unaufhörliche Blitze, die aus der Wolke leuchten; an den Kristallkandelabern waren in mehreren Reihen glitzernde Glasbehänge befestigt, die, vom Winde leise bewegt, den Eindruck fallender Regentropfen erweckten.

Darauf trat Herr Martin Simenson auf, verneigte sich vor dem allerhöchsten Gott und ergriff eine Guitarre mit leichter, vorsichtiger Hand. An der Laute war nichts Besonderes. Obwohl in Größe und Art nicht von den gewöhnlichen abweichend, galt von der Laute in seiner Hand das Sprichwort: dem Helden ist auch das Riedgras ein Schwert. Er griff an ihren Schlüssel, schraubte an ihm, probierte die Saiten und begann unter Bravorufen und Kopfneigen der Versammlung sein wunderbares Spiel. Ja, der Ton,

der seinem Instrument entquoll, war nichts Gewöhnliches. Das war wie der Pfeil aus der Hand eines Starken. Das war gewaltig und süß zugleich, dem lauschenden Ohr erfrischende Kühle. War dieser Ton jener Laute eigen? oder gebar ihn die Kunst des Herrn Martin Simenson? oder machte es die gute Akustik im Gesellschaftssaal unseres Herrn Governor? ich weiß es nicht. War jene Laute einer von den bei uns gebräuchlichen vier Arten zuzurechnen? Oder war sie eine von den in der Götterwelt gebrauchten, viel gerühmten Lauten? Hatte es noch eine andere Bewandtnis? Waren das wirklich Töne, die den sieben Saiten einer Laute entstammten? Man vergleicht bei uns die Klangfarbe der einzelnen Saiten mit den Stimmen gewisser Vögel und Tiere. Aber konnte man hier an die Stimme des Pfaus oder andere Stimmen aus der Tierwelt denken? Wir reden sonst von zuckersüßen Tönen, von Tönen mild wie die Banane, erquickend wie Ananas, aromatisch wie die Mango, von Tönen, die für unsere Empfindungen seien wie Milch und Honig. Aber hier paßte keiner dieser Vergleiche. — Unbekümmert um die bei uns bekannten Gesetze über Takt, Harmonie, Tonfolge wiegte sich seine Hand über den Saiten, überall am richtigen Ort und doch schnell wie ein Pfeil, dem Instrumente nie gehörte Töne entlockend. Ich lauschte und sann. Bei uns spricht man von 5 Melodienarten, die der Stimmung des Waldes, des Meerufers, der Einöde, des Berges, der Ebene entsprechen und von 21 Tonweisen, von denen 9 der Stimmung des Tages, 9 der Stimmung der Nacht, 3 beiden Stimmungen entsprechen. Wir zählen 8 männliche Tonarten, und jeder davon lassen wir 3 weibliche entsprechen. — Aber jene Musik entzog sich dem Maßstab dieser unserer Unterscheidungen. Jeder bekannte Maßstab entschwindet einem. Man denkt an die Musik höherer Sphären.

Als er sein Spiel geendet, trat ein Mr. Cole auf und besang in Weisen, die unseren Frauenweisen ähnlich waren („mit Tenorstimme" soll das wohl heißen), die Errettung eines Mannes aus einer großen Feuersbrunst. Er sang wundervoll. Da war nichts von den Ungezogenheiten des Baucheinziehens, der weinerlichen Miene, des Stirnrunzelns, des Kopfwackelns, des Augenverdrehens, des Herauspressens des Kehlkopfes, des Zähnefletschens; da öffnete sich der Mund nicht wie ein Blasebalg; da war kein falscher Ton, kein Nasenton, kein unreiner Ansatz, kein Schreien, kein Lispeln, kein hörbares Atmen. Nur einige passende Gesten begleiteten den Gesang. Die Versammlung war entzückt und hingerissen. Was bedeutet ihr Händeklatschen? Haben sie ihre musikalischen Ideale erfüllt gesehen? Hörten sie einen fünffarbigen Papageien schmettern, oder einen jungen Kuckuck schreien, oder ein Kanarienvogelpaar zwitschern? — Die Herrschaft über ihren Leib verlierend, vor Entzücken außer sich, klatschen sie — sich selbst vergessend. Aber auch ich sah mein musikalisches Ideal erfüllt. Ich meinte jenes Lied aller Lieder gehört zu haben, von dem unsere Sage redet.

Darauf kam ein Herr E. Simon, nahm ein Blasinstrument, einer Flöte ähnlich, setzte es an den Mund und spielte, die Löcher des Instruments mit seinen Fingern bald öffnend, bald schließend, ohne einen Griff zu versehen. Bald schwillt der Ton im crescendo, bald nimmt er ab im decrescendo. Da hörst du jetzt den Takt des Adagio, dann den des Andante, des Allegretto, des Allegro. Jetzt ein vollendetes piano, dann ein entschiedenes forte. Es war süße Musik, wie wenn man dir Milch und Honig mit Ananas und Mangosaft zu genießen gäbe.

Darauf sang der Sekretär unseres Herrn Governor, Herr Kapitän Roberth, ein komisches Lied, „wie man einen Bären fängt", und begleitete dasselbe mit einer anmutigen Pantomimik, die man sonst nur auf dem Theater sieht. Du denkst an des Vollmonds Glanz, wenn du das freundliche Antlitz dieses Herrn siehst, an die Anmut der Wasserlilie bei den Bewegungen seiner Hand, an des Lotos Reiz beim Aufschlag seiner Augen. Die Sache war allen neu, und so war unser Auge und Herz wie gebannt. Die Außenwelt versank; man sah und hörte nur das eine. Ein Beifallssturm erhob sich. Ja, war sein Gesang Glockenton, oder Flötenklang, oder das Klingen von Fußglöckchen, oder der Ton des Muschelhorns gewesen? — ich weiß es nicht.

Darauf spielte Mrs. Meyer ein Instrument, Piano genannt. Ich sah, mit welcher Eile die Finger der Dame dahineilten, und sah dabei die Sicherheit ihres Spiels und mein Auge jauchzte. Ich hörte den Klang jenes Instrumentes, und mein Ohr jauchzte. Ich ward inne, bis zu welchem Grade dies wunderbare Instrument menschlicher Kunst gehorchte, und mein Geist jauchzte. Das Haar sträubte sich mir. Daraus mag man die Bedeutung jenes Spiels ermessen.

Wiederum kam Herr Martin Simenson und spielte die Laute. Ist das Flötenton oder Trompetenton, ist das Trommel oder Posaune — was ist das? So dachte ich und versank in eine Flut von Entzücken. Auch die anderen, denke ich, fühlten sich in einem Meer von Freude. — Inzwischen verschwand er schnell in einem angrenzenden Zimmer. Aber das anhaltende Applaudieren der Versammlung veranlaßte ihn, ihrem Wunsche nachgebend, noch einmal zu spielen Giebts ein Gleichnis für dieses Lautenspiels Süßigkeit? Darf da der Zucker noch sagen: ich bin süß? Ist nicht eben um deswillen die Milch weiß vor Scham? Laß dich zerhacken vom spitzen Papageienschnabel, du Frucht am Baume! Laß dich in Stücke zerschneiden, o Zuckerrohr! Was will sich noch süß nennen lassen nach solchem Spiel! Ich meinte, jetzt müßten die Harfenspielkundigen unter den himmlischen Geistern die Erde verlassen — aus Neid, und zum Himmel auffliegen. Ich wenigstens war am Ende mit meinen Empfindungen — und bin jetzt am Ende mit meinen Worten. — Damit endete der erste Teil des Konzerts.

Der zweite Teil.

Zum Anfang spielte, wie vorhin, die Militärkapelle. Darauf spielte Herr G. Carth ein Instrument, Organ genannt. Da klang es wie großer und kleiner Cymbeln-Ton, wie Tambourin und Trommel, wie Laute und Pfeife und Zither. Da dachte ich, dies Instrument ist ja wohl eine Vorratskammer aller Töne, eine Scheuer für einen musikalischen Erntetag. Aber das ist eben nur ein Wort. Es ist keine Beschreibung des wirklichen Wesens. So und nicht anders muß die von niemand noch gehörte Götterorgel sein, dachte ich mir.

Darauf sang Herr Cole einen Hymnus. Ach dieser Gesang! Welche Anmut! Welche Neuheit. Da fehlte keiner jener Reize, die nach unserer Philosophie das Wesen der wahren Schönheit schmücken. Unser aller Ohr schwelgte. Wer kann diesen Genuß beschreiben.

Darauf bliesen die Herren Meyer und Simon die Flöte. Wer die Kunst des Zusammenspiels der beiden beobachtete, der konnte das wohl vergleichen mit dem Ineinanderwirken von Einschlag und Webschiff. Wie Nadel und Faden eines Weges dahinziehen, wie man Edelsteine einer Größe und Art in Reifen aneinander fügt, so stimmte in jenem Zusammenspiel alles ineinander. Das ist wahre Kunst, dachte ich, und gab meine ganze Seele meiner Verwunderung zum Opfer.

Darauf nahm Mr. Laweel allein die Flöte und blies die Melodie jenes Hochgesanges, mit dem man unsere allergnädigste und großmächtige Königin ehrt. Woher soll ich dafür ein Gleichnis nehmen! Man möchte wohl in den Erinnerungen der Urzeit etwas Aehnliches finden, wenn man suchte. Aber auch da ist solches so selten, wie der Anblick der Mondsichel im Regenmonat, wie die Blüte des Feigenbaums. Will ich nicht thöricht erscheinen, so muß ich schweigen. Sagt doch der Dichter: „Für dich selbst magst du viel reden, aber vor Gelehrten öffne deinen Mund nicht zu fehlsamer Rede." In der Oeffentlichkeit, da so viele gelehrte Männer zuhören, redet man nur zaghaft. Sei es mit einem Worte genug: ich meine, der Kuckuck verbirgt sich nur um deswillen im Gezweig des Mangobaumes und der Papagei spricht nur um deswillen stotternd verstümmelte Worte, weil sie sich schämen solcher Töne Kunst gegenüber.

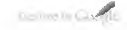
Weiter sang der Sekretär unseres Herrn Governor, Herr Kapitän Roberth, ein Lied, welches von einem gewissen Robinson Crusoe handelte, der sich bei einem Schiffbruch rettete. Das Lied war von Gestenspiel begleitet und wohl geeignet, bei Gelehrten und Ungelehrten herzliches Lachen hervorzurufen. Der Gesang und das denselben begleitende Gestenspiel war ebenso belehrend als vergnüglich für hohe und geringere Geister. Alle die dort zusahen und zuhörten, waren ganz Auge und Ohr für diese Gesten und diesen Gesang.

Darnach trat wieder Herr Martin Simenson auf und ahmte die Stimmen eines Bären, eines Pferdes, verschiedener Vögel, eines Ochsen und andere Tierstimmen nach, indem er dazu die Laute spielte. Wenn ein Adler zur Sonne im Zenith emporsteigt, so deckt sich sein Körper und sein Schatten völlig. So deckten sich dort der Ton der Laute und der Ton der Kehle und schienen wie ineinander verwachsen und verloren. Auch solche, die die musikalische Wissenschaft zu ihrer Lebensaufgabe machend, dieselbe schulmäßig von den Anfangsgründen bis zu den schwierigsten Problemen studierten und sich seit langem im Meer der Tonkunst wie in einem vertrauten Element bewegten, konnten nicht unterscheiden, was der Saitenklang der Laute, was menschliche Stimme sei; so völlig ging das beides ineinander über.

Nun genug hiervon. Wenn wir so den Herrn Martin Simenson als einen unvergleichlichen Tonkünstler über alles preisen, so werden doch vielleicht immer noch einige denken, er verdanke diesen Ruhm weniger seiner Kunst, als der Vortrefflichkeit seines Instrumentes. Es ist darüber zwar schon im Anfange gesprochen. Damit aber jeder Zweifel schwinde, will ich, das früher Gesagte unangesehen, noch einmal die Wahrheit aussprechen — nach bester Erwägung. Tiruvalluver sagt: „was hat ein Feigling mit dem Schwert zu thun, was ein Dummkopf, der die Versammlung der Klugen fürchtet, mit der Wissenschaft." Gäbe es ein Schwert, das in blitzschneller Bewegung Schlag auf Schlag Elephanten, Rosse, Soldaten zusammenhiebe, wie weiche Gurken, es würde doch diese Wirkungen nur ausüben in der starken Hand eines Helden, nicht in der zitternden Hand eines Feiglings. Was hat ein solcher mit dem Schwert zu thun! Mag auch die Vortrefflichkeit jener Laute und der übrigen Instrumente noch so groß sein, gäbest du sie in die Hand eines Dilettanten, der in die Tiefen der Harmoniegesetze nicht eindrang, was könnte dem alle Vortrefflichkeit der Instrumente helfen.

In Wahrheit, Herr Martin Simenson ist ein wahrer Heros der musikalischen Kunst; es bleibt kein Körnlein Zweifel übrig. — Und er hatte, nach dem Spruch des Tiruvalluver, nicht die geringste Furcht vor der großen Versammlung. Es giebt ja solche, denen, soweit sie es auch gebracht haben, im entscheidenden Augenblicke, aus Furcht vor der Oeffentlichkeit der Atem ausgeht. Da stehen sie da — ihre Gelehrsamkeit wird zur Leersamkeit, ihre Weise wird unweise, ihr Ton zum Hohn, ihre Melodie zur Parodie, ihr Taktstock zum Hackstock, ihre Flöte zur Kröte, ihr Beginnen zum Zerrinnen. — Doch genug davon. —

Ich gehe jetzt daran, etwas Besonderes zu sagen. Wird es auch einigen übertrieben erscheinen, ich kann es nicht ungesagt lassen, weil meine Freude über das, was ich sehen durfte, zu groß war. Ich schaute hinaus in den Park unseres Herrn Governor. Wie ich schaute und schaute, da ward jener Park zum Hain des Götterfürsten Indra, wie ihn unsere heiligen Bücher beschreiben. Da werden jene Kühe zur Götterherde, jene weißen Pferde zu Götterrossen. Jene Teiche dort erscheinen wie Indras See. — Ich schaue das hohe leuchtende Haus des Herrn Governor an; ja, das ist Indras Palast. Und dieser Gesellschaftssaal ist Indras Thronhalle; die Versammlung ist Indras Gemeinde. Unseren großmächtigen Herrn Governor aber möchte man wohl, wenn man diesen seinen Machtbereich ansieht, mit Indra vergleichen. Die Damen in jener Versammlung glichen Göttinnen. Nun haben zwar Göttinnen Flügel, die jene nicht hatten. Und doch bringt dieser Umstand unsern Vergleich nicht ins



Wanken. Denn jede dieser Damen hatte in ihrer Hand einen feinen Federfächer, mit dem sie sich Kühlung zufächelte. Das war ihr Flügelschlagen.

Was das Spiel des Herrn Martin Simenson anlangt, so war es, als sei der König der himmlischen Spieler vor Indras Antlitz getreten, um zu spielen.

Als die Herren Meyer und Simon gemeinschaftlich spielten, konnte man im Zweifel sein, ob die himmlischen Musikheroen Acha und Ucha in Person gekommen seien und spielten, oder ob Engel in Menschengestalt gekommen. Frau Meyer aber glich nicht nur durch ihre musikalische Kunstfertigkeit, sondern auch durch ihre weiße Hautfarbe und ihre weiße Kleidung der Sarasvati.

Wenn man an der Thür des Konzertsaales stehend hinausblickte auf den Park des Herrn Governor, so erschien er einem weit und groß wie der Himmel, und die Lichter an den Equipagen der Herrschaften leuchteten in mannigfachem Licht wie die Sterne.

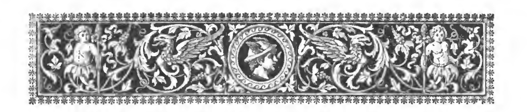
Unser Governor voran und die übrigen Glieder der europäischen Gesellschaft hatten schon vorher, noch ehe sie den Künstler selbst gehört, nur auf den großen musikalischen Ruf des Herrn Martin Simenson hin, ihm ein gemeinschaftliches reichliches Ehrengeschenk gegeben.

Einst kamen zu dem Hause eines Fürsten einige Sänger und sangen. Als sie ihren Gesang beendigt, rief der Fürst „bravo" und befahl den in der Nähe befindlichen Dienern für diese Virtuosen zwei golddurchwirkte Seidengewänder zu bringen als Ehrengeschenk. Da die Sangesbrüder das hörten, ließen sie in der Freude, daß ihnen ein Seidengewand geworden, einen noch schöneren Gesang erklingen. Der Fürst gab reichliche Zeichen des Beifalls mit Neigen des Hauptes und Bewegen der Hände und sagte: legt jedem dieser Sangesheroen ein goldenes Armband und eine goldene Armkette um. Wiederum sangen jene im Ueberschwang ihrer Freude einen besonders schwierigen Gesang. Ohne Säumen rief der Fürst in feierlichem Ton: köstlich, köstlich und sagte: überschüttet diese Edelsteine von Sängern mit Haufen puren Goldes und reicht ihnen eine Diamantkette. Jene schwammen in einem Meere von Wonne und sangen einen neuen Hymnus. Der Fürst befahl: bringt ihnen eine Sänfte von lauterem Gold als Ehrenlohn. Weiter befahl er ihnen in derselben Weise Elephanten, Rosse, Land und Herrschaft zu geben — als Nektar für ihre Ohren. So redete er und redete, sie aber im Ueberschwang ihres unendlichen Entzückens sangen und sangen, was irgend im Bereich ihrer Kunst und ihrer Kraft lag, ohne Verdruß, bis ihre Kehlen heiser wurden, ihre Stimmen versagten und sie wie halbtot waren. Da hörten sie auf zu singen. Die Ehrenpreise, die der Fürst uns zu geben befohlen, werden unserer Armut den Garaus machen, dachten sie und standen und warteten. Der Fürst aber hatte es ja freilich mit dem Munde gesagt, mit der Hand aber gab er ihnen nichts. Wie sie nun standen und warteten, sagte der Fürst: „Warum steht ihr hier vergeblich und worauf wartet ihr noch? Nehmt mein Valet und geht." Die Virtuosen sagten: „Eurer Hoheit Huld verlieh uns Geschenke, deren Verheißung wir wie Nektar schlürften. Aber wir haben sie noch nicht erhalten." Da antwortete jener Fürst unter den Geizhälsen: „Wofür denn in aller Welt sollte ich euch einen Lohn geben?" „Dafür daß wir sangen", sagten sie. Da sprach jener geizige Bösewicht: „Ihr sanget, mir Freude zu machen, ich redete, euch Freude zu machen. Was ist denn nun weiter nötig? Was ihr gabt und was ich gab, war der Stimme Klang. So sind wir denn quitt. Gehabt euch wohl." Er winkte mit der Hand und entließ sie.

Wenn dieser Mann wirklich nichts gab, konnte nicht seine Umgebung jene Aermsten ein wenig entschädigen und ihnen ein kleines Schmerzensgeld geben? Man darf nicht verächtlich sagen: „Wie viel wäre dabei herausgekommen!" Fällt denn der Regen in faustgroßen Tropfen in den Teich? Viele Tropfen lassen einen Fluß schwellen. Viele Fasern machen einen großen Strick. — Und wenn auch das nicht möglich war, konnte denn nicht jener Mann selbst seiner kargenden Armut ein wenig abzwingen? Brachte

er keinen vollkommenen Strick zuwege, so konnte er doch wohl einige Fäserchen als Lohn zusammenbringen. Aber auch dieser Gedanke kam ihm nicht. Er vergaß das Wort: „Die Freigebigen sind die Hochgeborenen und die nicht geben mögen, verdammen sich selbst zu niedrigem Stand." — Alle solche Edelsteine von Nichtswürdigkeit mögen sich schämen und ihr Haupt verhüllen vor der Noblesse unseres Konzertpublikums. Alle die vornehmen Besucher hatten reichlich gegeben, der Herr Governor an der Spitze, so daß durch solche Güte ermutigt, unser Herr Martin Simenson den vollen Glanz seines seltenen Talentes entfalten konnte. —

„Auch Nektar wird im Uebermaß zum Gift" heißt es im Sprichwort. Aber dieser musikalische Genuß ließ keinen Ueberdruß aufkommen. Die Eingeborenen besonders warteten, ob denn nicht vielleicht noch ein wenig Gesang oder Spiel oder Pantomimik bevorstehe und wollten sich nach dem Ende des Konzerts nur ungern dazu verstehen, sich zu erheben und den Saal zu verlassen. Endlich thaten sie es — beinahe traurig. War es doch selbst für unsern Herrn Governor kein leichtes Ding, den Saal zu verlassen, — des entstehenden Gedränges wegen. Mitten durch das Publikum schritt er langsam dahin. Bei dieser Gelegenheit sah ich ihn in der Nähe. Sein geduldiges Dahinschreiten zierte für mein staunendes Empfinden die Krone seines königlichen Wesens mit dem Edelstein der Demut. Wird es mir Armen je wieder gelingen, diesen wahren Edelmann in solcher Nähe zu sehen? werde ich je wieder ein solches Konzert hören? — mit solchen Gedanken beschäftigt, dabei aber die Gottheit in meinen Gedanken nicht vergessend, ging ich in Begleitung meiner geehrten Freunde mit widerstrebender Seele heim in mein Haus. —



Der evangelisch-sociale Kongreß.

Von

M. v. Nathusius.

Zwei Gründe waren es, die mich dazu trieben, die nach Schluß der Pfingstferien eben erst aufgenommene Arbeit schon wieder zu unterbrechen zu einer Fahrt nach Berlin zum Kongreß Erstlich scheinen mir die Aufgaben, welche der Kirche durch die Entwicklungen und Ereignisse auf socialem Gebiete jetzt gestellt werden, von der größten Wichtigkeit zu sein, ohne daß eine entsprechende Klarheit über dieselben schon allseitig vorhanden wäre. Deshalb verdient der Versuch, auf socialpolitischem Gebiet in kirchlichen Kreisen aufklärend zu wirken, dankbares Entgegenkommen und Unterstützung. Der zweite Grund war der, daß ich ungern einer Versammlung fern bleibe, die, über den Rahmen einer Parteiversammlung hinausgehend, Männer verschiedener Art und Richtung zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Nicht als ob Parteiversammlungen entbehrlich wären, — im Gegenteil bedürfen wir immer dieser Gelegenheiten, wo wir uns im kleineren Kreise verständigen über unsere Aufgaben, von einem Boden aus, den wir nur mit den Freunden, nicht mit anderen, teilen. Aber es scheint mir doch ein gutes Stück an Katholizität zu fehlen, wenn wir nicht noch weitere Gelegenheiten haben, wo etwas von der „Mannigfaltigkeit der Zungen", die es in der Kirche Christi giebt, zur Erscheinung kommt.

Daß der evangelisch-sociale Kongreß weder in kirchlicher, noch theologischer, noch politischer Beziehung eine geschlossene Partei bildet, trat nicht bloß bei seinem ersten Zusammentreten im vorigen Jahre hervor. Wie anders war es auch in diesem Jahre in den Räumen des evangelischen Vereinshauses in der Oranienstraße am Mittwoch, als am Donnerstag und Freitag in dem großen Saale des Stadtmissionshauses am Johannestisch! Eine Dame, die an beiden Orten zugehört, wollte auch den einzelnen Rednern abgefühlt haben, daß sie dort mehr im Centrum, hier mehr an der Peripherie stehend gesprochen hätten. Es mag sein — jedenfalls waren wir, was die Sache des Kongresses angeht, die sociale Frage und die Aufgabe der evangelischen Christenheit an derselben, auch am Donnerstag und Freitag immer im Centrum.

Die Arbeit des evangelisch-socialen Kongresses ist eine neue, wir können sagen: eine moderne. Und das giebt Anlaß zu Vergleichungen mit dem Stand der christlichen Arbeit in Berlin, wie er etwa vor 50 Jahren war. Schon auf der Hinfahrt hatte ich Veranlassung zu solchen Gedanken. Ich reiste zusammen mit einem Vorstandsmitgliede des allgemeinen kirchlichen Hilfsvereins, der am Donnerstag im königlichen Schloß in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin seine Sitzung abhalten wollte. Am Nachmittag

desselben Tages sollte ferner eine Sitzung des neugebildeten, großartig angelegten Vereins für die Hebung der Küstenfischerei sein, — ein Verein, für den ich als Anwohner der Ostsee und Nachbar eines armen Fischerdorfes ein lebhaftes Interesse hege. Denkt man nun dazu die Fülle der kirchlichen Feierlichkeiten, welche die Festwoche schon bis Mittwoch gebracht hatte, — und dann der Kongreß! — welch eine christliche Massenwirkung ist darin beschlossen! Die christliche Arbeit, das kirchliche Leben ist ungeheuer in die Breite gegangen. Daß es damit an Tiefe nicht gewonnen hat, ist richtig. Aber wir können doch darum jene Verbreiterung nicht an sich als ein Uebel beklagen. Wir sehen darin vielmehr eine Vervielfältigung der Möglichkeiten, das Wort Gottes unter die Leute zu bringen, christliche Gedanken einwirken zu lassen auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Angelegenheiten. Die Aufgabe der christlichen Kreise wird ja freilich mit dieser Verbreiterung des Strombettes eine immer ernstere, nämlich dafür zu sorgen, daß Ströme des lebendigen Wassers in seiner ganzen Breite darin fließen. Aber gottlob wird diese Aufgabe doch auch vielfach erkannt. Und wenn wir auch solche Koryphäen des Glaubens und der Liebe nicht mehr in der Arbeit sehen, wie vor fünfzig Jahren, so fehlt es doch in allen Zweigen der Arbeit nicht an Männern, die mit ganzer Seele und mit geistlichem Sinne darin stehen.

Am Abend des ersten Kongreßtages war ich, einer Aufforderung folgend, in einem Gartenkonzert zum Besten des christlichen Vereins junger Männer und des St. Michael-Vereins, der eines der drei großen christlichen Hospize Berlins besitzt. Es fand im Garten des Hausministeriums statt; die schattigen Gänge waren ganz gefüllt mit Besuchern aus den höchsten Kreisen der Berliner Gesellschaft, die unter den Klängen der Musik, die abwechselnd von den Trompeterkorps zweier Garde-Kavallerie-Regimenter gemacht wurde, den schönen Abend genossen. Die genannten Vereine, gegründet und geleitet von Gliedern unserer ersten Familien, — der Hausminister selbst Vorstandsmitglied des einen — die Beteiligung dieser gesellschaftlichen Kreise in solcher Anzahl — wo war vor fünfzig Jahren in Berlin etwas dem ähnliches zu spüren? — Freilich der würde irre gehen, der in solchen Aeußerlichkeiten an sich einen Fortschritt des Christentums sähe, — aber ebensowenig können wir doch einen Rückschritt darin erkennen.

Doch kommen wir nun endlich zum Kongreß. Schon am Vorabend prägte sich in einer freien gemütlichen Versammlung der etwas bunte Charakter desselben aus. Da saßen nebeneinander am Tisch mit Stöcker der Stuttgarter Braun, Weber aus Gladbach, der Jenenser Professor Baumgarten, der Redakteur der Kirchlichen Monatsschrift Pfeiffer u. a. m. Der Präsident des Kongresses, Herr Nobbe, der Vorsitzende des christl. Vereins, in dessen Räumen man sich befand, Herr v. Rothkirch und der Berliner Pastor von Soden hielten kurze Begrüßungen; sonst wurden nur private Besprechungen gepflogen; besonders viele junge Gesichter waren zu sehen, nicht wenig Studenten.

Am andern Morgen füllten sich bald die Räume des Stadtmissionshauses. Von dem schönen Gartenplatz konnte man sich freilich nicht so bald trennen, manch alter Bekannter wurde erst noch begrüßt, neue Bekanntschaften gemacht, gefrühstückt oder in den Büchern geblättert, die dort in großer Anzahl ausgelegt waren, — eine vollständige evangelisch-sociale Bibliothek. So war es denn mit der Pünktlichkeit des Anfangs nicht gut bestellt und auch in den späteren Pausen mußte der thätige Herr Präsident sich alle Mühe geben, um den Wiederbeginn der Verhandlungen nicht gar zu lange hinausschieben zu lassen, — ein, wie es scheint, allgemeiner Uebelstand deutscher Versammlungen, der viel gute Zeit kostet.

Doch treten wir in den Saal ein und sehen uns das Präsidium an, das auf hoher Plattform sich versammelt. In dem Herrn Oekonomierat Nobbe war ein sehr passender Präsident gefunden, der die Geschäfte mit großer Präcision führte, in der knappsten Weise die Gegenstände einführte und mit der richtigen Paarung von Milde und Strenge seines Amtes waltete. Neben ihm die beiden Männer, die die eigentlichen Säulen des

Kongresses bilden: Stöcker und Wagner. Daß auf ihre Namen hin, besonders den ersteren, die weitaus größte Zahl der Teilnehmer erschienen war, wurde sofort jedem Kenner der heutigen Konferenzgesichter klar. Ich sprach vorhin von den verschiedenen Richtungen und Parteien des Kongresses. Sie waren besonders in dem Vorstande und den Referenten vertreten. Hatte doch Herrmann das eine Referat, der eifrige Verfechter der Ritschlschen Gedanken in der Dogmatik, und ein anderes Sulze, den die „Protestantische Kirchenzeitung“ noch immer mit Vorliebe „unsern Sulze“ nennt. Auch im Vorstand steht das Haupt, Stöcker, in Bezug auf den kirchlichen und theologischen Standpunkt ziemlich isoliert neben Harnack, Kaftan, Rade, dem Redakteur der „Christl. Welt“ und anderen. Doch die Versammlung selbst bestand nach meiner Schätzung mindestens zu drei Vierteln aus Männern, die man auch auf der Berliner Pastoralkonferenz, der Augustkonferenz oder den Provinzialversammlungen der positiven Union sehen kann. Die weitgehende Rücksicht auf die heranzuziehenden anderen Richtungen, die in der Zusammensetzung des Vorstandes und der Wahl der Referenten liegt, scheint also bisher noch nicht genügend gewirkt zu haben, — wenn auch der Ausdruck der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“, daß die meisten Vorstandsglieder auf dem Kongresse Generalen ohne Armee glichen, entschieden zu weit geht.

Gehen wir zu den behandelten Themen. Ich unterscheide die zwei mehr technischen Fragen, die durch drei Laien behandelt wurden, von den mehr grundsätzlichen, die den Theologen zugefallen waren. Auf die ersteren gehe ich hier nur kürzer ein; der ausführliche Bericht über die Verhandlungen des Kongresses, der demnächst zur Ausgabe gelangt, wird es zeigen, wie wertvolles Material sie auch für die innere Mission und die kirchliche Arbeit gebracht haben. Besonders trat bei der Erziehung der gewerblichen Jugend, welche Frage von den Herren Garbe-Berlin und Kamp-Frankfurt a. M. behandelt wurde, die bedauerliche Lücke heraus, welche sich in unseren öffentlichen Einrichtungen dadurch befindet, daß für das gefährliche Alter von 14—18 Jahren die ordnenden Bestimmungen fehlen. Hier dürfte die Gesetzgebung noch manches nachzuholen haben. Nicht nur von den Referenten, sondern auch von manchen der nachfolgenden Redner, Geistlichen und Schulmännern wurde diese Lücke beklagt und darauf hingewiesen, wie der Grund für die Zuchtlosigkeit der Zeit und das Wachstum der Socialdemokratie gerade durch das Zuströmen junger Burschen, eine Folge sei der viel zu früh abgeschlossenen Erziehung der Jugend. — Auch die Verhandlung über die andere mehr technische Frage, die ländlichen Arbeiter betreffend, war reich in der Förderung christlich-sittlicher Gedanken und Forderungen. Den ländlichen Arbeitgebern, den Grundbesitzern, wurde das Gewissen geschärft und ihnen brauchbare Ratschläge gegeben für die Behandlung ihrer Arbeiter, damit sie nicht nur seßhaft werden, sondern auch von der Stufe des gedankenlosen Lebens, das sie hinführt, wo augenblicklich ihren Neigungen am besten entsprochen wird, zu einer höheren erhoben werden. Die Geistlichen aber wurden aufgefordert zu einem gewissenhaften und furchtlosen Auftreten gegen die Verkümmerung der Menschen- und Christenrechte an den Arbeitern, von denen sie vielfach Zeuge sein müssen, und sie wurden gebeten, sich der Erziehung des oft so verkümmerten ländlichen Proletariates in herzlicher Liebe anzunehmen.

Der Vortrag des Herrn Nobbe war sehr interessant, stets auf das wirkliche Leben zurückgreifend, aus dem er die Beispiele wählte und für das er Ratschläge erteilte. Es fehlte nicht an scharfen Ausdrücken über das Verfahren mancher Besitzer. Charakteristisch ist die Erzählung eines eigenen Erlebnisses: als junger Mensch, Sohn eines großen Besitzers, faßt er eine Frau beim Holzdiebstahl ab und ruft ihr u. a. zu: „Kennt ihr denn das 7. Gebot nicht mehr?“ — worauf die Alte entgegnete: „Der Herr Referendar halten ja auch das dritte nicht.“ Die Anwendung ergiebt sich von selbst. Viele aus den besitzenden Ständen nehmen es sehr genau in der Beurteilung der Sünden der Arbeiter, ihrer Unredlichkeit, ihrer Genußsucht 2c. und gestatten sich selbst das

ausgedehnteste Maß von Genüssen oder entbinden sich von göttlichen Geboten, die nicht minder zum Bestand der menschlichen Gesellschaft nötig sind, wie das siebente u. a.

Aus der Diskussion hebe ich hervor das Auftreten des Pastor v. Bodelschwingh, der wie kein zweiter schon bei Nennung seines Namens die freundlichste Begrüßung und klatschenden Beifall fand. Er betonte die auch in den Thesen des Herrn Nobbe vorkommende „Liebe unseres Volkes zu eigenem Haus- und Grundbesitz" und stimmte in die Mahnung zur Furchtlosigkeit der Pastoren ein; sie sollten auch dem Herrn Patron nur getrost „auf die Bude steigen", wenn es sich handelte um die Vertretung göttlicher Rechte. — Was das eigene Heim des Arbeiters betrifft, so haben schon manche Grundbesitzer damit begonnen, ihren Arbeitern in einer Stufenfolge von Jahren, erst eignes Land und dann das Recht zum Hausbau auf demselben zu gewähren. Nun entsteht dadurch die Möglichkeit, daß der inzwischen vielleicht wohlhabend gewordene Arbeiter sein Häuschen zu Gelde macht, um nach der Stadt zu ziehen; dies könnte natürlich zu großen Uebelständen führen für den Grundbesitzer, der die für Arbeiter bestimmten Häuser in ganz andere Hände übergehen sieht. Pastor von Bodelschwingh begegnete aber dem von hier aus zu machenden Einwande durch den sehr praktischen Gedanken, daß der Besitzer immer ein Vorkaufsrecht auf jene nun entstehenden Häuser eintragen lassen könne.

Und noch eine Episode sei zum Schluß aus diesen Verhandlungen erwähnt. Ein Geistlicher hatte anknüpfend an die Mahnungen des Vortrags, sich der Rechte der Arbeiter anzunehmen, etwas lebhaft ausgeführt, wie auch die Arbeiter des Forstfiskus oft ganz unter allem Preise gelohnt würden und hatte es als eine Aufgabe des Geistlichen bezeichnet, hiergegen nicht nur durch private Vorstellungen, sondern auch durch Eingaben und öffentlich durch die Presse aufzutreten. Sehr richtig warnte dagegen Graf von Hagen die Geistlichen, sich zum Richter über den Arbeitsvertrag, Lohnhöhe u. dgl. aufzuwerfen. Er entfremde sich dadurch beiden Teilen, dem Arbeitgeber nicht nur, sondern auch den Arbeitern, wenn den Ansprüchen der letzteren doch nicht genügt würde. Es scheint mir, als ob an diesen Punkten die vielfach umstrittene Grenze der socialen Thätigkeit des Geistlichen einmal ganz deutlich hervorträte; gewiß muß er sich interessieren für die Lohnverhältnisse seiner Armen und gewiß hat er die Pflicht, wenn dieselben unmenschlich sind, an geeigneter Stelle ernstliche Vorstellungen zu machen, er wird auch schriftstellerisch dafür thätig sein können durch ruhig gehaltene, statistische und kulturgeschichtliche Artikel und Schriften, oder sich vorhandenen Bestrebungen zu einer ordentlichen Verbesserung der Lage derjenigen Volksklassen, denen seine Armen angehören, anschließen — aber eine agitatorische Thätigkeit zur direkten Erreichung bestimmter Lohnsätze könnte ihn um die Möglichkeit seiner ganzen geistlichen Wirksamkeit bringen.

Doch wie gesagt, eine gleichmäßig eingehende Behandlung der einzelnen Themata des Kongresses geht über meinen Plan hinaus. Ich wende mich zu den mehr grundsätzlichen beiden Fragen, die sich vielfach berühren und auch in der Diskussion zum Teil gemeinsam behandelt wurden: über Socialismus und Individualismus, behandelt von Stöcker, — und über die Stellung der Socialdemokratie zur Religion, behandelt von Professor Herrmann. Stöcker zeichnete in großen scharfen Strichen den Individualismus als berechtigte und notwendige Anerkennung der Persönlichkeit und die Ausartung desselben in der Verkennung der Lebensbedingungen, die der Einzelne in den gesellschaftlichen Ordnungen und Institutionen vorfindet, — dann den Socialismus als die gesunde Hervorhebung der Solidarität der Menschen untereinander in ihren mannigfachen Gruppierungen und auch seine Ausartung in der Verkennung der Gliederung, wodurch der Mensch zu einem bloßen Exemplar der unterschiedlosen Gattung wird, — und wies dann im Christentum die Vereinigung des Richtigen aus beiden Anschauungskreisen nach. Damit war ja der falsche Socialismus der Socialdemokratie, mit ihrer Verkennung der „Ordnungen, Anlagen und Unterschiede" der menschlichen Natur, in einen grundsätzlichen Gegensatz gegen das Christentum gestellt. Und wer wollte leugnen, daß damit die Sach-

lage richtig gekennzeichnet ist? Die Socialdemokratie als volkswirtschaftliche Partei leugnet in ihrem Programm nicht nur die Sünde, die Unvollkommenheit der menschlichen Natur, die Erlösungsbedürftigkeit im christlichen Sinne, sondern auch die in der sittlichen Natur des Menschen begründeten Ordnungen, welche im Rechtsleben Gestalt gewinnen sollen.

Wie verhält sich nun zu dieser Position der am Vormittag vorher gehaltene Vortrag des Professor Herrmann? Ich bemerke zunächst, daß in demselben in edler Weise der deutsche Professor zu Tage trat in seiner Größe und in seinen kleinen Schwächen. Zu den letzteren rechne ich die Zeitdauer von ein und dreiviertel Stunden, die ja an sich ganz gut ausgefüllt waren, wodurch doch aber der anregenden Aussprache Mehrerer Eintrag geschieht. Die geistvolle Behandlung des Stoffes aber, die lichtvolle Gruppierung, die Wärme der Empfindung verbunden mit dem Reichtum der Gedanken zogen mächtig an und bewirkten den lebhaftesten allseitigen Beifall. Und doch kam es nicht zu einer ausdrücklichen Annahme der Thesen, so kurz und bündig dieselben auch gefaßt waren. Ich setze dieselben zunächst in ihrem Wortlaute hierher, weil die Beurteilung derselben wichtig ist und den interessantesten Punkt der Kongreßverhandlungen bildete. Sie lauten: 1) Die Socialdemokratie befindet sich durch ihre materialistische Geschichtsauffassung in einem sachlichen Gegensatz zur christlichen Religion. 2) Diese materialistische Deutung der Geschichte gehört nicht zu den Prinzipien, sondern zu den Agitationsmitteln der Socialdemokratie. 3) Sie zu überwinden, ist gegenwärtig die wichtigste sociale Aufgabe der christlichen Kirche. 4) Die wirtschaftlichen Ziele, denen die Arbeiter unter Führung der Socialdemokratie zustreben, im Namen der christlichen Kirche zu bekämpfen, ist unchristlich. —

Die „materialistische Geschichtsauffassung" der ersten These wurde im Vortrag eingehend erläutert. Es ist damit natürlich die materialistische Gesinnung überhaupt, also auch die materialistische Naturanschauung gemeint, und die Frage nur mit Geschick auf den geschichtlichen Boden hinübergespielt, wo der Materialismus am leichtesten zu widerlegen ist. Der sachliche Gegensatz der Socialdemokratie gegen das Christentum wurde in scharfen Ausdrücken dargelegt. Was im Christentum nur Mittel zum Leben ist, ist dort Selbstzweck, nämlich die äußeren wirtschaftlichen Verhältnisse, verbunden mit materiellem Genuß. Allein es fragt sich, ob hier nicht noch eine Ergänzung der Darstellung nötig ist. Der tiefste Unterschied zwischen der socialdemokratischen und der christlichen Weltanschauung liegt doch darin, daß jene nichts von der Sünde weiß und wissen will. Alle Zukunftspläne der Socialdemokratie scheitern an der Thatsache der sündlichen Natur des Menschen, — in ihr liegt die Erlösungsbedürftigkeit und die Notwendigkeit aller derjenigen Gottesordnungen, die mit dem Christentum gegeben sind, begründet. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß eine entsprechende Tiefe der Auffassung dieses Gegensatzes durch die Theologie Herrmanns erschwert wird. Ich deute dies hier nur an, indem ich bitte, bei dem Studium des später im Wortlaut vorliegenden Vortrages diese Frage weiter zu erwägen.

Widerspruch erregte nun aber in der Diskussion nicht diese erste, sondern die zweite These. Pastor Rahlenbeck hob hervor, daß der Materialismus nicht nur Agitationsmittel auf jener Seite sei, sondern zu den Prinzipien der Socialdemokratie gehöre. Während der Diskussion erwog ich die Berechtigung jener Ausdrücke und dieser Polemik gegen dieselben, kam aber zu keinem entschiedeneren Resultate als dem, daß die Fassung der These unklar sei. Was sind Prinzipien? und wer ist die Socialdemokratie? Professor Wagner hob, den Referenten verteidigend, hervor, daß er richtig die materialistische Geschichtsanschauung als „Kernlehre" der Socialdemokratie erwiesen habe. Kann man aber dann ihre Zugehörigkeit zu den Prinzipien leugnen? Unterscheiden wir bei der Socialdemokratie die Fahne selbst und die Massen, die ihr folgen — so ist zuzugeben, daß diese Massen bewegt werden von anderen Interessen als den Lehren des Materialismus, sie verfolgen in ihrem Sinne rein wirtschaftliche Ziele, eine Verbesserung ihrer socialen Lage. Aber sie folgen in diesen Bestrebungen einer Fahne, die ihren Wünschen Erfüllung

verheißt und zugleich grundsätzlich materialistisch ist, so daß also die heutigen konkreten Ziele der socialdemokratischen Partei zweifellos mit dem Fortbestande des Christentums unvereinbar sind. Professor Herrmann meint nun mit der Unterscheidung seiner zweiten These offenbar dies, daß nicht alle Anhänger und Glieder der socialdemokratischen Partei oder Wählerschaft diese ihre Stellung einnähmen auf Grund eines Bruches mit der christlichen Weltanschauung, sondern auf Grund ihrer zunächst rein wirtschaftlichen Wünsche. Ob aber die These nicht einen anderen Sinn noch zuläßt? Es war jedenfalls ganz günstig, daß der Kongreß den Wortlaut derselben nicht annahm, sondern sich nur zu den Grundgedanken des Vortrages bekannte. Die Verhandlungen über Veränderungen des Wortlautes zwischen Professor Wagner und Professor Herrmann hatten eben zu keinem Resultate geführt.

Noch größer wären die Schwierigkeiten des Verständnisses geworden bei der vierten These. Auch hier liegt der richtige Gedanke zu Grunde, daß z. B. eine andere Regulierung der Besitzverhältnisse an den Produktionsmitteln, eine Abänderung des Lohnsystems nach Seite der Teilhabergenossenschaft hin oder dgl. im Namen des Christentums nicht bekämpft werden können. Allein der Ausdruck wirtschaftliche Ziele ist doch etwas weit. Der Socialdemokrat würde daraufhin jedem Geistlichen, der gegen ihn in öffentlicher Versammlung auftritt, diese These entgegenhalten können, denn für ihn fällt wirtschaftlich und sittlich überhaupt nicht auseinander; auch die Aenderungen der Ehe, der Staatsverfassung u. dgl. sind für ihn wirtschaftliche Ziele. Aber auch für den Nicht-Socialdemokraten würde beim Gebrauch dieser Ausdrücke klarer dargelegt werden müssen, wie die wirtschaftlichen Ansichten überall mit ethischen Grundanschauungen und Voraussetzungen zusammenhängen.

In dem Hauptgedanken des Referenten, den er hiermit hatte aussprechen wollen, hatte er gewiß die ganze Versammlung für sich, daß es nämlich das eigenste Interesse der evangelischen Kirche erfordere, daß sie sich nicht identifiziere und nicht identifizieren lasse mit irgend einer besonderen Art der Ordnung der wirtschaftlichen Einrichtungen. Deutlich wurde es im Referat ausgesprochen, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei und darum keine Staats-Wirtschafts- oder Gesellschaftsordnung für kanonisch zu erachten. Es wird unseren Lesern in Erinnerung sein, daß die pommersche Provinzialsynode, als sie in ihrer socialen Resolution ähnliches ausgesprochen hatte, von den Wächtern des Staatswohls, der Post und Zeitungen ähnlichen Schlages, hart verklagt wurde. Vielleicht geht auch diesen Leuten nun allmählich die Einsicht auf, daß eine sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche doch noch etwas anderes bedeutet, als eine Hilfsarbeit für die reichen Leute, daß sie ihr Leben ungestört genießen können. Für den Charakter der ebengenannten Post übrigens war mir höchst bezeichnend der erste Bericht über den Kongreß, den sie in der Nummer brachte, welche ich mir auf der Rückreise für 10 Pfennig erwarb. Während sie die übrigen Reden und Vorträge in den Hauptgedanken wiedergab und auch den „Beifall", die „lebhafte Zustimmung" u. s. w. historisch getreu berichtete, wußte sie von Stöcker nichts zu sagen als wörtlich folgendes: „Auf der Tagesordnung stand zunächst ein Vortrag des Hofpredigers a. D. Stöcker über Individualismus und Socialismus. Herr Stöcker begründete folgende Thesen: (folgen die Thesen) . . Eine Diskussion wurde von der großen Mehrheit nicht gewünscht, dennoch aber zugegeben, weil sich vor dem Beschlusse bereits ein Herr zum Worte gemeldet hatte." — Nun weiß jeder Teilnehmer des Kongresses und ist auch aus jedem anderen Berichte zu ersehen, daß der Vortrag Stöckers mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde, daß er reich war an erhebenden Partien und an außerordentlich treffenden Schlagwörtern, daß dementsprechend auch die Aufnahme desselben am Schluß den großartigsten Moment auf dem Kongresse darstellte, so daß der Vorsitzende unter dem lauten Beifall der Versammlung aussprach: um den tiefen Eindruck des Vortrages nicht zu schwächen, riete er, von einer Diskussion abzusehen. Wie stimmt damit der Bericht der Post? — scheint es nicht nach ihm, als ob von einem besonderen Eindruck des Vortrages keine Rede



sein könne? ja als ob die Mehrheit der Versammlung sich desselben gleichsam geschämt hätte? — Man sieht an dem Bericht der Post, daß man auf recht verschiedene Weise lügen kann.

Den Eindruck wird man wohl allgemein vom Kongreß haben, daß auf ihm der Partei des Umsturzes gegenüber das Aeußerste von Entgegenkommen geleistet ist, was vom christlichen und patriotischen Standpunkt aus möglich ist. Stöcker faßte es in seiner körnigen Art so zusammen: wir wollen unseren socialdemokratischen Gegnern nicht nur entgegen*treten* sondern auch entgegen*kommen*. Gewiß wird das von der Richtung, welche die Lösung der socialen Frage in den Kartätschen sieht, scharf getadelt werden. Der christliche Ethiker aber wird sich auf den Standpunkt Prof. Cremers stellen, der aufforderte, in dem Socialdemokraten den irrenden Bruder zu sehen und die Liebe Gottes gegen uns darzustellen in der Liebe zu den Brüdern. „Wie sollen sie Gottes Liebe zu erfassen lernen, wenn sie sie an uns nicht sehen?" — Cremer legte wie auch nachher Wagner, noch ganz besonders den Finger auf diejenige Partie des Herrmannschen Vortrages, in der er den Naturalismus der Gebildeten berührte. Es ist eine Ungerechtigkeit, wenn wir die in etwas roheren und offeneren Formen auftretenden materialistischen Gedanken bei dem gemeinen Arbeiter mit anderem Maße messen, als bei den eigentlichen Urhebern derselben, den Philosophen und Naturforschern, die nicht müde werden, ihre atheistischen Ideen vor dem Volke zu Markte zu tragen. Hier kommen die Herren Minister in den evangelisch-socialen Kongreß und hören zu, wie man über Mittel und Wege berät, um die materialistischen Arbeitermassen zu bekämpfen, und dort muß es sich ein Minister gefallen lassen, in den Sitzungen der Akademie der Wissenschaft eben dieselben materialistischen Gedanken als modernste Wissenschaft sich vortragen zu lassen. Hier liegt ein klaffender Widerspruch in unserer geistigen Entwicklung, der zu Entscheidungen führen muß. Ohne den Kampf gegen die materialistische Wissenschaft werden wir den Kampf gegen die Socialdemokratie nicht zum Siege führen. Aber erstere möchte man vielfach gern als „offene Frage" behandeln, und gegen letztere die Kirche hetzen, — das geht nicht an.

Wir dürfen hoffen, daß gerade durch den zweiten evangelisch-socialen Kongreß das Interesse und das Verständnis für die sociale Frage in weiteren Kreisen wird geweckt werden, daß sich die Ansichten klären über das was unsererseits zu geschehen hat. Erwarte man von dem Kongreß nicht bestimmte Aktionen, nicht zu viel gemeinsame praktische Unternehmungen. Er hat einen Sekretär angestellt, der eine Centralstelle bilden soll für Nachweisungen, für die Presse und für Versammlungen. Es wäre ganz verkehrt und würde zur Auflösung des Kongresses führen, wenn man weiter ginge und wie es z. B. auf dem Kongreß von einem Redner verlangt wurde, eine Arbeiterzeitung in das Leben rufen wollte, die im Namen des Kongresses erschiene. Der Kongreß ist keine Einheit, wie sie in einer Zeitung zur Erscheinung kommen muß. Dieselbe müßte auf kirchlichem und politischem Gebiete so viele Fragen berühren, über welche die Kongreßmitglieder weit auseinandergehend denken. Nach wem soll man sich da richten? Es wäre eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit in der Beurteilung praktischer Verhältnisse, wenn dergleichen übernommen würde.

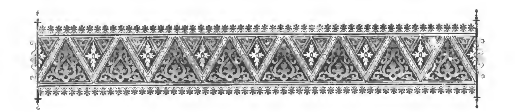
Ich habe schon oben bemerkt, daß diese Zusammensetzung des Kongresses aus verschiedenen Richtungen und Parteien sein charakteristisches Gepräge bildete. Wir freuen uns der trotzdem möglichen Einheit. Ich erwähne noch einen Moment, der in dieser Beziehung auch von weittragender kirchlicher Bedeutung war. Herrmann hatte uns in seinem Vortrage gegen den Schluß seine theologische Anschauung vom Glauben entwickelt, sein Ritschlscher Standpunkt war für jeden Kenner unzweideutig herausgetreten. (Laien fanden einige Stellen merkwürdig „matt".) Da war es von Bedeutung, daß der erste Redner nach ihm sein Kollege in der Vertretung der systematischen Theologie aus Greifswald war, Professor Cremer. Die theologischen und kirchlichen Gegensätze der Gegenwart kamen in den Namen dieser beiden Männer zum scharfen Ausdruck.

Und Cremer hob es ausdrücklich hervor, daß er diese Differenzen hier nicht erörtern wolle (also gerade das Gegenteil von einer Uebereinstimmung auch mit den theologischen Anschauungen, was einige Berichte daraus gemacht haben). Aber doch freue er sich, aus dem Referat des Professor Herrmann den Eindruck gewonnen zu haben, daß es einen großen gemeinsamen Boden gäbe für unsern Kampf gegen die Socialdemokratie, trotz der verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen. Diese Aeußerung wird unzweifelhaft auf weite kirchliche Kreise ihres Eindrucks nicht verfehlen und dem Kongreß manche neue Freunde gewinnen, die noch vielfach mit gewissen Bedenken ihm gegenüberstehen.

Aber freilich, ich wiederhole, wie die Gemeinsamkeit der Gesinnung ihre Grenzen hat, so muß es auch die Gemeinsamkeit der Aktion haben. Und gerade in den Preßunternehmungen des Kongresses muß sich diese Schwierigkeit zeigen. Vielen Lesern wird gewiß in dieser Zeit das Büchlein des Sekretärs des Kongresses, Kandidat Göhre, vor Augen kommen, in dem er seine Erfahrungen beschreibt, die er in einem dreimonatlichen Leben als Fabrikarbeiter gesammelt hat. So interessant dieselben sind, so sehr ich ihm zustimme in der Beurteilung der Arbeiter, ihrer Stimmungen und ihrer Verhältnisse, so tritt doch in den positiven Vorschlägen für die Kirche eine reformatorische Neigung hervor, die auf einem völlig anderen kirchlichen und theologischen Boden steht, als der meinige ist und gewiß manches anderen Lesers.

Noch bleibt das letzte Thema übrig, das Referat des Pastors Sulze aus Dresden über die Stolgebühren. Es waren sehr interessante Verhandlungen. In Sulze trat ein Mann des Volkes vor den Kongreß, der mit großer Wärme und viel Sachverständnis sprach und all seinen Urteilen eine äußerst bestimmte Form zu geben verstand, wodurch er die Versammlung zu fortgehendem Beifall hinriß. Die Einwendungen, die von Harnack, Wagner und Stöcker nachher gemacht wurden, waren alle drei, von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus, wie mich dünkt, sehr treffend. Und doch bin ich mit der Grundforderung, die Abschaffung der Stolgebühren ins Auge zu fassen, auch aus socialen Gründen ganz mit Sulze einverstanden. Ich unterlasse hier eine eingehende Behandlung, in der Hoffnung, daß die ganze Frage in einer selbständigen Arbeit in der „Allg. konf. Monatsschrift" einmal zur Darstellung kommt.

Wir scheiden damit vom zweiten evangelisch-socialen Kongreß. Wie wird es im Lande aussehen, wenn er mit Gottes Hülfe zum dritten Male im nächsten Jahre sich versammelt? Es wird die Antwort gewiß nicht abhängen von dem, was wir inzwischen leisten, — aber daß unsere Arbeit, die Arbeit in der Liebe zu den Brüdern, vergeblich dabei sei, wer wollte das behaupten?



Monatsschau.

Politik.

Als wir unseren letzten Bericht schrieben, stand gerade in einer wichtigen Sache, der Kornzollfrage, die Entscheidung des preußischen Staatsministeriums unmittelbar bevor. Die Regierung schwankte damals tastend hin und her, die Lage war durchaus unsicher — Herr von Bötticher und Herr von Heyden hatten widersprechende Erklärungen abgegeben. „Wer von den beiden Ministern" — so schrieben wir Ende Mai — „recht behalten wird, steht noch nicht fest, doch scheint es nach den Auslassungen der Blätter, daß Herr von Bötticher der besser Orientierte war. Angeblich würde sich das preußische Staatsministerium demnächst mit der Kornzollfrage beschäftigen in dem Sinne eines Antrags, den Zoll zeitweilig von 50 auf 25 Mark herunterzusetzen — eines Antrags, den dann freilich der Bundesrat und der Reichstag noch gutheißen müßten. Ob das so kommen wird, steht dahin, unwahrscheinlich ist es nicht; die freihändlerischen Blätter jubeln schon im voraus, und diejenigen agrarischen Zeitungen, welche sich allzuweit vorgewagt, sind über die Aussicht arg verstimmt. Wir unsererseits würden gegen die Maßregel in dem Fall nicht allzuviel einzuwenden haben, wenn man wirklich einige Gewähr hätte, daß die Zollermäßigung den Konsumenten zu gute kommt. Leider sehen wir nicht recht, wie das möglich werden soll. Die Börse wird ungeheure Gewinne einheimsen — nur das ist gewiß —, sie wird der deutschen Landwirtschaft mit fremdem Getreide Konkurrenz machen und außerdem für zukünftige Fälle die wertvolle Erfahrung gemacht haben, daß „Schreien hilft". Ob aber nicht die Konsumenten nach wie vor nicht nur hohe Brotpreise werden zahlen müssen, sondern auch noch außerdem diejenigen Steuern, welche bestimmt sind, den Ausfall der Zolleinnahmen anderweitig zu decken, das — wie gesagt — wird man erleben müssen, ehe man den Freihändlern recht giebt."

Mit unserer pessimistischen Vermutung, daß die Herabsetzung der Zölle wirklich stattfinden würde, haben wir glücklicherweise Unrecht bekommen — dagegen, was uns lieber ist, mit unserer Auffassung der wirtschaftlichen Lage nicht. Herr von Caprivi hat im preußischen Landtage erklärt, daß Preußen nicht die Absicht habe, eine Reduktion im Bundesrat zu beantragen, weil zunächst alle Berichte darin übereinstimmten, ein Notstand sei nicht zu befürchten, dann aber hat er wesentlich eben die Besorgnisse, die wir oben citierten, als Beweggründe für die Erhaltung des status quo angeführt.

Natürlich war dem gesamten freisinnigen und freihändlerischen Partei-Interesse diese Entscheidung eine bittere Enttäuschung. Und man fühlte auf jener Seite das dringende Bedürfnis, gegen die Position des Ministerpräsidenten einmal gründlich Sturm zu laufen. Die Herren Rickert und Richter brachten zu diesem Zwecke einen Antrag ein, Herr von Caprivi möge doch das Material vorlegen, auf Grund dessen er seine Entschlüsse gefaßt.

Der Erfolg war ein voller Mißerfolg. Herr von Caprivi verweigerte die Vorlage und erklärte wiederum, die preußische Regierung denke nicht daran, Anträge im Bundesrat zu stellen, welche den Zollschutz beseitigen könnten. Da ohne Zweifel schon in der Form des freisinnigen Antrages, die Regierung möge das Material, über welches sie zur Begründung ihrer zollpolitischen Haltung verfügt, vorlegen, eine Beleidigung steckte, nämlich der Zweifel, daß es überhaupt, oder doch in genügendem Maße vorhanden sei, so lag für Herrn von Caprivi die Versuchung nahe, eine kurz ablehnende Antwort zu geben, wie Fürst Bismarck sie sicherlich mit großer Deutlichkeit und Derbheit gegeben haben würde. Der Kanzler hat in glücklicher Weise dieser Versuchung widerstanden und in verbindlicher Weise die Unmöglichkeit dargelegt, vertrauliche, der Regierung gemachte Gutachten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Welcher Sachverständige würde noch der Regierung dienen wollen, wenn diese ihn allen Angriffen preisgäbe? — Die Höflichkeit des Herrn von Caprivi hat freilich auf Herrn Richter gar keinen Eindruck gemacht. Im Gegenteil schien er nur noch gröber zu werden als sonst, indem er mit dem Vorwurf der Unvernünftigkeit begann und dann dazu überging, die Gewährsmänner der Regierung zu verdächtigen und in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Dem Versuche wurde zwar alsbald von Herrn von Caprivi die Spitze abgebrochen, indem er in besonders evidenten Fällen die Hinfälligkeit der erhobenen Verdächtigungen nachwies. Aber das Bestreben, durch persönliche Verdächtigungen den den Deutschfreisinnigen unbequemen Inhalt der Informationen abzuschwächen, ließ den Schluß nur allzu berechtigt erscheinen, daß Personen und Sachen durch Mitteilung vertraulicher Materialien nicht preisgegeben werden durften.

Nicht minder aber hatte der preußische Ministerpräsident mit dem Ausspruche recht, daß der freisinnige Antrag nur die Maske bilde für weitergehende Absichten. In der That beschäftigten sich die freisinnigen Redner kaum ernstlich mit dem Antrage oder seiner Begründung, sondern konzentrierten ihre ganze Kraft darauf, den gegenwärtig hohen Stand der Getreidepreise agitatorisch zu verwerten. Daß durch die populäre und parlamentarische Aktion die Beruhigung der Handelswelt und somit die Beseitigung eines der preissteigernden Momente verhindert wird, kümmerte die Freisinnigen wenig. Um so würdiger und richtiger verhielten sich die anderen Parteien, indem sie den Antrag Rickert mit 223 gegen 20 Stimmen ablehnten. Dieser Umstand, daß selbst viele Gegner des Zolls durch ihr Votum gegen den rein agitatorischen Lärm der Herren Rickert-Richter Protest erhoben haben, ist ein erfreulicher Beweis für die Zunahme wahrhaft politischer Denkweise und für die Verurteilung des parteipolitischen Klopffechter- und Drahtziehertums in allen seinen Formen.

Wer überhaupt im stande ist, politisch im größeren Stil zu denken, der sollte, auch wenn er Freihändler ist, einsehen, daß für eine große Nation der Weg zum Freihandel nicht durch die blinde Preisgebung aller Grenzen hindurchgeht, sondern durch den Abschluß von Handelsverträgen, in denen man mit gesundem Egoismus nach dem Grundsatz des do ut des verfährt. Es ist genau dieselbe Illusion auf wirtschaftlichem Gebiet, wenn wir glauben, durch bedingungsloses sauve qui peut Vorteile zu erlangen, als wenn wir uns einbilden wollten, auf politischem Gebiet durch einseitige Abschaffung unseres Heeres dem Weltfrieden zu dienen.

In dem einen, wie in dem anderen Falle hätten wir keinen anderen Erfolg zu gewärtigen, als daß wir zur Beute des Auslandes werden müßten, das weniger einfältig ist, wie wir.

Auch außer den wirtschaftlichen hat der preußische Landtag noch allerlei andere politisch beachtenswerte Debatten gehabt. Zunächst ist die vielberufene „Landgemeindeordnung" endgiltig angenommen worden, aber mit Hilfe einer Mehrheit von Freisinnigen und Nationalliberalen und gegen das fast einstimmige Votum der Konservativen des Abgeordnetenhauses. Die Regierung nimmt diese parteipolitische Kombination offenbar sehr leicht und fragt nicht viel danach, wem sie ihre Erfolge verdankt. In dem Sinn

voraussichtlich mit Recht, daß sie annimmt, sie werde der konservativen Partei in den meisten grundsätzlichen Fällen auch in Zukunft sicher sein und habe „faktiöse" Opposition von derselben niemals zu befürchten. Eine andere Frage aber ist es, ob nicht durch das neue Gesetz eine so erhebliche Stärkung des liberalen Elements in den Gemeinden eintreten wird, daß es auch auf die Wahlresultate zurückwirkt und ob auf diese Weise die neue „Ordnung" nicht schließlich mit dazu helfen wird, die Rechte auch in den Parlamenten stark zu schwächen. Hier liegt offenbar eine Frage, deren Entscheidung im liberalen Sinn doch vielleicht nicht von allen Ministern mit den gleichen Gefühlen aufgenommen werden würde, wie von dem nun siegreich gebliebenen Minister des Innern, Herrn Herrfurth.

Fast mehr noch, als die Politik, hat im Juni ein Prozeß von sich reden machen, bei dem es sich teilweise um unpolitische Dinge, um Steuerhinterziehung und Stempelfälschungen handelte, der aber im letzten Grunde doch auch als ein politischer anzusehen ist. Der ultramontane Redakteur Fusangel in Bochum hat die Steuereinschätzungskommission in Bochum öffentlich in der schärfsten Weise angegriffen, daß sie bei den Einschätzungen Ultramontane und Nationalliberale mit zweierlei Maß messe, die ersteren zu stark, die letzteren zu gelinde heranziehe. Eine lange Abhörung vieler Zeugen hat zwar keine dolosen Ungerechtigkeiten der Kommission enthüllt, wohl aber die Thatsache festgestellt, daß fast alle reichen Leute in Bochum und Umgegend viel zu gering zur Steuer herangezogen und dadurch natürlich als notwendige Folge die ärmeren Steuerschichten viel stärker belastet worden sind, als es bei gerechter Veranlagung der Fall hätte sein können.

Leider muß zur Entlastung der Bochumer Einschätzer gesagt werden, daß es nirgends in Preußen anders ist. Der socialdemokratische „Vorwärts" schloß einen jubelnden Artikel über die enthüllten Skandale mit der Behauptung, daß Kapitalismus und Betrug ungefähr dasselbe sei.

> „Entrüstet sich deshalb die Bourgeoisie über Bochum, so sei ihr erwidert: Bochum ist überall, wo die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen herrscht. Bochum ist mit einem Worte der Mikrokosmos der bürgerlichen Welt."

Das ist ja nun socialistische Beleuchtung. Aber eine gewisse Wahrheit liegt in dem Worte: Bochum ist überall! Und es war daher gewiß die höchste Zeit, daß in das neue Steuergesetz die Pflicht der Selbsteinschätzung aufgenommen wurde, um den Großkapitalisten etwas näher auf den Leib zu rücken. Die Ungerechtigkeit bisher war zu groß. Dem Grundbesitz, der nicht versteckt werden kann, legt der Staat doppelte Steuern auf, auch wenn er noch so hoch verschuldet ist; das mobile Kapital dagegen entzieht sich hinter den Wänden der feuerfesten Schränke und auf tausend anderen Wegen der Besteuerung.

Schlimmer als diese Steuer-Vorwürfe sind übrigens andere Beschuldigungen, welche derselbe Redakteur Fusangel gegen ein Eisenwerk, den „Bochumer Verein", erhoben hat, dahin lautend nämlich, daß derselbe gewisse Stempel bei Abnahme von Schienen gefälscht habe. Erwiesen sind diese Anklagen indes bis heute nicht.

Bedauerlich festzustehen scheint dagegen der viel citierte Ausspruch des Vorsitzenden des Bochumer Vereins, Kommerzienrat Baare, daß „geflickte Schienen" in allen Werken „mit unterlaufen". Aus dieser leichten Geschäftsmoral spricht leider eine Gesinnung, die mit strenger Gewissenhaftigkeit durchaus nicht vereinbar ist und um so verletzender wirkt, je offener sie sich als das Uebliche und Selbstverständliche hinstellt.

Wie die Socialisten sich angesichts solcher Kapitalistenmoral in die Brust werfen, haben wir oben erwähnt. Wir können aber die sociale Seite der Sache nicht berühren, ohne auf ein Buch hinzuweisen, das soeben unter dem Titel: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie von Paul Göhre, Kandidaten der Theologie. (Leipzig, Grunow.) 1891. 2 M. 222 S." erschienen ist und mit Recht Beachtung findet. Dasselbe beruht auf den Beobachtungen, welche ein junger Kandidat der Theologie in einer großen Chemnitzer Maschinen-Fabrik gemacht hat, in der er unbekannt drei Monate als einfacher Fabrikarbeiter zugebracht hat, um

die innersten Gedanken der Arbeiter, ihre Freuden und Leiden, ihre Bedürfnisse und Hoffnungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Infolge dieser Entstehungsart enthält das Buch vieles, was interessiert, weil es unmittelbar aus dem Leben geschöpft ist, Mitteilungen, die man gern liest, auch wenn sie nicht lauter Neues, sondern nur der Hauptsache nach Bekanntes bieten. Und infolge dieses Ursprungs hat das Buch auch seinen Weg gemacht, dem Verfasser zu schneller Berühmtheit verholfen und ihm sogar den Posten eines Generalsekretärs des evangelisch-socialen Kongresses verschafft.

Man kann nun dem Verfasser diese Erfolge gern gönnen und den Hut ziehen vor der Selbstverleugnung und dem Idealismus, die dazu gehören, ein Vierteljahr lang die Mühen schwerer Fabrikarbeit aus Nächstenliebe auf sich zu nehmen. Aber zu bedauern bleibt, daß Herr Göhre nicht einfach sein Tagebuch veröffentlicht hat, sondern das Buch mit großem Ballast von Auseinandersetzungen beschwert hat, die recht häufig zum Widerspruch auffordern.

Herr Göhre will der Socialdemokratie „das materialistische Rückgrat ausbrechen.“ Ja, was bleibt dann von ihr übrig? Daß die Arbeiter niemals wieder ihre politische Führung in die Hände der besitzenden Klassen zurücklegen werden — davon sind wir längst überzeugt. Das aber verdenkt ihnen im Grunde auch niemand. Was man ihnen verdenkt, ist nur das Erstreben utopischer undurchführbarer Pläne und die Vorspiegelung der Führer an die Arbeiter, als hätten sie ein Zukunftsstaatsrezept in der Tasche, um durch rein äußerliche politische Mittel alle Menschen glücklich und wohlhabend zu machen. Grade dies ist aber das eigentlich Socialdemokratische. Zu reformieren ist daran nichts. Es handelt sich nur darum, ob man sich dafür oder dagegen erklären will.

Ebenso unklar wie die politischen, sind uns die kirchlichen Ideale des Verfassers geblieben. Wir sind auf dem Felde der Dogmatik nichts weniger als engherzig. Aber arianisches Bekenntnis liegt für uns außerhalb des Christentums und Herr Göhre scheint uns einen dergleichen Standpunkt zu vertreten. Wenn die schwache Eisdecke solchen Glaubens mit Erneste Naville zu reden, auch hier und da einen Einzelnen trägt, im ganzen beweist die Kirchengeschichte, daß noch nie etwas anderes, als nur der bestimmte apostolisch kirchliche Glaube im stande gewesen ist, die Welt zu überwinden.

Trotzdem bleibt das Buch ein erfreuliches und hoffnungsvolles Zeichen der Zeit. Und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn der sociale Friede sich nicht herstellen ließe in einem Volke, wo auch auf Seite der Gebildeten und Besitzenden noch so viel guter Wille vorhanden ist, ihn herzustellen, wie bei uns in Deutschland.

* * *

Zur allgemeinen Lage ist wenig zu sagen. Die französisch-russische Koketterie dauert fort Kaiser Alexander hat die französische Ausstellung in Moskau besucht, ein französisches Geschwader wird demnächst in Kronstadt erwartet und russische Generale durchkreuzen Frankreich in allen Richtungen. Andererseits fehlt es auch an Irrungen nicht. So ist man hart aneinander gekommen gelegentlich einer Prügelei der griechischen und lateinischen Mönche in Bethlehem — Rußland schützt die Griechen und Frankreich die Lateiner. Aber Frankreich scheint diesmal, was es sonst nicht gethan, einen verhüllten Rückzug angetreten und durch Zurückweichen die Sache allerdings in sehr einfacher Weise geordnet zu haben. Daneben verdient es Erwähnung, daß Rußland seine Rüstungen nun auch zur See mit fieberhaftem Eifer betreibt und damit den Moment immer näher rückt, wo kein guter Wille einzelner Monarchen mehr im stande sein wird, den Frieden zu wahren, wo vielmehr mit elementarer Naturgewalt die Heere der europäischen Nationen sich auseinander stürzen werden.

Auch im Orient verbrüdern sich Griechen und Serben zu einem Balkanbund, der freilich so lange nicht viel bedeutet, als die Mächte noch still bleiben, der aber seine Wirkung thun wird, sobald der Krieg entbrennt.

In Oesterreich hat die Budgetdebatte des Reichsrats den durch die Neuwahlen zum Reichsrate geschaffenen Umschwung der Parteiverhältnisse deutlich zu Tage gebracht. Der Sturm gegen das Budget ging nicht mehr von der Linken aus, sondern kam von der äußersten Rechten, wo die Jungtschechen sitzen. Den Herren Gregr und Genossen waren die Siege bei den Wahlen so zu Kopf gestiegen, daß sie glaubten, der ganze österreichische Staat müsse sich vor ihren Wünschen beugen. Die jungtschechischen Helden, die bei Straßenskandalen in Prag, sobald es sich um Brutalitäten gegen Deutsche handelt, immer die Führung übernehmen, sind aber gründlich abgefertigt worden. Schon der Pole Jaworski stimmte dem Programm der Thronrede unbedingt zu. Es verlange ja von den Parteien nur die „Zurückstellung“ ihrer Wünsche und ihrer politischen Ziele und nicht den Verzicht

auf dieselben, und zu diesem Zurückstellen seien alle großen Parteien zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes bereit. Und nun ließ sich Graf Taaffe zu dem Geständnis herbei, daß der Regierung an der Mitwirkung der Deutschen viel gelegen sei und spendete den politischen Fähigkeiten der deutschen Linken so überschwängliches Lob, daß der Abg. Lueger, als Graf Taaffe geendet, ein „Hoch die neue Regierungspartei!" rief. — Die deutsch-liberale Linke ist von dem Entgegenkommen des Ministerpräsidenten sehr geschmeichelt und die Wiener Presse erörtert diesen Umschwung sehr lebhaft. Die „Neue Freie Presse" erklärt, indem die Deutsch-Liberalen den Boden „praktischer Politik" betreten, seien sie nicht eine Regierungspartei geworden, wozu noch ein weiter Weg sei; aber die Erklärung des Grafen Taaffe sei ein starker Schritt vorwärts. — Wir Reichsdeutschen stehen unseren Landsleuten in Oesterreich mit sehr gemischten Gefühlen gegenüber, so lange die Wiener Judenblätter ihre Organe sind. „Vorwärts" im Sinn der „N. Fr. Pr." ist ein recht bedenkliches Kompliment.

Wirtschaftspolitik.

Der Kampf um die Getreidezölle, unter dessen Zeichen auch der Juni stand, ist durch die unbedingte Ablehnung einer Ermäßigung seitens der Reichsregierung endgültig entschieden worden. Vorher und nachher ist im Parlament, in Stadtverordneten-Versammlungen, in den politischen Vereinen und in der Presse ziemlich jeder Deutsche, der etwas zur Sache sagen wollte, zum Worte gekommen, und das Resultat dieses vielstimmigen Streites ist, daß außer von den Parteien, die eines so populären Agitationsmittels, wie es die hohen Brotpreise darstellen, nicht entraten können, fast allgemein die Entscheidung der Regierung gebilligt wird. Die Gründe hierfür sind freilich sehr verschiedener Art. Die Gegner der Kornzölle im gemäßigt liberalen Lager sehen ein, daß eine zeitweilige Aufhebung keinen Erfolg haben kann, auch daß sie nur auf einen sehr langsamen Sieg ihrer Freihandels-Forderungen rechnen können; sie freuen sich also einstweilen über das amtliche Zugeständnis, daß die neuen Handelsverträge eine bedeutende Ermäßigung der Kornzölle bringen sollen. Dies in Verbindung mit den Vorteilen, welche der deutschen Industrie in den Handelsverträgen versprochen werden, stellt die Realpolitiker im Lager der Freihändler zunächst zufrieden. Dagegen fehlt es unter den Konservativen nicht an solchen, welche nach denselben Erwägungen gewünscht haben, die Regierung möchte dem Ansturm der Freisinnigen nachgeben und die Zölle für einige Monate außer Kraft setzen. Man erhoffte daraus einmal den Beweis, daß nicht die Zölle an sich das Getreide so sehr verteuert haben, und sodann eine Störung der Handelsvertrags-Verhandlungen, die man mit dem allergrößten Mißtrauen betrachtet. Diese Taktik mißfiel aber der Mehrheit der konservativen Fraktionen, welche dem Wunsch der Regierung gemäß erst dann zu den Handelsverträgen Stellung nehmen will, wenn dieselben mit allen Einzelheiten zur Beschlußfassung vorliegen. So hat denn auch die konservative Partei als Ganzes die Haltung der Reichsregierung in der sogenannten Notstandsfrage gebilligt, ohne jedoch für den kommenden Streit um die Zollermäßigung des österreichisch-deutschen Handelsvertrages sich die Hände zu binden. Die Notwendigkeit wird allgemein anerkannt, sich für diesen Kampf zu rüsten, und auch darüber herrschte wenigstens bis jetzt Uebereinstimmung, daß im Prinzip eine Kompensation der österreichischen Zugeständnisse durch eine Ermäßigung der deutschen Kornzölle unannehmbar sei*).

Zu diesem Schluß kann man ohne Kenntnis der Einzelheiten des Vertrages gelangen. Die österreichischen Industriellen sind derselben Ansicht. Sie argumentieren: Die Ermäßigung der deutschen Kornzölle verteuert uns das Getreide, bringt uns also höhere Löhne; zum Ersatz dafür wird uns ein erhöhter Import deutscher Industrieerzeugnisse geboten, also eine Verschärfung der Konkurrenz im eigenen Lande. Ist das etwa ein Ersatz? — Aehnlich denkt der deutsche Landwirt: Die deutsche Industrie wird durch die Herabsetzung der österreichischen Eingangszölle erhöhten Absatz und lohnendere Preise erzielen, sie wird der Landwirtschaft noch mehr Arbeiter entziehen, wohl auch im

*) Anm. d. Red. Ganz allgemein ist diese Uebereinstimmung doch wohl nicht, z. B. hat sich schon Dr. Frege abweichend ausgesprochen.

Inlande die Preise ihrer Fabrikate erhöhen können und also die allgemeine Lebenshaltung verteuern; und dafür soll als Ersatz gelten, daß der ungarische Weizen billiger eingeführt wird? — Auf diese einfachen Fragen werden die Vertreter der Handelsverträge schwerlich eine genügende Antwort geben können. Bisher haben sie nicht einmal den Versuch hierzu gemacht.

Um so mehr befremdet es, daß der Reichskanzler für die Getreidespekulation eine Lanze brach. Er unterschied zwar zwischen einer gesunden und einer wilden Spekulation. Doch eine solche Unterscheidung hat nur in national-ökonomischen Lehrbüchern, in denen es sich um Theorieen handelt, ihre Berechtigung. An der Börse besteht dieser Unterschied nicht. An der Börse giebt es thatsächlich keinen einzigen Spekulanten, dem nicht die absolute Höhe der Getreidepreise vollkommen gleichgültig wäre; jeden interessiert nur die eine Frage, ob die Preise steigen oder fallen werden, und bei der Wahl der Mittel, das eine oder das andere zu erzwingen, spricht die Rücksicht auf das Wohl des Konsumenten oder des Produzenten **niemals** mit. Nun ist ja freilich der Getreidespekulant mehr als der Effektenspekulant an die natürlichen Regulatoren von Angebot und Nachfrage gebunden; aber diese Hindernisse überwindet der Großspekulant infolge seiner engen Beziehungen zu den wenigen Mitbewerbern im Importgeschäft oft sehr leicht. Die jüngste Vergangenheit hat das wieder bewiesen. Es gelang den vereinigten Haussespekulanten an den deutschen Börsen, die russischen Exporteure durch die deutsche Börsenpresse zu dem festen Glauben zu verleiten, daß eine Zollermäßigung in Deutschland in sicherer und naher Aussicht stehe. Darum stellten diese ihre Preise immer höher und der deutsche Import nahm thatsächlich in beängstigender Weise ab. Er betrug (in Doppelcentnern):

	im April		Januar bis April	
	1891	1890	1891	1890
Weizen	303802	368829	1548421	2056098
Roggen	521540	587120	1665301	2646707
Hafer	86182	184779	246123	623001.

Daß in der That lediglich die Erwartung einer Zollermäßigung die russischen und amerikanischen Händler zum Zurückhalten ihrer Vorräte veranlaßte, ergiebt sich daraus, daß alsbald nach den bestimmten Erklärungen des Reichskanzlers die Zufuhren sich gewaltig vermehrten. Ein Zweifel daran, daß die deutsche Spekulation es war, welche jene Erwartung im Auslande erweckte, kann nicht bestehen; denn nur sie hat ein Interesse davon gehabt. Ein anderes Beispiel, das auch dem größten Freunde der Spekulation die Augen öffnen kann, ist aus der Mitte des Juni zu berichten. Am 17. Juni kam zwischen den Inhabern der hauptsächlichsten Haussepositionen an der Berliner Börse und den bedeutendsten Baissiers ein Abkommen zustande, nach welchem die Differenzen zu einem mehrere Mark unter dem Tagespreise bleibenden Kurse reguliert wurden. Die Veranlassung hierzu war die Voraussicht, daß die Preise fallen würden infolge der unterwegs befindlichen und noch anzuschaffenden Zufuhren. Als Gegenleistung gegen den Kursnachlaß bedang sich nun die Hausseparteì aus, daß die Gegenpartei im laufenden Monat kein Getreide hierher kommen lassen dürfe, damit die sichtbaren Vorräte nicht die Kurse drücken. Gewiß wären die Baissiers nicht auf diesen, aller Moral Hohn sprechenden Handel eingegangen, wenn es eben nicht bequemer wäre, das Geschäft mit einer kleinen Differenzzahlung glatt zu machen, statt mit der Lieferung von effektiver Ware. Zufällig ist dieser kleine Zwischenfall bekannt geworden. Aehnliches vollzieht sich aber täglich. Das Differenzspiel beherrscht so vollständig die ganze Spekulation, und diese hängt infolgedessen so wenig mit dem reellen Warengeschäft zusammen, daß nur noch theoretische Voreingenommenheit zwischen gesunder und wilder Spekulation unterscheiden kann. Der Finanzminister Miquel, der in solchen Dingen wohl die jetzige Regierung mit seinen Erfahrungen von der Diskontogesellschaft her berät, ist allem Anschein nach ein überzeugter Verteidiger des Differenz-Handels. Hat er doch das Novum in die preußische Finanzverwaltung eingeführt, daß deutsche und

preußische Staatsanleihen zum Terminhandel zugelassen wurden. Es liegt uns fern, vom Parteistandpunkte aus über diesen volkswirtschaftlichen Irrtum abzusprechen. Wir wissen genau, daß Männer aller Parteien an der Börse spekulieren, und haben also keine Ursache das Für und Wider zur Parteisache zu machen. Aber wir fürchten doch, es wird sich am ganzen Staatswesen rächen, wenn man jenen Krebsschaden nicht erkennt und bekämpft. Und von der Erkenntnis dieser Aufgabe entfernten sich allem Anscheine nach die maßgebenden Kreise immer mehr. Es besteht ein seltsamer Widerspruch zwischen den Grundsätzen, welche auf den Gebieten der Kirchenpolitik, der Schulreform, der Arbeiterfürsorge, der Steuergesetze zur Geltung kommen, und denjenigen, nach welchen unsere Wirtschaftspolitik geleitet wird.

Ein Symptom der Toleranz, mit welcher das Spekulantentum auch in der Großindustrie behandelt wird, liegt in dem Rücktritt des Ministers von Maybach nach seiner Besiegung durch den Kohlenring. Die letzten Wochen haben bewiesen, daß die Kohlennot, auf welche sich die Kohlenverkaufsvereine zur Rechtfertigung ihrer hohen Preise berufen, von ihnen selbst und ihren Mitgliedern künstlich geschaffen ist, teils durch Beschränkung der Produktion, teils durch Verschleuderung der Kohlen ins Ausland. Während man den Parisern die Gaskohle zu 8½ Mark liefert, zwingt man die deutschen Konsumenten, mindestens 10½ Mark zu bezahlen. Die konservativen Abgeordneten und die konservative Presse dringen vergeblich auf Abhülfe dieser großartigen Bewucherung des Volkes.

Auf einem anderen Gebiete wird wenigstens der Versuch gemacht, einer ähnlichen Monopolbildung zu steuern. Der Handelsminister hat bei den Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin angefragt, wie es sich mit dem von der Presse behaupteten Bestreben der beiden einzigen großen Petroleumproduzenten verhalte, durch Preisvereinigungen den Weltmarkt zu vergewaltigen. Die „Aeltesten der Kaufmannschaft", eine aus lauter Börsenleuten bestehende Behörde, wird ohne Zweifel eine sehr weise Antwort geben und die Regierung zu beruhigen suchen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Welt demnächst mit dem größten aller bisher erdachten Monopole beglückt wird, dem gegenüber die Staatsmonopole alter und neuer Zeit nur Winkelgeschäftchen sind. Die Standard-Oil-Company giebt sich alle Mühe, ihre russische Konkurrenz, die Gebrüder Nobel und die Pariser Gebrüder Rothschild, zum Abschluß eines „Syndikats" zu bewegen, das nicht allein die Produktion, sondern auch die Verschiffung und den ganzen Handel in Petroleum bis herab zum Verschleiß an die Privatkundschaft auf gemeinsame Rechnung betreiben soll. Die Standard-Oil-Company vereinigt 90 Prozent der amerikanischen Produktion und wird den kleinen Rest von 10 Prozent, der im Export schon keine Rolle mehr spielen kann, wohl auch bald lahm gelegt oder angekauft haben. Durch Gründung einer Filiale in Bremen, der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft und Uebernahme des Exportes nach England in eigene Verwaltung, durch Erbauung einer großen Flotte von Tankdampfern, durch Errichtung von Tankanlagen in Geestemünde, Bremerhaven und an manchen Plätzen im Binnenlande, durch Gründung einer eigenen Faßfabrik in Geestemünde und zuletzt durch Uebernahme des Versandes an die Grossisten und Detaillisten im Binnenlande hat diese Gesellschaft der angestrebten Monopolbildung schon so weit vorgearbeitet, daß nunmehr bloß der Anschluß der einzigen Konkurrenten auf den europäischen Markt, der Firmen Rothschild und Nobel, noch zu erfolgen braucht, um jenen Plan sofort in die Wirklichkeit treten zu lassen. Wie es heißt, hat die Rothschildfirma ihren Kampf gegen die Gebr. Nobel in Baku schon im Einverständnis mit der Standard-Oil-Company unternommen, auch haben schon vor zwei Jahren Verhandlungen stattgefunden, um die russische Produktion zur Ringbildung heranzuziehen, ohne jedoch bei der Firma Nobel Erfolg zu haben. Da indes der von der amerikanischen Gesellschaft ausgeübte enorme Preisdruck die russische Produktion schwer schädigt, andererseits aber durch die Vereinigung die Möglichkeit geboten ist, die Preise nach Belieben zu setzen, so klingt es nicht unwahrscheinlich, wenn jetzt vielfach behauptet wird, daß die Ringbildung schon zustande gekommen sei. Wir

wären damit wieder einen Schritt weiter zum Kommunismus gekommen, und zwar zum internationalen Kommunismus, wie ihn die Socialdemokratie anstrebt. Zunächst freilich würde der Vorteil des Monopols nur den wenigen Aktionären und Firmen, welche zum Ringe gehören, zukommen; doch wäre eine Organisation geschaffen, deren Besitz sich leicht und ohne Störung des Betriebes auf den „Zukunftsstaat" übertragen ließe. Jedenfalls: wenn der Privatbesitz einmal fallen sollte, er würde an solchen Ausartungen zu Grunde gehen, wie sie die Kohlenringe, die Getreideringe und das Petroleummonopol darstellen. Gesetzgebung und Verwaltung sehen dem allen mit verschränkten Armen zu.

Der deutschen Eisenindustrie und wohl auch der ganzen deutschen Industrie ist durch die Anklagen gegen den Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation schwerer Schaden zugefügt worden, — nicht eigentlich schon durch die Anklagen, die ja noch nicht bewiesen sind, sondern durch das Geständnis des Generaldirektors Baare, daß die Lieferung der „geflickten Schienen" zu den Handelsgebräuchen der deutschen Walzwerke gehöre. Dies Geheimnis ist nachträglich durch anonyme Zeitungsartikel dahin abgeschwächt worden, daß es sich bei dem Flicken nur um die Beseitigung kleiner äußerlicher Schönheitsfehler handle. Mit dieser Art der Verteidigung wird nichts erreicht. Jedermann sagt sich: wenn die deutsche Walzwerksindustrie ein gutes Gewissen hat, so mußte sie sofort mit Namensunterschrift aller Werksdirektoren erklären, daß sie jeden Vorwurf unreeller Geschäftsführung, der aus Baares Worten hergeleitet werden könnte, zurückweise. Eine solche Erklärung wäre allein geeignet gewesen, den guten Ruf der deutschen Industrie dem Inlande und dem Auslande gegenüber zu verteidigen; und sie wäre leicht und schnell zu beschließen gewesen, da die Organisation der deutschen Walzwerke ja eine ebenso einheitliche ist, wie die der Kohlenzechen. Aus ihrem Schweigen zieht namentlich das Ausland sehr ungünstige Schlüsse. Sind diese den Walzwerksverbänden gleichgültig? Doch wohl nicht, da sie sich alle Mühe geben, den Export mit Schleuderpreisen wieder zu erzwingen, den sie in den letzten Jahren eines gesteigerten Inlandskonsums aufgegeben hatten.

Für die Börse war das Bochumer Ereignis ein willkommener Anlaß, die Baissebewegung fortzusetzen und das Publikum zur Herausgabe von „Material" zu verlocken. Es scheint, als ob das Herabdrücken der Kurse systematisch fortgesetzt werden solle bis zu dem Zeitpunkt, da das Bekanntwerden der Handelsvertrags-Bedingungen eine neue, ausgiebige Hausseperiode einleiten werde. Es ist ja selbstverständlich, daß ein lang andauerndes Sinken der Kurse einen großen Teil der Kapitalisten ängstlich macht; erfahrungsgemäß verkaufen gerade diejenigen Effektenbesitzer, welche mit der Börse keine dauernde Verbindung unterhalten, also die soliden Rentner und Sparer, ihre Effekten erst dann, wenn die Börse zu einer Hausseschwenkung übergeht, und damit liefern sie auch den Nachzüglern der Baissespekulation noch billiges Material zur Deckung ihrer Engagements. Auf diese ängstlichen Gemüter scheint es jetzt abgesehen zu sein. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht auf einzelnen Gebieten des Effektenmarktes der natürliche Lauf der Dinge eine weitere Entwertung mit sich bringen werde. Namentlich sind es die fremden Renten, die zu großem Mißtrauen Veranlassung geben. Ihr Kurs wird in Paris noch künstlich gehalten. Für die russischen Fonds tritt Rothschild ein, der es, so lange er am schwarzen Meere noch mit seinen Naphtha-Besitzungen von Rußlands gutem Willen abhängig ist, nicht wagen darf, die Bekämpfung des russischen Staatskredits bis zum äußersten fortzusetzen; hieß es doch schon einmal, daß ein Ukas zu erwarten sei, welcher es allen einheimischen und fremden Juden, also auch den Rothschilds, verbieten würde, in Rußland dem Petroleumhandel obzuliegen. Im übrigen sorgt die französische Regierung selbst dafür, daß der Pariser Rentenmarkt das Bild der Stetigkeit bewahrt. Sie veranlaßte die Sparkassen, über 40 Millionen Francs französische dreiprocentige Rente anzukaufen, um deren Kurs zu heben. Es kümmerte sie nicht, daß die Sparkassen dabei ein sehr schlechtes Geschäft machen; sie müssen die



Einlagen mit $3^1/_2$ pCt. verzinsen, erhalten aber von der Staatsrente nur etwa $3^1/_8$ pCt. und müssen die fehlenden $^3/_8$ nebst den Verwaltungskosten zubüßen. Mit diesem Gewaltmittel erzielte die Regierung wohl eine Steigerung des Kurses der neuen Rente, verlieh überhaupt der Börse eine feste Tendenz für Renten, auch für die ausländischen; aber auf die Dauer kann sie doch nicht dem Rückschlag auf diesem Gebiete wehren. Den deutschen Besitzern der gefährdeten auswärtigen Anleihetitel bietet sich wohl nicht lange mehr die Gelegenheit, diesen Besitz zu verhältnismäßig hohen Kursen abzustoßen; sie wird denn auch reichlich benutzt, und Frankreich gewährt, wie seit Jahren, den Russen, so auch den Spaniern, Portugiesen u. s. w. eine weit geöffnete Zufluchtsstätte. Es giebt aber gewiß noch genug Kapitalisten in Deutschland, die nur darauf warten, daß auch sie einmal durch Schaden klug gemacht werden. Ihnen wird man wahrscheinlich über kurz oder lang eine neue spanische Anleihe, vielleicht sogar eine griechische anbieten. Vorläufig ist Griechenland zwar noch der europäische Geldmarkt verschlossen, da man dem Publikum doch nicht verschweigen konnte, daß die für den Bahnbau Piräus-Larissa aufgenommene Anleihe einfach zu andern Zwecken verwandt wurde, die versprochene Spezialsicherheit hierfür also nicht geschaffen worden ist, und ferner, daß der jetzige Finanzminister früher einmal den für einen nicht-südamerikanischen Staat befremdlichen Grundsatz aufgestellt hat, Griechenland müsse seine Zinszahlungen einstellen, wenn es aus seinen finanziellen Schwierigkeiten herauskommen wolle.

Kirche.

Die kirchlichen Angelegenheiten gehen ihren stillen Gang. Neue Fragen sind in der letzten Zeit nicht aufgetaucht, besondere Ereignisse nicht zu berichten. In Baden ist die Landessynode eröffnet, in Sachsen ist sie gehalten, viele Konferenzen haben stattgefunden, von der einen — dem evangelisch-socialen Kongreß — ist an anderer Stelle in diesen Blättern ausführlich berichtet. In der Zieglerschen Angelegenheit sind bisher keine neuen Entscheidungen mit Sicherheit bekannt geworden.

Eine alte Frage aber ist von der Provinz Sachsen aus auf die Tagesordnung gesetzt, die hin und wieder schon vielfach besprochen ist, und wie es scheint, vor die Generalsynode kommen wird, es ist das die Verlegung des Konfirmationstermins in ein späteres Alter. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die vor zweihundert Jahren eingeführte Konfirmation gegenwärtig ihrem Zwecke selten recht entspricht. Es sollte der Akt einer Einführung in das Leben der kirchlichen Gemeinde sein, und in den weitaus meisten Fällen bezeichnet sie den Austritt aus derselben. Während das Kind in der Schulzeit und so lange es den Konfirmandenunterricht besucht, sich noch eher einmal in der Kirche sehen läßt, falls es nicht regelmäßig auf dem Chore zu sehen ist, so giebt es zahllose Christenkinder, die mit der Konfirmation ganz in die Lebensweise der Eltern eintreten, daß sie nur an hohen Festen oder niemals das Gotteshaus betreten. Wie viele Kinder, die am Tage der Konfirmation oder in der Woche darauf zum ersten — und zum letzten Male das hl. Abendmahl genossen haben!

Der Konfirmandenunterricht mit dem darauf folgenden abschließenden Akte, in welchem das Kind das noch fehlende freiwillige Geloben des Taufbundes nachholt und sich von Gott denselben bestätigen läßt durch den ersten Empfang des hl. Abendmahls, ist eingeführt in der Erkenntnis, daß die kirchliche Unterweisung, die früher vor der Taufe stattfand, doch nun ihr irgendwie folgen müsse. Der Unterricht ist die Hauptsache, die Konfirmationsfeier nur der Abschluß desselben, der aus den beiden Momenten besteht, die eben angegeben wurden, dem subjektiven Entschluß und der objektiven Bestätigung. Es war ein Zeichen der Verkümmerung des objektiven Charakters des Christentums, als zu den Zeiten des Rationalismus der Hauptnachdruck von dem Unterricht und dem Abendmahlsempfang mehr und mehr auf das Gelübde überging. Die

Konfirmation erhielt die Bedeutung einer rührenden Familienscene, in der der junge Christ das schön klingende Gelübde eines edlen und tugendhaften Lebens ablegte, das sich die Kinder aus den gebildeten Familien wohl selbst verfaßten.

Als nun die Erneuerung des kirchlichen Lebens gegen die Mitte unseres Jahrhunderts auf die Frage führte, wie das Gemeindeleben zu heben sei, da kam der Gedanke auf, der Konfirmation die Bedeutung zu geben, daß sie in dem großen Abfall, der durch die Gemeinden ging, das bewußte Bekenntnis zu dem biblischen, christlichen Glauben darstellen sollte. Sie müßte dazu natürlich in ein späteres Alter verlegt werden, mehr den Charakter der Freiwilligkeit enthalten, und die Konfirmierten bildeten dann den inneren Kern der bewußten und aktiven Gemeindeglieder. Dabei waren die Meinungen geteilt, ob man außerdem einen kirchlichen Unterricht für die frühere Zeit festhalten und denselben mit dem ersten Abendmahlsgenuß verbinden wollte.

Es leuchtet ein, daß diesen Vorschlägen ein bestimmter Begriff der Gemeinde zu Grunde liegt, und zwar der einer fest begrenzten Gemeinschaft wahrer Christen. Der Erlanger Höfling, der dies „Gemeindeprinzip" durchführte gegenüber einer göttlichen Stiftung des Amtes, war darum auch der Vertreter jener neuen Konfirmationstheorie. Denn dieser Handlung wird ein neuer Charakter dadurch verliehen, daß man sie zu einem Gliede des Verfassungslebens der Kirche macht. Später hat Wichern auf einem Kirchentage dieselbe Forderung gestellt. Die Konfirmation sei von dem 14. in das 18. Lebensjahr zu verlegen und als Mittel zu gebrauchen, um zu lebendigeren Gemeinden zu kommen.

Auf diese Vorschläge sind nun jetzt Geistliche der Provinz Sachsen zurückgekommen und haben Petitionen in Umlauf gesetzt, welche bei den Behörden auf eine Aenderung der bisherigen Praxis hinwirken sollen. Es hat gewiß in unseren vielfach so traurigen kirchlichen Zuständen etwas Anziehendes, sich Gemeinden auszudenken, die kleineren Umfang haben und aus bewußteren Christen bestehen als jetzt. Denn um die Konfirmierten würde sich doch bald eine große Zahl von nichtkonfirmierten Christen schaaren, die — einmal aus der Schule und dem Vaterhause entlassen — auch bei den weisesten kirchlichen Verordnungen, dem Pastor nie wieder unter die Augen kommen würden. Doch man würde sie vielleicht fahren lassen in dem Gedanken, daß ihnen diese Kirchenflucht weniger schade ohne Konfirmation und Abendmahl erlebt zu haben als mit demselben, — und ferner in dem Trost, dafür doch nun lebensfähigere Gemeinden zu haben, von deren Leben aus auch auf die Zurückbleibenden ein christlicher Einfluß schon ausgehen werde.

Wie sollen wir uns zu diesen wieder aufgelebten Bestrebungen stellen? Wir erkennen rückhaltlos an, daß in Bezug auf die Konfirmation und den Konfirmandenunterricht etwas geschehen muß, aber wir fürchten, daß mit der Verlegung des Termins der Hauptschade nicht geheilt wird und daß noch weitere neue Schäden und Schwierigkeiten hinzukommen. Es wird sehr schwierig sein, die jungen Leute später überhaupt zu bekommen; jeder Pastor, der Kinder in Unterricht hat, die die Schule nicht mehr besuchen, weiß aus Erfahrung, wie viel schlechter dieselben lernen, wie viel unaufmerksamer und unempfänglicher sie sind als sie es in den Schuljahren waren. Aber wir fürchten auch weiter, daß wir mit dieser Einrichtung in die Höflingschen Bahnen geraten, welche auf ein völlig verkehrtes donatistisches Gemeindeideal hinauslaufen, d. h. eine eingebildete Gemeinde wahrer Christen. Wohl mag es in unseren toten Zuständen lächerlich klingen, wenn man vor donatistischen Gemeindeidealen warnt, wovon wir noch tausend Meilen weit entfernt sind, — das ist richtig, aber nicht so entfernt sind wir von dem umläufigen Mißmut, der aus dem Scheitern solcher Pläne nur neue Kräftigung ziehen würde.

Uns scheint wichtig, daß die Konfirmation als Bestätigung des Taufbundes mit der ersten Kommunionfeier verbunden bleibt. Dazu scheint uns aber das bisherige Alter, das der Entlassung aus der Volksschule, durchaus geeignet zu sein. Und gerade

jetzt sind die Kinder noch empfänglich, viel empfänglicher als dann, wenn sie in die Jahre der Entwicklung und der Versuchlichkeit getreten sind. Sie könnten, wäre Unterricht und Konfirmation zweckentsprechend gewesen, gerade in denselben für jene nachfolgenden Jahre eine besondere Ausrüstung bekommen haben. Deshalb scheint es uns wichtig, es bei dem alten Termine zu belassen. Eine andere Frage ist die, ob man später bei der Eintragung in die Wählerliste oder dgl. noch einen besonderen kirchlichen Akt einführen will. Die Diskussion über eine solche Eventualität müßte jedenfalls die Konfirmationsfrage ganz außer Spiel lassen.

Dagegen stellen wir nun allerdings ganz bestimmte Anforderungen auf Reformen unter Beibehaltung des jetzigen äußeren Ganges. Zunächst ist der Konfirmandenunterricht wesentlich anders zu erteilen als er jetzt durchschnittlich erteilt zu werden scheint. Ich sage scheint — denn es läßt sich sehr schwer etwas darüber feststellen. Aber Schlüsse können gemacht werden erstlich aus den Resultaten, die in den Aeußerungen auch ganz verständiger Christen vorliegen, welche man von ihnen über den einst genossenen Religionsunterricht hören kann, auch wenn er von gläubigen Geistlichen erteilt wurde, — und zweitens aus der Menge der gedruckten Hand- und Hülfsbücher für den Konfirmandenunterricht, aus denen man doch auf den wirklich erteilten wenigstens teilweise schließen kann. Und da muß das Urteil lauten: viel zu hoch! viel zu abstrakt! viel zu doktrinär und dogmatisch! Keineswegs soll gefordert sein, daß der Unterricht wesentlich ethisch anregend, erwecklich, praktisch sei, — wohl aber daß die dogmatischen Formeln und Einteilungen nicht den lebensvollen Inhalt des Katechismus töten. Und das scheint in den weitaus meisten Fällen in der That zu geschehen. Der schöne lutherische Katechismus wird in die Formen eines Systems gespannt und man findet heftige Streitigkeiten darüber, bei welchem Lutherstück dies und jenes Stück des Systems untergebracht werden solle, z. B. von göttlichem Wesen und Eigenschaften — was in den kirchlichen Jugendunterricht überhaupt nicht gehört, sondern in die Dogmatik.

Dies ist das eine, die Reform des Unterrichts betreffende. Würde er lebensvoller, faßlicher erteilt, so würde das Band des Verstehens und Vertrauens zwischem dem Pastor und den Kindern fester geknüpft werden, so daß es auch noch über die Konfirmation hinausreicht, und die Versuche, die Konfirmierten nachher festzuhalten, nicht so scheitern würden. Ein zweiter kommt hinzu. Kirchenordnungsmäßige Bestimmungen über die Anforderungen, welche an Konfirmanden zu stellen sind, könnten gewiß manches bessern, — also Feststellung derselben oder Geltendmachung da wo sie schon in den Akten und Verordnungsblättern vorhanden sind. Und zwar möchte vorzuschlagen sein, daß erstlich feste Anforderungen gestellt werden an den Eintritt in den Unterricht, daß ferner die Versetzung aus einem Kursus in den anderen (da wo ein zweijähriger Kursus besteht, — und wo er nicht besteht, könnte er eingeführt werden) sich nicht von selbst vollzieht, sondern abhängig gemacht wird von der Entscheidung des Pastors und demselben beigeordneter Instanzen. Würden diese Anordnungen, auch unter Mithilfe des Superintendenten und der Visitation, so daß der arme Pastor nicht immer als der willkürliche Beeinträchtiger des Familienglückes dasteht, — durchgeführt, so würde vielfach mit größerer Freudigkeit an den Konfirmationstag herangegangen werden, als es jetzt vielen Pastoren möglich ist. — Freilich würde durch diese Mittel der Kirche ein Ausfall an Konfirmanden entstehen, es würden manche zunächst unkonfirmiert bleiben, aber es würde sich doch nicht eine solche Scheidung vollziehen innerhalb der Gemeinden, wie sie mit den anderen weitgehenden Vorschlägen eintreten müßte. So lange man aber noch mit der alten Ordnung auskommt, scheint eine Beibehaltung derselben das Ratsame.

Schließlich möchten wir noch vorschlagen, daß für Berlin einhundert Kandidaten angestellt würden als Katecheten, und in anderen Städten in entsprechender Anzahl. Der Staat will ja für alle kirchlichen Bedürfnisse aufkommen, hier scheint mir solches vorzuliegen.

Verschiedenes.

Rutenzug, Rutenkuß und Rutensprung.

Dr. E. Schalden hat im Maiheft der „Kons. Monatsschrift" S. 507 fg. das Küssen der Rute in einer Weise behandelt, welche dieser Volkssitte im Gegensatz zu Rochholz, der in ihr nur eine „weinerlich lustige Klostersitte" sah, endlich gerecht zu werden sucht. Indem wir ihm für seine schöne und lehrreiche Abhandlung bestens danken, wolle er uns gestatten, die neu angeregte Frage noch von einigen Punkten aus zu beleuchten. Ist es doch gerade in unserem pädagogischen Zeitalter, wo die „Centralisation des Unterrichts und der gesamten Erziehung" alle Kreise beschäftigt, doppelt angezeigt, auch auf die Stimmen zu achten, welche gleich dem Verf. unsern Blick einmal wieder auf jenes Erziehungsmittel alter Zeit lenken, die als Centrum aller Erziehung neben dem weichsten Teile des inneren Menschen, dem Herzen, nach des königlichen Pädagogen Salomonis Weisung auch den des äußeren Menschen sicher traf und oft recht gründlich bearbeitete. Jedenfalls ist die Rute und ihr Gebrauch oder Nichtgebrauch ein Spiegel der Zeit. Die alte Zeit sah in ihr ein Mittel, die menschliche Natur zu adeln, während die neuere sie durch Schläge entwürdigt, ja entehrt sieht. Eben auf der Anschauung, daß die Rute den Knaben nicht entehrt, beruht, wie wir sehen werden, Rutenzug, Rutenkuß und Rutensprung.

Mit Recht bringt Dr. Sch. das Küssen der Rute in Verbindung mit jenem bekannten Rutenzug, dem Maifest*) der Schüler, welche sich den Bedarf an Ruten selbst aus dem Walde holten und „mit Birkenholz beladen zu Nutz und nit zum Schaden" unter Sang und Klang, nachdem sie von Eltern und Lehrern bewirtet waren, heimkehrten, wie uns das Kriegk in seinem „Deutschen Bürgertum" I, 98—99 u. II, 68 und ihm nach Janssen, Gesch. des d. Volks 1. Aufl. S. 54, sowie Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit I, 782 fg. darstellen. Bei diesem Virgatumgehen erschien die Rute als eine „liebe Last", und so erscheint sie noch in jenem allbekannten Liede, das sich an den Namen des Joh. Mentzer (geb. 1658, † 1734) knüpft: „O daß ich tausend Zungen hätte!" Auch hier noch eine Erinnerung an das Virgatumgehen. Zwar heißt es nicht: O daß ich tausend Jungen hätte, wie einmal ein überglücklicher Vater bei der Geburt seines ersten Knaben aus Versehen in seine Bibel schrieb, — dann hätte sich für diese ein Virgatumgehen schon gelohnt; hier faßt der Dichter das ganze Christenleben in gewissem Sinne als ein Virgatumgehen, wenn er Str. 10 sagt:

> Vor andern küss' ich deine Rute,
> die du mir aufgebunden hast,
> wie viel thut sie mir doch zu gute
> und ist mir eine sanfte Last.
> Sie macht mich fromm und zeugt dabei,
> daß ich von deinen Liebsten sei.

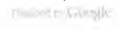
Aehnlich Haller (1777):

> Wer thut und trägt was Gott gebeut,
> aus Gottes Willen macht den seinen,
> und küßt die Hand, die Strafe dreut,
> wird danken, wo er meint zu weinen.

Oder sollte das „Aufbinden der Rute" und die „sanfte Last" hier nur eine willkürliche poetische „Erfindung" und nicht vielmehr eine Anlehnung an eine deutsche Volkssitte sein? Eine poetische Erfindung sind diese Worte so wenig wie das Küssen der Rute in der ersten Zeile. Rutenzug und Rutenkuß, beide waren dem Dichter bekannt als lang geübte Sitte.

In Züllichau z. B. wurde der Rutenzug noch im 17. Jahrhundert gefeiert, wie uns

*) Mitunter war auch der Gregoriustag (12. März) dazu bestimmt.



M. G. Bruchmann in der Chronik derselben Stadt (1663) als Augenzeuge erzählt: „Wir hielten bei den Präceptoribus mit einem latein. Brieflein an, daß sie uns auf den Sandberg nach Ruten wollten gehen lassen, wenn hell und schön Wetter war. Die Lehrer giengen alsdann in der Herren Vorwerk, das nicht weit von dannen lag, und hatten auch daselbst ihre Ergetzlichkeit. Wir Schüler aber schnitten unsere Ruten, ein jeder sein Bündelein, so viel uns gut deuchte, und wenn solches vollbracht, fingen wir an zu spielen, hier und dort eine Parte, was uns immer beliebte, in großer Fröhlichkeit so lang bis es Abend werden wollte, da das domum (nach Hause!) geschrien ward, das ein jeder hören konnte. Und da giengen wir in der Ordnung mit unseren Kreuzruten auf dem Rücken daheim, die Präceptores hinter uns her, und sungen von der langen Gasse an bis in die Schule Dicimus gratias tibi, summe regum, legten unsere Ruten ab in den Schulen oder in derselben Keller, wie billig, um sie frisch und beißend zu halten, und giengen wiederum nach Hause."

Aber der Dichter hat auch den Sittenkern verstanden, wenn er sagt: Sie macht mich fromm (brauchbar) und zeugt dabei, daß ich von deinen Liebsten sei. Nicht nur, daß wir hier jenes Wortes des Königs Salomo (Spr. 13, 24) gedenken: Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn — und daß die Strafe der Zucht ein Weg des Lebens ist (Spr. 6, 23), und daß selig der Mann ist, den Gott straft, und der sich der Züchtigung des Allmächtigen nicht weigert (Hiob 5, 17), und daß denen, welche die Züchtigung erdulden, sich Gott als Kindern erbietet (Hebr. 12, 7) —, es kommt hiernach noch ein anderer, damit zusammenhängender Segen in Betracht, der Segen der Gemeinschaft der Gezüchtigten untereinander. Ohne diesen können wir weder den Rutenzug, noch den Rutenkuß in ihrem eigentlichen Sitenkerne voll verstehen. Wer dieses Segens teilhaftig werden will, darf sich der vorausgehenden Züchtigung nicht entziehen. För wat hört wat, sagt das niederdeutsche Sprichwort, und von dieser Anschauung ist das ganze genossenschaftliche deutsche Leben, zumal im Mittelalter, durchdrungen. Nach jenem Virgatumgehen des beliebten Festes erfolgte nicht selten, wie z. B. auf dem Contor der Hansa zu Bergen, wo viele junge Kaufgesellen aus dem nördlichen Deutschland sich aufhielten, ein Traktieren mit Schlägen („Traktament"). Dies war ähnlich wie bei der Aufnahme des jungen Bean (bec jeune oder Gelbschnabel) in die Bursa ein lustiges Fest, welches die Beendigung des schülerhaften Gelbschnabeltums bedeutete, übrigens das Urbild des Fuchsbrennens. Ohne das deponere beanum war die Aufnahme des Feixes (später Fuchses) in die Genossenschaft der Bursa nicht denkbar. Der so Gezüchtigte war nun erst legitimiert, und weil er gerade der Züchtigung seine Aufnahme in die Gemeinschaft und kameradschaftliche Genossenschaft verdankte, erschien jene ihm als segensreich und ließ er sie sich gefallen. So durchzieht das ganze genossenschaftliche Leben des Mittelalters der Gedanke:

> Willst du, daß wir mit hinein
> in das Haus dich bauen,
> laß es dir gefallen, Stein,
> daß wir dich behauen.

In diesem Sinne sagt auch das Lied von der Rute: „Sie zeugt dabei, daß ich von deinen Liebsten sei." Und die Gemeinschaft, in welche die Züchtigung bringt, erschien es wert, daß man die Rute küsse. Wenn Dr. Sch. nun sagt, solcher Kuß solle „die Bitterkeit im Herzen des Büßenden tilgen und die Sühne herstellen zwischen dem Richter und dem Gerichteten", so glaube ich, daß der Begriff der Sühne, sowie der ganze Gedanke an das Verhältnis des Richters und des Gerichteten, wie überhaupt auf dem pädagogischen Gebiet, so vor allem hier durchaus fernzuhalten ist, und erinnere vielmehr an den alten Rechtssatz „Ungeküßt heißt ohne Mannschaft" (Richtst. Lehnr. 22, § 5). Es ist auch hier ein uraltes Rechtssymbol, welches uns den Kern dieser Schul- und Volkssitte enthüllt. Dem Lehnsherrn gelobte man mit Mund und Hand. In der so häufigen Formel: „mit Mund und Hand geloben oder entsagen ꝛc." bedeutet der

Mund nach Grimms R. A. 143 den küssenden Mund: Lîhen mit gevalden henden, mit gekostem munde, als man lêhen zu rehte lîhen sol. Den Kuß gab hier der Lehnsherr dem Vasallen. Indem man nun die Rute küßt, erscheint diese als Dienerin, der Küssende als Herr. Während sonst Rutenstreiche und Schläge den mit so viel stolzem Freiheitsgefühl erfüllten Deutschen entehren, da sie ihn zum Knechte machen, bezeugt der Rutenkuß, daß hier keine Entehrung erfolge, sondern ein rechtlicher Lehnsdienst, der wie jedes Lehen die Ehre mehrt. Lehen entehrt nicht nur nicht, sondern erhöht des Herrn Adel, und zugleich bezeugt der Kuß, daß man „sein Herz zur Zucht giebt" (Spr. 23, 12). Der Kuß erst zeigt an, daß man rechtlich zusammengehöre, wie denn auch erst der Kuß die Verlobung „festet". Wenn es nun heißt: „Ungeküßt heißt ohne Mannschaft", so erklärt Richtst. Lehnrecht a. a. O. die „Mannschaft" mit den Worten: „Mannschaft ist die Treue zwischen dir und deinem Herrn, so daß er dir und du ihm folgen mußt." So wird durch den Kuß der Rute symbolisch bezeugt, daß die Rute nur ein Lehen und zeitweilig gegeben wird, denn „Lehen kann nicht Satzung sein" (Schw. Lehnrecht 72, 1), d. h. Lehen kann gegeben und wieder genommen werden, aber „Lehen erhöht des Mannes Ritterschaft und Adel" (Görlitz I, 441), weshalb in einigen Gegenden (z. B. Elbgegenden nach Bartsch Meckl. Gebr. II, 48, nr. 98) schon den eben getauften Kindern eine Rute in die Wiege gelegt wird. So erhöht das Amt der Rute des Mannes Ritterschaft und Adel, während die Ungestraften, wie W. v. d. Vogelweide sagt, ohne Ehre sind. Ungeküßt heißt ohne Mannschaft, ohne Gemeinschaft. Ein ungekusset lîhen war kein vollständiges (Homeyer, Sachsensp. II, 2, 321); so nötig war das Küssen dabei. Noch im 16. Jahrh. z. B. in Sachsen: „Da im Jahre 1553 die Herren von Schönburg vom Kurfürsten belehnt wurden, so hat der Kurfürst alten Gebrauchs nach jedem die Lehen mit gewöhnlichem Kusse gethan" (vgl. Haltaus 1227). So bezeichnet der Kuß der Rute die Anerkennung ihres Amts. Es ist nicht sowohl ein pacis osculum, so daß es, wie Sch. meint, „in gleicher Linie mit dem schweigenden Händedruck stände, den nach ausgefochtenem Streite die Zweikämpfer tauschen", sondern vielmehr eine Art Ehren- und Weihekuß, mindestens ein „disciplinam approbare", wie „die Rute küssen" auch bei Frisch I, 560 übersetzt wird. Jedenfalls hat der Kuß auch hier, ebenso wie bei der Verlobung in unserer Vorzeit, eine Bedeutung, die sich aus jener symbolischen Sitte der Belehnung herleitet. Gleich dem Lehen erhöht auch die Rute des Mannes Ehre; der „selbwahsen" ohne Rute aufgewachsene Mann galt als homo nequam. Am längsten hielt sich England vom unsalomonischen Schonen der Rute frei; ja die englischen public shools haben die Birkenrute bis heute unter ihren Strafmitteln, und selbst bei älteren jungen Leuten ist die Anwendung derselben nichts Unerhörtes. Dr. Stoy erzählt von einem 17jährigen Schüler*), der wegen gesetzwidrigen Tabakrauchens mit der Rute gezüchtigt ward. Der junge Engländer fühlte sich dadurch nicht entehrt, er achtet die Strafe als Rückschlag des verletzten Gesetzes, und gerade dies bringt auch der Rutenkuß zum Ausdruck: die Rute entehrt nicht, wie sie sonst, insbesondere vor Gericht thut, weshalb auch das von Dr. Schalden herangezogene Verhältnis zwischen Richter und Gerichtetem beim Rutenkuß ferngehalten werden muß.

Wie man im Mittelalter alle bedeutsamen Handlungen und Geschäfte in eigentümlich feierlicher Weise vollzog, das können uns unsere Rechtsaltertümer zeigen. Mußte doch z. B. (wie es besonders die lex Salica vorschreibt), oft sogar im Hemd, unbeschuht, einen Stock in der Hand, derjenige über den Zaun des Hofes springen, der sich seines Eigentums entäußern sollte. Daher erklärt sich auch die Formel über die Klinge

*) Vgl. Schmid, Encyklopäd. 8, 196, 200: „Man schlägt in den englischen Public shools (nach Dr. G. Petri) nur wegen obstinacy, deliberate contumacy, insolence und immorality. Der züchtigende Lehrer handelt hier so recht im Namen Gottes, der seine sittliche Ordnung gegen den Uebertreter wahrt. Dies Entgegentreten der sittlichen Ordnung in der Person des Lehrers hat für den jungen Frevler etwas Ueberwältigendes, dem er sich willig beugt."

springen (= sich des Lebens entäußern), wie gleicherweise die „über die Rute springen". Nach der Züchtigung soll sich der Gezüchtigte derjenigen Sünde oder Nachlässigkeit entäußern, um derenwillen die Züchtigung erfolgte. In diesem Sinne sind auch die Worte Geilers von Kaiserberg im „christlichen Pilger" zu verstehen: sie küssent die ruot und springen darüber. Dr. A. Freybe.



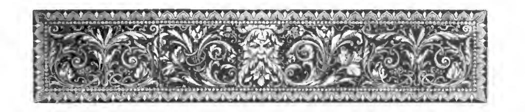
Ueber Nord-Amerika

hatten wir im Maiheft folgendes geäußert: „Die Genugthuung, welche von den Vereinigten Staaten gefordert worden ist, kann oder will die Regierung in Washington nicht geben. Man verschanzt sich dort hinter der Ausflucht, daß die Gerichtsbarkeit bei den Bundesstaaten liege, die Verfassung der Republik aber den Centralbehörden keinerlei Einwirkung auf die Justiz der Einzelstaaten gestatte. Die Einzelstaaten aber haben wiederum keinerlei diplomatische Vertretung. Die Möglichkeit dieser Ausflüchte bestätigt gewiß, daß Nord-Amerika nur bis zu einer bestimmten Grenze als civilisiertes Land gelten kann. Mordthaten und Lynchgerichte sind dort dermaßen an der Tagesordnung, daß die letzteren in einigen Staaten als Bestandteil der öffentlichen Einrichtungen gelten können, und daß die Väter des Landes sich durchaus nicht besonders über ein paar an Laternen oder Bäumen aufgehängte Strolche aufregen. Aber diese Zustände sind so bekannt, daß auch Herr Rudini sie kennen und daher sich seine übereilten Schritte etwas gründlicher hätte überlegen sollen."

Wir erhalten darüber die folgende Zuschrift:

> „Geehrter Herr! Mit Beziehung auf Ihre Bemerkung pag. 532 der Monatsschrift für Mai über die Vereinigten Staaten erlaube ich mir die ergebenste Anfrage, ob ein Land, das uns mit solcher Schwefelbande überschüttet und bis dato nicht im stande war, die Mafia und das gemeinste Räuberwesen zu unterdrücken, etwa „civilisierter" ist? — Kommen Sie mal her, dann lernen Sie Amerika anders beurteilen. Ergebenst Ihr
> 22. 5. 91. Dr. Joh. Rudolph, Pastor,
> 248 Garden St., Hoboken, N. J."

Wir erwidern dem geehrten Herrn Einsender, daß unsere Bemerkung nicht so böse gemeint war. Wir haben ausdrücklich anerkannt, daß die eingewanderten Italiener Gauner waren und die Strafe an sich gewiß verdient hatten. Aber die Frage ist doch, ob solche Strafe von ordentlichen Gerichten oder von entrüsteten Volkshaufen geübt wird, und ein Kriterium der Civilisation bleibt doch immer nach gewöhnlichem Sprachgebrauch die organisierte Justiz. Daß diese aber in weiten Gebieten der Vereinigten Staaten noch fehlt, während sie im Königreich Italien durchgeführt ist, wird der Herr Einsender nicht bestreiten wollen. Daß das sittliche Niveau des italienischen Volkes darum höher sei, sagen wir nicht. Daß es ein sehr niedriges ist, weiß jeder Reisende, der sich einige Zeit in Italien aufgehalten hat. Daß aber die öffentliche Sicherheit in Nord-Amerika doch auch einiges zu wünschen übrig läßt — das bestätigen nicht nur ausländische, sondern auch eingeborene Schriftsteller, bez. haben es dem Schreiber dieser Zeilen Amerikaner bestätigt, denen es an Patriotismus gewiß nicht fehlte. Ein amerikanischer Methodistenprediger, Besitzer einer Farm in Texas, erwiderte vor kurzem auf die Frage, ob es auch noch Pferdediebe in seiner Gegend gäbe, wie Gerstäcker sie geschildert habe: „Pferdediebe hat es wohl auch bei uns — aber nicht lange — wir hängen sie auf die Bäume!" — Das ist kurz und bündig. Und die schnelle Justiz im grünen Walde hat sogar gewisse Vorzüge vor der langsamen, oft sogar sehr langsamen am grünen Tisch. Aber auch ihre Nachteile. Alles in der Welt hat seine zwei Seiten!



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Die sociale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhülfe von W. Quistorp** (Leipzig, Grunow, 1891) ist als 10. Heft der evangelisch-socialen Zeitfragen, welche Professor Otto Baumgarten in Jena im Auftrage des evangelisch-socialen Kongresses herausgiebt, erschienen. Die kleine Broschüre zerfällt in 5 Abschnitte: 1. Allgemeine Gesichtspunkte. 2. Die gegenseitige Achtung zwischen Gutsherrn und Arbeitern. 3. Die Sonntagsheiligung und die werktägliche Arbeitszeit auf dem Lande. 4. Die Lohnverhältnisse der ländlichen Arbeiter. 5. Die Abhülfe für die sociale Not der ländlichen Arbeiter.

Der Schrift ist nachzurühmen, daß sie mit Kenntnis der ländlichen Verhältnisse und mit außerordentlich warmem Herzen für das materielle und sittliche Wohl und für die Hebung des ländlichen Arbeiterstandes geschrieben ist. Die Gesinnung des zweiten Abschnittes, welche manchen Gutsherren vorwirft, daß sie ohne Achtung vor der persönlichen Ehre ihrer Untergebenen mit diesen verkehren und damit das Wort der heiligen Schrift „Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb," verletzen, hat uns durchaus sympathisch berührt; denn es giebt ja gewiß heute noch Herren, die vom patriarchalischen Verhältnis nur die Rechte für sich in Anspruch nehmen, die Pflichten aber gegen den Arbeiter gröblich verletzen, besonders in dem Punkt, daß sie bestrebt sind, die Leute in ihrer ganzen socialen Stellung nicht zu heben, sondern fortwährend niederzudrücken. Mit Recht sagt Verfasser, daß durch solches Verhalten das Gericht der Socialdemokratie geradezu herausgefordert wird.

Verfasser erhebt ferner zwei Hauptvorwürfe, den einen hinsichtlich unzureichender Löhne und übermäßig ausgedehnter Arbeitszeit, den anderen hinsichtlich Verkümmerung der Sonntagsruhe dadurch, daß man die Leute die Woche hindurch derart angestrengt beschäftigt, daß ihnen nur der Sonntag zur Erledigung ihrer eigenen Haus- und Gartengeschäfte bleibt. Wir stimmen nun dem Verfasser auch hier in manchen Punkten zu, vor allem darin, daß die notwendige Zeit auch in der Woche den Leuten für ihre eigenen Arbeiten freigegeben werden sollte, damit sie den Sonntag wirklich seiner Bestimmung gemäß verwenden können. Ganz richtig ist die Bemerkung, „daß ein Betrieb, der nur auf Kosten der heiligsten Güter und Rechte der Menschheit bestehen kann, überhaupt keine Existenzberechtigung hat". Auch hinsichtlich der Lohnverhältnisse sieht es gewiß hier und da so, daß einige Herren auch an den Löhnen ihrer Arbeiter Ersparnisse zu machen suchen. Hier aber beginnt auch unser Widerspruch gegen den Verfasser, insofern derselbe doch nicht genügend berücksichtigt, wie schwer es für den Einzelnen ist, anders und besser zu löhnen als die allgemeine Konjunktur. Für Pächter z. B. ist es nahezu unmöglich, denn ihre Pacht richtet sich nach den landesüblichen Löhnen und sie können nur bestehen, wenn sie diese Normalsätze nicht überschreiten. Für den benachbarten reichen Gutsherrn aber, der die Löhne wohl steigern könnte, entsteht doch die Frage, ob es Recht ist, „die Preise zu verderben" und durch freiwillige Selbstbesteuerung auch auf die schwächeren Schultern seines Nachbarn eine Steuer zu legen, bezw. dessen Leute unzufrieden zu machen. Es kommt dazu, daß es bei der Eigenart unserer norddeutschen ländlichen Arbeiter sehr schwer ist, einmalige Zuwendungen zu machen. Was einmal gegeben wird, soll dann immer gegeben werden und was einem gegeben wird, wollen gleich alle haben. Ehe er sichs versieht, kann so der Gutsherr dauernd seinen Etat mit einer großen stehenden Ausgabesumme belastet haben, die gelegentlich auch auf den Verkaufspreis ungünstig einwirkt.

Wie wir aber diese Anforderungen an die Besitzenden zum Teil für übertrieben halten, so können wir auch den Vorschlägen des Verfassers

zur Abhülfe nicht unbedingt zustimmen, aber wir machen doch wenigstens ein Fragezeichen hinter dieselben. Verwunderlich erscheinen uns die Ausfälle auf den Hackfruchtbau. Diese Mißstimmung ist doch nicht besser und nicht schlechter, wie das Klagen über die Verwendung von Dampfmaschinen. Gegen solche Neuerungen ist nichts zu machen; es kommt lediglich darauf an, die neuen Verhältnisse in sittlicher und socialpolitischer Hinsicht befriedigend zu gestalten. Vollends zweifelhaft ist uns die Begeisterung des Verfassers für das Heimstättengesetz. Es mag ja sein, daß einige der jetzt vorhandenen Schäden abgestellt werden; ob aber nicht neue sich herausbilden, ist doch eine Frage, die noch sehr der Klärung bedarf.

Sind wir aber auch in manchen Punkten anderer Ansicht wie der Verfasser, so empfehlen wir seine Broschüre darum doch gern; kein ländlicher Arbeitgeber wird sie aus der Hand legen ohne Anregung und Gewinn.

Nur beiläufig beanstanden wir noch die Notiz auf Seite 11, wo Verfasser berichtet, daß er im Allgemeinen eine „größere innere Achtung" bei den Evangelischen vor ihren Pastoren gefunden haben will, als bei den Katholiken vor ihren Priestern. Verf. schränkt diese These zwar ein, indem er als allgemeine Meinung des Volkes bezeichnet, daß die Geistlichen es in der Hauptsache mit den Hohen und Reichen halten; aber auch so stimmt die Behauptung nicht mit unseren Erfahrungen und schwerlich auch mit dem, was man z. B. bei den Reichstagswahlen erlebt. Der katholische Klerus hat bei den Wahlen das ganze Volk hinter sich; der evangelische ist so einflußlos, daß kaum in Betracht kommt, welche Stellung er einnimmt. Die Gründe für diesen Zustand gehören nicht hierher. Aber zum Herabsehen geben sie unseres Erachtens nicht alle Anlaß.

— Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Dr. J. Conrad, Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S., Dr. L. Elster, Professor der Staatswissenschaften zu Breslau, Dr. W. Lexis, Professor der Staatswissenschaften zu Göttingen, Dr. Edg. Loening, Professor der Rechte zu Halle a. S. Zweiter Band: Babeuf—Dulot. (Jena, Verlag von Gustav Fischer.)

Das warme Lob, welches wir dem ersten Bande dieses umfangreichen Werkes in eingehender Besprechung spenden konnten, können wir bei dem Erscheinen des zweiten Bandes nur wiederholen. Es ist ein Buch in erster Linie nicht für den Theoretiker und Gelehrten, sondern für den Praktiker und Geschäftsmann geschrieben. Wer immer heute mit volks- und finanzwirtschaftlichen Fragen zu thun hat, dem wird dies Werk ein brauchbarer Ratgeber und Wegweiser sein. Giebt es selbst etwa einmal noch nicht ausreichliche Aufklärung und genügendes Material, so zeigt es doch die Stellen und Orte an, wo der Suchende das, was er braucht, ausreichlich findet. Wer aber nicht eingehende Studien machen will, wird in demselben ausreichlichen Stoff finden. Auch der zweite Band beweist, daß das Handwörterbuch nicht im Dienst einer Partei steht, sondern ein streng wissenschaftliches Unternehmen ist. Es geht nicht von abstrakt freihändlerischen Grundsätzen aus, sondern betrachtet die wissenschaftlich erfaßte Erfahrung und das sittliche Urteil als maßgebend sowohl für die Kritik, wie für die Empfehlung praktischer Maßregeln auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Da aber die einzelnen Aufsätze und Abhandlungen von verschiedenen Autoren geschrieben sind, so ist es natürlich, daß die einzelnen Artikel auch von dem politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Standpunkt der Verfasser beeinflußt werden. Wollen die Herausgeber eines Sammelwerkes, Männer wie Professor von Jhering. von Scheel, Präsident Bödiker, Ministerialrat Buchenberger und andere zu Mitarbeitern haben, so müssen sie denselben eine gewisse Freiheit gestatten und dürfen nicht nach Gefallen mit dem Rotstift walten. Von unserem Standpunkt aus haben wir namentlich in dem Artikel über die Börse es vermißt, daß gar keine Versuche gemacht werden, ein Mittel anzugeben, wie dem gerade in jüngster Zeit wieder so scharf hervorgetretenen Unfug des Börsenschwindels, wie derselbe namentlich im Terminhandel sich zeigt, entgegengetreten werden kann. Daß dort mancher Unfug vorkommt, daß das reine Spekulationsgeschäft verderblich wirken kann, wird zwar zugegeben, aber soweit es irgend möglich ist, werden doch die günstigen Seiten auch dieses Geschäftes hervorgekehrt, so daß der uneingeweihte Leser den Eindruck gewinnen muß, daß zwar einiges faul ist, daß dies Faule aber wegen des vielen Guten, was im übrigen die Börse gewährt, und was sonst mit beseitigt werden müßte, wohl oder übel mit in den Kauf genommen werden muß. tz.

— Doppelwährung und Landwirtschaft von Paul Berger in Berlin. 32 S.

Die volkswirtschaftlichen Richtungen der Gegenwart. Von Dr. Karl Walcker.

Sehr leichte Ware — diese beiden Hefte der „deutschen Zeit- und Streitfragen", die jetzt Professor Jürgen Bona Meyer herausgiebt. Man höre z. B. Herrn Dr. Walcker:

„Der größte Teil der Staatssocialisten ist viel zu feudal und kenntnislos, um die Decentralisation der Industrie zu wünschen. Die Freihändler werden diese Reform und andere große Reformen durchsetzen müssen. Die von Rodbertus sogenannten Kreisdynasten, d. h. junkerlichen Lokalgrößen, sehen es gar nicht gern, wenn reiche, von ihnen beneidete Großindustrielle die erste Violine zu spielen beginnen; wenn die städtische Kultur und liberale Ideen aufs Land dringen; wenn die Rittergüter verkleinert, neue Bauerngüter und grundbesitzende Arbeiter geschaffen werden müssen. Solche Agrarier bedenken gar nicht, wie sehr der Wert und Ertrag ihrer, meist hochverschuldeten, aber sehr meliorationsfähigen Güter dadurch steigen würde, wie teuer sie ihre Produkte an die nahe industrielle Bevölkerung absetzen könnten, und wie billig sie den nahen Dünger der industriellen Bevölkerung erhalten könnten" u. s. w.

— Da muß allerdings Herr Dr. Walcker erst kommen, den deutschen Landleuten ein Licht aufzustecken über die besten Düngerquellen und sie zum Freihandel bekehren. „Der wahre, weitherzige wissenschaftliche, staatsmännische Feihandel beherzigt das biblische Wort: „Prüfet aber alles, und das Gute behaltet." Er hebt nach jener schönen Mahnung Hegels gegnerische Irrtümer auf, indem er zugleich die Körnlein Wahrheit aufhebt, welche in diesen Richtungen stecken. Eben deshalb gehört die nähere oder entferntere Zukunft der gebildeten Welt dem Freihandel, der wirtschaftlichen, politischen und religiösen Freiheit." Wenn man dergleichen in Leitartikeln liest, so läßt mans laufen. Wie aber ein „Docent der Staatswissenschaften" in Leipzig dazu kommt, solche Phrasen loszulassen, ist schwer verständlich. Der „wahre, weitherzige, wissenschaftliche, staatsmännische Freihandel" ist doch vor allen Dingen ein internationaler Gedanke, den eine einzelne Nation gar nicht auf eigene Faust durchführen kann. Soll derselbe international durchgeführt werden, so werden viele gerne dabei sein, die es heute für eine Thorheit halten, alle deutschen Grenzen zu öffnen, während Rußland, Frankreich u. a. die ihren schließen. Für ein einzelnes Land, wie Deutschland, bedeutet die einseitige Durchführung eines internationalen Gedankens lediglich: sich selber wehrlos machen. — Herr Walcker spricht über seine „kenntnislosen" Gegner ab, ohne den Standpunkt derselben auch nur von weitem zu kennen. Wissenschaftlich ist das nicht, und staatsmännisch erst recht nicht.

In ähnlich absprechendem Ton ist die Schrift des Herrn Berger gehalten. Eine Reihe hochfahrender Aeußerungen des geschwätzigen Herrn Barth werden citiert und ihnen das Zeugnis ausgestellt, daß sie „das Wesen der Bimetallisten sehr treffend kennzeichnen." Der Bimetallismus zählt die bedeutendsten Gelehrten der Gegenwart zu seinen Anhängern, und gegen Namen wie Wagner und Schäffle fallen die parteipolitischen Klopffechtereien des Dr. Barth schlechterdings nicht ins Gewicht. Ob man jetzt, nachdem wir Goldwährung haben, zum Bimetallismus zurückkehren soll, ist übrigens eine ganz andere Frage als die, ob es heilsam für Deutschland war, zur Goldwährung überzugehen. Daß die deutsche Landwirtschaft gelitten hat unter den Währungsverhältnissen, die gerade in den Kornländern eine Prämie auf Export darstellten, sollte unseres Erachtens von keiner Seite ernsthaft bestritten werden.

2. Kirche und Schule.

— Die Bibel. Ihre Autorität, ihr Inhalt und ihr Wert von Paul Balloton, Pastor, unter Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von W. Müller. (Gotha, F. A. Perthes.) 6 M.

Was ist die heilige Schrift heutigen Tages noch für die Kritik? Was ein Leichnam für das Messer des Anatomen ist. Im Namen und unter dem Schutz der Freiheit und Wissenschaftlichkeit schneidet man ein Stück nach dem andern davon ab. Das ist tief schmerzlich für die Kirche. Was ist noch übrig vom Alten Testament? — hat man neulich gefragt. Man könnte mit demselben Recht fragen: Was ist noch übrig vom Neuen Testament? Die Evangelien weg, der größte Teil der Paulinen weg, weg die katholischen Briefe, und die Offenbarung ein Flick- und Stückwerk. Man ist auf dem besten Wege zu der Frage: Was ist noch übrig vom Christentum? Schon hat man in kirchlichen Versammlungen darüber verhandelt, wie denn der Glaube angesichts dieser Verwüstungen der Kritik zu stehen komme? Wird es noch eine Kirche Christi, wird es noch einen Glauben an Christum geben, wenn die Kritik ihr Verwüstungswerk an der Schrift vollendet hat? Der Sohn Gottes und das Wort Gottes, das sind jetzt die beiden Angriffspunkte, auf denen die Verteidigung sich sammeln muß. Die waadtländische Abteilung der nationalen evangelischen Union hat darum gewiß recht gethan, einen Preis für das beste populäre Werk zum Verständnis der Bibel auszuschreiben. Hat sie auch Recht gethan, diesen Preis dem Buch von Balloton zuzuerkennen? Ich glaube ja. Der Verfasser wandelt in den richtigen Spuren. Er fängt von der Offenbarung an und schreitet durch die Inspiration zur Bibel fort: Die Bibel ist ein notwendiger Bestandteil der göttlichen Offenbarung an die Menschheit. Das ist der einzig richtige Ausgangspunkt für die Betrachtung der Bibel. Nun folgen die Einzelausführungen über das Gesetz, die Propheten, die Weisheit und die Dichtung des Alten Testaments, dann über den Herrn, die Evangelien und die Apostel, alles ist mit jenem eigentümlichen Geist geschrieben, der zu den Gaben der französisch denkenden und redenden Welt gehört, — freilich in der Gabe liegt auch hier die Gefahr! Der Verfasser zeigt sich wissenschaftlich gut orientiert über die Strömungen der Zeit, aber er vergißt nicht, daß sein Buch populär sein soll. Das ist es indessen nur in bestimmten Grenzen, es fordert dem Leser einiges ab, um ihm dann vieles dafür zu geben. Ein köstlicher Abschnitt vom Lesen der Bibel bildet den Beschluß. Etwas Fremdes bleibt ja an ihm haften, sonst ists ein erquickliches Buch. Auch die Uebersetzung ist zu loben. Nur hätte ich das Verbot Gottes an den ersten Menschen nicht kindisch genannt. D.

— Die fünf Hauptstücke des lutherischen Katechismus. Katechetisch bearbeitet von Fr. Oehmke, erstem Seminarlehrer in Cammin. 4,50 M.

Diese vortreffliche katechetische Auslegung des kleinen lutherischen Katechismus erscheint in dritter Auflage. Ich freue mich, dieselbe so einführen zu können. Sie zeichnet sich wirklich durch Klarheit, Gesundheit und Ruhe aus, sie weiß die biblische Geschichte in lebendiger Weise heranzuziehen und aus ihr die Heilswahrheit ins Herz zu bringen; auch die Benutzung des Liederschatzes der Kirche ist reich und glücklich. Beim dritten Gebot ist freilich schon der Arbeitstag besprochen, aber hier

hätte wohl die Zeit eine eingehendere Behandlung der Arbeit und der Bedeutung der Ruhe für das Menschenleben gefordert. Auch beim VII. Gebot wäre gewiß der Versuch vielen erwünscht gewesen, nicht sociale Lehren zu treiben, — das scheint mir sehr verkehrt zu sein! — aber die ewige Gotteswahrheit vom irdischen Gut kräftiger, entschiedener in das Denken und Fühlen des gegenwärtigen Geschlechts hineinzurücken und die Herzen in Gottvertrauen und Genügsamkeit zu verwahren gegen die Versuchungen dieses Weltlaufs. Vielleicht wird eine neue Auflage diesen neuen Anforderungen an den Unterricht der Jugend mehr gerecht werden können. Man darf ja auch annehmen, daß sich bis dahin die Dinge etwas mehr geklärt haben. D.

— Brot des Lebens. So nennt sich ein Jahrgang Predigten zur häuslichen Erbauung und zum Vorlesen in Landkirchen, dessen erste Hälfte von Aug. Spanuth, Pastor in Schulenburg bei Hannover, bei G. Schloeßmann in Gotha erschienen ist. (3 M.) Düsterdieck leitet die Predigten freundlich ein, Uhlhorn und Schuster haben ihre Zuwidmung angenommen. Das beweist, daß der mir bisher unbekannte Verfasser sich in Hannover eines guten Namens erfreut. Und den erwirbt er sich auch außerhalb seiner Landeskirche durch diese Sammlung. Nicht, daß darin neue Wege eingeschlagen wären und neue Weisen versucht, das Wort Gottes an die Gemeinde heranzubringen, davon ist ja in unseren Tagen viel Redens, aber wenn man sich dann die Predigten ansieht, finds doch meist die alten Wege und die alten Weisen, aber der Verfasser predigt das ewig alte und ewig neue Gotteswort einfältig, warm, verständlich, und das ist die Hauptsache. Evangelien und Episteln wechseln ab. Die Dispositionen könnten etwas schärfer gefaßt sein. Die Ausführung trägt durchweg gesundes, praktisches Gepräge. Die ersten Epiphaniensonntage sind zu den Ordnungen des Hauses, der Familie, der Herrschaften und Dienstboten zugewiesen, was ja alte Ueberlieferung für sich hat. Diese erste Hälfte bricht in der Jubilatepredigt ab. Brot des Lebens: der Titel erinnert an den seligen Petri, der uns in einer seiner Sammlungen Licht des Lebens geboten hat. Seine Predigten haben etwas Ideales. Möge ihr Geist und ihre Art in der hannoverschen Landeskirche weiterleben, dann wird es an Segen nicht fehlen. D.

— Jesus und die Armut. Festrede von Prorektor A. F. Gran. (Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann.) 1891. 20 S.

Der Kern der Ausführungen dieser für alle Stände überaus beachtenswerten Festrede, der wir die größte Verbreitung und Nachachtung wünschen, ist, nach Widerlegung einiger falschen Ansichten über die Stellung Jesu zur Armut, der, daß es nicht auf das viele Geben oder auf die Zahl der Almosen ankommt, auch nicht auf die Menge der wohlthätigen Anstalten, die bloße Notbehelfe sind, sondern auf gemeindliche d. h. organisierte persönliche Armenpflege. „Einen großen und umfassenden Erfolg wird die Kirche nur haben, wenn sie über die Arbeit der einzelnen und der Vereine einzelner hinaus sich aufmacht, das zu thun, was Jesus gewollt hat. Das sind Gemeinden im ursprünglichen und eigentlichen Sinne des Wortes, Gemeinden von beschränktem Umfange, welche als große Familien sich wissen und fühlen sollen mit der Verpflichtung, für ihre Armen und Elenden zu sorgen. Solche Gemeinden hat es im Anfang der Christenheit gegeben, solche wollte die Reformation und hat sie zum Teil gehabt, solche giebt es hie und da auf dem Lande und in kleineren Städten."

Die klare gedankenvolle Rede, ein Separatabdruck aus der Zeitschrift „Der Beweis des Glaubens" kann besonders denjenigen nicht genug ans Herz gelegt werden, die heutzutage ihre Kräfte zersplittern auf der Menge ihrer Wege. Sch.-K.

— Predigtlitteratur.

Die Predigtlitteratur ist noch immer eine der reichhaltigsten an neuen Erscheinungen auf dem ganzen Gebiete der Presse. Zum großen Teil erklärt sich dieser Umstand wohl daraus, daß so viele gehalten und also ausgearbeitet werden müssen, es ist dann von da bis zum Drucken nicht mehr viel Arbeit nötig. Aber die Predigten müssen doch auch gelesen werden, sonst würden sich nicht immer wieder Verleger dafür finden. Es wäre eine ganz interessante Aufgabe, festzustellen, wieviel Predigtsammlungen in 2. Auflage erscheinen; es würde sich zeigen, daß es eine verschwindende Minderzahl ist. Wir haben heute eine lange Reihe neuer Predigtsammlungen vor uns, die anzuzeigen uns bei einigen ganz besondere Freude macht. Es ist nicht nur der Inhalt, auf den es bei der Beurteilung der Predigt auch in Laienkreisen ankommt, sondern auch die Form. Eine verständliche und anziehende Sprache und eine straffe klare Folge der Gedanken sind Grundbedingungen. Die gute Ordnung der Gedanken ist aber keineswegs immer durch die jetzt herrschende (sog. synthetische) Einteilungsweise gesichert. Die Themata sind oft keine Themata, d. h. Hauptsätze, sondern Büchertitel, und die Teile beleuchten dann häufig dies zu allgemein gefaßte Thema von viel zu viel, von allen möglichen und unmöglichen Seiten.

Wir haben zuerst drei Sammlungen ganzer Jahrgänge von Predigten vor uns: Predigten von C. Rink, wailand Pastor an St. Ansche in Hamburg. (Hamburg, Niedersf. Gesellschaft.) 1888. 2 M. Rink verzichtet auf jede vorherige Ankündigung oder sichtbare Einteilung des zu Sagenden. Die Predigten sind aber im ganzen so kurz, und es ist stets so konkret von bestimmten Sachen die Rede, bestimmten Forderungen oder Zuständen des inneren Lebens oder Gefahren u. s. w., daß der Leser stets gefesselt bleibt, ohne den äußeren Zaun einer Einteilung zu bedürfen. Zuweilen nimmt er einen einzelnen Gedanken aus dem Text heraus z. B. am 4. Advent: eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen! — am 4. Sonnt. n. Trin.: kommt, denn es ist

alles bereit! — doch bildet dann die Ausführung desselben oft auch nur eine Episode der Predigt, und andere Textgedanken werden doch noch mit herangezogen. Nur denke man nicht, daß dadurch die Predigten den Eindruck des Untergeordneten machen. Wer immer von wirklichen Sachen redet, der wird auch dem Zusammenhange dieser Sachen untereinander — folgen. Dabei sind Rinks Predigten herzandringend, deutlich und frisch, — eine treffliche Gabe für die Gemeinde.

Eine bedeutende Predigtsammlung ist eine der jüngsten Erscheinungen innerhalb der homiletischen Litteratur: Das Wort vom Kreuz. Ein Jahrgang Predigten von D. Hermann Cremer. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) — Die Texte sind teils frei gewählt, teils folgen sie der Perikopenordnung. Der ziemlich langen Einleitung, die sofort den Hauptgedanken des Textes kraftvoll einführt und vorbereitend in großen Zügen — in oft ganz besonders eindrucksvoller Weise das sagt, was die Predigt nachher ausführt, folgt jedesmal die Angabe einer geordneten Disposition. Auf die Anwendung irgend welcher besonderen oratorischen Mittel in Farbe oder Ton, um die Predigt interessant zu machen, darf Cremer verzichten. Denn die Gedanken, die er vorträgt, sind an sich so gewichtig, treten in so markigem Ausdruck auf, mit scharfen Spitzen des Gegensatzes, daß der Leser unter allen Umständen sich gefesselt fühlt und darin bleibt bis zum Schluß. Im ganzen setzen die Predigten gebildete Leser und geförderte Christen voraus. Ihnen wird reicher Aufschluß zu teil über innere Zusammenhänge in der Entwicklung des Reiches Gottes und des persönlichen Glaubenslebens. Ich hebe noch einzelne Themata hervor: Wie des Heilands Liebe mit Judas umgeht — am Sonntag Lätare über Joh. 13, 21—30; Wie uns die Versuchung Christi die Augen öffnet für die Größe seiner Liebe — am Sonntag Invokavit über das Evangelium 2c.; Jesus nimmt die Sünder an — glaubst du das wirklich? 1) glaubst du es für dich? 2) glaubst du es für andere? — am 3. Sonnt. n. Trin. über das Ev.; Die versagte Antwort Jesu, eine Anklage gegen unsere Unentschiedenheit — über Lucas 20, 1—8 am 21. S. n. Trin. u. s. w. Die Predigten von Cremer sind ein Schatz für die nach Förderung und Befestigung suchenden Christenseelen.

3. Biographisches.

— Bismarck und Moltke, Deutschlands Dioskuren. Von Math. Evers. (Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.) 124 S.

Klarheit und durchgängige Allgemeinverständlichkeit, Frische, Bündigkeit und Kraft des rednerischen Tones, natürlicher Schwung aufrichtiger Begeisterung, in diesem Gesamtgepräge soll nach Absicht des Verfassers die Eigenart vorliegender Schrift vor anderen Behandlungen desselben Gegenstandes gekennzeichnet sein, und man kann nur dankbar anerkennen, daß der Verfasser seiner Aufgabe, diese charakteristischen Merkmale in schöner Form zu vereinigen, in vollkommener Weise gerecht geworden ist. Wenn er die Hoffnung ausspricht, daß die beigegebenen Dichtungen den Gesamteindruck nicht abschwächen, so müssen wir doch sagen, daß sie ihn auch gerade nicht verstärken, so wohlgemeint sie auch sind. Gute Prosa wird durch mittelmäßige Poesie nicht besser.

Der Versuch des Verfassers, um die schlimme Klippe von Bismarcks Entlassung glatt herumzukommen, ist nicht ganz geglückt. Seine Bemühung, dieselbe als Bismarcks eigenstem Wesen entsprechend darzustellen, entspringt wohl mehr rednerischer Verlegenheit, als innerster Ueberzeugung. S. 73 schreibt er darüber: „Bismarck im Ruhestand oder wie er selbst einst gescherzt — „auf dem Altenteil!" Nur schwer hat sich die staunende Welt an dieses erst undenkbar scheinende Schauspiel gewöhnen können. Der langjährige Mittelpunkt alles politischen Lebens und Webens, der Erreger einer der wichtigsten Geschichtsumwälzungen aller Zeiten, der Spender eines Füllhorns schöpferischer Großthaten, der geistesmächtige „Diktator Europas" — nun ein schlichter Bürger und Gutsherr, ein einfacher Landwirt und Familienvater! Und dennoch — heimelt uns nicht gerade auch dieses Bild echt deutsch an? Entspricht es nicht ganz seinem eigensten Wesen?" Bismarck selbst — und er muß es doch wohl am besten wissen — scheint hierin anderer Meinung. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen freiwilligem Zurücktreten und zwischen Bismarcks — Verabschiedung.

Für Schul- und Volksbibliotheken ist das kleine Schriftchen in erster Linie warm zu empfehlen.

Sch.-K.

— Emil Ohly. Ein Lebensbild aus der nassauischen und rheinischen Kirche, dargestellt von seinem Sohne C. Ohly, Pastor an der lutherischen Gemeinde Elberfeld. (Herborn, Buchhandlung des nassauischen Kolportage-Vereins.) 339 S.

Einer nassauischen Pfarrerfamilie entstammend, wurde Emil Ohly am 13. November 1830 in Niedermeilingen (Nassau) geboren. In Göttingen und Halle studierte er Theologie. Tholuck und J. Müller waren von entscheidendem Einfluß auf sein inneres Leben. Von 1855 an Vikar eines rationalistischen Pfarrers in Schierstein am Rhein hat er gleich von Anfang an kämpfen gelernt. Katholiken und Deutschkatholiken sind zum Sakrament in der Gemeinde vom alten Pfarrer zugelassen worden. Als Ohly diesen Unfug abstellte, sagte ihm ein Deutschkatholik, „das wäre doch schön, wenn er nicht bei uns zum hl. Abendmahl gehen könne". — 1857 ist ihm die Pfarrei Haiger im Dillthal übertragen worden. Von hier aus war er nach der Schlacht von Gravelotte drei Monate als Hilfsgeistlicher auf dem Kriegsschauplatz thätig. Im Jahre 1871 hat er die Redaktion des „barmherzigen Samariters" übernommen. — 1877 wurde Ohly nach Kirberg versetzt. Er war als „Lutheraner" verschrieen, darum hat sich die ungläubige Mehrheit der Gemeinde — glücklicherweise vergeblich — beim Kultusminister gegen ihn erklärt und seinen

Ueberzug nach Kirberg zu vereiteln gesucht. — Wie in Haiger, so war Ohly auch in Kirberg Schulinspektor, am letztgenannten Ort wurde er auch Dekan. Ohne Zweifel besaß er ungewöhnliche Regimentsgaben. Das läßt sich schon aus dem offenen, von Selbstbewußtsein zeugenden, mannhaften Gesichte Ohlys schließen, das dem Leser aus dem der Lebensgeschichte beigegebenen Lichtbild entgegenschaut. — Als Redakteur trat er für den vielfach angefochtenen, an sich schlecht geschützten konfessionellen Bestand der nassauischen Union ein, ebenso für die konservative Sache in der politischen Welt. Insbesondere erklärte er sich für Stöcker, den tapferen, deutschen Mann, dem immer noch im Winkel sitzende, die Hände in den Schoß legende, nörgelnde Amtsgenossen am Zeug zu flicken suchen. — 1882 folgte Ohly nach langem Widerstreben einem Rufe an die zweite lutherische Kirche in Elberfeld. — Aus Anlaß der Lutherfeier hat er sich gegen die „berüchtigte Lutherrede" des Bonner Professors Bender in einer Predigt gewandt und in die Chronik seiner Gemeinde — als nachahmenswertes Beispiel — die Sätze eingefügt: „Daß dieser Mann, welcher bei so hehrer Gelegenheit geglaubt hat, seinen Namen als den eines neuen Reformators berühmt machen zu sollen, und dabei nur ganz gemeinen rationalistischen Kohl, nur mit etwas dreister Anmaßung versetzt, aufgewärmt hat, unserer rheinischen Kirche nicht gefährlich werden kann, muß auch dem Blindesten klar sein. Der freche Angriff wird den Segen haben, daß die rheinische Kirche sich auf sich selbst besinnt und sich in ihrem Glauben stärken läßt".

Nachdem Ohly im Sommer 1885 von einem Gehirnschlag getroffen worden, hat er in der Folge seinen ältesten Sohn zum Pfarrgehilfen erhalten. Am 27. März 1888 ist der treue Diener Christi der allzeit tapfere, unerschrockene Kämpfer der streitenden Kirche, in die Ewigkeit abgerufen worden. Sein Sohn ist sein Nachfolger und auf Wunsch des nassauischen Kolportagevereins sein Biograph geworden. Die mit viel Geschick und Takt abgefaßte Lebensgeschichte ist gewiß für viele Christen in Nassau und in Elberfeld eine dankenswerte Gabe, welche das Gedächtnis des reichgesegneten Mannes lebendig erhält. Die Treuen in der Gemeinde Haiger vornehmlich werden sich dieses Lebensbildes des Mannes, der fast 20 Jahre lang ihr Pfarrer war, von Herzen freuen. O. K.

4. Litteraturwissenschaft.

— Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann, Prof. in Jena. I. Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt, Großh. Sächs. Archivdirektor. (Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß.) XL u. 152 S. 3 M. 50 Pf.

Es giebt Leute, welche grundsätzlich oder gewohnheitsmäßig kein Vorwort lesen und sich um die Inhaltsverzeichnisse der Bücher nicht kümmern. Das vorliegende Buch müßten sie hiernach ungelesen lassen, denn dasselbe besteht nur aus dem Vorwort und drei Verzeichnissen. In den chronologischen, alphabetischen und Namens-Verzeichnissen sind die 600 Theaterstücke angegeben, welche das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung vom 7. Mai 1791 — also genau vor 100 Jahren — bis zum 12. April 1817 in Ilm-Athen, Lauchstädt, Erfurt, Halle und Leipzig aufgeführt hat. Mit dem Ifflandschen Sittengemälde „Die Jäger" wurde der Anfang gemacht und mit dem geflissentlich zum Aerger Goethes losgelassenen „Hund des Aubri de Mont-Didier" von Castelli hat die Theaterleitung Goethes ihr Ende erreicht. — Der Dichter war von der Zeit und seinen Zeitgenossen abhängig, von sich war er nicht abhängig. Darum hat er öfter Schillersche Stücke aufgeführt als seine eigenen und den flachen Kotzebue viel öfter über die Bühne gehen lassen, als Shakespeare, Calderon, Lessing. Einnahme und Ausgabe haben sich insofern immer die Wage gehalten, als ein Defizit niemals vorkam. „Was die Gattung der Stücke anlangt, so waren die Posse mit 17, das Singspiel mit 31, das Trauerspiel mit 77, die Oper mit 104, das Schauspiel mit 123 und das Lustspiel mit 249 Stücken vertreten." Die „Zauberflöte" erlebte in jenen 26 Jahren 82 Aufführungen, „Don Juan" 68, „Die Entführung aus dem Serail" 49, „Don Carlos" 47, „Die Hagestolzen" (von Iffland) 40, „Die Schachmaschine" (von Beck) 36 und die bereits erwähnten „Jäger" 35 Aufführungen. — Die sieben Shakespeareschen Stücke waren: Der Kaufmann von Venedig, Die Quälgeister — was ist damit gemeint? — Heinrich IV., König Johann, König Lear, Macbeth, Othello, Romeo und Julie. Calderons „Leben ein Traum" und „Der standhafte Prinz" ist je elfmal, die große Zenobia einmal aufgeführt worden. — Von Lessing ist „Der Schatz" zweimal, „Emilia Galotti" fünfzehnmal, „Minna von Barnhelm" vierundzwanzigmal und „Nathan der Weise" zweiundzwanzigmal aufgeführt worden. — Wenn man die chronologischen Verzeichnisse jener Jahre durchsieht, hat man nicht Ursache, auf die Leistungen der Gegenwart mit ihren Moserschen Lustspielen und den den Franzosen entlehnten frivolen Modestücken stolz zu sein. — Goethe hat sich viel Arbeit und Verdruß mit seiner Theaterleitung bereitet, verdient war der Verdruß, als er die jungen Seminaristen als Statisten verwandte, ein Verfahren, das aber immer noch nicht so schlimm war, als die Frechheit jenes Hoftheaterdirektors, welcher in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts junge Mädchen aus der Volksschule unter sein corps de ballet zu stecken suchte. O. K.

5. Poesie.

— Phönix. Eine Dichtung von Martha Kallusky. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 81 Seiten.

Eine Novelle in Versen. Auf der Phönixmühle, zuerst eine Windmühle, dann eine Wassermühle, um zuletzt eine „Mühle mit Dampfbetrieb" zu werden, „bestimmt zu großem Erwerbe", liegt ein

Fluch! Die Phönixmüller sterben keines natürlichen Todes! Der jetzige Müller Ulrich Hartmann hat einige Zimmer an einen Berliner Professor und dessen Tochter Hilde vermietet. Der Professor ist ein „Ornithologe von Passion", der aber nebenher auch „die Grille am Halme studiert". Zwei ihm unbekannte grüne Vögel bestimmt er mit Hülfe der „Illustrationen von Riesenthal" als Fichtengimpel:

Der Fichtengimpel, grün an Gefieder,
auch Hakengimpel, singt kurze Lieder,
verfärbt sich bald rot in dem zweiten Jahr,
beut selten in dieser Gegend sich dar.
Und wenn er sich einmal zu uns verirrt,
der Winter ein früher und strenger wird.

Vater und Tochter gehen nicht immer einen und denselben Weg, oft geht „jeder des Wegs, der ihm grad interessant". Eines Tages entdeckt Hilde in der „Wildnis" ein Grab, auf dessen Kreuz der Name „Elisa" steht, und da sie bald darauf den Vater an diesem Grabe weinen sieht, fragt sie ihn nach dem Grund seiner Thränen. Er verweigert die Auskunft. Sie weiß sich zu trösten, sie denkt an Berlin,

wo sie in des Vaters schönem Asyl
so vieler bewundernden Blicke Ziel,
wo Vatergüte den Pfad ihr bestreut
mit Freuden, wie nur die Großstadt sie beut.

Uebrigens ist Hilde weder eitel, noch gefallsüchtig, nicht einmal genußsüchtig, sie ist nur in erlaubter Weise wißbegierig. Vom Phönixmüller erfährt sie, daß Elisa „des Pfarrers Tochter" und „des (früheren) Phönixmüllers Braut" war. Das heißt **Braut**, ehe sie mit dem Müller Harald in den Stand der Ehe trat. — In das Herrenhaus des benachbarten Dörfchens ist Dr. Arthur Gelbern von weiten Reisen zurückgekehrt. Der Mann ist nicht mehr jung: „Durch das Rabenhaar, das reiche, zieht manch weißer Streif sich leise"; „leise" rollt ihm eine Thräne in den Bart, und „leise" spricht er:

Für mich lachen nicht die Auen, hat der Himmel keine Sterne.
Teure Heimat, deine Gauen sah ich endlich einmal wieder,
Doch dein Reiz ward mir zunichte; klanglos sind mir deine Lieder.

Zwar sein Gut ist im besten Stand, denn „erfolgreich sind geworden Kainit und Thomasschlacke, und ganz prächtige Ernten geben unsere Raps- und Rübsenschläge", aber unsagbares Leid liegt auf Arthur, dem vielgereisten Straßburger Philologen, der in Griechenland Doktor geworden und „seltene Genüsse" „jenen interessanten Stunden" mit Heinrich Schliemann verdankt, der „die Tumuli der Helden von des Ida Bergeslehnen" erblickt und „eingerauscht in wache Träume, durch die Tamariskenbüsche und die wilden Feigenbäume" „oft lange Stunden im Grase" gelegen hat. Auch die Wonnen eines Balles, auf dem Gelbern Hilde kennen lernt, können jenes unsagbare Leid nicht mildern. Der Besitzer eines Schlosses in jener Gegend, ein Maler, „der schon erfuhr vom Schicksal manches Herbe", ein Jugendfreund des Berliner Professors, hat nämlich zu Ehren des Namenstages der Schloßherrin einen glänzenden Ball gegeben, dessen Königin die Berliner Hilde war; den Geladenen war sie eine fremde Erscheinung, darum „leises Fragen her und hin: »Woher? Berlin? Den alten Professor könnt man kaum fürwahr für ihren Vater halten.« Dann wieder: »Kenne selbst das Haus, Familie ohne Tadel, im Westen, Bel-Etage und auch viel verwandt dem Adel. Ein feines Haus, und am jour fix ein edler Kreis Besucher, wo manchmal auch die Sachse singt, die Brethol und Frau Sucher.« »Und reich?« fragt noch der Lieutenant (sprich Leutenant)" Doch genug! Der Leser mag sich selbst in die hochgehenden Wogen lauterster, erhabenster Poesie stürzen!

Kurze Zeit darauf begegnet Fräulein Hilda dem das Dickicht sinnend durchschreitenden Dr. Gelbern. Sie fragt ihn, ob er den vor 20 Jahren verstorbenen Phönixmüller und seine Frau gekannt habe. Die Frage wird bejaht und beim Weitergehen „durchs Gestrüpp von Dorn und Schlehen" der Antwort die weitere Auskunft von Hilde hinzugefügt, daß sie selbst die Tochter jenes Paares sei. Nun erzählt Gelbern, daß auch er seinerzeit ihre Mutter geliebt, daß ihn aber der Phönixmüller hierüber aus Eifersucht wiederholt zur Rede gestellt und eines Tages versucht habe, ihn von jähem Felsenriff hinabzustürzen. Gelbern fiel dabei bewußtlos zu Boden, während der zurücktaumelnde Müller in die Tiefe stürzte. Auch nicht der Schatten irgend welcher Schuld kann auf Gelbern fallen, gleichwohl fühlt er voll Gram und Reue, daß die guten Engel sich von ihm gewendet haben, und daß er niemals wieder glücklich werden könne. Dieselbe Geistesverwirrung bemächtigt sich Hildeus: „auf so unglückseligem Bunde ruhte nimmer Gottes Segen"; sie müssen sich trennen „arm an jedem Glück und Hoffen". Hilde schreibt schmerzerfüllte Verse in ihr Tagebuch. Schmerzerfüllt ist auch der junge Müller Hartmann, er liebt die Tochter des Berliner Professors und hört, daß sie mit ihrem Vater nach Italien gehen will. Rasch entschlossen gesteht er ihr seine Liebe, und da er abgewiesen wird, fragt er, wie in plötzlicher Erleuchtung, nach zwei kleinen Gedankenstrichen: „Arthur Gelbern?"

Da mit einem mal
flammt es auf in ihrem Angesichte.
„Liebte Sie?" — Sie nickt. — „Und Hilde, Sie?"
„Meine ganze Seele ward sein eigen."
„O und ich, ich dachte daran nie!"
Stöhnen dann und dann ein lautlos Schweigen.

Zuletzt macht der Müller das in Schmerz aufgelöste Mädchen darauf aufmerksam, daß Arthur Gelbern eigentlich **schuldlos** die Schuld an dem Tode des verunglückten Harald und seiner ihm bald ins Grab nachgefolgten Frau getragen und deshalb längst Gottes Vergebung erlangt habe. Hildeus Gedanken bleiben zwar immer noch in einiger Verwirrung, denn sie sagt dem Geliebten, dessen „Koffer" bereits gepackt sind, und dem sie wider Erwarten im Wald begegnet, daß ihn „doch

lange Jahre schon gelöst von Schuld und Fehle", daß er sühnen dürfe, „was verschuldet" und sie selbst ihm Segen spenden dürfe. aber darüber werden sich schließlich doch beide klar, daß die Heirat das Ende vom Lied ist. —

Sonst pflegen Romanschreiber und Novellisten über schwere Sünden und Verbrechen leicht hinwegzugehen, wenn Sünde und Verbrechen sich dem Gang der Dichtung hindernd in den Weg stellen, in der vorliegenden Novelle wird künstlich und ohne den geringsten thatsächlichen Anhalt eine Schuld fingiert, die gar keine Schuld ist Als ob die Menschen einen Hang hätten, sich von Gewissensbissen quälen und ruhelos durch die weite Welt treiben zu lassen, durchreist Arthur Geldern, der brave, am Tode des Müllers und seiner Frau gänzlich schuldlose Mann, Nord und Süd, um durch Entsagung eine Schuld zu büßen, die gar nicht vorhanden ist, für die aber, wäre sie vorhanden, eine zwanzigjährige Verjährung moralisch nicht die allergeringste Bedeutung hätte. —

Von den holperigen Versen, von den Sprachfehlern, von den aus der poetischen Form nicht selten hervorragenden Brocken härtester, trockenster Prosa will ich nicht weiter reden. Die mitgeteilten Proben werden genügen, um diesem „Phönix" keine phönixartige Fortdauer zu prophezeien.

O. K.

— **Klopstocks Oden**, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen von Dr. J. Imelmann. (Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.) 1891. 144 S. 1,20 M.

Müssen wir auch den pädagogischen Fachzeitschriften überlassen die Bedeutung dieser Auswahl aus Klopstocks Oden zu besprechen, so wollen wir doch nicht verfehlen, diejenigen unserer Leser, die heranwachsenden Kindern die Bekanntschaft mit den besten Oden unseres großen Dichters zu vermitteln haben, oder die für sich selbst die auf der Schulbank einst gemachte Bekanntschaft erneuern wollen, auf diese vorzügliche Auswahl und Erläuterung aufmerksam zu machen. Der Herausgeber ordnet seinen Stoff nach den Gesichtspunkten: Freundschaft, Religion, Natur- und Lebensfreude; Fürsten, Völker, Vaterland; Sprache und Dichtung. Die beigefügten Erklärungen, die überall den Standpunkt der neuesten Forschung berücksichtigen, sind knapp und klar und bieten dabei alles, was zu verständigem Genusse der Gedichte notwendig erscheint. Da man Klopstock, wenn man nicht schon sehr vertraut ist mit seiner oft eigenartigen Ausdrucksweise, seinen kühnen Stellungen und Konstruktionen, seinen Anspielungen und seinem ganzen Gedankenkreise, ohne Kommentar nicht lesen kann, die Bekanntschaft mit diesem gewaltigen und heutzutage so oft verkannten Dichtergeiste jedoch für niemand ohne Segen bleibt, so sei hiermit die wohlgelungene Auswahl und Erklärung aufs beste empfohlen.

Sch.-K.

— **Prinz Louis Ferdinand**. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Von Johannes Jacobi. (Bremen, Druck und Verlag von M. Heinsius Nachfolger.) 1890. 106 S. 2 M.

Gerade in unserer Zeit, in der eine lange Periode des Glücks so viele vergessen läßt, daß einst schon andere Tage über unser Vaterland gekommen waren, scheint es angemessen, auch auf der Bühne daran zu erinnern, daß die edelsten deutschen Herzen einst unter dem Joche des Unterdrückers geseufzt haben, und daß das Vaterland stets Männer braucht, die bereit sind, ihr Leben zu lassen auf dem Felde der Ehre. Von diesem Gesichtspunkte aus ist ein Schauspiel, das Louis Ferdinand zum Helden hat, freudig zu begrüßen. So große Empfänglichkeit der Dramatiker unserer Tage aber auch bei dem patriotischen Publikum aller Klassen für die Darstellung beliebter Persönlichkeiten aus Preußens Geschichte voraussetzen kann, so ist doch die erste Bedingung für die Bühnenwirkung seiner Figuren, daß er uns möglichst überall ihr Handeln sehen läßt, und nicht nur davon erzählt, daß ihre Worte nur die begleitende Erläuterung der Darstellung ihrer Thaten sind. Mit diesem Maßstabe gemessen, kann trotz der schönen Sprache, der guten Charakterisierung und der raschen Entwicklung des Stücks einer Aufführung desselben auf der Bühne — wenn auch nicht weniger als drei Akte mit Musik schließen — nicht durchgängig der zu wünschende Erfolg vorausgesagt werden, so sehr auch sonst das Stück zur Lektüre, vor allem auch zum Lesen mit verteilten Rollen geeignet ist.

Vielleicht wäre es nicht unangezeigt gewesen, wenn der Verfasser die Worte des Invaliden S. 5: „Was kümmern uns seine Liebschaften? Dafür ist er Prinz" — nicht unwiderlegt gelassen hätte. Der beliebten Entschuldigung: „Dafür ist er Prinz, dafür ist er Künstler, dafür ist er eben ein reicher Mann" sollte immer das Wort gegenüberstehen: „Dafür wird er auch einst Rechenschaft ablegen müssen."

Sch.-K.

— **Dichtungen und Gedichte von Franz Wichmann**. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) XVI u. 300 S.

Der sonderbare Titel läßt vermuten, daß ein Unterschied zwischen Dichtungen und Gedichten gemacht werden soll. Ich habe aber diesen Unterschied nicht entdecken können. Wenn Vossens Luise „ein ländliches Gedicht" ist, so kann nicht einmal der rein äußerliche Umstand größeren Umfangs den Ausschlag für die Bezeichnung „Dichtung" geben. Scharflogische Sonderung ist überhaupt nicht des Verf. Sache. Von den zehn Abteilungen seiner Gedichte ist die neunte „Lyrisch-Episches" überschrieben, diese Ueberschrift hätte er dem ganzen Inhaltsverzeichnis geben können. Wenn er überdies neben „Wanderliedern" noch besondere „Reisetage", und neben „Liebe und Leben" noch besondere „Leidenschaften", beiderlei Geschlechtes, als Abteilungstitel verwendet, so scheint mir der Rat angebracht: zuerst collegium logicum.

Die dem „Weibe" des Dichters geltende Widmung macht den Eindruck, daß er sich nicht überschätzt. Er spricht von seinen „Tönen wirr und bunt" und nennt „die bescheidne Spende" seiner von der „Laune flüchtiger Tage" erzeugten Gedichte einen zwar sorgsam gebundenen, aber nicht lange blühenden Strauß. Ich glaube, da-

gegen läßt sich nichts sagen. Nach dem Gedichte „Begeisterung" (S. 18) scheint Wichmann anzunehmen, daß seine Verse „einer anderen Welt", der Welt einer „höheren Macht" ihr Dasein verdanken. Hierbei ist aber der Dichter einem augenscheinlichen Irrtum verfallen. Gleich das allererste Gedicht empfiehlt einen ziemlich frivolen Liebesgenuß, der wie ein roter Faden durch das ganze Buch geht. Auf das diesem Genuß huldigende vierte Gedicht „Gut Quartier" folgen die denselben Ton anschlagenden Verse „Im Wirtshaus", „Das Posthorn" und „Guter Rat", nur daß im Wirtshaus dem Poeten mit der Erklärung: „Die Zeche muß ich pumpen" der Gedanke kommt, daß er einstweilen eins seiner Lieder zum besten geben will. Einer „höheren Welt" dürfte dieser Gedanke kaum sein Dasein verdanken, und nach der Lebenserfahrung der niederen Welt wird der Dichter mit seiner Abschlagszahlung nicht weit gekommen sein.

Die höhere Welt Wichmanns scheint „Nirwana" zu sein. Eine große Anzahl seiner Gedichte hat einen pessimistischen Schluß, und dieser Schluß wird oft noch mit drei Gedankenstrichen angedeutet. Statt Gedanken Striche. Die acht Sonnette „Schatten" haben ausnahmslos zum Inhalt, daß es mit dem Tode überhaupt am Ende ist. Nur die Todesart ist verschieden: früher Tod, „Gift genommen", „Revolverschuß". — Der Dichter ist glaubens-, weil gottlos. Er fragt: giebt es eine Auferstehung, giebt es einen Gott, sogar: „ob wir selber wirklich sind?" An Gott zu glauben, hält er für menschliche Schwachheit. „Die Schönheit ist der einz'ge Gott auf Erden, Im Weltenall, und andre giebt es nicht." Darum „bittet und betet" er auch nur um die Küsse von den Lippen schöner Mädchen. — Oder glaubt der Verf., daß seine Gedichte „Manneslust" mit ihrer wilden Begierde und realistischen Sinnlichkeit einer „höheren Welt" entstammen? Unter seinen größtenteils platten „Sprüchen" heißt der 43.: „Die Frevel seh ich, aber keine Strafen — — Ist Gott gerecht, wenn seine Donner schlafen?" Hat Wichmann niemals den 73. Psalm gelesen?

O. K.

— Sinnpflanzen. Christliche Gedichte von Fr. Reiff. Amtsdekan in Stuttgart. (Stuttgart, in Kommission der R. Roth'schen Buchhandlung.) 1891. 338 S. 2,60 M., geb. m. Goldschnitt 3.60 M.

Auch von dieser Sammlung christlicher Gedichte gilt, was manchen ähnlichen schon gesagt ist: Oft recht ansprechende — zuweilen ganz hübsche Gedanken sind in mehr oder minder poetischer Form ausgesprochen, bald mit Glück, oft ohne dasselbe. Wer daher in der glücklichen Lage ist, daß ihm der Genuß eines guten, erbaulichen Gedankens nicht durch einen ästhetisch unbefriedigenden Ausdruck gestört wird, dem werden die Gedichte zusagen. Der Kritiker wird immer viel daran auszusetzen haben; er kann sich zunächst an der Eingangsversicherung des Verfassers: „Leicht die Form, die Reime rein" reiben, dieselbe dann, wenn er Zeit und eine recht langmütige Zeitschrift zur Verfügung hat, an einigen 50 Beispielen widerlegen, und ist er ironisch angelegt, citiert er auch wohl S. 169, wo es heißt:

> Mußt du im Reim dich wenden,
> Kommst du auf mancherlei;
> Du suchst an allen Enden,
> Nur weil du nicht bist frei —

um dazu sein „sehr richtig"! zu setzen. Auch glaube ich kaum, daß so Einer das Gedicht über die Ausgießung des Pfingstgeistes (S. 253) ungeschoren lassen wird, das gewiß von tiefer Empfindung Zeugnis ablegt, aber leider im Anfang allzusehr an „Lützows wilde, verwegene Jagd" erinnert:

> Was braust so gewaltig auf einmal einher
> In niederwärts züngelnden Flammen
> Ein wunderbar flimmerndes, schwebendes Meer? rc.

Wenn aber ein solcher Kritiker dann nicht auch auf den wirklich schönen Gedankeninhalt mancher Gedichte (wie z. B. „Aus London" [S. 89], „Der rechte Lotse" [S. 324] u. a.) hinweisen wollte, so würde er sich einer Ungerechtigkeit schuldig machen, und man würde von ihm mit Grund sagen: „Schlagt ihn tot, den Hund, es ist der Recensent"

A. W.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Erlösung. Drei Novellen von M. G. Conrad. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) 185 S. 2 Mark.

Der Verfasser, ein Führer der sog. realistischen Schule, Autor zahlloser Bücher, die wenig gekauft werden, warmer Verehrer Zolas und Richard Wagners, mit den Augen eines nüchternen Mannes die Freimaurer, und mit den Augen des Schwärmers die Freimaurerei beurteilend, hat mit den drei jüngst erschienenen Novellen, in welchen der Tod eine gewisse Befreiung („Erlösung") bringt, wider Willen den Nachweis geliefert, daß sich der neumodische französische Realismus von dem überlieferten deutschen Realismus nur durch die Schamlosigkeit unterscheidet, mit welcher die Franzosen moralischen und physischen Schmutz angreifen, den die Deutschen bisher haben liegen lassen. Aber auch für Zola und seinen in Deutschland geborenen Nachahmer Conrad giebt es Kloaken, an welchen sie, nicht aus sittlichen Gründen — denn solche giebt es für sie nicht —, sondern aus ästhetischen Gründen mit anständigem Schweigen vorübergehen. Es ist also mit dem viel und laut gerühmten Mut des Realismus oder Naturalismus, nur der Wahrheit rückhaltlos zu dienen, gar nicht so weit her. Conrad klagt immer wieder, daß die Deutschen fortwährend die Uebersetzungen französischer Romane kaufen und die Originalwerke deutscher Novellisten ungekauft liegen lassen, der Mann überlegt aber nicht, daß sich die Schamlosigkeiten der Franzosen stilistisch immer noch besser darbieten, als die Machwerke der die Franzosen nachäffenden Deutschen. Die Deutschen, und in erster Linie der grobe, knollige Conrad, stellen ihre Schamlosigkeiten in gar zu

plumper, dem deutschen Wesen hohnsprechender Weise dar.

Die erste der vorliegenden drei Novellen dreht sich einesteils um die Unzucht eines seinerzeit zum Verlassen des Dienstes bestimmten Majors und anderenteils um das mit Erfolg gekrönte Bestreben seines anständig lebenden Sohnes, ebenfalls eines Offiziers, den Vater zum Selbstmord zu bringen! Von irgend welchen sittlichen Gedanken ist auch nicht die Spur zu entdecken. Ganz nach der Lehre der Socialdemokraten, nach welcher die Moral lediglich Privatsache jedes einzelnen ist, mit der man die anderen verschonen muß. Mit der Socialdemokratie wird einigermaßen in der kleinen, rührenden Novelle „Im Himmelreich" und in der letzten Novelle „Rotes Blut" geliebäugelt. Der Verf. ist aber verständig genug, der Bücher kaufenden Welt nicht mit einer Verteidigung der Umsturzpartei vor den Kopf zu stoßen. Er begnügt sich damit, einen alten Lehrer ein Paket socialistischer Schriften für einen abtrünnig gewordenen Socialdemokraten aufheben und jenen selbst einige allgemeine Redensarten fallen zu lassen, wie sie auch die Repräsentanten des blauen Blutes in den Mund nehmen können. Uebrigens heiratet das „rote Blut" des Abtrünnigen die blaublütige Erbtochter eines alten Geschlechtes, womit man sich insofern ganz zufrieden geben kann, als der der Letzten ihrer Familie zugedachte Graf ein nach dem Leben gezeichnetes Scheusal ist. —

Es wird kein Leser der Monatsschrift die Neigung haben, eine Conradsche Novelle zu lesen. Ich habe diesen neuesten Novellenband des Herausgebers der „Gesellschaft" auch nur darum angezeigt, damit der Name dieses Vielschreibers als ein Zeichen der Zeit einmal genannt wird.

O. K.

— Professor Sylvans junge Ehe und andere Novellen von Alexandrine von Holmblad. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) 1891.

Drei Novellen, von denen zwei: „Natascha" und „das Malchen" in Rußland spielen. Die Verfasserin verfügt über Talent, sie sucht ihre Stoffe nicht auf der Oberfläche, sondern in Lebensverhältnissen ernster und tragischer Art und behandelt sie in spannender, anregender Weise. Am wenigsten gelungen scheint uns die Novelle „Professor Sylvans junge Ehe" zu sein, sie leidet durch zu große Unwahrscheinlichkeiten. Erschütternd wirkt „Natascha", in der die Heldin, um ihre Familie zu retten, einen älteren Mann heiratet, aber schließlich den Tod sucht, weil ihr die Ehe unerträglich wird. Die Erzählung vom armen Malchen, die die Geliebte eines vornehmen Studenten in Petersburg wird, ohne dessen Neigung wirklich zu besitzen, und die dieser verläßt, sobald er an die Seite der von ihm wirklich geliebten Jugendgespielin zurückgerufen wird, ist wirksam geschrieben, aber keine Lektüre für junge Mädchen, wenn auch der immerhin bedenkliche Stoff mit Zartgefühl behandelt ist. Die Sprache könnte hier und da besser sein, Sätze wie: „es wird ein superfeines Diner serviert" sind dem heutigen Geschmack nicht entsprechend. Wir möchten die Novellen empfehlen, sie erheben sich dem Inhalt und der Form nach über die Mehrzahl der Romane und Geschichten, mit denen die Bücherwelt überschwemmt wird. — v. U.

— Königin Adelheid. Historische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Armin Stein (H. Nietschmann). (Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses.) 231 S. 2 M. 70 Pf.

Es ist mit den historischen Erzählungen eine eigene Sache. Liest man sie und kennt man die Geschichte nicht, so machen sie nicht selten einen befriedigenden Eindruck. Kennt man die Geschichte und liest man diese Erzählungen, so kommt man nicht von dem Gefühl der Enttäuschung los. Man wünscht vergeblich: mehr Geschichte, weniger Dichtung. Nach der Geschichte ist die Hand der verwitweten schönen, geistreichen Königin Adelheid von Italien samt der Königskrone durch die lombardischen Großen dem deutschen Könige Otto I. angeboten worden. Es hat sich also hierbei um eine Heirat aus politischen Rücksichten gehandelt. Armin Stein dagegen läßt die betrübte, von König Berengar II. und seiner boshaften Königin Willa verfolgte Adelheid sich in den ihr unbekannten deutschen König verlieben und diese Neigung in sentimentaler Weise von Otto erwidern. Nach der Sage ist Adelheid in einem Turm am Gardasee eingesperrt worden, woraus sie ihr Beichtiger und ihre Magd mittels eines unterirdischen Ganges befreit haben. Der Verf. hat diese romantische Sage zum Mittelpunkt seiner „historischen" Erzählung gemacht. Damit hängt zusammen, daß völlig unhistorische Personen eine hervorragende Rolle spielen, so auf italienischer Seite der vom Diener zum Grafen aufgerückte Odilo, der Adelheids Hand für sich begehrende Emporkömmling, und auf deutscher Seite der fahrende Sänger Singulf — nicht zu verwechseln mit Julius Wolffs Singuf —, der allerorten bekannt ist und Gastrollen giebt, wie in unseren Tagen Nachbaur, Wachtel und ähnliche Kometen am Theaterhimmel. —

Dem „Historischen" soll dann auch der Stil dienen. Wo irgend ein starker Laut hörbar wird, nimmt man ein „Dröhnen" wahr. Man flüstert und lispelt nicht, man „raunt". Die Männer und Frauen des Recken-Zeitalters recken sich bei jeder Gelegenheit hoch, sie recken sich empor und recken ihre Hände aus. Sie sagen sich nichts, alles wird „gekündet". Diesem geschraubten Stil entspricht dann wieder das Theatralisch-Forcierte der Darstellung. Als der Diener Odilo von der Königin Willa zum erstenmale zu einem Verbrechen verführt wird, schlottern dem Menschen die Kniee und klappern ihm die Zähne. Warum? Darüber läßt der Verf. den Leser im Dunkeln, denn er sagt ausdrücklich: „Doch nicht die Angst wars mehr, nicht die Scheu vor einem Verbrechen." Was wars dann? Als Adelheid Odilos Werbung zurückgewiesen hat, heißt es von diesem: „Wutschäumend über die erlittene Demütigung reckte er sich empor, und seine Gesichts-

züge verzerrten sich, blaurot schwoll ihm die Wundennarbe, welche er quer über die Stirn trug." —

Eine mißliche Sache war für den Erzähler der unterirdische Gang und die Befreiung. Hierbei hat sich übrigens der Verf. eine ganz unnötige Schwierigkeit mit der Rettungsstunde gemacht. Es hat ja ganz von den beiden „Maulwürfen" und Adelheid, sowie ihren Kerkergenossen abgehangen, die Rettung zur geeigneten Stunde eintreten zu lassen, diese Stunde konnte für die drei Flüchtlinge eine verschiedene sein. Hatte der Verf. doch klüglich durch eine Höhle in einem nahen Hügel und eine unbekannte Nebenhöhle daselbst bestens dafür gesorgt, daß der die Höhle bewohnende Einsiedler die Geretteten stundenlang verbergen konnte. Unpraktisch und unvorsichtig verfuhren die Retter allerdings insofern, als sie nur mit Brechstangen die Erde bearbeiteten und mit diesen Werkzeugen heftig wider die Grundmauern des Kerkers stießen. — Die zu rettende Königin hatte zwar gehört, daß ihr „unter der Erde" die Hülfe nahe, man sollte aber nicht glauben, daß eine so gescheite Frau wie Adelheid im Unklaren darüber geblieben sein könnte, was der Ausdruck „unter der Erde" besagen solle. „Soviel ahnte man wohl, daß die Rettung im Innern der Erde sich einen Zugang zu dem Kerker brechen werde" — wo auch sonst? — „wer aber das unternehmen wolle und in welchem Zusammenhange dieser Plan mit dem (gleichfalls angekündigten) Kriegszug König Ottos stehe, darüber zerbrach man sich vergeblich den Kopf." Jedoch nicht lange, der Verf. hat ein Einsehen, denn er setzt verständigerweise hinzu: „Doch die Freude über das Daß überwand bald das Grübeln über das Wie."

Auf der Flucht werden die drei Turmbewohner von dem gegraften Knecht Odilo eingeholt. Sie flüchten in ein wogendes Kornfeld. Die verfolgenden Reiter haben das im allgemeinen bemerkt, nur konnten sie nicht sehen, wo die drei Flüchtlinge — der Pater war obendrein wohlbeleibt — in das Kornfeld eingedrungen waren, und sie durchritten dasselbe darum kreuz und quer — glücklicherweise vergeblich. Wo in aller Welt kommt so etwas am hellen Tage vor! — Auch sonst leidet die Erzählung an manchen sachlichen und formellen Fehlern. Berengar soll König Hugos Blutsverwandter gewesen sein. Wieso? Er hatte eine Nichte des Königs zur Frau. Weil Willa ihren Sohn mit der verwitweten Adelheid vermählen will, soll damit eine Verbindung „durch die Bande des Blutes" zwischen den beiden Königinnen herbeigeführt werden. Wieso? Affinität und Consanguinität sind doch zwei sehr verschiedene Verwandtschaftsarten. —

Dem Pater Martin hat der Verf. zu sehr die Anschauungen eines evangelischen Geistlichen verliehen. Gepredigt wird der Pater nicht viel haben, er wird auch „das liebe Wort Gottes" nicht in den Mund genommen, dafür aber um so gewohnheitsmäßiger an die lieben Heiligen gedacht haben. — Der von der Jagd heimkehrende König Otto sieht auf der Straße in der Ferne zwei Pilger. „Was ist das?" fragte er lebhaft. „Laßt uns eilen, die seltsamen Vögel zu fangen." Dagegen ist einzuwenden, daß Pilger im zehnten Jahrhundert gar nichts Seltenes waren, und daß ein Monarch wie Otto der Große doch gewiß nicht so kindisch-neugierig war, die vor ihm Gehenden auf eilendem Pferde einzuholen. —

Der Sänger Singulf kommt zu dem Bischof Adelhard von Reggio, der die Befreiung Adelheids eingeleitet hat. „Von Garda kämest du?" „Von Garda!" bestätigte Singulf. „Und drinnen in der Feste warst du?" fragte der Bischof atemlos. Ich bezweifle diese Atemlosigkeit. —

S. 131 drehen sich in wildem Tanze die den Reigen tanzenden jungen Leute. Beide Tanzarten schließen sich aus wie Feuer und Wasser.

S. 199 soll man vom Brenner aus nach Italien hineinsehen. Das ist unmöglich.

Falsch sind auch Redewendungen, wie: „barsch sträubte sich das dunkle, wirre Haar — — und deutete auf barschen, trotzigen Sinn" — barsch wird von der Rede gebraucht — oder: „Sieh, wie schattig die Bäume rauschen."

Grammatisch falsch ist endlich das Wort Derer S. 20. „Derer" ist Genitiv Pluralis. —

Armin Stein hat unleugbar ein hübsches Erzählertalent, aber er ist allzu produktiv. Würde er weniger fruchtbar sein, so könnte er mehr an seinen Erzählungen feilen, sie wiederholt, nach längeren Zwischenräumen, einer gründlichen Selbstkritik unterziehen. Offenbar fällt ihm das Erzählen leicht, das verleitet ihn zur Oberflächlichkeit, zu Ungereimtheiten im Gedanken und im Stil. Ich glaube, er hat schon bei dreißig Bücher geschrieben, das ist zuviel. O. K.

— Strahlendorf und Retzow. Von Joachim von Dürow. Zwei Bände. (Leipzig, Verlag von Karl Reißner.) 1891.

Der Roman, oder wie das Titelblatt sagt: „eine Geschichte durch zwei Generationen" ist kein Fortschritt gegen den von uns im Dezemberheft 1890 angezeigten Roman: „Auf Befehl Seiner Hoheit". Der erste Band schildert das Leben einer Familie, die durch den Leichtsinn des adligen Mannes und den Starrsinn der aus Bürgerkreisen stammenden Frau herunterkommt, im zweiten bringt der ernster angelegte Sohn als Pfarrer den Namen wieder zu Ehren. Der Widmung zufolge bringt das Buch Jugenderinnerungen: „Was ich erschaut in schwankenden Gestalten im Abendrot der fernen Jugendzeit u. s. w." und so kann der Verfasser nicht mehr ganz jung sein; um so mehr aber ist es zu verwundern, daß das Buch von mehr oder weniger schlechten Witzen voll ist, geringe Durcharbeitung der zum Teil wohlbekannten Charaktere und unnötige Längen zeigt. Man kann es doch kaum echten Humor nennen, wenn eine der vorkommenden Damen den Beinamen „Schnabeltante" führt, und für letzteren die Erklärung gegeben wird: „Der Name wirft ein scharfes Streiflicht auf das etwas energisch angelegte Riechorgan der Dame". Oder wenn ein mit seinem Vater zum Mittagessen eingeladener Sohn sich diesem gegenüber die Bemerkung erlaubt: „Vater — wir gehen zum Diner. Aber

mit den Stiebeln (nämlich mit denen, die der Vater trägt) nicht!" Gehorsam kauft sich Papa neue Lackstiefel, und dann folgt natürlich die Schilderung der Schmerzen, die die neue Fußbekleidung während des Diners verursacht. Die Armee und namentlich das Kadettenkorps kommen schlecht fort; da heißt es z. B. bei der Anmeldung eines Sohnes zum Eintritt in das Kadettenhaus: „Der Hauptmann verspricht alles. Er wendet bei den Neulingen die stereotype Phrase mit anfänglichem Glück an, „daß man nicht für die Eltern, sondern für sich selbst zu lernen habe", dann läßt er die Sache, wie natürlich, nach der Schablone gehen, wirft eigenartige und uneigenartige Charaktere in einen Topf und braut allmählich seine Fähnrichs daraus" — ein ebenso oberflächliches, wie ungerechtes Urteil! Um noch etwas gutes zu sagen: Das Buch ist von Zweideutigkeiten und Zweifelhaftem frei; im übrigen aber können wir es nur als Eisenbahn-Lektüre für Anspruchslose bezeichnen. v. H.

— Erinnerungen einer österreichischen Offiziersfrau aus dem Kriegsjahre 1866. Von Freifrau A. v. Holzhausen-Gablenz (Gotha, F. A. Perthes.) 63 S. 1 M.

Die Verf. dieser anspruchlosen, getreu nach dem Leben niedergeschriebenen und darum den wohlthuenden Eindruck vollster Zuverlässigkeit machenden Aufzeichnungen aus den langen Wochen vor dem kurzen Krieg des Jahres 1866 ist eine Nichte des Feldmarschallieutenants von Gablenz. „Er befand sich in sehr gedrückter Stimmung und machte, selbst seinem kaiserlichen Herrn gegenüber, kein Hehl aus seinen Befürchtungen. Erst vor so kurzer Zeit hatte er sich im holsteinischen Feldzuge noch von der Tüchtigkeit der preußischen Truppen zu überzeugen Gelegenheit gehabt und zweifelte nicht, daß Oesterreich eine Niederlage erleiden werde." Dieser Niederlage sah die Verf. mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Ihr Mann, dem bekannten Frankfurter Patriziergeschlecht entsprossen, ihr jüngster Bruder und ihr bereits erwähnter Oheim dienten in Oesterreich, während ihre zwei ältesten Brüder in der preußischen Armee standen und mehrere Verwandten in Sachsen dienten. In der Schlacht von Königgrätz stand das Regiment der preußischen Brüder buchstäblich dem Regiment ihres österreichischen Gatten gegenüber. Doch blieben glücklicherweise alle ihre Angehörigen unverletzt. — In den Tagen der Angst und Sorge, steter Aufregung und Schlaflosigkeit dankte „man Gott innig, in einer Religion erzogen zu sein, die uns sein heiliges Wort unverfälscht zu lesen und darin allein Trost zu finden gestattet. Wenn ich so recht verzweifelt war, wenn ich nur Trauriges zu sehen wähnte, wenn die Angst mich oft ganz übermannen wollte, da war so mancher Psalm Davids wirklicher Balsam für mein gequältes Herz."

In Wien hat man bis zum Tage der Königgrätzer Schlacht von niederbeugender Besorgnis um das Schicksal des Vaterlandes nichts gemerkt. Man zweifelte gar nicht an dem Siege Oesterreichs, man jubelte über die vom Kriegsschauplatz eintreffenden Nachrichten, daß die Preußen überall zurückgeschlagen worden seien, und nach dem Tage von Königgrätz fabelte man von Verrätereien, und die abenteuerlichsten, von der erregten Volksphantasie erdichteten Neuigkeiten durchschwirrten die Luft. —

Vier Jahre später haben die den Wienern so nahe verwandten Pariser es gerade so gemacht.

Wenn ich zum Schluß anfüge, daß die Verf. eine gute Beobachtungsgabe und einen nüchternen Sinn hat — S. 41 spricht sie von der „Residenz an der blauen Donau (die ich so gar nicht blau fand)" — daß sie für Ernstes wie Heiteres eine gleich starke Empfänglichkeit besitzt, so wird man mir glauben, wenn ich das kleine Buch kurzer Hand liebenswürdig nenne und es nicht bloß den Frauen dringend empfehle. O. K.

— Familie Knippe. Von K. Strecker. Bei W. Friedrich in Leipzig.

Strecker ist einer von den ausgeprägten Realisten. Davon zeugt dieser Roman. Welche Abmalungen der Wirklichkeit bietet er, wie wühlt er in der Wahrheit des Schmutzes. Da ist ein Schneider, der jeden Abend seinen Hund nach draußen spazieren führt, damit --! Da ist eine ostpreußische Dienstmagd, die immer auf der Läusejagd ist! Nun, der Mensch thut manches, was ganz wahr und ganz wirklich ist, darum beschreibt man es noch nicht. Und wenn Murillo uns seine beiden spanischen Buben im süßen Nichtsthun vorführt, von denen der eine auch den andern lauft, so ist darin doch so viel Idealität, daß man sich das bischen Lauserei gern gefallen läßt, weil man in zwei fröhliche Knabengesichter hineinsieht, die sorglos den Tag genießen, wenn ihnen auch die edlen Südfrüchte der beiden andern Buben Murillos fehlen. Abgesehen aber von diesen schrecklichen Ausschreitungen in die moderne Realistik hinein, ist Streckers Roman gar so übel nicht. Er hat eine Idee. Und eine gesunde Idee. Er bekämpft den Zug des Mittelstandes, die Jungen um jeden Preis höher zu treiben, womöglich studieren zu lassen. Sein Buch ist ein kräftiges: Schuster bleib bei deinem Leisten! im besten Sinne des Wortes, und er erhebt diese Handwerkergeschichte aus dem engen Rahmen der Kleinstädterei zu einer höheren Bedeutung empor, indem er sie ausklingen läßt in die Erkenntnis, welche Bedeutung ein wohlgebildeter tüchtiger Handwerkerstand für die Gesamtheit des deutschen Volkslebens habe. Der Roman ist durchaus antisocialistisch. Er ist auch nicht ohne Humor. Seine Religion kommt nicht über das Dasein Gottes hinaus. Aber seine Phantasie ist noch zu wild, das zeigt sich besonders in den Bildern, die er gebraucht. D.

7. Verschiedenes.

— Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk. (Leipzig, Hirschfeld.) 1891. 436 S. 3,60 M.

Die bekannte Ausstattung des in gleichem Verlage erschienenen „Rembrandt-Buches" verschafft diesem „Katechismus" zunächst Beachtung. Auch

er erscheint anonym und steht mit dem „Erzieher" vielfach in engster Gedankengemeinschaft, so zwar, daß dieser in trockene und — wenns sein kann — logische Formeln und Forderungen bringt, was jener in blendenden, aber oft recht zickzackartigen Geistesblitzen zu Tage gefördert hat. Und dabei hat sich denn wieder einmal herausgestellt, daß es viel leichter ist, geistvoll, als verständig zu schreiben; denn bei geistreicher Diktion verzeiht man inhaltlich oft den größten Unsinn, bei verstandesmäßiger Entwicklung wird jede Inkorrektheit des Inhalts aufgemutzt.

Es ist daher ganz erklärlich, daß, so weit ich sehe, dieser Katechismus in der Presse nur spärliches Lob einerntet, auch dort, wo der „Rembrandt" mit Begeisterung aufgenommen worden ist. Und wenn z. B. eine kirchlichen Interessen gewidmete Zeitschrift den politischen Teil für den am meisten gelungenen hält unter Abweisung des religiös-ethischen, eine namhafte (freikonservative) politische Zeitung aber jenen bekrittelt und nur den auf die Moral bezüglichen Teil gelten lassen will, so sind das bedenkliche Zeichen. Ein ungetrübtes Vergnügen ist es wenigstens nicht, sich durch die 436 engbedruckten Großoktavseiten durchzuarbeiten, vielmehr gehört eine ganze Portion Pflichtgefühl dazu. Und wenn der Kritiker der „Deutsch-socialen Blätter" meint, er habe gern noch 100 Seiten mehr gelesen, so liegt die Vermutung nahe, daß er erst mit Seite 417, wo die Judenfrage erörtert wird, angefangen hat. Uebrigens dürfte es dem Verf. ein Leichtes gewesen sein, dem Wunsche seines Kritikers nachzukommen. Denn das Wort gehorcht ihm durchaus und die Gedanken wenigstens in der Regel, und da er an inhaltlichen Wiederholungen und Variationen nirgends Anstoß nimmt, so war der Gegenstand leicht „mit Grazie in infinitum" zu treiben.

Der außerordentliche Citatenreichtum des Verfassers hätte natürlich sein Teil dazu beigesteuert. Derselbe ist wirklich ein erstaunlicher und übertrifft den des „Erziehers" um ein Erkleckliches, — büßt freilich gerade durch diese seine Ueberfülle die beabsichtigte Wirkung oft gänzlich ein. Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die hier zu Worte kommen! Alte und moderne, Deutsche, Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer, Italiener, und zwar sie alle durchgängig in ihrer eigenen Zunge; ein Glück, daß gute Uebersetzungen als Fußnoten beigegeben sind. Man ist oft — wie wir Norddeutschen sagen — „ganz baff", wenn man einen Gedanken, dessen Wahrheit man bisher für ganz selbstverständlich und zweifelsohne angesehen hat, eingehend mit 3 bis 4 Citaten belegt findet. Wenn aber der Verf. gelegentlich (S. 159) den Satz aufstellt, das Lernen und Beherrschen vieler Sprachen verderbe den Charakter, so wird doch niemand so ungerecht sein, denselben auf ihn anzuwenden; denn von ernstem Streben, vom Trachten nach dem Höchsten, dem Idealen, legt sein Buch fast auf jeder Seite Zeugnis ab.

Die äußere Einkleidung dieses „Katechismus der Moral und Politik", dessen Inhalt wir jetzt etwas näher treten wollen, ist die Briefform. Der Verfasser will seine Abhandlungen vom August 1885 bis zum Februar 1888 an seinen während dieser Zeit auf deutschen Hochschulen studierenden Sohn geschrieben haben. Das Buch soll also ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen sein. Das ist äußerst unwahrscheinlich, zumal die Briefform fast nur in der Einleitung und am Schluß des Buches hervortritt, auch Stellen nicht selten sind (z. B. S. 334 über die Bevorzugung der Katholiken im evangelischen Deutschland), die deutlich auf die Gegenwart anspielen. Die alle paar Seiten wiederkehrende Redeform: „Wir haben schon gesehen . .", „Wie wir sahen" und ähnl. läßt auch nicht gerade auf eine wirklich geführte Korrespondenz schließen. Wahrscheinlicher ist daher, daß durch das „Rembrandt-Buch" nicht die Veröffentlichung, sondern überhaupt die Abfassung dieses „Katechismus" verursacht worden ist. Da die Leistung, obschon zur Lektüre wenig geeignet, ohne Frage einen geistig und sittlich hochstehenden und hochstrebenden Mann voraussetzt, so interessiert natürlich auch die Frage nach dem ungenannten Verfasser. Derselbe soll geborener Hamburger sein und wird von Leuten, die es wissen können, als ehemaliger Großkaufmann bezeichnet, der sich erst später dem Studium zugewandt — beides Angaben, die durch manche Stellen des Buches Bestätigung zu erfahren scheinen.

Heraus aus der aufs Materielle gerichteten Strömung unserer Tage — zurück zur Idealität! Das ist der Grundgedanke des Buches. Um das zu erreichen, muß zwischen den Thätigkeiten des Gefühls und des Verstandes schärfer unterschieden und beide als gleichberechtigt und gleichwertig anerkannt, eine jede aber auch auf die ihr zukommenden Gebiete beschränkt werden. Jetzt macht sich der Verstand überall breit, nicht bloß in Kunst und Wissenschaft, sondern auch in der Religion, wo er absolut nichts zu suchen hat. Das muß und wird anders werden. „Ein Rückschlag gegen den Unglauben, den Skeptizismus, die Indifferenz, den Materialismus und die Selbstsucht, welche heute alle Gebiete des menschlichen Daseins beherrschen, muß mit Notwendigkeit eintreten, ja hat schon begonnen, wenn nicht alle Zeichen trügen, und wird nach langem Ringen durch den Sieg des Idealismus zu einer kurzen Blütezeit höchster Bildung führen . . ." Diesen Prozeß durch sein Buch beschleunigen zu können, bildet der Verf. sich nicht ein; dasselbe soll nur einen Protest darstellen gegen die herrschende Zeitrichtung, mit dem er sich selbst das Herz erleichtert, und den er nicht unterdrücken mochte, weil er möglicherweise „die Aufgabe eines der Tropfen erfüllen könnte, welche den Stein höhlen".

So weit stimmen wir dem Verfasser gern bei. Und, um das gleich vorwegzunehmen, auch in vielen Einzelheiten sind seine Ausführungen nicht nur tief durchdacht und lehrreich zu lesen, sondern auch recht sehr beherzigenswert. Hierher gehören vor allem die 100 Seiten, auf denen die Moral abgehandelt wird, darunter der Abschnitt S. 130 ff. über Selbstsucht und Selbstlosigkeit ganz vorzüglich und jedem zur wiederholten Lektüre zu empfehlen. Auch die Abschnitte über Kunst und Rechtspflege enthalten viel Schönes, von dem hier aus

Raummangel nur das mannhafte Eintreten für — die Prügelstrafe bei jugendlichen Missethätern angeführt sein mag. Ueber die Politik wird noch später zu reden sein. Doch ist zunächst nicht einzusehen, wie die „Konservative Monatsschrift“ mit einem Manne differentieren sollte, der (S. 431) folgenden Satz aufstellt: „Wir sind gezwungen, anzuerkennen, daß Konservatismus eine sittliche Pflicht ist.“ — Vieles andere ist allerdings nicht neu, sondern schon recht oft gesagt oder überhaupt selbstverständlich. Dazu rechne ich die meisten Ausführungen, die sich im Index unter der Rubrik „Weisheit“ finden und mehr als 70 Seiten füllen; dahin gehört auch die S. 63 ff. gegebene Zeichnung des realistischen Kulturmenschen und seiner Zeit, die freilich immer wieder mit Nutzen gelesen wird, und noch so manche Einzelheit.

So gern man dem Verf. auf allen jenen Gebieten die verdiente Anerkennung rückhaltlos zuerteilt, so entschieden ist sein Standpunkt aber abzuweisen in den meisten auf Religion und Kirche bezüglichen Fragen. Hier ist er offenbar nicht zu Hause, und er hätte daher besser gethan, wenn er über die Dinge, in welchen er nun einmal nicht kompetent ist — und seinem ganzen Bildungsgange nach nicht kompetent sein konnte — sein Urteil zurückgehalten hätte. Die Religion auf das subjektive Gefühl des Einzelnen zu basieren, ist zwar jetzt Mode, aber Herrn von Egidys Beispiel ist nicht gerade zutrauenerweckend. „Ich habe keinen Namen dafür, Gefühl ist alles! Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut!“ war auch Fausts Glaubensbekenntnis — als ihn der Teufel in den Krallen hielt. Gewiß ist der reine Verstandesglaube nicht viel besser als der Verstandesunglaube; aber ein reiner Gefühlsglaube, wie der Verf. ihn fordert, ist doch einfach unvollziehbar, denn ein Glaubensinhalt, den man für wahr hält, und an dem sich dann das Gefühl bethätigt, muß doch immer erst vorhanden sein, wenn die ganze „Religiosität“ nicht auf eine Gefühlsduselei hinauskommen soll. Letzteres ist aber bei dem Verfasser — man verzeihe das harte Urteil — unstreitig der Fall. Er skizziert selbst (S. 64) die Art seines „Glaubens“ klar genug. „Unser Glaube ist nichts anderes, als das feste Vertrauen auf die Wahrheit und Reinheit unserer religiösen Empfindung und unseres idealen Gefühls für das Gute und Schöne; eine kindliche Hingabe an die unergründliche und unerforschliche Weltordnung, die Ueberzeugung, daß dieselbe aufs beste vorgesehen ist, und die vertrauensvolle Unterwerfung unter die Naturgesetze.“ Für diesen „reinen Gefühlsglauben“ ist allerdings „Naturgenuß schon wahrer Gottesdienst“. Wie man indessen bei so verschwommenen Begriffen sich „dem Hohen, Unendlichen, Idealen im Gebete nähern“ kann, dürfte schwerer zu verstehen sein. Einen persönlichen Gott kennt dieser „Glaube“ nicht mehr, noch weniger natürlich eine Offenbarungsreligion. Die „Offenbarungsmythen“ sind entstanden, weil der „reine Gefühlsglaube“ dem sinnlichen Menschen, der etwas Greifbares haben wollte, nicht genügte u. s. w. Also der Standpunkt, den wohl der gebildete und vorurteilsfreie Heide des Altertums einnahm, für den die Naturreligion allerdings der höchste ihm erreichbare Gottesdienst war.

Anzuerkennen ist es indessen, daß der Verf. diesen seinen religiösen Standpunkt, den er für den vollkommensten und höchsten hält, nicht anderen aufdrängen will. Wiederholt fordert er Anerkennung und Achtung für jede religiöse Ueberzeugung und ist offenbar viel zu verständig, um eine Reformation à la Egidy zu fordern. Er sieht ein, daß nur die „vorurteilsfreisten“ Geister seinen Standpunkt zu teilen vermögen; für den vulgus sind die „Offenbarungsmythen“ ganz am Platze.

Daß die Unterschiede der christlichen Konfessionen bei dieser Stellung dem Verfasser fast in nichts zusammenschmelzen, ist hiernach selbstverständlich. Er selbst ist von Hause aus offenbar Katholik und hat sich auch ein gewisses Maß pietätvoller Anhänglichkeit für diese Kirchengemeinschaft bewahrt. Nicht blos die Kultusformen derselben sagen ihm mehr zu, sondern auch das Ordenswesen — von den Jesuiten abgesehen — preist er den Protestanten wiederholt an, besonders den Franziskanerorden. Auch das Cölibat der Priester ist ihm im Grunde recht; zwar will er die Uebelstände nicht verkennen, zu denen dasselbe bisweilen Anlaß giebt, doch zieht er es „der Fertigkeit im Heiraten vor, durch welche protestantische Theologen sich oft auszeichnen“ (S. 82). Alles in allem kommt er schließlich zu dem Schluß, daß die christlich-katholische Religion „die ansprechendste aller gebräuchlichen (!) Religionsformen“ sein würde, „falls sie den Anspruch aufgäbe, die alleinseligmachende zu sein und von allen weltlichen Schlacken, die ihr anhängen, gesäubert wäre.“ Man macht hier also wieder die Erfahrung, daß die größten Freigeister dem Katholizismus, der mit einer gelegentlichen Gefühlsbethätigung zufrieden ist, weit eher zuneigen als dem Herz und Gesinnung prüfenden Protestantismus. Natürlich hindert dieses kleine faible für den Katholizismus den Verf. nicht, demselben (a. a. O. S. 83 ff.) recht bittere Wahrheiten zu sagen, ja gelegentlich ganz unbedenklich von „unserem Luther“ zu sprechen; freilich werden auch diesem Luther herbe Vorwürfe nicht erspart und vor allem nicht dem Protestantismus, der „die Herzen kalt, hart, selbstsüchtig und hochmütig gemacht“ hat.

Die kirchenpolitischen Pläne des Verfassers mag man (S. 377 ff.) bei ihm selber nachlesen. Seine immer wiederkehrende Forderung, daß die staatliche Armenpflege sowie auch der Teil des Gefängniswesens, der sich mit den noch besserungsfähigen Individuen zu beschäftigen hat, der Kirche ausgeliefert werde, ist ja am Ende noch diskutierbar. Wenn er aber auch das ganze Unterrichtswesen der Kirche unterstellen will, und es dabei zu Tage tritt, daß er unter seiner „Kirche“ „kirchliche, aber nicht konfessionelle Gemeinden“ versteht, so fragt man doch, wo er solche hernehmen will, zumal bei seinem sonst ausgesprochenen Grundsatz, alle Konfessionen zu achten. Und wenn er dann des weiteren ent-

wickelt (S. 383), „die einzelnen Konfessionen könnten als innerhalb der Kirche bestehende Vereinigungen zum Zwecke der Gottesverehrung und gemeinsamer Andacht angesehen werden", dann tritt dem Kritiker, der den Verfasser wegen seiner aufrichtigen und auf anderen Gebieten oft so verständigen Schreibweise schon liebgewonnen hatte, wohl der Stoßseufzer auf die Lippen: »O si tacuisses — —!«

An Einzelheiten führe ich noch einige Dinge an, die zum mindesten eines Fragezeichens bedürfen. Eigentümlich ist dem Verf. eine Ueberschätzung der Engländer und Franzosen auf Kosten der Deutschen. Ist es wirklich so, daß wahre Bildung sich bei romanischen Völkern häufiger findet als bei germanischen? (S. 60, 104, 148.) Besteht bei uns ein Toast auf den Landesherrn „in der Regel aus unpassenden und geschmacklosen Auslassungen über dessen Persönlichkeit", während die Engländer „die lobenswerte Sitte haben, zu Beginn jedes Mahles stehend ein Glas auf das Wohl der Königin zu trinken"? — Ist folgendes Urteil über unsere Industrie noch zutreffend: „Eine deutsche Zahnbürste dient höchstens einen Monat, eine in London oder Paris gekaufte ein Jahr; ein deutscher Reisekoffer hält kaum eine Reise aus, ein englischer ein Menschenleben rc."? — Ueber unsere Volksschule hat der Verf. auch sonderbare Ansichten. Früher, meint er, lernten die Kinder in einigen Wintern so viel, als jetzt in vielen Jahren. Man sollte daher auch jetzt nur im Winter unterrichten. Ob der Verf. weiß, daß — wenigstens in norddeutschen Staaten — noch vor 50 Jahren Schreibunterricht in Landschulen überhaupt nur auf besonderen Wunsch der Eltern und gegen besondere Bezahlung erteilt wurde? Er will die Kinder „nichts lernen lassen, wovon sie nicht sofort Gebrauch machen können" (S. 122). Will er denn z. B. den Unterricht in der politischen Geographie aus der Volksschule verbannen? oder sollen die Kinder nach jeder Stunde erst eine kleine Reise in das durchgenommene Gebiet machen? Die homöopathischen Heilerfolge einfach aus der „Thätigkeit der Einbildungskraft" zu erklären (S. 291) sollte doch heutzutage nicht mehr vorkommen, so wenig man den grundverkehrten Satz von dem gesunden Körper, in dem allein eine gesunde Seele wohnen könne, immer wiederholen sollte (S. 274)!

Endlich noch ein Wort über des Verfassers politischen Standpunkt. Sein Bekenntnis zum Konservatismus wurde schon citiert. Daß er trotzdem Freihändler — wenigstens im Prinzip — ist, wird man ihm als Hamburger und ehemaligem Handelsherrn zu gute halten müssen. Schwerer wiegt mir sein offen ausgesprochener Grundsatz, daß in Fragen der Politik nur der Verstand zu entscheiden habe, und daß dem Staatsmanne folglich jedes Mittel zum Wohle des Ganzen recht sein muß, falls es zur Erreichung des Zieles notwendig erscheint. Dieser kraß machiavellistische Standpunkt, der in politicis mit Treu und Glauben einfach aufräumt, scheint mir über eine gesunde Realpolitik hinauszugehen; denn so wenig in der Kirche nur das Gefühl, so wenig darf im Staate ausschließlich der Verstand zu Worte kommen. — Vom Parlamentarismus hält der Verf. sehr wenig, und darin stimmt man ihm nach den gemachten Erfahrungen heute wohl durchgehend bei. Da er aber einmal da ist, so sieht man nicht ein, wie den rite gewählten Socialdemokraten der Eintritt in den Reichstag gewehrt werden könnte (S. 415). Ueber die Gründe der socialen Bewegung denkt der Verf. überhaupt zu oberflächlich, sonst hätte er (S. 417) nicht folgenden Satz geschrieben: „Hätte man bei Beginn der Bewegung ein Dutzend ihrer Apostel aufgehängt, so wären die Agitatoren und damit auch die Agitation wahrscheinlich auf immer verschwunden." Dementsprechend will er von der Socialreform überhaupt nichts wissen — und das ist dann allerdings ein Punkt, der seinen ganzen „Konservatismus" entwertet. — Fast ergötzlich liest es sich, wie er sich die Landesregierung der Zukunft denkt (S. 371 ff.) Die einzelnen Landesteile sollen nicht nach der Schablone, sonder ein jeder möglichst individuell, nach seinen Bedingungen behandelt werden. An die Spitze derselben sollen gewählte aristokratische Stände treten, die alle Angelegenheiten der Provinz selbständig erledigen. Soweit ist alles sehr gut. Aber wird man diesen Körperschaften eine solche Machtbefugnis ruhig in die Hände geben können, ohne Uebergriffe befürchten zu müssen, und werden sie allemal die Fähigkeiten haben, zum Besten des Landes zu walten? Gewiß, meint der Verfasser; denn „der Wahlmodus für diese Stände muß so beschaffen sein, daß er die Wahl der achtbarsten und würdigsten Einwohner des betreffenden Landes sichert!" Nur schade, daß gerade dieser „Wahlmodus" noch immer vergeblich gesucht wird, ja daß oft kaum 10 Personen über die „achtbarsten" Einwohner gleicher Meinung sind. — Die Provinzen sollen wieder in einzelne Bezirke geteilt, und diese von ebenfalls ganz unabhängigen königlichen Beamten verwaltet werden. Natürlich „müßten auch diese aus den besten Männern des Landes gewählt" werden. „Nur auf diese Weise ist eine gute Verwaltung mit tüchtigen Beamten erreichbar," schließt der Verfasser. Das ist ungefähr so, als wenn ein Mittelloser über Hunger klagt, und man zeigt ihm die Bäcker- und Fleischerläden; die Läden kennt er auch, aber das Geld fehlt ihm, zu kaufen! — Andere Stellen verdienen wieder die vollste Zustimmung. So vor allem die Ausführungen über die Einkommensteuer (S. 392), wo der Verf. es als „eine absolute Forderung der Gerechtigkeit" bezeichnet, daß bei Bestimmung jedes Einkommens die Anzahl der Personen, die von ihm leben sollen, in Betracht gezogen werde. Denn es ist doch unzuträglich, daß eine Familie von zehn Personen, die z. B. mit 1500 M. ihr kärgliches Leben fristet, ebenso hoch besteuert wird, wie ein Junggeselle, der von der gleichen Einnahme sich reichlich nährt. — Auch von zu billigen Eisenbahntarifen will der Verf. mit Recht nichts wissen, da durch sie das Fluktuieren der Bevölkerung nur vermehrt wird.

— Gut sind auch die Ausführungen zur Judenfrage (S. 417 ff.) obgleich hier manches über das Ziel hinausschießt. Aber seitdem Gesellschaft und Staat den „Judenschutz" systematisch in die Hand genommen haben, wird man auch gegen Uebertreibungen auf der Gegenseite mit Recht nachsichtig.

Man sieht, der „Katechismus der Moral und Politik" enthält vielerlei, und bei seiner Lektüre setzt man den Kopf bald in nickende, bald in schüttelnde Bewegung. Der praktische Nutzen des Buches, auch wenn es viele Leser fände, kann nur gering sein. Darüber macht der Verf. sich auch keine Illusionen. „Denn — sagt er in der Einleitung — nur was er selbst erfahren hat, gilt jedem für wahr, nur eigene Beobachtung bildet unser Urteil und macht uns weiser und verständiger. Lehren und Vorschriften, welche sich auf Erfahrungen anderer stützen, haben geringen Wert: wir hören sie, wenn sie nicht an selbstgemachte Erfahrung anklingen, ohne Verständnis an, und anstatt sie zu unserer Belehrung und Besserung zu nützen, belasten wir im besten Falle unser Gedächtnis damit." Am Schluß seiner Ausführungen meint er dahrr: „Ich fürchte, es geht damit, wie mit den meisten Reden, welche weit mehr zur Befriedigung des Redners, als zur Erbauung des Hörenden dienen." Das ist auch gut so, denn als Lebensnormen genügen für das evangelisch-deutsche Volk noch immer der Lutherische oder auch der Heidelberger Katechismus, mit denen dieser neue, wie gezeigt, oft in starkem Widerspruch steht. Eine anerkennenswerte Leistung bleibt das Buch trotzdem. A. W.

— Was auf märkischer Heide sprießt. Von E. Handtmann. (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.) 184 S. 3 M.

Um an einem so sinnig geschriebenen Büchlein, wie an diesen Pflanzenlegenden und dieser Symbolik von Blüte und Strauch seine Freude zu haben, braucht man nicht auf märkischer Heide aufgewachsen zu sein. Jeder Leser mit offenem Sinn für die Natur und ihre Wunder und für den dichtenden Volksgeist und seine Wunder wird die oft wahrhaft erbaulichen, manchmal allerdings etwas weit ausgesponnenen Betrachtungen gerne lesen, die der fleißige Sammler und geschmackvolle Anordner dieses lebenden Straußes hier gepflückt hat. Mit bester Sachkenntnis und feinstem Takte weiß der Verfasser überall sehr wohl mythologische Bestandteile der heidnischen Periode zu sondern von späteren Zuthaten aus katholischer Zeit oder den politischen Beimischungen aus den Schweden- und Franzosenkriegen oder gar aus denjenigen unserer Tage. Die in Betracht kommenden Pflanzen schildert er nach den religiösen Beobachtungen, die sich an ihr Wesen knüpfen, den patriotischen und den mythologischen, wozu er noch anekdotenhaftes fügt. Ueberall sieht man dem Werke die liebevolle Sorgfalt an, mit welcher der Verfasser das in vierzig Jahren gesammelte hier geboten hat. Die beifällige Aufnahme, welche seine in den Sonntagsbeilagen der Kreuzzeitung im Jahre 1887 erschienenen Pflanzenlegenden fanden, hatten den Wunsch wachgerufen, nach Veröffentlichung derselben in Buchform, und wir können dem Verfasser nur dankbar sein, daß er seiner vortrefflich geschriebenen Arbeit auf diese Weise längere Dauer und größere Verbreitung verliehen hat.

Wenn man sieht, wie bis in die neueste Zeit hinein das Volk doch noch dichtet, wenn auch gerade am kleinsten, am unscheinbarsten, so kann man mit Vertrauen in die Zukunft sehen und dem Verfasser nur beistimmen, wenn er sagt: „Wie mögen derartige sagenhafte Gebilde entstanden sein? Sinds Erbstücke uralter mythologisierender Vorzeit? Sinds Gleichnisse, von Gelehrten, Priestern, Lehrern, Erziehern aufgestellt? Sinds Großmütter- oder Ammenträume? Zweifelsohne hat jede dieser drei Quellen, und nebenbei noch haben einige andere Phantasiequellchen (doch hoffentlich nicht die des Verfassers?) etwas von ihrer Fülle in den durch unser Volksleben plätschernden Gießbach der Sagenbildung und Symbolisierung hineinströmen lassen. Möchte derselbe, ins Volksleben der Jetztzeit hineinrinnend, Veranlassung geben, daß selbstthätige Phantasie in gesunder Entfaltung auch ferner Gebilde bleibenden Wertes zuwege bringt." Sch. K.

— Das Buch der Mutter. Eine Anleitung zu naturgemäßer leiblicher und geistiger Erziehung der Kinder und zur allgemeinen Krankenpflege. Von M. S. Kübler. 3. Aufl. (Leipzig, Abel u. Müller.) 1891. 404 Seiten.

Ein sehr vollständiges gutes Handbuch, nach Art von Ammons „Mutterpflichten", nur etwas ausführlicher. Die 3. Auflage ist von den Herren Dr. Claus in Zürich und Prof. Haggenmacher besorgt. Es sind die neuesten wissenschaftlichen Werke berücksichtigt und das Buch theoretisch und praktisch tüchtig. Ein Eingehen auf Einzelheiten verbietet die Natur des behandelten Gegenstandes.

— Allerlei aus Albion von Wilh. F. Brand. (Leipzig. Verlag von C. Reißner.) 1891. Preis 2 M.

Zwanzig feuilletonartige Aufsätze, die sich hauptsächlich auf London, weniger auf das Leben der Provinz beziehen und recht frisch und unterhaltend sind, ohne gerade die Tiefen des Lebens und Volkscharakters zu erschöpfen. Ein vollkommenes Bild des englischen oder auch nur des Londoner Lebens geben diese Bilder nicht, über manche Verhältnisse z. B. das kirchliche Leben, die Justiz, die Armee und Marine u. s. w. schweigen sie sich aus, aber was geboten wird, ist mit Sachkenntnis und auf Grund eigener Anschauung geschrieben. Indem wir als besonders lesenswert die Skizzen über den Adel, die Teuerungsverhältnisse (700 Pfund das Jahr) und eine Hochzeit in der Seligmacher-Armee hervorheben, wollen wir das Büchlein als angenehm zu lesen empfehlen. v. H.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Die Schwestern.

Novelle

von

—⟫ **L. von Rade.** ⟪—

I. Kapitel.

Im Ballsaal.

Du bist wie eine Blume
So hold, so schön, so rein,
Ich seh dich an und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Ein Ball ist eine so bekannte Scene, daß es kaum nötig ist, dieselbe ausführlich zu schildern. Die Bälle, noch dazu die in der großen Welt, gleichen sich alle mehr oder weniger. Ein flutendes Gedränge der mannigfachsten Uniformen, der elegantesten Toiletten; Orden, Blumen, Brillanten — frische und gemachte, echte und unechte; Lakaien in goldstrotzenden Livreen; ein spiegelglattes Parkett, und darüber ein flammendes Lichtmeer, das mit blendender Helle alle diese Herrlichkeiten zeigt.

Der angesagten Hoftrauer wegen waren heut alle jüngeren Damen in Weiß, alle älteren in Schwarz erschienen, um das Bild noch ein wenig einförmiger zu machen in dem sonst so prächtigen Saal des Prinzen Ernst, wo heut die erste Gesellschaft der Residenz sich versammelte.

Daß ein solches Fest wenig Neues bietet, schien auch Graf Kirchberg zu finden, der große, auffallend schöne Mann, der dort in seiner glänzenden Uniform, die breite Brust mit zahlreichen Orden bedeckt, an einer der Säulen lehnte, und mit verschränkten Armen und einem Blick blasierter Gleichgültigkeit auf das Gewühl um ihn, oder eigentlich unter ihm, herniederschaute. — Er war fremd geworden in der hiesigen Welt, in der er nur in seiner Jugend eine Rolle gespielt; vielleicht schon damals keine unbedeutende, denn Hugo Kirchberg war ein zu schöner und zu ehrgeiziger Mensch, um unbeachtet zu bleiben. Dazu durch Geburt, Erziehung, einen sprühenden Witz und ein stets sicheres Auftreten so bevorzugt, daß jeder ihm eine glänzende Karriere prophezeien mußte. Er war stets auch ein Liebling der Frauen gewesen, die ihn vielleicht allzusehr verzogen hatten.

Wie es eigentlich gekommen, daß er schon ziemlich früh als Militärattaché an auswärtige Höfe geschickt worden war, wußte niemand genau. Er eignete sich ja durch seine Erscheinung und sein Wesen für einen solchen Posten, und viele sagten also, daß es einfach auf seinen eigenen Wunsch geschehen sei, um ihn zu befördern und ihm eine Stellung zu geben. Andere wollten wissen, daß er früher das Interesse einer sehr hochgestellten Dame zu auffallend erregt, und daß man es daher für sicherer erachtet habe,

den gefährlichen jungen Mann auf gute Art zu entfernen. Wie dem auch sein mochte, Hugo Kirchberg hatte viele Jahre im Auslande, an verschiedenen nordischen Höfen zugebracht; hatte auch dort Eroberungen gemacht, den schönsten Frauen gehuldigt und den Neid und die Eifersucht der Männer erregt durch die Gunstbezeugungen, die ihm überall zu teil wurden; aber sein eigenes Herz schien in diesem Treiben nicht dauernd gefesselt worden zu sein, wenigstens war er unvermählt geblieben.

Seine letzte diplomatische Stellung hatte sich etwas rasch gelöst. Man munkelte auch da wohl von allerhand Intriguen, im kleinen und im großen. Es waren aber alles nur Gerüchte, über die man Bestimmtes nicht wußte. Er hatte noch einen längeren Urlaub zu einer Orientreise benutzt, vielleicht auch dort Menschen und Verhältnisse studiert, oder die Zeit abgewartet, die über alles rasch dahingeht, und war jetzt eben heimgekehrt, anscheinend neuer Verwendung gewärtig. Man war nun gespannt, was aus dem schönen Oberst, wie man ihn nannte, werden würde. Daß er gleich, kaum angekommen, zu dem Ball des Prinzen befohlen war, schien ein gutes Zeichen für ihn. Ja noch mehr, dieser hatte ihn leutselig begrüßt, huldvoll mit ihm gesprochen, und der Minister und einige höhere Generale hatten ihm freundlich die Hand gedrückt; man sagte sogar, daß er auch schon eine Audienz bei Seiner Majestät gehabt; folglich war Graf Kirchberg wieder in Gnaden angenommen, und viele versuchten, sich ihm zu nähern.

Die Tänze hatten begonnen; die Paare drängten sich und wirbelten so gut es ging auf dem kleinen freien Raum in der Mitte des Saales herum.

Da tauchte gerade vor dem Grafen Kirchberg aus dem Gewirre ein lieblicher Mädchenkopf auf; das goldblonde Haar war einfach gescheitelt und in einen weichen Knoten verschlungen, ein kleiner Kranz von Schneeglöckchen ruhte darauf, und mit ebensolchen Bouquets war das mattweiße Kleid an Brust und Schultern verziert, das die zarte Gestalt wie eine Wolke umhüllte. Sie sah selbst mit dem feinen Gesichtchen rein wie ein Schneeglöckchen aus, sinnig und bescheiden, neben all den schwatzenden, lachenden, unruhigen Ballschönheiten um sie her. Es war etwas in diesem Antlitz, das Kirchberg merkwürdig anzog; eine Art von Aehnlichkeit, wie eine Erinnerung aus alten Zeiten wollte es ihm scheinen — er wußte nur nicht, an wen ihn das holde Wesen gemahnte. Als ob sie den Blick fühlte, den er unwillkürlich fest auf sie geheftet, schlug sie jetzt langsam die lichten blauen Augen auf, unschuldsvoll wie die eines Kindes, und sah auch wie staunend den schönen großen Mann sich gegenüber, mit den glänzenden Ordenssternen auf der Brust. Er schien ihr erst ein Bild zu sein, das dort an der Säule lehnte; nur als sie seinen forschenden Blick gewahrte, der auf ihr ruhte, errötete sie leicht, was sie noch lieblicher machte, und senkte wieder die Augenlider mit den langen goldenen Wimpern.

Kirchberg warf einen raschen Blick umher; dicht neben ihm arbeitete sich ein kleiner Gesandtschaftsattaché durch das Gedränge, mit dem er früher einmal am Hofe in R. zusammengetroffen war.

„Kennen Sie die Dame? dann stellen Sie mich ihr vor,“ sagte er kurz und rasch.

Das kleine Männchen reckte den Hals empor und hob sich auf die Zehen. „Ah — Mademoiselle Bredstéu,“ flüsterte er halblaut.

„Eh bien, en avant!“ sagte Kirchberg ungeduldig, der nur daran dachte, daß die kleine Nymphe in dem Gewirr ebenso schnell wieder entschwinden könnte, als sie aufgetaucht war. Und so wurde denn „Monsieur le Comte de Kirbère“ dem Fräulein von Breitenstein feierlich vorgestellt, die kaum den Namen verstand, und überrascht und verlegen, den stattlichen Mann plötzlich vor sich zu sehen, nicht recht wußte, was sie sagen sollte, sondern nur lächelte und errötete.

„Wie reizend sie ist, so ganz natürlich, noch wie ein Kind,“ dachte Kirchberg; und um ihr zu Hülfe zu kommen, fragte er, ob sie ihm nicht den Walzer schenken könnte, dessen wiegende Melodie eben ertönte.

„Eigentlich bin ich schon engagiert," sagte die junge Dame in einem Tone des unwillkürlichen Bedauerns, der Kirchberg sehr amüsierte.

„Aber uneigentlich könnten wir doch wenigstens eine Extratour zusammen tanzen?" sagte er lächelnd.

Ein schlanker, junger Kavallerie-Offizier machte sich eben Platz, um seine Dame in Anspruch zu nehmen.

„Herr Kamerad, Sie erlauben wohl einem alten Waffengefährten, eine Extratour mit Ihrer Dame zu tanzen?" sagte Kirchberg in etwas herablassendem Ton.

Der Lieutenant verbeugte sich vor dem Oberst und verbiß seinen Mißmut. In demselben Augenblick drängte sich aber atemlos ein Kammerherr heran: „Hoheit Prinzeß Marie befahlen Graf Arnold zum Walzer."

Der junge Offizier verbeugte sich abermals; er mußte folgen, so ungelegen ihm auch sichtlich diese Ehre kam.

Kirchberg lächelte triumphierend. „Welch ein Glück, daß ich hier war, und allenfalls noch die Rolle eines Tänzers spielen kann," sagte er scherzend, „Sie wären sonst in Gefahr gewesen, sitzen zu bleiben."

„O das macht mir gar nichts," antwortete Frieda gleichmütig; „mir liegt gar nicht viel an dem vielen Tanzen; ich sehe ebenso gern einmal zu; es macht mich oft ganz müde — und dann — fürchte ich mich auch ein wenig vor dem so sehr glatten Parkett," setzte sie hinzu und blickte an ihrem großen Tänzer fragend empor.

„Ich aber nicht," lachte Kirchberg; „ich bin alt und grau geworden auf diesem glatten Boden. Kommen Sie, wir wollen uns Platz machen."

„Von alt und grau sollten Sie doch aber noch nicht reden," sagte Frieda aufrichtig.

„Neben Ihnen, meine Gnädigste, darf ich es schon. Nach Ihrem Alter darf man wohl noch fragen?"

„Warum denn nicht? Daraus würde ich nie ein Geheimnis machen, ich bin sechzehn Jahre."

Sechzehn Jahre! und Kirchberg betrachtete wieder diese reine Stirn, diese klaren Augen, diesen rosigen, weichen, lächelnden Kindermund. Was hatte den blasierten, kalten Weltmann so gefesselt in dieser Erscheinung? Er seufzte fast, als er an die Zeit zurückdachte, die so fern hinter ihm lag, wo er selbst noch wirklich jung gewesen war.

„Da wäre ich gerade alt genug, um ihr Vater zu sein!" sagte er in einem Ton, der scherzhaft klingen sollte.

„Ach nein," antwortete Frieda, deren Begriffe von Vätern doch ganz andere waren; „mein Papa ist wenigstens viel älter; er hat schon ganz weißes Haar, und die großen Gesellschaften greifen ihn eigentlich an; er zieht sich immer schon früh zurück — aber wir müssen dann noch länger bleiben."

„Wir? und müssen?" fragte Kirchberg.

„Nun ja, ich und meine Schwester; Papa findet es nötig, mich hier in der großen Welt vorzustellen, und meine Schwester meint, ich müßte lernen, mich unter fremden Menschen zu bewegen und etwas sicherer zu werden — das gehörte zur Erziehung; ich ginge eigentlich viel lieber mit Papa zu Hause."

„Aber warum? In Ihren Jahren?"

„Ach, ich bin oft so schrecklich verlegen unter den fremden Menschen."

„Mein Alter flößt Ihnen vielleicht Vertrauen ein," antwortete Kirchberg.

„Nein, ich glaube, Sie sind wirklich gut?" sagte Frieda wie unwillkürlich und blickte kindlich zu ihm auf.

„Glauben Sie?" sagte er lächelnd; aber als ihr Auge seinem Blick begegnete, der durchdringend auf ihr ruhte, erschrak sie doch, daß sie zuviel gesagt, oder etwas, das sich nicht schickte für die große Welt, und worüber die geliebte, aber strenge Schwester sie nachher schelten würde.

Frieda war verstummt in augenblicklicher Verlegenheit und nahm ihre Zuflucht zu

dem Bouquet, das sie in der Hand hielt; sie verbarg ihr Gesichtchen halb in den Schneeglöckchen und dem duftenden Veilchenstern in der Mitte, und zupfte an den Blüten und Blättern.

Kirchberg sah einen Augenblick zu, dann nahm er den Strauß in seiner sicheren Art aus ihrer Hand, und um seine eigene momentane Bewegung zu verbergen, sagte er scherzend: „Von welchem Herrn haben Sie dies reizende Bouquet erhalten, meine Gnädigste?"

„Von keinem," erwiderte Frieda wieder fröhlich. „Das Bouquet ist von meiner Schwester."

„Hat dies Phänomen einer Schwester auch sonst Ihre Toilette überwacht?" sagte Kirchberg, „dann hat sie jedenfalls viel Geschmack bewiesen."

„Natürlich!" rief Frieda dazwischen; „ich verstehe nichts von dem allen."

„Hat sie Ihnen vielleicht auch Tanzen gelehrt?" fragte Kirchberg, der seine Tänzerin wieder ein paarmal in dem glänzenden Saal umhergewirbelt hatte.

„Freilich hat sie mit mir geübt; ich wollte eigentlich gar nicht tanzen —"

„Warum nicht? Das wäre doch schade gewesen."

„Ja, aber es ist doch eigentlich nur ein recht eitles, oberflächliches Vergnügen."

„Eitel und oberflächlich? nicht mehr als vieles und fast alles in der Welt; hat Ihnen das vielleicht Ihr Pastor gesagt?"

„Ungefähr wohl. Aber finden Sie nicht, daß er recht hat? Solche Feste zerstreuen doch sehr und nehmen nicht bloß die Zeit, sondern auch die Gedanken in Anspruch —"

„Wirklich? Nun, dann gedenken Sie vielleicht auch noch dieses Walzers, der leider zu Ende geht," sagte Kirchberg; „ich werde mich bemühen, die guten Lehren nicht zu vergessen, die Sie einem alten Manne gegeben haben. Sehen Sie, da lösen sich ein paar Schneeglocken aus Ihrem Bouquet" — er hielt es noch immer in der Hand — „die darf ich wohl zur Erinnerung mitnehmen?" Und er steckte sie ins Knopfloch zwischen die Ordenssterne.

Frieda errötete und lächelte ein wenig. „Zwischen all den glänzenden Zeichen der Tapferkeit?" fragte sie.

„Der Tapferkeit?" lachte Kirchberg — „nur für Diners, Bälle oder sonstige diplomatische Aktionen habe ich sie bekommen — es ist alles nur Dekoration, wie man richtig sagt."

„Ich dachte, Sie hätten in vielen Schlachten gekämpft —"

„Ich habe nicht viel Pulver gerochen," sagte Kirchberg achselzuckend, denn damals war langer Friede, „höchstens vielleicht im Duell —"

„Im Duell!" rief Frieda wie entsetzt.

„Ja, dergleichen kommt auch vor, mein gnädiges Fräulein, in der bösen Welt, die Sie sich leider auch vergeblich bemühen zu verachten; aber — fürchten Sie nichts — Sie sehen, ich lebe noch, und ich habe auch keinen gemordet. — Aber, darf ich Sie nicht an Ihren Platz zurückgeleiten?"

Frieda blickte suchend umher. In einer Ecke des Saales, hinter einer Säule entdeckte sie endlich ihre Schwester. Diese war im eifrigen Gespräch mit einem älteren Herrn, Professor Hernals, einem der ersten Maler der Residenz, der ihr von den neuesten Ankäufen der Bilder alter Meister für das Museum erzählte; sie interessierte sich so lebhaft für diese Sammlungen, daß sie nicht, wie sonst, die tanzende Schwester mit ihren Augen verfolgt hatte, und der Professor dachte vielleicht im stillen, ob es ihm nicht einmal vergönnt sein dürfte, Fräulein von Breitenstein zu malen. Sie konnte wohl einige dreißig Jahre zählen und war in der vollen Reife weiblicher Schönheit.

„Konna," sagte Frieda, als sie endlich neben ihr stand, „ich möchte dir meinen Tänzer vorstellen, Graf —" sie hielt erschrocken inne, denn sie hatte den Namen kaum verstanden und wieder vergessen.

Konna wandte den schönen Kopf, blieb aber einen Moment wie erstarrt stehen: „Graf Kirchberg —" sagte sie tonlos und griff nach der Lehne des Stuhles vor ihr.

„Konstanze!“ kam es halblaut über die Lippen des Grafen; auch der gewiegte Weltmann schien einen Moment die Fassung zu verlieren. Konstanze hob die Hand, als ob sie sie ihm reichen wollte, ließ sie aber sinken, als er, augenblicklich wieder gefaßt, sich nur tief verneigte und im schneidenden Ton sagte: „Ich freue mich, noch erkannt zu werden; es ist lange her, seit ich die Ehre hatte.“

„Ach, Sie kennen sich schon?“ sagte Frieda, verwundert von einem zum andern blickend.

„Wir sind sogar verwandt, meine Gnädigste!“ erwiderte Kirchberg in demselben Ton.

„Durch meine Mutter,“ sagte Konstanze. Sie und Frieda waren Halbschwestern.

„Ja, Felseck heißen wir auch eigentlich,“ meinte Frieda, die erstaunt war über die Einsilbigkeit ihrer sonst so weltgewandten Schwester, „ich finde den Namen auch viel hübscher; aber seit Papa von irgend einem Vetter das Majorat mit dem großen, langweiligen Schloß Breitenstein geerbt hat, da mußten wir den Namen mit annehmen, und werden nun immer so genannt; in Felseck war es aber hübscher und gemütlicher.“

So plauderte Frieda unbefangen; Kirchberg stand noch auf derselben Stelle neben ihr; er schien vollkommen ruhig, nur seine Augen blitzten seltsam — aber es wäre schwer gewesen, ihren Ausdruck zu ergründen.

Auch Konstanze hatte sich wieder gefaßt; sie wandte sich nun an Frieda und strich leise über ihre Wangen: „Wie erhitzt du bist, mein Liebling! Du glühst ja förmlich — hast du auch nicht zuviel getanzt?“ Und sorglich legte sie den bereitgehaltenen Florshawl um die Schultern der Schwester. „Ruhe dich nur ein wenig aus, es ist besser, wenn wir dann bald nach Hause fahren,“ setzte sie hinzu, „Papa ist schon fort, er klagte etwas über Unwohlsein.“

„Ja, dann müssen wir nach Hause,“ sagte Frieda entschieden.

„Befehlen die Damen den Wagen?“ fragte Kirchberg, der seine Blicke nicht von Konstanze abgewandt.

„Ich danke,“ sagte diese in etwas abweisendem Ton. Aber Frieda rief: „O wie freundlich von Ihnen!“ Und Kirchberg meinte, er müsse doch sorgen, daß sie sich nicht erkältete. In seiner raschen Art hatte er bald den harrenden Diener auf der Treppe herausgefunden, und verabschiedete sich dann mit einem ehrerbietigen, aber stummen Gruß.

Dann verließ auch er das Fest.

„Merkwürdig, daß er nur mit dieser unbedeutenden, kleinen Breitenstein getanzt hat!“ sagten die Löwinnen der Gesellschaft achselzuckend.

II. Kapitel.

Das Tagebuch.

Und ob in Kampf und Schmerz
Kein Hauch der Jugend bliebe,
Nie doch vergißt das Herz
Den Traum der ersten Liebe.
Geibel.

Konstanze war endlich allein in ihrem Schlafzimmer. Der Kammerdiener hatte gemeldet, daß der Herr Baron sich wieder wohl gefühlt nach seiner Tasse Thee und schon zu Bett gegangen sei und schlafe; so hatte sie nur Frieda rasch zur Ruhe gebracht und sank nun wie erschöpft auf den Divan in der Ecke des Zimmers. Sie preßte die Hände vor das Gesicht, das von dem reichen, dunklen Haar umwallt war, und ihre Brust atmete schwer, wie in innerem, lang unterdrücktem Kampfe.

Die silberne Lampe brannte noch auf dem Tischchen neben ihr und erhellte mit sanftem Licht das trauliche Zimmer, dessen Möbel sämtlich mattgrau, mit blauen Streifen und Verzierungen geschmückt waren. Nur in einer Ecke, halb verborgen von reichen Portieren, stand ein altmodiges Schreibspind, das zu der übrigen Einrichtung nicht zu

passen schien; kunstvoll eingelegt mit verschiedenfarbigem Holz und reichen Messingbeschlägen und Schlössern, konnte es viel bergen in den großen Fächern unten und in den unzähligen kleinen in dem oberen Aufsatz.

Konstanze blickte auf — sie zögerte noch einen Augenblick, dann aber suchte sie den alten, seltsam geformten Schlüssel hervor, der in einer Schatulle verschlossen lag, öffnete mit bebender Hand das Spind, zog die Fächer auf und vertiefte sich in deren Inhalt. Da waren alte Briefe, verblichene Schleifen, vertrocknete Blumen, die in Staub zerfielen, als sie sie berührte. Da waren auch Tagebuchblätter, noch mit unsicherer, halb kindlicher Hand geschrieben, so unähnlich ihren jetzigen großen und festen Schriftzügen, aus der Zeit, als sie es noch nötig hielt, ein Tagebuch zu schreiben. Jetzt glaubte die stolze Konstanze längst nicht mehr einer solchen Darlegung ihrer Gedanken und Gefühle zu bedürfen. Sie hatte sich so klar und sicher gefühlt, sie war so ruhig und selbstbewußt ihren Weg gegangen; sie hatte höchstens noch ein mitleidiges Lächeln für die Träume der Jugend gehabt, die längst hinter ihr lagen. Und heute? was hatte sie so erschüttert? was hatte ihr stolzes Selbstgefühl so gekränkt? War es die Erinnerung an frühere Zeiten — war es das unerwartete Wiedersehen mit dem einen, dessen Bild sie ganz verbannt, ganz vergessen geglaubt?

Sie hatte den alten, verschwiegenen Schrank längst nicht mehr geöffnet, aber sich auch nicht von ihm zu trennen vermocht; dies alte Erbstück hatte sie auch jetzt nach der Residenz begleitet. Es enthielt noch manche Andenken an ihre selige Mutter, die ihr wert waren; aber jetzt vertiefte sie sich doch nur in die Aufzeichnungen aus ihrer eigenen Jugend — bisweilen zitterte ihre Hand, bisweilen umflorte sich das sonst so ruhige Auge, und die bange Frage: Warum mußte es so kommen? wollte sich mit einem Seufzer auf ihre Lippen drängen.

Und wie war die Geschichte der Vergangenheit, die mit aller Lust und allem Schmerz wieder lebendig wurde für Konstanze?

Sie las:

„Heut bin ich 15 Jahr! fast ganz erwachsen, wie Papa sagt; wenigstens ebenso groß als Mademoiselle Richard, die mich furchtbar langweilt mit ihren ewigen Ermahnungen und den Drohungen, es Papa zu sagen, wenn ich, wie sie behauptet, eigensinnig oder heftig bin. Sie thut es aber nie, und wenn sie es auch thäte, Papa glaubt es doch nicht.

Heut hat er mich aber doch sehr väterlich ermahnt und gesagt, daß ich nun kein Kind mehr sei, und daß ich sehr folgsam, fromm und gut sein müßte. Vielleicht hilft mir dies Tagebuch, seine Ermahnungen zu behalten. Ich will ja seine Stütze, seine treue Hülfe sein; seit Mamas Tode habe ich mir das immer vorgenommen, und ich bin ja nun auch bald alt genug, sein Haus zu führen und zu regieren. Es macht mir Freude, daß die Leute mir schon gehorchen und mich um alles fragen.

Tante Rothen, bei der ich oft bin, sagt, ich hätte Talent zum Regieren — jedenfalls mehr als zum Gehorchen. —

— — Uebers Jahr, wenn ich erst eingesegnet bin, und Mademoiselle Richard dann wohl endlich gehen wird, soll alles ganz anders werden. — Außer Französisch habe ich nie etwas bei ihr gelernt; ihre Stunden sind so langweilig, wie Witschels Morgen- und Abendopfer, aus denen ich jeden Tag vor Beginn des Unterrichts einen Abschnitt vorlesen muß.

Ich habe jetzt Unterricht bei Prediger S. Seine Stunden sind sehr interessant; er weiß alles so klarzulegen, daß man es begreifen und verstehen kann. Er zieht alles in seine Vorträge hinein — Dichtung — Kunst — Geschichte — und ich schreibe gern die Aufsätze für ihn.

Mit meinen Lehrern kann ich mich besser vertragen, als mit der Gouvernante; die Lehrer sind immer zufrieden mit mir und meinen Fortschritten — ja, sie loben mich

sogar sehr; ich hörte es neulich, wie der Professor zu Papa sagte, ich lernte alles spielend — Klavierspielen und Zeichnen macht mir auch Freude.

Bei Tante Rothen ist es immer sehr nett und lustig; ihre Villa mit Garten vor dem Thor ist schön, und es ist immer sehr viel Besuch da. Es sieht alles so vornehm und elegant da aus, wie ich es liebe. — Meine Cousinen Bella und Emmi sind freilich schon älter als ich; sie gehen schon mehrere Jahre in Gesellschaft, auch bei Hofe, und erzählen mir immer, wie herrlich sie sich amüsieren und wie viel sie tanzen. Uebers Jahr kann ich vielleicht mit ihnen ausgehen. —

Jetzt habe ich auch endlich die Bekanntschaft unseres Vetters Hugo Kirchberg gemacht; die Cousinen sprachen schon immer so viel von ihm, wie schön er wäre, wie gut er tanzte, und wie alle jungen Damen für ihn schwärmten — ich war wirklich neugierig, ihn einmal zu sehen.

Wir waren nun gerade recht lustig bei der Tante, lachten und spielten im Salon; da trat ein bildschöner, junger Offizier herein; die Tante freute sich sichtlich, daß er kam — er ist ja der Löwe des Tages — und er schaute auch so siegesgewiß umher. Das muß der berühmte Hugo sein — dachte ich. Ich fühlte aber doch, daß ich ein wenig rot wurde, als er mich ansah und ohne weiteres auf mich zukam. „Sie sind ja mächtig gewachsen!“ sagte er, und seine Augen blitzten mich förmlich an. „Es scheint, ich mache Ihnen einen großen Eindruck,“ antwortete ich rasch, denn ich war in recht übermütiger Laune. Er lachte und hat mich den ganzen Abend geneckt. Er hat solche schlagfertige Zunge, daß ich öfter verstummte. Aber wenn ich so ärgerlich war, daß mir fast die Thränen in die Augen traten, dann wußte er wieder zu versöhnen. So sind wir doch als gute Freunde geschieden, und die Tante sagte nachher lächelnd: ich hätte ihm sehr gut gefallen — er fände mich nicht bloß hübscher, sondern auch klüger als die meisten anderen jungen Mädchen, und darauf könnte ich mir etwas einbilden, denn alle Damen wären stolz darauf, von ihm ausgezeichnet zu werden.

— — Ob er sich wohl für eine der Cousinen interessiert? — ich glaube fast nicht. Tante meinte auch, Bella sei zu alt für ihn.

— — Papa ist für einige Wochen nach Wiesbaden gegangen; er litt an Rheumatismus, und der Arzt meinte, etwas Zerstreuung thäte ihm gut. Sonst sieht er noch so hübsch aus, der liebe Papa, und hat kaum ein graues Haar, obwohl er schon 48 Jahre ist. Das kommt mir schon alt vor, obgleich die Tante meint, er sei noch in seinen besten Jahren. Am liebsten wäre ich mitgegangen und hätte mir die schöne Welt angesehen; am Rhein wird es gewiß schon warm sein — hier ist es noch rauh und kalt. Aber Papa sagt, ich sollte meine Stunden nicht versäumen.

— — Wenigstens kann ich nun sehr viel bei Rothens sein, und wir tanzen bisweilen abends ein wenig, wenn nicht Musik gemacht wird. Bella spielt und Emmi muß singen; aber es ist eigentlich langweilig; Talent haben sie beide nicht viel. —

Lieutenant von Salden und Baron Alten sind auch sehr oft da — ich glaube, es sind die Courmacher der Cousinen; Tante ist sehr freundlich für sie, denn sie möchte so gern, daß eine sich verheiratete; aber ich finde die beiden Herren gar nicht interessant. Nur wenn H. K. kommt, schlägt mir das Herz ein wenig — er kann einen auch so eigen ansehen, als ob er die innersten Gedanken lesen wollte — ich bin sonst nicht furchtsam, aber ich muß dann doch die Augen niederschlagen. —

Papa ist wieder da — er sieht ganz wohl und heiter aus — aber er kommt mir verändert vor — ich weiß nicht warum. —

— O mein Gott! nun weiß ich alles. Papa will sich wieder verheiraten. Er sagte mir, ich würde eine neue, sehr gute Mama bekommen, die ich sehr lieb haben müßte und ihr sehr folgsam sein, denn sie würde besser als er verstehen, mich richtig zu leiten und zu erziehen — als ob ich nicht längst erzogen wäre! Ich war ganz starr im ersten Augenblick — so etwas war mir nie eingefallen — dann brach ich in Thränen aus, es kam zu unerwartet über mich!



Papa runzelte die Stirn. „Sei vernünftig," sagte er, „hier ist ein Brief von Frieda, von deiner neuen Mama — sie sehnt sich, dich kennen zu lernen, dich recht mütterlich ans Herz zu schließen; schreibe ihr recht liebevoll und mach ihr die Pflicht nicht schwer, die sie so freudig übernimmt."

Damit ging er aus dem Zimmer und ließ mich allein. Ach! ich bin ihm nun nichts mehr — ich bin ihm vielleicht nur im Wege bei seinem neuen Glück! Kann man denn zweimal lieben? — ich begreife es nicht.

— Tante Rothen sagt, ich sollte es nicht so schwer nehmen; ich käme vielleicht bald aus dem Hause und wäre ganz unabhängig. Der größte Teil von dem bedeutenden Vermögen meiner geliebten Mama gehörte mir, sobald ich mündig wäre, oder noch früher — wenn ich mich verheiratete. Die Braut sollte zwar kein Vermögen haben, aber von guter Familie sein, Tochter eines Gutsbesitzers, freilich in sehr einfachen Verhältnissen aufgewachsen — aber sie würde ja nicht unbeschränkte Rechte über mich haben, ich sei doch schon so gut wie erwachsen. — Aber lieben kann ich sie nicht — das ist mir unmöglich — sagte ich; und Mama nenne ich sie auch nicht, das kann sie nicht von mir verlangen! — — Nachher kam H. K., und da vergaß ich ein wenig meinen Kummer. Er war recht lustig, um mich zu zerstreuen, und lachte über meine roten Augen. — —

Die Hochzeit wird wohl sehr bald sein; Papa nimmt mich nicht mit: ich wäre zu unvernünftig, wie er sagt; es ist mir auch sehr lieb — ich wohne dann bei der Tante einige Wochen. — Bei uns wird alles neu eingerichtet, oder doch verändert. Ich habe mir die Bilder und Andenken meiner geliebten Mama alle gesammelt und hebe sie in meiner Stube auf; ich wenigstens will sie nicht vergessen — die Erinnerung an sie soll nicht entweiht werden.

Mademoiselle hält mir wie gewöhnlich lange Reden über: les devoirs d'une jeune fille. — Alles wird geschmückt wie zu einem Feste — ich bin die einzige Traurige. — —

Jetzt ist die neue Mama wirklich da — ich mußte ein weißes Kleid anziehen und Mademoiselle steckte mir einen Blumenstrauß in die Hand; ich zitterte trotz der Hitze, und alles schwamm mir vor den Augen. Sie kam mit offenen Armen auf mich zu: „Meine Konna, mein Kind," sagte sie, „wir wollen uns sehr, sehr lieb haben!" Sie sah gut und freundlich dazu aus, das ist wahr — aber ich konnte doch kein Wort erwidern, die Kehle war mir wie zugeschnürt, und ich fühlte, daß Papa mich ernst ansah. —

Die Stiefmutter hat schon manches geändert im Hause; sie bekümmert sich sehr um alle Kleinigkeiten, auch um die Leute; es muß alles sehr ordentlich und pünktlich sein; ich darf nicht mehr so lange schlafen des Morgens; wir frühstücken zusammen und lesen dann eine Morgenbetrachtung, sie hat ihre eigenen Bücher dazu mitgebracht. Daß sie den Witschel nicht mag, will ich ihr verzeihen, aber auch Zschokkes Stunden der Andacht, die ich immer so schön und rührend fand, hat sie beiseite gestellt. Papa läßt sie ganz gewähren und scheint sehr glücklich. Sie ist ja gewiß sehr gut, das will ich glauben, aber doch so ganz anders als meine geliebte Mama; sie kommt mir engherzig vor. Sie seufzt immer, wenn sie mich ansieht, und hat jetzt ihre Versuche, zärtlich mit mir zu sein, aufgegeben; ich kann es nicht erwidern. Wenn sie nur Papa nicht auch noch gegen mich einnimmt! —

Ich glaube auch nicht, daß ihr Prediger S. gefällt. Wir gehen jetzt Sonntags regelmäßig zur Kirche, und sie schien gar nicht erbaut von der Predigt, die ich außerordentlich schön fand. —

Jetzt weiß ichs; die Stiefmutter ist aus Schlesien, aus der Nähe von Herrnhut, und darum hat sie so große Hinneigung zur Brüdergemeinde. Das ist doch aber nur eine kleine Sekte, die sich von der Welt abschließt und jedes Vergnügen für unrecht hält. So werde ich nicht — und wenn sie auch zehnmal sagt: der Religionsunterricht müßte mehr Herz und Gemüt, als den Geist ausbilden. —

Daß ich so viel bei Tante Rothen verkehre, scheint auch nicht recht zu sein; ich

glaube, man findet den Ton dort viel zu frei und weltlich. Sehr streng ist freilich die Tante nicht gegen die jungen Herren, das ist wahr; aber sie kommen deshalb auch alle gern, und ihr Haus ist beliebt. — Die Stiefmutter meinte nun, daß ich diesen Winter überhaupt sehr still verleben sollte; die Zeit der Einsegnung sei zu wichtig und die vielen Gesellschaften müßten vermieden werden. Aber ich glaube, Papa hat diesmal endlich meine Partei genommen und gesagt, daß er den Verkehr mit den nahen Verwandten nicht ganz abbrechen könnte. Ich hatte ihm neulich erklärt, daß dieser meine einzige Freude sei; dort werde ich doch beachtet, hier zu Hause bin ich eine Null, die gar nichts mehr zu sagen hat. Und es ist auch so schrecklich langweilig hier, sehr wenig Besuch und Verkehr, weil es die Mama angreift, wie sie sagen; sie hat alle Augenblicke Migräne oder ich weiß nicht was, und legt sich aufs Sofa — es ist unausstehlich. —

Papa hat nun gesagt, daß ich Bälle und größere Gesellschaften bei Rothens noch nicht besuchen sollte, aber gegen den täglichen Verkehr könnte er nichts einwenden — ich kann doch auch nicht den ganzen Tag sitzen und an meine Einsegnung denken! Es mag wahr sein, daß ich zu wenig daran denke — daß mir viel anderes in den Sinn kommt. — —

Kirchberg ist regelmäßig bei der Tante. Ich glaube doch, daß er mich ein wenig gern hat; ein andermal spielt er aber auch nur mit mir und beschäftigt sich mit der schönen Gräfin Melanie — o wie ich die hasse! Warum kommt sie jetzt immer zu Rothens? Gewiß nur seinetwegen. Ich finde Gräfin Melanie eigentlich gar nicht schön — sie hat einen sehr weißen Teint, aber ich glaube auch, sie nimmt poudre de riz.

Wenn ich einmal traurig bin, dann vertröstet mich die gute Tante auf die Zeit, wo ich auch als fertige junge Dame auftreten und meine Freiheit genießen werde. —

Jetzt darf ich fast nie mehr allein zur Tante; die Stiefmama begleitet mich immer, wenn sie auch elend ist; ich glaube, sie will mich beobachten, das heißt, nicht mich allein, sondern ihn auch. Ich merke schon, daß sie ein großes Vorurteil gegen H. K. hat. Aber er kann doch nicht dafür, daß er so liebenswürdig ist!

Neulich sagte die Mama, er sei sehr leichtsinnig und habe schon viel von seinem Vermögen verschwendet. „Nimm dich vor ihm in acht, Konstanze, du bist das mir anvertraute Kind; o, wenn du nur Vertrauen zu mir fassen könntest.“ —

Es kochte in mir — ich preßte die Lippen zusammen und verließ das Zimmer — die Thür fiel zu — sonst hätte es wohl eine Scene zwischen uns gegeben. Sie mag es ja gut meinen — sie ist wenigstens aufrichtig und nicht falsch — aber, mich beugen unter ihre Autorität — nein — niemals.

Nachher hörte ich wohl, daß sie weinte und sich erregte, und der Papa, der immer für ihre Gesundheit zittert, suchte sie zu beruhigen. — — —

Jetzt ist auch die alte Gräfin Kirchberg gekommen, die Mutter — eine vornehme, stolze Frau; sie hat früher eine große Rolle hier bei Hofe gespielt, aber nach dem Tode des Mannes hat sie sich ganz zurückgezogen und lebt nur noch für ihren Sohn. Ich hörte neulich, sie hätte ihn zu sehr verzogen und verwöhnt. Mir machte sie einen recht strengen Eindruck — ich fürchtete mich beinahe vor dem prüfenden Blick, den sie mir zuwarf; dann sagte sie so laut, daß ich es hören konnte: „Wer ist eigentlich diese junge Dame?“ Tante beeilte sich, mich ihr vorzustellen. Ich schlug die Augen nieder vor dem durchdringenden Blick ihrer kalten, grauen Augen, und sie sagte: „Ich habe Ihre Mutter früher gekannt, Sie gleichen ihr etwas; Sie müssen aber wohl noch sehr jung sein?“ „Ich bin sechzehn,“ stammelte ich und ärgerte mich, daß ich so verlegen war. — Nachher sprach sie sehr freundlich mit der Mama — (schreiben kann ich das Wort wohl, aber aussprechen nicht, es will nicht über die Lippen). Aber zu meinem Trost war sie auch gegen Gräfin Melanie, die sich wieder eingedrängt hatte, sehr kurz angebunden, obwohl diese sie mit Schmeicheleien und Liebenswürdigkeiten überhäufte.

Und nun ist der Winter vergangen, es ist schon April, die Bäume fangen an zu knospen, die Veilchen blühen — in wenig Tagen ist nun wirklich meine Einsegnung!

Ja, vielleicht hatte die Mama doch recht, daß ich allzuviel Zerstreuung gehabt; wenn ich mich auch sammle und an das ernste Gelübde denken will — es kommen immer andere Bilder dazwischen. —

Der Prediger lobt mich zwar sehr in den Stunden; er ist immer mit meinen Antworten und meinen Aufsätzen zufrieden. Ich habe auch den ernstlichen Willen, alles zu halten, was ich Gott gelobe, und ich bin daher überzeugt, daß es mir auch gelingen wird. — Aber unglücklich möchte ich nicht sein — mein Herz sehnt sich nach Glück. O mein Gott, wenn ich glücklich bin, werde ich auch gut sein! —

So wäre der wichtige Tag denn vorüber — mir war so feierlich zu Mute, als ich im schwarzseidenen Kleide die Kirche betrat. Ach, ich wollte eigentlich keine eitle Gedanken haben — und doch, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so glaubte ich, daß ich stattlicher als alle meine Gefährtinnen war. — Ich umarmte Papa, der sehr bewegt war, als er mir ein Kreuz an goldener Kette, ein Andenken der seligen Mama umhing; dann reichte ich auch meiner Stiefmutter die Hand — sie war so blaß und sah mich aus ihren sanften blauen Augen so ernst und mahnend an — ich konnte doch den Blick nicht aushalten — ich mag ihr wohl oft das Leben verbittert haben mit meinem Eigenwillen, meiner Heftigkeit, meiner Kälte — könnte ichs doch besser machen künftig! Sie küßte mich nur leise auf die Stirn — sie weiß wohl, daß mir Zärtlichkeiten so schwer zu tragen sind.

Die Feier in der Kirche war schön, und ich recht andächtig und ernst. Der Prediger gab mir den Spruch: „Halte was du hast, daß niemand deine Krone raube."

Nachher kam alles, mir zu gratulieren, man brachte mir so viel Blumen und Geschenke, daß ich wieder recht zerstreut wurde und alle die guten Vorsätze vergaß, die ich gefaßt hatte.

„Wie passend war der Spruch für dich, mein Kind!" sagte Tante, als sie mich umarmte und fast bewundernd anblickte. Sie schenkte mir einen hübschen Schmuck, da ich doch noch zu jung sei für Mamas Brillanten, und verhieß mir noch nachträglich ein schönes, neues Kleid, denn sie wollte mir zu Ehren noch im Frühling ein Fest geben, um meinen Eintritt in die Welt zu feiern, und dazu müßte ich doch einmal elegant und modern sein.

— — Ach! jetzt kam etwas ganz anderes dazwischen — ich habe ein Schwesterchen! Vielleicht hätte ich mich ein andermal sehr darüber gefreut; gerade jetzt konnte ichs nicht. Mama soll sehr krank gewesen sein; man hat für ihr Leben gezittert, wie mir Papa sagte, als er mich gegen Abend in das Zimmer führte. Ich erschrak vor dem todesbleichen Gesicht der Stiefmama in der dämmrigen Stube; sie flüsterte mir die Bitte zu, das Kindchen als meine Schwester zu lieben, das da schlummernd in der Wiege lag. Ich war gerührt in dem Moment, als ich mich über die Kleine bengte — aber als ich Papas angstvollen Blick sah, der mir winkte, recht ruhig zu sein, da zuckte mein Herz, als ob diese beiden, Mutter und Kind, ihm künftig alles sein würden und ich nichts mehr! Ich wandte mich ab und hörte nur, wie die Kranke tief seufzte — Papa führte mich rasch wieder hinaus. „Du erregst sie," sagte er, „der Arzt hat die größte Schonung empfohlen."

Da sitze ich nun und bin wie verbannt aus der Krankenstube; ich würde gern helfen, wenn ich dürfte, etwas holen oder bringen — aber man schickt mich immer gleich wieder hinaus. —

Nun frage ich mich angstvoll, ob man mir wohl erlauben wird, zu dem Fest bei der Tante zu gehen? Sie hat schon so viele eingeladen, sie kann es nicht verschieben. —

Heut bin ich H. auf der Treppe begegnet, er kam von Papa; ich fühlte wieder, wie meine Wangen glühten — und er sah mich so an — fast wie bewundernd, möchte ich sagen. „Sie kommen doch am Sonnabend?" sagte er, „Sie müssen mir den ersten Walzer schenken und auch den Kotillon; das Fest ist ja Ihnen zu Ehren, und ich soll Vortänzer sein." Ich war so verwirrt, daß ich ihm kaum antworten konnte.

Zehn Tage sind vorüber und Papa hofft, daß die Gefahr überwunden ist. Ich durfte wieder ins Zimmer und fragte nur rasch: „Nun kann ich doch heut zur Tante?" Die Mama erschrak sichtlich: „Wenn der Papa dich begleitet," sagte sie matt. Dieser winkte mir ungeduldig, zu schweigen — was soll ich thun? —

— — O, welch ein Tag war der gestrige! Wie soll ich alles schreiben, was ich erlebte! Ich zog mich an, ich fand mich selber hübsch in dem schönen Kleide, nur die Rosen im Haar fehlten noch. Da ließ mich die Mama noch einmal rufen, ihre Wangen brannten etwas und ihre Augen glänzten; sie bat mich, sie beschwor mich, zu bleiben — man wolle mich zu einem übereilten Schritte drängen; ich sei zu jung, um allein in der großen Gesellschaft aufzutreten. Ich fühlte es, wie das Blut siedend heiß mir zum Herzen stieg. „Ich habe versprochen, zu kommen, ich kann nicht bleiben!" rief ich heftig und alles vergessend, „soll mir denn jede Freude verbittert werden? ich ertrage es nicht länger —." „Konstanze, du wirst es bereuen —" sagte sie matt. Ich stürzte hinaus. „Bleibe nur eine Stunde," sagte Papa nachher, „Mademoiselle soll dich begleiten — ich kann nicht fort."

So fuhr ich denn allein und mein Herz klopfte, nicht bloß vor Freude — es war wie die Stimme des Gewissens. — Ich kam spät, alles war schon versammelt bei dem herrlichen Wetter draußen im Garten, den bunte Lampions nachher erleuchten sollten; auch die Musik war dort aufgestellt. „Wo bleibst du?" sagte die Tante, „Kirchberg hat sich wieder ganz der Gräfin Melanie gewidmet aus Langerweile; aber wenn er dich heute sieht —"

Die Tante arrangierte noch Spiele im Garten so lange es hell war; sie stellte die Paare auf — sie versteht das so gut. H. sollte mich erhaschen — ich flog über den Rasen auf die Gebüsche zu; er ließ mich laufen, bis das Gebüsch uns völlig vor den Augen der Mitspieler verdeckte. Dann folgte er, ergriff in leidenschaftlicher Weise meine Hand und flüsterte zärtlich in mein Ohr: „Konstanze, ich liebe dich!" Ich hatte nur noch so viel Kraft, mich loszureißen und zu der Gruppe der anderen zurückzufliegen — es schwamm alles vor meinen Augen.

Die kleine Scene war aber doch nicht ganz unbemerkt geblieben; Gräfin Melanie machte boshafte Bemerkungen über unbewachte Kinder, die sich in den Büschen versteckten, und Tante, die mir einen triumphierenden Blick zuwarf, ließ geschwind den Tanz im offenen Salon beginnen — es dämmerte auch schon. — In dem Augenblicke wurde mir der Wagen gemeldet — aber ich war so berauscht, daß ich es kaum hörte.

„Er liebt mich!" tönte es immer in meinem Herzen wieder — ich hätte die ganze Welt vergessen können in dieser Wonne! Mademoiselle winkte, aber H. trat an mich heran: „Den Walzer, Konstanze, müssen Sie mir noch schenken!" sagte er in seinem halb bittenden, halb befehlenden Ton. Wir tanzten. —

Da drängte sich Mademoiselle durch die Paare, der Diener stand an der Thür: „Der Herr Baron haben nochmals geschickt, Fräulein Konstanze möchten augenblicklich kommen — die Frau Baronin wären sehr krank." Ich wurde blaß vor Schreck, H. hüllte mich in meinen Mantel und hob mich in den Wagen; an allen Gliedern bebend kam ich im Hause an. Im Vorzimmer traf ich schon Papa, der mir verzweifelt zurief: „Sie stirbt! Es ist deine Schuld — die Angst um dich, um dein so langes Ausbleiben hat sie so furchtbar erregt!"

Es war, als ob ein Donnerschlag mich getroffen — der Gegensatz der Eindrücke war zu stark. Die arme, arme Mama! Ihre Beängstigungen hatten zugenommen, als ich weggestürzt war, — als ich nicht wiederkam — ein furchtbarer Schüttelfrost hatte sie gepackt — sie schien uns allen sterbend! Und ich — ich kniete in dem weißen Kleide, mit den Rosen noch im Haar, an ihrem Lager — ich rang die Hände — ich wollte beten — aber ich konnte nicht! War ich denn eine Mörderin? O mein Gott — meine Schuld schien mir zu groß, als daß sie mir je vergeben werden könnte, weder von Gott, noch Menschen — ich brach zusammen und Mademoiselle mußte mich fortbringen. — —

Schreckliche Tage! Ein bösartiges Fieber verzehrt die Kräfte der armen Mama; sie ruft oft meinen Namen wie in Todesangst; sie sagt, daß sie nicht ruhig sterben könnte, nicht meiner Mutter im Himmel begegnen, wenn sie mich nicht behütet, nicht vor dem Verderben der Welt bewahrt hätte — immer bittet sie: „Bleibe hier!“ und ich stehe trostlos und verzweifelnd daneben — denn sie erkennt mich nicht, auch wenn ich ihr versichere, daß ich an ihrer Seite bin; — ich wage nicht, Papa anzusehen. —

So geht ein Tag nach dem andern hin — und auch K. läßt nichts von sich hören; müßte er nicht kommen — müßte er nicht fragen? — O ist es möglich, daß er so mit meinem Herzen gespielt? daß er wirklich so schlecht und gewissenlos ist, wie die arme Mama glaubt, wie sie es mir immer gesagt? —

Heut stand ich am Fenster — ich mußte einmal Luft schöpfen, es war, als ob ich ersticken sollte vor Angst — das Herz will mir brechen, wenn ich an Papa denke! Da — da sah ich — ich glaubte es sei ein Wahnbild, die Gräfin Melanie auf ihrem schönen Pferde — ihr Schleier wehte und ihre Augen blitzten, als sie vorbeisprengte — und neben ihr ritt Kirchberg im eifrigen Gespräch. Und als er vorbei war, schien es mir, als ob er, wie zum Hohn, den Kopf umwandte — aber ich hatte mich zitternd hinter dem Vorhang verborgen. — Umsonst geliebt — umsonst den furchtbaren Vorwurf auf mein Gewissen geladen — die Last, die ich nie wieder abwerfen kann! Vergebene Liebe — vergebenes Leben — ist es nicht zu hart — zu viel? —

— — Mit Mama geht es zu Ende; der Schimmer der Verklärung liegt schon auf den stillen Zügen — ich habe noch nie jemand sterben sehen — o welch ein ernster, heiliger Schauer umgiebt den Tod! Sie phantasiert nicht mehr, sie liegt ganz ruhig und fühlt ihr Ende herannahen — o könnte ich ihr nur noch ein wenig Liebe beweisen!

Heut wollte sie noch einmal ihr Kind sehen; Papa brachte es ihr; da packte sie noch der heiße Abschiedsschmerz: „Mein armes Kind, wer soll für dich sorgen? wer wird dich hüten und leiten?“

„Ich, Mutter!“ sagte ich — es war das erste Mal, daß ich sie so nannte — nun sie im Sterben lag.

„Du, Konstanze? — so jung — wie kannst du — du wirst andere Pflichten haben.“

„Niemals, Mama!“ rief ich; „niemals!“

„Konstanze, sprich nicht so —“ sagte sie weich und sah mich noch so liebevoll an. Ach! — sie hatte sich wohl immer gesehnt, daß ich ihr den Mutternamen geben sollte.

„Mutter,“ sagte ich noch einmal, „ich schwöre es dir: ich will kein anderes Ziel, keinen Zweck mehr haben, als für dies Kind zu leben — vergieb mir nur, was ich gegen dich gefehlt.“

„Schwöre nicht, Konstanze,“ sagte sie leise, „liebe nur das arme mutterlose Wesen — ich weiß — du wirst es thun.“ Sie legte ihre schon kalte Hand schwer auf meine Stirn.

Gott sei Dank, sie vergab mir — ich habe es alles hier aufgeschrieben, damit ich es nie — nie vergesse! —

Ich drückte das kleine zarte Kind fest an meine Brust, und um die Lippen der Mutter schwebte es wie ein seliges Lächeln. —

Als der Geistliche kam, reichte er ihr noch das heilige Abendmahl — Papa und ich empfingen es mit ihr; ich fühlte es, wie ich damit meinen Schwur besiegelte. Dann ging ich nicht fort, bis — alles vorüber war. —

Auch bei mir ist sie nun vorüber, diese Aufregung, diese Spannung der letzten Wochen; ich kann gar nicht weinen — aber mir ist, als sei ich viele Jahre älter geworden. Ich muß Papa denken und sorgen helfen — er ist fassungslos.

Am Sarge der Mutter ist die kleine Frieda getauft; ich hielt sie in den Armen; zum erstenmal fielen ein paar Thränen aus meinen Augen auf des Kindes Stirn. —

Jetzt — jetzt, da alles vorüber ist, fand Papa einen Brief von H. K. auf seinem Tisch; er hatte dort vierzehn Tage gelegen, unter anderen Papieren, unbeachtet — einer

an mich war eingeschlossen — das war ein schrecklicher Augenblick. „Nie, niemals!" sagte ich bebend und gab den Brief zurück.

„Aber mein Kind —"

„Papa, ich habe es mir gelobt — ich kann nicht — laß mich nur für unsere kleine Frieda, für dich leben." Ich schauerte zusammen, daß Papa schwieg — vielleicht glaubte er, es sei Abneigung. —

Er schrieb noch einmal: er könne den Gedanken nicht ertragen, daß das erste Mädchen, für das er ein tieferes Gefühl gehegt, sich von ihm abwenden sollte — weiter las ich nicht; ich zitterte vor mir selbst, daß ich dem ungetreu werden könnte, was ich doch als heilige Pflicht erkannt. Nein, nein! ich will der nicht noch im Tode Kummer bereiten, der ich das Leben verbittert, die ich ins Grab gebracht. Sie sagen wohl, ihre zarte Konstitution hätte es nicht überdauert — aber ich weiß es besser; wenn auch der Vater schweigt und mir keinen Vorwurf macht — es steht doch alles wie mit glühendem Griffel in meinem Gewissen geschrieben! Ich will es aber sühnen, ich will es büßen, was ich verschuldet, ich will es gut zu machen suchen — ich habe den Brief zurückgesandt! — Aber ich kann nicht darüber sprechen, ich kann anderen nicht bekennen, was mich drückt. —

Tante sagte neulich: er sei furchtbar erregt, und hätte sich überall, bei seinem Kommandeur, sogar bei Hofe mißliebig gemacht durch sein arrogantes, gereiztes Wesen; nun habe er sich selbst um seine Versetzung bemüht, und man würde froh sein, den gefährlichen jungen Mann für einige Jahre los zu werden — er hätte nun Zeit, über seine Thorheiten nachzudenken. — —

Wir gehen auch fort — nach Felseck — dort ist ja die Gruft. Gottlob! mir ist die Stadt jetzt verleidet! — Ob ich ihn wohl noch einmal sehen, nur noch Abschied nehmen könnte von dem Jugendtraum — daß er es wüßte, wie ich ihn ja nicht hasse —?

Ich ging noch einmal zur Tante — bisher hatte ich ihr Haus ängstlich gemieden. „Kind, du siehst ja aus wie eine Vogelscheuche in der tiefen Trauer," sagte sie, „ganz blaß und verändert." Ja — er war da — aber er wandte sich stolz und kalt ab — er hat mich gar nicht angesehen, sondern mit einer andern gescherzt und gelacht — das war unser Abschied — o Gott! werde ich es je vergessen?! —

Hier endete das Tagebuch; es war ein dicker Strich darunter gemacht, wie zum Abschluß eines Lebensabschnittes; Konstanze hatte es vielleicht nie wieder geöffnet.

Jetzt saß sie noch lange davor, das Gesicht mit den Händen bedeckt, als wollte sie den Schmerz, der neu geworden, vor sich selbst verbergen.

Die Lampe drohte zu verlöschen; sie warf sich auf ihr Lager, aber die Gedanken ließen sie nicht ruhen. Die ganze Vergangenheit wurde wieder lebendig und zog an ihrem Geiste vorüber: Das stille Leben in Felseck, wo sie geschaltet und gewaltet als Herrin in Haus und Garten; denn der Vater, ein gebrochener Mann nach dem Tode der zweiten Frau, überließ ihr alles, auch Friedas Erziehung. Wie oft hatte sie an der Wiege gesessen und jedem Atemzug gelauscht, sich an jedem Lächeln des Kindes erfreut; wie hatte sie gewacht und gesorgt für die Kleine, den Liebling des ganzen Hauses; und all die leidenschaftliche Liebe und Zärtlichkeit ihres eigenen Herzens, die sie immer in sich verschlossen und jetzt mit fester Hand zurückgedrängt, hatte sie nur ihrer Frieda zugewandt.

Mit glühendem Eifer hatte sie auch noch gelernt, Musik, Malerei, Sprachen studiert, wissenschaftliche Bücher aller Art verschlungen, nur um dereinst die Erziehung ihres Lieblings selbst zu leiten, wie sie sich sagte — oder — weil sie keinen höheren Trost kannte, um die tiefe Leere ihres Innern auszufüllen, um sich selbst zu übertäuben und keine Reue zu fühlen über das, was sie gethan? Um den Gedanken zu entgehen, die sich untereinander verklagten und entschuldigten?

Und doch — mußte sie nicht immer wieder seinen Namen hören? entweder wenn die Zeitungen von seinen diplomatischen Sendungen berichteten, als er mit Hülfe eines Onkels glücklich eine solche Stellung erhalten, die seiner gekränkten Eitelkeit wieder schmeichelte; oder wenn die zahlreichen Gäste, die sich im Sommer und zur Jagdzeit einfanden, lächelnd oder achselzuckend von den Erfolgen sprachen, die er auch anderweitig errang?

Und nun kamen für sie auch Heiratsanträge, die sie beunruhigten; sie war ja eine reiche Erbin, und ihre Schönheit hatte sich mit den Jahren nur noch mehr entwickelt, so konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen, und oft redete der Vater zu, wenn es ihm eine annehmbare Partie zu sein schien. — Aber keiner hatte es je verstanden, wieder Eindruck auf ihr Herz zu machen; sie blieb kalt und stolz gerade denen gegenüber, die ihre Neigung gewinnen wollten, denn sie war eine selbständige Natur, und es war ihr ein schrecklicher Gedanke, nur um äußerer Vorzüge oder um des Geldes willen geheiratet zu werden; sie glaubte nicht an Liebe, wo sie keine empfand, und so hatte es ihr keinen Kampf gekostet, das Versprechen zu halten, das sie einst der sterbenden Mutter gegeben, und das sie in seinem ganzen Ernst erfaßte, wenn sie auch nie darüber sprach.

Erst als Frieda mehr heranwuchs und die Liebe der Schwester mit der zärtlichsten Hingebung erwiderte, war Konstanzens Seele stiller und ruhiger geworden. Das Kind mit den goldenen Locken und den klaren blauen Augen der Mutter wuchs ihr auch mehr und mehr ans Herz.

Oft hatte sie an ihrem Bett gekniet und sie beten lassen, daß ihre Mama im Himmel sich über sie freuen, daß sie ihr ähnlich werden möge; und wenn die Kleine so inbrünstig die Hände faltete oder mit tiefer Andacht lauschte, wenn sie ihr die schönen Geschichten aus dem Alten Testament erzählte, dann war es bisweilen wie ein heißer Schmerz durch Konstanzens Seele gezogen: O Kind, wäre ich wie du! Ich müßte von dir lernen, statt du von mir!

Sie konnte ihr den festen Glauben nicht ersetzen, aber sie freute sich an dem Zug nach oben, der Frieda innewohnte, wie ein Erbteil dieser frommen Mutter, und sie hätte sie gern noch länger vor jeder Berührung mit der Welt gehütet. Sie erschien ihr noch immer als ein liebliches Kind, das sie mit einer Art von eifersüchtiger Liebe bewachte, das aber noch zu zart war für den Kampf des Lebens, und das nun erst wirklich ihre Freundin werden sollte, wozu sie bisher den rechten Uebergang noch nicht gefunden.

Und gerade jetzt, wo ihre Frieda eben erst erwachsen war, hatte des Vaters Wunsch und Wille sie nach der Residenz geführt, sie aus der schönen, behaglichen Stille, in die sie sich allgemach eingewiegt, herausgerissen.

War es nur zu neuen Kämpfen? War die Vergangenheit noch nicht tot, die ihr heut wieder in leibhaftiger Gestalt entgegengetreten? Und was würde die Zukunft noch bringen? —

Das waren die Bilder, die Fragen, die im raschen Fluge vor Konstanzens innerem Auge auftauchten, als sie ruhelos auf ihrem Bett lag, und die seidenen, mit Spitzen besetzten Decken und Kissen wie ein Alp auf ihr zu lasten schienen. Der späte Wintermorgen dämmerte schon, als sie endlich in einen unruhigen Schlummer sank.

III. Kapitel.

Frieda.

Sie glich einer eben erblühten Rosenknospe, als sie am Morgen ihr blondes Köpfchen durch die halbgeöffnete Thür in Konstanzens Schlafzimmer steckte.

„Schläfst du noch, Konna?“

Diese fuhr aus ihren unruhigen Träumen empor; sie sah bleich und überwacht aus nach der schlaflosen Nacht.

„Hast du gut geschlafen, mein Liebling?"

„Schlafen konnte ich eigentlich nicht, es schwirrten die Töne der Musik und die Gespräche noch in meinen Ohren."

Konstanze küßte sie zärtlich; nach allem, was sie in der letzten Nacht gleichsam wieder durchlebt und durchkämpft, war eine fast leidenschaftliche Bewegung in ihrem Wesen.

„Ich komme gleich," sagte sie, und Frieda schlüpfte wieder in ihr Zimmerchen zurück.

Das kleine Zimmer war ein echtes Mädchenstübchen mit seiner Rosentapete und den einfachen weißen Mullvorhängen, von rosa Schleifen zusammengehalten, die Fenster und Bett umhüllten; mit den Blumen, die im Fenster blühten, und dem zahmen Kanarienvogel im Bauer, den Frieda selbst fütterte und pflegte; mit dem kleinen Bücherbrett und den zierlichen Geräten, die auf dem Schreibtisch und den kleinen Schränken geordnet waren, sah es fast noch so kindlich aus, wie die Bewohnerin selbst.

Ueber Friedas Bett hing ein einfaches Kruzifix, und in einer Ecke am Fenster war ein Tischchen aufgestellt und wie ein kleiner Altar geschmückt. Bibel und Gesangbuch lagen auf der weißen, gestickten Decke; Epheu rankte um Guido Renis Christuskopf, der darüber hing, zwischen ein paar großen, gedruckten Bibelsprüchen. Das Bild ihrer verstorbenen Mutter und das ihres Pastors Merett waren in der Nähe aufgestellt.

Heut betrachtete sie erst sinnend das Bild der Mutter, die sie nie gekannt, und das ihres treuen, alten Lehrers, dem sie so viel verdankte, der ihr mit seiner tiefen Herzensfrömmigkeit und im eigenen, lebendigen Glauben zuerst die frohe Botschaft des Evangeliums verkündet und nahe gebracht.

Merett war ein edler und zugleich tiefgebildeter Geist; er stammte aus der Schweiz, und etwas von den liebenswürdigen Umgangsformen der französischen Nation war ihm noch eigen. Aber der frühe Tod einer heißgeliebten Frau hatte ihn die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen gelehrt und ihn zu der einzigen Quelle des wahren Trostes hingeleitet; seitdem konnte er, wie Ignatius von Antiochien, aus tiefster Ueberzeugung sagen: „Meine Liebe ist gekreuziget."

Es war eine besonders gnädige Fügung, daß Konstanze Meretts Bekanntschaft in der kleinen Residenz gemacht hatte, die nicht weit von Felseck lag, und daß er auch ihren grübelnden und zweifelnden Geist durch seinen weiten Blick, seine vielseitigen Interessen angezogen hatte, so daß sie ihm ihre Frieda zum Unterricht anvertraute. Engherzige, kleinliche Naturen waren ihr zuwider, aber sie wünschte und wollte doch, daß Frieda im Sinn und Geist ihrer frommen Mutter erzogen würde, sie hätte sonst geglaubt, ihre Aufgabe nicht recht zu erfüllen; und sie freute sich an dem erwachenden inneren Leben der Schwester, wie es in ihren klaren Augen erglänzte und in dem ganzen stillen Wesen des Geistes sich kund gab, wenn es ihr selbst auch vielleicht etwas Fremdes, Unverstandenes blieb. Frieda war auch eine zu echt weibliche Natur, als daß ihr innerstes Wesen in äußerlichen Geberden hervorgetreten wäre; es blieb ein Heiligtum ihres Herzens, über das sie nicht viel Worte zu machen verstand.

Nur zuweilen in Versen, die sie ganz im Geheimen aufschrieb, an stillen Abenden, am Fenster ihres Stübchens in Felseck, hatte sie ihre Gefühle ausgesprochen, all die Ahnungen eines neuen, höheren Lebens, die sie bei ihrer Einsegnung erfüllten, wo es ihr schien, daß Gottes Geist sich auf sie herniedersenkte, als Pastor Merett die Hände auf ihr demütig geneigtes Haupt gelegt, und die Sehnsucht in ihr erwachte, nun auch in diesem neuen Lichte zu wandeln und nur für ihren Herrn und Gott zu leben.

Nur Konstanze hatte zuweilen einen Blick in Friedas Herzensergüsse thun dürfen; sie hatte vielleicht gelächelt zu den noch ungelenken, schüchternen Versuchen, aber es war doch ein ermutigendes Lächeln gewesen; es freute sie, wenn Frieda, die doch nur der Schwester zuliebe zeichnete oder musizierte, irgend ein Talent zeigte, und sie ermahnte sie wohl, es auszubilden und Rhythmus und Versmaß gehörig zu studieren. Sie dachte



nicht, daß in dem schwärmerischen Zuge, der durch Friedas Gemüt ging, der ihrem eigenen starken und klaren Geiste fremd war, eine Gefahr liegen könnte.

Man sagt wohl nicht mit Unrecht: „Die Phantasie beschützt ein rein Gemüt" — sie führt hinaus über das vergängliche Leben und seine Eitelkeiten, aber es liegt doch auch die Neigung nahe, sich allzusehr in selbstgeschaffene Träume zu verlieren.

Als nun die große Veränderung in dem Leben der Schwestern eintrat, als durch die Erbschaft von Breitenstein die äußeren Verhältnisse sich so viel glänzender gestalteten, mußte Friedas Unterricht und Einsegnung beschleunigt werden, und die Trennung von ihrem geliebten Felseck war Frieda so schwer geworden, weil es ja zugleich ein Abschied von Pastor Merett war. Dort in den Bergen und Wäldern ihrer Heimat war ihr auch das Gefühl von Gottes unmittelbarer Nähe zuerst ergreifend klar geworden, und sie hatte Abrahams Berufung verstanden: „Wandle vor mir und sei fromm."

Aber auch in Breitenstein, obwohl ihr das große Schloß nicht gemütlich erschien, hatte sie doch ihr Gebetskämmerlein gehabt und manche schöne, stille Stunde da verlebt. Jetzt in der Stadt, in dem Treiben der großen Welt, erschien es ihr doppelt nötig, sich täglich zu sammeln vor Gottes Angesicht, und heut zum erstenmal war es ihr schwer geworden, und sie hatte sich dabei ertappt, daß ihre Gedanken wanderten und wie die Vögel des Himmels unruhig umherflatterten.

Selbst als sie ihre Bibel nahm, und sich in einen der Psalmen und in das Evangelium Johannis vertiefen wollte, fand sie sich zerstreut, und griff endlich nach dem kleinen Büchlein des Thomas von Kempen, das ihr Pastor Merett zur Einsegnung geschenkt, und wo er eigenhändig den Spruch eingeschrieben, den er ihr als Schutz und Halt fürs Leben mitgegeben: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel."

Sinnend betrachtete Frieda die Worte wieder und wieder, als ob der tiefe Sinn derselben ihr jetzt erst recht klar würde, wo die Welt an sie herantrat. Dann blätterte sie in dem Buche und las:

„Fliehe das Getümmel der Menschen, denn schnell werden wir von der Eitelkeit, die sich überall mit einschleicht, gefangen genommen. — So oft ich unter Menschen gewesen bin, war ich weniger Mensch, da ich heimging. Was bringst du mit nach Hause als ein beschwertes und zerstreutes Herz? — Bleibe in deinem Stübchen, denn du wirst nirgends anders solchen Frieden finden."

Hatte der fromme Klosterbruder nicht recht? Oder war Friedas innige Frömmigkeit nicht bisher nur Gefühl gewesen; tiefes, wahres Gefühl, aber doch noch nicht so fest gewurzelt in seiner Verborgenheit, wo die rechte Gemeinschaft noch fehlte, um sie vor allen Gefahren, vor allen zu lebhaften Eindrücken ihrer reizbaren Phantasie zu schützen?

IV. Kapitel.

Der Besuch.

If I should meet thee
After long years,
How should I greet thee?
Byron.

Es war spät geworden, ehe die Schwestern heut ihr gemeinsames Frühstück eingenommen und den Papa begrüßt hatten, den sie sehr heiter fanden.

Das Treiben in der Residenz sagte ihm jetzt wieder mehr zu, als das stillere Leben auf dem Lande. Er hatte dort wohl versucht, der Wirtschaft und Jagd sein Interesse zuzuwenden; aber er verstand zu wenig von all den schwierigen Fragen, und der Erfolg seiner Thätigkeit war daher nicht lohnend gewesen, bis der reiche Besitz von Breitenstein ihn aller solcher kleinen Sorgen überhob. — Er freute sich jetzt, wo er es

konnte, wieder mit Glanz in der Welt aufzutreten, und behauptete auch, daß notwendige Geschäfte ihn nach der Residenz riefen. Da er keine Söhne hatte, so gingen die großen Güter nach seinem Tode an eine andere Linie über, und er wollte versuchen, wenigstens ein paar derselben, deren Besitztitel zweifelhaft waren, als Allod erklären zu lassen und als Erbteil auf Frieda zu übertragen. —

Konstanze hatte mehr für Ersparnisse gestimmt aus den bedeutenden Einkünften, um noch ein eigenes Vermögen für Frieda zu sammeln, aber er pflegte ihr zu erwidern: „Wer weiß, wie lange ich noch lebe? Ich glaube, meine Tage sind gezählt, und ich muß eilen, wenn ich noch für euch sorgen will."

Vielleicht war es auch eine Art väterlicher Eitelkeit, die ihn trieb, seine beiden Töchter, die eine schön, die andere liebreizend, noch vorzustellen, und womöglich die glückliche Verheiratung wenigstens Friedas noch zu erleben.

Er war auch sehr befriedigt von dem Beifall, den beide in der Gesellschaft gefunden, und Graf Arnold, der sich sichtlich um Friedas Gunst bemühte, schien ihm eine ganz wünschenswerte Partie für seine Tochter — wohlhabend und von guter Familie — er begünstigte seine Bewerbungen.

Auch Konstanze war dem liebenswürdigen, wohlerzogenen jungen Manne eigentlich nicht abgeneigt; nur erschien ihr jede Entscheidung noch verfrüht, und sie war froh, daß in Friedas Gemüt noch keine entschiedene Neigung aufzudämmern schien; ihre kindliche Unbefangenheit war ihr ein Trost.

Konstanze wollte gerade den Wagen bestellen, um etwas frische Luft zu schöpfen, als der Diener eine Karte hereinbrachte und: Graf Kirchberg — meldete.

Konstanze zuckte ein wenig zusammen: „Nicht zu Hause," sagte sie dann in ihrer kühlen, bestimmten Art.

„Wie schade!" sagte Frieda, die Karte betrachtend. „Es ist nicht passend, daß wir den Grafen allein empfangen."

Konstanze öffnete hastig ihr Notizbuch und schrieb einige Namen auf; sie war in einer Art von fieberhafter Hast und Ungeduld, als ob sie sich selbst entfliehen wollte.

Kirchberg war aber nicht der Mann, sich abweisen zu lassen. Er hatte wohl auch noch durch Nachrichten aus der Heimat von Felsecks gehört, und ganz hatte er Konstanze nie vergessen, obwohl er damals mit den Zähnen geknirscht vor Wut, als sie ihn abgewiesen, während er doch ihrer Liebe so sicher zu sein glaubte und gleichsam nur aus Mitleid mit dem jungen Dinge ihr seine Freiheit opfern wollte. Auch jenen Spazierritt mit Gräfin Melanie hatte er nur im Aerger und der Ungeduld über die Verzögerung einer Antwort unternommen. Das Bild des schönen jungen Mädchens, das sich so hartnäckig geweigert, die Seine zu werden, während so viele andere nach seiner Liebe strebten, war vielleicht gerade deshalb in seiner Seele haften geblieben. Er hatte zahllosen anderen Frauen gehuldigt, aber keine vielleicht wirklich geliebt.

Er glaubte Konstanze wie bisher noch in Felseck vergraben und hatte bei seiner Ankunft und den dringenden Geschäften noch nicht Zeit gehabt, sich nach ihr zu erkundigen; so war seine Ueberraschung, sie plötzlich in der Residenz, in der Mitte der Gesellschaft zu finden, vollkommen gewesen.

Was aber auch seine Empfindungen sein mochten, als er sie stolzer und schöner wiedergesehen, und sie vor seinem Blick doch erbleichte und erbebte, er war nicht gewillt, die Fäden, die sich so unvermutet wieder angeknüpft, zerreißen zu lassen; er wollte die Bekanntschaft mit den beiden anziehenden Schwestern fortsetzen; warum sollte er auch der kleinen, lieblichen Frieda nicht ein wenig huldigen? — —

Als Konstanze seinen Besuch kurz abgewiesen, ließ er sich ohne weiteres bei dem Herrn Baron melden, folgte dem Diener auf dem Fuße und begrüßte den alten Herrn so herzlich und verwandtschaftlich, sprach so unbefangen von früheren Zeiten und Erinnerungen, daß dieser ganz warm wurde bei dem unerwarteten Wiedersehen seines Verwandten, ihn „lieber Neffe" nannte und voller Freude zu seinen Töchtern hinüberführte.

Konstanze erbleichte und Frieda errötete ein wenig, als statt des Dieners, der den Wagen melden sollte, der Papa in den Salon trat, und hinter ihm, mit der heitersten, unbefangensten Miene der Welt, Kirchberg, den er seinen beiden Töchtern als Vetter vorstellte und alle Familienbeziehungen mit der Gründlichkeit des Alters auseinandersetzte.

„O, wir haben schon gestern Bekanntschaft gemacht," sagte lachend Kirchberg, indem er sich an Frieda wandte und Konstanze absichtlich zu übersehen schien; er ließ sich sorglos in den roten Damastfauteuil an ihrer Seite nieder: „Nicht wahr, meine gnädige Cousine, wir wußten nur nicht, wie nah wir eigentlich verwandt wären? Es war wie des Schicksals Stimme, die mich hieß, mit Ihnen zu tanzen."

„Also getanzt habt Ihr gestern schon zusammen?" lachte der Baron sehr vergnügt.

„Freilich; das Schneeglöckchen verdunkelte alle Rosen und andere Ballblumen; ich ahnte nur noch nicht, daß Mademoiselle Bredstén, wie der kleine Vicomte sich ausdrückte, meine Cousine sei." Und Kirchberg spielte mit ein paar Schneeglöckchen, die er noch im Knopfloch trug.

Zu Konstanzens Erleichterung wurde jetzt auch Graf Arnold gemeldet, der sich nach dem Befinden der Damen erkundigen wollte, die leider gestern so rasch vom Ball verschwunden waren, daß er nicht Zeit gehabt, um Ersatz für den verlorenen Tanz zu bitten.

Er runzelte etwas die Stirn, als er den fremden Oberst dort wieder erblickte, so gemütlich, als ob er schon ganz zu Hause sei, und hörte mit einiger Verwunderung von der Vetterschaft, die jener absichtlich etwas laut betonte.

Noch nie hatte Konstanze aber den jungen Mann so freundlich empfangen; er erschien ihr wie ein Trost in dem unbeschreiblichen Bangen, das ihr Herz beschlich, während sie fast stumm dem muntern Plaudern zuhörte.

Jetzt fing sie gleich ein eifriges Gespräch mit dem netten, jungen Offizier an, dessen treue, braune Augen sie so fragend und vertrauensvoll anblickten.

Je länger sie mit ihm sprach, desto mehr nahm sie sich vor, den Verkehr zwischen ihm und Frieda zu befördern. Mußte ihr nicht auch der liebenswürdige Kavalier gefallen, mit dem feinen, zurückhaltenden Wesen, dessen Auge, dessen Blick so viel mehr noch verrieten, als er eigentlich zu äußern wagte? Und Konstanze hatte Zeit, sich mit Arnold zu verständigen. Je ungeduldiger sie wurde angesichts der lebhaften Unterhaltung, welche Kirchberg mit Frieda führte, um so fester blieb dieser in seinem Lehnsessel sitzen.

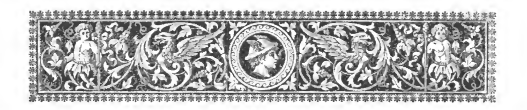
Kirchberg bemerkte die Verstimmung Konstanzens und seine Augen blitzten wie triumphierend. Er spielte wieder mit den Schneeglöckchen, deren welker Zustand darauf schließen ließ, daß sie nicht von heute, sondern von gestern stammten.

Endlich stand er auf, um sich zu empfehlen. Es lag immer etwas Gebietendes in seinem Wesen; auch als er sich tief vor Konstanze verneigte, fühlte sie, daß er sie gleichsam zu beherrschen suchte wie sonst, und wich seinem Auge unwillkürlich aus; sie sah den flammenden Blick nicht, den er ihr noch zuwarf. Frieda schüttelte er die Hand und rief ihr ein scherzendes: „Auf Wiedersehen!" zu.

Arnold atmete auf, als er mit seinen halb nachlässigen, halb stolzen Schritten verschwunden war; Sporen und Säbel klirrten noch auf der Treppe. Er hoffte nun endlich Friedas Aufmerksamkeit zu gewinnen, aber der Diener meldete unbarmherzig den harrenden Wagen, und er sah nur noch die schlanke Gestalt, in den dunklen Sammetpelz gehüllt, mit dem kleinen Barett auf dem blonden Haar, die Treppe hinabeilen und in dem Wagen verschwinden, der dem Park zueilte.

Die Promenade dort war belebt von der eleganten Welt, zu Fuß, zu Wagen und zu Roß; unter den Reitern die hohe Gestalt Kirchbergs, der an der Ecke einer einsamen Allee grüßend vorübersprengte; sicher und gewandt lenkte er die Bewegungen des edlen Pferdes. Konstanze lehnte sich seufzend in den Wagen zurück, aber Frieda blickte ihm nach, bis Bäume und Buschwerk ihn vor den Augen verbargen.

(Schluß folgt.)



Der heilige Rock zu Trier.

Vom 18. August bis zum 6. Oktober 1844 wallfahrteten nach dem amtlichen Berichte der Dompropstei 555,269 Pilger von nah und fern nach Trier, um, wie Dr. Marx, Professor des dortigen Priesterseminars, sagt, das „noch unversehrte Kleid, welches der Herr, Gottes Sohn, vor achtzehnhundert Jahren getragen hatte, knieend zu verehren". „Sie sind voll Dank geschieden Und priesen froh ihr Glück. Sie kehrten still zufrieden Ins Vaterhaus zurück, Und segnen deine Pfade, O Trier! froh und laut, Wo sie das Kleid der Gnade, Des Heilands Kleid geschaut." Indessen in diesen Freudengesang von Guido Görres fielen manche bittere Wermutstropfen. Mußte doch Bischof Arnoldi in seinem Fastenhirtenbriefe vom 6. Januar 1845 bitter klagen: „Noch sind die Gebete, die heiligen Lobgesänge nicht verstummt, als schon ein gewaltiges Hagelwetter von Schmähungen über eure Häupter sich ergießet. Ist es nicht, als hätten seit jener Zeit die Lüge und die Verleumdung all ihre Streitkräfte zum Kampfe gegen uns auf einen Punkt zusammengezogen, um unseliges Wortgezänk und blinden Parteihaß von neuem heraufzubeschwören und die Gemüter derer, die bis dahin friedlich nebeneinander gewohnt, für immer zu entzweien? Als Finsterlinge und Götzendiener durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes verschrieen, selbst nicht einmal im Innern eurer Wohnungen vor der Flut der Schmähschriften sicher: wie ganz natürlich, daß bei eurer treuen Anhänglichkeit an die Kirche und bei eurer lebendigen Ueberzeugung von der Wahrheit eures Glaubens ihr euch auf das empfindlichste gekränkt und in euren heiligsten Rechten aufs schnödeste verletzt fühlet. Man hat sich vielfach Mühe gegeben, das, was euch heilig ist und ehrwürdig, vor aller Welt herabzusetzen und lächerlich zu machen, und zur Stunde schweigt noch nicht die Lästerung; aber ich darf es euch auch nicht verhehlen, daß alle, welche christlich und edel gesinnt sind, daß die Weisen und Guten unter den Nichtkatholiken auf dieses unwürdige Treiben unserer Gegner mit Schmerz und Abscheu herabsehen."

Der Bischof teilt nach diesen lebhaften Klagen seine Gegner in vier Klassen ein. Zu der ersten Klasse gehören die, welche „längst alles Glaubens an Jesum Christum, den Sohn Gottes, bar und ledig sind" und „die Kirche, dies unerschütterliche Bollwerk, zerstören möchten, um alle göttliche und menschliche Ordnung der Dinge umkehren und sich selber auf den Altar des Ewigen niederlassen zu können". Zu diesen, unter denen der Bischof die liberalen Protestanten versteht, gesellen sich dann zweitens die evangelischen Christen, „welche in ihren schwankenden religiösen Ansichten himmelweit auseinandergehen, darin aber eins sind, daß sie wie ein Mann, wo immer sich katholisches Leben zeigt, in leidenschaftlichem Hasse darüber herstürmen". Zur dritten Klasse rechnet er „einzelne abgestandene Katholiken, welche mit den vorher genannten die krasseste Un-

wissenheit über das, worüber sie dünkelhaft und vornehm sprechen, gemein haben". Die vierte Klasse bilde „der große Hanse", der „von Jugend an mit allerlei schändlichen Vorurteilen genährt, selbst jede Gelegenheit floh, die katholische Lehre in ihrer Reinheit kennen zu lernen". „Ein häßliches Zerrbild hat man vor den Augen der Millionen aufgestellt und hohnlachend ausgerufen: Sehet da die katholische Kirche! So und nur so läßt es sich auch erklären, wie manche gute Seele viele Jahre lang unter Katholiken wohnen kann, ohne sich auch nur einmal ernstlich zu erkundigen, was denn eigentlich die Katholiken glauben."

In diesen und ähnlichen Klagetönen ergeht sich der Fasten-Hirtenbrief, welcher am Sonntag Estomihi 1845 von allen Kanzeln der Trierer Diöcese verlesen wurde. Gewiß waren die Angriffe der Zweifler und Gleichgültigen, der Freidenker und Ungläubigen gegen das Christentum höchst beklagenswert und haben nicht wenig die Stürme der Revolution von 1848 vorbereiten helfen. Aber hat denn Bischof Arnoldi irgendwie im Sinne der Vorschriften der Pastoralbriefe Pauli für eine überzeugende Verteidigung der christlichen Grundwahrheiten etwas gethan, oder hat er nicht vielmehr durch Kultivierung eines massiven Aberglaubens weite Kreise in Zweifel und Unglauben getrieben? Durch den Mischehenstreit und Jesuitenmissionen war in Rheinpreußen nicht bloß in evangelische Kreise eine tiefgreifende Beunruhigung geworfen. In päpstlichen und bischöflichen Erlassen wurden Gewissensfreiheit und Bibelgesellschaften als „Wahnsinn" und „Pest" gebrandmarkt, und dann kam Bischof Arnoldi 1844 mit einer feierlichen Reliquienausstellung und Ablaßverkündigung zu dem demonstrativen Zwecke, die Reformation als einen Abfall vom christlichen Glauben und christlicher Sitte vor den Augen der ganzen Welt zu stigmatisieren. Mochte Arnoldi in seinem Hirtenbriefe wie sonst noch so oft versichern, daß seine Reliquienausstellung „eine harmlose Festlichkeit" sei, ein großer Teil des evangelischen Volkes fühlte instinktiv die Wahrheit des Lutherliedes: „Der alt böse Feind Mit Ernst er's jetzt meint; Groß Macht und viel List Sein grausam Rüstung ist; Auf Erd ist nicht seinsgleichen." Wenn damals Professor Karl Witte in Halle in seiner Schrift: „Der heilige Rock, Ronge und Czerski" den Standpunkt derer, die einer Reliquie zur Weckung lebendigeren Glaubensbewußtseins zu bedürfen glauben, in Schutz nahm, oder ein ungenannter Protestant („Der heilige Rock" Leipzig 1845, Leopold Michelsen) gar erklärte: „Jedem Glauben ist der Aberglaube etwa so beigegeben, wie dem Feuer der Rauch", oder ein Berliner Protestant in einer bei Friedr. Regensberg in Münster 1845 erschienenen Schrift: „Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier" gegen die Gegner der Wallfahrt polemisierte, so übersahen sie wie andere den reformationsfeindlichen Zweck der Trierer Veranstaltung und lebten der kindlichen Hoffnung, durch eine losere oder engere Verbindung mit der römisch-katholischen Kirche die Freigeisterei und den Unglauben bemeistern zu können.

Nicht bloß traurige innere Verhältnisse der eigenen Kirche stimmten manche Evangelische zur bewundernden Betrachtung der vermeintlichen Herrlichkeit des römischen Katholizismus, sondern auch das in weiten Kreisen damals bejubelte liberale Phrasentum der katholischen Priester Johannes Ronge und Czerski, welche eine deutsch-katholische Kirche gründen wollten, verwirrte viele sonst ernst gerichtete Protestanten so, daß sie die Trierer Vorgänge unterschätzten und in eine romantische Stimmung gerieten, welche der Paderborner Bischof Martin später als „tiefgewurzelte Sehnsucht protestantischer Kreise nach Rückkehr zur katholischen Mutterkirche" ausbeuten konnte. Ueber den Charakter der damaligen „Reformbewegung" innerhalb der katholischen Kirche herrschte unter den Evangelischen in den Jahren vor der Revolution eine große Meinungsverschiedenheit. Der spätere Verlauf der deutsch-katholischen Bewegung und vollends sein Aufgehen in den socialdemokratischen Atheismus hat den Klagen des Bischofs Arnoldi über „abgestandene Katholiken" in gewissem Sinne Recht gegeben, obwohl wir nach dem Erfolg oder Mißerfolg Personen und Dinge nicht beurteilen und auch von Ronge und anderen Gründern der deutschkatholischen Gemeinde annehmen möchten, daß sie mit guter Absicht

und anfangs auch mit einigem christlichen Glauben an die Verwirklichung des Gedankens einer romfreien, deutschen katholischen Kirche gegangen sind. Klar aber ist, daß sie sehr bald in Voltaireschen Deismus hinabgesunken oder von dem ungläubigen Anhängsel und der jesuitischen Verfolgung hinabgezerrt sind, der nur zerstörend, aber nicht aufbauend wirken kann. Bei Licht besehen, ist es keine die katholische Kirche ehrende Erscheinung, daß unter den Tausenden katholischer Priester, welche innerlich zur Reliquienausstellung dieselbe Stellung wie Ronge in dem ersten Jahre einnahmen, sich kein Mann von ernstem Glauben und opferwilligem Bekennermute zum Proteste ermannte, und Ronges Armseligkeit und Czerskis Nichtigkeit den Jesuiten zur Ausbreitung ihrer Macht Gelegenheit geben konnten.

Der Kadavergehorsam und die an türkischen Fatalismus grenzende Resignation des katholischen Klerus stellten jene Uniformität her, welche der an den Schein gewöhnten Welt so gewaltig imponiert. Welche Vielseitigkeit und welch großartige Gestaltungskraft in mancherlei Formen war dagegen der alten, ja noch der mittelalterigen Kirche eigen gewesen! Hunderte von klangvollen Namen wären aus den fünfzehn Jahrhunderten zu nennen, welche die katholische Kirche zur Buße und Besserung mahnten, welche rücksichtslos die Begehungs- und Unterlassungssünden der Hierarchie rügten, und trotzdem innerhalb der Kirche eine geachtete Stellung bis an ihr Ende einnahmen. Man anerkannte noch die Wahrheit, daß das Evangelium für alle Völker bestimmt ist und daher einer Ausgestaltung nicht entraten kann, welche den berechtigten Eigentümlichkeiten des Individuums wie der Nation gerecht wird und vor allem das Gewissen nicht abstumpft, sondern schärft. Seit dem Tridentinum und dem Wirken des Jesuitenordens ist für verschiedene und mannigfaltige Richtungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche kein Raum mehr. Den noch spärlich vorhandenen Resten von Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit hat das Vatikanum für immer den Garaus gemacht.

Aber aller glanzvolle Schein der Uniformität und alle stolze Gefühllosigkeit für Anwandlungen der Reue über begangene Fehltritte können das Auge vor den Zweifeln nicht verschließen, welche damals zur Zeit der Rockausstellung einen nicht geringen Teil des katholischen Klerus beunruhigt haben. Bischof Arnoldis heftige Worte gegen die Protestanten sind im Grunde nur ein Ventil für sein durch Zweifel gefoltertes Herz und ein Feigenblatt zur Bedeckung seines schwankenden Glaubens an die Echtheit der Reliquie vor dem Argwohn des fanatisierten Volkes. Auf den „fliegenden Brief" eines wohlmeinenden evangelischen Christen, der ihn 1845 in einem bei van der Beeck in Neuwied veröffentlichten Schriftchen anklagte, „die Regierungen in Verlegenheit gesetzt und deutsche Gemüter aufgeregt zu haben" hat er die Antwort so gut mit ins Grab genommen, wie er stumm geblieben ist über seine Enttäuschung bei der Prüfung des heiligen Rockes. Kein Geringerer als der Trierer Domkapitular J. N. v. Wilmowsky hat uns darüber unterrichtet. Dieser sagt in seinem Büchlein: „Die Schrift des A. Rhenanus: Eine Beleuchtung der „archäologischen Prüfung des zur Verhüllung der Reliquie der Tunica (des Rockes) des Erlösers verwendeten prachtreichen liturgischen Gewandes im Dome zu Trier." (Trier, 1877. Fr. Lintz.) S. 70: „Der selige Bischof, sein Generalvikar und der Domdechant haben das Ergebnis ihrer eigenen früheren Untersuchung weder selbst veröffentlicht, noch in ihrem Protokolle über die Ausstellung niedergelegt, sondern schweigend mit ins Grab genommen. Ich fühlte mich innerlich angetrieben, ehe auch ich von hinnen scheide, der Wahrheit Zeugnis zu geben und über die Verwechslung der Tunica mit der heiligen Reliquie Licht zu verbreiten." „Herr Dompropst Holzer in Trier (der vom hochseligen Kaiser Wilhelm I. wiederholt ausgezeichnet wurde) hat sich gegen den hochwürdigsten Herrn Bischof Eberhard dahin ausgesprochen: er habe die Tunica mit der Lupe besichtigt und auf derselben kleine Pferde bemerkt; solche Kleider zu tragen sei aber den Juden verboten gewesen; die Tunica könne daher kein Gewand des Erlösers gewesen sein".

„Herr Holzer ist übrigens nicht der einzige und erste, welcher sich in dieser Weise

ausgesprochen hat. Mehrere wissenschaftlich gebildete, umsichtige und gewissenhafte Geistliche sprachen sich schon auf ähnliche Weise gegen mich aus. Einer derselben schrieb mir, nachdem er meine Abhandlung gelesen: „Was Sie über den heiligen Rock sagen, das sind wesentlich Thatsachen, so augenfällig und handgreiflich, daß sie nicht geleugnet und auch nicht umdeutet werden können. Aber auch den Beweis liefert Ihre Schrift, daß es mit dem Glauben an die Echtheit des heiligen Rockes, soweit die Nachrichten zurückreichen, niemals so recht lauter bestellt war, daß vielmehr jedesmal bei den öffentlichen Ausstellungen und anderen Gelegenheiten, wo eine Prüfung statthaben und ein Urteil sich geltend machen konnte, sehr erhebliche Zweifel dagegen erhoben und in Wort und Schrift geltend gemacht wurden. So geschah es nun auch bei der letzten Ausstellung im Jahre 1844, und zwar traten diese Angriffe, wie nie zuvor in einem Umfange und in einer so überlegenen Schärfe hervor, daß die Aussteller des heil. Rockes respektive Vertreter und Verteidiger seiner Echtheit darob in nicht geringe Verlegenheit gerieten. Insbesondere war das der Fall mit der Schrift der beiden damaligen Privatdocenten (Dr. Gildemeister und Dr. H. v. Sybel) in Bonn. Aus dem Munde eines in den maßgebenden Kreisen wohl orientierten Geistlichen erfuhr ich später, daß der offizielle wissenschaftliche Vertreter der Echtheit des heiligen Rockes, Professor Dr. Marx (am Trierer Priesterseminare) sich außer Stande erklärt habe, den Handschuh aufzuheben und diesen schwer gewappneten Gegnern gegenüber auf den Kampfplatz zu treten. Deswegen habe dann Bischof Arnoldi sich an Dr. Binterim (Pfarrer in Bilk und Verfasser einer siebenbändigen „pragmatischen Geschichte der deutschen Concilien"), als den hierzu am meisten Befähigten, gewandt, der aber auch abgelehnt habe. Wohl veröffentlichte Binterim in einer Zeitschrift („Katholische Blätter") einen Aufsatz, welcher auch als Broschüre („Zeugnisse für die Echtheit des heil. Rockes zu Trier oder Widerlegung der Schrift: Die zwanzig heil. Röcke der Professoren Dr. Gildemeister und v. Sybel." Düsseldorf. P. Roschütz & Comp. 1845. S. 154) gedruckt und verbreitet wurde, in dem er gegen die Bonner Gelehrten polemisiert, aber mehr abschwächend und die Argumente abweisend, als gründlich und beweiskräftig widerlegend. Es scheint, daß man auch an maßgebender Stelle das Ungenügende dieser Entgegnung und die Notwendigkeit einer eingehenden Widerlegung empfunden habe." Prof. Marx schrieb im Jahre 1866: „Ich hatte angefangen, eine Widerlegung auszuarbeiten, habe aber danach die Arbeit aufgegeben und zwar aus folgenden Gründen: Erstens weil mir positive historische Beweismittel nebst den von mir bereits gegebenen nicht zu Gebote standen, und ich also höchstens einzelne Behauptungen und Argumentationen der beiden Bonner Professoren hätte entkräften können, ohne aber selbst einen befriedigenden historischen Beweis für die Echtheit zu stande zu bringen. Zudem hat der sel. Professor Clemens in Bonn (berüchtigt durch seinen Streit mit dem katholischen Dogmatiker v. Kuhn in Tübingen), während ich noch arbeitete, eine Verteidigungsschrift („Der heilige Rock zu Trier und die protestantische Kritik." Coblenz, W. Blum. 1845. S. 112) gegen die Schrift der Bonner Professoren veröffentlicht, nach deren Erscheinen ich noch weniger neue Beweismittel hätte vorbringen können als früher."

Diese Enthüllung des Trierer Domkapitulars v. Wilmovsky (Die Schrift des Rhenanus S. 22, 33 u. 34) beweisen zur Genüge, daß Bischof Arnoldi außer Stande war, sich und andere von der Echtheit des Rockes zu überzeugen, und daß er weder als Mann noch als Christ große Scharen des unterscheidungsunfähigen und ununterrichteten Volkes zum Singen von Wallfahrtsliedern und zum Beten von Litaneien und Gebeten veranlassen durfte, welche, wie später ausgeführt werden soll, die Wahrheit verletzen und an Götzendienerei streifen. Die in der bischöflichen Umgebung herrschenden Zweifel an der Echtheit der Reliquie waren so starke, daß v. Wilmovsky über die von Marx gerühmte Schrift von Clemens (S. 16) folgendes Urteil fällt: „Schlimmeres hätte A. Rhenanus (d. h. Priesterseminar-Professor Schroeder, welcher Herrn Domkapitular v. Wilmovsky in neun Leitartikeln der „Trierischen Landeszeitung" heftig angriff und

u. a. auch gegen den katholischen Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus in Freiburg eine polemische Schrift veröffentlichte) nicht thun können, als sich auf Dr. Clemens in Bonn zu berufen. Dieser Gelehrte war zur Zeit der Ausstellung des heiligen Kleides gar nicht in Trier, hat also das heilige Gewand nicht selber gesehen, noch weniger geprüft, verläßt sich auf die mündliche Mitteilung anderer, berichtet daher bald ungenau, bald irrig und zuletzt ganz verworren. Er handelte unvorsichtig, ohne Autopsie, ohne genügende archäologische, kunsthistorische und technische Vorstudien auf bloße mündliche Erzählungen hin, seine Schrift über die Tunica herauszugeben." Auch andere Erklärungen Wilmovskys lassen darüber keinen Zweifel, daß alle von Bischof Arnoldi direkt oder indirekt veranlaßten Verteidigungsschriften völlig wertlos sind und höchstens das pathologische Interesse aller derer erregen, welche keine Veranlassung haben, die Wahrheit zu Gunsten recht weltlicher Interessen des Trierer Doms und der Trierer Bürgerschaft zu beugen.

Je schwieriger es aber für einen Trierer ist, der interessierten Bevölkerung unangenehme Wahrheiten zu sagen, um so mehr ist der Mut anzuerkennen, mit welchem der greise Trierer Domkapitular v. Wilmovsky 1876 in seinem großen Werke: „Die historisch-denkwürdigen Grabstätten der Erzbischöfe im Dome zu Trier und die archäologisch-liturgisch und kunstgeschichtlich bemerkenswerten Fundgegenstände in denselben" den Nachweis brachte, daß der Trierer heilige Rock nicht der echte „ungenähte Rock Christi", von dem der Evangelist Johannes 19, 23 erzählt, sein könne. Einmal sei der Trierer Rock ein seidenes, purpurnes Prachtgewand von solcher Länge und Breite, daß es der demütige Menschensohn niemals getragen haben könne. Sodann seien Vogel- (nicht Pferde-) Gestalten hineingewebt, was für Kleider der Juden zur Zeit Christi nach den Büchern Mosis durchaus ungesetzlich war. Die Ueberzeugung, daß der ungenähte Rock Christi, Tunica inconsutilis, nicht zu Trier sei, habe er infolge der Prüfung gewonnen, zu welcher ihn der Bischof am 24. Oktober 1844, unmittelbar vor der Wiedereinmauerung des Rockes unter den Hochaltar, aufgefordert habe. Bis dahin habe er der Tradition und der Versicherung der Bischöfe, daß das Kleid Christi Rock sei, blind geglaubt, keine Schrift für oder gegen gelesen und sich bei Erhebung des Kleides am 28. Juni 1844, wo nach der Schilderung des Professors Marx („Die Ausstellung des heil. Rockes" S. 5) „alle Anwesenden in tiefer Ehrfurcht niederknieten zur stillen Verehrung der heiligen Reliquie, des noch unversehrten Kleides, wie es der Herr, Gottes Sohn, vor achtzehnhundert Jahren getragen, wie es neben dem Kreuze die Soldaten, unbewußt eine tausendjährige Vorhersagung erfüllend, gelassen hatten" in respektabler Ferne gehalten und nichts gesehen. Am 24. Oktober 1844 aber habe er mit dem Generalvikar Müller, dem späteren Bischofe von Münster, das Gewand genau geprüft und einen Teil desselben, welcher Vogelgestalten enthält, abgezeichnet. Als Müller ihn zuerst auf die Tiergestalten aufmerksam gemacht habe, sei er sehr überrascht gewesen, obwohl, wie er später in dem Protokoll des Generalvikars Cordel von 1810 gelesen habe, auch die bei der damaligen Erhebung des Rockes Anwesenden sehr enttäuscht gewesen seien und gewünscht hätten, den Rock niemals näher gesehen zu haben. Sowohl Müller, wie Domdechant Sehn, Priesterseminarregens B. Eberhard, Professor Merten und Dr. Bock aus Aachen hätten ihm zugestimmt, daß der ungenähte Rock Christi sich nicht in Trier befinde. Ja selbst „Bischof Arnoldi bemerkte 1844 nach genauer Besichtigung des Gewandes Nähte und machte andere Mitglieder des Domkapitels darauf aufmerksam". „Der entdeckte Tierkopf wurde die Veranlassung," sagt Wilmovsky, „daß ich die Musterung studierte und in Durchzeichnung aufnahm". Hat Arnoldi aber Nähte entdeckt, dann durfte er weder sogenannte wissenschaftliche Schriften, noch Gebets- und Erbauungsbüchlein schreiben, approbieren und verbreiten lassen, welche die Echtheit des ungenähten Rockes verteidigen und die gottesdienstliche Verehrung in marktschreierischer Weise anpreisen. Den Spott der Freidenker und die Beunruhigung der Christen konnte er durch die Erklärung verhindern, daß bis zum Jahre 1512 die Trierer Kirche ohne irgend eine Rockausstellung bestanden habe und auch in Zukunft ohne

solche Ausstellung bestehen werde, wenn sie sich vom Geiste Jesu Christi treiben und durch das, was das Buch der Richter 8, 27 und der Prophet Hesekiel 16, 16 über Kleiderverehrung sagen, warnen läßt.

An der vollen Wahrheit der Enthüllungen Wilmovskys irgendwie zu zweifeln, liegt kein Grund vor. Er sagt in der Vorrede vom 25. April 1876 zu seiner kleinen Schrift „Der heilige Rock ꝛc.“: „Der Tag meines Lebens hat sich geneigt. Ich wollte, ehe ich scheide, die letzte Pflicht gegen die Wahrheit erfüllen und den langjährigen Irrtum heben.“ Und S. 70—71 seines anderen Büchleins: „Die Schrift des A. Rhenanus“ heißt es: „Ich habe das Meinige gethan, unbekümmert, wie es von denen, welche die Wahrheit nicht lieben, aufgenommen würde. Ich hatte Ursache zu besorgen, daß nach meinem Ableben meine Schrift entweder vergessen oder beiseite gelegt oder auch wohl unterdrückt werden möchte, zu welcher Vermutung das Auftreten gegen dieselbe leider den größten Stoff darbietet . . An meinen Behauptungen halte ich, da sie auf Wahrheit beruhen, unverändert fest. Der Herr ist mein Zeuge, daß ich nur Wahrheit schrieb, und nichts soll mich von ihr scheiden.“ Er klagt in genannter Schrift über eine Predigt im Dome, in welcher er angegriffen worden war, und sagt: „Ich erkannte, daß niemand Gott und der Welt zugleich dienen könne. Ich folgte daher der inneren, höheren Stimme, die mich zum Entschlusse der Veröffentlichung meiner Schrift deutlich anregte.“ Die Schrift mit ihrem biblischen, patristischen und archäologisch-kunstgeschichtlichen Nachweise, daß der ungenähte Rock Christi nicht in Trier ist, war vor ihrer Drucklegung dem Trierer Bischofe und anderen hohen Geistlichen auf längere Zeit zur Prüfung übergeben, so daß auch nach dieser Richtung hin Wilmovsky den noch jüngst vom Bischof Dr. Korum eingeschärften kirchlichen Vorschriften gefolgt ist, welche jeden Druck und jede Verbreitung von Schriften von bischöflicher Genehmigung abhängig machen.

Wilmovsky beabsichtigte mit seiner Schrift keineswegs, der Verehrung des Trierer Rockes ein Ende zu machen. Im Gegenteil, er wollte das Vorhandensein von heiligen Röcken Christi an etwa fünfzig Orten erklären und die Verehrung gegen alle Zweifel dadurch sicherstellen, daß er annahm, an der Rückseite des eigentlichen Rockes befinde sich ein wollener grauer Tuchlappen, welcher ein echter Teil des heiligen Rockes Christi sei. Der bisher für echt gehaltene Rock sei weiter nichts, als eine zum Schutze der Rockpartikel dienende Kouvertüre. Hat er auch nachgewiesen, daß vielfach die Reliquien im Mittelalter geteilt und dann dem Volke in künstlichen Verhüllungen zur Verehrung gezeigt wurden, damit ihm eine Vorstellung von dem früheren ungeteilten Ganzen gegeben werde, so vermißt man in beiden Schriften außer Berufungen auf Legenden jeden Anhalt zum Beweise der Echtheit jenes von ihm entdeckten Lappens an der inneren Rückseite des Rockes. Von den „Gesta Trevirorum“ aus dem 12. Jahrhundert, der Quelle der Legende von der Auffindung des heiligen Rockes durch Kaiserin Helena und ihrer Sendung desselben durch den Bischof Agritius von Antiochien mit Zustimmung des Papstes Sylvester nach Trier im Jahre 327 sagt Wilmovsky: „Man hat das Ursprüngliche der Gesta Trevirorum mit Randbemerkungen versehen und nach unbestimmten Ueberlieferungen und Vermutungen überarbeitet. Dann haben die Abschreiber diese Zusätze in den Text aufgenommen, wodurch große und kleine Verwechslungen und unrichtige Deutungen von der verschiedensten Art vorkommen.“ Hätte Wilmovsky Neigung und Zeit gehabt, die sogenannte Bulle des Papstes Sylvester zu prüfen, welche von den Gesta Trevirorum in verschiedenen Formen mitgeteilt wird, so hätte er bald gefunden, daß der zum ersten Male im zwölften Jahrhundert auftauchenden Sage über das Vorhandensein des heiligen Rockes in Trier um so geringere geschichtliche Wahrheit zu grunde liegt, als jene Sage zugleich meldet, daß durch die Kaiserin Helena auch der Leichnam des Apostels Matthias, ein Nagel vom Kreuze Christi, ein Zahn des Apostels Petrus und der Kopf des von Petrus getauften Hauptmanns Cornelius nach Trier gesandt seien, welche selbigen Reliquien nach historischen Zeugnissen gleichzeitig Kirchen an anderen Orten zu besitzen glaubten. Klagen über Fälschungen von Urkunden zur

Begründung später erwachter Ansprüche kann man in Rom wie an anderen Bischofssitzen bis in die ersten Jahrhunderte hinauf verfolgen, so daß selbst der ursprüngliche Text der Schriften der Kirchenväter, der Papstbriefe und der Beschlüsse der Konzilien und Synoden erst nach Vergleichung der ursprünglichen Handschriften oder sonstiger Hülfsmittel zunächst wieder hergestellt werden muß, ehe man sich auf ihn zum Beweise der Echtheit von Reliquien oder der Berechtigung bischöflicher oder päpstlicher Ansprüche berufen kann.

In unserem Falle wissen wir von zwei Schriftstellern aus dem zwölften Jahrhunderte ganz genau, daß man vor der Einschmuggelung der Legende in die Gesta Trevirorum von einem heiligen Rocke in Trier daselbst nichts wußte. Der Trierer Abt Berengosus hat zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ein Buch über Reliquien geschrieben und mit keiner Silbe vom Trierer Rocke gesprochen, obwohl er über St. Helenas Kreuzauffindung weitläufig erzählt oder vielmehr dichtet. Zwischen 1101 bis 1106 widmet der Abt Thiofrid von Echternach, einige Stunden von Trier, dem Trierer Erzbischof Bruno ein Buch über Reliquien, beschreibt den „ungenähten Rock Christi", der aber nicht etwa in Trier sei, sondern in Safed aufgefunden und nach Jerusalem gebracht sei.

Sämtliche moderne Verteidiger der Echtheit des Trierer Rockes sind, unbekümmert um die Folgen, welche jeder aufmerksame Leser zieht, naiv genug, einzugestehen, daß bis ins zwölfte Jahrhundert niemand in Trier gewußt habe, wo der heilige Rock verborgen gewesen sei. Als ihn dann Erzbischof Johann I. 1196 bei Restauration der Domkirche entdeckt habe, wobei man sich auf Brower beruft, der nicht im 12., sondern im 17. Jahrhunderte lebte, sei er wieder auf dreihundert Jahre jedem menschlichen Blicke entzogen worden. Hören wir den Piesporter Pastor Philipp Lichter, welcher 1844 mit hoher kirchlicher Genehmigung bei F. A. Gall in Trier eine „Geschichte des heil. ungenähten Rockes ꝛc. nebst Betrachtungen und Gebeten ꝛc." herausgab. Er sagt S. 4 und 5: „Der heilige Erzbischof Agritius schloß 327 oder 330 den heil. ungenähten Rock in dem Altare in der Domkirche ein, wo er bei den eingetretenen traurigen Zeitereignissen verborgen blieb bis in das Jahr 1196. Man wußte, daß der heilige Rock in Trier war, aber der Aufbewahrungsort war unbekannt. Derselbe wurde endlich unter dem Erzbischofe Johann I. entdeckt. Dieser ließ am 1. Mai 1196 den heiligen Rock dem Volke zeigen und hernach in den Altar des heil. Petrus wieder einschließen. Von dieser Zeit an blieb er wieder bei dreihundert Jahre verborgen." In einer anderen gleichfalls mit bischöflicher Genehmigung bei Niesen in Trier 1844 erschienenen Schrift „Beschreibung des heiligen Rockes" wird S. 5 erzählt, daß in der Zeit vor 1196 im Volke verschiedene Gespräche umgingen, ob sich in Trier der Rock, oder der Purpurmantel oder die Sandalen Christi befänden, endlich aber Erzbischof Johann I. den Rock im Altare gefunden habe. Er ließ ihn am 1. Mai 1196 öffentlich zeigen und wieder verschließen. „Nun verstrichen mehr als dreihundert Jahre, ehe es wieder jemanden eingefallen wäre, dieses kostbare Ueberbleibsel aus den Zeiten des Erlösers wieder sehen zu wollen." „Bis ins zwölfte Jahrhundert", so sagt die „kurzgefaßte Geschichte des heiligen Rockes", welche 1844 bei Lumscher in Köln mit erzbischöflicher Genehmigung erschien, „ist der heil. Rock nicht öffentlich ausgesetzt und gezeigt worden. Deshalb aber darf man sich nicht wundern, denn es war in der alten Zeit nicht Brauch, die Reliquien der Heiligen in der Kirche den Augen Aller bloß zu stellen, sondern man hielt sie verborgen unter den Altären und wagte nicht aus heiliger Ehrfurcht, dieselben zu berühren und aus ihren Behältnissen hervorzuholen." Nach 1196 „ruhte der heilige Rock fast wieder dreihundert Jahre in dem Hochaltare, wie er früher in dem Nikolaus-Chore geruhet hatte, ohne daß jemand ihn zu sehen verlangte, denn der Frömmste wagte es nicht, der altherkömmlichen Sitte zu nahe zu treten".

Pfarrer Dr. Joseph Balduin Schreiner in Zell a. d. Mosel drückt sich in seiner Predigt über den heiligen Rock, die mit bischöflicher Approbation bei Hergt in Koblenz



1844 gedruckt ist, etwas vorsichtiger aus und sagt: „Bis zum 7. Jahrhundert war es im Abendlande nicht üblich, heilige Reliquien zu zeigen, sondern sie blieben unter den Altären verborgen. Man hatte eine heilige Scheu, Reliquien zu sehen.“ So legen die bischöflichen Verteidiger des Trierer Rockes selber dafür Zeugnis ab, daß die moderne Reliquienausstellung eine dem christlichen Altertume widersprechende Neuerung ist, welche von dem bekannten Kanon des Vincenz von Lerin aus, daß nur die Lehre und die kirchliche Einrichtung festzuhalten sei, welche durch alle Zeiten und Völker hin ihren Ursprung in der apostolischen Zeit nachweisen können, nicht einmal eine katholische im alten Sinne genannt werden kann.

Auf eine Behauptung der bischöflichen Verteidiger der Echtheit des heiligen Rockes wollen wir noch kurz eingehen. Die von ihnen in das Jahr 1196 gelegte Entdeckung hat jetzt selbst der Bischof Dr. Korum für unrichtig erklärt, und zwar in der Schrift seines Sekretärs Dr. Willems: „Der heil. Rock zu Trier“ S. 40. Bei der Einweihung des sogenannten Nikolausaltars im Jahre 1121 ist der Rock „beschafft“ worden. Für jeden neuen Altar mußte eine neue Reliquie beschafft werden. Daß dieses „Beschaffen“ das ganze Mittelalter hindurch bis auf unsere Tage vielfach entweder mit Selbsttäuschung oder Fälschung geschah, liegt bei der großen Nachfrage nach dem geringen echten Material in der Natur der Sache. Auf die Ausrede, daß für die Echtheit der Knochen oder anderer Ueberbleibsel von Märtyrern aus den ersten Jahrhunderten zwar keine historischen Beweise, aber wohl Zeugnisse für Wunder vorlägen, welche durch jene zu ihrer Beglaubigung gewirkt seien, lassen wir uns um so weniger ein, als jeder Wallfahrtsort mit seinen sogenannten Protokollen über wunderbare Heilungen jedem, der an Gebetserhörung glaubt, zur Klage über Mißbrauch des Heiligen Anlaß genug bietet. Wie Reliquien gemacht werden, hat man noch 1873 in Altbreisach im Badischen erlebt. Jahrhunderte lang pilgerte das Volk unter erzbischöflicher Aufmunterung dorthin zu den Leibern des heiligen Gervasius und Protasius, den angeblichen Söhnen des römischen Consulars Vitalis, welche in der Neronischen Verfolgung gemartert sein sollen. Ablässe standen hier in eben so großer Fülle zu Gebote, wie an vielen anderen Orten. Da plötzlich erklärt die römische Kurie, die echten Leiber der Heiligen ruhten nicht in Altbreisach, sondern in Mailand. Ein Arzt, der die Altbreisacher Reliquien untersuchte, behauptete, sie seien die Knochen eines Tieres. Wir übergehen andere Beispiele aus neuester Zeit und lassen uns von einem Trierer Mönche aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts erzählen, wie in Trier Reliquien gemacht wurden.

Der Benediktinermönch Scheckmann zu St. Maximin bei Trier beschreibt uns ausführlich die erste Rockausstellung aus dem Jahre 1512, insbesondere die Habsucht der Nonnen, Mönche und Domherren, durch Aufstellung der ausgeputzten Reliquien auf Straßen und öffentlichen Plätzen von den Vorübergehenden viel Geld einzusammeln, und sagt am Schlusse: „In jenen Tagen wurden viele menschliche Knochen in den Kirchen oder auf Grabhügeln ausgestellt und als heilige Reliquien verehrt. Ob sie echt und der Verehrung würdig waren, mögen die Aussteller selbst zusehen. Genug, was irgend welchen Gewinn abwerfen konnte, kam damals ans Licht. Vielen Menschen von Ernst und Gesinnung dünkte es, daß diese neue, bis dahin unerhörte und zahlreiche Auffindung von Reliquien der Welt ganz neue Ereignisse verkünde. Und sehr bald erschien dies nicht als eitle Täuschung. Denn um des Elendes anderer Länder, welches seit der Ausstellung des heiligen Rockes in ungewohntem Maße hereinbrach, zu geschweigen, auch in Trier fehlte weder Hunger noch Krieg, weder Pest noch Blutvergießen.“ Die vom genannten Benediktiner, einem hitzigen Gegner Luthers, dem Trierer Klerus zugeschriebene Geschicklichkeit in Beschaffung neuer Reliquien und im Fabrizieren „alter“ Zeugnisse zu deren nachträglicher Beglaubigung war sicher nicht in einer Generation erworben, sondern ein altes Erbstück, womit nicht gesagt sein soll, daß der Klerus nebst seinen Bischöfen an der Mosel schlechter als anderswo gewesen sei. In keinem Jahrhunderte und keinem Lande fehlt es an herzzerreißenden Weherufen über die Fälscher und

betrügerischen Verkäufer von Reliquien. Genug, im Jahre 1121 entstand der Trierer Rock, zu einer Zeit, wo die Kreuzzügler im Morgenlande so viel von der Verehrung des Mantels Mohammeds durch die Mohammedaner gehört und das Abendland mit angeblich morgenländischen Reliquien überschwemmten. Bald darauf steht die Legende vom Rock in den Gestis Trevirorum und 1157 bereits in einem (unechten) Briefe des Kaisers Friedrich I. Neugierigen Leuten, welche sich durch Prüfung von der Echtheit des Trierers Kleinods überzeugen wollten, wurde erzählt, daß ein Priester, der die den Rock verbergende Kiste habe öffnen wollen, plötzlich für immer blind geworden sei.

Nach Bischof Joseph von Hommers „Geschichte des heiligen Rockes" (Bonn. 1844. T. Habicht) S. 20, „gründet sich diese Meinung auf eine alte Sage", zu der ein Vorfall zu des Erzbischofs Johann I. Zeiten die Veranlassung gegeben habe. Wie wenig übrigens noch im Jahre 1512 der Trierer Erzbischof und Kurfürst Richard von Greifenklau von dem Werte der Rockausstellung überzeugt war, sagt uns der genannte Trierer Bischof von Hommer S. 19 seiner angegebenen Schrift mit folgenden Worten: „Kaiser Maximilian, der 1512 mit vielen Reichsfürsten und dem päpstlichen Legaten nach Trier kam, unterhielt sich oft mit dem Erzbischofe, leitete die Unterredung auf den heiligen Rock und gab ein außerordentliches Verlangen zu erkennen, ihn zu sehen. Diese Zumutung des Kaisers setzte den ohnehin in dergleichen Dingen sehr ängstlichen Erzbischof in große Verlegenheit. Er wich aus, zögerte und sagte endlich dem Kaiser, daß es nicht geschehen könne. Die heilige Reliquie werde nun schon über elfhundert Jahre hier aufbewahrt, und noch niemand hätte sie gesehen, ausgenommen zur Zeit des Erzbischofs Johann, da sie in den früheren unruhvollen Zeiten verborgen gewesen und damals wiedergefunden sei. Dieses sei aber schon über dreihundert Jahre her. Zudem dürfe er Sr Majestät nicht verhehlen, wie man allgemein dafürhalte, daß es gefährlich sei, den heiligen Rock zu zeigen, indem Gott der Herr durchgängig bei einer solchen Gelegenheit Merkmale seines Mißfallens gegeben habe." Kaiser und päpstlicher Legat haben ihn trotzdem bewogen, zur Ausstellung zu schreiten, aber um profane Augen fern zu halten, wurde den Gläubigen in späterer Zeit nur die Umhüllung hinter Glasverschluß gezeigt. Noch am 24. Juni 1844 eröffnete der Domdechant den im Dome zur Feier der Erhebung Erschienenen „den Inhalt eines alten Kapitelbeschlusses, gemäß welchem, außer dem Herrn Bischofe niemandem gestattet ist, den heiligen Rock zu berühren" (Marx: Die Ausstellung des heil. Rockes. S. 4).

Vielleicht bereut es schon heute der jetzige Bischof Dr. Korum, der als Straßburger Domherr durch sein elegantes Französisch einer hohen Person so gefiel, daß diese ihn gelegentlich mit Erfolg für den vakanten Trierer Bischofsstuhl empfahl, daß er von dem alten Kapitelbeschlusse in gewisser Beziehung abgewichen und durch eine mehrtägige Prüfung des Rockes vom 7.—10. Juli 1890 das negative Resultat der Untersuchung des Domkapitulars v. Wilmowsky aus dem Jahre 1844 verstärkt hat. Nachdem vor vier Jahren auf der Generalversammlung der deutschen Katholiken zu Trier der Luxemburger Bischof Koppes unter lärmender Zustimmung der Versammelten die Ausstellung verlangt hatte, glaubte Dr. Korum „zur Hebung des katholischen Bewußtseins" die Vorbereitungen dazu treffen zu sollen. Im Beisein des Weihbischofs Feiten, des Dompropstes Scheuffgen, des Domdechanten de Lorenzi, der Domherren B. J. Endres, Meurer, Ditscheid, Lager, Schnütgen, Oberbürgermeisters de Nys, des Jesuiten Beissel und des Architekten Wirtz ließ er am 6. Juli v. J. nach Durchbrechung der Hintermauer des Altars die Kiste, welche zum Schutze von zwei anderen Kisten umgeben ist, aus dem Raume unterhalb der Altardecke heben, und den von drei übereinander gelegten seidenen Umhüllungen bedeckten heiligen Rock herausnehmen. Zu ihrem großen Schrecken fanden sie, daß sich in alle Teile des Gewandes Schimmel festgesetzt hatte, trotzdem Pastor Lichter mit bischöflicher Gutheißung in seinem Wallfahrtsgebet- und Gesangbüchlein S. 15 versichert, daß die „Glaubwürdigkeit der Echtheit durch die wunderbare Erhaltung des heiligen Rockes noch besonders erhöht" werde. „Der Schimmel", so ist in den vom bischöflichen

Sekretär Dr. Willems kürzlich veröffentlichten Protokolle vom 7.—10. Juli 1890 zu lesen, „erschwerte die Untersuchung des heiligen Rockes in erheblichem Maße". „Vereidigte Franziskanerschwestern reinigten durch Betupfen der schadhaften Stelle mit in Spiritus getränkter Watte das Gewand von dem Schimmel soweit als möglich". Nach wiederholter Untersuchung „konnte mit unbedingter Gewißheit festgestellt werden", daß „die Reliquie in ihrer Ganzheit aus drei übereinander gefügten Stofflagen besteht, von denen die Vorderseite größtenteils einen gemusterten Seidenstoff zeigt, die Rückseite einen übergelegten gazeartigen Stoff (crêpe de chine). Das Alter dieser Gaze läßt sich in keiner Weise bestimmen. Für den Ursprungsort des gemusterten Seidenstoffes wird der Orient, für die Ursprungszeit das 6. bis 9. Jahrhundert angenommen werden dürfen. Die farbige Musterung besteht in goldgelben und purpurvioletten Kreisen, die Figuration in größeren Quadraten, welche durch schmale Borten gebildet sind. Innerhalb dieser Quadrate sind je zwei gegeneinander gekehrte Vögel erkennbar, mit einem Zweige vor dem Schnabel, mit einem Pflocke unter den weißlich gefärbten Krallen. Der Unterstoff besteht auf der Rückseite zweifellos aus einer ungemusterten Körperseide, an welcher im Innern Webekanten sich zeigen. Diese umgrenzen nach zwei Seiten ein größeres viereckiges Stück. Der übrige Unterstoff des Ganzen scheint ebenfalls aus Seide zu bestehen. Das Alter dieses überall ungemusterten Unterstoffes läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen." „Ueber der Oberfläche unter dem mit Vögeln gemusterten Stoffe sind Reste eines grüngemusterten Stoffes erkennbar". „Am Halse und an den Enden der Aermel und an dem unteren Saume sind die Reste einer breiten gemusterten Borte, in der grüne und rote Farben deutlich zu erkennen sind. Zwei Parallelstreifen der Borte gingen, wie Reste beweisen, vom Halsausschnitt zum unteren Rande herab. Oben am Halsausschnitte laufen an 20 Stränge herab, von denen 18 gut erhalten sind. Sie werden gebildet aus parallel gelegten Fäden, die aus Seide zu bestehen scheinen. Die Länge der Stränge beträgt 0,47 bis 0,10 Mtr., die Breite 0,006 bis 0,001 Mtr."

So beschreibt das amtliche Protokoll vom 7.—10. Juli 1890 den Trierer Rock. Wilmovsky hatte Recht zu behaupten, daß unser demütiger Heiland niemals ein solches Kleid getragen haben kann. Man braucht nur Matthäus 11,8 und 23,5, Lukas 16,19 u. a. 1. Timoth. 2,9, 1. Petr. 2,3 u. a. zu lesen, um jede Versuchung, ein derartiges Prachtgewand für Christi Kleid zu halten, als eine Blasphemie abzuweisen. Wilmovsky glaubte in der Geschichte der „Sandale des Erlösers in der Salvatorkirche zu Prüm" den Schlüssel zur Erklärung des Triererer Gewandes gefunden zu haben. Dort soll sich nämlich nach einer Urkunde des Königs Pipin vom Jahre 762 und des Kaisers Lothar vom Jahre 855 „ein feines, weiches, eine halbe Linie dickes Leder von gelbbrauner Farbe" befinden. Trotz des Zeugnisses von Pipin und Lothar kann das ein Lappen irgend einer deutschen oder französischen Fußbekleidung sein. Um diese Sandale, (die Urkunden sagen: „De Sandaliis Domini nostri J. Chr.") ausstellungsfähig zu machen, hat man einen mit Löwen bestickten Prachtschuh gefertigt, wie ihn im Mittelalter Fürsten und Bischöfe zu tragen pflegten. „Dem Prachtschuh fügte man dann die angebliche Partikel von der Sandale Christi bei." So hielt Wilmovsky, um die teilweise Echtheit des Rockes und die Thunlichkeit der Verehrung desselben aufrechthalten zu können, dafür, daß der sog. Rock Christi nur die Schutzhülle für ein kleines Stückchen wollenen Tuches und dieses eine echte Partikel des Rockes Christi sei. Diese Meinung suchte er durch Hinweis auf den Erzbischof Philipp Christoph von Sötern zu stützen, welcher 1629 vorgab, in der kurfürstlichen Kapelle werde seit mehreren Jahrhunderten eine grau-braune wollene Partikel vom Rocke Christi verehrt, von der er wieder einen Teil an Erzherzogin Isabella von Oesterreich mit einer amtlichen Urkunde über dessen Echtheit verschenkt hatte. Das Domkapitel, welches den ganzen Rock Christi im Dome zu haben glaubte, lag darob zwei Jahre (1630—1631) mit dem Erzbischof in heftiger Fehde. Die römische Kurie aber gab dem Erzbischof recht und erklärte die kurfürstliche Partikel für echt. Damals wies der Kurfürst u. a. auch darauf hin, daß es im Lateran zu

Rom ebenfalls eine echte Partikel des Rockes Christi gebe. Offenbar spricht nun der Trierer Streit von 1630 gegen die Echtheit des ganzen Rockes wie der kleinen Partikel. Die jüngste bischöfliche Untersuchung in Trier hat der Partikelechtheit den Todesstoß gegeben und nach dieser Richtung hin die Wilmovskysche Schrift ergänzt.

Die amtlichen Protokolle vom 7.—10. Juli 1890 sagen: „Zwischen dem Ueber- und Unterstoffe befinden sich lückenhaft zusammenhängende Stoffteile, welche zwischen den beiden Stofflagen sich ausbreiten. Diese lückenhaften Stoffteile haben ohne Zweifel ursprünglich das ganze Gewand gebildet. Das Material dieses ungemusterten, bräunlich gefärbten Gewebes ist allem Anscheine nach Linnen oder Baumwolle. Offenbar hatten Ober- und Unterstoff die Bestimmung, das zwischen ihnen liegende Gewand zu konservieren, weswegen dieselben auch zu verschiedenen Zeiten je nach Bedürfnis eingefügt zu sein scheinen. Das Alter dieses Mittel- und Kerngewebes ist gar nicht bestimmbar; jedenfalls ist dasselbe älter, als die es bedeckenden Stoffe. Material und Technik geben in Bezug auf die das Gewand betreffende Ueberlieferung kein Bedenken (?!). Bei dem (schimmeligen) jetzigen Zustande des Kernstoffes konnte eine Untersuchung, ob an diesem ursprünglich Nähte vorhanden waren, kein direktes Resultat ergeben. Es haben sich aber auch für solche gar keine Anhaltspunkte gefunden; denn was an Nähten sich vorfindet, betrifft nur den Unter- und Oberstoff und macht größtenteils den Eindruck von späteren Notnähten." „Einzelne herabgefallene Teile des Kernstoffes wurden wieder eingefügt." Also, anstatt des Wilmovskyschen braungrauen wollenen einen Lappens sind jetzt mehrere „lückenhaft zusammenhängende Stoffteile von Linnen oder Baumwolle mit bräunlicher Farbe" gefunden, aus denen der „ungenähte Rock" durch vereidigte Franziskanerschwestern glücklich wieder so zusammengeflickt wurde, „daß nach außen die Stiche möglichst klein gehalten wurden". Das amtliche Protokoll erklärt das Alter des Kernstoffes für unbestimmbar, verweist dagegen das Alter des gemusterten Seidenstoffes ins 6. bis 9. Jahrhundert. Nun in einem Atem dieses und weiter zu behaupten, der gefundene Thatbestand widerspreche nicht der Legende, dergemäß Helena den Rock Christi gefunden und nach Trier gesandt habe, das mutet uns gerade so an, als wenn jemand einen in Egypten gefundenen Leichnam für den des Apostels Judas unter der Begründung ausgeben wollte, es könne ja niemand die Unmöglichkeit jener Annahme nachweisen. Hier handelt es sich nicht um advokatorische Ausreden, sondern um positive Beweise und historische Zeugnisse für die Echtheit des Kernstoffes. Und solche hat Bischof Dr. Korum trotz seiner mehrtägigen Prüfung nicht auffinden können, vielmehr durch die kecke Behauptung, „daß die Untersuchung nichts geliefert habe, was mit den uralten Traditionen der Trierschen Kirche in Widerspruch sich befinde", und durch die Dementierung des Domkapitulars v. Wilmovsky seiner ganzen Untersuchung den Stempel des Komischen aufgeprägt. Er behauptet, nur „lückenhaft zusammenhängende Stoffteile" vom Rocke Christi zu besitzen und glaubt trotzdem, die Katholiken Deutschlands versichern zu können, daß „die Untersuchung nichts geliefert hat, was mit den uralten Traditionen der Trierschen Kirche in Widerspruch sich befinde".

Was lehrt denn die sogenannte „uralte Tradition", die „uralt" genannt wird, obwohl sie aus dem 12. Jahrhundert stammt? Nun, der Bischof Dr. Korum giebt den Inhalt dieser „uralten Tradition" zwar mit einer ziemlichen Dosis von Unbestimmtheit und Schüchternheit, aber für den Sachkundigen mit sattsam deutlicher Klarheit in seinem Hirtenbriefe an, den er vom 1. Juni 1891 datiert und am 7. Juni 1891 von allen Kanzeln seiner Diöcese hat verlesen lassen. Der Hirtenbrief schildert „die letzte Ausstellung der Reliquie als eine für die alte Moselstadt sowie für die Diöcese, ja für ganz Deutschland und die angrenzenden Länder segensreichen Zeit, in welcher das katholische Leben einen neuen mächtigen Aufschwung nahm". „Man hätte meinen können", fährt er fort, „die Zeiten seien zurückgekehrt, in welchen das gläubige Volk sich um den Heiland drängte, um den Saum seines Kleides zu berühren. Und der Herr segnete damals diesen frommen Sinn durch viele wunderbare Vorfälle." „Im Spätsommer



des Jahres 1844 pilgerten mehr als eine Million Menschen aller Stände und Länder in gedrängten Scharen zum Dome, um das ungenähte heilige Gewand unseres Heilandes zu verehren. . . Es war ein höherer Gedanke, der alle beseelte, ein wundersamer geistiger Zug, dem sie folgten. Es war die unwiderstehliche Kraft des Glaubens, und durch den Anblick des heil. Gewandes wurde dieser Glaube von neuem belebt. . . Die Andacht war allgemein und groß. . . Mein hochseliger Vorgänger Bischof Arnoldi verkündete es im Dom vor allem Volk, und die glaubwürdigsten Zeugnisse (— Der evangelischgläubige Dr. Heinrich Zimmermann hat 1845 in der bei Arnold in Saarbrücken erschienenen Schrift „Worte eines Arztes" gegenüber der „aktenmäßigen Darstellung wunderbarer Heilungen in Trier" das Gegenteil nachgewiesen —) bestätigen es, daß Gott selbst durch zahlreiche wunderbare Heilungen, welche sich an die Verehrung des heiligen Rockes knüpften, der Welt zu erkennen geben wollte, wie sehr diese Andacht des christlichen Volkes ihm wohlgefällig war. Ich darf daher mit voller Zuversicht euch einladen, geliebte Diöcesanen, diese Reliquie als das ungenähte Gewand des Herrn zu verehren." An einer anderen Stelle des Hirtenbriefes heißt es: „Wir vertrauen der altehrwürdigen, beständigen Ueberlieferung unserer Kirche. . . Wie könnte ich annehmen, daß meine Vorfahren auf dem Stuhle des heil. Eucharius in einer so hochwichtigen, heiligen Sache bei der Prüfung der Echtheit einer solchen Reliquie es trotz der wiederholten feierlichen Vorschriften der Kirche an der nötigen Sorgfalt und Wachsamkeit fehlen ließen oder zu einem bewußten Betruge geschwiegen hätten?" Der Hirtenbrief schildert dann die früheren Bischöfe von Trier als „durchweg ausgezeichnete, fromme, ja heiligmäßige Erzbischöfe, ebenso hervorragend durch hohe Bildung, wie durch wahrhaft priesterliche Tugenden". Dieselben hätten unmöglich so „leichtsinnig und gewissenlos" sein können, „bei Verehrung der vornehmsten Reliquie ihrer Domkirche alle kirchlichen Vorschriften beiseite gelassen zu haben". „Als Wächter der uralten Traditionen meiner Kathedralkirche und der Ehre ihrer Oberhirten muß ich an der Ueberzeugung festhalten, daß diese Ueberlieferungen auf Wahrheit beruhen, daß die Erzbischöfe Triers weder sich getäuscht haben, noch auch sich täuschen ließen." Man sieht, Bischof Dr. Korum wahrt das Interesse des Trierer Domes und der Trierer Bürgerschaft mit allem Eifer. Nur nimmt er den Mund etwas voll dabei. In seinen amtlichen Protokollen versichert er in Begleitung der Domherren, des Sachverständigen Beissel S. J. und des Trierer Oberbürgermeisters, daß die Reliquie ganz verschimmelt sei und aus „auseinanderfallenden, lückenhaft zusammenhängenden Stoffteilen" bestehe. Dagegen redet er im Hirtenbriefe zum Volke nur von dem ganzen „ungenähten heiligen Rocke", den der Herr auf Erden getragen habe, und durch den er noch 1844 so viele Wunder gewirkt habe. „Dieses heilige Gewand", so heißt es im Hirtenbriefe, „trug der Sohn Gottes auf seinen Wanderungen durch die Städte und Flecken Palästinas, es wurde mit seinem Schweiße befeuchtet, mit seinem kostbaren Blute getränkt."

Keine Rhetorik vermag die Kluft zu überbrücken, welche sich zwischen dem Befunde der Prüfung des Rockes vom 7.—10. Juli 1890 und den Aufforderungen zur Pilgerfahrt nach dem „heiligen ungenähten Rocke" im Hirtenbrief vom 1. Juni 1891 vor jedem prüfenden Blicke aufthut. Bischof Dr. Korum scheint das auch gefühlt zu haben. Sonst könnte er unmöglich in einem Hirtenbriefe, nachdem er so stramm für den „wunderbar erhaltenen ungenähten Rock" die Verehrung der Gläubigen gefordert hat, plötzlich sagen, daß er seine „Ueberzeugung niemandem aufdrängen" wolle, daß es „jedem unbenommen" sei, „nach vernünftigen Gründen sein Urteil zu fällen" und man selbst durch „die Verwerfung der Echtheit der Trierer Reliquie nicht gegen den Glauben selbst sich versündige". Im selben Atemzuge „die Reliquie eine so hochwichtige und heilige Sache" nennen, „welche die Vorfahren als ihr höchstes Kleinod betrachtet haben" — und dann die Bestreitung der Echtheit dieses höchsten Kleinods jedem freistellen: das ist ein völlig unhaltbarer Standpunkt. Dinge, die zweifelhaft sind, dürfen nicht auf die Kanzeln gebracht, nicht in Hirtenbriefen, Erbauungs- und Gebetbüchern erwähnt,

geschweige ausführlich behandelt werden. Wenn Bischof Dr. Korum glaubt, durch die Freistellung des Glaubens an die Echtheit der Reliquie sich den gebildeten Katholiken wie der evangelischen Christenheit als toleranten Kirchenfürsten zu empfehlen, sie zum Schweigen über die Trierer Vorgänge zu bewegen und gleichsam den Glauben für das Volk zu reservieren, so täuscht er sich. Wenn die Gläubigen hirtenbrieflich zur Verehrung des „wunderwirkenden heiligen ungenähten Rockes" aufgefordert und kirchenbehördlich für die einzelnen Gemeinden die Tage bestimmt werden, an denen sie nach Trier zu pilgern haben, dann nimmt niemand die bischöfliche Toleranz gegenüber den Bestreitern der Echtheit für etwas anderes, als eine Verlegenheitsphrase zur Verschleierung der kirchenfürstlichen Ohnmacht, in diesen schlechten Zeiten die kanonischen Gesetze gegen die Verächter der Reliquien zur Ausführung zu bringen. Zur Befestigung im Glauben trägt weder die Zweideutigkeit und die Sucht, nach zwei entgegengesetzten Seiten zu befriedigen, noch die Summe von Irrtümern bei, welche der Hirtenbrief über die früheren Trierer Bischöfe verbreitet. Er bezeichnet als die ersten Bischöfe drei Schüler des Apostels Petrus, welche dieser (wie in einem bei Karl Brunn in Borken 1844 erschienenen Gebet- und Erbauungsbuche mit dem Titel: „Der heilige Rock und seine Wunderkraft" S. 10 näher ausgeführt wird) um das Jahr 50 von Rom nach Trier gesandt habe. Er nennt auch ihre Namen: Eucharius, Valerius und Maternus, welche selbst die Bollandisten, die jesuitischen Biographen römischer Heiligen, in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts versetzen. Der Münchener katholische Kirchenhistoriker Professor Joh. Friedrich schrieb 1867 in seiner ultramontanen „Kirchengeschichte Deutschlands" S. 98: „Maternus gehört so wenig als die 22 oder 23 übrigen Namen nach ihm in den Trierer Bischofskatalog; denn vor dem 9. Jahrhundert weiß man in der Trierer Kirche nichts von ihm". Was die Wiederaufwärmung ungeschichtlicher Legenden über die früheren Bischöfe, über Agritius, St. Helena und die Märtyrer Palmatius und Thyrsus nutzen soll, was man mit ihnen zur Gewinnung unseres vielfach ungläubig gewordenen Volkes für den Glauben an Gott und unseren Herrn Jesum Christum erreichen will, bleibt für jeden ein Rätsel, welcher das apostolische Wort kennt: „Wir vermögen alles durch die Wahrheit, nichts gegen die Wahrheit." „Ich habe keine Freude denn die", schreibt Johannes in der dritten Epistel, „als die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln". „Bedarf denn Gott eurer Lüge?" fragte schon Hiob. Jeder einigermaßen mit der Trierschen Kirchengeschichte vertraute Leser des Hirtenbriefes fragt sich erstaunt, wie kann Bischof Dr. Korum die früheren Bischöfe von Trier als Liebhaber der Verehrung des heiligen ungenähten Rockes hinstellen, obwohl er weiß, daß die Bischöfe in den ersten fünfzehnhundert Jahren ihn nicht ausgestellt haben, daß die erste öffentliche Ausstellung 1512 gegen den Willen des Bischofs durch Kaiser und päpstliche Legaten erfolgt ist, daß Erzbischof Klemens Wenceslaus (1768—1802) ihn nicht ausstellen wollte, da er ihn nicht für echt hielt? Wir halten es nicht für schön, durch einen Hirtenbrief das Volk glauben zu machen, daß Cyprian († 258) und Augustinus († 431) über den „Rock Christi" im modernen Sinne geschrieben hätten. Beide kennen keine Reliquien Christi und belehren uns, daß wir von Christus weder ein Bild noch sonst etwas anderes besitzen als sein Wort und Sakrament. Wir finden es auch nicht schön, daß der Hirtenbrief die Worte des um 760 gestorbenen Johannes Damascenus: „Wir müssen die Krippe, die Nägel, die Lanze, die Kleider ꝛc. Christi pflichtschuldigst anbeten (adorari)" in der abgeschwächten Form wiedergiebt: „Wir müssen pflichtschuldigst verehren ꝛc.", nachdem gegenüber den Professoren Dr. Gildemeister und Dr. v. Sybel der bischöfliche Litterat Dr. Binterim in seinen „Zeugnissen für die Echtheit des heil. Rockes zu Trier" S. 152 die „Anbetung der Reliquie" ausführlich verteidigt und gesagt hat: „So soll also mit Recht das ... Kreuzholz angebetet werden, so auch die Nägel, Lanze, Kleider und die heiligen Aufenthaltsorte als die Krippe, die Höhle von Golgatha und das heilige Grab." „Weshalb sollen wir das Kreuzzeichen anbeten? Wo das Zeichen ist, da ist

auch Er selbst. . . Alles also, was Gott gewidmet und geweihet ist, beten wir so an, daß wir die Verehrung auf Ihn richten. Das ist die Sprache oder Lehre unserer Mutter, der heiligen römisch-katholischen Kirche."

Dr. Binterim öffnet mit seinen Worten trotz seines Hinterpförtchens, aus dem die den Kreaturen zu teil gewordene Anbetung auf Umwegen zu Gott zurückgetragen wird, einen gähnenden Abgrund, welcher die römisch-katholische Christenheit von der evangelischen trennt. Dieser Abgrund wird durch die bevorstehende Ausstellung von Ende August bis Anfang Oktober nur noch erweitert. Das lehren uns die Wallfahrtsbüchlein, welche die im Hirtenbriefe vielfach nur angedeuteten Legenden ausführlich erzählen und das katholische Volk gerade im Glauben an solche Dinge bis zum Fanatismus bestärken, welche die Reformatoren bis zum letzten Atemzuge als unchristliche Lehre, als Aberglauben und heidnische Gebräuche mit apostolischem Bekennermute bekämpft haben. In einer Wallfahrt oder einer Prozession an und für sich fand Luther nichts besonderliches. Er schrieb vielmehr am 4. Dezember 1539 an Propst Georg Buchholzer in Berlin, man solle dergleichen Bräuche dort, wo es gewünscht werde, beibehalten, aber darauf dringen, daß das lautere Wort Gottes gepredigt und jeder Aberglaube und jede Unwahrheit fern gehalten werde. Vor dreißig Jahren haben wir an mehreren Wallfahrtsorten Geistliche kennen gelernt, welche in diesem Geiste wirkten, so daß die Pilgerfahrten der benachbarten Bevölkerung einen erbaulichen und poetischen Charakter trugen. Es wird auch unter den nach Trier Pilgernden nicht an solchen fehlen, von denen man sagen kann, daß ihre Fahrt trotz des objektiven Irrtums infolge ihrer subjektiven aufrichtigen Intention eine Gott wohlgefälligere ist, als die Vergnügungstouren und Badereisen vieler Vornehmen. Schon um solcher Seelen willen möchten wir um keinen Preis dem Ansinnen des Prof. Dr. Beyschlag in dem Juniheft der „Deutsch-Evang. Blätter" zustimmen, der Staat möchte dem Bischof Dr. Korum die Ausstellung der als unecht erwiesenen und daher öffentliches Aergernis erregenden Reliquie verbieten. Auf religiösem Gebiete ist mit Polizeimitteln zu kämpfen nicht ratsam, auch wenn sich der römischen Kirche selbst das Heiligste in eine Machtfrage verwandelt. Freilich ist auch jede staatliche Förderung der Trierer Ausstellung vom Uebel. 1844 haben die preußischen Behörden viel zu viel dem Bischofe Arnoldi Handlangerdienste geleistet. Der Kaufmann J. B. Rey, „Mitglied der Ehrenwache beim heil. Rock", konnte damals in seiner bei Gall in Trier gedruckten Schrift: „Der heil. ungenähte Rock Christi zu Trier und außer diesem kein anderer" den Gegnern S. 8 zurufen: „Das hohe Gouvernement hat mit S. M. unserem gnädigsten Könige indirekt an der Ausstellung sich beteiligt, denn das hohe Gouvernement hat nicht allein willfährig seine Zustimmung gegeben, sondern auch der königlichen Regierung und den hohen Militärbehörden zu befehlen geruht, die gehörigen Anordnungen zur Aufrechthaltung der Ordnung zu treffen. Als gegen Ende der für die Ausstellung festgesetzten Zeit der Andrang der frommen Pilger täglich zunahm, geruhte unser hochverehrter Herr Oberpräsident, der damals hier gewesen, der hiesigen königl. hochl. Regierung zu gestatten, auch ohne vorherige Einholung der Genehmigung vom hohen Oberpräsidium in Koblenz, dem hochw. Herrn Bischof die Ausstellungszeit des heil Rockes zu verlängern. Wenn demnach Ronge den Herrn Bischof, weil er den heil. Rock ausgestellt hat, einen Menschen nennt, der das Volk irre leite, der der Lasterhaftigkeit Vorschub leiste, der dem hungernden Volke Geld und Gut entzieht, der die deutsche Nation dem Spotte der übrigen preisgebe und der das Volk aufzuwiegeln suche, treffen dann nicht alle diese Schmähungen auch zugleich unser hohes Gouvernement, mit dessen Genehmigung und Unterstützung die Ausstellung des heil. Rockes stattgefunden hat? Treffen nicht diese Schmähungen S. M. unseren allgeliebten König in seinem Gouvernement? Treffen nicht dieselben ganz besonders die höchste Staatsbehörde der Rheinprovinz? Treffen dieselben nicht auch den General-Steuerdirektor der Rheinprovinz, der zu befehlen geruhte, daß den Pilgern keine Brückensteuer auf den Rheinbrücken abgenommen werden dürfe? Treffen dieselben nicht alle niederen und höheren Behörden

der Rheinprovinz, die vom Gouvernement aufgefordert wurden, nach Kräften zur Aufrechthaltung und Förderung der Ordnung mitzuwirken? Gewiß können diese niederträchtigen Schmähungen noch nicht ihrem Umfange nach dem hohen Gouvernement bekannt sein, sonst würden wohl schon zur Ehre des Staates andere Maßregeln gegen solche Schmäher und Verleumder ergriffen worden sein; denn wird nicht durch solche Schmähschriften und Zeitungsblätter der Same der Zwietracht in Deutschlands friedliche Gauen gestreut? Würde nicht dadurch die Liebe der katholischen Unterthanen, die ihren allgeliebten würdigen Kirchenfürsten und sich selber so verhöhnt und ihren Glauben, das Heiligste, was der Mensch auf Erden besitzt, so verspottet sehen; ich sage, würde nicht hierdurch die Liebe und Anhänglichkeit für das hohe Gouvernement und ihren Fürsten erschüttert, wenn sie sich schutzlos in ihren heiligsten Institutionen sähen?"

Herrn Ney haben wir ausreden lassen, um zu zeigen, daß die Behörden damals dem Bischof den Finger reichten und dann von den Ultramontanen unter der Drohung, sonst „die Liebe der katholischen Unterthanen" zu verlieren, aufgefordert wurden, die ganze Hand zur Unterdrückung aller Schriften und Blätter herzugeben, welche sich zur Verherrlichung des Reliquiendienstes nicht bereit finden lassen. Die Schrift Neys ist übrigens nicht gegen Ronge, sondern gegen die Professoren Dr. Gildemeister und Dr. von Sybel gerichtet. Die Regierung zur Absetzung derselben zu nötigen, ist der eigentliche Zweck der 44 Seiten langen Broschüre. Nicht um die Polizei zur Hülfe zu rufen, sondern um zum Kampfe mit geistlichen Waffen aufzufordern, teilen wir aus den Wallfahrtsbüchlein, die selbstverständlich mit bischöflicher Gutheißung verfaßt, gedruckt und verbreitet werden, eine Anzahl von Versen und Gebeten mit, welche zeigen, daß auch für den wohlmeinenden, aber ununterrichteten Teil des katholischen Volkes die Versuchung zu einem alle wahre Religiösität auf die Dauer untergrabenden Aberglauben sehr groß ist. Was Bischof Dr. Korum von der „uralten Tradition" gelehrt wissen will, sagt uns zunächst das Breviarum (lateinisches Gebetbuch) des Klerus der Trierer Diöcese. Der Hymnus vom heiligen Rock lautet:

O sacra vestis numinis,
Manu parata virginis
Parente, arte textili:
Quis te sat ornet laudibus?

Tu membra Christi contegens,
Crescis simul cum corpore:
Tu fimbria morbos fugas,
Fluxumque sistis sanguinis.

Tu conditoris purpuram
Sacro bibisti vellere:
Te noluit furentium
Manus secare militum.

Haec sunt Eliae pallia:
Haec sunt Josephi licia;
Pro discolore murice,
Tinxit Pilatus sanguine.

In einem Gebetbuch für das Volk ist dieser Hymnus wie folgt übersetzt:

„O heil'ger Rock! dich, meines Jesu Kleid,
Von seiner Mutter ihm bereit',
Gewebt mit Kunst, dich nach Gebühr
Zu ehren schallt des Liedes Zier.

Du deckst den Herrn in diesem Erdenlauf,
Wächst mit Ihm stets an seinem Leibe auf,
Wer glaubend dich berührt, wird gleich gesund,
Wie jenes Weib, das zu dir trat zur Stund'.

Es sog meines Schöpfers Purpurblut
Die heilige Wolle. Selbst die Wut
Der wilden Krieger, die da weilen,
Wagt es nicht, Kleinod, dich zu teilen.

Mehr als Elias Mantel, Josephs Kleid,
Bist du uns Christen allen heut zur Freud;
Es färbt statt der bunten Purpurglut
Pilatus Dich in Jesu Christi Blut."

Die in diesem Hymnus lehrende „uralte Tradition", daß Maria dem zwölfjährigen Jesu den Trierer Rock gewebt oder gestrickt habe, und daß der Rock mit dem Heilande gewachsen sei, findet auch ihren Ausdruck in einem „Gebet beim Anblick des heil. Rockes": „Jesus Christus . . ., wir bitten dich, daß wir beim Anblicke deines von Marias reinen Händen gewebten und mit dir zugleich aufgewachsenen heiligen Rockes . . . unsere Sünden beweinen, um dereinst in deine Herrlichkeit aufgenommen zu werden." Bei der Prozession wird gesungen:

Eilt beflügelt, fromme Christen! Eilt begeistert, hocherfreut,
Voll vom wärmsten Dankgefühle, Zu dem Schatz der Heiligkeit;
Laßt uns dieses Kleinod achten, Würdig, wie es sich gebührt,
Es im Geist der Buß' betrachten, Tief von Gottes Huld gerührt.

Wer kann all die Wunder zählen, Die in diesem heil'gen Kleid
Der Erlöser hat gewirket So viel Tausenden zur Freud . . .
Dieses Kleid auf Tabor glänzte, Wie der Schnee beim Sonnenschein,
Nahm die Herzen der Apostel Jesus mit Verwundrung ein.

Heiland! Du hast hier auf Erden Blinde, Lahme oft geheilt,
Und den Toten und den Sündern Neues Leben mitgeteilt.
Mach' auch jetzt, wir bitten flehend, Durch der Liebe Wunderkraft,
Die in diesem Kleid gewirket, Uns gerecht und tugendhaft.

In anderen Wallfahrtsliedern stehen u. a. folgende Verse:

Deiner Lieb, o Gott! und Macht Sei hohes Lob gebracht,
Ebenso empfinden wir, Heil'ges Kleinod! Lieb zu Dir,
Deine weiße Reinigkeit War ein Bild der Heiligkeit,
Die der Heiland uns erwarb, Als er an dem Kreuze starb.

Doch auch schreckbar kommst du mir Heil'ges Kleid am Oelberg für;
Wo dich Jesus Blut begoß, Welches häufig auf dich floß.
So geheiligt wegen mir Beug ich meine Knie vor dir,
Bete den in Demut an, Der in dir mir wohlgethan.

Würdigstes der Altertümer! Das uns je die Welt gezeugt;
Dir sei nach dem Allerhöchsten, Unser Knie zuerst gebeugt.
Denn du bist das heil'ge Kleinod, Welches Jesus lange Zeit
Als ein Kleid am Leib getragen, Hier in seiner Sterblichkeit.

Heil'ges Kleid! du warest Zeuge Da, wo Jesus stark und matt,
Stark in Thaten, matt durch Leiden Uns zum Heil gewirket hat.
Werd' auch Zeuge unsres Dankes, Unsrer Ehrfurcht, unsrer Lieb,
Die wir dir dahier geloben, Stärk in uns den heil'gen Trieb.
Christen, Trierer! macht euch würdig Dieser hohen Vorzugs Gnad,
Jesus Rock hier zu besitzen; Wandelt auf dem Tugendpfad.

„Aus des besten Vaters Hand Blieb uns noch zum Unterpfand
Seiner Liebe, welch ein Glück! Jesus heil'ger Rock zurück. —"

(„Beschreibung des heil. Rockes", gedruckt bei D. Niesen in Trier, 1844, S. 16 und 19.)

„Dies Kleid ist, glaub, die wahre Arch, Die einst den Herrn und Heiland barg.
Es ist der Thron, wo er gethront, Es ist das Haus, wo er gewohnt."

(Geschichte und Begebenheiten ꝛc., Trier 1844, bei Niesen, S. 33.)

„O Kleid, du ungenähtes, Das keine Teilung litt,
Der Kirche Bild, du stätes, Die keine Macht durchschnitt."

(„Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Landsturm". Von Guido Görres. VI. Aufl. Coblenz 1845. Blum.)

In der Litanei vom heiligen Rocke heißt es u. a.:

Durch die Wunderkraft deines heiligen Rockes erlöse uns, o Herr!
Durch dein häufig vergossenes Blut, das wir in deinem heiligen Rocke verehren, erlöse uns, o Herr!
Daß du alle Häuser, in welchen das Bildnis deines heiligen Rockes aufbewahrt wird, vor sichtbaren und unsichtbaren Feinden beschützen wollest, wir bitten dich, erhöre uns!

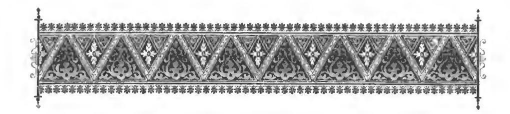
Alle Lieder und Gebete behandeln den unwahren Inhalt der „uralten Legende" als unumstößliche Sätze einer göttlichen Offenbarung, so daß jeder anders Denkende als Ungläubiger und Heide betrachtet, und wo es geschehen kann, als solcher auch verfolgt und materiell ruiniert wird. Ein ganzes Nest geschichtlicher Irrtümer enthält folgendes „Gebet zur Kaiserin Helena" (Lichters Geschichte rc. S. 48): „O heilige Kaiserin Helena! die du im Glanze der Welt lebend, Jesu Christo dem Gekreuzigten von ganzem Herzen ergeben, so glücklich warst, den heiligen ungenähten Rock Christi in Judäa aufzufinden, ihn von da nach Rom brachtest und aus zärtlicher Anhänglichkeit für dein Vaterland ihn der Domkirche zu Trier, die du erbautest, übergeben hast, bitte für uns, daß wir dieses heilige Kleinod verehren, ja höher schätzen, als Gold und Edelsteine." — In einem anderen Gebete heißt es: „O wie glücklich schätze ich mich, daß ich dein heiliges Kleid sehe. Da die Kranken, die nur dein heiliges Kleid berührten, gesund wurden, was läßt deine Güte mich nicht von dir hoffen? .. O möchte doch das Anschauen dieses heiligen Rockes meine Seele zu Thränen rühren, daß ich meine Sünden und Fehltritte von Herzen bereue und deren Vergebung erhalte! O mein Erlöser und Seligmacher, der du in diesem Kleide hingingest, dich für uns aufzuopfern und den bittersten Tod zu leiden, erbarme dich meiner!" „O Gott, wir danken dir für jene vorzügliche Gnade, die du uns, der hiesigen Stadt und unserem geliebten Vaterlande dadurch erzeiget hast, daß du das geheiligte Kleid, welches dein geliebter, für uns Mensch gewordener Sohn in seiner Sterblichkeit an seinem hochheiligen Leibe getragen und mit seinem Schweiße und Blute befeuchtet hat, bis auf unsere Zeiten gnädigst hast aufbewahren wollen und es nun unseren leiblichen Augen zur Anschauung vorstellen lässest." (Kurze Geschichte rc. Borken, Carl Brunn, S. 43.) „O mein göttlicher Heiland! wie vieles hast du in diesem heiligen Kleide, das ich nun sehen werde, von deiner Kindheit an bis zu deiner Annagelung am Kreuze für mich gethan und gelitten. So viele Kranke, die nur den Saum dieses Rockes anrührten, wurden gesund" (Lichters Geschichte S. 38). Noch schwulstiger als diese Gebete und Lieder sind diejenigen, welche in Argenteuil bei Paris gebetet und gesungen werden. Denn auch dort will man den ganzen Rock Christi besitzen und zwar denselben, von welchem in obigen Gebeten und Liedern die Rede ist. Seit dem Jahre 1156 wird nachweislich bei der Messe in Argenteuil gesungen:

C'est la Tunique sans couture,
Que la vierge Mère très-pure,
A fait de ses propres mains.
Son fils en couvroit sa chair tendre
Jusqu'à ce qu'on luy fit répandre
Le sang, qui sauva les humains.

Papst Gregor XVI. hat 1843 die „Echtheit des heil. ungenähten Rockes zu Argenteuil" anerkannt, ebenso am 18. Mai 1814 Pius VII und 1653 Innocenz X. Unsere Sache ist es nicht, zu prüfen, wie es möglich ist, daß der Papst Leo X. 1515 den Trierer Rock mit Ablässen versieht und ihn dadurch als echten anerkennt, während andere Päpste andere Röcke Christi in Frankreich, Spanien, Italien gleichfalls als echte bezeichnen und für wunderwirkend und indulgenzkräftig erklären. Noch weniger kann es uns beikommen, über die Thorheit einiger Trierer Apologeten, denen zufolge Christus mehrere oder viele Röcke gehabt hat, Worte zu verlieren. Bei dem Konkurrenzstreite, welchen katholische Geistliche in Trier und Argenteuil mit einander führen, kommt uns ein Abenteuer im Maderanenthale in der Schweiz aus dem Jahre 1872 oder 1873 in Erinnerung. Daselbst wohnten zwei katholische Kapläne, welche eine Weinwirtschaft hatten. Als der Weg uns an dem Hause des ersten vorüberführte, stand der Kaplan mit langer Pfeife und langem Rock vor der Thür und pries seinen Wein in so verlockenden Worten an, daß wir ihn kosteten. Wir fanden die Sache nicht so, wie sie gerühmt war und verabschiedeten uns bald von dem Kaplan und seiner Haushälterin. Wir waren aber nicht wenig enttäuscht, als wir nach einer kurzen Strecke Weges wieder

einem Kaplan gegenüberstanden, der uns fragte, ob wir uns von dem Schelm und Säufer da drüben hätten beschwätzen lassen. Wir möchten zu ihm kommen, dann würden wir gut bedient. Wir lehnten ab, da uns der eine wie der andere zuwider war. Den Ablaßkrämern in Trier und Argenteuil, in Compostella und Rom, Montevideo, Gent und Flines, Corbie und Tournus, Thiers und Friaul, Constantinopel und Moskau bringen wir dieselbe Sympathie entgegen, einerlei ob sie für ihren Reliquienbetrieb eine oder mehrere päpstliche Bullen vorzuzeigen haben. Die Reformatoren haben im Namen des Herrn das Uebel des Reliquiendienstes, den wir von einem Ehrengedächtnis wohl zu unterscheiden wissen, bei seiner Wurzel angegriffen. Sie sahen in der religiösen Verehrung der Reliquien eine Versündigung gegen das Wort Gottes: „Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen." Sie hielten es mit der alten Kirche, welche die Gräber der Propheten und Märtyrer in ehrenvoller Ruhe hielt, aber ihre vornehmste Reliquie war ihnen die heilige Schrift: die Bücher der Propheten und Apostel. In der Augsburgischen Konfession und anderen Bekenntnisschriften haben sie den Greuel an heiliger Stätte verurteilt. In den schmalkaldischen Artikeln heißt es: „Die Reliquien sind voll von Lügen, Thorheit, Alberei. . . Und so auch etwas Löbliches daran wäre, hätten sie doch wegen jener Täuscherei, so des Teufels Lachen genug erreget, längst abgethan werden sollen, da sie keinen Grund der Schrift haben, nicht von nöten und unnütz sind. Aber das Ärgste von allem ist, daß man vorgegeben, jene Reliquien erwerben Ablaß und Vergebung der Sünden". Dabei muß es auch heute sein Bewenden haben. Der fromme König Hiskia hat einst der achthundert Jahre als heilige Reliquie aufbewahrten kupfernen Schlange den verächtlichen Namen „Kupferdrache" gegeben, sie zerstört und zu Staub zerstoßen. (2. Kön. 18, 4.) Aus der katholischen Kirche wird schwerlich jemals einer auftreten, der jenem Könige ähnlich mit Erfolg das Aergernis aus dem Heiligtum beseitigte. Um so mehr ist es die Pflicht jedes evangelischen Christen, das Licht des Evangeliums in katholische Kreise hineinzutragen und nicht bloß Heiden- und Juden- und Innere, sondern auch Katholiken-Mission zu treiben. Das Evangelium muß jeglicher Kreatur gepredigt werden. Das ist der Weg zur Beseitigung des Aberglaubens, zur Weckung und Stärkung des Glaubens an Jesum Christum und zur Anbahnung der religiösen Einheit, welche fester und dauernder als alle irdischen Mittel, die Glieder unseres deutschen Volkes mit einander verbinden wird.

ks.



Die deutsche Litteratur und die Unsittlichkeit.*)

II.

Ein Realistenführer.

Von

Otto Kraus.

„Es ist alles Natur", sagt heutzutage der gemeine Mann, der die Religion über Bord geworfen hat. „Alle Wissenschaft und Kunst beruht ausschließlich auf der Natur des Menschen" erklären die Gebildeten unserer Tage, göttliche Geheimnisse giebt es nicht, es giebt nur noch unverstandene Rätsel. Alles Können und Erkennen verdankt der Mensch nur sich selbst, ebenso allen Fortschritt, alle Entwicklung. Es geht alles mit natürlichen Dingen zu, alles vollzieht sich nach ewigen Naturgesetzen, es giebt keinen Gott, es giebt auch kein den Menschen gegebenes Sittengesetz. Das ist die Weisheit der Gasse, wie des Katheders. So denken die Socialdemokraten und die Geldprotzen, die Dichter und die Maler, ja vielfach auch die Geistlichen unserer Zeit. Wir leben im Zeichen des Naturalismus. Mit den Errungenschaften des Darwinismus wird überall operiert: im politischen Leben, in der Jurisprudenz, in allen freien Künsten, in Handel und Wandel, im gemeinen Leben, auch auf der Kanzel. Die Bezeichnung „Naturalismus" ist allerdings vielen unbequem geworden. Darum sprechen die gottlosen Dichter und Schriftsteller lieber vom „Realismus". Schiller ist der immer noch angerufene, innerlich längst von ihnen aufgegebene Schutzpatron des idealen Gedankens. Der Franzose Zola, die Pariser Ehebruchs-Dramen, der Pariser Salon geben Muster und Vorbild unseren auf ihr vermeintliches Deutschtum stolzen Dichtern und Malern.

Einer der talentvollsten und ehrlichsten Vertreter des Naturalismus ist der Franke Michael Georg Conrad in München. Der christlichen und konservativen Welt ist dieser Schriftsteller wenig bekannt, obschon er bis jetzt ungefähr dreißig Flugschriften und Bücher geschrieben hat und seit 1885 als Herausgeber der Wochenschrift „Die Gesellschaft" auf den gebildeten Teil des deutschen Volkes Einfluß zu gewinnen sucht. Die Realisten erkennen in ihm einen kühnen, rücksichtslos und mit Ausdauer kämpfenden Führer. Es verlohnt sich deshalb der Mühe, diesem Realistenführer etwas näher zu treten.

M. G. Conrad, geboren am 5. April 1846 in Gnodstadt, ist ein Bauernsohn. Er hat seinem „herrlichen Alten" J. A. Conrad und seiner „unvergleichlichen Mutter" 1889 das Buch „Fantasio" gewidmet. Anfänglich wählte er den Lehrerberuf. Seine ersten Schriften handeln von der „Erziehung des Volkes zur Freiheit" (1870),

*) Die Publikation dieser Essays erfolgt nach Verabredung mit dem deutschen Männerbunde zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Dieselben werden sämtlich als Separatabzüge gedruckt.

von der „Volksbildungsfrage" (1871) und von „Pestalozzi" (1873). In Italien scheint er Freimaurer geworden zu sein, wenigstens fallen in die Jahre seines Aufenthaltes in Italien seine Schriften: „Vom Reißbrett" (1874) und „Die Loge im Kulturkampf" (1876). In Paris geriet er in den Bann Zolas. In diesem Banne hat er die scheußlichen Bücher „Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten" (1883) und „Totentanz der Liebe" (1885) geschrieben. Auf diese „Münchener Novellen" ist dann, genau nach dem Muster Zolas in „Les Rougon-Macquart", der umfangreiche Cyklus eines „Münchener Romans" in seinen beiden ersten Abteilungen „Was die Isar rauscht" 2 Bde. und „Die klugen Jungfrauen" 3 Bde. 1889 veröffentlicht worden. Conrad beabsichtigt noch vier Abteilungen folgen zu lassen.

Reich an interessanten Aufsätzen sind die in Paris entstandenen Bücher „Parisiana" (1880), „Französische Charakterköpfe" (2. Aufl., 1881) und „Madame Lutetia" (1883).

Die zwischenhinein fallenden Schriften, welche dem Kulturkampf und dem Enthusiasmus für Richard Wagner ihre Entstehung verdanken, können dagegen ebensowenig ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, als die dem hohen Ideal vollendeter Freimaurerei dienenden Bücher Conrads. Das in Gemeinschaft mit L. Willfried veröffentlichte Lustspiel „Die Emanzipierten" und das in derselben Gemeinschaft gedichtete Schauspiel „Firma Goldberg" sind darum dem Schicksal des Ausgepfiffenwerdens entgangen, weil sie nirgends aufgeführt worden sind. — Die auf deutschem Boden fußenden Bücher „Flammen" (1882), „Fantasio", „Pumpanella" (1889), sowie „Gelüftete Masken" (1889) bieten wiederum eine Reihe von Skizzen, die in das ästhetische Fach gehören. — Als Publizist zeichnet sich Conrad durch ein anerkennenswertes Maß von Unbefangenheit und Gerechtigkeit und durch ein voll gerütteltes und geschütteltes Maß von Grobheit aus. Mit seinen Brüdern vom Orden der Freimaurer, mit einzelnen ihn ungünstig beurteilenden Recensenten, mit den Antisemiten geht er scharf ins Gericht. Ich halte ihn aber für so billigdenkend, daß er einem Beurteiler seiner Bücher, der auf christlichem Boden steht, nicht übelnehmen wird, wenn er um des unversöhnlichen Gegensatzes willen nicht gerade gelinde mit ihm verfährt, um so weniger, wenn sich ein solcher Beurteiler bestrebt, Licht und Schatten, wie schon angedeutet wurde, gerecht zu verteilen.

Der Gegensatz, hinter welchem alle Schattierungen und abweichenden Meinungen zurücktreten, lautet Christenglaube und Gottlosigkeit. Ein Schriftsteller wie Conrad bietet den Vorteil dar, daß man es mit einem offenen, schneidigen, die letzten Konsequenzen nicht scheuenden Gegner zu thun hat. Man kann bedauern, daß ein so talentvoller, reichbegabter Mann wie Conrad dem Naturalismus verfallen ist, man wird sich aber nicht dem Gedanken hingeben, daß Conrad und seine Gesinnungsgenossen sich auch nur um eines Haares Breite von ihren Ueberzeugungen abbringen lassen. Der Gedanke, was mit einer Beleuchtung, wie die vorliegende ist, gutes bewirkt werden soll, ist nur insoweit berechtigt, als durch Schilderung des angedeuteten Gegensatzes auf den immer erbitterter werdenden Kampf zwischen der in Gott ruhenden und der auf die Gottlosigkeit gebauten Kunst und Wissenschaft hingewiesen wird. Wir stehen auf dem Felsen, wir glauben an den Mensch gewordenen ewigen Gott, unsere Gegner waten im stets vom Wind der Tagesmeinungen hin- und hergejagten Sand herum, sie phantasieren von einer Gottesidee, von dem Gott werdenden Menschen. Zwischen diesen Parteien ist kein Friede, kein Ausgleich möglich. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut."

In dem Buche „Parisiana" verkündigt Conrad: „Die Erde besiegt den Himmel, das wissenschaftliche Denken den christlichen Glaubenswahn, die selbstbewußte Menschlichkeit die religiöse Geisterseherei". „Es giebt keine andere Welterlösung und Weltversöhnung, als die Kraft der Wahrheit des sich selbst begreifenden Menschentums." — Von der „als Element der geistigen Gesamtentwicklung der Völker" in Ansatz gebrachten

Religion sagt er in seiner höchst unreifen, mit armseligen Possen, gemeinen Späßen und ausgewachsenen Roheiten gegen „Christentum, Wunder und Kerulied“ zu Felde ziehenden Jugendschrift „Humanitas“ (1875): „Sie muß als ureignes Produkt des Menschengeistes, als der innere Herzschlag des Kulturfortschrittes, als etwas durchaus weltliches, natürliches, menschliches aus den Fesseln der Theologie befreit, von dem hirnlosen Offenbarungsschwindel gereinigt, den Deuteleien des dogmatischen Aberwitzes entrückt und in ihrem reinen Wesen dargestellt werden.“ Die Religion der Zukunft ist die Humanität. — Wie sich diese Religion der Zukunft oder der Socialdemokraten gestalten wird, kann man aus den Lästerreden Conrads abnehmen: „Wir haben den Himmel preisgegeben und nichts dabei verloren, denn sein imaginärer Besitz ist keinen Pfennig wert. — — Vollbesitz aber ist uns die Erde. Sie genügt uns auch ohne den jenseitigen Anhang, den himmlischen Nachtisch.“ („Die klerikale Schilderhebung“ S. 6.) Socialdemokratischer, satansmäßiger läßt sich die Feindschaft gegen die göttliche Offenbarung nicht formulieren. Daß die Logik im Eifer des Protestes in die Brüche gegangen ist, liegt auf der Hand. Conrad wägt etwas Vorhandenes, Gegenwärtiges, etwas, das er in Händen hat, gegen etwas Zukünftiges, gegen etwas, das er nicht in Händen hat, ab. Das bischen Wut gegen etwas, das für ihn gar nicht existiert, hätte er sich ersparen können. Wenn er aber weiß, daß die zukünftige Welt die Hoffnung und der Trost vieler tausende seiner Landsleute ist, so hätte er bedenken sollen, daß es inhuman ist, die Hoffnung eines irrenden oder nicht irrenden Menschen zu verhöhnen.

Conrad hat 1877 eine Uebersetzung der Schrift des Italieners Gaetano Negri „Die religiöse Krisis. Ein atheistischer Versuch“ mit einem 15 Seiten langen „Vorwort“, mit einer 90 Seiten langen „Einleitung“ und mit 20 Seiten „Anmerkungen“ herausgegeben. Er ist mit dem Italiener ein Herz und eine Seele. Beide sind davon überzeugt, „daß die Religion, weit entfernt, etwas Absolutes, Unveränderliches zu sein, nichts anderes sein kann, als der Ausdruck des intellektuellen Zustandes einer gegebenen Gesellschaft in einem gegebenen Zeitpunkt.“ Dazu citiert Conrad den seiner Meinung nach „tiefsinnigen“ Satz Feuerbachs: „Das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntnis Gottes ist die Selbsterkenntnis des Menschen“. Nach Conrad hat jeder Mensch das Recht, sich seine Privatreligion zu machen. Warum kränkt er aber dieses Recht Alban Stolz gegenüber, wenn er ihm mit einer Art sittlicher Entrüstung „Kannibalen-Religiosität“ vorwirft? — Negri hält dafür, „daß das Christentum hinfüro ein Gespenst geworden ist, eine Erscheinung ohne Körper, ohne Gestalt, und daß es nicht mehr die Religion des modernen Menschen sein kann.“ Man sollte eher meinen, Negri müßte von seinen italienischen Erfahrungen aus zu der Ansicht gekommen sein, daß das Christentum nur Körper geworden sei. — An blindem Eifer kommt ihm aber der Uebersetzer Conrad gleich, der mit Fettschrift aus F. v. Hellwalds Kulturgeschichte die „civilisatorische Unfähigkeit des Christentums“ und den Satz, daß das (katholische und protestantische) Christentum „keine Weltaufgabe“ habe, in seine Anmerkungen aufgenommen und sich den „philosophischen Streifzügler“ Otto Hörth in Frankfurt a. M. zum Eideshelfer erwählt hat, der den Atheismus wissenschaftlich mit der Annahme begründet, daß die paar Dutzend von sog. einfachen Stoffen vernunftgemäß auf zwei Urelemente zurückzuführen, und „daß dieser Dualismus der Kraft aus der Einheit der Kraft hervorgegangen sei“. Nennt man diese Einheit Gott, so ist Gott mit der Zweiheit untergegangen. „Als aus Gott die Welt entstand, ist Gott gestorben.“ — Ich muß gestehen, daß ich einigermaßen erstaunt war, mit diesen Taschenspielerkunststücken Conrad hantieren zu sehen. Ich hätte ihm mehr Verstand zugetraut, aber er fällt unter das Wort: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden.“ Im religiösen Gebiet rechne ich Conrad zu den Narren.

Das religiöse Gebiet suchen die Naturalisten vom sittlichen Gebiet zu trennen. Sie können sich diese Mühe sparen, denn auch die Sittlichkeit beruht bei ihnen nicht



auf dem von Gott gegebenen Sittengesetz, sondern auf den von der jeweiligen menschlichen Gesellschaft beliebten ethischen Grundsätzen. Kommen die Realisten in Frankreich ans Ruder, so wird zweifellos die Polygamie eingeführt, denn die entspricht schon jetzt der gallischen Natur, und es ist nur der Respekt vor dem überlieferten christlichen Sittengesetz, welcher die Bigamie und den Ehebruch unter Strafe stellt. Es gehört das zu den „Traditionen der Wohlanständigkeit", welche Conrad bei Daudet im Gegensatz zu Zola respektiert findet. „Ach — seufzt Conrad in einem eingeklammerten Satz — es giebt Philisterköpfe, die fürchterlich wehleidig und zimperlich thun können!" Er ist darüber weit hinaus, er bildet sich ein, die höchste Stufe naturalistischer Kunst erreicht zu haben und hat keine Ahnung davon, daß auch er wie Zola den Traditionen von Wohlanständigkeit insofern noch unterworfen ist, als er manches Thatsächliche nur andeutet und sich aus einem glücklichen Rest sittlicher Scheu hütet, alles zu beschreiben, was seine Phantasie ihm vorstellt. Conrad hat auch keine Ahnung davon, daß er und Zola überholt werden können, daß ihre Nachfolger sich über ihre Wehleidigkeit und Zimperlichkeit demnächst lustig machen werden. Von Rechts wegen. Wer sich wie Conrad (Parisiana S. 73) über die „vielbelobte sittliche Weltordnung" lustig macht, wer die Socialdemokratie darum eine neue „Religion" nennen kann, weil ihm alle Religion nur „das Produkt der Empfindung und Stimmung" ist, wer sich über den Katechismus und die Kernlieder skandalisiert und in die Klage ausbricht, daß man das deutsche Volk immer noch an Moses und die Propheten weise und nicht an Schiller und Goethe („man bietet ihm Steine für Brot"), der wird von seinen Nachfolgern, die über Schiller und Goethe noch mehr hinaus sind als Conrad selbst, um seiner altfränkischen Ansichten willen verlacht werden. Das verlangt das Gesetz des Fortschrittes, ein Gesetz, an welches der fortschrittsfrohe, etwas siegestrunkene Conrad ohne Zweifel gedacht hat beim Niederschreiben des Satzes: „Darüber läßt sich heute kein Verständiger mehr täuschen, daß trotz aller Angstrufe der Legitimität: „Schafft Religion ins Land, paukt den Katechismus ein!" die neue Wissenschaft unaufhaltsam ihren Eroberungszug bis in die entlegensten Winkel des Landes fortsetzt und dem alten Glauben und kirchlichen Brauchtum den Boden entzieht" (Parisiana S. 337). Es ist eine Verhöhnung des Andenkens Kaiser Wilhelms I., wenn Conrad ein Jahr nach seinem Tode („Die Gesellschaft" 1889 S. 1199) gelegentlich der Erwähnung seiner vom preußischen Staatsanwalt verfolgten Bücher „Spanisches und Römisches" (1877) und „Die letzten Päpste" (1878) sagt: „Das geschah im Frühlinge 1878, als sich das Deutsche Reich ummauserte und eine Neubefiederung in Frumbheit und Gottseligkeit als heilsam und zeitgemäß erachtete". —

Vor elf Jahren hat Conrad beim Tode des Juden Crémieux den Antisemitismus eine dem „freien, toleranten Volksgeiste in Deutschland" angethane „Kulturschande" genannt und von dem „Hochsinn" des „Weltbundes" der Alliance Israélite Universelle geredet, der von „christentümelnden Schwachköpfen und Antisemiten-Narren" nicht erfaßt werden könne (Französ. Charakterköpfe II, S. 49) und in seinem „für freie Geister" in Brand gesetzten „Flammen" schnaubt der an die alleinglücklichmachende Humanität der Atheisten glaubende Conrad: „Eine deutsche Judenhetze!" — vorher hat er die russische Judenhetze begreiflich und saisongemäß genannt — „wie schändlich klingt nicht schon das Wort, und wie viel schändlicher ist nicht erst die Sache, die es bezeichnet! Eine deutsche Judenhetze! Der reine Mund des civilisierten Menschen scheut sich, es auszusprechen; die Feder des Humanisten sträubt sich, es niederzuschreiben. Dem gebildeten Ohre klingt es wie Heulen und Hohngelächter wahnsinniger, blutzechender Kannibalen; die Klangfigur übersetzt sich dem Auge in grinsende, zähnefletschende, geifernde Fratzen. Worte und Sachen decken sich in der Vorstellung absoluter Brutalität, vollendeter Abscheulichkeit, bodenloser Verrohung, erbärmlicher Geschmacklosigkeit. Deutsche Judenhetze! Notzucht, Elternschändung, Totschlag, Mordbrennerei und ähnliche Bestialitäten des verkommenen, von jeder menschlichen Würde und Empfindung verlassenen „homo sapiens" sind im Grunde nichts Aergeres. Besteht ein Unterschied zwischen diesen

Verbrechen, so liegt er nur in den Nüancen." Elf Seiten später hat sich die Wut des Philosemiten Conrad insoweit gelegt, als er sagt: „Man muß sich in Geduld fassen und abwarten, bis sich die schmutzige Flut wieder verlaufen hat." Hat sich jetzt — zehn Jahre später — die Flut des Antisemitismus verlaufen? Nimmt diese Flut nicht von Tag zu Tag zu? Nimmt sie nicht zu in allen Gesellschaftsklassen? Weiß Conrad nicht, daß die Juden ein fremdes Volk inmitten anderer Völker, daß sie ein nach der Unterdrückung der sie gastweise aufnehmenden Völker trachtendes Sondervolk sind? In seinem Buche „Deutsche Weckrufe" (1890) führt Conrad mit allem Recht bittere Klage über die in Deutschland in Kunst und Litteratur herrschende Franzosensucht. Völlig unbefangen sagt er im Anschluß an seine Klagen: „Frankreich handelt in seinem guten natürlichen Recht, wenn es sich alle Völker in seinem Geiste in Litteratur und Kunst unterthan zu machen strebt; wir aber handeln nicht weniger in unserem guten natürlichen Recht, wenn wir uns gegen die Verknechtung mit allen Kräften wehren und jeden als einen Judas und Vaterlandsverräter brandmarken, der in Deutschland die Deutschen unterdrücken und die Herrschaft der Ausländer befestigen hilft." Conrad vergißt sogar für einen Augenblick seinen Atheismus und ruft aus: „Herr Gott vom Himmel sieh darein und schlag die Schelmen nieder!" — Wenn nun Conrad dem Judenvolk auf deutschem Boden „das gute, natürliche Recht" einräumt, sich das deutsche Volk in Litteratur, Politik, in Handel und Wandel unterthan zu machen, wie kann er so gedankenlos sein und uns wehren wollen, ebenfalls „in unserem guten, natürlichen Recht" zu handeln und uns gegen die Judenherrschaft mit allen Kräften zu wehren? Geistig wie leiblich sind die Juden nach dem auf ihnen lastenden göttlichen Fluche ein relativ unvermischtes, allerorten auf fremdem Boden wohnendes Sondervolk, das seine Exklusivität eifersüchtig wahrt und auf deutschem Boden nur insoweit mit dem Christenvolk in Verbindung tritt, als es damit für sich an Macht und Einfluß, an Geld und Gut Profit machen kann. Wird Conrad von seinem allem Realismus und Naturalismus widersprechenden Humanitäts-Idealismus zurückkommen, wenn der Kampf gegen die Judenherrschaft ein allgemeiner und von unten nach oben erfolgreicher wird?

Conrads Klagen über die deutsche Auslandssucht in der Litteratur sind, wie nochmals bemerkt wird, durchaus begründet und berechtigt. „Die geringe Achtung und Förderung, welche von den herrschenden Klassen den „Rittern vom Geiste", den Schriftstellern und Künstlern entgegengebracht wird, beweist einen gefährlichen Mangel an echtem Nationalgefühl und feinerem Zeitverständnis." (Fantasio S. 116.) „Es ist ein fortgesetzter, stiller Raubkrieg, in welchem unsere vaterländischen Dichter und Künstler der ausländischen Konkurrenz aus Messer geliefert werden; es ist ein systematischer, subtiler Totschlag, verübt von Deutschen an den Trägern des vaterländischen Geistes, an den Schöpfern unserer deutschen Dicht- und Kunstwerke" (Gelüstete Masken S. 300). „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre künstlerische und litterarische Ehre!" (S. 62.) Ganz einverstanden! Es muß aber bedauert werden, daß Conrad mindestens ebenso stark als diesen Realismus, als die Pflege vaterländischen Sinnes, den Realismus des Gelderwerbs betont. „An litterarischen Talenten steht Deutschland keinem anderen Lande der Welt nach. Nur in dem Gebrauche, den Deutschland davon macht, liegt der Unterschied. Unser Publikum unterstützt seine Schriftsteller nicht hinlänglich; namentlich in materieller Hinsicht ist es von der schäbigsten Knauserigkeit; es opfert zwanzigmal mehr für Bier, Cigarren und ähnliche „notwendige Genußmittel" seines vielgefeierten Idealismus, als für gute Bücher. Spielhagen, Freytag, Wilbrandt und verwandte Federn hätten sich z. B. als Franzosen gewiß schon ihre runde Million erschrieben." (Madame Lutetia S. 61.) Von den Franzosen heißt es in demselben Buch S. 435: „Gar mancher hat sich mit einem einzigen Roman, einem einzigen Theaterstück ein Vermögen von ein- bis zweimalhunderttausend Francs gemacht. In dieser Beziehung spielt der französische Litterat in der Pariser Gesellschaft eine der glänzendsten Rollen als moderner Erwerbsmann. Außer England und Nordamerika hat kein anderes Litteratur-

land auch nur annähernd es verstanden, seinen Schriftstellern Vorteile zu bieten, wie sie die französischen Arbeiter mit der Feder unter dem neidlosen, fröhlichen Beifall ihres Volkes genießen." Diesen und anderen Klagen, wie z. B. über die gesellschaftlich geringere Taxierung im Lande der „Staatsdienerei und des Militarismus" (Madame Lutetia S. 437) ist entgegenzuhalten, daß die Zahl der Dichter und Schriftsteller bei uns viel zu groß ist, daß die Juden in der Schriftstellerwelt einen unverhältnismäßig hohen Prozentsatz ausmachen, und daß die Geistesprodukte der großen Mehrzahl unserer „Ritter vom Geist" nicht im Einklang stehen mit dem gesunden deutschen Sinn. Conrad weiß davon ein Lied zu singen. „Zumal an uns deutschen Realisten in Litteratur und Kunst, die wir jetzt als verfluchte Steine des Anstoßes bald auf allen deutschen Wegen liegen, findet diese herzliche und hirnliche Verkommenheit nationalen Krüppelwuchses immer erwünschteste Gelegenheit, sich in täglich neuen Offenbarungen auszuschwelgen. Wir scheinen vor allen anderen die Gabe zu besitzen, zungenlösend auf die deutsche Bedientenseligkeit zu wirken. Ein Blatt, eine Zeitschrift, ein Buch, ein Werk von uns — und aus allen Ecken und Enden kriecht das Laster (!) gegen uns heran, stellt sich gegen uns, verleumdet und verfehmt uns mit seinem schmutzigen Maul, knöpft sich auf, öffnet Brust- und Hirnkasten und läßt allen Unrat gegen uns los." (Deutsche Weckrufe S. 5.) Darnach wären die Realisten die Vertreter der Tugend und Reinheit! Nach einer S. 3. abgedruckten Expektoration, die weder dem Realismus, noch dem Naturalismus Ehre macht, denn es handelt sich um Phantasiegebilde, werden die Realisten sogar politisch verfolgt. „Wo (ja, wo?) die Reaktion an allen Ecken und Enden über ein Volk hereinbricht, wo jeder gesinnungstüchtige Mann verfehmt wird, wenn er sich nicht der von oben jeweils diktierten Ansicht in Fragen der Politik, des Glaubens, des Rechts knechtisch unterwirft; wo der freie Schriftsteller, der freie Künstler, der Ritter vom Geiste in seiner Ehre und in seinem Lebensbestand bedroht wird, wenn er sich nicht zum Speichellecker der Gewalthabenden erniedrigt und sich zu den Lakaien der sog. öffentlichen Meinung auf den Duzfuß stellt; wo das Recht gebeugt und als grober Unfug alles gebrandmarkt wird, was sich als ehrliche Ueberzeugung und freie Aussprache nicht in den Rahmen des alleinseligmachenden Servilismus fügt: da ist es mit der Hebung des Nationalbewußtseins übel bestellt."

Die Klagen Conrads nehmen kein Ende. Wer den 1889er Jahrgang seiner „Gesellschaft" durchblättert, kann sich davon überzeugen. Da heißt es S. 101: „Weiß man in München überhaupt vaterländische Dichter gebührend zu ehren und jenen heiteren, reichen Glanz (!) um ihr Dasein zu verbreiten, wie anderwärts, wo der dichterischen Muse wenigstens eine Nachblüte „augusteischen Alters" beschieden ist?" — S. 1074: „Infolge dieser vaterlandsverräterischen Kunstwirtschaft wird auch das wirtschaftliche Mißverhältnis noch eine Zeitlang fortbestehen, daß diejenigen Schriftsteller und Künstler die gesuchtesten, angesehensten und reichstbezahlten (!) sind, deren Werke den geringsten litterarischen und künstlerischen Wert besitzen, während die Urheber und Mehrer der wahrhaften vaterländischen Geistesschätze hungern und in Lumpen gehen und unbegehrt und ungeehrt auf der dunklen Schattenseite des Lebens ihr Dasein abarbeiten müssen." Wenn ein deutscher Schriftsteller die Franzosen Daudet und Zola in besonderen Aufsätzen verherrlicht, so nimmt das Conrad sehr übel, er vergißt aber dabei des Balkens in seinem Auge. Wie hat er nicht in seinen Pariser Büchern und auch später noch „den Großmeister des Naturalismus" verherrlicht! Seine „Parisiana" sind mit einem radierten Bilde des „Emile Zola" geschmückt. „Der scharfzielende Zola hat den Stein auf seine kritische Schleuder gelegt und voll göttlicher Rücksichtslosigkeit den Wurf in den schöngeistigen Sumpf der zeitgenössischen französischen Litteratur ausgeführt." (S. 193.) (An diesem Bilde hat Conrad gewiß sein Wohlgefallen, ja ohne Zweifel ein so großes Wohlgefallen, daß er gar nicht daran gedacht hat, wie wenig man scharf zielen muß, wenn man einen Stein in einen Sumpf werfen will.) „Seine Position ist uneinnehmbar; sie ist die der Wahrheit selbst. Der Wahrheit um jeden Preis, ohne

jedweden Hintergedanken — ihr galt jeder Schwertstreich des kühnen Helden." (Hier verwechselt Conrad die Wahrheit mit der Wirklichkeit.) „Darauf leiste ich den feierlichsten Eid, daß ich Emile Zola für den moralischsten Schriftsteller Frankreichs halte! Nie hat er das Schöne zur Beschönigung mißbraucht, das ist richtig, denn er ist die Keuschheit selbst." (Hier verwechselt Conrad die Keuschheit mit der Schamlosigkeit. Was die sittlich verkommensten Menschen verhüllen, das deckt Zola auf. Schöne Keuschheit das!)

Zola wird als Erfinder des roman expérimental gepriesen, des Romans, „der auf den Ergebnissen der Beobachtung und Wissenschaft beruht und keine andere künstlerische Prätension hat, als für die Wahrheit der Sache den zutreffendsten, knappsten Ausdruck zu finden, ohne idealisierende Flunkerei." „Die Pilatusfrage aber: ‚Was ist Wahrheit?' beantwortet er sich so: es giebt keine Wahrheit außerhalb der Wissenschaft; ich stehe mit allen Kräften des Geistes und Gemütes in der Wissenschaft, folglich ist mein Wesen die Wahrheit." „In der Kritik anerkennt Zola, wie jeder schöpferische Geist, keinen anderen Gott, als sich selbst, im Roman keine andere Offenbarung als die entgötterte, wissenschaftlich erfaßte Natur. Höchstpersönlich in der Kritik, zeigt er sich unpersönlich im Roman. Sein Roman ist ein Protokoll." „Der metaphysische oder theologische Mensch existiert nicht für ihn, sondern nur die physiologische — — — Menschengeschichte ist ihm Naturgeschichte. — — Stets siegt der Stärkere, lautet das Naturgesetz — allen Evangelien und Katechismen zum Trotz. — — Er gehorcht keinem anderen mot d'ordre als der Stimme des Gewissens (wie unwissenschaftlich!), dem Drang seines Geistes, dem Impulse seines Temperaments, folge daraus was da wolle". „Zola giebt uns Menschen von Fleisch und Blut, und wenn sich diese „Ebenbilder Gottes" wie Schweine aufführen, so schildert er sie eben wie Schweine und läßt sie grunzen wie Schweine. Dem Viehstand widerfährt sein Recht so vollständig wie dem Menschenstande. Suum cuique." Seine Kunst „beruht auf dem großen gemeinsamen Zuge der Emancipation des Geistes von dem knechtischen Formel- und Hypothesenkram des Uebersinnlichen, der unserem Jahrhundert in seiner vielverzweigten Befreiungsarbeit das gewaltige einheitliche Gepräge sichert."

Die Fülle von Thorheit, Albernheit, Unsinn und Schwindel, welche in diesem Loblied auf Zola enthalten ist, kann unerörtert bleiben. Nur auf eins sei hingewiesen. Zola will der wissenschaftliche, der naturwissenschaftliche Romancier des 19. Jahrhunderts sein. Weiß er denn was Wissenschaft ist? Hat er die Naturwissenschaften studiert? „Zola ist ein Laie in den Naturwissenschaften" belehrt uns Conrad. Und doch will er ein naturwissenschaftlicher Romanschreiber sein? Wer Dantes göttliche Komödie liest, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß der Dichter in der Theologie seiner Zeit gründlich zu Hause war. Und gerade, daß er darin so zu Hause war, gereicht seinem Werk vielfach zum Nachteil, denn Poesie und Wissenschaft schließen sich aus. Zola kann sich glücklich schätzen, daß er ein naturwissenschaftlicher Ignorant ist, daß nur die Unwissenheit von seinen in Harmonie mit der „Wissenschaft" stehenden Romanen faseln kann, wäre es anders, so würden seine „Protokolle" noch öder und langweiliger sein, als sie es bereits sind.

Conrad legt gelegentlich Verwahrung dagegen ein, daß man ihn zu den „Zola-Affen" und „Zola-Fanatikern" rechnet. Nun, naturwissenschaftlich wäre jene Bezeichnung jedenfalls gerechtfertigt, doch mag sie ebenso preisgegeben werden, wie die Bezeichnung Zola-Fanatiker. Conrad ist in der That nicht blind gegen manche Gebrechen und Schwächen des realistischen Meisters, aber das ist doch zweifellos, daß er ganz und gar unter dem Einfluß, unter der geistigen Uebermacht Zolas steht. Wie Theodor Körner im Banne Schillers stand, so steht Conrad im Banne Zolas. Es wird das später ersichtlich werden.

Hätte ich als Staatsanwalt eine Anklageschrift gegen Conrad zu verfassen, so würde ich das, was Conrad nicht verschweigt, nicht verhüllt, auch nicht verschweigen und nicht

verhüllen. Da ich aber auf die von ihm verspottete „sogenannte Schamhaftigkeit“, auf den selbst von einer Sarah Bernhardt beim Anblick eines schamlosen Bildes im Pariser Salon in Anspruch genommenen „Anstand“, eine äußere Schranke gegen die wilde tierische Brunst, auf die von Conrad verhöhnten „Familien-Blätter“, auf die von ihm mitleidig belächelten „verschämten Weiblein und Männlein“, auf die von ihm mit der „Kinderstube“ identifizierte „Familie“ Rücksicht nehmen muß, so bin ich ihm gegenüber im Nachteil. Wenn Gerichtsverhandlungen bei verschlossenen Thüren stattfinden, erfährt das Publikum nur den Tenor des Urteils, nicht aber die Beweisumstände und Entscheidungsgründe. Ich muß auf Vorführung der Hauptbeweise und schlagendsten Entscheidungsgründe verzichten.

Auf französischem Boden sind die französisch zolamäßig gedachten, deutsch abgefaßten „Liebesgeschichten“ „Lutetias Töchter“ entstanden. Einschließlich der nur von einem Ehepaar handelnden Novelle „Die Frau Majorin“ sind die kleinen Geschichten dieses Bandes nur darum „realistisch“, etwas Neues, etwas Besonderes, weil sie sich frech über die Grenze des äußeren Anstandes hinauswagen und Handlungen, Situationen beschreiben, welche nicht an die Oeffentlichkeit kommen, oder wenn sie dahin kommen, das Einschreiten der Polizei veranlassen. Das erste Stück „Amélie“ nennt der Verf. selbst „Ein Nachtstück aus dem Bois de Boulogne“. Es ist die Geschichte einer alten Lorette, die von einem ihrer früheren, verabschiedeten Liebhaber erdrosselt wird. Wer im Leben einer solchen Person begegnet, weicht ihr aus, wenn er ihr nicht als Geistlicher, Armenpfleger oder Arzt gegenübertritt, warum soll man solchem Unrat in einem Buche begegnen? — Die zweite Geschichte „Adrienne“ handelt von einer jungen Sängerin, die sich einem jungen deutschen Schriftsteller ergeben und einen früheren französischen Verehrer, der nach langer Verbannung nach Paris zurückkehrt, vergessen hat. Adrienne stirbt am Blutsturz, der Deutsche fällt im Zweikampf, den Franzosen rührt der Schlag. — „Sans Coeur“ heißt ein aristokratischer Klub, der sich unzüchtige Geschichten erzählt. Nur an moralischem Hautgout kenntliche, sittlich-faule Personen können solche Geschichten im Leben erzählen oder mitanhören. Welche Zumutung für solche, die nicht in diese Klasse von Menschen gehören, derartige Dinge zu lesen! — „Im Bade“ erscheint eine Komödiantin, die zu gleicher Zeit schamlos und ehrbar ist. Solche Menschen giebt es zwar nicht, das ist aber für die „voraussetzungslos“ „wissenschaftlich“ denkenden Realisten ganz gleichgiltig. Es ist die Rede vom dritten Akt eines skandalösen Theaterstücks, in dem das Publikum „vierzig Minuten lang nichts zu sehen bekam, als nackte Füße, nackte Kniee und sonstige nackte Körperteile, und nichts zu hören, als versifizierte Nuditäten.“ — — „Natürlich mußten die deutschen Uebersetzer und Theaterschneider ein Uebriges thun, um das Stück von seiner angestammten Pariser Paradiesesunschuld zu befreien und in die gesundheitspolizeilich vorgeschriebenen Unter- und Ueberröcke der kälteren Moralzonen zu kleiden.“ Hier und an anderen Stellen, z. B. da, wo von der Privatdozentin im Paradies die Rede ist, wird man an die lüsterne Schreib- und Denkweise Heines erinnert. Conrad läßt einen deutschen Verehrer der Besitzerin der Badewanne das Geständnis ablegen: „So sind wir Süddeutsche: bei unsern wissenschaftlichsten Beobachtungen ein Gemisch von Sentimentalität und Cochonerie. Unverbesserliche Naturalisten in idealistischer Sauce.“ Conrad ist Süddeutscher, ohne Zweifel läßt er den elenden Verehrer aus Erfahrung so reden. — „Recht sonderbar“ heißt mit Fug die fünfte Geschichte. Ein sich selbst überschätzender Maler verheiratet sich standesamtlich mit seiner jungen Eva, nachdem er eine von ihrem Manne getrennt lebende, aus niederer Volksschicht stammende Gräfin, die ihn mit einem Sturm von schamloser Verlockung festzuhalten versuchte, aufgegeben hat. Ein dem Maler befreundeter Dichter wird über Nacht reich — auch die Realisten können solche verbrauchte idealistische Kunstgriffe der alten Schule nicht entbehren — unterstützt den Maler und geht mit dessen Frau durch, während der Maler zur Gräfin zurückkehrt. — „Monsieur Brazlier“ endlich ist Jude, Geck, Frauenverführer; einer fünfundzwanzigjährigen, nach

einem Manne sich sehnenden, verwitweten Gräfin gegenüber — wo nur diese höchst bürgerlichen Realisten immer ihre Gräfinnen herbekommen? — benimmt er sich in höchst alberner Weise und wird darum verschmäht. —

Auf die Pariser Novellen ließ Conrad sechs „Münchener Novellen“ folgen unter dem bezeichnenden Titel „Totentanz der Liebe“. 1) „Marianna“, ein üppiges, an einen abgelebten Geldsack verheiratetes Weib lechzt nach einem lebenskräftigen Mann. In demselben Augenblick, da sie die Ehe bricht, stürzt vor der Thüre ihres Schlafzimmers der aus dem Bade heimkehrende Gatte vom Schlag getroffen zusammen. — 2) „Eine Maifahrt“ führt einen lüderlichen Münchener Maler auf dem Wege nach Capri mit einer ihm bekannten lüderlichen Dirne und mit der Marianna der ersten Novelle zusammen. Der Schluß dieser Novelle ist in hohem Grade unklar und verworren. Das einzig sichere Ergebnis ist eine förmliche Prügelei. — 3) „Die goldne Schmiede.“ An einem und demselben Tage stirbt die Frau des Schmiedes, die bei der berüchtigten Spitzeder ihr ganzes Vermögen verloren, das uneheliche Kind des ältesten Schmiedssohnes und eine gewisse Seraphine, die sich aus Verzweiflung über die vom zweiten, geistlich gewordenen Schmiedssohne nicht erwiderte Liebe in die Isar stürzt. — 4) „Schicksal.“ Der dem Leser aus der zweiten Novelle bekannte Maler kommt nach München zurück und entdeckt in einer Kaffeekellnerin das von ihm seinerzeit mit einer Kuhmagd erzeugte Kind. Zuletzt wird der halbwahnsinnige Maler verhaftet. — Conrad hat als Realist für gut gefunden, über das, was im Schlafraum der Kellnerinnen vorgeht, Einzelheiten von ekelhaftester Schamlosigkeit zum besten zu geben. — Die 5. Novelle „Der Rechte“ ist ein Sammelsurium von inhaltlosem Zeug. Diese Novelle zeichnet sich durch einen längeren medizinischen Exkurs aus, dessen Inhalt sich nicht einmal andeuten läßt. Die letzte Novelle „Die Stimme des Blutes“ läßt den Leser die angenehme Bekanntschaft eines betrunkenen Mannes machen, der nicht nach Hause geht, obschon sein jüngstes Kind im Sterben liegt. Nachdem das Kind gestorben ist, sagt ihm seine Frau, daß er nicht der Vater desselben ist. — Eine vernichtende Kritik der Pariser Novellen hat der „Schalk“ gebracht. Diese Kritik schließt mit dem Satze: „M. G. Conrad besitzt eine gewandte Feder und ein hübsches Erzählertalent; aber als Nachtreter Zolas wird er sein Glück höchstens in den Winkel-Leihbibliotheken und bei Leuten machen, welche in möglichst naher Geistesverwandtschaft zu seinem Pariser Gesindel stehen.“ Das gilt auch von Conrads Münchener Gesindel.

Mit diesem Gesindel werden auch die nicht zahlreichen Leser des Münchener Roman-Cyklus „Was die Isar rauscht“ bekannt gemacht. Wie Paul Lindau und Fritz Mauthner „nach dem Muster Zolas“ mit einer Reihenfolge von Berliner Romanen hervorgetreten sind, so Conrad mit einer äußerlich ähnlich zusammengestellten Arbeit aus München. Wie bei Zola kann man jeden Roman für sich allein oder im Zusammenhang mit den durch einzelne Romanfiguren mit einander verbundenen übrigen Abteilungen lesen. Man kann auch einzelne Kapitel herausgreifen und lesen, denn von dem, was man Komposition nennt, findet sich im „realistischen Roman“ so viel wie nichts. Alle diese Dichter geben nur mehr oder weniger gut ausgeführte nebeneinander gestellte Kulturbilder aus der Gegenwart. Da giebt es bei Conrad ein Bildhauer-, ein Banquier-, ein Freimaurer-, ein Kaffeekränzchen- und ein Bier- und Kegelabend-Kapitel, ein Kapitel über Preßbanditen, über Bauprojekte u. s. w. Viel Stoff, auch teilweise recht interessanter, gut dargelegter Stoff, aber als Ganzes, als Roman künstlerisch nicht bewältigt. Dem Schauspieler Heinrich Beck hat Goethe am 31. Jan. 1791 ins Stammbuch geschrieben: „Blumen reicht die Natur, es windet die Kunst sie zum Kranze“. Conrad hat in den bis jetzt erschienenen fünf Bänden seines Cyklus eine Menge von Blumen und Blättern zusammengebracht, aber von einem Kranze, ja selbst von einem Faden für den Kranz ist nichts zu sehen. Conrad ist zwar der Meinung: „Ein deutscher Roman, der was Rechtes sein will, muß das Deutschtum aus allen Poren atmen (!); er muß strotzen und zucken und glühen von dem Leben, das der

Verfasser mitten in seinem Volke selbst mit durchgelebt und mit durchempfunden hat, so daß er uns mit dem Buche zugleich ein Stück, und zwar das beste seiner eignen heißen Seele darbietet" (Madame Lutetia S. 48), aber damit hat er nur eine schöne Theorie ausgesprochen, denn zu seinen Gunsten muß man annehmen, daß er nicht mitten in der Sorte von Volk lebt, die er treffend als die „männliche Halbwelt Münchens" bezeichnet. Mit ganz geringen Ausnahmen wird der Leser mit einer Menge von nichtsnutzigem Volk bekannt gemacht, die innige Verwandtschaft des Realismus und des Pessimismus tritt dem Leser sozusagen auf jeder Seite entgegen. Ich habe in den fünf Bänden vor lauter Isarrauschen auch nicht ein erhebendes Wort gehört. Der Dichter läßt den Leser nie warm werden. Wie er mit kaltem Blut selbst solche Scenen ausmalt, in welchen heißes Leben pulsiert, so kommt auch der Leser aus dem kühlen Gefühl der Kritik nie heraus. Das ist insofern ein glücklicher Umstand, als Conrad nichts Verführerisches hat. Sein Realismus ist wie aller moderne Realismus nur in der schamlosen Schilderung und Erörterung geschlechtlicher Dinge etwas Neues, wie die Realisten träumen, Bahnbrechendes, jedenfalls Abschreckendes.

Ich kann hier selbstverständlich keine dem Gebiete der Pornographie angehörenden Bruchstücke „pikanter" d. h. in ehrlichem Deutsch unzüchtiger Situationen mitteilen, ich muß über die Zoten und Schweinereien hinweggehen und alles, was der „Verve", d. h. in ehrlichem Deutsch der geschlechtlichen Brunst entwachsen ist, unerörtert lassen. Die witzelnden Beschreibungen unzüchtiger Scenen im Hause des Kommerzienrats Raßler, die mancherlei Unflätigkeiten, wie man sie sonst nur aus dem Munde der gemeinsten Gassenbuben hören kann, das Ausplaudern von Geheimnissen des ehelichen Verkehrs, all dies kann nur mit diesen Worten angedeutet werden. Es giebt aber, namentlich in der Roman-Fortsetzung „die klugen Jungfrauen" noch obendrein Dinge, die man nicht einmal andeuten kann. —

Wie jämmerlich und armselig die Realisten ihrer Aufgabe nachkommen, realistisch zu sein, Neues zu bieten, mag mit einigen Beispielen belegt werden.

„Herr Weiler — ein jüdischer Banquier — fühlte das Bedürfnis einer Kunstpause und schneuzte sich wieder anmutigst in sein großes rotes Foulard, indem er dasselbe mit beiden Händen faßte und die Nase zwischen die Daumen klemmte. Ein Tropfen Unrat blieb im Barte hängen". (Was die Isar rauscht I, S. 155). Ein lüderlicher Baron namens Drillinger „mußte immer auf den Tropfen Unrat im Barte des Banquiers blicken" (S. 156). Die Unterhaltung der beiden geht weiter bis S. 159: „Der Unratstropfen baumelte in einem grauen Haar. Drillinger fand den Anblick scheußlich; er mußte immer hinsehen." Auf S. 164 heißt es: „Der Unratstropfen baumelte und fiel auf den Brustlatz. Räumen Sie mir Bedenkzeit ein? fragte Drillinger, wie hypnotisiert den Tropfen verfolgend." — Von einem Preßbanditen heißt es (daselbst S. 345): er „bohrte sich mit den Fingern in die Nase und strich die grauen Flöckchen an seinem Gefäß ab." — Das Geräusch einer Sägemühle wird mit Pschßpschß, das Eindringen eines Dolches in die Eingeweide mit ßßßkrrr, krampfhaftes Niesen mit einer „ganzen Sauce von Hatziehatzi", ein unfreiwilliger durch Mund und Nase eines närrischen Friseurs ständig gehender Ton wird so beschrieben: „Nach jedem längeren Satze kam dann durch die Lippen und zugleich durch die lange dünne Nase ein vollkommen naturlautliches Geräusch, das ungefähr so zu fixieren wäre: Hakknaxfurur, mit dem Ton auf der letzten Silbe." Haben die Ornithologen den Gesang der Nachtigall, der Drossel und anderer Singvögel lautlich im Druck wiederzugeben gesucht, warum sollte der „wissenschaftlich" dichtende Conrad auf solche Wiedergabe verzichten? Im übrigen können nur an die Armut idealer Dichtung gewöhnte Leser sich der Erwägung verschließen, wie die moderne Dichtung durch die kleinen, vielleicht auf den ersten Blick kindisch erscheinenden Mittel nicht unerheblich gefördert wird. —

Wenn ein Romanschreiber der alten Schule eine seiner Romanfiguren in den „Münchener Neuesten Nachrichten" oder in einem ähnlichen Blatt lesen lassen wollte, so

sagte er das dem Leser des Romans kurz und bündig und überließ den unglücklichen Zeitungsleser seinem Schicksal. Die neue Schule läßt realistisch den Romanleser beispielsweise an der öden Langeweile des Inseratenteiles von A bis Z auf zwei Seiten des Buches teilnehmen.

Wenn ein Romaneier der alten Schule sagen wollte, daß eine Dame sich in ein Weißwarengeschäft begeben habe, um dies oder jenes, unter Bewährung des Satzes „wer die Wahl hat, hat die Qual", auszusuchen, so überließ er die Dame ihrem Stern oder Unstern. Meister Zola dagegen läßt alle möglichen Waren dutzendweis übereinanderhäufen, damit der Leser an der Qual der kaufenden Dame „realistisch" teilnimmt. Genau so verfährt der Jünger Conrad. Er läßt einen für den Roman völlig bedeutungslosen Metzgerjungen an eine mit Plakaten bedeckte Mauer treten und teilt dem Leser mit protokollarischer Sorgfalt mit, was die „wüste, kreischende Kakophonie der Reklame" anpreist: „Konzerte, Bälle, Wurstwaren" und so weiter und so weiter, es sind gegen 40 Dinge, die „annonciert" werden. — Conrad scheint im allgemeinen kein Freund von aufdringlicher Reklame zu sein. Man kann ihm darin nur beistimmen. Er selbst betreibt das Geschäft der Reklame aber für sich in hohem Grade schwunghaft. Der Architekt Zwenger, einer der wenigen anständigen Menschen in dem Münchener Romancyklus, wird von seiner Braut Flora gefragt: „Hast du gelesen, was der gute Hammer über meine italienische Skizzensammlung geschrieben hat?"

Auf die ganz ins Idealistisch-Vage gehende Gegenfrage: „Im gestrigen Abendblatt?" erfolgt die realistisch-konkrete Antwort: „Nein, im neuesten Heft der „Gesellschaft."

„Ah, das bekam ich noch nicht zu Gesicht."

„Ja, dort liegts. Lies mirs einmal vor. . . . Deine Flora hats doch gerne, wenn sie ein wenig gelobt wird. Und Hammer schreibt so frisch . . . Die Einleitung seines Aufsatzes ist prachtvoll, wie eine Wagnersche Ouverture." — Und nun folgt, mit einigen Unterbrechungen, der ganze Artikel des Hammer. Damit hat der gewandte Conrad drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: seine „Gegenwart", seinen Mitarbeiter Fritz Hammer und seinen musikalischen Großmeister, den „Meister" kurzweg, Richard Wagner. Die Monatsschrift selbst aber wird mit folgender, von dem an seiner Feder kenntlichen Conrad abgefaßten Reklame dem deutschen Publikum angepriesen:

„Die Gesellschaft" ist das einzige deutsche Blatt, welches die weltbewegenden Probleme der Zeit — in Kunst, Litteratur und socialem Leben — rücksichtslos und ohne Zimperlichkeit bis in die letzten Konsequenzen behandelt.

„Die Gesellschaft" ist das einzige deutsche Blatt, welches ein ernster Mann und eine reife Frau ohne Langeweile lesen können.

„Die Gesellschaft" ist das einzige deutsche Blatt, welches gegen den veralteten romantischen Dusel, gegen die moderne Verflachung und Korruption auf allen Gebieten und für ungeschminkte Wahrheit und geistige Vertiefung kämpft.

„Die Gesellschaft" ist das einzige deutsche Blatt, welches regelmäßige und eingehende Berichte über die neuesten Erscheinungen aller Litteraturen der Welt bringt.

„Die Gesellschaft" ist das einzige deutsche Blatt, welches einen gesunden Realismus ohne Frivolität, die höchste Freiheit ohne Zügellosigkeit vertritt und sich den Luxus eigner und neuer Gedanken gestattet.

„Die Gesellschaft" ist das einzige deutsche Blatt, welches alle litterarischen Richtungen mit gleicher Sorgfalt pflegt: Politik, Volkswirtschaft, Roman, Novelle, Lyrik, Aesthetik, Litteraturgeschichte, Kunstkritik.

Conrad denkt realistisch: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr." Den fünften Jahrgang eröffnet er mit den Worten: „Vier Jahre des Kampfes liegen hinter uns. Oft war er uns so schwer geworden, daß wir mit einem Fluch auf alle deutsche Litteratur und Kunst hätten unsere Feder zerbrechen mögen. („Hol mich der Teufel!" pflegt er gelegentlich auszurufen; eine übrigens ganz unrealistische



Redensart.) Nie hätten wir geglaubt, daß alles Leben rings um uns so tief in Unreinlichkeit des Denkens, in Unwahrhaftigkeit des Empfindens hätte getaucht sein können; nie hätten wir jenes Maß von Bosheit, Feigheit und Niedertracht für möglich gehalten, das wir bei jedem neuen Schritt entdecken mußten. . . Aber es giebt ein Gefühl über alle Gefühle! Du hast deine Kraft, dein Leben nicht umsonst vergeudet (dieser Ausspruch enthält einen Widerspruch: unter vergeuden versteht man nach Weigands deutschem Wörterbuch: „mit Großthun zubringen, unnützerweise im Uebermaß verwenden" — „nicht umsonst" und „unnütz" schließen sich aus), du hast einer großen, ewigen Sache gedient! Das hat unseren Mut gefestet, unsere Seele froh gestimmt." Dann heißt es von seiner „Gesellschaft": „Sie hat nach und nach sämtliche Zeitschriften des Reiches an Tüchtigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts überholt, wie sie von Anfang an in der Reinheit der Absichten, in der Höhe der Ziele allen überlegen war. — — Es ist uns hinfort erlaubt, mehr als bisher zwischen den heißen Kampfspielen unseren Lesern Stunden der Unterhaltung und Erholung zu bieten und unsere „Gesellschaft" durch den Schatz dichterischer Beiträge zum reichhaltigsten Litteratur-Organ der geistig vornehmsten Lebenskreise zu gestalten." Bescheidenheit ist eine Zier u. s. w.

Sein Kampfgenosse Alberti rühmt von den Realisten, daß sie „ein Kulturfaktor geworden sind, mit dem gerechnet werden muß." „Wir sind die Geusen der Litteratur, ‚Bettler', welche in ihrem zerschlitzten Gewande euch ein Geschenk bringen, köstlicher als alle eure fetten Honorare: die Freiheit!" — Diesem Idealismus folgt dann der an die mageren Honorare, an das in Deutschland wie im Ausland gleich starke Abonnement denkende geschäftsmäßige Realismus: „In jedem Kaffeehause, in jeder Konditorei, in jedem Leseinstitut, welches die „Gesellschaft" noch nicht hält, verlange man dieselbe, unablässig, so zahlreich als möglich, bis sie angeschafft wird, und auch in denen, welche sie bereits halten, fordere man sie regelmäßig und allseitig! Die Werke der Schriftsteller unserer Dichtung verlange man ohne Unterlaß in allen Leihbibliotheken — auch wenn man sie schon kennen sollte. Man drohe im Weigerungsfalle mit Entziehung des Besuchs, des Abonnements u. s. w. und führe bei fortgesetzter Weigerung die Drohung aus. Alle derartigen Mittel sind notwendig, eine große Sache emporzubringen (!?), sie sind angewendet worden, so lange die Welt steht, sie sind ehrlich und offen, und niemand kann uns ihre Anwendung übel deuten."

Conrad wiederum nennt „die Vertreter der modernen realistischen Dichtung" Männer, welche „mit dem Trotz und der Wildheit neuer Pfadsucher die Rücksichtslosigkeit der Wahrheitsapostel verbinden".

Die modernen Realisten haben, wie man sieht, so eine Art Souveränitätsgefühl. Sie gehorchen nur den von ihnen erlassenen oder anerkannten Gesetzen; auch auf moralischem Gebiet. Conrad erklärt geradezu: „Die sogenannte Emanzipation des Fleisches, die in der romantisch-revolutionären Litteratur eine so herausfordernde Rolle spielte, enthält einen gesunden, reformatorischen Kern. Das edle, vollmenschliche Gleichgewicht kann nämlich erst dann gesunden werden, wenn das Fleisch, d. i. die sinnliche Seite der Menschennatur, aus dem Schmutz und Schutt der supernaturalistischen Wahndogmen hervorgezogen und wieder in die natürliche Würde eingesetzt wird." Es ist sich deshalb nicht zu verwundern, wenn Conrad schreibt: „Einen Heine, einen Goethe, einen Liszt, einen Wagner u. s. w. mit der kurzen Elle der Katechismustugend, die gerade für den nächstbesten Wurstler oder Pomadefabrikanten oder Hosenhändler wohlthätig ausreicht, messen zu wollen, wäre bodenlose Anmaßung und lächerliche Thorheit zugleich. Das Genie ist die einzig wahre Souveränität, die ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit in sich selbst trägt und für ihre Tugenden wie Nichttugenden die jeder Kritik spottende Formel brauchen darf: von Gottes Gnaden!" (Flammen S. 102, 103.)

Conrad hält sich gewiß auch für eine Art Genie. Sein bischen Souveränität ist aber 1889 vom Schöffengericht des Münchener Amtsgerichts I nicht anerkannt worden, denn man hat ihn wegen Beleidigung des Professors Dr. G. Scherer, in der „Gesell-

schaft" verübt, zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt. In demselben Heft, in welchem das gegen Conrad ergangene Urteil abgedruckt wurde, hat dieser sich im Eingang zur üblichen Schlußabteilung „Kritik" (1889 S. 1774) über die realistische Litteratur und den Staat ausgelassen. Er gedenkt der Proskription des jungen Deutschlands durch den Frankfurter Bundestag und fährt dann fort: „Unsere neueste Litteratur realistischer Richtung im neuen Reiche idealistischer Politik (ist das ernst- oder spaßhaft gemeint?) und Sittlichkeit scheint nun auch wieder einiges erleben zu sollen, was an die schönen Tage von Annodazumal recht gemütlich erinnert. Wir wollen nicht so pessimistisch sein, zu behaupten, daß der Geist des seligen Bundestages auferstehe und seinen mitternächtlichen Heilsgang durch die Amtsstuben des Reiches nehme! Nein, dazu sind wir nicht gespenstergläubig genug. Allein das lebhafte Interesse, das neuerdings die Staatsanwaltschaft in der Stadt der obersten deutschen Reichsgerichts-Behörde an unserer Litteratur nimmt, fängt an, ein wenig nach altem, bundestäglichem System zu schmecken."

Conrad berichtet dann von der gerichtlichen Verfolgung seiner Kampfgenossen Walloth und Alberti „auf Grund eines sehr bösen Paragraphen im Reichsstrafgesetzbuch, der die Litteratur nur aus dem Gesichtspunkt der Zucht und Unzucht zu schätzen scheint."

Dann folgt eine Gegenüberstellung, wie der Realismus und die Bibel sexuelle Dinge besprechen — für den himmelweiten Unterschied der beiderseitigen Besprechungen fehlt es Conrad an jedem Organ — und wie die ins innerste verlogene, erheuchelte, namentlich überblümte und manirierte Vorstellungsweise jene Dinge behandelt.

„Das ist im Lande der Denker heute noch die geläufige und gerichtlich respektierte Auffassung." — Er glaubt aber, daß die Angeschuldigten mit Ruhe dem „Verfolgungsprozeß" entgegensehen können. „Hat die künstlerische Wahrhaftigkeit wirklich an einzelnen Stellen dermaßen über die Stränge geschlagen, daß der juristische Formalismus (Materialismus!) sie bei der Nase fassen kann, wohlan, so möge er sie bei der Nase fassen. Die Schmutzforscher in der Kritik werden vor Wonne Purzelbäume schlagen, wenn sie davon hören, und die Denunziantenseelen werden sich auf den Kopf stellen. Ja, der Formalismus (!) soll sein Recht und alle Welt ihr Vergnügen und ihre billige Schadenfreude haben. Aber den Geist der künstlerischen Wahrhaftigkeit, der heute in allen wahrhaft großen Litteraturen der Welt herrscht, wird man auch in Leipzig nicht zu erhaschen und in Ketten und Banden zu legen vermögen. Der deutsche Bundestag ist tot — und Heine, Gutzkow und Genossen leben heute noch (G. Gutzkow und die Genossen liest kein Mensch mehr) und werden leben, so lange es eine Dichtung auf Erden giebt (?) mit oder ohne Erlaubnis des Staates und der Staatsanwälte. „Das Wort sie sollen lassen stahn!" singen wir mit Martinus Luther."

Walloth und Alberti sind im Juni 1890 wegen unsittlicher Schriften zu 150 M. resp. 300 M. Geldstrafe verurteilt worden, Alberti obendrein noch zu 40 M., weil sein Auftreten gegen den Staatsanwalt eine empfindliche Ahndung verlangte. Der Souveränitätsschwindel, welcher in den Köpfen von Litteraten spukt, kann sich der Köpfe der nach dem klaren Inhalt des Strafgesetzes urteilenden Richter niemals bemächtigen. Vor dem Strafgesetze aber sind — die wirklichen Souveräne ausgenommen — alle gleich, große und kleine Genies und solche, die gar keine Genies sind. Das werden die Realisten wohl jetzt gelernt haben. — Müssen sich die Romanschreiber der Kritik der Staatsanwälte und Richter unterwerfen, so können sie es nicht hindern, daß die litterarische Kritik ihre Erzeugnisse bespricht. Solche Besprechungen, wenn sie von gegnerischer Seite kommen, sind selbstverständlich den Realisten ebenso unangenehm als den Vertretern der alten Schule. Es ist auch an sich nichts dagegen zu sagen, wenn sich die Angegriffenen ihrer Haut wehren, nur muß das in ihrem wohlverstandenen Interesse mit Klugheit und Besonnenheit geschehen. Wenn z. B. Conrad sagt: „Man erkennt den strebsamen kritischen Dilettanten hauptsächlich an zwei Dingen: an einer gewissen physischen Zimperlichkeit und an einer unverleugbaren moralischen Entrüstungs-

stärke, die sich am lautesten in robuster Schimpferei äußert", so hat er damit einen Schlag ins Wasser gethan, denn in jener angeblichen Zimperlichkeit und moralischen Entrüstungsstärke liegt gerade der Gegensatz zu den über alle Zimperlichkeit und Moral sich erhebenden Realisten. In robuster Schimpferei stellt Conrad aber ebenfalls seinen Mann. Unverschämtheit, ganze Gesinnungsgemeinheit, Scheußlichkeit, Moralfex und Tugendbold, kritisierender Liedrian, Schweinehüter, das sind so einige Liebenswürdigkeiten, welche er dem Schweizer J. V. Widemann an den Kopf wirft. Einem anderen Gegner, dem Pfarrer Dr. Weitbrecht in Mähringen bei Ulm, Mitarbeiter am „Deutschen Litteraturblatt" sucht Conrad mit gemütlichem Lachen zu begegnen, es bricht aber nicht geringer Zorn und kein gelinder Hochmut dem ungehörigerweise geringgeschätzten „würdigen Pfarrherrn" gegenüber durch das Lachen hindurch. —

Conrad kommt immer wieder auf Zola zu sprechen, er ist seiner Meinung nach „nicht der Dalailama einer neuen Kunstoffenbarung, sondern der große geniale Mutmacher, weniger ein litterarisches, als vielmehr ein sittliches Vorbild." Was bietet nun das Conradsche sittliche Nachbild im Ethischen seinen Lesern dar?

Von dem lyrischen Tenor Viktor Capoul in Paris, der s. Zt. mit einem Fräulein Heilbronn Romeo und Julie spielte, erzählt Conrad: „Man munkelte damals allerlei. — Es starben die Capoul- Schwärmerinnen schier vor Neid und Eifersucht. Sie glaubten, Fräulein Heilbronn werde den zärtlichen Romeo direkt von der Bühne weg zum Standesamt locken und ihn hinfort einzig und allein an ihre paradiesische Person fesseln. Dem war jedoch nicht so. Capoul ist Gemeingut aller galanten Frauenherzen geblieben. Er hat das ihm anvertraute Pfund nicht im Gemüsegarten der Ehe vergraben. Er wuchert damit auf Gottes freier Flur." (Parisiana S. 134.) — „Zola hatte seine brave Grisette, seine étudiante, wie es bei dem akademischen Bürgertum des Quartier Latin Brauch und Rechtens ist." (Das. 202.) — In einem Artikel über die alte Demimonde-Garde teilt Conrad mit: „In der Rue des Martyrs inaugurierte Emilie Williams die famosen „dîners en peau", wozu nur Damen Zutritt hatten, die bis an die Hüfte und weiter dekolletiert erschienen." (Madame Lutetia 121.) — In leichtfertigstem Tone läßt sich Conrad in seinem Buche „Fantasio" (S. 141) über Goethes Umgang mit italienischen Weibern aus. — Von seinem Freunde Max Nordau, einem Juden, entblödet er sich nicht im Buche „Pumpanella" S. 60 2c. zu sagen, daß wirklich nur der litterarische Nordau, nicht der allgemeinmenschliche sich so weiberfeindlich giebt, insonderheit aber, daß keine physischen Defekte dabei im Spiele sind. — — „Nein, nein, Nordau ist wie jede energische Natur im Grunde eine zärtliche Seele und er huldigt den Reizen des Ewigweiblichen, selbst in der von ihm so bitter kritisierten Pariser Ausprägung, mit der nämlichen Genußfähigkeit, wie jeder wohlorganisierte Mann."

Stärkere Beweise für die ernste „sittliche" Lebensanschauung Conrads muß ich unterdrücken.

Was sittlich ist, was nicht, darüber hat Conrad, wie alle freien, vom Christentum abgefallenen Geister, seine eigene, schrankenlos-freie Meinung. Ebenso Sarah Bernhardt wie Paul Heyse. Doch hat Heyse immer noch einen gewissen Respekt vor der Sitte, vor dem äußeren Anstand. Wenn Conrad fragt: „Ist nicht auch die Moral etwas Flüssiges, den allgemeinen Entwicklungsgesetzen folgendes?" so wird ihm Heyse ohne Zweifel zustimmen, gleichwohl hat dieser mit der neuerlichen Zusammenstellung von drei Bänden Novellen, welche für die Familie geeignet sind, der öffentlichen Moral seinen Tribut gezollt, und man kann es begreiflich finden, daß er „den Naturalisten" sagt:

Im Leben pflegt es uns zu frommen,
Wenn wir in gute Gesellschaft kommen,
Und sollen uns in der Kunst bequemen,
Mit der Crapule vorlieb zu nehmen?

Und ebenso begreiflich wird man es finden, wenn er von dem neumodischen Realismus im persönlichen Verkehr mit Conrad gesagt hat: „Ich finde keinen anderen Unterschied — als den Unrat, den die Franzosen nehmen und wir verschmähen. Ich begreife den Lärm nicht, den man vom französischen Realismus macht." Conrad machte dazu erstaunte Augen und dachte: „Welcher Mangel an Unterscheidungsfähigkeit und Selbsterkenntnis." Recht vorsichtig hat er sich bei dem König Dom Luis von Portugal gelegentlich des internationalen Schriftsteller-Kongresses in Lissabon über Zola ausgesprochen. Der König bemerkte: „Sehen Sie, ich habe die größte Achtung vor der Begabung dieses Schriftstellers, alle seine Romane sind mir aber antipathisch. Aus der Zerstörung der Moral kann weder der Litteratur, noch dem Volke Heil erwachsen." Conrad erwiderte: „ob etwas zum Heil oder Unheil ausschlage, lasse sich nicht im vorherein entscheiden. Was wie eine Bedrohung der Moral aussehe, sei eine notwendige Begleiterscheinung jeder gründlichen Geisteserneuerung in Wissenschaft, Litteratur und Kunst." — Conrad hat übrigens nicht versäumt, die Welt damit bekannt zu machen, daß ihm „S. M. Dom Luis geruht habe, das Kommandeurkreuz seines königlichen Christusordens zu verleihen." Conrad und der Christusorden! —

Die Gerechtigkeit fordert, daß auf das in Conrads Romanen enthaltene Gute hingewiesen wird. Er kommt zwar aus dem Hundertsten ins Tausendste und fast alle seine Romanfiguren führen eine Sprache wie Conrad selbst, gedankenreich, konkret, kraftvoll, cynisch, aber da und dort stoßen wir doch auf einen vortrefflichen Exkurs, auf ein in seiner Art klassisches Kapitel.

„Das Zeitungswesen! Dieser ständige geistige und moralische Seuchenherd! Der pure Hohn auf den vielgerühmten Willen der Kulturmenschheit, zur Wahrheit und Gesundheit zu gelangen. Haben Sie sich einmal in einem Kaffeehaus die Horde der Bacillenschlucker vulgo Zeitungsleser angesehen? Wie sie dahocken und mit stieren Blicken und dummen, vom Qualm der schlechten Luft und des schlechten Gesöffes aufgedunsenen Gesichtern das bedruckte, vergiftete Papier gierig hineinschlingen? Wie sie ihre Hohlschädel mit politischem Quark und feuilletonistischem Kohl und Klatsch und Tratsch ausmöbeln? Und haben Sie einmal eine Sudelküche gesehen, wo diese journalistischen Gerichte zusammengeschmiert und gepappt und gekocht wurden? Das müßten Sie einmal nach der Natur studieren. — — Da werden Ihnen elektrische Lichter aufgehen! Da werden Sie auch die Verachtung begreifen lernen, mit der ein Bismarck von den Journalisten als von Leuten spricht, die ihren Beruf verfehlt haben. — — Von allen irdischen Nichtigkeiten und Dummheiten ist die Tagespolitik die allernichtigste und allerdümmste. Drum blasen sich die Politiker mit ihrem Geträtsche auch so auf, weil sie selbst die Empfindung nicht los werden können, daß sie wie Wolken vom Winde verjagt werden, daß sie nur Schattenbilder vom Schatten sind. Betrogene Betrüger, Larifari-Kakophonisten. „Ein jeder glaubt ein All zu sein, und jeder ist im Grunde nichts." Lassen wir nur erst einmal den socialen Cäsarismus, der bereits in der kaiserlichen Botschaft leise präludierte, über das alte, geschwätzige Europa kommen! . . Die Presse ist Großmacht, wenn und wo es gilt, die öffentliche Versimplung und die nichtsnutzigen Keime im Volksleben zu entwickeln; ihr tägliches, unausgesetztes Getröpfel höhlt den härtesten Stein. Sie ist eine Ohnmacht, wenn — — doch davon ein andermal." („Was die Isar rauscht" I, S. 269 u. 270.)

„Bei den armen Leuten da ist die Liebschaft im unverehelichten Stand gleich Sünd' und Schand', da heißts Bagage und schmutziges Verhältnis, bei den reichen Leuten da heißts noble Passion und Liaison und Galanterie und Heirat auf die linke Hand." („Die klugen Jungfrauen" II, S. 84.)

Die ersten Kapitel im dritten Bande des eben erwähnten Romans sind in hohem Grade lesenswert. Sie schildern in geradezu vollendeter Darstellung, wie im zweiten Stock der „Hundskugel" in der Sendlinger Gasse (München) die Brüder Freimaurer über die Aufnahmegesuche zweier Männer reden und beraten und beschließen, bezüglich

derer man sich nur wundern muß, wie sie an diese Gesellschaft geraten konnten, und wie gleichzeitig im dritten Stock ein Frauenverein zur Verbesserung der socialen Stellung des weiblichen Geschlechts seine parlamentarischen Künste übt. Von den Freimaurern sagt Conrad: „Sobald diese Humanitäts-Tempelbauer ihr symbolisches Phrasenhandwerkszeug weglegen und ihre naiven Ritualbücher mit dem phantastischen Gedanken-Schnörkelwerk zumachen, zeigen ihre harten Einmaleins-Schädel das bekannte gewöhnliche Alltagsgesicht, in dessen Zügen nichts mehr von idealen Schwächen zu lesen, wohl aber mancherlei Aufschluß über die positiven Gedanken, aus denen sich das Dichten und Trachten des modernsten Raubtier-Wirtschaftsmenschen als des herrschenden Typus der humanen Gattung zusammensetzt. Gute Nacht, Humanitäts-Romantik!" („Die klugen Jungfrauen" III, S. 3 u. 4.)

In der Frauenversammlung klagt eine Fabrikantenfrau, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, über die Indolenz der Männer, wo es sich um die Besserung der socialen Lage der Frauen handelt. Mit dieser Indolenz bringt sie in Verbindung einen Skandalprozeß, in welchen nicht weniger als fünfzig Frauen und Mädchen verwickelt sind. „Wir Deutschen haben keinen Grund mehr, über die verrotteten Franzosen zu schimpfen. Einer deutschen Frau muß die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn sie an diese vaterländischen Zustände denkt; die sind ja herzbrechend. Die Männer thun prüde und zimperlich und wollen uns diese entsetzlichen Dinge verheimlichen, als ob mit der Vertuschung etwas geändert und der öffentlichen Moral und Wohlfahrt gedient wäre; die Männer fürchten, wie es scheint, mit der Wahrheit ihr eigenes Nest zu beschmutzen — und darum schweigen sie, diese Pharisäer, nicht aus Zartgefühl für uns! Das heucheln sie uns bloß vor! (Bravo, bravo, bravo!) Aber sie sind durchschaut, die schönen Vögel, wir lassen uns von ihnen keine Lügen mehr vorsingen! (Bravissimo!)" (Das. S. 85.)

In noch reicherem Maße finden sich vortreffliche Stücke in den ästhetischen und litterargeschichtlichen Büchern Conrads, namentlich in seinen französischen und deutschen „Charakterköpfen". In dem Buche „Gelüftete Masken" werden eigentlich nur dem „Deutschenfresser" und Juden Alexander Weill und dem „Dichter-Komödianten" Paul Heyse die Masken gelüftet, denn die anderen Charakterköpfe haben keine Masken vor. Alles Lob verdient der kleine Aufsatz über die große Schauspielerin Klara Ziegler. S. 79 kommt Conrad auf den Theaterbesuch zu sprechen: „Unser großes, mehr oder weniger gebildetes Publikum sucht im Theater Kurzweil, sagen wir hochachtungsvoll: edelste, kunstgeweihte Kurzweil. Moderne Kulturmenschen, für deren Mehrzahl das Leben keine Handlung, sondern ein Geschäft ist, wollen vor dem Schlafengehen mit großen Gläsern vor den müden Augen im Theater sitzen und auf der Bühne fremdartige Menschen anschauen, denen das Leben mehr ist als ein Geschäft. Gut, so ist es anständig, so verlangt es die Bildung. Der Theatergenuß soll sie berauschen, soll ihrer Seele stolze Schwingen idealistischer Einbildungen wachsen lassen — bevor sie ins Bett schleichen oder zu einem spät nächtlichen Spaß kriechen. Sie wollen, nachdem der Tag sie matt gehetzt, die Erhebung starker, leidenschaftlicher Gefühle der Ausnahmsmenschen haben; nicht wie Sieger auf Triumphwagen ziehen sie, festlicher Stimmung voll, in den Musentempel, sondern wie abgejagte Lasttiere, an denen das schwere Alltagsleben seine brutale Peitsche geübt hat. Die gewaltigsten Gedanken und Leidenschaften, von genialen Dichtern und Darstellern verkörpert, soll das Theater vor müden oder gelangweilten Personen entfalten, welche des Denkens und der Leidenschaft zu dieser Stunde gar nicht mehr fähig sind! Aber wessen sind sie fähig? Sie sind des schöngeistigen, von der Hochkultur empfohlenen Rausches fähig — und Theater und Musik sind zum Haschisch-Rauchen und zum Betel-Kauen der modern blasierten Bildungs-Europäer und der erhabensten Philister beider Welten geworden. Wer die ganze Geschichte der Narkotika schreiben will, muß ein großes Kapitel dem Theatergenuß widmen. Die ersehnte Trunkenheit versagt aber, wenn nicht zu immer stärkeren und neuen Mitteln gegriffen

wird. Daher der ungeduldige Ruf nach Novitäten, nach stofflich neuen Reizungen, Aufregungen und — Betäubungen von Seite des Publikums!"

Unter der Ueberschrift „Politische Ketzereien" (Pumpanella S. 116 ff.) heißt es: „Zu Einem muß sich ein Volk entschließen, das Zukunft haben und der Gegenwart froh werden will: entweder zum Gehorsam oder zum Befehlen. Der Fluch des Parlamentarismus besteht darin, daß ers weder zum einen noch zum andern bringen kann. Parlamentarisches Regiment verträgt nur ein Volk zweiter Klasse: das Krämervolk. Siehe England! Es versteht sich aufs — Handeln. Aber nur im Sinne des Budikers, nicht des Helden."

In demselben Buch heißt es (S. 13) vom römischen Recht: „Es muß doch endlich jedem gesund Fühlenden und Denkenden in die Augen springen, daß das Recht eines altheidnischen Volkes, dessen wirtschaftliches Leben auf Sklaverei beruhte, nicht mehr für Völker und ein Zeitalter passen kann, wo an die Stelle der Sklaven freie Arbeiter mit dem berechtigten Anspruch auf eine gesicherte, menschenwürdige und stets erhaltende Existenz getreten sind. Das römische Recht hingegen ist hauptsächlich ein Kapitalistenrecht, ein System des disziplinierten Egoismus, wie es Professor Ihering nennt, das sich praktisch zum raffiniertesten Ausbeutungssystem hergiebt. In legaler Form gute Beute zu machen, die eignen Mitbürger fein säuberlich auszuschinden und auszuwuchern, das gehört auch zu den zweifelhaften Triumphen römischer Rechtsbeobachtung."

Die höchste Anerkennung verdient aber Conrad für die ohne Zweifel wahrheitsgemäße Schilderung des Mechanismus, der im Freimaurerbund die Herrschaft hat. Er hat als „Meister vom Stuhl" viele Erfahrungen gesammelt. Er spricht von der Gummi-Elastikum-Moral und Denkfeigheit, von der spießbürgerlich-romantischen Rhetorik, von dem Rückgang des Bundes, er erwähnt in bitterem Ton, daß Dietrich von Oertzen in seiner Schrift „Was treiben die Freimaurer? von der geistig so bedeutungslosen Weise spreche, in welcher die periodische Presse der Geheimbünde sich auslebe. Diesem gesunden Realismus steht dann ein rührender Idealismus gegenüber. Conrad glaubt an eine große Zukunft der Freimaurerei, in welcher er „die reinste und höchste Humanitätslehre" erblickt. Ich sage, es hat etwas Rührendes, daß der Realist Conrad solchem Idealismus ergeben ist. Es ist gewissermaßen ein Ersatz für seinen Nihilismus, dem der Begriff vom persönlichen Gott vollständig in die Brüche gegangen ist, dem es wohlgefällt, daß der französische Groß-Orient „die Anrufung des allmächtigen Baumeisters der Welten" aus dem Rituale gestrichen, denn die Logenbrüder sind nicht zum Beten, sondern zum Arbeiten da. Wer Betbrüdervereine sucht, soll sich bei den Muckern, nicht bei den Freimaurern melden" („Flammen" S. 19, 207). Mit dem Tode, meint Conrad, sei es persönlich für ihn am Ende, mit seiner Seele nimmt die Natur „den gefügigen Rohstoff zurück und knetet ihn um wie der Bäcker den Teig." (Das. S. XIV.) Schon in seiner „Humanitas" hat er sich zum „ethischen Naturalismus" bekannt. (S. 30.) Wie viel diese Ethik in der Gestalt des Materialismus wert ist, kann man beispielsweise aus der XXIX. Pariser Studie, seiner „Madame Lutetia" (S. 355), der ich, beiläufig bemerkt, die Ueberschrift gegeben habe „Für die Pornographen", mit mehr als ausreichender Klarheit ersehen. Der französische Minister Goblet bereitete 1882 eine loi contre la pornographie vor. Es war das ein Griff in ein Wespennest. Die „Pariser Kollegen" sahen ihre Souveränität bedroht. „In einem freien Volksstaate sind die Männer der Litteratur und Kunst Herren in ihrem eignen Hause" deklamiert Conrad. Ist denn aber die Oeffentlichkeit das eigene Haus der Schriftsteller? Alles öffentliche Leben untersteht der Aufsicht der Obrigkeit, auch Litteratur und Kunst, sobald sie die Studierstube und das Atelier des nur in seiner Privatwohnung souveränen Schriftstellers oder Künstlers verlassen und in die Oeffentlichkeit treten. Conrad dagegen spricht sich „zu Gunsten der absoluten (!) litterarischen und künstlerischen Freiheit" aus; mit dem Maßstabe einer

konventionellen Moral" dürfe man die schöpferischen Thätigkeiten des Menschengeistes nicht messen. Das beabsichtigte Gesetz sei ein Hohn auf alle Würde und Selbstherrlichkeit der menschlichen Intelligenz" u. s. w. Zum Schluß führt er dann noch ein Wort Schopenhauers an, das „unsere deutschen Autoren Griesebach und Amyntor auf die Titelblätter ihrer „Tannhäuser" und „Im Hörselberge" gesetzt haben: „Niemand darf dem Dichter vorschreiben, daß er edel und erhaben, moralisch, fromm, christlich oder sonst dies oder das sein soll, noch weniger ihm vorwerfen, daß er dies und nicht jenes sei. Er ist der Spiegel der Menschheit und bringt ihr, was sie fühlt und was sie treibt, zum Bewußtsein." Nun, es fällt niemanden ein, den Schriftstellern solche Vorschriften zu machen. Den Schriftstellern werden überhaupt keine Vorschriften gemacht. Sie dürfen schreiben was sie wollen, und sie schreiben auch thatsächlich was sie wollen: unedles, niedriges, unmoralisches, gottloses, antichristliches, sie schreiben cynisches, lüsternes, unzüchtiges, bestialisches. Fällt aber das Buch eines Pornographen dem Polizeibeamten oder dem Staatsanwalt in die Hand und er vergleicht die anstößigen Stellen des unsauberen Machwerks, der gedruckten Orgie mit dem Strafgesetzbuch, so kann der Pornograph, mag er ein berühmter oder unbekannter Schriftsteller sein, mag er Schriftsteller von Beruf oder Dilettant sein, sehr leicht dem Strafgesetz verfallen. Von Rechts wegen! Wäre die Ausnahmestellung der Litteraten begründet, so könnten beispielsweise auch die groben und feinen Wucherer sich für souverän in ihrem Geschäftsbetriebe erklären und den Staatsanwalt perhorreszieren. Conrad erzählt, daß Offenbach seine Frau und seine Kinder vom Besuch der Operettentheater fern gehalten habe. Es wird auch von Heyse erzählt, daß er seinen Töchtern nicht alle Novellen seiner Hand zu lesen gegeben habe. Ich hoffe auch, daß Conrad seinen Kindern demnächst die Lektüre seiner Bücher nur mit Auswahl überläßt. Und der Staat sollte müssig zusehen, wenn die unreine Phantasie eines Schriftstellers Dinge ausschäumt, die, in die Oeffentlichkeit gebracht, die Vorstellungswelt der unverdorbenen Jugend auf immer verpestet? Darauf läßt sich nur ein von sittlich tiefgesunkenen, pflichtvergessenen Menschen regierter Staat ein. — Es ist erfreulich, daß wenigstens von Zeit zu Zeit an einem ausschweifenden Schriftsteller ein Exempel statuiert wird. Es sollte öfter geschehen. Die Romanschreiber und Novellisten müßten schreiben mit der steten Erinnerung an die von ihnen meist längst vergessenen zehn Gebote, an das Sittengesetz, dem der gefeiertste, sich eine Villa nach der anderen herbeischreibende Autor ebenso unterworfen ist, als der geringste Tagelöhner. —

In Conrads „Flammen" liest man S. 270: „Unsere Autoren haben ein Recht darauf, daß ihnen die Kritik das Zurücksetzen des sprachlichen Vortrags gegen den Inhalt nicht mehr nachsieht." Würde es nicht heißen „Mücken seihen und Kamele verschlucken," wenn der Kritiker an Stil und Grammatik rühren dürfte, den unzüchtigen Inhalt eines Buches aber unberührt lassen müßte?

Es soll zum Schluß aber auch noch der sprachliche Vortrag Conrads, der in seinen lobenswerten Teilen durch die mitgeteilten Proben anerkannt worden ist, in seinen tadelnswerten Bestandteilen gekennzeichnet werden. Sätze wie die folgenden kann ich nicht geschmackvoll finden: „Unser Juste-Milieu-Musiker ist ein rechter Mäßigkeitsapostel, ein künstlerischer Vegetarianer, der die allein seligmachende Pflanzenkost im Dreivierteltakt predigt, bei dessen Liebesmahl das blutende Beefsteak mysteriöser Fleischesverklärung durch harmonische Kochkünste strikte verpönt ist" (Parisiana S. 184). „Die Luft war ein Potpourri von Staub, Stallgeruch, Schweißdunst, undefinierbaren Parfüms. Ich klappte anderthalb Nasenflügel zu." (Wie wird das gemacht?) „Die eiteln Boulevard-Pariser erblicken sich täglich in ihrem Lächerlichkeitsspiegel. Sie schneiden sich selbst Grimassen, rümpfen die Nase, wedeln mit den Ohrläppchen (wie wird das gemacht?) ziehen das Maul schief, stecken die Zunge heraus" u. s. w. (Madame Lutetia S. 125 und 368) — — „wenn wir aus dem Nebelreich dogmatischer Abstraktionen herabsteigen auf das Feld nüchterner socialpolitischer Thatsachen, wenn wir nicht mehr

mit symbolisch gemünzter Luft in die Wolken hineinbauen" (kann man mit Luft bauen, kann man Luft prägen?) („Flammen" 182.) Der burschikose sprachsouveräne Stil Conrads treibt bisweilen ganz drollige Blüten. Im Buche „Flammen" beginnt ein Absatz (S. 192) mit den Worten: „England ist übrigens ganz famos". (So redet man im Hofbräuhaus vor dem zweiten oder dritten Maßl.) Das in „Gelüstete Masken" dem Könige von Portugal gewidmete Stück beginnt mit den Sätzen: „In einem Sauser von Paris durch das glatte Südfrankreich, mit einem Satze über die hochgetürmten Pyrenäen, mitten in schwarzer Nacht, dann in einem Schnellzuge, der wie eine abgehetzte, zu Tode gepeitschte Schindmähre keuchte, pustete, klapperte, rasselte, über Stock und Stein nach Madrid. Eine furchtbare Fahrt, unglaublich phantastisch, voll grotesker Reize. Dieses unmittelbare Nach- und Aneinander der gegensätzlichsten Landschaften, Menschen, Beleuchtungen, Stimmungen, Lebensgewohnheiten, Sprachen, Trachten, Physiognomien von Paris bis Madrid in hexenhafter Schnelle! Hussa! Brr! Es giebt nichts Komischeres als die Welt. Nur einen Schnaufer in Madrid, ein Gliederstrecken, ein eiliges Aufnehmen von Proviant, dann wieder in den Kasten mit dem vorgespannten Dampfroß in eisernem Geschirr und Panzer — und auf und davon mit Piff und Paff durch die weiten, gelbbraunen, strohdürren Landschaften Don Quixotes. Darüber ein bis zum knisternden Zerplatzen dünn und straff gespannter Himmel, wie aus lichtblauem, leichtem, durchsichtigem Seidenzeug, überflimmert und überglitzert von einer so verrückt feuernden Sonne, daß man oft nicht weiß, hängt sie in der Luft oder kugelt sie auf der Erde oder sitzen wir rasenden Fahrer mitten in ihrem unermeßlichen Strahlenkern und blinzeln und schießen mit hinaus in eine ferne, unerreichbare, tote und doch unmittelbar vor unserer Nase tanzende Welt." In Lissabon hat Conrad einen Ball mitgemacht: „Man denkt furchtbar gering von den unschätzbaren Schmieralien unserer deutschen Schönheitsapostel Heyse, Dahn, Ebers und tutti quanti, wenn man Deutschland im Rücken, ein wahrhaft schönes Gottesgeschöpf im Arm und etwas Musik im Leibe hat — furchtbar gering." (S. 58). In seiner Schrift „Zur deutschen Volksbildungsfrage im Deutschen Reiche" sagt Conrad S. 38: „Die Journalistik trifft der ganz gewiß begründete Vorwurf, daß sie sich oft eines mit den Lappen fremder Sprachen und mit einer Unmenge wenig bekannter Kunstwörter so abenteuerlich aufgeputzten Stiles befleißt, daß dem schlichten Leser oft der deutsche Kopf wehe thun muß." Derselbe Vorwurf trifft Conrad. Die Fremdwörter torturieren (!) Collaboration, Affiche, Junonen, superbe Favoris, Resource, Modernität, Transformation, Subvention, rationelle Continuität, semiseriöse Frivolitäten, phänomenal, paradoxal, pyramidal, piktural, skulptural, professoral, goutieren, Dekadenz, Cachet, Meriten, Exposanten (!) somptuös, verkutschierte Existenzen, Exploitation, Idealitäts-Troddelose u. s. w. hätte sich Conrad nicht zu „leisten" brauchen.

Conrad erkennt auch im Stil nur die Regeln an, welche er selbst gemacht oder anzuerkennen für gut gefunden hat. Er ist eben durch und durch Revolutionär. Er gehört überhaupt zu dem Geschlecht, „das seine Weisheit darin sucht, die Ideale für Illusionen zu erklären und die gemeine Sinnlichkeit zu preisen, Wahrheit und Schönheit zu trennen und die stinkenden Pfützen statt der frischen Quellen des Lebens aufzusuchen" (M. Carriere). Dieses Geschlecht hat bereits, so jung es ist, seine Litterarhistoriker. Der witzige Hans Merian hat in seiner Broschüre „Die sogenannten Jungdeutschen in unserer Litteratur" in Conrads Pariser und Münchener Novellen „Perlen deutscher Erzählerkunst" gefunden. Schade, daß diese Perlen von ihm nicht namhaft gemacht worden sind. Er spricht ihn von „prüdem Zudecken" und „lüsternem Merkenlassen", von „halbdurchsichtigen pikanten Schleiern", von „plumpem Zutappen und unnötigem Aufdecken von Dingen, die ihrer Natur nach zart behandelt sein wollen und in der civilisierten menschlichen Gesellschaft auch ohne Frage zart behandelt werden müssen", „von frömmelnder Augenverdreherei" (Merian hätte mit demselben Recht hinzufügen können von Giftmischerei, Erpressung u. s. w.) und von „grobem Cynismus" frei. „Seine Darstellung



ist immer und überall edel (!)"; — — „auch wohldenkende edle Frauen und gesund erzogene reine Jungfrauen, deren Phantasie noch nicht allzusehr durch unsere plattlüsterne Modelitteratur verdorben ist, werden seine Schriften mit Genuß und mit Nutzen lesen". Hat Merian diese tolle Theorie im Leben bewährt gefunden? Ich bin überzeugt, daß ein unbescholtenes Mädchen und eine Frau von unverdorbener Phantasie nicht imstande ist, einen Conradschen Novellen- oder Roman-Band zu Ende zu lesen, daß aber umgekehrt gerade durch die Lektüre Heysescher und anderer äußerlich anständiger, innerlich fauler Novellen verdorbene Leserinnen eine ausreichende Vorschule haben, um bei Conrad auf der schiefen Ebene weiter abwärts zu geraten. In der Hauptsache, in der „konventionellen", wurmstichigen, von der jeweiligen allgemeinen Meinung gemachten „Moral" sind Conrad und Heyse völlig einig, sie unterscheiden sich nur in ihrer Stellung zu dem als Schranke immerhin schätzbaren äußeren Anstand. Conrad setzt mit kühneren Sprüngen über diese Schranken hinaus, Heyses Kräfte reichen glücklicherweise zu solchen Gewaltssprüngen nicht aus, das ist der ganze, lediglich quantitative Unterschied.

Ein zweiter Litterarhistoriker, Edgar Steiger, ebenso wie Hans Merian ein Sohn der „freien" Schweiz, hat ein kleines Buch „Der Kampf um die neue Dichtung. Kritische Beiträge zur Geschichte der zeitgenössischen deutschen Litteratur" (Leipzig 1890) geschrieben. In seinem Vorwort nimmt der Verf. sein M—undwerk recht voll. Mit großem, in der eigentlichen Abhandlung nach und nach versagendem Zorn wendet er sich zunächst gegen die „Afterkritik" des angeblich von geistlichem Hochmut aufgeblähten, völlig gedankenlosen, dünkelhaft mitleidigen, beleidigend vornehmen, frömmelnden Kunstkritiker Dr. Oertel. Er selbst nennt sich bescheiden einen klar denkenden Menschen, dem das moderne Weltbewußtsein nach jahrelangen Geisteskämpfen (wie jung wird wohl E. Steiger sein?) in ungebrochener Einheit in Fleisch und Blut übergegangen ist. „Und da wir noch keine Aesthetik haben, die der modernen Wissenschaft entspricht und der modernen Kunst gerecht werden kann, so galt es, in harter Gedankenarbeit (!) aus den Kunstwerken (!) selbst die geheimen Gesetze, die in ihnen walten, abzuleiten." Wer von den Lesern „denken" kann, „wird vielleicht ahnen, inwiefern dieses Buch eine völlige Neugestaltung der Aesthetik bedeutet. Ja, ich sage es offen und ohne Scheu: das Ei des Columbus steht wieder einmal auf der Spitze! — — widerlegen wird mich keiner."

Der junge Mann hat viel Selbstgefühl, das ist kein Zweifel. Dies kann um so weniger auffallen, als er noch nicht viel gelernt hat. Er verwechselt z. B. die Leiblichkeit mit der Sinnlichkeit und die Sinnlichkeit mit der Unkeuschheit. „Kunst und Christentum — sind zwei feindliche Elemente, wie Feuer und Wasser." Wiederum ein Columbusei! „Der Gesamtheit kann nur eine soziale Moral helfen." Drittes Ei. Die übrigen Eier mögen übrigens im Nest liegen bleiben.

Nach Steiger kam der erste Anstoß zur Umgestaltung des deutschen Romans von außen her, von Frankreich; „auf Victor Hugo folgte Balzac, auf Balzac Flaubert und Zola! aus der Romantik ging siegreich der moderne Realismus und Naturalismus hervor." Die neue Anschauungsweise war aber „nichts Geringeres, als der Darwinismus in der Poesie". Das Affenartige im Internationalen, oder: Zola in Deutschland, kann man über das Kapitel vom „Darwinistischen Roman" setzen.

Was sagt Steiger von Conrad?

Nachdem er die bürgerliche Gesellschaft als anatomisches Präparat (Präparandum) der Realisten bezeichnet hat, schildert er ihn als einen Dichter, der — „nicht teilnahmlos, wie der Franzose, vor seinem psychischen Sektionstisch steht, sondern verklärt von einem Schimmer jenes allumfassenden Mitleids, das von jeher die Mutter aller Kunst ist." „Conrad ist eben Dichter, das ist das ganze Geheimnis. Er rückt das Alltagsleben unter den Gesichtswinkel der Ewigkeit (!), und das deutsche Gemüt schwebt, wie der Geist des Gottes der Liebe, über den trüben Wassern des menschlichen Chaos."

„Zola und seine Kollegen behandeln das Problem der Geschlechtsliebe stets einseitig-pessimistisch": Conrad auch optimistisch, denn das ist wohl der Sinn der verworrenen Sätze S. 91. —

Seine Erörterungen schließt Steiger, der eben auch Dichter ist, mit einem „Trutzlied":

Im Hochland trällert seinen Gassenhauer
Der Vater Föhn, der trunkne Straßenkehrer u. s. w.

Ich mag das bodenlos abgeschmackte Geverſel nicht abschreiben und ziehe vor, den in den „Fliegenden Blättern" veröffentlichten „Stoßseufzer eines deutschen Malers" hierher zu setzen:

O falsche Kunst! Zu fremden Göttern betend,
Dringst du in unsern deutschen Märchenhain,
Gleich einem rohen Fischerweib, herein,
Mit Holzschuhn alles vor dir niedertretend.

Du hast gewendet dich vom Göttermahle
Und nennest wahr, was sonst uns hieß gemein,
In schattenlos unwahrem Freilichtschein
Zerrst in den Kot du frech das Ideale.

O käme wieder bald der rechte Meister,
Der in den Abgrund stürzt die Lügengeister,
Daß durch Natur verklärt im Licht des Schönen
Die Kunst uns mag erfreuen und versöhnen.



Zur Charakteristik des afrikanischen Negers.

Reiseerinnerungen

von

F. Freiherr von Bettelbladt.

II. Lichtseiten.

Oftmals habe ich mir ernsthaft die Frage vorgelegt: Was zieht dich eigentlich zu den Schwarzen hin? Zu dieser Selbstprüfung war ich wohl berechtigt, denn mehr wie einmal hatte ich mich in hellem Zorn über diese dunklen Ehrenmänner befunden und mich nicht gescheut, ihnen handgreifliche Beweise meines lebhaftesten Mißfallens zu verabreichen. Noch jetzt überläuft mich ein gelinder Schauder, wenn ich an all die hartnäckigen und mühsamen Versuche denke, meine einstigen Schutzbefohlenen — das Gefühl der Verantwortung hat mich nie verlassen! — zu ordentlichen und gesitteten Menschen zu erziehen. Man hat oft gesagt (weshalb, weiß ich nicht), die Verpflichtung eines männlichen Individuums, in einem Pensionat angehender junger Damen Unterricht zu erteilen, gehöre zu dem „Schrecklichsten der Schrecken", ich vermute, es ist dies ein Kinderspiel gegen die Aufgabe, aus einem Neger ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft machen zu wollen. Es hapert nicht so sehr an gutem Willen und an Zwangsmitteln — er soll wohl! — als an den allergewöhnlichsten Anstands- und Vernunftbegriffen. Nun, ich höre schon alle meine guten Freunde und Kameraden drüben, den Herrn v. E., den Dr. B. u. s. w. mit einem malitiösen Lächeln ihren Gefühlen über mich Ausdruck geben, wenn sie diese Zeilen zu Gesicht bekommen: „Na, der N. ist auch verrückt geworden!" Und doch ist es mein völliger Ernst, wenn ich sage, daß manche Stunden, die ich inmitten der Krausköpfe verlebte, zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen, und daß ich sie um keinen Preis missen möchte. Diese Stunden lassen es mich vergessen, daß am Tage vor meiner Abreise noch 70 Rup. aus meinem Koffer verschwanden, daß es mir nie und nimmer gelungen ist, meine Schwarzen zu überzeugen, daß zu einem gelbseidenen Handschuh auch ein zweiter gelbseidener (und nicht ein schwarzer), und daß auf den rechten Fuß der rechte Stiefel und auf den linken der linke Stiefel als notwendiges Gegenstück (und nicht umgekehrt, wie der Pseudo-Fidelio es auf dem Hof versuchte) gehöre. Ja, ich gehe so weit, zu behaupten, daß trotz der unleugbar angeborenen Grausamkeit, Unsittlichkeit, Habsucht, Laschheit, Frechheit und Neugierde dennoch der Neger das Wertvollste von allem ist, was unsere Kolonieen uns bieten, wertvoller wie das ungemessene Elfenbein, Kautschuk, Sesam, Kopal, Kopra und alle anderen Schätze. Hierfür möchte ich versuchen, einige Beläge beizubringen.

Wenn ein unbefangener Zuschauer zu Anfang des vorigen Jahres das Leben und Treiben in der ostafrikanischen Küstenstadt S. beobachtet hätte, so würde er sich gewundert haben, wie schnell aus einem Trümmerhaufen eine geräumige Station und der Ansatz zu einem neuen Gemeinwesen geschaffen werden kann. Es gab da kein planloses Durcheinanderlaufen der vielen schwarzen Gestalten, die mit kurzer Mittagspause von morgens bis abends dort arbeiteten, nirgends sah man eine Gruppe Faullenzer, alles war nach einem festen, wohldisponierten Plane in regster Thätigkeit. Hier war eine lange Reihe von Trägern beschäftigt, Sand und Erde aufzuhäufen, eine andere Gruppe mühte sich emsig, die zum Bau zur Verwendung kommenden Korallensteine zuzuschlagen und den Maurern, die mit der Kelle bereit standen, zuzureichen, wieder andere schleppten Balken und Cement in großen Säcken vom Strande zum Bauplatz. Und überall fröhliche, sorglose Gesichter, ein Scherz belebt die ganze Gesellschaft, Lachen und Singen den ganzen Tag, und abends bis spät in die Nacht der Tanz um die ngoma — wenn die Erlaubnis dazu gewährt wurde. Man vergleiche hiermit den Anblick, welchen eine Anzahl zu gemeinsamer Handarbeit vereinigter Europäer bietet: eine Menge verdrossener Gesichter, ein grämlicher Ernst, welcher keine Fröhlichkeit aufkommen läßt und jeden Versuch zu einem scherzenden Zuruf im Keime erstickt, ein öfteres Pausieren und ein langsames Fortschreiten des Werkes, das ist, auch ohne daß zum Vergleich der unvermeidliche Schluck aus der Flasche herangezogen wird, das gewöhnliche Bild.

Es ist dies nur ein Beispiel, aber es deutet an, was ich sagen will: die unerschöpfliche Arbeitskraft, welche in der schwarzen Rasse steckt. Man hat den Neger so oft „faul" genannt, und es sind Broschüren darüber geschrieben und Vorträge darüber gehalten worden, daß „faul" wohl nicht das zutreffende Wort, sondern daß es richtiger sei von „Trägheit" und „Indolenz" zu sprechen. Nun, soviel kann zugegeben werden, daß der Neger seinem natürlichen Naturell gemäß ein Staatsbummler ist, der den Tag lieber verträumen als seine Knochen zu Markte tragen möchte. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen Menschen, die unfähig zu wirklicher angestrengter Thätigkeit sind und solchen, die im Gefühl ihrer Bedürfnislosigkeit und einem althergebrachten Schlendrian folgend sich faule Tage machen. Würde man z. B. die Masse von Nichtsthuern bei uns, welche ob arm ob reich dem lieben Gott den Tag stehlen, als ein Kennzeichen dafür nehmen, daß dem Deutschen eigentlich doch keine Arbeitskraft innewohnt? Oder will man den Neger in eine Kategorie mit seinem Jahrhunderte langen Peiniger, dem durch und durch entnervten Araber stellen? Es scheint vielmehr ein Fehler in der Methode zu sein, welcher die noch häufig von Pflanzern und Unternehmern zu uns gelangenden Klagen über die Unbrauchbarkeit der schwarzen Rasse zu rechtschaffener Arbeit veranlaßt. Freilich gerade so wie bei uns — wenn schon in roheren Grenzen — muß bei den Negern das Prinzip der geteilten Arbeit nach der subjektiven Seite hin zur Geltung kommen. Man hat bei der Erziehung des Negers zur Arbeit Rücksicht zu nehmen vor allem auf die Individualität des Stammes. Man wird nicht durch einfachen Drill aus jedem Schwarzen einen Askari (Krieger, Soldat), oder aus einem als Träger vorzüglichen Mniamuesi einen gleich ausgezeichneten Fundi (Handwerker) machen können. Viele Stämme sind es von jeher gewohnt, dem Ackerbau obzuliegen, andere haben mit Vorliebe Viehzucht oder Fischerei oder Jagd betrieben — für alle wird sich eine angemessene Beteiligung an der wirtschaftlichen Erschließung Afrikas ergeben, sobald es dem starken Arme und dem aufrichtigen Wollen der europäischen Mächte gelungen ist, Ruhe und Ordnung in dem wogenden Chaos widerstreitender Interessen herbeizuführen.

Aber darüber, daß dem Neger eine unverwüstliche Arbeitskraft innewohnt, kann dem, welcher ihn längere Zeit angestrengt und regelmäßig hat arbeiten sehen, kein Zweifel sein. Dazu besitzt er eine Reihe von Eigenschaften, welche ihn recht eigentlich für die an Ort und Stelle zu verrichtende, vorwiegend körperliche Thätigkeit qualifiziert erscheinen lassen. Es ist dies zunächst die Fähigkeit große Strapazen zu ertragen, insbesondere lange Märsche ohne starken Proviant zurückzulegen. Bewunderungswürdig

ist es, wie rasch die Schwarzen beim frühen Aufbruch zur Stelle sind, wie zähe sie die schweren Lasten durch dick und dünn schleppen und wie gering ihre Bedürfnisse auch bei größeren Routen sich gestalten. Zu dieser Elastizität gesellt sich eine große körperliche Kraft und Gewandtheit, welche sie befähigt, die härtesten Anstrengungen mühelos zu bewältigen. Ferner wohnt dem Neger eine unleugbare Lenksamkeit und das Geschick inne, sich mit Leichtigkeit einer ihm anfänglich fremden Situation anzupassen. Er benutzt dies Talent freilich zum guten wie zum bösen, allbekannt ist seine große Gabe, die Schwächen anderer (auch der Weißen) nachzuahmen und ins Lächerliche zu ziehen. Die heidnischen Bewohner Afrikas sind geborne Komödianten. Aber diese Fertigkeit kommt ihnen auch zu statten, wenn das energische Muß für sie gegeben ist, ihre Fähigkeit in den Dienst einer ernsten Sache zu stellen. Die Ausdauer und Unverdrossenheit bei schwerer Arbeit ist schon hervorgehoben worden, diese und eine gewisse Intelligenz erheben den Neger sogar über das Niveau eines gewöhnlichen Arbeiters.

Freilich darf über dieser Schilderung nie vergessen werden, daß ein wichtiger Faktor vorhanden sein muß, um den Schwarzen, der an und für sich einer rechtschaffenen Thätigkeit fähig ist, zur Entfaltung derselben auch wirklich zu veranlassen. Man muß sich bei der Heranziehung des Negers zur Arbeit in größerem Maßstabe stets bewußt bleiben, wie Jahrhunderte lange Perioden von geistiger und körperlicher Unthätigkeit voraufgegangen sind in einem Lande, wo alle Leidenschaften, die zur Erschlaffung des Menschen dienen können — mit Ausnahme der Branntweinvöllerei — nur allzuweiten Spielraum fanden. Was dem Neger zur Zeit noch völlig fehlt, ist die Erkenntnis der sittlichen Kraft, die in jeder ernsten Arbeit liegt. Seine Verrichtung ist eine rein mechanische, entweder treibt ihn der Hunger oder der Zwang zur Arbeit, und hier ist der Punkt, wo der Bericht des Forschers aufhört, eine Reiseerinnerung zu sein, und wo die Pflicht der zur Civilisation berufenen Faktoren beginnt, über die Methode ihrer Aufgabe sich klar zu werden. Deshalb hierüber nur noch wenige Worte.

Die Pflicht eines kolonisierenden Staates ist eine doppelte: er hat darnach zu streben, in der Kolonie dem Mutterlande neue Absatzgebiete zu eröffnen und es ihm zu ermöglichen, aus der Kolonie die tropischen Erzeugnisse besser und billiger, als der Weltmarkt es gestattet, sich zu verschaffen; ferner aber trägt er ebenso sehr die Verantwortung dafür, daß dieser wechselseitige Austausch nicht zum Schaden, sondern zum Segen der Kolonie und ihrer Bevölkerung sich vollziehe. Es muß hier Antwort gegeben werden auf die beiden oben gestellten Fragen: was dürfen wir von unseren Kolonien und was dürfen diese von uns erwarten? Bezüglich einer Seite — der wichtigsten — der ersten Frage darf als Beitrag zur Lösung auf das gewonnene Resultat der kurzen Skizze verwiesen werden: der Neger ist zur Arbeit brauchbar. Die zweite Frage ist nicht minder wichtig. Wie nun niemand wohl im Ernste davon sprechen würde, jetzt die allgemeine Wehrpflicht bei den Schwarzen einzuführen, so wird auch nach dem Gesagten von einer freien Arbeitskonkurrenz bei ihnen nicht eher die Rede sein können, als bis ein anderes an freie und zielbewußte Arbeit gewöhntes Geschlecht dort herangewachsen ist. Dies zu erziehen wird Pflicht eines jeden sein, nicht bloß des Missionars, des Beamten, Truppenführers, Kaufmanns, Landwirts, sondern eines jeden, der nicht bloß egoistische Motive, sondern Selbstbeherrschung genug und Mitgefühl für eine lange unterdrückte Menschenrasse, an der viel gut zu machen ist, mit in die Tropen bringt. Dies Mitgefühl wird ihn aber nicht verleiten dürfen, den Eingeborenen nur die Möglichkeit zu gewähren, den Wert und Segen rechtschaffener Arbeit sich aus der Ferne zu betrachten; es wäre zum Schaden seiner selbst, wenn man ihm gestattete, müssig am Markt zu stehen und die Hände in den Schoß zu legen. Müssiggang ist auch in Afrika aller Laster Anfang. Der Neger ist nun einmal moralisch verwahrlost, und die Erfahrung hat gelehrt, daß nur konsequent-strenge, wenn auch gerechte Behandlung dauernd gute Resultate bei ihm zu erzielen vermag. Darum

wird man zum Vorteil des Wilden selbst sich der Pflicht nicht entziehen können, etwas vormundschaftlich zu verfahren und ihm neben der ausgiebigsten Gelegenheit auch nötigenfalls einen wohlangebrachten Druck zu geben, damit er die in ihm liegende Arbeitskraft in angemessener Weise verwerte und veredle. —

Es ist aber nicht allein die Anstelligkeit zu so manchem Dienste, welche mir den Verkehr mit den Schwarzen zu einem angenehmen gestaltete. Es besitzt der Neger meist noch eine Eigenschaft, welche gerade uns gebildeten Menschen fast völlig abhanden gekommen ist und welche der Feind jeder modernen Civilisation genannt zu werden verdiente: die Harmlosigkeit und Zutraulichkeit im Umgang. So lange nicht tiefere Leidenschaften entfesselt sind, und so lange nicht die blutige Geißel des Krieges oder der Verfolgung über dem Haupte des Schwarzen schwebt oder das Schreckgespenst der Verführung seine Sinne verwirrt, so lange giebt es keine gutmütigeren oder originelleren Burschen, als diese dunkelfarbigen Bewohner der Tropen. Und es ist eine dankbare Aufgabe, wenn man sich näher mit ihnen beschäftigt! Ihr Benehmen ist fern von aller kriechenden Höflichkeit, ihre Worte sind nur der Ausdruck der Empfindungen einfacher Naturkinder, aber sie überraschen oft durch die einfache Wahrheit und sprechen an durch die lebhafte Auffassung der Verhältnisse, welche darin zu Tage tritt. Gewiß, es ist Geschmackssache, mit der Natur zu verkehren! Aber ich nenne es einen traurigen Zug der Zeit, daß uns schon fast systematisch in jungen Jahren durch die Art der Erziehung der feine Schliff und die Unsumme von Gelehrsamkeit an Stelle einer gesunden, unbefangenen Anschauung unserer Umgebung und insbesondere der freien Gotteswelt gesetzt wird. Kein Wunder, daß man schon früh anfängt, sich daheim gelangweilt zu fühlen, daß man statt aus der unerschöpflichen Quelle von Wald und Feld, Berg und Fluß, Flur und Hain einen erfrischenden Zug zu thun, eine Winkelexistenz in dumpfen Lokalen oder ein Scheinleben in den Salons oder Theatern führt! Auf die Gefahr hin, gegen den Strom zu schwimmen, muß ich behaupten, daß es weniger eine Strapaze, eine Reihe von Entsagungen, als ein Vorzug ist, einmal das einfache, aber ungeschminkte Naturleben in Afrika kennen gelernt zu haben, und ich bitte die Leser statt alles weiteren mir hier die kurze Mitteilung einer solchen, in der Freiheit von allem Zwange verbrachten Stunde aus der Einnerung zu verstatten.

Es war an einem Oktobertage des Jahres 1889, zur Zeit der Blüte des Aufstandes an der Ostküste, als ich nachmittags nach vollbrachtem Tagewerk aus dem ersten Stock meines Quartiers in B. auf das rege Treiben auf den Straßen herabschaute. Noch sandte die Sonne ihre glühenden Strahlen vom wolkenlosen Himmel hernieder und beschien ein Bild, das ich von meinem erhöhten Standpunkt aus doppelt genießen konnte. Der Gesichtskreis umfaßte die wenig weitläufige Stadt mit den niedrigen Steinhäusern arabischer Bauart und der braunen Hütten der weit überwiegenden Negerbevölkerung. Ueber diese hinweg glitt der Blick zur Linken auf das weite schimmernde Meer und auf den grünen Palmenhain am Strande, welchen eine größere Karawane aus dem Innern in buntem Gemisch von Menschen und Vieh als Lagerungsort besetzt hielt, und zur Rechten auf den unendlich erscheinenden dichten Wald, der eine eigentümliche Anziehungskraft für jeden Reisenden besitzt, denn „hier geht es geradewegs hinein in den dunklen Erdteil." Doch mehr wie dies gewohnte Panorama beschäftigte mich das lebhafte Gewoge der eingeborenen, sehr gemischten Bevölkerung da unten, und ich rief meinen Peter, den wirklichen schwarzen Peter, welchen ich dort wenige Tage früher engagiert hatte, mir einen Stuhl auf die Barasa zu setzen. Der Befehl war ebenso flink ausgeführt, wie mein Beobachtungsplatz gewechselt, aber noch zögerte Peter, sich zurückzuziehen. An seiner verlegenen Miene merkte ich, daß er noch etwas Besonderes wünsche, und kam seiner Wißbegierde mit der Frage zuvor: „Nun, was giebts noch?" „Ach, Herr, willst du nicht so gut sein und mir sagen, wie ich heiße, ich habe meinen Namen ganz vergessen!" Lachend willfahrte ich dieser „namenlosen" Bitte.

Inzwischen hatte sich das Gedränge am Laden des gegenüber seßhaften Inders vermehrt, ein Gegenstand schien allgemeines Interesse auf sich zu ziehen. Nähertretend sah ich im Laden einen ausnehmend großen aber rissigen Handspiegel ausgestellt, dessen Besitz manchem Schwarzen, zumal im Hinblick auf die bisher etwas spröde Geliebte, als ein wahres Zaubermittel erscheinen mußte. Besonders drängte sich ein kräftig gewachsener, nur mit einem Hüfttuch bekleideter Bursche heran, konnte aber über den Preis nicht einig werden; an den eigentümlich ausgemeißelten Vorderzähnen war der Mniamuēsi leicht zu erkennen. Ich schlug ihn mit der flachen Hand auf die nackten Schultern, mit einem kleinen Schreck drehte er sich um, aber sein Mund verzog sich zu freundlichem Grinsen in einer Ausdehnung von einem Ohr zum andern, als er den Europäer erkannte. „Den möchtest du wohl?" sagte ich und wies auf den Spiegel. Ein gedehntes ehe! war die Antwort. Ich wußte nicht, ob er mein Kimrima verstanden hatte, zog deshalb einige Münzen hervor und machte die Geberde des Hingebens und Bekommens. Mein vis-à-vis hatte es offenbar verstanden. Er hob die flachen Hände und sagte: „Mapessa hapana! (ich habe kein kleines Geld)". Lachend wies ich auf eine Schwellung in seinem Hüfttuch — dem üblichen Portemonnaie dieser taschenlosen Leute —, hier konnte man deutlich an der vorhandenen Wulst gewahren, daß mein Freund geflunkert hatte. Ferner aber hatte ich an der linken Hand ein ziemlich starkes Elfenbeinarmband gesehen, und so beschloß ich als Liebhaber ethnographischer Kuriosa, den Spiegel als Angriffsobjekt auf den Zierrat zu benutzen.

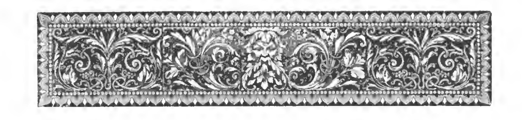
Bald war der Spiegel erstanden und nach einigen Präliminarien und einer baren Zugabe von 1 Rupie, die aber nicht in Silber, sondern in 64 Pessastücken ausgezahlt wurde, war der Elfenbeinring gegen den Spiegel eingetauscht. Der Ring, welcher 1½ Pfd. wiegt und kaum über die Hand einer Dame geht (die Neger haben außerordentlich schmale Hände und Füße), ist noch in meinem Besitz und ist der Anfang recht freundlicher Beziehungen zwischen dem Schwarzen (er nannte sich Ssemakuēlli, d. h. der, welcher wahr spricht) und mir geworden, in deren Verfolg ich auch später einmal Gelegenheit hatte, ihm einen ziemlich starken Splitter, der bei der Achtlosigkeit des Verletzten sich tief gesenkt hatte, aus dem Fuße zu schneiden. Unsere Beziehungen wurden durch diese hülfreiche That aber weder besser noch schlechter, denn eigentliches Dankbarkeitsgefühl besitzt der Neger sehr selten, wenigstens ist sie eine der besseren Empfindungen, welche noch vollständig in ihm schlummern.

Die Zeit verstrich im Fluge, es kam der Moment, wo die Sonne wie ein feuriger Ball zu versinken scheint und die nur der Tropenzone eigentümliche Färbung der Wolkenschichten von entzückender Schönheit und Zartheit auf kurze Zeit zu schauen vergönnt ist. Dann senken sich mit rapider Schnelligkeit die Schatten der Nacht über die Stadt und den stillen Wald.

* * *

Ich schließe diese Erinnerungen mit einer Notiz aus meinen Aufzeichnungen während jener Tage. „Es ist ein ganz besonderes, überaus reizvolles Gefühl, in den engen, aber sauberen Straßen, in denen überall schwarze, weiß beturbante oder auch ganz blau oder weiß gekleidete Gestalten — Wassaramo, Suaheli, Mnjamuēsi, Maniema, Inder, Araber u. s. w. — lautlosen Schrittes hinhuschen oder auf einer hervorspringenden Steinbank hocken, durch die zur Feier der Rückkehr der Truppen in engem Spalier aufgestellten Palmenzweige, die ich mit meiner Länge oft überrage, wie durch Lauben hinzuwandeln. Und wie leicht kann man diese Bevölkerung gewinnen! Wenn sie unsern starken Schutz sehen und dabei unsern Willen, ihnen gerechte und wohlgesinnte Gebieter zu sein, dann kostet es nur ein Wort des Scherzes und der Aufmunterung, zumal wenn man Sitten und Sprache einigermaßen versteht, und man hat die freundlichste und zufriedenste Miene der Leute für sich. Sie sind ja vielfach noch ein Naturvolk und wir

stehen demgegenüber auf der Höhe der Kultur. Jene mit ihrer dürftigen Bekleidung und ihrer noch dürftigeren inneren Ausreifung, wir verwöhnt, anspruchsvoll und vollgepfropft mit allen möglichen guten und schlechten Dingen innen wie außen — wer ist beneidenswerter? Sind jene großen Kinder nicht glücklicher, weil sie sich nichts wünschen, als daß täglich die Sonne scheine, um sie zu wärmen, und seinerzeit der Regen nicht ausbleibe, um ihre weißen Wurzeln (mhogo) und ihre Hirse wachsen zu lassen? Und wir Glücksjäger dagegen, die jenen unsere Kultur bringen wollen, sind wir nicht Störenfriede und Verbrecher geradezu? Da bleibt die Antwort wohl ein „Ja!" wenn wir uns auf weiter nichts beschränken, als den äußeren Schliff hier einzuführen. Wenn nicht an dem Felsen Jesus Christus die Wogen des Weltgeistes auch hier sich brechen werden — dann ist unsere Arbeit freilich umsonst und unsere Verantwortung ohne Grenzen. Die Sterne flimmern auch hier und künden die Nähe des allwaltenden Gottes, mögen wir Sein Werkzeug sein, in nicht allzuferner Zeit die Segnungen zielbewußter Arbeit und gesunden Christenglaubens auch unter diesen Völkern zu verbreiten!"



Was ist Rembrandt?

Die Beantwortung dieser Frage hat ein Breslauer Schriftsteller, Max Lautner, in einem 470 Seiten starken Bande übernommen. Die Antwort ist ebensowenig für Rembrandt den Künstler, als für Rembrandt „den Erzieher“ günstig; an der Hand des einschläglichen Materials, vor allem unterstützt durch ein besonderes, von ihm erfundenes photographisches Vergrößerungsverfahren, sucht der Verfasser den Nachweis zu führen, daß ein beträchtlicher Teil der bislang allgemein Rembrandt zugeschriebenen Werke nicht diesem, sondern seinem Schüler Ferdinand Bol zuzusprechen, daß somit der Künstlerbegriff Rembrandt durchweg ein irrtümlicher sei. Wird die Beweisführung als richtig anerkannt, so ist allerdings eine vollständige Umwälzung der Kunstgeschichte zu erwarten; aus diesem Grunde, und da es nicht jedermanns Sache ist, sich durch einen solch umfangreichen Band hindurchzuarbeiten, dürfte ein Eingehen auf diese Angriffe von Interesse sein. Abzuwarten bleibt jedoch, was von gegnerischer Seite erwidert werden wird; daß der Kampf ein harter sein muß, ist zweifellos, sind doch gerade unter den beanstandeten mehrere Bilder des Berliner Museums, die von dem auf dem Gebiete niederländischer Malerei allseitig als Autorität anerkannten Direktor Bode als echte Rembrandts neu bezeichnet oder erworben worden.

Ueber die Persönlichkeit des durch Max Lautner in den Vordergrund gedrängten Schüler Rembrandts ist wenig bekannt; die Zahl seiner bekannten Gemälde beläuft sich auf 64 bis 70, die seiner Radierungen auf 15 bis 17 Nummern. Zeitgenössische Schriftsteller sprechen von ihm in den Ausdrücken höchster Achtung für den Mann und größter Anerkennung für den Künstler, der schon hiernach zu urteilen, mehr wie ein Gehülfe des Meisters gewesen sein muß. Neuere Handbücher nennen ihn einen der begabtesten Schüler Rembrandts, seine Radierungen sollen denen des Meisters fast gleichen. Von seinem Leben wissen wir etwa folgendes: Im Juni 1616 — Rembrandt war damals 9 oder 10 Jahre alt — wurde Ferdinand Bol in der reformierten Kirche zu Dortrecht getauft; wenige Jahre später finden wir ihn in Amsterdam, wo er seine Erziehung genossen zu haben scheint. Dann stoßen wir am 30. August 1640 auf seinen Namen, neben demjenigen Rembrandts unter einer notariellen Urkunde. Seine ersten Kunstleistungen sind 2 Jahre jünger, eine Radierung und das Portrait einer ältlichen Dame in der Berliner Galerie (19 Nr. 809). Deutlich verrät dieses Portrait eine gewisse Fertigkeit und charakteristische Auffassung. Eine gleiche Schulung auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, eine Gewandtheit in historischer Komposition läßt eine „Ruhe auf der Flucht“ vom Jahre 1644 in Dresden erkennen und gestattet den Rück-

schluß auf eine längere malerische Thätigkeit. Im Jahre 1656 malt er dann das große Bild im Bürgermeistersaale zu Amsterdam, zu dessen Ausführung er wohl nicht berufen wäre, wenn seine künstlerischen Leistungen die Aufmerksamkeit nicht schon längst auf ihn gerichtet hätten. Auch bei dem Empfang der Gemahlin des großen Kurfürsten war er thätig und erhielt als Anerkennung für seine Arbeiten ein Ehrengeschenk von 200 Gulden, während die beiden anderen beteiligten Künstler nur die Summe von 150 und 100 Gulden erhielten. Zum letzten Male wird sein Name bei Abschluß einer geschäftlichen Unternehmung im Jahre 1678 erwähnt. Der Tag seines Todes läßt sich nicht genau feststellen; er wurde am 4. Juli 1680 in der Zwiderkerk in Amsterdam begraben. Aus allen diesen einzelnen Notizen geht hervor, daß wir es hier mit einem von seiner Zeit hochgeschätzten Künstler zu thun haben, dem wir auch unsere Anerkennung nicht versagen werden, wenn wir sein herrliches Bild „Jakobs Traum“ der Dresdener Galerie betrachten, welches in keiner Weise hinter den schönsten Bildern Rembrandts zurücksteht. Es ist der Vorgang (1. Mos. 28, 12—15) dargestellt, wie Jakob im Traum die Himmelsleiter sieht und die Verheißung für sein Geschlecht empfängt. Der Herr ist in Gestalt eines leuchtenden Engels zu dem Schlafenden herabgestiegen und blickt ernst und doch voll milder Güte zu ihm hernieder; die rechte Hand streckt er segnend und behütend über ihn. In einem vom Himmel herabkommenden Strahl des Lichts schweben Engelknaben auf und nieder, und einer blickt dem Schläfer zutraulich in das von Himmelslicht überstrahlte Antlitz. Im Hintergrunde zeigt uns der Maler nicht eine einfache Leiter in naiv-realistischer Wiedergabe der Bibelstelle, sondern das Kreuz, die Himmelsleiter des biblisch-christlichen Glaubens. Es ist dieses ein Historienbild von der größesten Gewalt, der ganze wesentliche Inhalt der Bibel, der alte und neue Bund mit allen seinen Verheißungen und Erfüllungen ist in diesem Bilde dargestellt und enthalten. Mit Recht sagt Max Lautner, „der Künstler, welcher den Traum Jakobs in dieser Weise ausgelegt und dargestellt hat, war ein tiefdenkender Mann, ein Geist ersten Ranges.“

Einen unmittelbaren Anstoß, weiteren Werken des Ferdinand Bol nachzugehen, erhielt Max Lautner durch ein im Breslauer Privatbesitz befindliches Bild, welches mit einem unbekannten Monogramm versehen war, und welches das Opfer Salomos und der Königin von Saba darstellte. Es gelang ihm hier an mehreren Stellen, das aus den Dresdener Bildern bekannte Monogramm Ferdinand Bols zu entdecken und Spuren nachzuweisen, daß hier eine Hand thätig gewesen war das B. des Namens zu verändern, die untere Rundung des lateinischen B nach dem nächsten Buchstaben nach Art eines lateinischen R überzuleiten. Es waren dieses Momente, welche den Verdacht einer versuchten Fälschung des Namens erregen mußten; die mehrfache Wiederholung des Namens und zwar in einer Weise, daß eine Beseitigung desselben nur mit Zerstörung des Bildes möglich war, legten es nahe, daß auch der Künstler eine solche Fälschung befürchtet hatte. Zur deutlichen Wiedergabe seiner Entdeckung ersann Lautner ein photographisches Verstärkungsverfahren, wodurch es möglich wurde, jeden Pinselstrich, jede Veränderung in der Farbe zu erkennen. Wie sich aus den dem Werke beigegebenen Photogravuren ersehen läßt, ist das Breslauer Bild zweifelsohne von Bol gemalt. Lautner glaubte von vornherein annehmen zu dürfen, daß eine Anzahl der Rembrandt zugeschriebenen Werke auf Bol zurückzuführen sei, umsomehr, da bereits 1753 bis 1764 Descamps in seinem Werke: La vie des peintres Flamands et Hollandais gesagt hatte: „Der größte Teil der Bilder Bols gehe unter Rembrandts Namen.“ Geradezu verblüffend wirken nun seine Entdeckungen. In der Berliner Galerie finden sich gleich 3 Bilder, welche Lautner für Bol in Anspruch nimmt.

Zunächst das von Direktor Bode als Jugendarbeit Rembrandts bezeichnete hochpoetische Werk: „Raub der Proserpina“ (22 Nr. 823) welches früher unter dem Namen des Jan Joris van Vliet ging. „In der linken unteren Ecke ist vom Meister selbst sein Namenszug in die noch nasse Deckfarbe, wahrscheinlich mit gespitztem Pinselstiel, eingeschrieben worden. Derselbe steht auf einer hellen Stelle des Erdreiches und ist sowohl

auf dem Original, wie auch auf den (am günstigsten unausgezogenen) Photographien des Bildes (die man gegen das Licht hält) leicht zu bemerken, sobald man aufmerksam darauf gemacht ist." Zur Genüge geht aus diesem Bilde hervor, daß Bol auch bei einem tüchtigen Tiermaler, wahrscheinlich Jac Cuyp, in die Lehre gegangen. Schnaubend rasen die Rosse mit der Entführten in den Schlund des Orkus hinab und das geheimnisvolle Schattenreich umfängt sie bereits mit seinem Dunkel. Die Handlung ist groß und dramatisch aufgefaßt, es hat den Anschein, als ob die Erde selbst ihren Liebling zurückhalten wollte, die Gestalten mit den erhobenen Armen, welche Proserpina an den Kleidern festhalten, wachsen gleichsam aus dem Erdboden heraus, als wären in den geängstigten Gespielinnen die Blumen des Feldes personifiziert, welche dahinwelken müssen sobald die Tochter der Demeter in den Orkus verschwindet.

Die gleiche Technik (im Katalog von 1830 bereits dem Ferdinand Bol zugeschrieben) zeigt das jetzt als Jugendarbeit Rembrandts bezeichnete Bild der Judith (22 Nr. 828C), vielleicht sind die bei der Restauration erwähnten Reste eines R die Ueberreste eines Bolschen Namenszuges.

Am interessantesten ist nun aber, was Lautner auf einer der Farben der Berliner Sammlung entdeckt hat, auf dem 1654 gemeldeten und vor wenigen Jahren mit solcher Genugthuung erworbenen Gemälde: „Potiphars Frau verklagt Joseph vor ihrem Manne" (16 Nr. 828 H.). Es heißt über dieses Bild im Hirthschen Cicerone Seite 286: „Während die Italiener bei der Behandlung dieses Stoffes sich darauf beschränken, die verführerischen Reize eines halbverhüllten Frauenkörpers vorzuführen, war für Rembrandt nur das psychologische Problem von Interesse. Er wollte zeigen, daß die Frau lügt und hat dies in der schlagendsten Weise zum Ausdruck gebracht. Das Weib sitzt neben dem hellbeleuchteten Bett, und während sie mit der Linken den halbentblößten Busen zu verhüllen sucht, deutet sie mit dem Daumen der rechten Hand in unbeschreiblich verächtlicher Geberde auf den Missethäter, welcher mit schlotternden Knieen dasteht und den Blick zum Himmel emporhebt, um seine Unschuld zu beteuern. Die Angst, welche sich in seinen Zügen spiegelt, ist mit nicht geringerer Meisterschaft geschildert, als die raffinierte Koketterie und die mit schauspielerischer Gewandtheit inszenierte Scheinheiligkeit der Frau, die es klug vermeidet, beim Vorbringen ihrer erlogenen Anschuldigung den Gatten anzusehen, der hinter ihr steht und seine aufkeimende Entrüstung über Joseph noch hinter der Miene vornehmer Gelassenheit und ernsten Erwägens verbirgt."

Das in der Eremitage in Petersburg befindliche Bild Rembrandts, welches den gleichen Gegenstand behandelt, steht an Lebendigkeit, Reichtum und Leuchtkraft der Farben weit hinter dem Berliner Bilde zurück. Auf dem Berliner Bilde steht völlig unverletzt und deutlich sichtbar links von dem etwas erhobenen Fuße der Potiphar auf dem Holzboden des Podiums, auf welchem sie sitzt, der Namenszug Bols. Die Bezeichnung ist von dem Meister mit dem Pinselstiel in die noch nasse Farbe eingeschrieben, steht also etwas vertieft und zeigt ein wenig erhöhte Ränder. Die später von dem Künstler darübergesetzte Lasurschicht hat sich an den Rändern gestaut und die Tiefe erfüllt; auf diese Weise erscheint der Namenszug um einen Ton dunkler als der Grund, in den er eingesetzt wurde. Links von diesem befindet sich noch ein zweites Monogramm und sogar noch ein drittes, ein deutlicher Beweis, daß Bol befürchten zu müssen glaubte, daß man ein Interesse haben könne, seine Unterschrift in Abrede zu stellen. Dieses dritte Monogramm ist bei gewöhnlicher Beleuchtung nicht auf dem Original ohne weiteres, wohl aber auf der Aufnahme der photographischen Gesellschaft deutlich zu erkennen und befindet sich in der linken unteren Ecke des Bildes. Lautner will auch noch andere Namensbezeichnungen Bols auf diesem Bilde gefunden haben, die er jedoch noch nicht mitteilt; alle zeigen denselben Namen und die gleiche Handführung. Abzuwarten bleibt, wie die Direktion der Gemälde-Gallerie diesen Angriff abzuweisen, die angeführten Gründe zu entkräften gedenkt. Auch das Petersburger Bild nimmt Lautner für seinen Künstler in Anspruch. Logischerweise wird man nun auch an die Echtheit der ähnlichen

Bilder des Berliner Museums: „Die badende Susanna" 1674 (17 Nr. 828 E.) und „Vision des Daniel" (19 Nr. 828 F.) zu zweifeln berechtigt sein, ehe nicht der Beweis vom Gegenteil erbracht ist.

Aber auch die Schätze anderer Museen müssen sich eine ähnliche scharfe Kritik gefallen lassen. Wir nennen hier nur die „Arbeiter im Weinberg" (Eremitage), „Ehebrecherin vor Christus" (Nationalgallerie London), die nun auch Bol zufallen sollen. Mit besonderer Vorliebe scheint Bol Vorgänge darzustellen, die Gleichnisse behandeln oder in denen er uns Christus als religiösen und sittlichen Lehrer der Menschheit vorführen kann. Das Bild: „Christus erscheint der Maria Magdalena" (Buckingham Palace, London) wird auf Grund der Vergleichung mit einem gleichzeitigen beschreibenden Gedicht Deckers und auf Prüfung mit dem Johannis-Evangelium ebenfalls Rembrandt aberkannt und nach Entdeckung des Monogramms Bol zugesprochen. Als Beweis wird ferner noch das Urteil des Zeitgenossen Sandrart über Rembrandt herangezogen: „Dieser fülle, um zu verdecken, was dem Horizont zuwider, den Hintergrund mit tiefschwarz aus", was jedoch auf den Meister dieses Bildes nicht paßt. Auch die „Nachtwache" des Amsterdamer Rathauses läßt Lautner nicht vor seiner Kritik bestehen; er ficht die Echtheit dieses Bildes auf Grund einer im vorigen Jahrhundert von dem Restaurateur van Dyk aufgefundenen Namensliste, auf Grund der Angabe an, daß das Rembrandtsche Schützenstück nur 16 Personen enthalten habe, es aber nicht einzusehen sei, aus welchem Grunde der Künstler 11—14 Personen mehr hinzugefügt habe, als verlangt wurden. Wir müssen bekennen, daß hier uns die Beweisführung nicht zwingend genug erscheint, um auch die Nachtwache als unecht bezeichnen zu können. Ehe man aber auch die Ansicht des Direktor Bode gehört hat, wird man auch die angeführten Bilder nicht unbedingt Bol zusprechen können, wenn auch die Wahrscheinlichkeit, daß dieser und nicht Rembrandt sie gemalt habe, eine sehr große ist.

Die Untersuchung über die Urheberschaft der zahlreichen Radierungen ist noch nicht abgeschlossen, sicherlich hat auf diesem Gebiete Bol viel von Rembrandt gelernt; aber noch zu früh erscheint es, die besten Blätter schon jetzt für Bol in Anspruch zu nehmen. Der Grund, daß die Handführung in den Namenszügen Rembrandts nicht immer die gleiche ist, nicht immer mit der aus notariellen Schriftstücken bekannten Unterschrift Rembrandts übereinstimmt, kann in einer so wichtigen Frage nicht allein als ausschlaggebend angesehen werden. Aber auch aus einem anderen Grunde glaubt Lautner dem Rembrandt nicht eine so vielseitige, allumfassende Thätigkeit zutrauen zu dürfen; dieser Grund liegt in dem Charakter Rembrandts, der sich fraglos in seinen Werken widerspiegeln müsse. Bei der Verschlechterung seines Charakters und bei der Schwächlichkeit seines Willens ist in seinen späteren Jahren nach Lautner die Entstehung jener bedeutenden Kunstwerke aus Rembrandts Geiste weder erklärlich noch begreiflich. Nach Lautner ist also Ferdinand Bol und nicht Rembrandt der Maler der religiösen und politischen Zeitgedanken seines Volkes, nur hin und wieder aus dem festumschlossenen Bau seiner Gedanken und Gefühle, dem festen Gefüge seines geistigen Weltgebäudes, abschweifend in das Gebiet der antiken Mythe: humoristisch im „Ganymed", hochpoetisch im „Raube der Proserpina". Seine Werke biblischen Inhalts sind keiner orthodoxen Auffassung irgend welcher Art entsprungen, sie kennzeichnen sich aber als Werke eines Mannes von entschiedener christlicher Ueberzeugung, verdanken ihre Entstehung dem toleranteren und freieren Geiste jener großen Zeit Hollands als ihrer Grundlage und Bedingung, und müssen in dieser Beziehung der allgemeinen Geistesentwicklung seiner Zeit und seines Volkes zugerechnet werden, als deren Blüte sie zu betrachten sind. Seine Werke sind urdeutsch, seine Bilder religiösen Inhalts, die einzige große und unübertreffliche Kunst des reformatorisch-christlichen Zeitalters.

Das meiste, was bislang von Rembrandt gesagt ist, müssen wir jetzt für Bol in Anspruch nehmen, und wenn wir Max Lautner auch in seinen neuen aktenmäßigen

Darstellungen des Lebens Rembrandts nachgehen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß sein Ruhm als Künstler und auch als Mensch bislang, gelinde gesagt, weit überschätzt ist.

„Einer Bemühung von mehr als 100 Jahren ist es gelungen, die besten Werke F. Bols herauszusuchen, in den Rembrandtbegriff einzureihen, zu bezeichnen, zu gruppieren, kunsthistorisch zu verarbeiten und zuletzt die Autorschaft Rembrandts scheinbar nachzuweisen. Es kann darum nicht Wunder nehmen, wenn durch Nachweisung des Gegenteils an einigen dieser Bilder und besonders der vortrefflichen Werke, dem Rembrandt konsequentermaßen alle höchstbedeutenden und auch fast alle anderen abgesprochen und dem Malwerke F. Bols wieder zugeführt werden.

Die dem „oeuvre" Rembrandts durch lange Sondierung seitens vieler Gelehrten zugewiesenen Bilder gehören thatsächlich fast alle ein und demselben Meister an, und es wäre eine Ueberhebung, zu meinen, daß viele unzugehörige in demselben belassen worden wären.

Das eben machte meine Forschung und Nachweisung von Anfang an so unendlich schwierig und für meine Person so verantwortungsvoll. Ich stand am Anfang meiner Untersuchungen einem starken, wohlgefügten und durch die Zeit gleichsam geheiligten Bau der Kunstgeschichte gegenüber, an dessen wohlgruppierten einzelnen Quadern zu rütteln als ein tollkühnes Unternehmen gelten konnte."

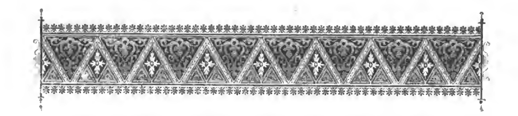
Das Charakterbild, welches der Verfasser nun zunächst von Rembrandt entwirft, ist keineswegs ein günstiges, es liegt dieses vor allem auch in dem Charakter der Schrift begründet.

Lautner beruft sich auf die Amsterdamer Notoriats- und Gerichtsakten, die von de Roever und Bredius veröffentlicht worden sind. Diese sind natürlich den bisherigen Rembrandtforschern auch nicht verborgen geblieben; man weiß, daß Rembrandt nach dem Tode Saskias den moralischen Halt nach streng bürgerlichen Begriffen verloren hat; ein wirtschaftliches Genie aber ist er nie gewesen. Er kommt aus einer Geldnot in die andere, sucht sich durch allerhand Mittel zu retten, die vor dem Richterstuhl einer strengen Moral nicht immer bestehen werden, „er macht schließlich bankerott, und bei seinem Tode ist nur ein ganz geringes Vermögen vorhanden." Wie gesagt, über die schlechte Wirtschaft Rembrandts hat nie bisher Streit geherrscht: Lautner meint aber erstens, Rembrandt habe auch nach Saskias Tode fortgesetzt bedeutende Einnahmen gehabt; er übersieht dabei, daß des Künstlers Geldverlegenheiten genau mit dem Zeitpunkte beginnen, als sich in Holland die Folgen der englischen Schiffahrtsakte (1651) geltend machten, die bekanntlich dem holländischen Zwischenhandel einen furchtbaren Schlag versetzte. Holland, anfangs im Seekriege glücklich, erleidet dann bedeutende Niederlagen und muß 1654 einen nachteiligen Frieden abschließen: die Schiffahrtsakte bleibt bestehen. 1653 muß Rembrandt Geld aufnehmen, er vermag die Zinsen nicht zu bezahlen, er macht bankerott, 1657 wird seine kostbare Sammlung von Oelbildern und Antiquitäten um den Spottpreis von 5000 Gulden gerichtlich verkauft; am 1. Februar folgt der Verkauf des Hauses, der 11218 Gulden ergab. Ursache und Wirkung liegen klar auf der Hand: daß Rembrandt nicht sparte, ist bekannt und begreiflich, seine Sammelwut verschlang die Summen, die vom Haushalte übrig blieben. Die Handelskrisis und die Kriegswirren, während der die Holländer allein 1600 Schiffe verloren, trafen, wie immer, in ihren Folgen zuerst die Künstler. Rembrandt selbst erzielte mit seinen Bildern nicht mehr die alten Preise; wie gering Kunstwerke damals bewertet wurden, zeigt eben der Spottpreis, den Rembrandts kostbare Sammlung erzielte.

Wie konnte ein so verkommenes Subjekt, wie Lautner Rembrandt darstellt, einen so hohen künstlerischen Ruf erlangen? Lautner antwortet: Rembrandt war allerdings in seiner Jugend ein tüchtiger Künstler. Von dem allgemeinen Handelswohlstand, der große Reichtümer ins Land brachte und auch z. B. den Tulpenzwiebelschwindel im Gefolge hatte, zogen

auch die Künstler großen Nutzen. Rembrandt kam als Bildnismaler in die Mode; seine Radierungen trugen seinen Ruf auch ins Ausland. Ueber die Sammlung von Kunstwerken und Altertümern, die er anlegte, bildete sich eine märchenhafte Legende. Diesen Nimbus wußte Rembrandt durch schlaue Berechnung noch zu steigern; so wurde er schon bei Lebzeiten eine halbmystische Persönlichkeit, über welche die merkwürdigsten Gerüchte umgingen. Nach außen hin erhielt sich sein Ruf als großer Künstler, auch nachdem seine künstlerische Fähigkeit längst dahin und er in seiner Heimat schon bei Lebzeiten vergessen war. Um der daraus entstandenen ausländischen Nachfrage nach Rembrandtbildern und Radierungen zu genügen, wurde nun mit frühester Zeit gefälscht und immer wieder gefälscht, und so soll bereits um 1700 der allgemein giltige Rembrandtbegriff bestanden haben.

Fassen wir nun das Ergebnis zusammen, so dürfte es wohl dahin lauten, daß die Echtheit einer Anzahl Bilder stark bezweifelt werden muß, daß aber eine endgültige Entscheidung erst getroffen werden kann, wenn der Verfasser sein Vergrößerungsverfahren auch weiteren Kreisen zugänglich macht, so daß eine unparteiische Prüfung erfolgen kann, und wenn auch die „Bol-Partei“ Gelegenheit gefunden hat, die Rechtfertigungsgründe der Vertreter Rembrandts zu prüfen.



Großstädte und Großindustrie.

Die Entvölkerung des flachen Landes, der Dörfer nicht nur, sondern auch der kleinen Städte, zu Gunsten der Großstädte, schreitet in Deutschland scheinbar unaufhaltsam weiter; die in dieser Hinsicht allgemein gemachten Beobachtungen sind durch die Ergebnisse der letzten Volkszählung in erschreckendem Maße bestätigt worden. Die Erscheinung ist eine für die socialpolitische Betrachtung sehr beunruhigende. Sie bedeutet, daß jährlich Zehntausende unserer Landsleute aus zwar meist dürftigen, aber doch verhältnismäßig gesunden und die Existenz verbürgenden Verhältnissen ausscheiden, um in Zustände einzutreten, die in den meisten Fällen ihnen und ihren Kindern physischen und moralischen Untergang bringen. Denn die Existenz der besitzlosen und ungelernten Handarbeiter in der heutigen Großstadt ist eine völlig kranke, ist nahezu hoffnungslos. Die höheren Löhne und die großstädtischen Vergnügungen ziehen den Arbeiter in die Großstadt, aber sie vermögen ihm kein befriedigendes Dasein oder solides Auskommen zu gewähren. Die überaus traurigen Wohnungsverhältnisse machen ein geordnetes Familienleben in der Regel unmöglich. Wahrhaft menschliche Beziehungen zu Leuten seinesgleichen, die ihm in schwierigen Momenten beistehen würden, oder zu Höherstehenden, die sittigend auf ihn einwirkten, — wie der Arbeiter solche auf dem Lande oder in der Kleinstadt unter seinen Nachbaren besessen hat, — fallen fort, und die Kameraden des Wirtshauses oder der socialdemokratischen Vereine können sie nicht ersetzen. Der Zusammenhang mit der Kirche und ihren Organen geht in den großstädtischen Massengemeinden fast immer verloren. Die Versuchungen zu Trunk und Liederlichkeit stürmen von allen Seiten ein, und der isolierte, heimatlose, friedlose Proletarier erliegt ihnen in den meisten Fällen. Tiefer noch sinken seine Kinder, die von Jugend an unter diesen vergiftenden Einflüssen gelebt haben. — Ein alter Werkmeister einer elsässischen Fabrikstadt, der mehrere Generationen von Arbeitern an sich hatte vorübergehen sehen, teilte folgendes Ergebnis seiner Beobachtungen an denselben mit: Die vom Lande in die Fabrikstadt ziehenden Arbeiter sind durchgängig gesund und redlich, aber unbeholfen in der Arbeit; ihre Kinder sind meist vortreffliche Arbeiter, jedoch an Körperkraft und Moralität ihren Eltern nachstehend. Die dann folgende Generation aber, die Enkel der Einwanderer, ist bereits regelmäßig eine auch körperlich ganz verkommene und gewöhnlich die letzte; nur selten pflanzt sie sich noch fort, und die aussterbenden Familien werden ersetzt durch unaufhörliche neue Einwanderung „gesunden Bluts“ vom Lande her. — Das Beispiel ist aus einer mittleren Industriestadt genommen, und es darf als sicher gelten, daß in der eigentlichen Großstadt die

Entwicklung abwärts eine noch schnellere ist. Es ist bekannt, ein wie großer Teil der Berliner Bevölkerung außerhalb Berlins geboren ist; könnte man aber die Geburtsorte der Eltern und Großeltern der Berliner Arbeiter ermitteln, so würde sich ganz unzweifelhaft bei der überwiegenden Mehrzahl auswärtige Herkunft herausstellen. —

Bestehen aber hiernach in unseren heutigen Großstädten so überaus ungünstige Verhältnisse für das Gedeihen der besitzlosen Bevölkerung, insbesondere der Fabrikarbeiter, wie sie ja von fast allen Beobachtern zugestanden und beklagt werden, so sollte unseres Erachtens ernsthafter als bisher die Frage in das Auge gefaßt werden: Kann der Staat etwas dazu thun, um dem rapiden und ungesunden Anwachsen der Großstädte, dem übermäßigen Einströmen besitzloser, arbeitsuchender Personen, direkt oder indirekt entgegenzuwirken? Die Frage ist, weil bisher nicht hinreichend erörtert, für eine sofortige Entscheidung sicher nicht reif; aber das Interesse an ihrem Gegenstand ist groß genug, um sie zur Diskussion zu stellen. Und, wenn wir an dieser Stelle einige Gesichtspunkte für die Beantwortung aufstellen und einen Vorschlag spezieller formulieren, so hoffen wir damit zugleich weitere Besprechungen durch Sachkundige anzuregen.

In erster Linie wird es notwendig sein, die wirtschaftlichen Ursachen, welche die massenhafte Einwanderung in die Großstädte verursachen oder befördern, thunlichst festzustellen. Wie schon eingangs bemerkt, sind es — neben der Lockung der großstädtischen Vergnügen — die höheren Löhne, welche die Arbeiter in die Großstadt ziehen. Dieselben beweisen, daß ausgiebige und immer wachsende Arbeitsgelegenheiten hier geboten werden; unter den Arbeitgebern der Großstadt aber überwiegt die Groß-Industrie, welche eben — namentlich in Norddeutschland — sich vorzugsweise in der Großstadt entwickelt hat. Sie ist es, welche dem größeren Teil der einströmenden Arbeitermassen Beschäftigung giebt, und ohne deren Existenz eine so massenhafte Einwanderung nicht erfolgen könnte. Es ist aber weiter von Interesse zu untersuchen, welche Ursachen die Großindustrie in so erheblichem Umfang in die Großstädte geführt haben, und ob nicht eine Aenderung dieses Verhältnisses, im Interesse der Industrie selber wie in dem der Allgemeinheit, möglich und erstrebenswert ist.

Die heutige Großindustrie hat, selbst wenn sie in den volksreichsten Städten arbeitet, ihren Absatz niemals vorzugsweise an ihrem Domizil, sondern überwiegend auswärts. Die Verfrachtung des fertigen Industrie-Erzeugnisses ist regelmäßig erheblich wohlfeiler als diejenige des nach Umfang und Gewicht schwerer transportierbaren Rohmaterials. Hieraus ergiebt sich, daß eine Fabrik regelmäßig die vorteilhafteste Lage nicht da hat, wo sie starken Absatz am Ort findet, sondern da, wo sie ihr Rohmaterial und die Kohlen billig beziehen und zugleich hinreichende, geeignete und wohlfeile Arbeitskräfte sich verschaffen kann.

Die Erscheinung, daß ein so beträchtlicher Teil unserer Groß-Industrie in den Großstädten domiciliert ist, läßt sich nun weder aus der Möglichkeit billigeren Bezugs von Kohlen oder Rohmaterial erklären, da die ländlichen Ortschaften, Eisenbahn- oder Wasserverbindung vorausgesetzt, in dieser Hinsicht gleich situiert sind, noch aus dem besseren lokalen Absatz, der eben nur eine geringe Bedeutung hat, — sondern sie kann nur daraus erklärt werden, daß die Unternehmer in den Großstädten zwar teurere, aber zahlreichere und geeignetere Arbeitskräfte finden oder zu finden glauben. Fabrikanten, die selber in Großstädten arbeiten, haben uns folgende Erklärung dafür gegeben: Wir sind trotz der höheren Löhne genötigt in Großstädten zu arbeiten, weil hierher die Arbeitermassen, durch eben diese höheren Löhne und durch die großstädtischen Vergnügungen angelockt, zusammenströmen; wir finden daher hier immer Auswahl an Arbeitskräften, an welchen es in kleineren Orten so häufig fehlt.

Diese Erklärung dürfte allgemein zutreffend sein; nur aus dem hier angeführten Grunde erklärt es sich, daß die Groß-Industrie fortfährt, in den Großstädten mit hohen Löhnen zu arbeiten, anstatt auf das Land zu übersiedeln, wo sie neben niedrigeren Löhnen



auch billigeren Grund und Boden für ihre Anlagen finden würde. Wir fügen freilich alsbald einschränkend hinzu, daß für alle diejenigen Industriezweige, welche zum Kunstgewerbe gehören, oder demselben nahe stehen, eine andere und innerlich begründetere Ursache für die Bevorzugung der Großstädte besteht: In diesen Gewerben muß der Geschmack der Arbeiter, oder doch eines erheblichen Teils derselben, entwickelt und fortwährend angeregt werden; dies geschieht naturgemäß am besten in größeren Städten, in denen Schaufenster, Museen, Ausstellungen u. s. w. Eindrücke gewähren, die den Geschmack bilden und kunstgewerbliche Vorbilder vor Augen stellen. Diese Gewerbszweige, die übrigens nur eine bescheidene Minderzahl der gewerblichen Arbeiter beschäftigen, werden deshalb immer ihren Hauptsitz in den größeren Städten haben. Die eigentlichen Massen-Industrien aber, welche die große Mehrzahl der Fabrikarbeiter beschäftigen, Spinnereien, Webereien, grobe Metall- und keramische Industrie, chemische Fabriken u. s. w. haben thatsächlich keinen anderen Grund, die Großstädte aufzusuchen, als den, hier größere Auswahl an Arbeitern zu finden.

Aus dem bisher Ausgeführten erhellt nun: Daß hier ein völlig ungesunder, für alle Beteiligte nachteiliger Zustand sich entwickelt hat. Der Arbeiter drängt in die Großstadt wegen höherer Löhne, die ihm nichts nützen, weil hier das Leben entsprechend teuerer ist, als auf dem Lande. — und wegen großstädtischer Vergnügungen, die durchgängig verderblich auf ihn wirken und ihm kein wirkliches Lebensglück zu bieten vermögen. Der gewerbliche Unternehmer sieht sich genötigt, den Arbeitern in die Großstadt nachzuziehen, um eine für seinen Zweck hinreichende Zahl zu finden, und produciert hier erheblich teuerer, als in einer Kleinstadt oder auf dem Lande möglich sein würde. Und, indem er dem Arbeiter in die Großstadt folgt, vermehrt er hier wieder die Arbeitsgelegenheiten und damit den Zudrang der Arbeiter vom Lande her, so daß ein circulus vitiosus besteht, der auf die gewerbliche Produktion ungünstig, auf die sociale Entwicklung aber geradezu verhängnisvoll einwirkt.

Was aber kann — wir wiederholen hier die eingangs gestellte Frage — der Staat zur Abhülfe des Notstandes thun?

Das nächstliegende und scheinbar einfachste Mittel einer Abhülfe durch die Gesetzgebung wäre die Beschränkung der reichsgesetzlich gewährleisteten Freizügigkeit. Würde für den Einzelnen wieder, wie es in einem großen Teil Deutschlands noch vor einem Vierteljahrhundert der Fall war, die Verlegung des Wohnsitzes an obrigkeitliche Genehmigung oder an die Zustimmung der Gemeinde, in welche er sich begiebt, geknüpft, so wäre es ja allerdings ein Leichtes, den übermäßigen Zudrang in die Großstadt abzuwehren. Thatsächlich hat auch dieser Ausweg, seiner bestehenden Einfachheit wegen, auf konservativer Seite manche Anhänger, namentlich in denjenigen deutschen Gebieten, welche bis zum Jahr 1867 die Freizügigkeit nicht kannten und damals von allen den Nöten frei waren, die seit ihrer Einführung sich eingestellt haben. Wir haben trotzdem keinen Zweifel daran, daß dieser Weg ungangbar ist. Wohl beschränkt der heutige Staat aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt die wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen in ganz erheblichem Umfang; aber eine so weitgehende Einschränkung derselben, wie die Wiederaufhebung der Freizügigkeit mit sich brächte, würde unsere, an dies Recht gewöhnte handarbeitende Bevölkerung schwer ertragen, und die unheilvollen Folgen des allgemeinen Widerstandes, dem eine solche Maßregel unzweifelhaft begegnen müßte, würden die guten Wirkungen sicher überwiegen. Dieselbe würde von den Arbeitermassen als eine gegen sie gerichtete feindselige Handlung empfunden werden. Viele Tausende würden unzweifelhaft zur Auswanderung greifen, um sich die freie Verfügung über ihre Arbeitskräfte und ihren Aufenthalt zu erhalten, und unter den Zurückbleibenden würde die jetzt schon so vielfach bestehende Gährung und Erbitterung sicher noch anwachsen. Die Freizügigkeit, als Recht jedes Erwachsenen, ist in die Gewohnheiten und Rechtsanschauungen unseres Volkes übergegangen; wir glauben nicht, daß irgend eine Regierung

oder parlamentarische Mehrheit die Verantwortung übernehmen könnte, sie den Massen wieder zu entziehen.

Erscheint es hienach unthunlich, die handarbeitende Bevölkerung daran zu hindern, die Arbeit frei zu suchen, wo sie solche findet, so ergiebt sich schon hieraus, daß eine Einschränkung des übermäßigen Zusammenströmens derselben in die Großstädte, wenn überhaupt möglich, nur erreichbar ist in der Form einer gesetzlich geregelten Einwirkung der Behörden auf die Entstehung und Entwicklung der Arbeitsgelegenheiten, also auf die Gründung und Vergrößerung großgewerblicher Betriebe. Es versteht sich von selber im Deutschland unserer Tage, welches zu einem der ersten Industriestaaten der Welt sich emporgeschwungen hat und seine schnell wachsende Bevölkerung nur mit Hülfe seiner mächtig entwickelten Groß-Industrie ernähren kann, daß jede Einschränkung zu verwerfen ist, die — wie die zwangsweise Rückkehr zu zunftmäßigem Kleinbetrieb — unsere Gewerbetreibenden verhindern würde, die technischen Fortschritte der Neuzeit voll zu verwerten und sich dadurch auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu erhalten. Aber — bei der großen Bedeutung, welche die Errichtung oder Vergrößerung eines gewerblichen Großbetriebes für Gemeinde und Staat hat infolge des durch sie ermöglichten und bewirkten Zusammenströmens arbeitssuchender Bevölkerung, — ist es durchaus gerechtfertigt, daß das freie Schalten der privaten Spekulation in dieser Hinsicht eingeschränkt, daß also die Errichtung oder erhebliche Vergrößerung einer Fabrik von der Zustimmung der das öffentliche Interesse vertretenden Faktoren abhängig gemacht werde. — Schon in unserer heutigen Gesetzgebung sind ja Anfänge solcher Einschränkungen im öffentlichen Interesse vorhanden, die u. E. weiterer Ausdehnung fähig und bedürftig sind. Zur Errichtung von Anlagen, welche „durch die örtliche Lage oder die Beschaffenheit der Betriebsstätte für die Besitzer oder Bewohner der benachbarten Grundstücke oder für das Publikum überhaupt erhebliche Nachteile, Gefahren oder Belästigungen herbeiführen können", ist — nach § 16 der Reichs-Gewerbeordnung — die Genehmigung der Behörden erforderlich. Ebenso bedarf es — nach § 24 desselben Gesetzes — zur Anlegung von Dampfkesseln jeder Art der behördlichen Genehmigung, und werden die genehmigten Dampfkessel bekanntlich regelmäßigen Revisionen unterzogen.

Aehnlicher Einschränkungen der Errichtung gewerblicher Anlagen giebt es noch eine ganze Reihe; sie gehen durchgängig, wie die hier angeführten, von polizeilichen Gesichtspunkten aus; d. h. sie bezwecken, einerseits von dem außerhalb des Gewerbes stehenden Publikum Gefahr oder Belästigung fern zu halten, andererseits den gewerblichen Arbeiter vor solchen Gefahren zu schützen, welche unsolide, ungesunde oder unzweckmäßige Anlagen ihm bringen könnten. Dagegen fehlt es bis heute an einschneidenden gesetzlichen Vorschriften, welche die Unternehmer nötigen würden, bei der Anlage oder Vergrößerung gewerblicher Anlagen auf die sociale und wirtschaftliche Lage ihrer künftigen Arbeiter gebührende Rücksicht zu nehmen; solche Vorschriften sind aber unseres Erachtens gerade im Hinblick auf die besonderen Mißstände der großstädtischen Arbeiterverhältnisse, wie wir sie eingangs dargelegt haben, ganz unabweislich. —

In erster Linie wäre es, um dem Staat und den Gemeinden den nötigen Einfluß zu sichern, notwendig, gesetzlich festzusetzen, daß jede mit mechanischer Kraft — nicht nur mit Dampfkesseln — arbeitende gewerbliche Anlage zu ihrer Existenz oder erheblichen Vergrößerung der Konzession bedarf, und die Behörden müßten zur Verweigerung dieser Konzession nicht nur aus polizeilichen Gründen, sondern auch für den Fall ermächtigt werden, wenn gewisse Bedingungen für die wirtschaftliche und sociale Existenz der zu beschäftigenden Arbeiter, namentlich bezüglich der Wohnungen, nicht gegeben wären. Zur Bekämpfung des großstädtischen Arbeiterelends wäre dann diese gesetzliche Handhabe in der Weise zu verwerten, daß den Massen-Industrien, die nach unseren obigen Ausführungen des großstädtischen Domicils zu ihrem Gedeihen nicht bedürfen, neue Anlagen in den Großstädten in der Regel nicht bewilligt würden. — Wir denken hierbei durchaus nicht an eine allgemeine Ausschließung der Massen-Industrien aus allen Städten

mit bestimmter Einwohnerzahl; es ist vielmehr natürlich eine vorsichtige Individualisierung auf diesem Gebiet erforderlich. Das Gesetz müßte lediglich den Verwaltungsbehörden die Befugnis geben, unter geregelter Mitwirkung der Organe der Selbstverwaltung den Anlagen einzelner bestimmter Industrien in bestimmten Städten die Konzession zu verweigern. In das bezügliche Verzeichnis wären alle diejenigen Städte aufzunehmen, bei deren Wohnungsverhältnissen ein gewissen wirtschaftlichen und sittlichen Minimal-Anforderungen entsprechendes Unterkommen der Arbeiter nicht zu erwarten stände, mithin jedenfalls die meisten Großstädte. Der Formulierung eines Gesetzentwurfs müßte natürlich eine eingehende Erörterung der Frage in den beteiligten und sachkundigen Kreisen vorausgehen; es wäre daher verfrüht, an dieser Stelle einen solchen niederzulegen. —

Wäre ein solcher die gewerbliche Unternehmung immerhin einschränkender Vorschlag vor etwa 20 Jahren gemacht worden, so würde die damals vorherrschende Anschauung, daß „Förderung der Industrie" im Sinne möglichster Ausdehnung der nationalen Produktion das vorzugsweise zu erstrebende Ziel der Gesetzgebung und Verwaltung sei, dessen Erreichung zugleich die größtmögliche Wohlfahrt aller bei der Industrie Beteiligten verbürge, — zu seiner nahezu einstimmigen Ablehnung geführt haben. Heute ist indes erfreulicherweise die Erkenntnis im Vorschreiten, daß gerade auf dem industriellen Gebiet das völlig ungehemmte Walten der privaten Spekulation keineswegs die allgemeine Wohlfahrt, und insbesondere die der Arbeiterbevölkerung, verbürgt, daß vielmehr mannigfache Einschränkungen derselben im öffentlichen Interesse notwendig sind; wir dürfen daher gegenwärtig wohl auf eine unbefangene Prüfung unseres Vorschlags hoffen. — Das Bedenken einer im Fall seiner Durchführung drohenden Lahmlegung oder doch gemeinschädlichen Einengung der fraglichen Industriezweige widerlegt sich durch unsere obigen Ausführungen, nach welchen gerade diese Industrien nicht aus materiell-wirtschaftlichen Gründen die Großstadt aufsuchen, sondern nur, weil sie hier die nötigen Arbeitermassen finden; es ist aber mit Bestimmtheit zu erwarten, daß dieser einzige von der Großstadt ihnen gebotene Vorteil sehr bald wegfallen wird, wenn durch die befürwortete Maßregel die Arbeitsgelegenheit in der Großstadt abnimmt, auf dem Lande und in der kleinen Stadt dagegen entsprechend sich vermehrt, was notwendig ein vermindertes Zuströmen der Arbeiter in die Großstädte zur Folge haben wird. — Wer aber etwa auf Grund seiner Erfahrungen in einzelnen Teilen Deutschlands großindustrielle Anlagen nur in den größeren Städten für lebensfähig halten möchte, der unterrichte sich über die Verhältnisse in Württemberg, Baden und Thüringen, wo eine moderne und lebensfähige Groß-Industrie, nicht etwa gewerbliche Handarbeit, sich ganz überwiegend auf dem Lande und in den Landstädten niedergelassen hat und gedeiht; er wird dort zugleich beobachten können, daß der Fabrikarbeiter in dieser Umgebung ein unvergleichlich gesunderes Dasein in physischer, sittlicher und wirtschaftlicher Beziehung zu führen vermag, als in der Großstadt.

Ein anderer nahe liegender Einwand, der sich überhaupt gegen das Bestreben, die Industrie mehr auf das Land zu ziehen, und damit auch gegen unsern Vorschlag richtet, gründet sich auf die Befürchtung, man werde hierdurch das Gift der Socialdemokratie in die bisher noch davon freien Landbevölkerungen hineintragen. Wir glauben, daß derselbe nicht schwer zu widerlegen ist. Es ist klar, daß die wesentlichste Ursache der Verbreitung socialdemokratischer Gesinnung, das in der That hoffnungslose physische und moralische Elend der Arbeitermassen in den Großstädten, auf dem Lande wegfällt,*) daß mithin hier die Entwicklung der Gesinnungen wie der Zustände unter den Industriearbeitern eine ganz andere und gesundere sein wird. Trotzdem wird es ja vielfach vorkommen, daß die Errichtung von Fabriken in Landstädten und auf dem Lande Socialdemokraten hierher führt, die dann ihre Lehren und Bestrebungen weiter

*) D. h. wohlverstanden, nicht jedes Elend wird wegfallen, sondern nur das hoffnungslose, weil hier die Möglichkeit einer Besserung, einer gesunderen Entwicklung gegeben sein wird.

verbreiten. Aber diese Gefahr ist doch auch für die Landwirtschaft ungleich erträglicher, als der heutige Zustand des Aufsaugens unserer Landbevölkerung durch die Großstädte. Der vielleicht manchem Landwirt einleuchtende Gedanke, die Städte dem Verderben und Versumpfen zu überlassen, um das flache Land frei und gesund zu erhalten, ist nicht nur egoistisch-unpatriotisch, sondern auch vom eigensten Standpunkt der Landwirtschaft aus zu verwerfen. Läßt man es ruhig geschehen, daß in unseren Großstädten die verkommenen, gesunder Daseinsbedingungen ermangelnden Proletarier-Massen sich weiter in dem Maß vermehren, wie in den beiden letzten Jahrzehnten, so ist eine friedliche und gedeihliche Entwicklung unserer Verhältnisse nicht mehr denkbar. In absehbarer Zeit würden die Großstädte die Majorität bilden, die politische Macht an sich reißen und im Sinn der Proletarier verwerten. Es kann nur besser werden, wenn es gelingt, die Groß-Industrie, und damit die Massen der Arbeiter, aus den großen Städten allmählich hinauszuführen und ihnen damit die Möglichkeit einer gesunden Existenz zurückzugeben. Wer mit uns dies Ziel als ein erstrebenswertes und notwendiges erkennt, möge den vorstehend für die Erreichung desselben vorgeschlagenen Weg unbefangen und aufmerksam prüfen; er möge namentlich auch, wenn er einen besseren zu kennen glaubt, ihn der öffentlichen Erörterung unterbreiten. Nicht darauf kommt es an, daß ein bestimmter Weg ausschließlich eingeschlagen werde, sondern darauf, daß das Ziel, die Beseitigung oder doch Verminderung der unserem Volk und Vaterland verderblichen Proletarier-Anhäufungen in den großen Städten, erreicht werde!

Friedrich von Oertzen.





Die Fernleitung großer Kräfte.

Von

W. Berdrow, Ingenieur.

Je weiter der rastlose Fortschritt der Technik die mechanische Arbeit des Menschen vom Felde der Produktion verdrängt und die Muskelkraft durch die angehäufte Energie der Kohle, die Geschicklichkeit durch den sinnreichen Mechanismus der Maschine ersetzt, um so mehr macht sich das Bestreben geltend, nun auch noch den letzten Schritt zu thun und sich von dem Monopol der Steinkohle loszumachen. Es gilt jetzt, die Naturkräfte aufzufangen, da wo sie uns in frischer, lebendiger Gestalt entgegentreten, die Kraft der Flüsse und Fälle vor allem, und sie da auszunutzen, wo man ihrer bedarf, um den beschränkten Vorrat von Energie, den uns die Kohlen bieten, nach Möglichkeit zu schonen; giebt es doch eine große Menge von Industriezweigen, die der Kohle ohnehin immer bedürfen werden, und die nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse rettungslos verfallen müßten, wenn unsere Kohlengruben einmal erschöpft wären.

Was die Verwandlung der Wasserkräfte in mechanische Arbeit anbelangt, so ist die Technik schon seit Jahrzehnten imstande, allen billigen Forderungen zu genügen. Die verschiedensten Konstruktionen von Wasserrädern und Turbinen gestatten uns, kleine wie große Wassermengen, reißende Gefälle und langsam fließende Ströme, Gebirgsbäche und Katarakte nutzbringend zu verwerten. Um so mehr Schwierigkeiten aber stellten sich der vorteilhaften Ausbeutung der so gewonnenen Kräfte entgegen, denn in den seltensten Fällen liegt eine Wasserkraft so in der Nähe eines industriellen Etablissements, daß man sie direkt verwenden kann; die mächtigsten Gefälle, deren völlige Ausnutzung einer jährlichen Ersparnis von Millionen gleich kommen würde, liegen oft mitten im Gebirge, in Einöden meilenweit von allen menschlichen Wohnungen entfernt. Man hat zwar versucht, in solchen Fällen in der Nähe der Wasserkräfte Industriekolonien anzulegen, so bei Schaffhausen, in Zürich, und im großartigsten Maßstabe an den Rhônefällen bei Bellegarde, doch lassen sich solche Gründungen nur in seltenen Fällen mit Nutzen ausführen und sind deshalb ziemlich vereinzelt geblieben. Alle diese Anlagen beruhen auf dem Prinzip der Drahtseiltransmission, d. h. der Uebertragung der aus den Wasserfällen gewonnenen Energie durch Seilscheiben und Drahtseile, und da sich diese Uebertragungen vorteilhaft nur auf Entfernungen von ein bis zwei Kilometer ausführen lassen, so bleiben die Fabriken und Werkstätten, die ihren Kraftbedarf aus einer solchen Anlage entnehmen wollen, auf diesen engen Umkreis gebannt.

Die Produktion aber drängt, wie der Handel, nach den Verkehrscentren, und so entstand unabweisbar die Aufgabe, die gleichviel wo gewonnene mechanische Energie auf beliebige Entfernungen zu transportieren, vor allem in die Großstädte, wo sie neben

ihrer eigentlichen Aufgabe, die Industrie unabhängig von der Steinkohle zu machen, noch durch die Beseitigung der gefährlichen platzraubenden Dampfkessel- und Maschinenanlagen für erhöhte Sicherheit und Bequemlichkeit, und durch die Vermeidung der luftverpestenden Fabrikschlöte mit ihrem Kohlendunst und -Staub für größere Gesundheit sorgen würde — die Versuche, welche jahrelang mit Drahtseil-, Druckluft- und Preßwasserleitungen gemacht wurden, blieben resultatlos, dagegen schienen alle Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigt und die Frage der Fernleitung großer Kräfte endgültig gelöst, als vor 15 bis 20 Jahren die elektrische Kraftübertragung erfunden wurde. Mittels der Dynamomaschinen ließ sich die rotierende Bewegung der Wasserräder in Elektrizität umsetzen, diese wurde dann auf beliebige Entfernung mittels zweier Drähte geleitet, und am Bestimmungsorte durch eine zweite Dynamo wieder in Bewegung und mechanische Energie verwandelt; gab es etwas Einfacheres, Billigeres? Ein Telegraphendraht sollte vom Niagara aus ganz Amerika mit Kraft versorgen! Dieses und andere, für den damaligen Stand der Technik bezeichnende Projekte wurden ernsthaft erwogen, und man glaubte sich der Ausführung nahe, nur noch kleine, nebensächliche Schwierigkeiten waren vorher zu beseitigen. — Eben diese kleinen Schwierigkeiten haben aber genügt, das Problem bis in die neueste Zeit ungelöst zu lassen. Man fabelte wohl von der Leitung durch einen Telegraphendraht, vergaß aber dabei, daß es sich in der Elektrotechnik um ganz andere Ströme handelt, als in der Telegraphie. Letztere operiert mit winzigen Mengen von Elektrizität, erstere mit Strömen, welche, sobald sie nur eine einigermaßen bedeutende Kraftmenge repräsentieren, Leitungen nach Art der Telegraphendrähte sofort schmelzen und in Atome verflüchtigen würden. Die ersten größeren elektrischen Kraftübertragungen, welche vor 4 bis 5 Jahren ausgeführt wurden, beispielsweise die zu Solothurn und zu Bourganeuf, und bei denen es sich nur um Kräfte von 10 bis 30 Pferdestärken und um Entfernungen bis 14 Kilometer handelte, erforderten schon Kupferdrähte von ½ bis 1 Centimeter Stärke zu ihren Leitungen, und die Fortleitung von 100 Pferdestärken auf 40 bis 50 Kilometer würde Drahtstärken erfordert haben, welche bei dem hohen Preise des Kupfers alle Aussicht auf Rentabilität solcher Anlagen zunichte machten.

Das einzige Mittel, dünnere und billigere Leitungen zu ermöglichen, war Erhöhung der Spannung der verwendeten Ströme, — denn ein hochgespannter Strom überwindet den Widerstand eines dünnen Drahtes leichter, als ein niedriggespannter von derselben Energie. Doch die vorerwähnten Anlagen arbeiteten schon mit 2000 bis 2500 Volt, und höher zu gehen erlaubte der damalige Stand der Technik nicht, weil Dynamos, welche direkt eine höhere Spannung geben, unsicher arbeiten und leicht durch Zerstörung der Isolation zu Grunde gehen. Erst mit der Erfindung des Wechselstromsystems vor einigen Jahren war die Möglichkeit gegeben, höhere Spannungen anzuwenden, da hochvoltige Wechselstromdynamos an und für sich leichter zu konstruieren sind, als solche Gleichstrommaschinen, und weil andererseits der Wechselstrom sich durch besondere Apparate leicht auf eine höhere Spannung bringen läßt, als wie ihn die Maschine erzeugt. Doch wurden auch die Hoffnungen, welche man auf dieses System setzte, bald wieder zunichte gemacht, da es nicht gelang, Wechselstrommaschinen von einem befriedigend hohen Nutzeffekt zu konstruieren. Auch für die Verteilung der Kraft in einzelne Werkstätten eignet sich der Wechselstrom nicht; die Motoren laufen schlecht an, bleiben leicht stehen und verursachen lästiges Geräusch und gefährliches Funkensprühen. — So hafteten denn auch diesem System allzuviele Mängel an, als daß man es hätte als Rettung in dem Dilemma der Kraftübertragung benutzen können, und schon begann man neuerdings wieder auf die älteren Methoden, als da sind Druckluft, Drahtseil- und Preßwasserübertragung, zurückzugreifen, da trat im Beginn des letzten Jahres für die internationale Ausstellung zu Frankfurt am Main ein Projekt in die Welt, welches das Ergebnis ganz neuer, eigenartiger Erfindungen und Kombinationen ist und uns allem Anschein nach die endgültige Lösung der Frage bringen wird. Das Frankfurter Projekt bezieht



sich, wie wohl auch schon weiteren Kreisen bekannt ist, auf die Uebertragung einer Wasserkraft von 300 Pferdestärken, welche dem Neckar bei der Stadt Lauffen entnommen worden ist, bis nach Frankfurt am Main, wo diese Kraft zur Erzeugung elektrischen Lichtes, sowie zum Betriebe von Maschinen, elektrischen Booten auf dem Main u. s. w. verwendet werden soll. Die Entfernung beträgt etwa 180 Kilometer und die Spannung, mit welcher man arbeiten wird, mehr wie das Zehnfache der bisher für Kraftübertragungen gebräuchlichen, nämlich 30000 Volt. — Natürlich können so hochgespannte Ströme nicht direkt von Dynamomaschinen erzeugt werden, vielmehr bringen die in Lauffen aufgestellten Dynamos nur 50voltige Ströme hervor, die dann mittels Transformatoren auf 30000 Volt gesteigert werden. Noch vor wenigen Jahren hätte man über den Gedanken, solche Spannungen anzuwenden, gelacht, galten doch schon 2000 bis 3000voltige Ströme für im höchsten Grade die öffentliche Sicherheit gefährdend — und jetzt das Zehnfache plötzlich? — Nun, man hat eben endlich der Auffassung Raum gegeben, daß nicht der hochvoltige Strom an sich gefährlich ist, sondern der Mißbrauch desselben. Ein elektrischer Strom von 30000 Volt, durch einen menschlichen Körper geführt, hat unzweifelhaft den sofortigen Tod im Gefolge; genau dieselbe Wirkung hat aber auch ein Strom von 3000 Volt, ja in den meisten Fällen ein solcher von 1000 Volt schon; die letzteren sind also ganz ebenso gefährlich, wie die ersteren. — Und doch gebraucht man solche verderblichen Ströme? — Gewiß, und ihre Anwendung wird in Zukunft so häufig und so gewöhnlich werden, wie die der Dampfkessel. Ein explodierender Dampfkessel, in dem eine Spannung von 3 Atmosphären herrscht, wird unfehlbar die in der Nähe befindlichen Personen zerschmettern. Und doch sind heutzutage allenthalben Dampfkessel mit 6, 8, ja mit 12 Atmosphären im Gebrauch — aber man sorgt eben dafür, daß sie nicht explodieren. — Genau so ist es mit den elektrischen Strömen, man wird sie in Zukunft in beliebig hohen Spannungen gebrauchen, aber man wird Sorge tragen, daß sie trotzdem niemandem gefährlich werden können, man wird sie gehörig isolieren. Diese Isolation freilich ist nicht ganz leicht und erfordert mancherlei Kunstgriffe, denn ein Strom von 10000 bis 30000 Volt durchschlägt schon eine dünne Glasplatte und würde die bei Dynamomaschinen übliche Isolierung der Kupferdrähte ohne weiteres vernichten.

Endlich fand man im Oel ein brauchbares Isolationsmittel für hohe Spannungen; eine dünne Oelschicht bietet für die stärksten elektrischen Ströme ein fast absolutes Hindernis, und dieses Umstandes wird man sich bei den Kraftübertragungen der Zukunft bedienen. Alle Apparate, in denen die hohe Spannung zirkuliert, werden durch Oel von ihrer Umgebung isoliert, also zunächst die Transformatoren, in welche der von den Dynamomaschinen gelieferte niedriggespannte Strom eingeführt wird, und in denen er sich in einen hochgespannten verwandelt; alsdann die Befestigungspunkte der Leitung, welche von Lauffen nach Frankfurt führt, und endlich der zweite Transformator, welcher in Frankfurt den 30000 voltigen Strom wieder auf einen 50 voltigen reduziert. Die Leitung wird als Luftleitung ausgeführt, ganz ähnlich den bekannten, auf Stangen mittels Porzellanknöpfen befestigten Telegraphenleitungen. Die Luft ist bekanntlich ein fast absoluter Nichtleiter, die freihängenden Drähte können also an sie nichts von ihrer Elektrizität abgeben; auch die Porzellanknöpfe isolieren vollständig. Dagegen lag die Gefahr nahe, daß bei feuchter Witterung oder Regen die nasse Oberfläche der Porzellan-Isolationen einen Teil des Stromes zur Stange und von da in den Erdboden entweichen lassen würde. Dies ist nun durch passend angebrachte, mit Oel gefüllte Riemen derartig verhindert, daß die Isolation der Leitung selbst dann noch eine vollständige ist, wenn Drähte, Isolation und Pfosten von dem Strahl eines kräftigen Hydranten überflutet werden. — Die Transformatoren hat man, um ihre gute Funktionierung zu sichern, vollständig in mit Oel gefüllte Kästen gestellt. Die Sicherheit dieser Vorkehrungen ist eine nahezu absolute, selbst beim Bruch eines der Leitungsdrähte würden durch das zur Erde hängende Ende desselben berührte Personen durchaus nicht beschädigt werden, da sie

von der Rückleitung isoliert bleiben, und ein elektrischer Strom nur dann seine Wirkung auf einen Körper äußern kann, wenn er denselben durchfließt. Zudem wird beim Bruch der Leitung oder bei jedem sonstigen gefahrdrohenden Zufall der Strom sofort durch automatisch wirkende Sicherheitsschaltungen abgestellt, so daß alsdann unbedenklich die Reparatur vorgenommen werden kann. Man wird sich also binnen kurzem mit 30000voltigen Strömen so gut abzufinden wissen, wie bisher mit den gewöhnlichen Spannungen von 100 bis 1000 Volt, und damit wird dann der größte und letzte Einwand gegen elektrische Kraftübertragungen, die Kostspieligkeit der Leitung, geschwunden sein. — Was durch die neuen Kombinationen erreicht worden ist, läßt folgender Vergleich erkennen. Der französische Elektrotechniker Marcel Deprez übertrug im Jahre 1885 versuchsweise die Kraft einer 100pferdigen Dampfmaschine von Creil nach Paris, auf eine Entfernung von 56 Kilometer; die Leitung bestand aus zwei Kabeln, deren Kosten 120000 Mark betrugen. Die Frankfurter Uebertragung umfaßt 300 Pferdestärken und eine Distanz von 180 Kilometern, leistet also das Neunfache; die Leitung besteht diesmal aus drei blanken Kupferdrähten von je 4 Millim. Stärke, deren Kosten sich nur wenig höher belaufen werden, als die des weit kleineren Deprezschen Versuches.

Warum 3 Leitungen nötig sind? — Da kommen wir zu der zweiten bedeutsamen Neuerung der Frankfurter Versuche. Es wird hier nämlich eine ganz neue Art der elektrischen Energie in Anwendung kommen, die erst seit kurzer Zeit in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, und der in Zukunft das weite Feld der Kraft-Uebertragung und -Verteilung vorzugsweise gesichert scheint, der sogenannte Drehstrom. Wie schon erwähnt, besitzen die bisher gebräuchlichen Systeme des Wechsel- und Gleichstromes neben ihren Vorzügen auch beide recht erhebliche Schattenseiten; der Drehstrom aber scheint berufen, zwischen beiden eine Vermittlerrolle zu spielen, da er die Vorzüge beider in sich vereint. Der Drehstrom ist im Grunde nichts anderes als ein System von 3 einzelnen Wechselströmen, die sich in bestimmten, natürlich ungeheuer schnell auf einander folgenden Intervallen ablösen, und von denen jeder eine der 3 Leitungen für sich in Anspruch nimmt. Diese Kombination von 3 Strömen hat die Eigentümlichkeit, nur äußerst einfach gebaute Motoren zu bedingen und dieselben mit einem sehr günstigen Nutzeffekt zu treiben. Ein Drehstrommotor braucht in seiner einfachsten Gestalt an beweglichen Teilen nur einen massiven, auf einer drehbaren Axe befestigten Eisencylinder. All die komplizierten Teile des gewöhnlichen Elektromotors, die rotierenden Drahtspulen und Magnete, die funkensprühenden Kollektorbürsten und Schleifringe für die Zuführung des Stromes, fallen fort, der Strom durchfließt nur eine festliegende, die Trommel mantelartig umhüllende Drahtspule, welche aus drei Abteilungen besteht, von denen eine jede mit einer der vorerwähnten Zuleitungen verbunden ist, lediglich durch die Einwirkung der Ströme, die blitzschnell einander abwechselnd, die Windungen dieser Spule durchlaufen, setzt sich der Eisencylinder in Rotation, und zwar mit einer Energie, welche nach zahlreichen Proben den Nutzeffekt der besten Gleichstrommotoren noch übertrifft. Diese Drehstrommotoren lassen sich von den kleinsten, zum Betriebe von Nähmaschinen geeigneten, bis zu den größten, zum Betriebe ganzer Fabriken ausreichenden herstellen und ihre Wirkungsweise ist so vollkommen, daß entgegengesetzt den bei Dampf-, Gas- und auch gewöhnlichen Elektromotoren gemachten Erfahrungen die kleinsten Maschinen fast mit demselben günstigen Wirkungsgrad arbeiten wie die größten.

Dieser hohe Nutzen und die einfache Behandlung der Motoren und Dynamomaschinen bilden das eigentlich Wertvolle bei der Anwendung des Drehstroms, besonders wird der letztere Umstand vielen bisher berechtigten Einwendungen gegen die elektrische Kraftübertragung nunmehr ein Ende machen, denn ebenso wie der Drehstrommotor enthält auch der Drehstromerzeuger, d. h. die Dynamomaschine, welche die drei zum Drehstrom verketteten Wechselströme erzeugt, zur Hervorbringung derselben nur festliegende Drahtwindungen, so daß alle beweglichen stromführenden Teile, welche bisher am meisten Anlaß zu Störungen und Unfällen gaben, nunmehr beseitigt



sind. Die ganze Uebertragung der Elektrizität nach Frankfurt wird trotz der anscheinenden Kompliziertheit der drei „verketteten" Ströme die denkbar einfachste Sache sein. Der Strom, welcher den Frankfurter Transformator, in den er als 30000 Volt-Strom einläuft, mit der geringfügigen Spannung von 50 Volt verläßt, wird zunächst in zwei Teile geteilt, deren einer zur Kraftübertragung, der andere zur Beleuchtung dient. Für die Kraftübertragung werden die drei Drähte dem festen Kupferdrahtmantel des Motors zugeführt, der Strom geschlossen, und sofort setzt sich der Eisencylinder innerhalb des Mantels in eine erstaunlich schnelle Rotation, um mittels Riemenübertragung Maschinen zu treiben. Der zur Beleuchtung dienende Strom wird zunächst in drei einzelne Wechselströme, ganz analog seiner Zusammensetzung, wieder aufgelöst, und diese alsdann zum Speisen der Lampen verwendet; ein Teil des Stromes wird endlich zum Laden einer Akkumulatorbatterie benutzt, welche dazu bestimmt ist, ein großes, elektrisches Personenboot auf dem Main zu betreiben.

Die besprochenen Gegenstände haben in Fachkreisen die größte Aufregung und Teilnahme hervorgerufen, um so mehr, als es sich nicht um ein Experiment handelt, dessen Ausgang noch im Dunklen liegt, sondern das vollständige Gelingen des Versuches durch zahlreiche Vorversuche bereits außer Frage gestellt ist. Von diesen Versuchen fanden die bedeutendsten im Februar dieses Jahres zu Oerlikon in der Schweiz statt, in dem Etablissement der Maschinenfabrik Oerlikon, welche in Gemeinschaft mit der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu Berlin die Anregung zu der Lauffen-Frankfurter Kraftübertragung gegeben und auch die definitive Ausführung in die Hand genommen hat. Die erwähnten Versuche thaten zunächst die Möglichkeit dar, auf rationelle und gefahrlose Weise einen Drehstrom durch Oeltransformatoren von 50 Volt auf 30 000 ja 33 000 Volt zu steigern, alsdann wurde der Strom durch eine längere, auf den erwähnten Isolatoren befestigte Leitung von ansehnlicher Länge zu einem zweiten Transformator geführt, welcher seine Spannung auf das gewünschte Maß von 70 bis 100 Volt reduzierte. Nennenswerte Stromverluste waren nicht nachzuweisen, obwohl während des Versuches die Leitung, Isolatoren und Pfosten mittels eines starken Wasserstrahles vollständig durchnäßt wurden; es ist also wohl sicher, daß auch bei längeren Entfernungen keine bedeutenden Verluste durch mangelhafte Isolation zu befürchten sind. Endlich wiesen die Versuche überzeugend nach, daß auch bei zufälligen Leitungsbrüchen, Beschädigungen der Drähte oder Isolatoren Unfälle nicht zu befürchten seien, da die selbstthätige Ausschaltung des Stromes in solchen Fällen überhaupt sicher und schnell wirkt. Alle Anwesenden, Fachleute und Interessenten, Post- und Eisenbahnbehörden, von deren Mitwirkung oder Konzessionierung die Ausführung des eigentlichen Versuches abhing, waren denn auch durchaus befriedigt, und bald befanden sich die ausführenden Firmen im Besitze aller erforderlichen Konzessionen, sowie des Versprechens der Postdirektion, die Fertigstellung der Leitung zwischen Lauffen und Frankfurt durch ihr geschultes Personal bewirken zu wollen. Wie groß der Kreis derer ist, die von dem Gelingen des Versuches eine bedeutende Entwicklung der Elektrotechnik und der Technik überhaupt erwarten, dafür zeugen die reichen Geldspenden, die von allen Seiten zur Bestreitung der hohen Kosten des Versuches eingingen. Von Behörden und Privaten wurden zahlreiche und bedeutende Beiträge geleistet. Der deutsche Kaiser wies, in Anbetracht der Wichtigkeit des Unternehmens für die fernere Entwicklung der Industrie aus Reichsmitteln, einen namhaften Betrag an, und weitere Unterstützung erwuchs den ausführenden Firmen durch bedeutende Opfer seitens anderer Fabriken, die sich zur Lieferung der nötigen Materialien an Draht, Porzellan u. s. w. zu außerordentlich günstigen Bedingungen bereit erklärten. — Allerdings war es bei dem großen Umfange der notwendigen Arbeiten und der großen Anzahl von Behörden, mit denen behufs Erlaubniserteilung verhandelt werden mußte, unmöglich, die Anlage bis zum Beginn der Frankfurter Ausstellung fertig zu stellen, doch ist alle Aussicht vorhanden, daß wenigstens die späteren Ausstellungsbesucher die Kraftübertragung im Betriebe

werden besichtigen können, da sich die beiden ausführenden Firmen dem Ausstellungsvorstande gegenüber durch hohe Konventionalstrafen an die Vollendung der Anlagen bis spätestens zum 15. August gebunden haben.

Uebrigens muß noch einmal bemerkt werden, daß es sich im vorliegenden Falle weit weniger darum handelt, ein Ausstellungsobjekt im gewöhnlichen Sinne zu bieten, als vielmehr eine ganz gewaltige Hebung des gesamten Industriewesens anzubahnen, denn eine solche wird dem kühnen Unternehmen ohne Zweifel folgen, sobald die Untersuchungen der Lauffen-Frankfurter Anlage zahlenmäßig feststellen, daß die Stromverluste auch bei so weiten Entfernungen und bei so verhältnismäßig schwachen Leitungen gering genug sind, um die Anlage gewinnbringend zu machen. Den beteiligten Technikern ist dieser günstige Ausgang schon jetzt nach den Vorversuchen eine unumstößliche Thatsache, hat doch die Maschinenfabrik Oerlikon bereits eine umfangreiche Kraftübertragung nach demselben System für ihren eigenen Betrieb in Angriff genommen. Die Anlage ist dazu bestimmt, die Dampfkraft der Fabrik von 4 bis 500 Pferdestärken durch eine 20 Kilometer von Oerlikon entfernte Wasserkraft zu ersetzen; sie wird, wie die Frankfurter, mit 30000voltigem Drehstrom arbeiten und hat ebenfalls eine Luftleitung mit Oelisolatoren und ziemlich dünnen Drähten. Eine ganze Anzahl ähnlicher Anlagen ist von anderer Seite in Auftrag gegeben und in Angriff genommen. Auch die Lauffen-Frankfurter Anlage wird teilweise bestehen bleiben, indem die 300 Pferdekräfte des Lauffener Wasserwerkes nach dem Schluß der Ausstellung permanent für die Beleuchtung und Kraftversorgung von Heilbronn, das von der Leitung berührt wird, verwendet werden sollen.

Weitere Ausführungen nach demselben System werden wahrscheinlich binnen kurzer Zeit in Menge erfolgen, werden doch schon jetzt, während noch die Arbeiten des Frankfurter Versuches nicht beendet sind, eine Menge Verträge seitens größerer Finanzgesellschaften, welche sich auf die Erwerbung ergiebiger Wasserkräfte beziehen, eifrig erstrebt, und sind teilweise bereits zu stande gekommen. Insbesondere beginnt in der Schweiz, die naturgemäß außerordentlich reich an verwertbaren Wasserkräften ist, ein reges Treiben, um diese verschwenderisch ausgestreuten Kraftquellen der Industrie nutzbar zu machen, und es darf uns nicht verwundern, wenn wir demnächst in dem kleinen Berglande einen gefährlichen, weil billig arbeitenden Konkurrenten aller Industriestaaten vor uns sehen. Ja, sollte der Frankfurter Versuch durch einen günstigen Wirkungsgrad der ganzen Anlage dazu ermuntern, mit der Länge der Kraftleitungen noch weiter zu gehen, und dazu ist gegründete Aussicht, so steht nichts im Wege, daß die überschüssige Kraft der Gebirgsgegenden fortan auf elektrischem Wege in die anliegenden Flachländer exportiert werde. Endlich scheint, wenngleich mit langsamen Schritten, auch der alte Wunsch, die mächtige Energiequelle — von Ebbe und Flut zu nützen, seiner Verwirklichung entgegen zu gehen und alsdann wäre, im Verein mit den Fällen und Flüssen, für den Kraftbedarf der ganzen Erde reichlich gesorgt. Jedenfalls sehen wir, was die Kraftübertragung betrifft, einer neuen Aera entgegen, und vielleicht ist früher als man ahnt, das Ende der Alleinherrschaft der Steinkohle in der Industrie gekommen, was jetzt, angesichts der neuesten Vorgänge in den Kohlenrevieren, mehr als je von Bedeutung wäre.



Monatsschau.

Politik.

Das Ereignis unserer Juli-Chronik ist die Erneuerung des Dreibundes auf 6 Jahre, mag auch der entscheidende Abschluß noch in den vorigen Monat fallen. In Deutschland und Oesterreich ist diese Thatsache fast durchweg mit Zustimmung begrüßt worden; in Oesterreich war wohl etwas jungtschechischer Widerspruch vorhanden, aber er fällt politisch um so weniger ins Gewicht, als schon die Alttschechen von russischer Sympathie nichts wissen wollen. Etwas ernster gestaltete sich die Opposition in Italien, wo die radikalen Franzosenfreunde in der Kammer einen großen Skandal hervorriefen. Aber auch hier stand die Zahl der Opponenten durchaus in keinem Verhältnis zu dem Lärm, den sie machten.

Die größte Sympathie findet der Dreibund in England. In einem bemerkenswerten Artikel über die Erneuerung der Tripel-Allianz äußern sich die „Times", es bestehe keine englische Sonderabmachung mit Italien; gleichwohl aber habe ein freundlicher Meinungsaustausch zwischen beiden Regierungen stattgefunden; die Freundschaft mit Deutschland, Oesterreich und Italien sei niemals herzlicher gewesen. Der Besuch des deutschen Kaisers biete die gehörige Gelegenheit, Gefühle auszudrücken, die nicht weniger wahr seien, weil sie in der Regel streng zurückgehalten werden. Die Eintracht Deutschlands und Englands in Sachen des Friedens und der Civilisation dürfte, falls eine Notwendigkeit dafür entstehen sollte, durch die Verbindung der Streitkräfte der größten Seemacht mit denjenigen der größten Militärmacht der Welt ebenso solid und wertvoll sein, als wenn sie in einem förmlichen Vertrage verkörpert wäre. — Es ist viel, daß die „Times" so sprechen, die einen Blowitz zum Mitarbeiter haben. Freilich sind englische Liebeserklärungen niemals viel wert gewesen und man wird wohlthun, auch jetzt so wenig wie möglich darauf zu bauen.

So freundlich man aber heute in England den Dreibund betrachtet, so verstimmt ist man in Paris und Petersburg. In Petersburg dringen die panslavistischen Blätter auf nunmehrigen endlichen Abschluß der russisch-französischen Allianz; besonders that dies „Nowoje Wremja". Alle Pariser Blätter gaben einen Hetzartikel dieses Blattes wieder, welches erklärte, daß angesichts der Erneuerung des Dreibundes ein formeller Abschluß einer russisch-französischen Allianz das einzige Mittel sei, den europäischen Frieden zu erhalten und die Dreibundmächte zu verhindern, sich einzubilden, daß Frankreich und Rußland nicht imstande seien, ihre ehrgeizigen Pläne lahm zu legen. Nur diese Allianz werde den Dreibund hindern, Ereignisse hervorzurufen, welche geeignet seien, den Krieg unvermeidlich zu machen.

Die Situation in Europa ist also nach wie vor die, daß alle Welt rüstet zum Kriege und alle Welt Bündnisse schließt zur Erhaltung des lieben Friedens.

Bemerkenswert in ihrer Art ist die Thatsache, daß der bekannte deutschfreundliche Staatsmann Frankreichs, Herr Barthélemy Saint-Hilaire, einen Protest gegen die

russische Allianz veröffentlicht, die er für einen Verrat an der Civilisation erklärt, auch wenn Frankreich dadurch Elsaß-Lothringen zurückgewänne. Auf diese viel bemerkte These erwidert die freikonservative „Post“, Barthélemy Saint-Hilaires Äußerung gehöre zu den Bemühungen der einsichtigsten Franzosen, ihr Volk aus wahnsinniger Revanchesucht zu reißen; aber alle Arbeit einzelner Franzosen in jener Richtung sei vergeblich, so lange diesen Bemühungen von deutscher Seite nur Hohn und hochmütige Abweisung entgegengesetzt werde. Die deutsche Presse sehe in diesen Vorschlägen nur die Zumutung einer Ermäßigung des aus dem letzten Kriege davongetragenen Gewinnes. Man solle aber nicht gleich dem Geizhals im Lustspiel immer rufen: „Ich gebe nichts!“ — weil dies die Revanchards nur einem Bündnis mit Rußland zutreibe. Immer kehrt, schließt die „Post“, die traurige Phrase vom Erbfeinde zurück, immer wieder sollen wir uns schlagen mit dem Volke, dessen verbündete Kraft uns unentbehrlich ist zur Rettung der gesamten europäischen Kultur. — Schade, daß die „Post“ nicht sagt, auf welcher Grundlage sie sich denn mit Frankreich versöhnen will. Will sie Metz zurückgeben? Das wäre doch die größte Thorheit, die wir begehen könnten; sie würde uns den doch bevorstehenden und hoffentlich letzten punischen Krieg um Monate oder Jahre verlängern.

In der Richtung friedlicher Dreibundspolitik liegen auch die diesjährigen Reisen des deutschen Kaisers, der in Holland und England den festlichsten Empfang gefunden hat. Der holländische Besuch war ein Novum, und man sah dem Verlauf desselben mit einiger Spannung um so mehr entgegen, als früher viel französische Sympathie in allen Volksschichten verbreitet war und auch jetzt radikale Demonstrationen drohten. Der Verlauf ist so gut gewesen, wie man hoffen konnte. Kein Wunder, daß er, zumal in den Hundstagen, eine Menge politischer Betrachtungen über das Verhältnis Deutschlands zu diesem westlichen Nachbarn anregt, Erwägungen, an denen die „kühne Seglerin Phantasie“ stark beteiligt ist, ganz besonders, wenn und wo dieselben die reale Gegenwart verlassen und sich unbedenklich in die Zukunft hineinbegeben.

Wir geben nachstehend die Gedanken einer solchen politischen Ballonfahrt wieder, welche eine deutsche Zeitung in jenen Tagen unternahm:

An der Stelle des alten heil. römischen Reichs deutscher Nation, von dem sich einst ob seiner Schwäche die aufstrebende junge Republik der Staaten von Holland zornmütig abwandte, sieht das heutige längst von der Höhe der ehemaligen Großmacht heruntergestiegene kleine Königreich der Niederlande das wieder erstandene neue deutsche Reich als gebietende europäische Großmacht. Die Natur der Dinge lehrt Holland, daß es in seiner völligen Vereinsamung in europäischen Krisen nur in einem engen Anschluß an Deutschland den Schutz finden kann, der es davor bewahrt, der politischen Konvenienz zu verfallen. Welche Form dieser Anschluß an Deutschland anzunehmen hat, ist vorläufig eine Frage der politischen Opportunität. Es kann der Anschluß in einem einfachen Schutzbündnis bestehen, in dem indes Holland bestimmte Bedingungen der Wehrhaftigkeit zu erfüllen haben würde; es kann einem solchen Bündnis eine staatsrechtliche Grundlage gegeben werden, ja es kann nach Zeit und Umständen der förmliche Eintritt der Niederlande in das Deutsche Reich offen gehalten werden. Hierdurch würde nur ein früher bestandenes geschichtliches Verhältnis wiederhergestellt, und Einspruch dawider von seiten dritter Mächte schwerlich zu erwarten sein, wenn, wie selbstverständlich, dieser Eintritt im Einverständnis beider Völker erfolgte. So viel uns bekannt geworden ist, beschäftigt der früher oder später in Aussicht zu nehmende Eintritt Hollands ins Deutsche Reich schon denkende niederländische Geister, und es ist wohl schwerlich zu bestreiten, daß sich dafür gewichtige Gründe anführen lassen.

Das holländische Kolonialreich in Ostindien, von den westindischen Besitzungen Hollands sehen wir ab, steht mit seinen 1 859 733 qkm und 31 218 179 Einwohnern in schroffem Gegensatz zu den Machtmitteln des Mutterlandes. Nicht nur, daß dieses völlig außer stande ist, dies ungeheure Besitztum auszubeuten und der Kultur zuzuführen, wie schon die Thatsache allein beweist, daß Holland sich bis jetzt genötigt gesehen hat, seine Kultur- und civilisatorische Thätigkeit wesentlich auf die Insel Java zu beschränken; aber auch die Behauptung des Gebietes droht die Kräfte Hollands zu übersteigen. Der Krieg in Atjeh auf der Insel Sumatra will nicht zu Ende kommen, und immer schwerer wird es, für die 33 000 Mann starke indische Armee die erforderliche Anzahl von Europäern,

etwa 15000, durch Werbung in aller Herren Länder zu beschaffen. Von Kulturfortschritten, wie z. B. auf der großen, fast noch unerforschten Insel Borneo, kann daher auch nur im kleinsten Maßstabe die Rede sein. Das indische Budget, dessen Ueberschüsse lange Jahre hindurch der Tilgung von Staatsschulden dienen konnten, weist seit langem schon infolge des erwähnten andauernden Krieges in Atjeh ein immer steigendes Deficit auf, das für 1890 nicht weniger als 7509335 holländische Gulden beträgt, ein Fehlbetrag, dem doch auf die Dauer selbst die Finanzkräfte des reichen Hollands nicht gewachsen bleiben dürften.

Ueber die Entwicklung uns zu verbreiten, welche dem holländischen Kolonialreiche durch einen Anschluß des Mutterlandes an das Deutsche Reich in Aussicht gestellt sein würde, sowie über die Rückwirkung dieser Entwicklung auf beide letzteren Länder dürfte vorzeitig erscheinen. Denn zur Zeit liegt die künftige Stellung Hollands zu Deutschland noch im Dunkel.

Soweit das Blatt.

Ganz so phantastisch, wie es scheinen könnte, ist die Betrachtung übrigens doch vielleicht nicht. Denn wenn „wieder englische Schiffe im Hafen von Köln" ankern sollen, so liegt darin ein Programm, welches die Ueberzeugung ausspricht, daß die deutsche Regierung auf gemeinsame Thätigkeit mit der holländischen zählt, denn ohne letztere ist dieses Ziel nicht zu erreichen. Fehlte wirklich aller thatsächliche Hintergrund, so wäre das gewichtige Wort wohl kaum in der Oeffentlichkeit gesprochen worden.

Neben den friedlichen Symptomen der Lage gilt es freilich auch die kriegerischen zu notieren. In dieser Richtung aber ist beachtenswert, daß man in Serbien beschlossen hat, der junge König solle seine Schulstunden unterbrechen, eine politische Ferienreise nach St. Petersburg und dort dem Zaren seine Aufwartung machen. Es kam dann die Nachricht hinterhergeschickt, der junge Herr solle auf der Rückreise von St. Petersburg auch in Wien, vielleicht sogar in Berlin, seine Aufwartung machen. Es ist aber wohl sehr zu bezweifeln, ob in Wien ein Besuch in dieser Form angenommen wird.

Mußte aber dieser Plan in Wien verstimmen, so hat es an der Newa Schmerz gemacht, daß Fürst Ferdinand von Bulgarien bei einer Anwesenheit in Wien vom Kaiser Franz Joseph empfangen worden ist, und überdies dem Grafen Kalnoky seinen Besuch gemacht hat. Die Sprache der russischen Blätter über diese Zusammenkünfte ist eine äußerst lebhafte gewesen. Die freilich nicht officiöse „Nowoje Wremja" forderte ein Dementi der Meldung, sonst werde es zweifellos sein, daß es sich um eine offene Verletzung des Berliner Traktats handle. Ein Dementi sei um so nötiger, als der provozierende (?) Ton der österreichischen Presse auch die russische öffentliche Meinung beeinflusse, welche überzeugt sei, daß Rußland, falls seine nationale Würde verletzt wäre, aus seiner bisherigen Reserve in der bulgarischen Frage heraustreten werde.

Das Dementi ist natürlich nicht erfolgt. Aber ebensowenig hat Rußland Schritte gethan, welche den Drohungen der Blätter entsprächen. Einstweilen bleibt es bei den Demonstrationen, oder auch bei schweigendem Rückzug, denn in der Bethlehem-Frage hat der Sultan zu Ungunsten Rußlands und zu Gunsten Frankreichs entschieden, ohne daß Rußland die Absicht zu haben scheint, gegen das Erkenntnis weiterhin zu reagieren.

Auf dem innerpolitischen Gebiete hat die Socialdemokratie eine Reihe von Debatten entfesselt. Sie hat ihren Parteitag auf den 10. Oktober nach Erfurt einberufen. Zugleich veröffentlicht der „Vorwärts" einen neuen Programm-Entwurf, der dort beraten werden soll. Die entscheidende eigentlich socialistische Stelle lautet:

Die socialdemokratische Partei Deutschlands erstrebt die Umwandlung der Arbeitsmittel — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel — in Gemeineigentum der Gesellschaft, und die Umwandlung der kapitalistischen Produktion in socialistische Produktion; eine Umwandlung, für welche die kapitalistische Gesellschaft selbst die materiellen und geistigen Bedingungen geschaffen hat und weiter schafft, und durch welche allein die Befreiung der Arbeiterklasse, und mit ihr die Befreiung aller Gesellschaftsglieder ohne Ausnahme verwirklicht wird.

Die socialdemokratische Partei hat nichts gemein mit dem sogenannten Staatssocialismus, dem System der Verstaatlichung zu fiskalischen Zwecken, das den Staat an

die Stelle des Privatunternehmers setzt und damit die Macht der ökonomischen Ausbeutung und der politischen Unterdrückung des Arbeiters in einer Hand vereinigt.

Es ist schwer zu verstehen, worin ein Unterschied zwischen socialistischer und verstaatlichter Produktion bestehen soll. Wenn die Verstaatlichung jetzt wirklich — was auch nicht durchweg der Fall ist — „zu fiskalischen Zwecken“ geschähe, so ändert doch das nichts an ihrem Wesen, als einer socialistischen Maßregel. Im letzten Grunde schimmert hier nur wieder der alte Anspruch der Herren Bebel und Liebknecht durch, daß sie erst das Heft in den Händen haben müssen, ehe sie überhaupt eine vernünftige Maßregel als denkbar und ausführbar ihren Parteigenossen zugeben.

Im übrigen zeigt ein vergleichender Blick auf den Text des jetzigen Entwurfs und den Wortlaut des im Mai 1875 zu Gotha angenommenen Parteiprogramms deutlich genug, daß hinsichtlich der Grundgedanken der socialistischen Agitation irgend welche Veränderung von Belang nicht eingetreten ist, dagegen weist allerdings die neue Fassung des Programms in der Form wesentliche Verbesserungen auf.

Es wird auch jetzt die Umwandlung der Arbeitsmittel in Gemeineigentum, sowie Beseitigung der kapitalistischen Produktion proklamiert und für die Gegenwart die bekannten demokratischen Forderungen, sowie der weitgehendste Arbeiterschutz, die Gleichstellung der Landarbeiter und Dienstboten mit den übrigen Arbeitern, die Uebernahme der gesamten Arbeiter-Versicherung durch das Reich und unbeschränktes Koalitionsrecht verlangt. Die Lassalleschen Punkte vom „ehernen Lohngesetz“ und von den „Produktiv-Associationen mit Staatshülfe“ fallen weg; sie werden überhaupt nicht mehr erwähnt.

Natürlich ist es nicht möglich, im Rahmen dieser Chronik sich erschöpfend mit einer Häufung von Programmforderungen abzufinden, wie sie im neuen Programm vorliegt. Wir haben das im einzelnen schon oft gethan und werden es auch in Zukunft stets bei gegebener Gelegenheit thun. Jedenfalls ergiebt auch dieser neue und zum Teil sehr geschickte Appell an die Leidenschaften der Menge die Mahnung an die Besitzenden, daß es, um die undurchführbaren und utopischen Teile des Programms unwirksam zu machen, kein anderes Mittel giebt, als die gesetzliche Durchführung dessen, was möglich und nützlich ist und aus Gründen der Gerechtigkeit und Billigkeit für die Arbeiter gefordert werden kann. Und wir rechnen dahin nicht nur den Arbeiterschutz und sonstige Wohlfahrtseinrichtungen, sondern auch die Verstaatlichung derjenigen Großindustrien, die sich dazu eignen, vor allen Dingen des Bergbaus. Wird das Mögliche und Berechtigte verwirklicht, so werden die albernen und utopischen Forderungen von selber fallen. Für politische Thorheiten, wie das Frauenstimmrecht und die Einführung einer „Volkswehr“ an Stelle unseres schlagfertigen Heeres — für solche Hirngespinste ist das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit, einschließlich des größten Teiles der Arbeiterschaft, trotz alledem nicht zu haben.

Daß der gesunde Menschenverstand den Versuch macht, sich gegen die Verbitterungs-Politik des Herrn Liebknecht aufzubäumen, beweist auch ein Streit, der zwischen Herrn v. Vollmar in München und den Berliner Führern ausgebrochen ist. Herr v. Vollmar verbreitete sich in einer Volksversammlung über das nationale und internationale Gebiet. Auf letzterem empfahl er den Dreibund, der den Frieden sichere. Frankreichs Bund mit Rußland sei verächtlich. Hinsichtlich der socialpolitischen Reformen dürfe sich die socialdemokratische Partei nicht in bloße Negationen hineintreiben lassen, sie müsse praktisch mitarbeiten an der Gesetzgebung. Wer das nicht wolle, müsse hinausgehen, die Revolution vorbereiten und die Messer schleifen. Die Herren Bebel und Liebknecht sind natürlich wenig erbaut von ihrem baierischen Genossen. Bebel teilte in Berlin mit, er habe Herrn v. Vollmar wegen seiner bekannten Aeußerungen bereits geschrieben, das Weitere werde sich auf dem Parteitage finden. Und Liebknecht meinte: „Die Rede Vollmars hat wahrscheinlich kein Socialdemokrat in ganz Deutschland gebilligt. Es ist ihm nur passiert, was schon jedem von uns passiert ist (!): er hat einmal dummes Zeug gesprochen. Aber darum brauche er noch nicht aus der Partei hinausgeworfen zu werden“. — Wir haben bisher stets davor gewarnt, die Spaltungen innerhalb der socialistischen

Partei zu überschätzen, namentlich, als es sich um den Lärm der Berliner „Jungen" handelte. Der Konflikt mit Vollmar scheint ernsthafter, da dieser in Süddeutschland großen Anhang hat. Es ist nicht undenkbar, daß der gesunde Menschenverstand einen ersten Sieg oder wenigstens das Recht der Duldung gegen Herrn Liebknecht erringt. Dieser erklärt nach wie vor den Dreibund für eine Nichtigkeit; er habe denselben „zu allen Zeiten als diplomatische Fehlgeburt betrachtet und bezeichnet".

* * *

Im Auslande ist es im ganzen still gewesen. Nur **Frankreich** allein ist auch in der sommerlichen Ruhepause nicht ruhig geblieben. Zunächst ist der lange geplante Besuch der französischen Nordseeflotte in St. Petersburg Wirklichkeit geworden, und die jungen Offiziere beider Nationen werden sich drei Wochen lang an der Newa auf Staatskosten bestens amüsieren. Daß mehr als etwas Kurzweil aus der großen Demonstration sich ergeben könne, bleibt vorläufig zu bezweifeln. Kaiser Alexander will anscheinend den Frieden. Dabei kann es ihm aber nicht unangenehm sein, wenn große Nationen in würdeloser Weise um seine Gunst buhlen, und nebenher den unruhigen Elementen seines Landes eine friedliche Gelegenheit geboten wird, ihrem kriegerischen Enthusiasmus wenigstens in Worten freien Lauf zu lassen. — Bedenklicher hätte freilich die Sache werden können, wenn gleichzeitig mit dem Petersburger Besuch ein Konflikt mit Deutschland von Paris aus hätte in Scene gesetzt werden können. Die Boulangisten hatten nicht übel Lust dazu, und für einen Tag gelang es ihnen auch, die Kammer zu überrumpeln und einen Beschluß herbeizuführen, der die Regierung veranlassen sollte, Repressalien zu ergreifen gegen Deutschland, welches in der Paßfrage unbilliger Schikanen gegen französische Handlungsreisende sich schuldig mache. Freilich am nächsten Tage nahm die Kammer ihren übereilten Beschluß mit großer Mehrheit zurück, offenbar auf Grund inzwischen von der Regierung gemachter vertraulicher Mitteilungen, daß die deutsche Botschaft aus keinen anderen als aus politischen Gründen die Pässe verweigere. So ist alles still geworden und der große Boulanger konnte wieder, wenn nicht durch kriegerische Thaten, doch durch das Begräbnis seiner Maitresse die Aufmerksamkeit der Welt für einen Augenblick wenigstens auf sich ziehen.

* * *

In der **Schweiz** hat der vorjährige Putsch im Tessin nunmehr ein gerichtliches Nachspiel und Ende gefunden, freilich ein sehr unrühmliches. Die radikalen Aufrührer, welche bekanntlich die legitime ultramontan gesinnte Regierung stürzten, sind vor ein Geschworenengericht in Zürich gestellt und, während sie nach allen Gründen des Rechts verurteilt werden mußten, aus Parteifanatismus von ihren Anhängern freigesprochen worden. Die Reden der Verteidiger bilden eine Kette von Verherrlichungen des Aufruhrs, wie sie frivoler und sophistischer nicht zu denken sind. Die konservative Presse der Schweiz ist in Trauer über diese Art, Justiz zu üben. Die socialistische jubelt, weil ihr die Züricher Professoren eine so schöne Theorie zu der von ihnen beabsichtigten Praxis geliefert haben, und in der That läßt sich die socialdemokratische Revolution gegen den modernen Staat und die kapitalistische Produktionsweise mit sehr viel besseren Gründen verteidigen und stützen, als jene reinen Willkür-Akte der gewissenlosen Radikalen im Tessin.

Wirtschaftspolitik.

Im Zusammenhang mit der Frage des österreichisch-deutschen Handelsvertrages steht offenbar die Reise des preußischen Handelsministers und des Finanzministers in die östlichen Provinzen. Dort ist die Opposition gegen die dauernde Herabsetzung des Getreidezolles am lebhaftesten, und es entsteht darum für die Regierung die Frage, welche Aequivalente dem Grundbesitz des Ostens geboten werden können. Zunächst denkt man an die Aufhebung des Identitätsnachweises, jene alte Forderung des Ostens — und

der Getreidebörsen. Wir fürchten, um diesen Preis werden namentlich die sächsischen Agrarier doch nicht für die Herabsetzung des Getreidezolles zu haben sein. Auch die Einführung billiger Staffeltarife für ostpreußisches Getreide wird auf den energischen Widerspruch der mitteldeutschen Landwirte stoßen. Und wenn also die Konservativen glücklich gespalten sein werden, ist ja wohl alle Aussicht vorhanden, daß die versprochenen Aequivalente für die Zollermäßigung recht dürftig ausfallen werden. Das Centrum ist jedenfalls heute schon für die Regierungspolitik gewonnen. Der Preis ist noch nicht bekannt; daß er aber nicht gering sein wird, liegt auf der Hand, und daß er von der konservativen Partei am schwersten empfunden werden wird, ist auch gewiß, da er wieder nur in kirchenpolitischen Konzessionen bestehen kann. Wir müssen daher gestehen, daß uns die reservierte Haltung mancher konservativer Politiker in Parlament und Presse wohl als ein Zeichen großer Gutmütigkeit, aber nicht als ein Beweis besonderen Scharfblicks erscheint. Der Handelsvertrag mit Oesterreich ist gewiß für unsere Industrie eine Notwendigkeit, und wir sind die letzten, welche der deutschen Produktion auf irgend einem Gebiete eine Erleichterung des Absatzes und damit eine größere Stetigkeit mißgönnten. Aber wir zweifeln daran, ob der Gewinn, den man für die Industrie erhofft, so groß sein kann, wie der Schaden, den man in genau abgewogenem Maße unserer Landwirtschaft zufügt, — ganz abgesehen davon, daß es durchaus irrationell ist, ein solches Plus, selbst wenn es bekannt wäre, gegen ein solches Minus zu verrechnen. Es muß eben immer wieder darauf hingewiesen werden, daß Oesterreich-Ungarn in seiner Papierwährung einen automatisch wirkenden Schutzzoll besitzt, den kein Handelsvertrag aus der Welt schaffen kann. Nun steht zwar die Einführung der Goldwährung oder doch eine sogenannte „Valuta-Regierung" in Oesterreich-Ungarn schon offiziell auf der Tagesordnung. Aber bei den in österreichischen Regierungskreisen jetzt zur Geltung kommenden gesunden wirtschaftlichen Grundsätzen (wir erinnern nur an das epochemachende Agrarprogramm des Ackerbauministers Grafen von Falkenhayn) hält es schwer, daran zu glauben, daß Rothschild und sein Gefolge dies Geschäft zu stande bringen werden. Der Vorgang Italiens, welches weniger durch den Dreibund als durch die „Herstellung der Valuta" um seinen lohnenden Außenhandel gebracht worden ist, muß schon abschreckend wirken, und die industriellen Kreise Oesterreichs werden bei der ihnen drohenden Herabsetzung der Schutzzölle alles daran setzen, um wenigstens ihres natürlichen Schutzzolles, der nach den Modifikationen der Handelsbilanz schwankenden Valuta, nicht verlustig zu gehen. So werden wir also voraussichtlich Oesterreich gegenüber stets im Nachteil bleiben, wenn auch der Handelsvertrag unserer Industrie einige Exporterleichterungen auf dem Papiere verschafft.

Selbst vom Standpunkte unserer Reichsregierung aus, nach welchem der deutschen Landwirtschaft eine Expansionsfähigkeit nicht mehr zuzugestehen ist, das Heil vielmehr nur von einer kräftigen, wenn auch einseitigen Förderung der deutschen Industrie erwartet werden kann, stellt sich also der Handelsvertrag mit Oesterreich als ein ganz unsicheres Experiment dar. Nur wenn man an der Donau so eitel sein sollte, des guten Aussehens wegen die Metallwährung einzuführen, könnten wir hoffen, im Verlauf von 12 Jahren die österreichische Industrie mit unserer Konkurrenz auf denjenigen Gebieten von ihrem heimischen Markt zu verdrängen, auf denen wir durch die Gunst unserer Urproduktion und durch unsere technische Ueberlegenheit einen Vorsprung haben. Aber selbst diese günstige Aussicht wird durch das Bedenken getrübt, ob dieser wirtschaftliche Sieg zur Befestigung der politischen Bundesgenossenschaft beitragen könnte.

In Sachen des Petroleum-Monopoles ist nunmehr das Gutachten des Aeltesten-Kollegiums der Kaufmannschaft von Berlin veröffentlicht worden. Das Mittel zur Abhülfe, das von ihm vorgeschlagen wird, ist wohl diskutabel, aber sicherlich nicht ausreichend: Hoher Zoll auf raffiniertes Oel, Zollfreiheit für Roh-Oel, Abschaffung des Faßzolles. Die Absicht ist, die deutsche Industrie an dem notwendigen Veredelungsverfahren etwas verdienen zu lassen und den noch nicht unter Rockefellers „Kontrolle"



stehenden amerikanischen Rohöl-Produzenten den Import nach Deutschland zu erleichtern. Der Faßzoll hat zu der Einrichtung der Tankanlagen und Cisternenschiffe seitens der Standard-Oil-Company und zur Anlage einer großen Faßfabrik in Deutschland mit dem Kapital jener Gesellschaft geführt. Beides kann nicht mehr aus der Welt geschafft werden und sichert die Ueberlegenheit des amerikanischen Monopolisten auf die Dauer. Auch die Errichtung von Raffinerien auf deutschem Boden würde sofort nach Einführung des Schutzzolles, bezw. der Zollvergünstigung auf den Rohöl-Import, von jener Gesellschaft in die Hand genommen werden. Deutsche Namen werden sich dafür immer finden, wenn die Amerikaner das Geld hergeben; wogegen sich schwerlich eine solche neue Industrie in Deutschland spontan auf die unsichere Grundlage von veränderlichen Schutzzöllen gründen würde. Die jetzigen Inhaber Rockefellerscher Filialen in Deutschland wären im Augenblick mit amerikanischen Maschinen, Technikern und geschulten Arbeitern, sowie mit dem nötigen Betriebskapitale ausgerüstet, um jede sich langsam heranbildende deutsche Konkurrenz in der Raffinerie niederzuhalten. Wir werden also dem Petroleum-Monopole nicht entgehen, wenn es kein anderes Mittel gegen dasselbe giebt, als das von den Berliner „Aeltesten der Kaufmannschaft" vorgeschlagene.

Der deutsche Geldmarkt zeigte im Monat Juli eine unerwartete, ziemlich plötzlich hervortretende Knappheit, und zwar war das Bedürfnis nach Barmitteln besonders dringend bei unseren größten Privatbanken. Die Zinssätze am offenen Markt erreichten eine um diese Jahreszeit ungewöhnliche Höhe, und die Kurse der Anlagewerte, besonders der dreiprozentigen deutschen Fonds, gingen bedeutend zurück. Man hatte darauf gerechnet, daß sich die zur Halbjahrswende flüssig werdenden Zinsbeträge wieder im gewöhnlichen Umfange dem Markte zuwenden würden, wo sie namentlich als Bankdepositen eine wichtige Rolle im Börsenorganismus spielen. Allein das Kapitalistenpublikum erweist sich jetzt als überaus vorsichtig und zurückhaltend, auch gelangt ein bedeutenderer Teil der Zinserträge jetzt nicht wieder zur Kapitalisierung, sondern dient infolge der geringeren Einnahmen aus Handel und Industrie zur Bestreitung laufender Bedürfnisse. So sahen sich die Banken in ihren Erwartungen getäuscht und mußten teils auf dem Diskontenmarkt ihren Kredit in Anspruch nehmen, teils große Beträge an Rentenwerten plötzlich veräußern, um den Ansprüchen, die an sie gestellt wurden, zu genügen. Daher stammt denn auch der Kursrückgang der neuen deutschen Reichsanleihen und der preußischen dreiprozentigen Konsols, eine Erscheinung, welche in weiten Kreisen Beunruhigung erzeugt hat. Es entspann sich in der Presse ein Streit darüber, ob nicht Reichsbank und Seehandlung durch Interventionskäufe den Kurs hätten stützen müssen, um dieser den neuen und den zukünftigen Anleihen schädlichen Beunruhigung vorzubeugen. Allerdings läge ein solches Vorgehen in der Konsequenz der bei der Ausgabe der neuen Anleihen befolgten Finanzpolitik. Man hat durch die Wahl eines niedrigen Zinsfußes und eines niedrigen Subskriptionspreises, sowie durch Heranziehung des Auslandes und die Gestaltung des Ultimohandels in den neuen Werten die Spekulation planmäßig für dieselben interessiert. Doch weiter war es nicht möglich, die von der französischen Finanzverwaltung vorbildlich gewiesenen Wege zu verfolgen, und zwar aus einem Grunde, der für unsere Börsen- und Finanzverhältnisse sehr charakteristisch ist. Als vor einigen Wochen der Versuch gemacht wurde, durch Interventionskäufe den Kurs der dreiprozentigen Fonds in Schutz zu nehmen, wurden der Reichsbank alsbald von großen Firmen, welche davon Kenntnis erhielten, so bedeutende Beträge dieser Papiere zu dem niedrigen Kurse angeboten, daß sie nicht daran denken konnte, sie zu erwerben, zumal der Zweck einer Kursbesserung nicht damit erreicht worden wäre. Und auch jetzt drängte sich das im Ultimohandel „schwimmende Material" in riesigen Summen an den Markt. Es hätte einer neuen Anleihe bedurft, um es aufzunehmen. Es fanden alsdann, wenn wir recht unterrichtet sind, Konferenzen statt zwischen den Direktoren der Reichsbank und Seehandlung und dem Finanzminister, und es wurde die Parole ausgegeben, daß Interventionskäufe weder jetzt noch später jemals stattfinden

würden. Damit ist, unseres Erachtens, das Urteil gesprochen über die ganze Steuerung, welche bei der Subskription auf die letzten Anleihen beliebt worden ist. Die Spekulation, auf welche man sich zur Unterbringung der großen Anleihen stützen zu können glaubte, hat zwar wacker gezeichnet und mit einem glänzenden Subskriptionserfolge die französische Rentenemission unter Rothschildschem Patronate in den Schatten gestellt; aber nun versagt sie den Dienst, wo es sich um die definitive Unterbringung der Stücke im Publikum handelt. Das nächste Mal wird sie gleich bei der Subskription versagen, und wir werden dann wohl den Schritt, den wir aus den Bahnen der soliden Finanzwirtschaft früherer Jahre hinaus in das Börsentreiben hineingewagt haben, wieder zurückthun müssen, reicher um eine Erfahrung, die man billiger hätte haben können.

Eine weitere Verschärfung der Krisis auf dem Geldmarkte wurde durch den Beherrscher der europäischen Börsen, den Finanzminister Wyschnegradski, abgewendet. Derselbe hatte, wie er sein Guthaben wenigstens teilweise aus Berlin zurückgezogen hat, auch in England 850 000 Pfd. St. gekündigt, welche der Bank von England entnommen wurden. Die Gefahr schien unvermeidlich, daß die Bank den Diskont erhöhen müsse. Da entschloß sich Wyschnegradski, auf die Rückzahlung jener Summe bis auf weiteres zu verzichten, und erwies sich noch einmal als der wahre Freund der europäischen Hautebanque, indem er zugleich sein eigenes Interesse wahrte. Es muß ihm nämlich daran liegen, seine Guthaben im Auslande möglichst intakt zu erhalten, der kolossalen Zinszahlungen wegen, die er demselben zu entrichten hat, und deren Ausgleichung durch den Getreideexport in diesem Jahre ihre Schwierigkeiten haben dürfte. Mit seiner finanziellen Allmacht scheint es überhaupt für einige Zeit vorüber zu sein. Noch hält Rothschild in Paris nach Möglichkeit den Kurs der russischen Anleihen; aber von einer neuen Anleihe und gar einer dreiprozentigen in einer Kurshöhe gleich der deutschen dreiprozentigen ist es ganz still geworden. Der Rubelkurs sinkt unaufhaltsam angesichts der schlechten Ernteberichte und der Vertagung jenes Anleiheprojektes.

An den deutschen Börsen, die auch im Juli ganz auf sich angewiesen wären, herrscht der Pessimismus und die Geschäftslosigkeit. Das Publikum hält seinen Besitz an Industrie- und Bankaktien, deren Kursbewegung bei uns vorzugsweise dem Börsengeschäft seinen Charakter aufprägt, ziemlich fest, ein Beweis dafür, daß man auf diesen Gebieten der absteigenden Konjunktur nicht mehr allzu lange Dauer verspricht. Dagegen stößt es die fremden Rentenwerte immer mehr ab, und daran thut es wohl; um den Nationalwohlstand stände es heute besser, wenn die leichtfertigen Emissionen exotischer Werte von der Schwelle abgewiesen worden wären. — Ueber die Kursentwicklung der an der Berliner Börse gehandelten Industrie- und Bank-Aktien im ersten Semester 1891 giebt die Wochenschrift „Der deutsche Oekonomist“ eine Zusammenstellung, welche nach mancher Seite hin lehrreich ist. Es geht zunächst daraus hervor, daß der Kursrückgang der Industriepapiere vom November 1890 bis Juli 1891 sich gegen das Vorjahr sehr verlangsamt hat, woraus zu schließen ist, daß ohne den Hinzutritt neuer ungünstiger Momente der Tiefpunkt so ziemlich erreicht ist.

Die Industriewerte hatten am

		einen Nominalwert	einen Kurswert	einen Durchschnittskurs
		in Millionen Mark		in Prozenten
18. Januar	1878	340,41	166,19	48,80
18. „	1883	340,41	290,15	85,20
2. „	1888	993,83	1056,29	106,30
26. „	1889	993,83	1363,88	137,23
28. „	1890	1458,12	2244,34	153,92
10. November	1890	1512,33	2009,32	132,86
3. Juli	1891	1506,83	1844,74	122,42



Die durchschnittliche Kurssteigerung hat also betragen:

1878—1883	in 5 Jahren	36,40 %
1883—1888	in 5 „	21,10 %
1888—1889	in 1 „	30,93 %
1889—1890	in 1 „	16,69 %

Dagegen der durchschnittliche Kursrückgang:

1890	. . . . . .	21,06 %
1890—1891	in 1 Jahr	10,44 %.

Zu denjenigen Industriezweigen, welche sowohl nach Schätzung der Börse als nach den Situationsschilderungen der Fachleute die ungünstigsten Aussichten für die nächste Zukunft haben, gehört die Textilindustrie. Es trifft bei ihr alles zusammen, was einer Industrie den festen Boden entziehen muß: die Terminspekulation in den Rohstoffen, das Eindringen unsolider Elemente in die Fabrikation, die Forcierung des Exportes, den jetzt die Schutzzölle Amerikas lahm legen, die Schleuderkonkurrenz und endlich die Abnahme der Verbrauchsfähigkeit der einheimischen Bevölkerung infolge der schlechten Ernten und der Lebensmittelverteuerung. Die Zahl der Konkurse in der Textilbranche sowohl in Sachsen als am Rheine mehrt sich auffällig, dagegen waren die Bemühungen zur Gründung von Syndikaten behufs Betriebseinschränkungen ohne Erfolg, — ein Zeichen großer Mutlosigkeit. Man fürchtet zum Januartermin zahlreiche Insolvenzen von Detaillisten, deren Rückwirkung auf die Fabriken nicht ausbleiben würde. Für diesen Industriezweig hängt jetzt noch mehr, als für andere, vieles von dem Ausfall der deutschen Ernte ab, welche in den Tagen, in denen wir dieses schreiben, durch ungünstige Witterung schwer gefährdet erscheint.

Kirche.

Man muß es zwar dankbar anerkennen, daß eine gewisse Art von Parteigegensatz in der evangelischen Kirche bei uns gegenwärtig sehr vieles von seiner Schärfe und auch von seiner Bedeutung verloren hat. Die kirchlichen Parteien, die man die positiven nennt, stehen heute anders zu einander als vor 20—30 Jahren. Daß aber unser kirchliches Leben darum ein einheitliches Ansehen habe, kann man leider nicht behaupten. Verschiedene Richtungen in der evangelischen Kirche und Theologie bemühen sich die Entwicklung desselben nach zwei ganz entgegengesetzten Seiten umzubilden.

Auf der einen Seite sahen wir eine Richtung, die es dem gewöhnlichen landeskirchlichen Arbeiten vorwirft, es fehle ihm an dem nötigen Ernst. Die erkannte Wahrheit wurde nicht vertreten, wie es die Wahrhaftigkeit, die Konsequenz des Glaubens verlange. Es müßte sonst eine viel größere Rührigkeit, Opferfreudigkeit, Rücksichtslosigkeit vorhanden sein, als man thatsächlich davon finde. Es sind dies Kreise, welche das Ideal ihrer kirchlichen Thätigkeit sich aus Amerika geholt haben, mit dort auch in Verkehr und Berührung stehen, und die transatlantische christliche Litteratur bei uns verbreiten. Man will eine regere Thätigkeit der Laien, eine größere Unabhängigkeit von der kirchlichen Form, ein ins Weite gehendes Vereinsleben, in dem nicht nur die vorhandenen christlichen Elemente in den Gemeinden gesammelt, sondern von wo aus sie zu missionierender, evangelisierender Rettungsarbeit thätig angeleitet werden. Alles Heil sehen diese sehr rührigen und innigen Christenleute in der Vertiefung des christlichen Lebens, in der Förderung der Gemeinschaft der wenigen erweckten Christen, im Gebetsleben, das oft in einer etwas mechanischen Weise betrieben wird. Daß die Sekten, und besonders die Methodisten, solchen Kreisen innerlich nicht fern stehen, leuchtet ein.

Wer wollte es leugnen, daß dieses Dringen auf Vertiefung des christlichen Lebens und zugleich auch eine größere Energie der werbenden und rettenden Thätigkeit seine Berechtigung hat auch in der Gegenwart? So vieles uns an der amerikanischen

Weise stößt, für wie bedenklich wir auch die dogmatische Grundlage halten müssen, von der aus man die Bekehrungen ansieht, die man erstrebt, so hat es doch wohl unsere Kirche nötig, immer wieder daran erinnert zu werden, daß es darauf ankommt, „allen alles zu werden, um ja allenthalben etliche selig zu machen.“ In der bureaukratischen Gewohnheit der pfarramtlichen Thätigkeit kommt man leicht dahin, alles ungewöhnliche als ungesund zu verdammen, und doch freute sich Paulus: „wenn nur Christus gepredigt wurde, es sei zufallens oder rechter Weise.“ — Auch die stärkere Heranziehung der Laien zur christlichen Thätigkeit kann uns nicht stoßen. Unmöglich ist die göttliche Stiftung des Amtes so gemeint, daß der Geistliche ein Monopol auf Reden des Wortes und Sorgen um die Seele der Brüder habe, daß jene Apostelworte: einer trage des anderen Last — und: so jemand von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht u. dgl. nur auf die Geistlichkeit gingen. Vielmehr müssen wir jedem Christen die Pflicht zuweisen, für das Reich Gottes durch Wort und Wandel zu werben, je nach seinem Beruf und Stand. Wie in der ersten christlichen Gemeinde jeder einzelne Wohlthätigkeit üben sollte und doch ein besonderes Amt dafür da war, „damit niemand übersehen würde“, — so ist auch dem Träger des geistlichen Amtes die Verpflichtung auferlegt, dafür zu sorgen, daß niemand übersehen werde, also die amtliche Verpflichtung für die Seelen der Gemeinde. Aber damit ist weder dem einzelnen Gemeindegliede seine eigene Verantwortlichkeit abgenommen für sich selbst, noch die Mitverantwortlichkeit für die Seelen der Brüder.

Wir können uns also in unserer Zeit wohl daran freuen, wenn das Zeugnis von Jesu Christo möglichst vielseitig erschallt, auch durch „Evangelisten“ und Laien. Nur müssen wir auf die Gesundheit des christlichen Lebens doppelt dabei achten. Vieles an dem Organisieren, Berichten, Erzählen, Beten und Reden ist nicht gesund, und ruht auf einer falschen Vorstellung von der menschlichen Natur und dem Wirken des Wortes. Es soll auch noch gelten, was der Herr sagt (Marc. 4, 26): „Mit dem Reich Gottes hat es sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft, und schläft und stehet auf Nacht und Tag und der Same geht auf und wächst, daß er es nicht weiß.“ Freilich geworfen muß der Same werden, und es ist oftmals einfache Trägheit, die sich mit dem Ungesunden entschuldigt, das sich einmische, um sich ganz von der Thätigkeit zurückzuziehen. Eigentümlich klingt, was der „Ev. kirchliche Anzeiger“ aus einem Privatbrief des früheren Missionars Schrenk mitteilt, der jetzt als Evangelist in Deutschland lebt: „Es schmerzt mich tief, daß Deutschland jetzt das einzige Land ist, in dem niemand Evangelist werden will. Ich kann dir meine Gefühle nicht beschreiben, die ich dem vielen Rufen gegenüber habe, denen ich nicht folgen kann. Wie oft muß ich in Deutschland absagen! Vor einigen Monaten kam ein Ruf von den Deutschen in den größeren Städten Hollands; ich konnte ihm nicht folgen. Nachher wurde ich in eine russische Provinz gerufen, wo jetzt noch eine offne Thür ist, ich konnte nicht gehen. Wird das wohl anders werden, wenn wir demnächst eine Armee stellenloser Kandidaten der Theologie haben werden? Ich weiß es nicht.“

Doch wir sprachen im Eingang von zwei verschiedenen Seiten, nach denen das kirchliche Leben in der Gegenwart umgebildet werden solle. Neben dieser mehr pietistischen Richtung steht eine andere, welche unter dem Einfluß der modernen dem Pietismus entschieden feindlichen Theologie groß geworden ist. Auch von dieser Seite aus wird dem kirchlichen Leben der Gegenwart innere Unwahrheit vorgeworfen, — ein Vorwurf, der aber ganz anders gemeint ist, als im ersten Falle. Man lese nur z. B. die „bitteren Wahrheiten“ von Bornemann, die er gegen v. Egidy geschrieben hat, um eine Vorstellung zu bekommen von der völligen Umänderung des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Praxis, auf welche dieser Jünger Ritschls losstürmt.*) Das Apostolikum

*) Derselbe hebt die theologischen Zänkereien hervor, welche dem Laien die kirchlichen Fragen zuwider gemacht haben. Es ist unglaublich, daß ein Vertreter derjenigen Schule solche Vorwürfe zu machen wagt, die in ihren Kritiken und ihrer Polemik den guten Ton in der theologischen Litteratur

soll aus dem Gottesdienst entfernt werden, weil es nur Heuchler noch bekennen können. Nur Dogmen sollen verkündigt werden, die Autorität der Schrift im bisherigen Sinne nicht gelten.

Es genügt dieser Hinweis, um deutlich zu machen, daß ganz entgegengesetzte Anschauungen als treibende Kräfte in unserem kirchlichen Leben wirken. Was für Aussichten werden uns dadurch gestellt? — Freilich haben die Landeskirchen schon noch mindestens eben so scharfe Gegensätze in sich auszutragen und zu tragen gehabt; aber der Gegensatz des protestantenvereinlichen Unglaubens ist doch mehr eine passive Erscheinung, die nur an einigen Stellen, in den großstädtischen Synoden, den thätigen Versuch machen konnte, die von der anderen Seite unternommene Arbeit zu hindern und zu stören, — hier aber haben wir es mit frisch aufstrebenden, energisch wirkenden Richtungen zu thun. Wir müssen vorläufig hoffen, daß die Synodalverfassung eine ausgleichende Wirkung ausübe, und die Sache dem HErrn befehlen, der schon oftmals völlig autonom neue Gesichtspunkte für die kirchliche und theologische Weiterentwicklung aufgestellt hat.

Der Lehrpunkt, auf den die moderne Theologie immer hinweist, an dem sich die kirchliche Praxis auch entscheiden muß, ist die Stellung der hl. Schrift. Darauf bezieht sich auch ein Vorfall aus den letzten Wochen in Schleswig-Holstein. In Kiel ist vor einigen Jahren eine Pastoralkonferenz gegründet, die besonders auch dem Interesse einer Vereinigung und Verständigung der Geistlichkeit mit den Theologen der Universität dienen soll. Ein Propst Kier in Tondern hat zu dieser bevorstehenden Konferenz einen Vortrag zugesagt über die Bedeutung der Bibel in der Gegenwart; die 9 Thesen darüber hat er vorher drucken lassen. Ueber dieselben soll eine Beschwerde beim Konsistorium eingelaufen sein, weil solche Anschauungen gottlos seien und zur Abschaffung der Religion führten. Der erste Generalsuperintendent D. Ruperti, der die Einladung zur Konferenz mit unterzeichnet hatte, ist aus dem Vorstande ausgetreten mit der Erklärung, daß ihm die Thesen des Propstes Kier die Ueberzeugung gegeben haben, daß der Boden, auf dem seine christliche Ueberzeugung ruht, ein ganz anderer ist, als der einer Konferenz, auf dem solche Thesen überhaupt diskutierbar seien. Uns haben die Thesen noch nicht vorgelegen, aber wir können uns lebhaft denken, welchen Ton sie anschlagen. Wir kennen ja diesen pietätlosen Geist hinlänglich in der Theologie, welcher in völligem Nebel bezüglich der Grenzen dessen, was historische Kritik vermag und was sie nicht vermag, mit den heiligen Schriften umspringt, als ob von diesen Kunststücken die Berechtigung der Kirche Jesu Christi abhinge. Die Wissenschaft, dieser Hauptgötze der Gegenwart, den man in einem möglichst dunkeln Raume verehrt, muß seine Blitze leuchten lassen, um ein ganzes Heer von angeerbten dunkeln Vorstellungen zu beseitigen, — aber man verschweigt dem Publikum, daß es nicht historische Wissenschaft ist, welche bei den Streichungen und Zerteilungen biblischer Bücher den Ausschlag giebt, sondern die längst vor der wissenschaftlichen Untersuchung feststehende Weltanschauung, also nicht Wissenschaft, sondern Vorurteil, — wie wir erst kürzlich Gelegenheit hatten, dem Gutachten der Straßburger Fakultät gegenüber auszuführen.

Am 25. und 26. Juni tagten die vereinigten Berliner Kreissynoden. Der neue Präsident des Konsistoriums der Provinz Brandenburg, Schmidt, trat auf ihr zuerst in die Oeffentlichkeit und hielt eine sehr gewinnende Rede. Generalsuperintendent Brückner konnte ein erfreuliches Bild zeichnen von der Weiterentwicklung der kirchlichen Organisation. Weniger erfreulich freilich sind die sittlich-religiösen Zustände, über welche auf den vorangehenden Einzelsynoden aus den Gemeinden berichtet wurde. An all den Zahlen, welche man als Gradmesser der Sittlichkeit anzusehen gewohnt ist, ist ein schnelles Zurückweichen derselben festzustellen: Ehescheidungen, uneheliche Geburten u. s. w. Auch die Zahl der kirchlichen Trauungen und der Taufen ist gegenüber einer früheren

wieder erheblich verschlechtert haben (vgl. die Schürersche Zeitschrift, die Polemik Harnacks, Hermanns u. s. w.). Und ist denn Bornemanns Schreibweise das Ideal sachlicher Polemik? Welche Laien sollen daran Freude haben? — Doch nur die, welche sich freuen, wenn über das, was „kirchliche" Pastoren thun, geschimpft wird.

Zeit wieder im Sinken. Wir dürfen nicht glauben, daß mit den ersten schwachen Ansätzen, der Kirchennot und der kirchlichen Not abzuhelfen, schon etwas gewonnen sei. Das Verderben und der Abfall frißt naturgemäß weiter um sich. — Von der Stadtsynode sind einige besondere Vorfälle charakteristisch. Der zum Gebet aufgeforderte Geistliche fordert seinerseits wiederum auf, diesem von ihm gesprochenen freien Gebet den gemeinsamen Gesang des ersten Verses von „Ein feste Burg ist unser Gott“ vorangehen zu lassen. Der Synodale Langerhans legt nachher Protest ein gegen dieses Verfahren, weil in der Verfassung nur von Gebet die Rede sei, nicht von Gesang. Nette evangelische Christen! — und die hatten früher die Majorität auf jener Synode und streben sie im Herbst wieder zurückzuerobern. — Von derselben Seite ist beantragt worden, im Etat der Synode die Kirchensteuer um ein Prozent herabzusetzen. Treffend wurde dem Antragsteller, dem berühmten Stadtgerichtsrat Schröder, erwidert, daß sein Antrag nur aus agitatorischem Interesse hervorgehe. Ein Wohlwollen für die kirchlichen Notstände zeigt sich jedenfalls darin nicht. Und bedenkt man, daß die unteren Klassen überhaupt keine Kirchensteuer zahlen, und daß selbst bei einem Einkommen von 2400 bis 2700 Mark der Erlaß, auf den der Antrag abzielte, nur 60 Pf. beträgt, so sieht man, daß auch Wohlwollen gegen die ärmeren Klassen der Berliner Bevölkerung den Antrag nicht diktiert hat. — An einer anderen Stelle der Verhandlungen war von Seelsorge die Rede und von der Hülfe, welche darin Hülfsprediger leisten könnten. Dabei erklärte ein Pastor, Rohde von der Luisenkirche, daß er sich als Laie solche Besuche verbitten würde. Gott sei Dank sind nicht alle Laien von so „protestantischem Selbstbewußtsein“ erfüllt, wie dieser Pastor, und in vielen Gemeinden stehen Hülfsprediger in gesegneter seelsorgerlicher Thätigkeit durch Besuche bei den Kranken, den Armen, den Eltern von Schulkindern, Konfirmanden u. s. w. Aber auch diese Stellung zur Seelsorge ist ein bezeichnendes Stück der modernen Theologie.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an den Fall aus Thüringen, wo ein Pastor wegen seelsorgerlichen Vermahnungen verklagt und vom Ohrdruffer Schöffengericht verurteilt war. Jetzt ist der Prozeß in seinen Einzelheiten bekannt gemacht und wir müssen danach sagen, daß man über die richterliche Entscheidung verschiedener Meinung sein mag, daß aber das private Urteil über das pastorale Handeln des Pastors ein sehr ungünstiges werden muß. Was verstehen manche Leute unter Seelsorge! Ganz abgesehen von dem aufgeregten und, wie es scheint, nicht sehr taktvollen Benehmen des Pastors, das aus den ausführlichen Veröffentlichungen in den Thüringer Zeitungen hervorgeht, hatte er kein Recht, eine Taufe zu verweigern, weil ihn der Vater des Kindes beleidigt hatte. Wenn er dem Vater sagt: „Ich kann keine Achtung vor Ihnen haben, Sie sind nicht im stande, ein Kind christlich zu erziehen,“ — und wenn er damit die Ablehnung der Taufe begründen will, so wäre doch das ein sehr weittragender Grundsatz.

Wir werfen zum Schluß noch einen Blick auf die russischen Ostseeprovinzen, wo die Verfolgungen des Deutschtums und der lutherischen Geistlichkeit ihren traurigen Weg nehmen. Kürzlich ist wieder ein Pastor Lezins zu zwei Monaten Gefängnis und Verlust der geistlichen Würde verurteilt, warum? — weil er zwei in der lutherischen Kirche konfirmierte Personen getraut hat, die aber als Kinder in der griechisch-orthodoxen Kirche getauft waren. Dadurch galten sie nun nach dem russischen Gesetz für Angehörige der Staatskirche, von der ja verboten ist, abzufallen und zu einem anderen Glauben überzutreten. Infolge dessen hätte der lutherische Geistliche kein Recht gehabt, sie zu trauen; die Trauung war gesetzlich ungültig, und weil er sie doch vollzogen, wurde er bestraft. Natürlich wird diese Strafe nun sehr häufig vorkommen, denn die lutherischen Geistlichen werden sich nicht abhalten lassen, auch künftig solche Gemeindeglieder als ihre Gemeindeglieder anzusehen, die durch irgend einen Bekenntnisakt (also z. B. die Konfirmation) dies geworden sind, auch wenn sie früher durch die Taufe der griechisch-orthodoxen Kirche eingegliedert waren.



Das Lesekränzchen.

Dramatische Kritik

von

R. Eichfeld.

Personen: Herr von K.
Frau von K.
Maler F.
Der Geheimerat.
Der Hauptmann.
Der Staatsanwalt.
Frau von Z.

Elegantes altdeutsches Wohnzimmer im von K.'schen Hause.

Der Hauptmann (beendigt soeben die Lektüre von Ibsens Gespenster. Lesend): „. . . Die Sonne, die Sonne . . ."

Längere Pause.

Frau von K. (tief aufatmend). Das war . . . schön, schrecklich schön . . . oder war es nur schauerlich? Mir ist ganz schwül dabei geworden. Bitte, lieber Hauptmann, öffnen Sie doch die Balkonthüre.

Der Staatsanwalt. Abscheulich ist es!

Der Geheimerat. Unangenehm und peinlich!

Frau von Z. Aber doch jedenfalls sehr originell.

Herr von K. Ja, originell und schwül. Ein Werk, das bedenklich mit allem Hergebrachten bricht und aus welchem uns eine eigentümlich social-pessimistische Luft entgegenweht. Ibsen reißt nieder, mit starkem Arm; aber er zeigt uns nicht, was er an die Stelle des Niedergerissenen setzen will . . . Die Freiheit? . . . Ja, es ist immer leichter, die Fehler des Bestehenden zu brandmarken, als uns Besseres zu bieten. Ibsen zeigt uns mit großer Originalität gewisse Fehler der gesellschaftlichen Ordnung; aber würde uns seine Freiheit nicht noch mehr Unheil bringen? Hat diese Freiheit nicht auch ihre Fehler, und ist die Menschheit reif für dieselbe?

Der Hauptmann. Das ist sie gewiß nicht. Die allzu modernen Ideen einer Frau Alwing, wenn sie nicht, wie bei dieser, mit Größe und Charakterstärke verbunden sind, führen zum Egoismus. Eine Regine verdirbt dabei.

Frau von K. Ibsen will aber doch wohl nur zeigen, und das ist mir das Klarste am ganzen Werke, daß wir die Sklaven unserer Natur sind und in gleichen Verhältnissen, auch auf ganz gleiche Weise wie unsere Voreltern, deren Natur wir geerbt haben, handeln müssen.

Der Hauptmann. Allerdings; allein welch traurige Theorie! Ueberhaupt ist in dem ganzen Werke etwas Trostloses.

Herr von K. Warum sollen wir aber auch immer getröstet werden? Man muß den Mut haben, die Welt anzuschauen wie sie ist, und wenn man das thut, wird man wenig Erfreuliches entdecken.

Frau von Z. Es ist nur gut, daß man zwei Eltern hat und dadurch die Möglichkeit gegeben ist, nicht durchaus dem Einen nachzuschlagen, und daß auch vier Großeltern und acht Urgroßeltern vorhanden sind, denen man gleichfalls ähneln kann. Häufig vererben sich sogar nur die guten Eigenschaften. Regel giebt es da keine.

Der Hauptmann. Der arme Oswald hatte Unglück. Wäre die kraftvolle Natur seiner Mutter auf ihn übergegangen, so hätten die Gespenster wohl etwas ganz Erfreuliches werden können. Wahrscheinlich würde aber Ibsen keine derartige Gestalt gewählt haben, denn dann wäre folgerichtig ein mehr optimistisches Motiv entstanden und Ibsen ist durch und durch Pessimist. Ich möchte sogar behaupten, daß er kein Dichter, sondern nur ein trübsinniger Grübler ist.

Maler F. Oh, dieser Pessimismus! Wir haben ihn überall. Die Bücher, die Bilder-Ausstellungen wimmeln von peinlichen Scenen, welche uns das menschliche Elend so recht anschaulich machen. Wir werden in Spitäler geführt, in die Krankenstuben der Armen und Elenden, an die Särge Verhungerter . . . Es mag sehr heilsam wirken; aber schön und erquicklich ist es nicht.

Der Hauptmann. Das geht eben Hand in Hand mit der ganzen realistischen Richtung unserer Zeit, die sich besonders in der französischen Litteratur und Malerei so sehr geltend macht.

Maler F. Was ist Realismus? In der Malerei, zum Beispiel, kann ein Künstler doch immer nur die Welt malen wie er sie sieht, und jeder sieht sie anders. „Das Ding an sich" ist der wissenschaftlichen Erkenntnis ebenso unzugänglich wie der künstlerischen Reproduktion. Nehmen wir einen Landschaftsmaler, der die Natur nur malt, wie er sie sieht, ohne in sein Bild auch das zu legen, was er bei ihrem Anblick fühlt und empfindet, das heißt die Stimmung, welche sie auf ihn ausübt, so wird sein Bild nicht der Mühe wert sein, betrachtet zu werden; denn die Natur selbst wird immer überzeugender zu uns sprechen.

Frau von K. Und finden Sie, daß es Ibsen gelungen ist, diese Stimmung in sein Werk zu legen?

Maler F. Vollständig. Die Gespenster sind ein trübes, aber großartiges Stimmungsbild.

Der Staatsanwalt. Vom künstlerischen Standpunkt mag das ganz richtig sein, von meinem dagegen ist dieses Schauspiel, welches noch überdies für das beste der neueren Werke Ibsens gilt, nicht nur trostlos und unerquicklich, sondern geradezu unmoralisch . . . Nach den Prinzipien, die hier zum Ausdruck kommen, könnte schließlich jeder Verbrecher sich einfach auf seinen Vater oder Großvater berufen, um als ganz unverantwortlicher Automat dazustehen . . . Und diese Frau Alwing, welche daran denkt, Regine und Oswald zu verbinden! Mir schaudert! . . . Das lesen wir, daran finden wir sogar ein gewisses Gefallen! . . . Von solcher Blindheit war die französische Gesellschaft unter Ludwig XVI. befallen, welche auch mit den modernen Ideen kokettierte und nicht ahnte, daß gerade diese Ideen ihr Verderben sein würden . . . Alle derartige Schriften eines Ibsen, Tolstoï — von den Franzosen gar nicht zu reden — sind nur die Vorläufer der großen socialen Revolution, die uns bevorsteht, die Bahnbrecher einer Zeit des Umsturzes, deren Ideale unmöglich sind und die uns nur namenloses Unheil und keinerlei Gewinn bringen kann.

Der Hauptmann (scherzend). Sie vergessen die Armee, Herr Staatsanwalt. Sie wissen doch: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten."

Der Staatsanwalt. „Nicht Roß, nicht Reisige!" Herr Hauptmann; denn ist erst die Armee mit den Ibsenschen Stücken und dem anderen modernen, litterarischen Blendwerk vertraut gemacht, so wird sie gleichfalls angesteckt. Es scheint eine Art moralischer Influenza zu sein, die über uns hereinbricht. Man ist fasziniert und stürzt sich selbst, wie der Vogel, in den geöffneten Rachen der Schlange.

Der Doktor. Aber seien Sie doch nicht philisterhaft! — Ibsen ist vor allem genial und originell. Er hat die Kraft und den Mut, anders zu sein als die übrigen, und nur allein dieser Eigenschaft halber sollte man ihn schätzen. Er ist gar nicht so schlimm, wie er auf den ersten Blick aussieht; auch darf man ihm keineswegs Ideale absprechen. Er will die Menschheit vorwärts bringen, nicht verschlechtern. Er weist ja stets darauf hin, daß die gesellschaftlichen Zustände einer Besserung bedürfen, und sie bedürfen einer solchen — stets, immerwährend, so lange die Welt bestehen wird. Stillstand ist Rückschritt! . . . Wartet nur; es wird mit Eurem Ibsen gehen, wie mit so mancher litterarischen und politischen Größe: erst widerwillig, dann begeistert werden sie anwachsen, die Scharen seiner Verehrer und schließlich die Nationen dem Genius Heeresfolge leisten.

Frau von K. Der Doktor hat recht. Das ist doch wieder einmal etwas Besonderes, ganz anders, als das dramatische Zuckerwasser und die klassische Langeweile, die uns nur zu oft auf unserer Hofbühne serviert wird. (Leise zum Hauptmann) Sie müssen uns noch mehr von Ibsen verschaffen.

Der Hauptmann (ebenso). Und die sociale Revolution, meine Gnädigste?

Frau von K. (lächelnd). Nun, ins socialistische Lager bekommt man uns ja doch nicht. Das garantiere ich Ihnen. (Laut) Was sagt denn Paris zu Ibsen?

Der Staatsanwalt. Dort kennt man ihn noch wenig. Die Pariser haben an dem, was ihnen die Herren Zola und Genossen bieten, des Gräßlichen und Abschreckenden genug.

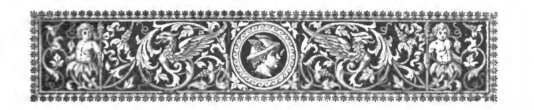
Herr von K. (zum Staatsanwalt). Finden Sie dieses Werk wirklich so unmoralisch?

Der Staatsanwalt. Gewiß, für die große Menge ist es unmoralisch. Allerdings gebe ich zu, daß, wenn man auf einer gewissen Höhe der Bildung und Intelligenz steht und Charakter hat, man im Grunde alles lesen kann, und Ibsen giebt immer Stoff zum Nachdenken, zur Diskussion; aber das Publikum im allgemeinen wird, umgekehrt wie die Biene, aus diesen Blüten nur das Gift saugen und den Honig unbeachtet lassen.

Meine Herrschaften, ich schlage vor, als Gegensatz und zur Erholung von Ibsen, bei unserm nächsten Lesekränzchen das neueste Werk von Oskar von Redwitz — „Glück" zu lesen.

Alle Stimmen, mit Ausnahme der des Doktors: Angenommen!

Der Doktor (für sich). Schöne Erholung!



Neue Schriften.

1. Politik.

— Das Problem der Armut. Vorlesungen über die sociale Frage von Dr. Karl Rausch, Professor an der Wiener Handels-Akademie. (Berlin, Elwin Staude). 1891. 123 S.

General Booth führt uns in einer bekannten Stelle seines „dunkelsten England“ einen armen, zerlumpten Arbeiter „John Johnes“ vor, der gesund und arbeitswillig ist, aber nirgends Arbeit bekommen kann und nun dem Hungertode nahe ist. „Was ist zu thun mit John Johnes?“ fragt er, um an diesem speziellen Falle die Unfruchtbarkeit der abstrakt-socialreformatorischen Theorien zu erweisen; denn bis diese eine Gestalt gewinnen können, ist John Johnes längst verhungert. Deshalb frisch ans Werk, so lange dem Manne noch zu helfen ist. Darin liegt gewiß sehr viel Wahres — wenn auch die planmäßige theoretische Behandlung der socialen Probleme keineswegs unterschätzt werden soll, wenn sie von wirklich dazu berufenen Persönlichkeiten geschieht. Im allgemeinen wird jetzt weit mehr über Socialreform geredet und geschrieben, als man wünschen darf: denn wer viel redet, glaubt meistens, das Handeln anderen überlassen zu können.

Bei der Lektüre des „Problems der Armut“ mußte ich oft an den hungrigen John Johnes denken. Ob ihm oder seinen Nachkommen wohl irgend ein Vorteil aus diesen Deduktionen entsteht? Ich bezweifle es. Und doch zählt das Buch — zwar nicht, wie der miteingeheftete Prospekt ganz naiv sagt, „zu jenen Schriften, die kein Gebildeter ungelesen lassen kann“ — aber sicher zu dem verständigen, sachgemäß verfahrenden Flügel der Schriften über Socialreform. Leider aber wird man bei den Ausführungen des Verfassers nicht warm, und damit geht die praktische Wirkung auf den einzelnen Menschen — die Hauptaufgabe aller socialreformatorischen Schriften — verloren. Was der Verf. will, sagen folgende Sätze: „Die Erhaltung und Fortbildung der menschlichen Civilisation ist die erste Aufgabe der Socialreform: innerhalb dieser Civilisation ist das Glück aller Menschen in möglichster Ausdehnung durch Beschränkung und Aufhebung bestehender Vorrechte und Privilegien des Besitzes zu erstreben. Dies kann nur geschehen unter autoritativer Mitwirkung des Staates. Die Staatshülfe kann mit Erfolg nicht durchgeführt werden durch Erhöhungen der Steuern, welche die breite Masse treffen, sondern dadurch, daß der Staat die notwendigen Aufhebungen und Einschränkungen der Besitzprivilegien vornimmt, die kapitalistischen Kreise zu Opfern für die Gesamtheit nötigt und die internationale Verständigung über diese Reformen herbeiführt. Die gesamte menschliche Gesellschaft hat bei dieser Staatshülfe mitzuwirken durch freiwillige Bethätigung aktiver Hülfsbereitschaft gegenüber der Not der unteren Schichten des Volkes.“ — Um das Problem der Armut überhaupt hoffnungsvoll lösen zu können, tritt Verf. zunächst dem Malthusianismus entgegen und sucht zu beweisen, daß Armut kein Naturgesetz sei. Mag er recht haben oder nicht, daß die Subsidien der Erde reich genug sind, um bei richtiger Verteilung sowohl der jetzigen wie allen künftigen Generationen zu genügen, sodaß die natürlichen Verhältnisse der Schöpfung keine Armut bedingen — gewiß ist, daß die natürlichen Anlagen des Menschen Armut wie Reichtum notwendig im Gefolge haben. Wenn also das Problem der Armut faktisch doch unlösbar ist, was nützen da theoretische Erörterungen, wie demselben doch etwa beizukommen wäre. Ist es dann nicht besser, man frägt kurz: „Was soll aus John Johnes werden?“ Denn dem Armen John Johnes kann am Ende noch geholfen werden — man wird ihm bei gutem Willen wenigstens zunächst ein Stück Brot für den Hunger und hernach Arbeit verschaffen können — aber der Armut in abstracto ist nicht beizukommen.

Da die Ausführungen des Verfassers im all-

gemeinen als verständig bezeichnet wurden, so dürfen einige gar zu starke Ausnahmen davon nicht unangemerkt bleiben. Die **klassische Bildung** erfährt S. 7 und 8 eine starke und nicht gerechtfertigte Mißachtung. — Der **Antisemitismus** wird gelegentlich bei den Haaren herbeigezogen, um ihn recht kräftig zu brandmarken. Dabei ist allerdings in Betracht zu ziehen, daß die Wiener Antisemiten von Grund aus anders geartet sind, als diejenigen deutsch-antisemitischer Richtung, zu der auch wir Christlichkonservativen konsequenterweise uns zählen müssen. — Endlich geben wir dem Verfasser natürlich auch darin nicht recht, wenn er die Ueberzeugung, „daß es eine Glückseligkeit gäbe, die entweder in diesem oder mindestens in jenem Leben einmal allen guten Menschen zu teil werden müsse", einen „**Traum**" nennt (S. 45) — vorausgesetzt, daß er unter den „guten Menschen" diejenigen versteht, die ihr Vertrauen „noch" auf ihren Gott setzen.

A. W.

— **Deutschland nach Osten! II. Oesterreich-Ungarn im reichsdeutschen Lichte.** Erster Teil. Politische und sociale Verhältnisse. Von **Paul Dehn**. (München u. Leipzig, 1890. J. Franzscher Verlag.)

Dieses Buch ist vor Jahresfrist erschienen und deshalb bis zu einem gewissen Grade veraltet. Denn gerade in dieser Zeit hat sich in Oesterreich (Cisleithanien) ein Umschwung vollzogen, der manches von dem, was der Verfasser sagt, nicht mehr ganz zutreffend erscheinen läßt. In der Hauptsache ist es aber freilich geblieben, wie es war, und deshalb verdient das Werk Paul Dehns noch immer mit der größten Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

Nächst Rußland ist Oesterreich-Ungarn für den Reichsdeutschen wohl das am wenigsten „verstandene" Land Europas. Die dortigen Zustände sind in der That so verwickelter Art, daß es äußerst schwer hält, den Schlüssel zu finden. Wer aber nimmt sich die Mühe, ihn zu suchen? Jeder verläßt sich auf seine Zeitung, die Zeitung aber auf ihre Berichterstatter oder auf ihre Parteimeinung, die alles ausgleichen muß, was durch Unkenntnis der Thatsachen gesündigt wird. Die eigene Partei hat **recht**, die Gegner haben **unrecht**. So lautet das Stichwort, und damit ist alle Welt zufrieden.

Paul Dehn hat deshalb wenig Aussicht, **gelesen** zu werden. Selbst ernsthafte Leute werden ihn vielleicht „schwer verdaulich" finden, weil er mit dem tiefsten Ernst von Dingen spricht, die aber fast jedermann, auch wenn er sonst kein Leichtfuß ist, auf die leichte Achsel zu nehmen gewohnt ist. Immerhin halten wir es für Pflicht, auf diese gründliche und **ehrliche** Studie aufmerksam zu machen. Paul Dehn schmeichelt den Mächten des Tages nicht; er zeigt die Dinge, wie sie sind, er sagt auch, warum sie so **geworden**, wie wir sie vor uns sehen, er verhehlt die eigentlich Schuldigen nicht.

— **Der evangelische Pfarrer und die sociale Frage.** Eine Kritik von Dr. E. F. **Wyneken**, Pastor zu Edesheim bei Northeim, (Hannover, Feesche) 1891. 19 S.

Im Februar und März d. J. erschien in vier Nummern der Leipziger „Allg. ev.-luth. Kztg." an leitender Stelle ein Aufsatz unter dem obenstehenden Titel, der vielfach Befremden und Verwunderung erregt hat. Es war in demselben in schroffer Weise eine Ansicht über die gegenwärtigen socialen Krisen vertreten, der man im Leben zwar noch recht oft begegnet — besonders bei ganz alten Herren, die sich in die neue Zeitlage nicht mehr zu finden wissen —, die aber in der Presse sich nur noch selten hervorwagt. Danach darf eine „sociale Frage" eigentlich gar nicht als zu Recht bestehend anerkannt werden. Der Unterschied der verschiedenen Stände und Rechte, die ungleichmäßige Verteilung der Glücksgüter sind gottgewollte Einrichtungen, an denen zu mildern und nach Kräften auszugleichen den Menschen nicht zustehe. Damit wird jeder Socialpolitik eigentlich das Urteil gesprochen. Vor allem soll der evangelische Pastor sich nicht mit dergleichen bemengen. Er hat als sein Amt die Verkündigung des Wortes Gottes. In socialpolitischer Beziehung hat er seinen Gemeindegliedern einzuschärfen, daß „jeder Mann und jede Frau so lange thätig sein soll, daß die Arbeitskraft völlig ausgenutzt wird", oder, wie der Artikelschreiber an anderer Stelle sagt: „Jeder bleibe in seinem Stande und strecke sich nach seiner Decke: das ist die Weisheit, die der Pfarrer heutzutage seinen Leuten zu predigen hat; Luxus ist keine Sünde, wenn er nicht der Hoffart dient, und Armut ist kein Unglück, wenn sie in Demut getragen wird."

Daß Pastor Dr. Wyneken diesen Anschauungen, deren Durchführung auch wir für beide Teile, für die Geistlichkeit wie fürs Volk, als äußerst bedenklich ansehen würden, in eingehender Kritik entgegengetreten ist, ist dankenswert. Seine Kritik des frgl. Aufsatzes, die zuerst in der „Hannoverschen Pastoral-Konferenz" erschien, ist klar und scharf. Punkt für Punkt werden die Anschauungen des Leipziger Blattes beleuchtet und zurückgewiesen. Nach meiner subjektiven Empfindung wäre freilich die Kritik noch **schneidender** ausgefallen, wenn sie weniger **schneidig** gewesen wäre, d. h., sich weniger oft des Rüstzeugs der Ironie und Satire bedient hätte. Diese Waffen leisten erst das, was sie sollen, wenn ihre Anwendung sich auf ganz hervorragende Fälle beschränkt. Auf Hasen schießt man nicht mit Kanonen. Uebrigens ist zuzugeben, daß der Aufsatz der „Kztg." außerordentlich reich ist an solchen Stellen, die zu ironisierender Kritik geradezu herausfordern.

A. W.

— **Der Kommunismus in christlichem Gewande.** Von Prof. D. **Hauck**. Leipzig. (Leipzig, Akademische Buchhandlung [W. Faber]) 1891. 18 S. 50 Pf.

Ein Blick in die Geschichte der kommunistischen Idee, wie er hier geboten wird, ist gegenwärtig von besonderem Interesse. Die jetzt herrschende Auffassung datiert bekanntlich erst seit der französischen Revolution von 1790; vor dieser

Zeit ging der Kommunismus in christlichem Gewande einher. Die Hauptformen dieser letzteren Erscheinung behandelt D. Hauck, von der Jerusalemer Urgemeinde — in der nach ihm aber von wirklichem Kommunismus nicht die Rede war — bis zu den Wiedertäufern in Münster. Zum Schluß weist er kurz auf den Unterschied zwischen jenem christlichen und dem modernen Kommunismus hin: jener hervorgegangen aus Nächstenliebe, dieser aus Egoismus — jener appelliert darum an die Reichen zu freiwilliger Aufgabe des Eigentums, dieser an die Armen zu gewaltsamer Besitzergreifung. Er knüpft daran die hoffnungsvolle Ueberzeugung, daß die kommunistische Idee durch solche Entleerung des idealen Gehalts gegenwärtig sicher nicht gefährlicher geworden sei. „Wer eine Idee erniedrigt, der raubt ihr die Kraft. Es wird auch an dem Kommunismus sich bewähren, daß die Ideen sterben, nicht überwunden durch ihre Gegner, sondern zerstört durch ihre Bekenner." Möchte er recht behalten! A. W.

— Die Familie, ein Fels in der Hochflut der Socialdemokratie. Von Freiherrn Ernst August von Göler (Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein.) 1891. 16 S.

Ein warmer und beherzigenswerter Appell an das deutsche Volk zur Bethätigung eines christlichen Familienlebens, das allein noch der Hochflut der Socialdemokratie einen Damm entgegenstellen könne. Daß die Wirksamkeit von Staat und Kirche hierbei sehr gering angeschlagen wird, ist insofern wohl nicht ganz korrekt, als ohne diese beiden Faktoren doch auch nicht von einem Familienleben in unserem Sinne die Rede sein könnte. Auch richtet sich ein großer Teil der socialreformatorischen Maßregeln resp. Vorschläge ja gerade auf die Erhaltung der Familie (z. B. die Beschränkung der Frauenarbeit u. a.) Richtig ist indessen der Gedanke, daß gerade der Familiensinn auch unter sonst „zielbewußten" Socialdemokraten noch am ersten verbreitet und lebendig ist, so daß man hier einen günstigen Anknüpfungspunkt hat, der auf den Gebieten Staat und Kirche schon gänzlich fehlt. A. W.

2. Kirche und Schule.

— Die Offenbarung Johannis kritisch untersucht von Lic. Karl Erbes. 3,60 M.

Das letzte Buch heiliger Schrift ist jetzt recht zu einem Tummelplatz für die Kritik geworden. Sie wendet die mannigfaltigsten Hypothesen ihres Scharfsinns auf dasselbe an. Die Einheit des Buches ist längst aufgegeben. Urkunden, Ergänzungen, letzte Redaktion treten dafür in die Stelle. Nach Erbes ist ein Grundbestandteil ganz frühen Ursprungs, schon aus dem Jahr 40; er umfaßt Cap. XII und XIII, sowie einen Teil von Cap. XIV. Im Jahr 62 hat eine Erweiterung stattgefunden. Im Jahr 80 ungefähr ist das Buch in die gegenwärtige Gestalt gebracht. Die Auffassung ist durchaus zeitgeschichtlich. Sie erklärt die Geschichte aus der Lage der jungen Gemeine unter Caligula zuerst, dann unter Nero. Der Verfasser der Grundschrift kann immer Johannis gewesen sein, nur ists nicht der Johannes des Evangeliums. Diese kritischen Einfälle in den Bestand der Offenbarung lassen uns ziemlich kühl. Es geht hier wie auch sonst damit, daß immer ein Kritiker den andern, eine Hypothese die andere totschlägt. Wir wollen es abwarten, ob nicht das Wort alle diese Künste überdauert. D.

— Predigtlitteratur.

Die Erinnerung an einen Verstorbenen weckt eine Predigtsammlung, die Hofprediger Stöcker bevorwortet hat: Wirket, so lange es Tag ist! Ein Jahrgang Predigten von Walter Burkhardt, weil. Pastor an der Sophienkirche in Berlin. (Berlin, 1891. Buchh. der Berl. Stadtmission. 521 S.) — Meist sehr kurze Texte, zum Teil aus den Perikopen, einfache Einteilungen, klare deutliche Sprache — charakterisieren die Predigten. Häufig wird auf die die Zeit und das öffentliche Leben bewegenden Fragen angespielt oder eingegangen, aber ohne jemals dabei in das Profane zu geraten; eine innige Frömmigkeit bewahrt davor. Neben Thematen wie dies: Ein Leben ohne Mangel, 1) wie man es gewinnt, 2) was man in ihm gewinnt — oder: Christ und Welt, wie verhalten sie sich zu einander? — stehen andere, die uns in das innerste Leben einführen, z. B.: Sei stille meine Seele! 1) wie kommt man zu dieser Stille? 2) worin zeigt sie sich? — Wir sind gewiß, daß die Predigten nicht nur in den durch den frühen Tod dieses eifrigen Mitarbeiters Stöckers in der Berliner Bewegung auf das nächste berührten Kreisen, sondern auch darüber hinaus viel Freunde finden werden.

Eine schon durch mehrere Auflagen bewährte aber doch noch neue Predigtsammlung ist die von P. Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig: Für Zeit und Ewigkeit. Predigt auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. (Gotha, 1891. G. Schlößmann. 3. Aufl. 6 M.) Das 1. Vorwort ist 1881 von Sagan, das 2. 1886 von Stockholm, das 3. von Leipzig datiert. „Unsere Predigtweise vor überwiegender Theorie und Blässe zu bewahren und sie mit Praxis und Leben zu erfüllen, muß die Aufgabe volkstümlicher Predigt sein und bleiben." Diese Schlußworte des Vorworts kennzeichnen Kaisers Art. Man denke aber nicht, daß er zu besonderen Kunstmitteln greift, die eine gemachte oder übertriebene Popularität hervorbringen. Die Hauptanforderungen der populären Sprache, die Kürze des Satzbaus und die Vermeidung abstrakter Hauptwörter und vieler Adjektiva, sind hier erfüllt. Dadurch erinnert Kaiser wie kaum ein zweiter Prediger an Ahlfeld, dem er auch in der Art der oft gereimten Dispositionen folgt. Daß die Predigten viel gelesen, auch in Lesegottesdiensten gern gebraucht werden, ist vollkommen erklärlich und kann auch nach dem Inhalte, den sie haben, nur erwünscht sein. Der Text ist zumeist möglichst allseitig behandelt, wodurch die Einheitlichkeit der Predigt zuweilen gefährdet wird, doch liegt die Einheitlichkeit eben im Text.

In 2. Auflage ist eine Predigtsammlung erschienen, der wir vor Jahren noch im Volksblatt für Stadt und Land die besten Glückwünsche mit auf den Weg gaben: Ländliche Lebensverhältnisse mit dem Lichte des Glaubens an den Auferstandenen beleuchtet in Dorfpredigten von Dr. Fritz Dickmann, weil. Oberpfarrer an der Stadtkirche zu Friedland N.-L. (Gotha, 1890. G. Schlößmann. 256 S.) Es sind 31 Predigten über alle möglichen wirklichen Lebensverhältnisse; folgende Themata führe ich an: Wie wählen Eltern ihren Kindern einen Ehegefährten? — Die ersten Tage im eigenen Heim. — Wirth und Ausgedinger. — Herrschaften und Dienstleute. — Ehrbare Leute. — Fromme Leute. — Arme Leute. — Wirtshausleben ꝛc. ꝛc. Der Herausgeber erklärt, mancherlei Aenderungen vorgenommen zu haben im Sinne des verstorbenen Verfassers. Selbstredend konnten die beiden Auflagen nicht durchweg verglichen werden, aber so viel ich sehe, sind die Aenderungen nur unwesentliche Verbesserungen im Ausdruck. Es seien hier darum auch von der 2. Aufl. die Worte wiederholt, mit denen einst die 1. Aufl. empfohlen wurde: „Diese Predigten sind einer von den seltenen Beweisen, daß auch die evangelische Kirche kann, wenn sie will, zum Volk in seiner Sprache reden." Hinzugefügt sei nur noch: sie sind auch ein Beweis dafür, daß man Dorfpredigten halten kann, die nicht sind wie die einstigen der alten Rationalisten „über die Mittel gegen das Lebendigbegrabenwerden" zum Osterfest, — sondern das Licht des Glaubens an den Auferstandenen wirklich verbreiten.

Der erste Brief des Apostels Johannes in Predigten ausgelegt von D. Hermann Jacoby, ord. Prof. der Theol. und Universitätsprediger in Königsberg. (Leipzig, 1891. Fr. Richter. 2,80 M.) — Daß der Offenbarungsgehalt und die Tiefen des Sendschreibens des Jüngers der Liebe in diesen Predigten voll zur Geltung kommen, kann man schon dem Namen ihres Verfassers zutrauen. Sie werden entschieden dazu dienen, die schwer verständliche Sprache des Briefes dem Bibelleser näher zu bringen. Auch stoßen wir auf viele originale und lichtvolle Gedanken. Auszusetzen werden manche Leser haben, daß man der etwas abhandelnden Art die akademische Luft anmerkt, in der sie entstanden sind; nicht etwa, daß sie nicht jedem gebildeten Christen verständlich wären, aber zuweilen würde eine etwas persönlichere und konkretere Darstellung erwünscht sein. Auch die Gedankenteilung schon ist oft nicht so sehr dem Text, als gewissen allgemeineren Vorstellungen entnommen. So gleich die erste über die ersten fünf Verse des Briefes: Die Gewißheit des Glaubens. 1) der Grund, auf dem sie ruht, 2) die Wahrheit, welche sie in sich schließt, 3) die Frucht, die sie trägt; — es ist ersichtlich, daß ein vollständiges theologisches System hier untergebracht werden könnte. Auch der herrliche Text am Anfang des 3. Kapitels kommt nicht ganz zur Geltung in der Predigt von der „unvergänglichen Herrlichkeit des christlichen Lebens," das 1) ein Leben im Glauben, 2) in der Hoffnung, 3) in der Heiligung ist. — Gegen die mitgeteilten Gedanken ist damit nichts gesagt, dieselben führen uns in der That in die Geheimnisse des Glaubens ein; nur würden sie bei etwas strafferer Haltung der Predigt noch tiefer führen.

Eine Sammlung von „Predigten über die Leidensgeschichte des Herrn" sind unter dem Titel „Von Bethanien nach Golgatha" durch den Bruder des verstorbenen Verfassers herausgegeben; es war der zu Nördlingen verstorbene Pfarrer Carl Hofstätter. (München, 1891. Beckſche Buchhandlung. 174 S.) Wir können uns denken, wie lieb der Gemeinde dieser Abschiedsgruß ihres Seelsorgers sein wird; aber auch im allgemeinen ist die Sammlung eine dankenswerte Gabe, denn die Passionsgeschichte kann man nicht oft und vielseitig genug betrachten. Die Predigten sind recht schön, sprechen das Gefühl und das Erkenntnisbedürfnis gleichmäßig an; die Erfahrungen der wunderbaren Geschichte (Judas, Petrus ꝛc.) werden seelsorgerlich verwertet.

Einen eigentümlichen Versuch hat Dr. Paul Kippner gemacht, Diakonus an St. Nicolai in Brieg. Christus in uns, 7 kurze Predigten über das Apostol. Glaubensbekenntnis für das deutsche Volk nennt er die Sammlung. (Breslau, 1890. C. Dülfer. 52 S.) Der Inhalt des Apostolikums wird daraufhin entwickelt, wie er eignes Erlebnis den Gläubigen werden soll. Natürlich sollen dabei die historischen Glaubensgegenstände nicht verflüchtigt werden.

Einen „Baustein zum Diakonissenheim in Kassel" nennt der Pfarrer des hessischen Diakonissenhauses t.ic. N. Sardemann seine Drei Predigten, die das gemeinsame Thema haben: Laß dir dienen und diene! (Kassel, E. Röttger. 43 S.) Sie schließen alle drei an den lose vorangestellten Text an von der dienenden Schwieger Petri nach ihrer Heilung. Sehr ansprechend und eindrucksvoll.

In der Sammlung „Die Predigt der Kirche", die wir mehrfach hier schon lobend erwähnt haben, sind als 8. Band „Ausgewählte Predigten und verwandte Schriftstücke" von Meister Eckhart herausgegeben, mit einer einleitenden Monographie von Wilh. Schöpff, Pastor zu Gersdorf b. Leisnig. (Leipzig, 1889. Fr. Richter. 1,60 M.) Dieser so viel genannte und so wenig gekannte Mann, dessen Einfluß auf das kirchliche Leben der nach ihm folgenden Zeit ein tiefgreifender gewesen ist, wird hier der weiteren Gemeinde der Gebildeten in ansprechender Weise zugänglich gemacht. Die wunderbare Mystik in Eckharts Predigten und Schriften springt mit dem Text der hl. Schrift wunderlich um — und ihre Stellung zum Schriftsinn war wohl der größte Fehler der Mystik im allgemeinen —, und so haben sie alle für uns etwas Fremdes. Wer sich aber über dies Befremdende hinwegsetzt oder sich hindurcharbeitet, wird doch einen reichen Schatz christlicher Gedanken aus Eckhart sich aneignen können. Unsere Zeit ist nicht mystisch gerichtet, alles treibt und zieht nach außen; um so lieber wird das eine und andere nach Stille durstende Gemüt zu Predigten greifen, die ganz nach innen ziehen. Für die allegorische Schriftbehandlung ist bezeichnend die 13. über Luc. 21, 26: „Der Himmel Kräfte werden sich be-

wegen." Der Himmel bedeutet so viel als heimlich verborgen Ding, daher die Seele ein göttlicher und ein geistlicher Himmel u. s. w.

Um den Predigern behülflich zu sein bei der Abfassung ihrer Predigten, um sie auf gute Gedanken, eine wirksame Benutzung des Textes zu führen, dazu giebt es besonders in neuerer Zeit viele Hülfsmittel. Vor nicht langer Zeit ist an dieser Stelle auf praktische oder geradezu homiletische Bibelerklärungen hingewiesen. Und eine solche Auslegung, die von vornherein auf die mögliche Predigtverwertung des Gotteswortes achtet, wird wohl das beste Hülfsmittel für den Homileten sein. Eine andere Art sind die Predigtauszüge und Entwürfe, wie sie mehrfach von Sommer, Brandt u. a. gegeben sind. Etwas Aehnliches liegt uns heut vor: **Die altkirchlichen evangelischen Perikopen in Predigtentwürfen** erläutert von **Paul Fr. Schattenmann**, Kirchenrat und erster Pfarrer in Schweinfurt. (Erlangen, 1891. Fr. Junge. 3 M.) Die Einrichtung ist die, daß zu jedem Text etwa 6—10 Betrachtungen gegeben sind, und zwar in der Form einer etwas erweiterten Disposition, — erweitert, d. h. es sind nicht nur die Ueberschriften der Teile angegeben, sondern die Ausführung zugleich angedeutet. Durch die verschiedenen Gesichtspunkte, unter welche auf diese Weise der Text gestellt wird, bekommt derselbe im ganzen viel Licht, und so wird gewiß manchem meditierenden Pastor dies Hülfsbuch eine förderliche Handhabe bieten. Doch will mir scheinen, als ob durch das beliebte Verfahren ein tieferes Eindringen in die Geheimnisse des Textes nicht gerade am besten gefördert wird. Auch würde ich für dienlicher halten, die Gedanken bei der Meditation mehr auf einen Hauptpunkt zu richten, um den sich dann das andere gruppiert, als auf das Nebeneinander mehrerer oder vieler Textgedanken, die dann durch die Klammer eines oft zu wenig konkreten Themas verbunden werden.

Noch seien einige Casualreden hier angeführt, die uns vorliegen. Von einer neuen **„Sammlung von Casualreden"** mit dem Titel **„Im Reich der Gnade"** liegt das 1. Heft vor: **Lasset die Kindlein zu mir kommen.** Taufreden in Beiträgen namhafter Geistlichen der evang.-luth. Kirche Deutschlands herausgegeben von **Gustav Leonhardi**, Lic. d. Theol. u. Pfarrer zu Zschaitz. (Leipzig, 1891. Fr. Richter. 77 S.) Pank, H. Kahoit, Meier (Oberhofprediger in Dresden) sind bekanntere Namen unter den Verfassern der 25 abgedruckten Taufreden. Dieselben sind nach Länge und Kürze, Haltung und Inhalt recht verschieden, zum Teil sehr konkret und individuell, zum Teil etwas abhandelnd allgemein. Möchte die verdienstvolle Zusammenstellung dazu beitragen, manchem Geistlichen seine Taufreden wichtiger zu machen, die nicht selten sehr aus dem Aermel geschüttelt werden und doch so bedeutsam werden könnten. — **Von Kind auf! Christliche Reden an die liebe Jugend**, den Kindern und ihren Freunden nach der Ordnung des Kirchenjahres gehalten von **P. Kaiser**, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig. (Gotha, 1891. G. Schlößmann. 1. Heft, 64 S.) Im Vorworte spricht sich der Verfasser, dessen Predigten oben schon besprochen sind, sehr für besondere Kindergottesdienste aus, die aber — auch in der Form der Sonntagsschule — nie ohne gemeinsame Ansprache sein sollten. Solche Ansprachen giebt er nun in dem vorliegenden Werk: kurz, verständlich, interessant und faßlich für Kinder, — zuweilen wohl etwas falsche Berechnung auf Kindlichkeit, aber im ganzen trefflich — zum halten und hören. Ob Kinder auch zu Hause schon solche Predigten viel lesen werden? — oder ob man ihnen da nicht passender direkt gute Geschichten in die Hand giebt, möchte fraglich sein.

Zum Schluß sei dieser Besprechung von Predigten noch angefügt ein Hausandachtsbuch, das uns gerade in diesen Tagen zugeschickt ist: **Aus dem Wasser Siloah, das stille geht. Hausandachten nach der Ordnung des Kirchenjahres**, bearbeitet von † **W. Schliemann**, Pastor in Sporniz i. M., herausgegeben von **F. Karsten**, Pastor in Schliessenberg, **G. Schliemann**, Seminarlehrer in Lübtheen. (Güstrow, Opitz & Ko., 4,50 M.) Ein Liedervers, ein kurzer Bibelabschnitt oder Spruch, eine Betrachtung darüber von 1—$1\frac{1}{2}$ Seiten Länge und ein kurzes Gebet — das ist die Einrichtung dieser Andachten. Die Bibelworte sind teils aus den Perikopen genommen, teils denselben angepaßt, so daß der Gedanke des Kirchenjahres immer hindurchklingt. Die Betrachtungen sind nicht frei erfunden, sondern schließen sich zum großen Teil an unsere Alten an: Luther, Martin Miller, Joh. Arndt, Veit Dietrich, Fresenius, Heinr. Müller, Joh. Gerhardt u. a. Diese Art, sich im wesentlichen an die alten Klassiker der Erbauung zu halten, sie aber doch in ein wenig moderneres Sprachgewand zu kleiden, scheint eine sehr glückliche, und es ist jedenfalls ein recht empfehlenswertes Buch zur Benutzung bei Hausandachten zustande gekommen, das wohl auch einfacheren Leuten nicht unverständlich bleibt.

M. N.

— **Zur Schulreform.**

Im Februarheft d. J. hat die „A. K. M." aus sachkundiger Feder einen Aufsatz über die Schulreform-Pläne gebracht, dem Schreiber dieses in allen Hauptpunkten beizustimmen vermag. Wie weit die Berliner Konferenzbeschlüsse zur Ausführung gelangen werden, steht ja noch dahin. Inzwischen haben sich die Meinungen durch fortgesetzte Erörterungen in der Presse und in selbständigen Broschüren durch Fachgelehrte und Laien offenbar schon wesentlich geklärt. Groß ist allerdings die Verschiedenartigkeit der dabei zu Tage getretenen Ansichten, so daß Herr v. Goßler mit seiner Versicherung kaum Unrecht hatte, es gebe auf diesem Gebiet keine Nuance einer Meinung, die nicht vertreten worden sei. Gleichwohl steht bei allen, die ein Recht haben, gehört zu werden, die Ueberzeugung felsenfest und erobert sich anscheinend auch wieder manche anfänglich schwankend gewordene Kreise zurück, daß ein **Aufgeben des humanistischen Bildungsbodens** zumal in unserer Zeit ein Experiment wäre, das kein einsichtiger Staatsmann, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, unternehmen

kann. Wohl ist es richtig, daß für den heutigen, durchweg realistisch gerichteten Durchschnittsgebildeten die Gymnasialbildung, auch wenn sie die idealste wäre, nicht notwendig, ja nicht einmal wünschenswert ist; aber der Kulturmensch des „fin de siècle“ ist mit all seiner eingebildeten Bildung ebenfalls keine wünschenswerte Gestalt und wird nach allen geschichtlichen Erfahrungen und Gesetzen auch über kurz oder lang wieder einem idealer gerichteten Geschlecht Platz machen. Etwas anderes ist die Reform der Methode des Gymnasialunterrichts. Hier ist sicherlich manches zu verbessern und wird Dank der kaiserlichen Initiative hoffentlich auch verbessert werden. Ebenso verkennen wir nicht die Berechtigung einer rein praktisch-realistischen Bildung, sofern sich ihre Bethätigung auf die rein praktischen Gebiete des Lebens beschränkt, und sind daher mit der Einrichtung lateinloser Oberrealschulen sehr wohl einverstanden. Reinliche Trennung zwischen humanistischen und realistischen Bildungsanstalten und Reform der Methode beider, das wird hoffentlich das schließliche Resultat der angestellten „Enqueten“ und Kommissionsverhandlungen sein. Daß dabei die Zwittergestalt des gegenwärtigen Realgymnasiums verloren geht, wird kaum noch irgendwo bedauert.

Ref. hat diese seine eigene Stellung der Besprechung von einigen Broschüren über die Schulfrage vorausgeschickt, um spätere Wiederholungen zu vermeiden. Jetzt zu den Broschüren selbst. Am wenigsten sind wir nach dem oben Gesagten mit den Ausführungen des Oberlehrers Arnold Ohlert einverstanden über Die deutsche Schule und das klassische Altertum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts. (Hannover, Karl Meyer [G. Prior]). 1891. 188 S. 2,40 M. Hier wird eingehend zu beweisen gesucht, daß das sogenannte humanistische Bildungsideal wohl ehemals sehr gut war, auch für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts noch ausreichte; jetzt aber, wo wir es mit Hülfe der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen so herrlich weit gebracht haben, zu einer ganz anderen Methode des wissenschaftlichen Erkennens gelangt sind, sind wir über die antike Kultur „endgültig hinweggeschritten“. Dieser angeblichen Thatsache muß vor allem auch das höhere Unterrichtswesen Rechnung tragen. Das darf aber nicht durch eine Trennung des humanistischen und realistischen Unterrichts geschehen, denn „die deutsche höhere Schule kann nur eine Einheitsschule sein.“ Vielmehr handelt es sich hier um „den Kampf zweier unvereinbarer Weltanschauungen, der mit dem Untergange der einen enden muß.“ Man könnte nun freilich „die alte Gelehrtenschule ruhig der unausbleiblichen Zersetzung überlassen“, aber im Interesse des gegenwärtig heranwachsenden Geschlechts ist eine Beschleunigung des Prozesses wünschenswert. Man schaffe daher die „absterbenden (in der Antike wurzelnden) Bildungsbestandteile“ aus dem Lehrplan der höheren Schule hinaus, nämlich vor allem das Latein, dessen Eigenschaft als logisches Bildungselement von Ohlert ausführlich zu widerlegen versucht wird, während ihm umgekehrt eine verderbliche Einwirkung auf den deutschen Stil zur Last gelegt wird. „Eine allgemeine Bildung, die voll und ganz den Bedürfnissen der Gegenwart genügt, soll außer dem Wichtigsten, der Erziehung zu wahrer Religiosität und Gottesfurcht, das moderne Leben, den Nationalitätsgedanken und den Gesichtspunkt der historischen Entwicklung in gleicher Weise berücksichtigen.“ Mithin ergiebt sich als Mittelpunkt des Unterrichts die deutsche Sprache, Litteratur und Geschichte. Um diese herum ranken sich dann die exakten Wissenschaften, soweit sie zum Fortkommen in der Welt nützlich sind und dem „modernen“ Menschen wohl anstehen, als Mathematik, Naturwissenschaft, Geographie — Patriotismus und Socialpolitik. (Der männermordende Kampf um Troja, der jetzt noch vielfach von Gymnasiasten in den Freistunden nachgebildet wird, dürfte sich dann bald in den hochmodernen Kampf um den Schutzzoll umwandeln!) Endlich ist auch der Unterricht in der Geschichte antiker Völker von Nutzen, soweit deren Kultur auf die deutsche Nation befruchtenden Einfluß geübt hat. Dies ist namentlich bei den Griechen der Fall, deren Studium daher nicht zu entbehren ist; und da ein solches gründlich nur mit Kenntnis der griechischen Sprache zu betreiben ist, so ist endlich auch diese noch auf der höheren Schule der Zukunft zu lehren. „Es ist sicher, daß alle echten und überzeugten Vertreter der Gymnasialbildung diesen Ergebnissen nicht zustimmen werden“, sagt Ohlert selbst mit Recht.

Dankenswerter ist eine andere Broschüre, die sich zum großen Teile mit der historischen Entwicklung des höheren preußischen Unterrichtswesens beschäftigt: Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr. Paul Cauer, Gymnasialoberlehrer, Privatdozenten der klassischen Philologie an der Universität Kiel. (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer). 1890. 94 S. 2 M. Der Verf. weist die Gefahren und Unzuträglichkeiten nach, welche eine staatliche, rein bureaukratische Regelung des höheren Schulwesens mit sich bringt und in Preußen thatsächlich hervorgerufen hat. „Das Gelingen eines so persönlichen Werkes, wie das der Erziehung ist, hängt nicht so sehr von Einrichtungen und Reglements ab, als von den lebendigen Menschen, durch die beide ausgeführt werden sollen.“ „Der Gedanke, daß der Staat durch positives Eingreifen die Wirkung einer geistigen Macht, wie die Schule ist, erhöhen und beleben könne, dieser Gedanke ist der Grund alles Uebels: ihn müssen wir entfernen.“ Cauer stellt daher 10 Forderungen auf, von denen wir nach der oben genommenen Stellung nur die erste und vierte beanstanden müssen, weil sie noch mit dem Realgymnasium rechnen, daß er einstweilen, um die Entwicklung der Dinge abzuwarten, mit unverändertem Lehrplan fortbestehen lassen will. Die Reifeprüfung am Gymnasium soll auf die 4 Fächer: Latein, Griechisch, Deutsch, Mathematik beschränkt werden. Als das nächste Hauptziel, von dem aller nachhaltigere Erfolg abhängt, betont er mit Recht die Heranbildung tüchtiger Pädagogen und spricht sich im Verfolg dieser

Darlegung mit eingehender Begründung gegen die in Aussicht genommenen Seminare aus, die ohne ihren Zweck zu erreichen neue Uebelstände hervorrufen würden. Was er über den Unterricht in der neuesten Geschichte oder gar in der Politik sagt, stimmt zwar nicht mit dem, was man gegenwärtig zu beabsichtigen scheint, doch halten wir es darum nicht weniger für richtig: „Es ist eine weit verbreitete, man darf vielleicht sagen herrschende Ansicht, daß die Geschichte der neuesten Zeit auf den Gymnasien besonders gepflegt werden müsse, um die Jugend zum richtigen Verständnis der gegenwärtigen Stellung Preußens und Deutschlands und zu patriotischer Gesinnung zu erziehen. — — — Das Studium der Politik, d. h. eben der neuesten Geschichte, gehört (aber) auf die Universität, wo sich jeder den Professor aussuchen kann, den er hören oder meiden will. — — — In einer Zeit, in der die Symptome des Byzantinismus täglich warnender hervortreten, müßte eine Behörde, welche das Unterrichtswesen leitet, von der Einsicht durchdrungen sein, daß jeder Versuch, eine bestimmte Ueberzeugung unmittelbar hervorzubringen, schlaue und strebsame Köpfe zur Heuchelei, herzhafte Menschen zu zornigem Widerstreben führt, und nur in Schwächlingen einen vorübergehenden und wertlosen Erfolg erzielt." Trefflich ist auch die Beleuchtung, die in der Schrift dem Berechtigungswesen für den Einjährigendienst zu teil wird. Daß dasselbe für die höheren Lehranstalten ein Danaergeschenk gewesen ist, darin herrscht ja längst allgemeinste Uebereinstimmung; Cauer weist nach, wie widersinnig die Einrichtung ist, die ursprünglich zur Heranbildung eines tüchtigen Offizierstandes gedacht war, nun aber gewissermaßen zu einer staatlichen Prämie auf die Halbbildung geworden ist, die durch ausdauernde Sitzthätigkeit auch von solchen erworben werden kann, die gar nicht daran denken, dem Staate als Offizier zu dienen, vielmehr in der Regel ein sehr gefährliches Element darstellen, das nicht noch künstlich gezüchtet werden sollte. Es wird daher hier, wie auch vielfach von anderen Männern, die sehr beachtenswerte Mahnung an den Staat erhoben, den bisherigen, verhängnisvollen Zustand nicht zu einem dauernden zu machen dadurch, daß bei der beabsichtigten Neuregelung die beiden neunklassigen höheren Schulen abermals mit dem „Einjährigen-Zeugnis" beschenkt werden, gleichviel, ob dasselbe wie bisher durch die Versetzung nach Obersekunda, oder durch ein besonderes Examen am Schlusse des Untersekundanerkursus erworben wird. Nur eine abgeschlossene Bildung, gleichviel welcher Art, ist von Wert und darf vom Staate prämiiert werden. Darum darf auch nur das Abgangsexamen von einer der drei höheren Lehranstalten zum Einjährigen-Dienst berechtigen, oder das Zeugnis der staatlichen Prüfungskommission, deren Anforderungen dem Kursus der 6klassigen Realschulen gleichstehen müßten.

Wir haben diesen Punkt eingehender behandelt, weil wir ihn in der That für so wichtig halten, daß durch ihn der ganze segensreiche Erfolg der staatlichen Reform wesentlich bedingt ist. Dabei haben wir schon einige Momente vorweggenommen, die erst Heinrich von Treitschke in seiner bekannten fesselnden und geistvollen Weise geltend macht. Die Schrift, die wir hier im Auge haben, ist 1883 in den „Preußischen Jahrbüchern" zuerst erschienen und jetzt, wo sie erst recht zeitgemäß geworden, vom Verfasser mit einem Anhang versehen, neu herausgekommen. Die Zukunft des deutschen Gymnasiums. (Leipzig, S. Hirzel) 1890. 81 S. Treitschke wendet sich besonders auch gegen die Methode des Gymnasialunterrichts, gegen alle einseitige Fachsimpelei und das Specialistenwesen, das vielfach schon ins Gymnasium Eingang gefunden hat. Philologische Spitzfindigkeiten haben im Gymnasium keinen Platz, das in den Geist des Altertums einführen und dadurch zum Universitätsstudium vorbereiten soll. Darum fordert er für dieses — schon 1883 — neben dem selbstverständlichen Religionsunterricht als Hauptfächer 1. die alten Sprachen, unter denen ihm aus praktischen Gründen das Latein noch wichtiger ist als das Griechische, deren Schwerpunkt aber nicht in der Grammatik, sondern in der Lektüre liegen muß; 2. Mathematik und 3. den deutschen Aufsatz. Die neuen Sprachen will er am liebsten ganz ausgeschlossen wissen aus dem Lehrplan des Gymnasiums, wie aus der Realschule (bezw. Realgymnasium) das Latein: die in beiden Gegenständen an ihren resp. Orten erzielten Resultate seien der Mühe kaum wert, und die so ersparten Unterrichtsstunden würden besser den klassischen Disziplinen resp. den Realien zu gute kommen. Also durchaus reinliche Trennung zwischer klassischer und realer Bildung, durch Beseitigung des Französischen aus dem Gymnasium fast mehr, als wir sie für nötig oder wünschenswert halten. Treitschke eingehend zu citieren, ist nie rätlich: man fällt dann selbst mit seinem eigenen Stil allzusehr ab, auch wenn man sonst „so ziemlich eingeteufelt" zu sein glaubt. Wir müßten übrigens auch schon aus Raummangel hier darauf verzichten und können nur jedem, der sich Belehrung und Anregung zugleich verschaffen will, das interessante Schriftchen empfehlen. Als höchst beachtenswert möchten wir nur noch anführen, wie der Historiker v. Treitschke über den Geschichtsunterricht urteilt (S. 57 f.) Wir müssen uns dabei seiner Forderung erinnern, daß das Gymnasium lediglich auf die Universität vorbereiten soll, mithin die Universitätslehrer in dieser Sache wesentlich kompetent sind. „Halte man einmal Umfrage unter den Professoren der Geschichte; ich glaube, die große Mehrzahl wird erwidern, daß auf den Gymnasien nicht zu wenig, sondern zu viel Geschichte gelehrt wird." Es folgt eine blendende Darlegung über das, was der angehende Historiker aus dem Gymnasium mitbringen und — nicht mitbringen soll, die wir durch auszügliche Wiedergabe nicht beeinträchtigen mögen, deren Inhalt aber in etwas durch folgenden Schluß gekennzeichnet wird: „Von den 3 historischen Lehrstunden kann mindestens eine ohne Schaden entbehrt und dem Latein oder auch dem Turn-



unterricht zugelegt werden." Und dabei können die Vertreter des rein realistischen Bildungsideals dem Herrn v. Treitschke nicht einmal vorwerfen, daß er den Strebungen und Anforderungen der Zeit fremd geblieben sei und noch in den ausgetretenen Schuhen der antik-klassisch-heidnischen Zopfgelehrten einherwandle!

Ganz in den Bahnen der oben besprochenen Ohlertschen Schrift bewegt sich Heft 1 der von Eugen Wolff herausgegebenen „Deutschen Schriften für nationales Leben": Nationale und humanistische Erziehung! von Karl von Kalckstein, Minna Cauer und Albert Eulenburg. (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer) 1891. 48 S. 1 M. Der Erstgenannte hat die Hauptarbeit geliefert, die hier allein in Betracht kommt; die Ausführungen Minna Cauers über Mädchenerziehung und Prof. Eulenburgs über hygienische Bedenken sind nur kurz und rufen wesentlichen Widerspruch nicht hervor. Auch bei Herrn von Kalckstein können wir uns kurz fassen. Nach ihm soll der Begriff „Humanismus", der bekanntlich ein historisch gewordener und als solcher vom Klassizismus nicht zu trennen ist, ganz allgemein „die Nährung und Veredlung unserer menschlichen Triebe" bedeuten. Daraus wird dann gefolgert, daß ein solches Ideal auch ohne den Betrieb der alten Sprachen, ja viel besser ohne denselben zu erzielen ist. Ergo nationale und humanistische Erziehung, daher das fettgedruckte „und" im Titel, daher die ganze — Wortspielerei. Das Beherzigenswerte, was auch diese Schrift an einigen Stellen enthält, kann hier nicht wiederaufgezählt werden. Im allgemeinen aber sind für die Art der Beweisführung folgende Stellen charakteristisch: S. 2? wird eingehendere Berücksichtigung der Naturwissenschaften in dem Lehrplan des Gymnasiums gefordert, denn „das Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse, welches auf der höheren Schule vermittelt werden kann, muß den menschlichen Hochmut wirksam dämpfen und erscheint so durchaus humanistisch!" — Gleich auf der folgenden Seite soll bewiesen werden, daß das höchste Maß der Bildung auch ohne gründliche Kenntnisse der alten Sprachen zu erlangen ist, und dafür werden als Belege Schiller und Moltke angeführt! Für Genies werden doch keine Schulen zurechtgeschnitten, — sowenig wie für Prinzen, wie H. v. Treitschke gelegentlich treffend bemerkt; das sind eben Ausnahmemenschen, nach denen die Einrichtungen der Normalschulen nicht getroffen werden dürfen.

Noch eine andere Broschüre liegt uns vor, die bei dem Begriffe „Humanismus" von der geschichtlich gewordenen Bedeutung des Wortes absieht — aber zu ganz anderen Resultaten gelangt, wie die eben besprochene. Von dem Rechte und dem Werte der Gymnasialbildung. Eine pädagogische Studie von Wilhelm von Tiling, Pastor und Oberlehrer. (Leipzig, E. Ungleich) 1891. XVI und 71 S. 1,20 M. Sie ist i. J. 1881 im Streit um das baltische Gymnasialwesen zuerst erschienen, ist aber allgemein genug gehalten, um auch auf die heutigen Verhältnisse in Preußen trefflich zu passen. Besonders im II. und III. Teil sind die meisten der Fragen, die heute auf der Tagesordnung stehen, in objektiver Weise besprochen. Der Verf. nimmt im wesentlichen unseren eingangs gekennzeichneten Standpunkt ein: realistisches und humanistisches Bildungsideal sind jedes in seiner Sphäre berechtigt, aber scharf zu trennen. (Statt „humanistisch" sagt v. Tiling „gymnasial", um dann beide Ideale unter den Begriff des „Humanismus" bringen zu können.) Mithin sind alte Sprachen aus jeder Art von Realschule ganz zu entfernen. Im Gymnasium verbleibt von den Realien Mathematik und Naturwissenschaften, wenns ohne Ueberbürdung möglich ist, auch eine neue Sprache. Nur darin stimmen wir ihm nicht zu, daß er den Abiturienten dieser Realschulen sowohl als auch der jetzt noch bestehenden Realgymnasien das Universitätsstudium überhaupt verwehren will, auch das der mathematisch-naturwissenschaftlichen Berufe. Er geht dabei von dem Grundsatz aus, daß zu einem wissenschaftlich zu betreibenden Studium der Zögling einer Realschule nicht fähig sei. Jedenfalls ist das Berechtigungswesen ein äußerst schwieriger, aber zugleich ein sehr bedeutsamer Punkt, bei dem der Staat alles zu sagen hat. Die oben besprochene Schrift des Dr. Cauer fordert im Prinzip Berechtigung zu sämmtlichen Fakultätsstudien für Gymnasium und Realgymnasium bezw. Oberrealschule, mit der Begründung, „es sei ein Unterschied, ob der Real-Abiturient (resp. dessen Eltern) selbst einsähe, daß ein Studium der Theologie, Philologie und Jurisprudenz nicht möglich sei ohne Kenntnis der alten Sprachen oder ob der Staat ihm dasselbe verböte. v. Tiling will nur Gymnasiasten auf Universitäten schicken. Eine dritte, die herrschende Partei will den bis jetzt bestehenden Modus beibehalten wissen, nach dem das Gymnasium zu allen, die Oberrealschule zu den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, vielleicht inclusive der Medizin berechtigen soll. Trotz dieser schon vorhandenen Vorschläge scheint uns ein vierter, der in der Februarnummer der „A. K. M." gemacht wurde, aller Beachtung wert, dahingehend, die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer grundsätzlich der Realschule vorzubehalten. Die Trennung beider Bildungsanstalten würde dadurch noch „reinlicher", und zugleich wäre ein besserer Ausgleich im Berechtigungswesen herbeigeführt.

Und nun, wo wir des trockenen Tons gründlich satt sind, freuen wir uns, daß noch ein kleines Heft vor uns liegt, bei dem derselbe nicht erforderlich ist. Die Kaiserliche Rede und die deutsche Schule der Zukunft lautet verheißungsvoll das Thema, das „vom Standpunkt eines jüngeren Fachgenossen aus beleuchtet" werden soll. (Berlin, Nicolai) 1891. 40 S. 60 Pf. Der Verf. stellt die Behauptung Herrn v. Goßlers, daß in der Schulfrage wohl alle denkbaren Anschauungen schon vertreten wären, an den Anfang seiner Schrift und scheint seine Aufgabe nun dahin aufzufassen, dies Wort zu schanden zu machen. Was über die Kaiserliche Rede anläßlich der Schulkonferenz gesagt wird, ist Durchschnitts-

arbeit, wie sie seiner Zeit in allen Blättern zu lesen war. Originelle Frische aber atmen die eigenen Vorschläge des Verfassers. Er wünscht nämlich — hauptsächlich aus socialen Gründen — gemeinsame Schulen für alle Stände und Berufe bis zum 14. Lebensjahre incl., in denen eine einheitliche, natürlich „nationale" Bildung vermittelt wird. Wer dann zu weiterer Ausbildung Fähigkeit und Lust hat, der kommt auf ein 4 oder 5klassiges Gymnasium, so daß der Unterricht in den alten Sprachen überhaupt erst mit dem 15. Jahre beginnt. Nur diese beiden Arten von Schulen soll es geben für Stadt und Land: die Volksschule, die jeder durchmachen muß, und das Gymnasium, in das man nach Absolvierung jener treten kann. Wenn dem Sprachunterricht eine derartige formale Bildungskraft innewohnt, daß sie durch kein anderes Mittel ersetzt werden kann, dann müßte - meint der „Fachgenosse" — schon in die Volksschule vom 9. Jahre an der fremdsprachliche Unterricht eingeführt werden, um allen Kindern die möglichst beste Schulung des Geistes zu teil werden zu lassen. Das wäre noch so etwas, mit unsern pommerschen und mecklenburgischen Dorfkindern, von denen die begabtesten im 14. Jahre richtig deutsch sprechen lernen, im 9. Jahr das Lateinische anzufangen! Sie würden dann vielleicht das Plattdeutsch, das sie doch wenigstens „intus" haben, noch dazu verlernen. Die konsequente Socialpolitik treibt sonderbare Blüten, ein Glück nur, daß sie selten zu Früchten werden. Uebrigens sei um der Gerechtigkeit willen hinzugefügt, daß der Verf. die Verwirklichung seines Ideals von dem Urteil Sachverständiger abhängig machen will. — Auch sonst läßt Verf. mit sich reden. Falls das 4—5klassige Gymnasium keinen Anklang finden sollte — „was sehr zu bedauern wäre", meint er — will er auch eine ebenso organisierte Realschule daneben gelten lassen. In diesem werden dann die realen Fächer bevorzugt. Etwas Latein ist wünschenswert, Ersatz dafür wäre allenfalls das Italienische (!). In ersterem Falle wäre von lateinischen Autoren ausschließlich Caesars bellum gallicum zu lesen, das aber ganz und gründlich!

Quibus rebus cognitis können wir uns zum Schluß unserer Ausführungen den letzten Satz des „jüngeren Fachgenossen" voll aneignen — nur schade, daß er nicht von diesem, sondern von Heinrich von Treitschke stammt. Jedenfalls paßt er in unsern Zusammenhang besser: „Die Frage ist ernst, sie berührt die Wurzeln aller Kultur, die Lebensbedingungen des Volkscharakters . . . . Sehen wir zu, daß uns neben den mächtig aufsteigenden Kräften des modernen Erwerbslebens das unentbehrliche Gegengewicht einer edlen, Vergangenheit und Gegenwart zusammenschließenden Bildung unverloren bleibe." P. P.

3. Geschichte.

— Aus dem Feldzuge 1866. Briefe aus dem Felde und Predigten im Felde von Prof. D. Fricke in Leipzig. (Leipzig, Fr. Richter) 1891. 248 S. 3 M., geb. 4 M.

D. Fricke war im Kriege von 1866 Feldpropst der sächsischen Armee und hat als solcher beim Hauptquartiere die Schlachten von Gitschin, Königgrätz und den fluchtähnlichen Rückzug durch Böhmen nach Wien mitgemacht, bei dem die Sachsen den Rücken zu decken hatten. Daß er seine Briefe aus jener Zeit, die bis auf einen (an seinen Schwager) sämtlich an seine in Leipzig verbliebene Gemahlin gerichtet sind, erst jetzt nach 25 Jahren veröffentlicht, obwohl sie von Freunden wiederholt verlangt sind, ist wohl zu verstehen, da sie manches enthalten, wodurch in früherer Zeit kaum vernarbte Wunden hier und da hätten wiederaufgerissen werden können. Daß er sie nun aber doch herausgegeben hat, werden ihm nicht bloß die, die jene Zeit mit ihm im Felde erlebt haben, auch nicht bloß der engere, allerdings sehr weite Kreis seiner persönlichen Freunde und Schüler, sondern noch sehr viele Andere Dank wissen. Ist es den Ersten zunächst um die Zeit, den Zweiten um den Mann zu thun, so finden die Letzten so viel allgemein Interessantes, daß bald Zeit und Mann zugleich ihr Interesse in Anspruch nehmen. In politischer Beziehung bekennt sich Fricke, obwohl kgl. sächsischer Feldpropst und also auf österreichischer Seite thätig, schon damals offen zum reichsdeutschen Standpunkt: die Art seiner Thätigkeit schloß ja an und für sich jede praktische Politik aus. „Du weißt, daß ich die Oeffnung der Briefe und das Kundwerden unserer Ueberzeugung nicht fürchte, weder hüben noch drüben" schreibt er unterm 12. Juli 1866. Mit dieser seiner Ueberzeugung ist er der Typus eines patriotischen Sachsen: treu anhänglich zunächst dem eigenen Königshause und sodann dem gemeinsamen deutschen Vaterlande und seinem Kaiser. Daß dieser deutsche Kaiser zugleich König von Preußen ist, kommt dabei gar nicht in Betracht. Frickes Urteil über die Stellungnahme Sachsens gegen Preußen lautet wie folgt: „Ich habe die beiderseits eingeschlagenen Wege stets gemißbilligt: Preußens Berufung auf angebliches ‚Recht', statt auf die politische Notwendigkeit für die Zukunft Deutschlands, und andererseits die Weigerung, sich an den größten deutschen und protestantischen Staat Deutschlands anzuschließen zum Zwecke der Einigung des deutschen Volkes. Preußen ist unsere Zukunft. . . . Aber als rechtlose Brüder lassen wir uns auch jetzt uns nicht behandeln" (S. 38). „Mein Rat war nie der gegangene Weg, sondern der entgegengesetzte, wenngleich ich stets eingeräumt habe und deshalb hier bin, daß das von Berlin eingeschlagene Verfahren ehrenhalber einen anderen Weg kaum offen ließ. Wir sind keine Kinder. Statt auf das angebliche ‚Recht' hätte man auf die außerordentliche Gesamtlage des Vaterlandes und das Gesamtinteresse der Gegenwart und Zukunft Deutschlands sich berufen sollen. Dann wären sicher auch wir zugefallen. Leider hatte man uns dies unmöglich gemacht, und ich weiß aus bester Quelle, daß dies ‚leider' ebenso empfunden wird bis hoch hinauf" (S. 60). Und als es nach der Schlacht bei Königgrätz kurze Zeit den Anschein hatte, als werde Oesterreich — und in dessen Gefolge natürlich auch Sachsen — mit

französischer Hülfe den Krieg wieder aufnehmen, da schreibt er unter dem Eindruck dieses Gerüchtes (am 12. Juli) nach Hause, in einem solchen Falle werde er sofort sein Probstamt niederlegen. „Denn ich halte einen Bund mit Frankreich gegen Deutschland für ein Verbrechen, an welchem ich mich nicht beteiligen werde."

Die Schilderung seiner amtlichen Thätigkeit als Feldprobst nimmt in diesen Briefen naturgemäß keinen allzugroßen Raum ein. Konnte er doch trotz stetigen Antreibens eine amtliche Wirksamkeit nicht eher entfalten, als bis der ganze Krieg thatsächlich vorbei war und die arg mitgenommenen sächsischen Bataillone in Wien und seiner Umgebung sich sammelten. Bei der überhasteten und wenig planmäßigen Mobilmachung war während des Feldzuges nicht einmal das Ornat und die Abendmahlsgeräte zur Stelle und an irgend eine Art von öffentlichen Gottesdienst war bei dem ungeordneten Rückzuge erst gar nicht zu denken. Das um so weniger, als die Einrichtung der Militärgeistlichen in Sachsen keine im Frieden schon bestehende, sondern erst eine ad hoc getroffene war, ein Uebelstand, den Frickes Briefe wiederholt rügend hervorheben. In Wien ging dann freilich die Arbeit — besonders in den Lazarethen — fast über die Kräfte der damit Betrauten. Da waren Gottesdienste zu halten, bald vor vielen Tausenden auf freiem Felde, bald in der evangelischen Kirche zu Gumpendorf, bald in den einzelnen zu Hospitälern eingerichteten Gebäuden, Kommunionen bei Kranken und Gesunden, Trauerfeiern und alle die anderen Handlungen, wodurch das Amt eines Seelsorgers im Felde so außerordentlich erschwert wird. Dazu kommt die fast immer nur geringe Zeit der Vorbereitung und die besondere Art der Wirksamkeit an kriegführenden Soldaten. „In solchen Zeiten — schreibt Verf. einmal — merkt man, was wir an Wort und Sakrament besitzen! Nur soll es am wenigsten in solchen Lagen und Zeiten abstrakt bleiben." (S. 85.)

Das ist es denn auch in Frickes Mund nicht gewesen, wie der II. Teil des Buches, eine Auswahl der damals gehaltenen Predigten und Reden vollauf bestätigt. Die hier mitgeteilten Reden sind gleich im Felde gedruckt und in mehreren Tausend Exemplaren zum besten der sächsischen Verwundeten verkauft worden, seitdem aber längst vergriffen. Ich kann nur raten, sie zwischendurch zu lesen, d. h. eine jede im Anschluß an den im I. Teil abgedruckten Brief, in dem sie erwähnt wird. Dann hat man — wenigstens meistens — zugleich die äußere Situation, unter der sie gehalten ist, und gewinnt auch erwünschte Abwechselung zwischen Erholung und Erbauung.

A. W.

— Feldbriefe von Georg Heinrich Rindfleisch 1870—71. Herausgegeben von Eduard Ornold. 3. Auflage. Mit einem Bildnis des Verfassers und fünf Karten. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) 1891. XVI u. 236 S. 4 M., geb. 5 M.

Kaum ein anderes Buch über den letzten Feldzug wird vom rein menschlichen (nicht strategischen) Standpunkt aus diesen Feldbriefen an die Seite zu setzen sein. Georg Heinrich Rindfleisch, geb. 1834 zu Köthen, gest. 1883 als Unterstaatssekretär in Berlin, hat — damals Oberlandgerichtsrat in Celle — den Feldzug „Alldeutschlands nach Frankreich hinein" im X. Armeekorps mitgemacht; was er in diesen weltgeschichtlichen Monaten erlebt und empfunden, von der Metzer Belagerung an, auf dem Zuge über Orleans, Le Mans bis nach Laval und zurück, das findet in diesen Briefen an seine Gattin sowie an Verwandte und Freunde einen ebenso anschaulichen als frischen und herzerfreuenden Ausdruck. Hier lernt man Kriegs- und Feldzugsleben wirklich kennen; denn der Verf. hat in hohem Grade die Gabe anschaulicher und packender Schilderung; und da er bei den Empfängern seiner Briefe ein Interesse für alles voraussetzen darf, so verschmäht er auch die kleinsten Kleinigkeiten nicht, die er obendrein, wie alles, was er erzählt, mit einem bald feinem, bald derberen Humor köstlich zu würzen versteht.

So bieten diese meistens im Fluge unter den erschwerendsten Umständen zu Papier gebrachten Briefe alles Mögliche. Bald behandeln sie hohe und niedere Politik, immer geistreich und von weitem Blick zeugend, obgleich des Verfassers Charge als Lieutenant ihm natürlich keinerlei Einsicht in die Disposition der Oberleitung gestattet. Ueber letzteren Umstand klagt er selbst zuweilen, doch sieht er die Notwendigkeit ein und weiß sich auch zu trösten. „Es ist doch ein ungeheurer Vorteil — meint er einmal —, wenn man sich so ruhig auf die richtige Leitung von obenher verlassen kann. Ohne diese Zuversicht würde man in den unteren Instanzen geradezu wie ein Hammel sein, so aber schleppt man sich getrosten Mutes durch Dreck und Speck, gewiß, daß zur rechten Zeit doch alles am rechten Orte sein werde" (S. 99). Trotzdem sieht R. die Lage im allgemeinen stets ziemlich richtig an. Als er mit in das eroberte Metz einzieht und die riesigen Befestigungswerke sieht, ist ihm sofort klar, daß diese Festung nicht französisch bleiben kann, auch wenn deshalb die Kriegsgefahr für die nächsten Jahre permanent werden sollte. Und beim endlichen Friedensschlusse spricht er offen aus, was sich bis heute zwar noch nicht erfüllt, aber oft genug schon gedroht hat, daß Deutschland in nicht ferner Zeit um Elsaß-Lothringen einen neuen französischen Krieg führen werde, wobei die Franzosen hoffentlich noch schlimmere Prügel bekommen würden. Wahrhaft erquicklich ist überhaupt des Verfassers Begeisterung für die deutsche Sache, die ihn selbst in den Entbehrungen des Lagerlebens, den Beschwerden des Marsches und den kleinlichen Plackereien des Dienstes so wenig verläßt, wie im Feuer der feindlichen Heere. Entsprechend kräftig äußert sich seine Erbitterung über das verkommene Franzosentum, die er selbst als einen richtigen Rassenhaß bezeichnet; sein ceterum censeo geht meistens dahin, daß „das Gesindel noch viel mehr Prügel haben müsse", wenn man dauernd Ruhe vor ihm haben wolle — und doch ist gerade er es wieder, der in jedem Einzelfalle von echt menschlichem Mitleid er-

griffen wird, wenn er die Wunden sieht, die der Krieg dem armen Landvolk schlägt, der so viel wie möglich Unrecht zu verhüten und Gewaltthaten zu hindern bestrebt ist. Als Bazaines Armee aus dem übergebenen Metz in Gefangenschaft abgerückt ist, schreibt er über den Eindruck nach Hause: „Ich gestehe, daß mir das Herz weich wurde und daß mir die Thränen in die Augen stiegen, als ich sie heranrücken sah, die stolzeste Armee, der Stolz der übermütigsten Nation, noch in ihrer Entehrung so stolz und keck aussehend — nun den Wanderstab in der Hand, der die Waffe entfallen war! Es war ein Moment, dessen genugthuungsvolle Schauer mir nie aus der Seele schwinden werden, es durchbebte mich nur das eine Wort und der eine Gedanke: ein Gottesgericht, das sich vor deinen Augen abspielt! Es war auch stundenlang eine fast lautlose Stille, als der Zug vorbeiging — 40 000 Mann, und sie nur das Viertel der gewaltigen Armee, die gebrochen und gedemütigt der Gefangenschaft entgegenging" (S. 74). In welcher eingehenden und dabei meistens humoristischen Weise er die kleinen Ereignisse des Lager- und Biwaklebens schildert, davon können hier leider keine Proben gegeben werden. Eine nicht geringe Rolle spielt in diesen Schilderungen sein erster Bursche, „der ausgezeichnet stiehlt und kocht, — Name: Löwenstein, Religion: mosaisch, Charakter: undlutig bis auf die Hühner, die er mordet, wo sich eins aus dem unmittelbaren Schutze der höheren Vorgesetzten verläuft" (21). Nicht minder anschaulich sind die Gefechte geschildert, an denen der Verfasser rühmlichen Anteil genommen, und die ihm auch das Eiserne Kreuz, für ihn die schönste, heiß ersehnte Belohnung, eingetragen haben. Die betreffenden Gefechtsfelder sind durch vier dem Generalstabswerk entnommene Kartenskizzen erläutert, während eine fünfte Karte die Marschrouten deutlich macht. Wie R. in jeder Lage noch ein ermunterndes und tröstendes Wort für die Seinen daheim übrig hat, so meint er auch, als das Ende der Strapazen und Gefahren gekommen ist, fröhlichen Mutes: „Welches Glück, daß man dazu berufen gewesen ist, diese Zeit mitfühlend, mitschaffend, mitleidend mitzuerleben!" (S. 189). Den Unterschied zwischen der Kriegsbegeisterung daheim und im Felde bekennt er freilich auch gelegentlich: „Ich habe manchmal mit Humor an die Wacht am Rhein gedacht, mancher tapfere Sänger würde sich verd . . . . vor der Wirklichkeit einer solchen Wacht umsehen!" (S. 44) oder nach einer drastischen Schilderung des Kriegslebens: „So ist der Krieg, und wie denkt man ihn sich, wenn im Konzerte der Pariser Einzugsmarsch gespielt wird!"

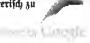
Zu dem Interesse, das die lebendigen Schilderungen des Verfassers in Anspruch nehmen, kommt nun aber noch die Persönlichkeit des Verfassers selbst, die uns in diesen nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen in ihrer ganzen kernigen Urwüchsigkeit entgegentritt, so daß wir sie sehr bald liebgewinnen. Man hat den Eindruck, als ob der etwas „kolossale" Name eigentlich ganz gut zu dem kräftigen und energischen, echt niederdeutschen Wesen seines Trägers paßt, und mehr wie einmal ist mir bei der Lektüre der Gedanke gekommen, daß die sich offenbarenden Charaktereigentümlichkeiten ganz die eines Bismarck im Kleinen sind. Zu diesen Reflexionen mag übrigens auch das beigegebene Bildnis des Verfassers mitgewirkt haben, das — von den drei Haaren abgesehen — wohl unverkennbare Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Reichskanzler zeigt. Auch zu dieser Seite der Feldbriefe können hier leider keine Beispiele angeführt werden: man soll das Buch selbst lesen, wenn man die Bekanntschaft eines echten, kernigen Deutschen zu machen wünscht. Zugleich thut man dabei auch einen Blick in ein gemütvolles Familienleben. Wie sehnt sich — bei aller Begeisterung für den nationalen Kampf — der Vater nach Hause, zu seiner Gattin und zu seinem „kleinen Volk", von dem er nie genug hören kann, und das wiederzusehen er sich „unmenschlich" freut. Vor allem der kleinste Junge, der „Jörg", der bei seinem Fortgang noch nicht laufen konnte, ist ihm besonders ans Herz gewachsen, wiewohl er sich über diese Bevorzugung selbst Gewissensbisse macht. Ihm bestimmt er als das liebste, was er hat, sein Eisernes Kreuz, falls er es nicht selbst lebend nach Hause bringen sollte. Auch empfiehlt er der Mutter gelegentlich, doch bald etwas „langsamen Schritt" mit ihm zu üben; denn „unsere Jungen sollen darauf erzogen werden, daß sie, wenns not ist, dem Gesindel in zwanzig Jahren ebenso heimleuchten, wie es uns vergönnt gewesen ist." (S. 217.)

Genug davon. Rindfleischs Feldbriefe sind ein monumentum aere perennius des letzten Krieges, und ihr Verfasser war ein kerndeutscher Mann, angesichts dessen man dem schon fraglich gewordenen Worte wieder mehr Vertrauen schenkt: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" A. W.

4. Poesie.

— J. L. Runebergs Epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersetzt mit Einleitung u. s. w. von Wolrad Eigenbrodt. 2 Bände. (Halle, Niemeyer.) 1891.

Für die meisten Leser wird die Beantwortung der Frage: Wer ist Runeberg? nicht überflüssig sein. Unter den Koryphäen der realistischen Modelitteratur, die uns jetzt von den stammverwandten skandinavischen Nationen zukommt und die uns Schule macht, darf man diesen Namen nicht suchen. Der Mann, der ihn trug, ist 1877 in hohem Alter gestorben und gehört einer abgeschlossenen Litteraturepoche an. Doch war er selbst in seiner Jugend als Revolutionär in die schwedische Litteratur eingetreten, auch er als eine Art Realist gegenüber dem französischen Geschmack der gustavinischen Epoche, sowie gegenüber jener Romantik, die durch den Namen Tegnér repräsentiert wird. Aber Runebergs Realismus ist freilich im Vergleich mit dem, was heute diesen Namen trägt, der reine Idealismus. Wie wäre er auch sonst ein Epiker? Sein Realismus liegt in der Zuwendung zu der Lebenswirklichkeit, mit der ihn seine Heimat Finnland umgab; diese dichterisch zu



gestalten, war die Mission, die er mit unendlicher Liebe erfaßte, und der seine bedeutendsten Schöpfungen entsprangen. Er ist ein Nationaldichter im eminentesten Sinn, auch darin, daß er mit dem religiösen Empfinden seines Volks in lebendiger Wechselwirkung steht; er wird als solcher in seiner Heimat erkannt und entsprechend gefeiert; aber die künstlerische Höhe, die er einnimmt, und die Erhebung des Nationalen in das echt Menschliche, die ihm andere Natur ist, sichern ihm, wie der Uebersetzer mit Recht geltend macht, einen Rang in der Weltlitteratur und machen die Bekanntschaft mit ihm zu einem Gewinn für die fremde Nation, die sich ihn aneignet. Wir Deutsche erkennen zudem in seinen drei idyllischen Epen die uns durch Voß und Goethe vertraute Form, und gerade diese sind unter den vom Uebersetzer dargebotenen Dichtungen ohne Zweifel am meisten geeignet, allgemein anzusprechen. „Hanna“ und den „Weihnachtsabend“ wird man mit dem reinsten Genusse lesen: Runeberg selbst stellte, wie wir von dem Uebersetzer erfahren, unter allen seinen Dichtungen am höchsten die „Elchjäger“, und wir können sein Urteil nur bestätigen. Wo gäbe es auch für eine Behandlung in homerischem Versmaß und Stil einen glücklicheren Stoff, als solche in die Gegenwart hereinragende Kulturzustände, die mit jenen des göttlichen Sauhirten Eumaios wesentlich übereinkommen? Aber einem solchen Stoff mit soviel Sinn für das Originelle, so prächtiger Plastik und so herzlicher Laune gerecht werden kann nur ein Dichter von wahrem Genie. Für kleinere Stücke hat Runeberg noch eine andere epische Form benutzt, den fünffüßigen Trochäus der serbischen Volkslieder, die er selbst ins Schwedische übersetzte. Dies bedingt denn einen ganz anderen Stil, der einer harten, düstern oder feierlichen Stimmung entspricht und sich zu den Motiven des finnländischen Naturells und Lebens wieder in anderer Weise wunderbar schickt. Auch diese kleineren Stücke sind Perlen von Poesie. Einer späteren Lebensperiode gehört eine dritte Art epischer Nationaldichtung an, durch die Runeberg hauptsächlich zum Liebling seiner Landsleute geworden ist: „Fähnrich Stahls Erzählungen.“ Zwei Sammlungen, 1848 und 1860 erschienen, behandeln in mannigfaltigen Strophenformen einzelne Züge und Charaktere aus dem unglücklichen Kriege von 1808, durch den Finnland von Schweden losgerissen und mit Rußland vereinigt wurde. Es wird eine große Anzahl geschichtlicher Personen vorgeführt, darunter sich die prächtigsten militärischen Originale finden. Greift man einzelne Stücke zufällig heraus, so mag man mitunter nur den Eindruck der versifizierten Anekdote bekommen; das ganze hinterläßt doch eine großartige, echt epische Wirkung, wie sie unerreichbar gewesen wäre, wenn der Dichter den Verlauf der Dinge in zusammenhängender Erzählung hätte vorlegen wollen. Er wäre damit in eine trockne Sachlichkeit geraten, während er so in echt volkstümlicher Weise sich an das persönliche Moment gehalten hat, daran das Interesse und die Erinnerung des gemeinen Manns wirklich haftet oder haften könnte. Der alte Fähnrich Stahl, der fast nur in dem einleitenden Gedicht als Erzähler vortritt, könnte doch dies alles wirklich dem jungen Studenten, der ihn öfters mit Tabak beschenkte, aus dem Schatz der militärischen Ueberlieferung mitgeteilt haben; wenngleich man ihn schon über der Verschiedenheit des Stils und der Form, die zwischen den einzelnen Erzählungen besteht, ganz aus dem Sinn verliert. Der Verlauf des Krieges selbst bildet einen tieftragischen Hintergrund; die ganze Fülle patriotischer Begeisterung und persönlicher Tüchtigkeit, die wir kennen lernen, bleibt verschwendet bei der Kopflosigkeit der oberen Leitung und der Uebermacht des Gegners. Wohl war das Los des Landes unter der neuen Herrschaft zunächst und auf lange Zeit nicht unglücklich, ein eigenes und tüchtiges Leben konnte sich noch immer ungestört entfalten; und der patriotische Dichter selbst hat die Augen schließen dürfen, ohne die Anfänge der wüsten Vernichtung zu erleben, die wir jetzt mit ohnmächtigem Abscheu auch über das finnländische Sonderleben hereinbrechen sehen. Welches kostbarere Palladium nächst seinem evangelischen Glauben hätte diesem Volke, seinem finnischen sowohl wie seinem schwedischen Elemente, für den nun drohenden Kampf gegeben werden können, als dieses eigenartige Werk, wenn nicht der Form, doch der Bedeutung nach ein Nationalepos? Runeberg hat sich übrigens an den specifisch-finnländischen Stoffen nicht ausgelebt. Der Uebersetzer bietet uns außer dem Genannten eine gleichfalls aus Stücken verschiedener Form bestehende romanhafte Erzählung „Nadeschda“, die in Rußland unter Katharina II. spielt, und eine Dichtung aus der skandinavischen Heroenzeit, „König Fiolar“, die in einer Verwicklung nach Art der Schicksalstragödie und in heidnischem Kostüm einen tiefen religiösen Gehalt birgt. Wenn sich in diesen letzteren Werken des Dichters Genie nicht verleugnet, so fehlt ihnen freilich das ganz eigentümliche Interesse seines finnländischen Lokaltons, und „Nadeschda“ hat für den deutschen Leser etwas Verstimmendes, indem sie zuletzt in eine Verherrlichung einer so widrigen Figur wie der nordischen Semiramis ausläuft. Der Uebersetzer hat vollen Anspruch auf unsern Dank erworben. Er ist begreiflicherweise am glücklichsten in den reimlosen Stücken; der Reim wird eben bei der Natur unserer Sprache immer das Kreuz der deutschen Uebersetzer bleiben. Mit Sorgfalt hat er alles gethan, um den deutschen Leser einzuführen und zu orientieren. Eine Einleitung von 64 Seiten macht mit dem Dichter, der Umgebung, daraus er hervorging, und seiner Stellung in der schwedischen Litteraturgeschichte ausgiebig bekannt. Zu Fähnrich Stahls Erzählungen sind die nötigen Anmerkungen und ein geschichtlicher Abriß des Krieges von 1808 gespendet. Den Schluß macht eine erschöpfende Bibliographie der Ausgaben und Uebersetzungen Runebergischer Schriften. Leider fehlt es dem schönen Werke nicht an Druckfehlern, die zum Teil den philologischen Scharfsinn des Lesers auf die Probe stellen.

— Welt und Herz. Gedichte von Wilhelm Schöpff. Dritte vermehrte und gesichtete Auflage.

Bevorwortet von D. Meier, Oberhofprediger in Dresden. (Leipzig, Fr. Richter.) 222 S. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Eine Gedichtsammlung, die 1856 die zweite Auflage erlebte und jetzt zum dritten Mal herausgegeben wird, darf wohl schon aus diesem Grunde auf Berücksichtigung Anspruch machen. Wenn man sich in dieselbe vertieft, so wird man freilich nicht sowohl die Neuauflage selbst, als ihre lange Verzögerung verwunderlich finden. W. Schöpff gehört zu denjenigen Dichtern, die nicht bloß „dichten", sondern auch Beruf dazu haben; Form und Gedankeninhalt halten sich in den meisten seiner Gebilde die Wage. Drei Proben mögen dies beweisen, aus jeder der drei Rubriken des Buches eine; bei der Auswahl mußte natürlich auch die Kürze mitbestimmend sein. — Unter der Kollektivüberschrift „Bilder" findet sich folgendes Einzelbild:

Der Wurm.

Auf der Straße ein Würmlein rennt,
So klein, daß man es kaum erkennt.
Schwebend halt' ich den Fuß darüber,
Geht mir das Herz von Mitleid über.

Es stutzt und sieht die Todsgefahr,
Nimmt aber bald mein Zögern wahr;
Spannt die Glieder und läuft feldein,
Denkt: man muß nur hurtig sein!

Das Würmlein ist ein Menschenkind;
Entließ einmal dem Tod geschwind,
So träumts von Gottes verkürzten Armen,
Der doch in Langmut trug Erbarmen.

Unter „Lieder und Liedartiges" ist so viel Schönes eingereiht, daß man nur zuzugreifen braucht. Hier nur ein ganz kurzes Gedicht, betitelt

„Das Schlimmste."

Mag es gehen, wie es will,
Sinds nur Gottes Wege!
Halte du nur kindlich still
Seiner Vaterpflege!

Sprich, du zages Herz, was kann
Schlimmsten Falls doch werden?
Heimwärts geht ein Wandersmann
Müde von der Erden.

Zur letzten Rubrik, „Sprüche", ist, wie billig, zu citieren

„Der schönste Vers."

Sie rühmen dich und haben dich gelesen:
Doch daß du liebreich mit verborgner Hand
Ein Aug' getrocknet, das in Thränen stand,
Das ist dein allerschönster Vers gewesen.

Verse, die solche Wirkung hervorbringen können, hat diese Sammlung in der That nicht wenige aufzuweisen. A. W.

— Der Gottversprochene. Von Wilhelm von Wartenegg. (Paderborn, Ferd. Schöningh.) 96 S. 1 M. 40 Pf.

Der gefangene Graf Ortenburg gelobt, seinen erwarteten ersten Sohn geistlich werden zu lassen, falls er selbst die Freiheit wiedererlangt. In der Heimat hat die Gräfin Ortenburg bereits gelobt, von ihren erwarteten Söhnen den jüngsten geistlich werden zu lassen. Da die Gräfin überhaupt nur einem Sohne das Leben schenkt, muß dieser geistlich werden, denn er ist der erste und der letzte. Graf Ortenburg erwählt seinen Neffen Heinrich Spanheim, „des frühverstorbenen Bruders einzigen Sohn", zu seinem Erben. In Paris zeichnet sich Heinrich beim Tournier aus, wird Kämmerling der Königin und der Geliebte der Königstochter. Von neidischen Feinden wird ein nächtliches Stelldichein dem König angezeigt. Der Todesstrafe entgeht Spanheim durch das Dazwischentreten Bernhards von Clairvaux, seines Lehrers, nach dessen Rat ein Gottesurteil entscheidet, ob die Liebenden ihre Unschuld bewahrt haben. Unbewaffnet bewältigt der gefangene deutsche Ritter einen hungrigen Löwen und wirft diesen in seinen Käfig zurück. Damit gewinnt er die Hand der Königstochter — nach des Königs Meinung, nicht nach seiner eigenen, denn er hat sich, falls er am Leben bleiben sollte, für den geistlichen Stand bestimmt. Dieser „Verlobung" scheint eine Verlobung mit der Prinzessin nicht vorausgegangen zu sein. Der König weiß als guter Katholik, daß der Papst die Macht hat, das Gelübde des Spanheim durch Dispens zu beseitigen. Dieser aber weigert sich, nach Rom zu ziehen, er will sein Wort halten. Von seinen Verpflichtungen dem Grafen von Ortenburg gegenüber schweigt er. Die Ortenburgischen Erbverhältnisse berührt er mit den Worten:

„Mein Ohm hat ein Gelübde einst gethan,
er wollte seinen Sohn der Kirche weihen,
doch weils der einz'ge war, so zögert' er,
und da ers that, that ers mit Widerstreben.
Ich sollte ihn ersetzen; Rang und Name
ward mir verliehn, der Erbe war erstanden;
doch weil es nicht erlaubt, mit Gott zu rechten,
so fordert mich der Himmel wieder ein."

Was soll damit gesagt sein? Soll der Graf Ortenburg nicht berechtigt gewesen sein, den Neffen an Sohnesstatt anzunehmen? War Heinrich Spanheim je für den geistlichen Stand bestimmt? Warum überhaupt diese ganze Erwägung, wenn das Gelübde des Spanheim allein den Ausschlag geben, wenn „der Gottversprochene" das letzte Wort haben soll? —

Die rein epischen Bestandteile der kleinen Dichtung zeichnen sich durch fließende, nicht selten in Reime übergehende Verse aus. Die Liebeslieder sind frostig, gemacht, also wertlos. — S. 27 heißt es: „Nach vorwärts führt des Flusses Lauf." Das ist zuviel; entweder sagt man: nach vorne, oder vorwärts. — „Doch nicht nur in dem jungen Mädchenherzen, für viele war der Tag von Wichtigkeit", ein entsetzlich prosaischer Ausdruck! — Der Accusativ von Held (S. 39) lautet Helden, nicht Held. — Warum der hungrige Löwe S. 85 „kecker Hund" genannt wird, ist nicht recht einzusehen; da Reimnot nicht vorhanden, hätte füglich „kecker Leu" gesagt werden können. — Wie und warum der siegreiche Spanheim das schwere Eisengitter des Löwenkäfigs aus der Mauer heraus-

gerissen und der überwältigten Bestie in den Käfig nachgeworfen hat, dafür scheinen mir keine ausreichenden Gründe vorgelegen zu haben. — Auch bezweifle ich, ob das Beifallsgeschrei des Publikums stärker gewesen ist, als „des Himmels Donner". Das sind so Gedankenlosigkeiten, wie wenn ein Ballsaal mehr als tageshell erleuchtet sein soll.
O. K.

— Sareka. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen von F. F. Soldat. (Königsberg, Kommissions-Verlag der akademischen Buchhandlung v. Schubert & Seidel.) 199 S.

In spätem Mannesalter ist die versifizierte Prosa dieses „die Schlußakte der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden" darstellenden Gedichts vom Verfasser niedergeschrieben worden. Wenn das nicht deutlich im Vorwort stände, würde man glauben, es handle sich um den unreifen Erstlingsversuch eines seine Anlagen überschätzenden jungen Mannes. Von den zahllosen grammatischen und rhythmischen Fehlern abgesehen, findet sich in dem ganzen Epos auch nicht ein einziger poetischer Gedanke. Obendrein ist der von Geschichte und Sage gebotene, in Deutschland so gut als unbekannte Stoff vom „Dichter" willkürlich umgestaltet worden. „Erfundene" Personen, „erfundene" Beteiligung an einer Schlacht, Entlastung von Königsmord, Beseitigung der Gottheit Kurche, Bereicherung der Hauptgöttin Laima, welcher der „Kultus der Liebe attribuiert" worden ist, Beglückung des kinderlosen Walter von der Vogelweide mit einem Minne singenden Sohn, das sind die vom Verf. selbst angegebenen dichterischen Freiheiten. — Aus der Menge der Fehler hebe ich hervor: Im Frühling giebt es noch keine Wallnußschalen, mit welchen man sich die Backen braun färben kann (S. 49). — Die Gletscherbäche verdanken ihr Dasein durchaus nicht dem heißen Liebeskuß der Sonne, vielmehr nur einer Wasservermehrung im Sommer (55). — Das Morgenrot kann Wolken, aber nicht den Himmel säumen (63). — Die Eulen haben keinen leichten, sondern einen schweren Fittig (80). — Krieger, welche dem Feinde „auf dem Fuße" folgen, pflegen nicht „unbemerkt" zu bleiben (105). — Wie kann das erloschene Auge eines Gefallenen nach dem Himmel „gieren"? (120). — S. 140 naht sich „des Hauses Schlange". Man denkt an eine Art Haustier. Die „Fliegenden Blätter" würden an die Schwiegermutter denken. Es muß aber an eine nicht zum Hausinventar gehörende giftige Schlange gedacht werden. — Warum soll sich das von der Zukunft erwartete Abstraktum „Wehe" auf die lachende Heimat „rollen"? (172). — Weshalb den Infinitiv kauern zu kaueren ausdehnen? (176).

Muß es dem Leser nicht unbehaglich werden, wenn er Verse liest wie diese:

An dem kleinen Flüßchen Abste,
wo es in den Jurafluß lief,
lag die Burg des Stinegaude,
des erfahrnen Kriegshauptmanns
Schalauns, den ernannt Sareka,
eh er sich nach Deutschland wandte.
Abstegile hieß die Hofburg,
schützt als Vorburg die Rameje
und den großen heilgen Hain. —

Dabei läßt sich gar keine Vorstellung gewinnen. Wie klar ist dagegen die Schilderung eines wirklichen Dichters in den Versen:

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach
und Marmorbilder stehn und sehn mich an.

Ich kann nur wünschen, Soldat in Doberan möchte sich für die zweite Häfte seines Lebens des Dichtens enthalten. Er würde damit manche freie Stunde gewinnen, und wir Leser würden nichts verlieren.
O. K.

— Gedichte von Rudolf Kögel. (Bremen, C. Ed. Müller. X u. 188 S.

Wer so ansprechende Gelegenheitsgedichte verfassen kann, wie das an Emil Frommel nach Ablauf des „Dreikaiserjahres" gerichtete S. 26 und wie die vier kurzen, aber inhaltreichen Strophen Vale, senex imperator, wer den Reichtum seiner Gedanken in Versen fesseln kann, wie in dem Gedicht „Passionszeit" (S. 46) und in dem anderen „Das Siegel der Schriftgelehrten" (S. 67) — hier werden auch die „Feuerbestatter" zu den Schriftgelehrten gerechnet, die mit armseligem Menschenwitz der Allmacht Gottes gegenübertreten wollen — der hat den Beweis geliefert, daß er ein Dichter von Beruf ist. Und Dichter von Beruf sollen ihre Dichtungen veröffentlichen. Dichter von zweifelhaftem Beruf pflegen sich zu überschätzen und in jungen Jahren wiederholt den Versuch zu machen, die Welt mit ihren gereimten und ungereimten Versen zu beglücken. Nicht so Kögel. Was er uns bietet, ist reif, erlesen, gesichtet. Welche Poesie spricht aus den acht Zeilen „Heimweh nach Gott" (100). Wie verklärt die Poesie die Erinnerung an den alten Kantor! (131). Und die drei Strophen „Mache mich selig, o Jesu" (153) liest man gern, auch wenn man sich sagen muß, daß Albert Knapps „Morgengebet" mit der Kehrzeile „Mach mich selig, o Jesu" an dichterischem Schwung und Glut der Empfindung Kögels Gedicht übertrifft.
O. K.

5. Unterhaltungslitteratur.

— Irrwege des Herzens. Roman von Ernst Müller. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Man könnte diese „Irrwege des Herzens" auch Irrwege der Phantasie nennen, so seltsam verschlungen, bizarr und gewaltsam sind die Pfade, die Verfasser uns führt oder vielmehr seine Liebespaare wandeln läßt, ehe sie sich innerlich finden und äußerlich „kriegen". Denn nur um einige seltsame Liebesgeschichten handelt sichs. Das Buch, dessen Hauptvorzug auch seine verhältnismäßige Kürze ist (287 Seiten Oktav), unterscheidet sich in nichts von den gewöhnlichen Leihbibliotheks-Romanen, die lediglich auf Befriedigung eines überspannten Unterhaltungsbedürfnisses hinausgehen. Das, was dem Buche einen tieferen Ge-

halt und Wert verleihen soll, philosophische Erörterungen, die Streifung von Zeitfragen und Problemen, ist zum Teil oberflächlich, zum Teil barock oder absurd, so z. B. die Definition des Begriffs „Sünde". Sünde ist nach Ansicht des Haupthelden des Romans, eines fragwürdigen Hauslehrers, nichts anderes, „als eine zur Entfaltung gebrachte krankhafte Anlage unserer Seele, ein ererbter oder angeborener Trieb zu gesetzwidrigen Handlungen, die, wie jede andere physische Krankheit, bei aufgehobener Willenskraft, entweder zum Verbrechen oder zum Irrsinn führt." Und das wird weiter „wissenschaftlich" zu begründen versucht! — Auch die sociale Frage wird in dem Buche obenhin gestreift und zur Belebung der dürftigen Handlung eine regelrechte Fabrikarbeiterrevolte in Scene gesetzt, wobei übrigens manches Verständige mit unterläuft. — Ueber den Charakter des Haupthelden und seiner Philosophie giebt wohl ein Gebet am besten Aufschluß, das er, in ganz seltsame Lebensgefahr geraten, in Gemeinschaft eines Blöden losläßt, und das also lautet: „Unsichtbarer Weltengeist, Urlicht des Alls, dessen Strahlen in alle Fernen dringen! Wir tragen dich in uns, in drückende Fesseln geschmiedet, als einen Teil von dir, als einen einzelnen Gedanken deiner erhabenen, unergründlichen Weisheit! Die Thoren dichten dir ein menschliches Herz an und flehen vor dir, als ob du sie hörtest, und klagen vor dir, als ob du sie schützen könntest! Aber du hörst sie nicht und du schützest sie nicht! Denn sie erfüllen mit dem Tode nur einen Teil ihrer Sendung." — Und unmittelbar an dies „Gebet" schließt sich eine „herrliche" Liebesscene, und der heldenhafte Hauslehrer und die Geliebte, die ihn einst mit der Reitpeitsche eines anderen Verehrers, eines Kavallerieoffiziers, traktiert, sind gerettet, während der arme Blöde ertrinkt. — Solche Stellen, das Bizarre und selbst Ungeheuerliche in der Charakteristik sowie die ganz unnötige Verschlungenheit der Pfade — es sind in der That ganz unbegreifliche Irrwege der Herzen — machen die Lektüre des Buches, trotz nicht zu leugnender Geschicklichkeit der äußeren Mache, für einen einfach und gesund empfindenden Leser fast zur Qual. s.

— Fürstin Eboli. Historischer Roman von Hans Parlow. 2 Bände. 173 u. 187 Seiten. (Berlin, Otto Janke.)

Antonio Perez, Staatssekretär Philipps II. von Spanien, überbringt im Auftrag seines Herrn der jungen, verwitweten Fürstin Anna Eboli einen Strauß, um neue Beziehungen zur früheren Geliebten anzuknüpfen. Für den alternden König hat die schöne Frau nichts übrig; dem schönen Staatssekretär ergiebt sich das schrankenlos leidenschaftliche Weib vom ersten Augenblick an. Philipp, von dieser neuen Liebe der Eboli in Kenntnis gesetzt, läßt den Staatssekretär verhaften. Die Eboli, in Verbindung mit der trotz Ehebruch ihres Gatten unerschütterlich edlen Juana Perez, befreit den Don Antonio, muß aber selbst in fünfzehnjähriger Gefangenschaft bis zu ihrem Tode schwer für die Verschmähung des Königs büßen. Das Geschichtliche tritt in diesem Roman, wie in allen „historischen Romanen", sehr zurück. Noch mehr das ethische Element. Im ganzen Roman ist auch nicht eine Andeutung, daß die Fürstin Eboli und Antonio Perez eine schwere Sünde begehen. Der bigotte König, der ihn leitende alte Sünder von Beichtvater, ja nicht einmal die pflichttreue Juana tritt der spanischen Lebensregel „Leidenschaft ist Recht" entgegen. Die unbußfertige Eboli hofft sogar im Himmel ihr Verhältnis zu Perez fortsetzen zu können. Romane sollen freilich keine Moral predigen, es wird aber doch auch dem, was man in Spanien, dem beströmischkatholischen Lande, unter Moral versteht, entsprechen, daß mit der römischen Todsünde des Ehebruchs eine himmelschreiende Sünde begangen wird, und darüber dürfen sich im Roman nicht alle Personen ausschweigen.

Auch in diesem Werke Hans Parlows begegnet der Leser einem flotten Dialog. — Ob es einer spanischen Gewohnheit entspricht, im Dialog und in der fortschreitenden Erzählung einzelne Worte hintereinander zwei- oder dreimal zu sagen, weiß ich nicht. Jedenfalls wird der Eindruck durch stete Wiederholung geschwächt. —

Neu war mir im ersten Band S. 100, was alles in einem Kuß von Frauenlippen enthalten sein kann. Der Leser muß selbst die Theorie — für mehr halte ich es nicht — an der erwähnten Stelle nachlesen. — „Innerlich des Gemaches" (Bd. I. S. 125) ist falsch, es muß heißen innerhalb. —

Auch in diesem Roman zeigt sich die Schwäche des Verf. in der Beschreibung von Oertlichkeiten. Ein gewisser Don Escobedo kommt in Madrid völlig nüchtern an die Calle mayor. Der Verf. sagt uns, daß diese Straße wie sonst war — „aber es schien ihm, als sei sie heute dennoch nicht wie sonst. („Straße wie wunderlich siehst du mir aus" sagt der Deutsche erst, wenn er betrunken ist.) „Die enge Calle Sacramento mündete auf Escobedos Brust zu, wie sonst im spitzen Winkel in sie hinein (d. h. nicht in die Brust, sondern in die Calle mayor); aber auch sie schien ihm heute nicht wie sonst." Um das glaubhaft erscheinen zu lassen, läßt der Verfasser den Don Escobedo abermals den Hut abnehmen und sein Haupthaar niederdrücken. „Wieder machte er einige Schritte und kam vor der Mündung der Calle Sacramento an. Die Kirche Santa Maria, welche, etwas von der Calle mayor zurückliegend, den Pfosten der Mündung der Calle Sacramento bildet" ꝛc. Wie eine Kirche als eine Art Eckpfosten, aber als eine Art zurückliegender Eckpfosten angesehen werden kann, kommt mir, offen gestanden, etwas spanisch vor. Auch das kommt mir etwas spanisch vor, wie einige Maurer eiserne, doppelte, d. h. vor und hinter den Fenstern angebrachte Gitter „mit wenigen Hammerschlägen" entfernen können. Ich will annehmen, daß die spanischen Maurer im leidenschaftlichsten Tempo arbeiten, einen halben Tag werden sie aber ohne Zweifel zur Beseitigung des dichten Gitterwerks nötig gehabt haben, denn „ein Strom von Licht fiel in das düstere Gemach".

Wenn die realistischen Romanschreiber sich über solche Dinge lustig machen, sind sie völlig im Recht. Müssen doch schon harmlosen Kritikern derartige Dinge auffallen. O. K.

— Das Geheimnis des Orgelbauers. Historischer Roman von Emil Böhme. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Ein Künstlerroman voll gediegener Charakteristik aus der Zeit, da Straßburg und die Reichslande Elsaß-Lothringen eben deutsch geworden. Ein junger Sachse, Gottfried Silbermann aus Freiberg, der bei genialer Veranlagung in der Handwerkslehre daheim nicht gut thun gewollt, kommt zu seinem Onkel nach Straßburg, um die Kunst des Orgelbauens zu erlernen. Er hat Glück damit, und bald nachdem er „frei" geworden, erhält er, der Protestant, den Auftrag, in der Kirche eines Straßburger Nonnenklosters selbständig seine erste Orgel zu bauen. Hierbei macht er in höchst romantischer Weise die Bekanntschaft einer unfreiwillig im Kloster gehaltenen jungen Nonne, einer Italienerin, die er mit ihrer Einwilligung, da er liebt und geliebt wird, zu entführen gedenkt. Die Töne der inzwischen fertig werdenden Orgel vermitteln zum Teil den Herzensverkehr der Liebenden. Die Entführung wird zur rechten Zeit ins Werk gesetzt, durch unglücklichen Zufall aber vereitelt. Die Nonne wird ins Kloster zurückgebracht und soll nach dem Gesetze wegen Verletzung des Gelübdes lebendig im Klostergarten eingemauert werden, dieweil der junge Orgelbauer, verwundet von der Wut der fanatischen Straßburger, flüchten muß. Auf ihrem letzten Gange ertönt der unglücklichen Nonne das Werk des Geliebten, die Orgel aus der Kirche, und diese Töne wirken so tief auf ihr Gemüt, daß sie, noch bevor das grausame Urteil an ihr vollzogen werden kann, tot zusammenbricht. — Der Orgelbauer aber ist nach manchen Fährlichkeiten, tiefinnerlichst erschüttert und die Liebe zu der Toten wie ein Heiligtum im Herzen, nach seiner alten Heimat zurückgekehrt und ein berühmter Meister seines Faches geworden. Mehr als 40 Orgeln hat er im Laufe der Jahre zur Ehre Gottes, zur Erhebung der Menschen, zum Gedächtnisse seiner Liebe geschaffen, bis sich dem müden Künstler des Himmels Pforten erschlossen. Etwas Unbeschreibliches, Geheimnisvolles klang aus seinen Werken, der Liebe Zauberkraft, das heiligste Empfinden, dessen ein Menschenherz fähig ist. — Dies in kurzen Zügen das Gerippe der Erzählung, um das sich eine Fülle historisch-romantischen Lebens schlingt. Das Zeitkolorit ist ungemein gut getroffen und die Charakteristik eine meisterhafte. Ein Zug gesunden Humors und ein Hauch echter Poesie durchweht zudem das Buch, das selbst etwas von dem Geheimnis des Orgelbauers in sich hat und durchaus empfehlenswert ist. s.

6. Verschiedenes.

— Vobiscum pax? Eine Frage und eine Antwort. Eleg. kart. M. 1,—. 63 S.

Eine neue und liebenswürdige Schrift gegen Drummond, in Stil und Schreibweise dem englischen Original mit Feinheit nachgeahmt. Die neue Beleuchtung der Frage: Wie kommen wir zum Frieden? wird sicherlich alle Leser des Pax vobiscum interessieren, und sei gern von uns empfohlen.

— Der Weg zum Glück. Reden von Adolf Amstein. (Basel, C. F. Spittler.) 118 S.

In zwölf Abschnitten redet der Verfasser vom „Weg zum Glück". Dieser Weg ist der durch die enge Pforte zum Himmelreich führende schmale Weg. Es ist der Weg der Selbstverleugnung und christlichen Liebe. Der Weg des krassesten Egoismus führt aus dem Lager der Antichristen — mögen es nun Knechte des Kapitalismus oder der Socialdemokratie sein — in die Hölle. Der Verf. sagt von sich: „Ich war früher auch Socialdemokrat. Da hieß es bei mir immer nur: nehmen, nehmen, nehmen! — Nun bin ich durch Gottes überschwängliche Gnade ein Christ geworden; jetzt heißt es: geben, geben, geben!" —

Durch Erfahrungen aus dem täglichen Leben, durch kurze Geschichten weiß der Verf. seine Ermahnungen eindringlich zu machen. —

Wer an die lutherische Bibelübersetzung gewöhnt ist, wird leider nicht selten durch die vom Verf. benutzte — verbesserte? — Bibelübersetzung gestört. Warum muß statt: „Es wird dir schwer werden, wider den Stachel löcken" gesagt werden: Es wird dir schwer werden, wider den Stichel auszuschlagen? Warum statt: „Wer Ohren hat zu hören" wer ein Ohr hat? Beide Stellen sind durch steten Gebrauch weltliche Sprichwörter geworden. An solchen Stellen ändern wollen, ist pedantische Schulmeisterei, grammatische Haarspalterei. O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.





Adelheid von Rothenburg
geb. von Zastrow.



Die Schwestern.

Novelle

von

—» L. von Rade. «—

V. Kapitel.

Am Klavier.

Der frühe Winterabend dämmerte schon, als die beiden Schwestern im Salon saßen, der mit seinen warmen, roten Tapeten, Möbeln und Vorhängen trotz seiner Größe ein sehr behagliches Zimmer war. Der reiche Schmuck von Blattpflanzen in den Ecken und an den Fenstern, die Bilder in schweren, goldenen Rahmen an den Wänden gaben ihm ein trauliches Ansehen. Konstanze saß an dem schönen Flügel, der fast in der Mitte des geräumigen Zimmers stand; sie liebte es, in der Dämmerung zu spielen, und brauchte zum Glück keine Noten. Vielleicht glaubte sie allein zu sein. Der Papa ruhte um diese Zeit ein wenig, und Frieda sollte es auch thun, aber sie war leise hereingeschlichen und hatte sich im Halbdunkel auf eine niedrige Bank hinter Konstanze gesetzt, die auf dem Flügel präludierte, als ob sie erst das Thema suchen müßte, das ihre Gedanken und Empfindungen ausdrücken könnte. Dann erklang, leise und zart wie Harfentöne, unter ihren Fingern der erste Satz von Beethovens berühmter Cismoll-Sonate; dies zauberische Mondscheinbild, dessen tiefe Wehmut und Entsagung kein Wort auszudrücken vermag.

Ueber den Dächern hob sich gerade die blasse Mondsichel empor und beleuchtete magisch das rote Zimmer, und Konstanzens edles Profil mit den großen dunklen Augen, die traumhaft in die Ferne zu blicken schienen, zeichnete sich deutlich auf dem Hintergrunde ab.

So traumverloren klangen auch die leisen Kadenzen, die den zitternden Mondstrahlen glichen, welche auch nur hin- und herspielen, ohne doch etwas deutlich zu zeigen; und die scharfen Nonenakkorde tönten wie schmerzliche Rufe und Seufzer dazwischen, die aber allgemach verhallen.

Und dann das reizende Scherzo, mit dem zarten, nur hingehauchten Gedanken als Motiv: Ich liebte dich — du liebtest mich — bis zu den seligen und schmerzlichen, halb unterdrückten Erinnerungen im Trio, und zurückkehrend zu dem ersten Thema, wieder zu dem festen, fast jubelnden Schluß: Ich liebe dich — auf ewig.

Konstanzens schlanke Finger schienen zuweilen kaum die Tasten zu berühren, so zart waren die Töne, und doch so klar. — Ja, — das waren Erinnerungen der Vergangenheit; aber nun bricht der Sturm los im dritten Teil, nun tobte er durch die Saiten wie in wilder, entfesselter Leidenschaft, bis zum jähen Aufschreien. Vergebens

drängt sich die tröstende Melodie dazwischen, als ob die guten Geister mit den bösen ringen wollten — und wer behält den Sieg? — Der Kampf, der lang unterdrückte, muß erst ausgekämpft werden; tief und tiefer hinab, wie bis zum Grunde des Herzens sinkt die rührende Kantilene, die hindurchklingt; und wie ein Gewitter, das allmählich verstummt nach rollendem Donner und zuckenden Blitzen, verhallen die Töne — es wird wieder ruhiger auf den empörten Wellen, und mit ein paar herzzerreißenden Akkorden am Schluß hat der Sturm ausgetobt. —

Konstanze lehnt sich wie erschöpft zurück — es war, als ob sie ihre Seele ausgespielt — sie sah ganz bleich aus im Mondenschein. Frieda hatte mit angehaltenem Atem zugehört; sie hatte unwillkürlich mitgeträumt, gejauchzt, geklagt und gezittert.

„So hast du noch nie gespielt, Konstanze!" sagte sie leise.

Konstanze schrak fast zusammen, sie hatte Friedas Nähe vergessen.

„Mir ist, als verstände ich zum erstenmal, was Beethoven sagen will in seiner Musik," fuhr Frieda leise fort.

„Nicht jeder braucht so zu leiden und zu ringen — du nicht, mein Liebling," sagte Konstanze und streichelte das blonde Haupt, das sich an ihre Kniee geschmiegt; „dich würde der Sturm zerbrechen, — Gott schütze dich davor!"

„Konstanze, wie kommt es, daß du mir nie von deiner Jugend erzählt hast?" fragte Frieda sinnend, als ob sie ahnte, daß nicht bloß Beethoven gekämpft und gerungen.

Konstanze schwieg; sollte sie dem Kinde sagen, wie viel sie gelitten, sollte sie das reine Gemüt damit vergiften? Sollte sie sie warnen und sagen: Traue den Männern nicht, sie sind falsch; sie spielen bisweilen mit Mädchenherzen und fragen nicht danach, ob diese zerbrechen? — Sie vermochte es nicht; sie wollte und konnte Frieda nicht sagen, wie viel sie gekämpft und welche Opfer sie gerade ihr gebracht. Vielleicht war es ein falscher Stolz, der ihr die Lippen schloß.

„Ich hatte eigentlich keine Jugend, Frieda," sagte sie endlich leise, „seit ich dich zu lieben anfing." —

Der Diener brachte in diesem Augenblick die Lampe, der Papa kam zum Thee herüber.

„Nun noch ein wenig Musik," sagte er; „Frieda, du hast lange nicht gesungen."

Sie hatte nur ein kleines Stimmchen, aber Konstanze gab ihr gern ein wenig Unterricht und begleitete sie. Sie blätterte in den Noten; da lag der alte Arion, der damals noch Mode war mit seinen schlichten Liedern, und sie schlug gerade das Lied von Weber vom Schneeglöckchen auf:

Was bricht hervor wie Blüten weiß
Durch kalten Nord in Schnee und Eis?
Schneeglöckchen ists, sehnt sich nach lauer Luft
Und seines Mondes sonst viel lindern Duft;
Wohl fühlts den Nord, doch Sehnsucht stärker ist,
Es muß hervor, wo sonst kein Leben sprießt;
Und eh' es noch die Blätter ganz entfaltet,
Ist es im Eiseshauch erkaltet.

Auch ich bin sehnend früh erblüht.
Auch mich der kalte Nord umzieht,
Der Nord der Einsamkeit erstarrt mein Herz;
Zu heim'schen Gluten zieht michs himmelwärts,
Wo neues, ew'ges Liebesleben sproßt;
Schneeglöckchen willst mit mir zum Flammenost?
So läute Glöcklein still zu unserm Grab,
Wir gehen schwesterlich hinab.

Die zarte Stimme zitterte ein wenig bei den letzten Tönen, und Konstanze meinte, sie solle sich nicht anstrengen, und schloß den Flügel.

„Es ist heut kalt hier," sagte sie dann wie fröstelnd, „wir wollen morgen Kaminfeuer machen."

An dem Abend kniete Frieda noch lange vor ihrem kleinen Altar im Gebet; sie hatte die Hände vor das Gesicht gedrückt, und es war, als ob sich ein paar Thränen leise durch die rosigen Finger drängten. Es schien, als ob sie ihrem Gott so viel zu sagen, als ob sie ihn so viel zu fragen hätte, wenn sie auch nicht klare Worte dafür fand. Ihr war, als ob sie in wenig Tagen älter geworden, als ob sie viel gelernt und gleichsam ein Schleier von ihren Augen gefallen sei — der glückliche Schleier der Kindheit, der alles so rosig erscheinen läßt.

„Herr, hilf mir, den rechten Weg zu finden, zeige du mir, was ich thun, was ich lassen soll!" Das war der Schluß ihres Gebetes. Zum erstenmal fühlte sie, daß sie Konstanze nicht um Rat fragen dürfe, daß Gott allein ihr beistehen könnte, die tiefe Dankesschuld abzutragen gegen die geliebte Schwester, und sollte es auch durch Opfer und durch Kampf sein.

VI. Kapitel.
Proben.

Die nächste Zeit war eine recht unruhige. Die Proben zur Quadrille nahmen viele Stunden in Anspruch. Frieda hatte sich bei ihrer natürlichen Zaghaftigkeit sehr gefürchtet vor diesen Tanzstunden. Aber sie nahm sich herzhaft zusammen, und lernte mit einer Art von Todesverachtung ihr Pensum.

Mit wenigen Ausnahmen stellten sich die übrigen Damen auch nicht viel geschickter an, und der kleine Tanzmeister erklärte einigemal im Aerger, noch nie eine Truppe so ungeschickter junger Damen gesehen zu haben — außer Walzer und Polka verständen sie alle gar nichts. Das spornte denn den Ehrgeiz und die Aufmerksamkeit der meisten etwas an. Es fehlte auch nicht an kleinen Intriguen und Eifersüchteleien gegen die übrigen Teilnehmer des großen Festes.

Gräfin N., die an der Spitze stand, eine vornehme Weltdame, hatte auch mit möglichster Sorgfalt die Teilnehmerinnen gewählt. Aber sie hatte nicht hindern können, daß sich Gräfin Melanie, die noch immer lebte, tanzte und noch immer unvermählt war, sich in den Kreis der jugendlichen Nymphen drängte. Achselzuckend hatte Gräfin N., wegen der Stellung des Vaters der Dame, diese unliebsame Teilnahme ertragen müssen. Der jüngste Lieutenant, der froh war, um diesen Preis an der Gesellschaft teilnehmen zu dürfen, war beordert worden, mit Gräfin Melanie zu tanzen, und dies etwas ungleiche Paar erregte den Spott und Scherz der übrigen.

Gräfin Melanie wollte durch Künste der Toilette einbringen, was ihr die Jahre an Reiz geraubt. Sie wollte durchaus die Nymphen in Atlas und Gold kleiden, drapierte sich mit den verschiedenen Stoffen, die zur Auswahl vorlagen, wollte jeden Schnitt des Ueberwurfes, jedes Blatt des Schilfkranzes bestimmen. Viele hatten natürlich wieder andere Ansichten, anderen Geschmack; besonders die verschiedenen Mütter stimmten sehr eifrig für die Farben, die ihren Töchtern am besten kleideten, und so drohte das harmlose Vergnügen oft zu recht unliebsamen Auseinandersetzungen zu führen. Egoismus und Eitelkeit traten bei solchen Gelegenheiten ziemlich ungescheut zu Tage, während sie sich sonst unter der Maske der Höflichkeit zu verbergen streben. Konstanze wußte oft nicht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte über die kleinlichen Scenen die sich da abspielten. Sie hatte sich sehr ruhig und still verhalten bei allen Meinungsverschiedenheiten, und bisweilen schon bereut, ihre Frieda in dies Gewirre, diesen Markt der Eitelkeit, hineingezogen zu haben.

Besonders unangenehm war ihr das stete Zusammentreffen mit ihrer einstigen Rivalin, die ihr im Herzen immer noch gram war, aber doch äußerlich einen höflichen Ton anschlug.

Schließlich rief Gräfin N., die die Geister, die sie sich zusammengerufen, nicht mehr recht regieren konnte, doch Konstanzens Entscheidung an, auf Rat des Professor

Helms, der die Zeichnungen zu den Kostümen entworfen hatte. Natürlich wählte sie einen duftigen Stoff und grünen Schilfkranz. Ein giftiger Blick von Gräfin Melanie lohnte ihr.

„Warum tanzen Sie nicht selbst mit, ma chère?" sagte sie dann laut, „das Kostüm würde Ihnen gewiß vortrefflich kleiden." „Ich danke," sagte Konstanze kühl, „ich finde mich zu alt für eine Nymphe."

Hatte sie gesehen, daß Graf Kirchberg hinter ihr stand? er war ein alter Bekannter von Gräfin N. und benutzte das, um zuweilen ungerufen bei den Proben zu erscheinen.

Er hatte seine Stellung in der Welt ganz wieder eingenommen. Alle Gerüchte über seine Demission von seinem früheren Posten waren verstummt. Die Depeschen, deren Veröffentlichung ihm geschadet, waren nicht durch seine Schuld, sondern durch Untreue und Bestechlichkeit eines Untergebenen in falsche Hände gelangt. Auch das Verhältnis zu einer vornehmen Dame, das man ihm vorgeworfen, hatte sich als ein bloß geselliger und freundschaftlicher Verkehr in ihrem Hause erwiesen, den er gerade aus diplomatischen Gründen unterhalten hatte.

Er hatte Konstanzens letztes Wort vernommen, denn er stand schon eine Weile beobachtend an der Thür.

„Nun, wie gehts mit dem Tanzen?" rief er dann im heiteren Ton Frieda zu; „ich kam eigentlich, um der Probe beizuwohnen und zu sehen, inwieweit die Nymphen ihre Rolle studiert haben."

Frieda war rot geworden; sie kämpfte sichtlich mit der alten Befangenheit. Kirchberg war seither öfter in ihrem Hause gewesen, hatte den Vater besucht, und war zu ihnen in den Salon gekommen, aber Frieda war selten erschienen, oder nur auf kurze Augenblicke; sie sei angegriffen von den Proben, meinte der Papa, und sie sah auch blasser aus als sonst.

Graf Arnold kam, sie noch einmal in den Tanzsaal zu rufen; eine Tour, die vorher nicht recht gestimmt hatte, sollte wiederholt werden. Er wenigstens war glücklich gewesen in dieser Zeit; er konnte die Erwählte seines Herzens täglich sehen, konnte sie zu allen ersten Walzern und Cotillons auffordern, sie zum Souper führen, und ihr Bouquets und Blumen bringen; er durfte es nicht bloß, nein, die Höflichkeit, die Sitte erforderte es fast so. Er durfte im Tanze vor ihr niederknieen, und die Zipfel des rosigen Schleiers, mit dem sie so anmutige Bewegungen machte, an seine Brust drücken; das war Vorschrift des Tanzmeisters sogar; aber die Sprache, die seine treuen braunen Augen dazu andeuteten, die war freilich nur von seinem Herzen eingegeben. Ob Frieda sie verstand? er wußte es nicht — sie schien wenig darauf zu achten, aber sie bemühte sich doch in ihrer Weise freundlich zu sein; sie sprach mit ihm, oder schien doch dem zuzuhören was er sagte, wenn die langen Wimpern sich auch meist tief herniedersenkten über die blauen Augensterne.

Graf Arnold fing doch an zu hoffen, und sogar Konstanze bisweilen in seiner Seele, wenn sie auch ihre Frieda stiller und zurückhaltender als sonst fand. War das der Traum der ersten Liebe mit seiner zarten Schüchternheit, mit seinem Hangen und Bangen und seiner mädchenhaften Scheu und Verschlossenheit? Zuweilen schien es Konstanze, als ob sie das Schwesterherz nicht mehr so ganz verstände wie früher, als ob ein Schleier sich über die sonst so klaren, durchsichtigen Augen legte, und sie dachte dann mit einer Art von Schmerz an die Zeit, wo sie dies Kind ihres Herzens an einen anderen würde abgeben müssen. Und doch erschien ihr Arnold auch wieder als der Rechte in seiner offenbar so innigen Liebe, in seinem ritterlichen Wesen, um ihr Kleinod zu hüten und dessen vollen Wert zu begreifen. Auch heute folgte Konstanze den Paaren in den Saal, und mit ihren scharfen Augen beobachtete sie alle Bewegungen der Tanzenden, freute sich an Friedas natürlicher Anmut, die jetzt, wo sie die erste Schüchternheit überwunden, mehr und mehr hervortrat. Wie eine Elfe schwebte sie

zuweilen zwischen den anderen dahin, und es schien Konstanze, als ob sie doch freundlicher als sonst sich zu ihrem Ritter neigte, wenn er einen Blick von ihr im Tanze zu erhaschen strebte.

VII. Kapitel
Ein Brief.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf einmal in die Welt.
Goethe.

Frieda gehörte nicht zu den jungen Mädchen, die viele Freundinnen haben; sie war in der Einsamkeit des Landlebens aufgewachsen, hatte höchstens mit den Kindern des Gärtners und Försters gespielt. Auch in der kleinen Residenz, wo sie öfter geweilt, hatte sie wohl einige Bekannte, aber keine wirkliche Herzensfreundin gefunden; Konstanze war immer ihre Vertraute geblieben; und wenn sie jetzt in dieser Zeit sich bisweilen nach einer Art von Aussprache sehnte, und in ihrem stillen Stübchen die Feder nahm, um zu schreiben, so war es kein junges, schwärmerisches Mädchenherz, an das sie die Zeilen richtete, die sie nur langsam und oft sinnend zu Papier brachte; sie waren für ihren alten Freund und Lehrer Merett bestimmt.

„Lieber Herr Pastor," schrieb sie in ihrer kleinen, fast noch kindlich feinen Handschrift, „Sie hatten mir erlaubt, ja mich sogar gebeten, Ihnen zu schreiben, wenn es mir vielleicht einmal bange würde in der neuen, fremden Welt, die ich kennen lernen sollte, und Sie wollten mir dann raten und helfen.

Wie lang kommt mir die Zeit vor, daß ich Sie nicht gesehen und gesprochen, als ob schon viele Jahre statt weniger Monate dazwischen lägen. Sie werden mich wohl fragen, ob ich denn so viel erlebt? — Ach nein — eigentlich ist das Leben in der großen Welt recht einförmig; alle Tage Besuche, eine Spazierfahrt und abends ein Ball oder eine Gesellschaft, wo man viele fremde Menschen sieht, und selten Zeit hat, etwas anderes als ganz oberflächliche Dinge zu sprechen.

Ich glaube doch, es macht das mit der Zeit müde; wenigstens fühle ich mich zuweilen recht abgespannt, mehr als anfangs — und ich möchte lieber wieder in unserem stillen Felseck sein.

Sie sagten mir wohl, man könnte die rechte Stille auch mitten in der Welt bewahren, und es wäre ein recht schwaches Christentum, das sich nicht einmal bei solchen kleinen Zerstreuungen bewährte. Aber denken Sie, lieber Herr Pastor, obwohl ich gar nicht so leidenschaftlich gern tanze, und wir Papas wegen auch nicht so viele Feste besuchen wie manche Andere, finde ich es doch recht schwer, immer ruhig und gesammelt zu bleiben und nie in dem rechten Frieden der Gotteskinder gestört zu werden. Es kommen so viele neue Eindrücke, so verschiedenartige Menschen, und so viel seltsame Gedanken treten an uns heran; es ist oft wie ein wogendes Meer, und ich kann mich dann nicht so ganz zurecht finden. Manches mißfällt mir, manches reizt mich aber auch, und ich hätte nie geglaubt, daß die große Welt, die ich mir nur wie ein buntes Schauspiel gedacht, dem man von einer geschützten Stelle aus still zusieht, einen solchen Einfluß ausüben und mich so beunruhigen könnte.

Die Eindrücke wechseln auch so schnell; was mir gestern gefiel, erscheint mir morgen schon ganz anders — und so kommt man, ohne es zu wissen und zu wollen, in Kämpfe hinein, und weiß oft nicht mehr, was eigentlich recht und gut ist.

Ach! ich dachte es mir so sehr leicht, gut zu sein, Gott die Treue zu halten; immer an ihn zu denken, auch in dem Geräusch der Welt; immer seinen Willen zu thun, und alle Menschen zu lieben nach seinem Gebot. — Jetzt kommt es mir oft recht schwer vor.

Glauben Sie, daß es eine Versuchung ist, die mich unruhig macht? eine Versuchung, die ich bekämpfen muß?

Ich erinnere mich eines schönen Gedichtes, das Sie mir einmal zeigten:

Die Bilder, die im Innern sich entfalten,
Die vielfach mit einander sich verweben,
Sie sind ein Abdruck nur vom äußern Leben
Und von der Welt vergänglichen Gestalten.
Oft herrschen sie als zwingende Gewalten,
Die uns mit Angst erfüllen und mit Beben,
Und die auf unsern Wink nicht mehr entschweben,
In starrer Nähe vor uns festgehalten.
O, möchte dies Getümmel doch entschwinden,
O, daß ein Bild den andern Schwarm vertriebe. —

Daran habe ich schon oft gedacht. Daß es in der Welt Versuchungen giebt, das haben Sie uns wohl immer gesagt; Weltlust und Augenlust und hoffärtiges Wesen — aber ich hätte nicht gedacht, daß sie in unserem eigenen Herzen so viel Widerhall fänden. Ich glaubte, daß ich gar nicht eitel wäre — und ich habe mit Schrecken gefunden, daß ich oft sehr gefallsüchtig bin; ich schäme mich nur es einzugestehen — und ich mag es selbst meiner geliebten Schwester nicht so sagen. — Sie ist so schön und wird so bewundert — und geht doch so ruhig durch alles hindurch; sie scheint nie an sich zu denken, immer nur an mich — meinen Sie, daß ich ihr das je vergelten kann? — müßte ich ihr nicht eigentlich gern jedes Opfer bringen und alle ihre Wünsche erfüllen? — — — —

Vielleicht ist es alles nur Traum und Einbildung, was mich beängstigt, und wenn ich erst wieder daheim bin in den lieben Bergen und Wäldern, dann werde ich auch wieder fröhlich und glücklich sein wie ein Kind.

Ich wollte, Sie könnten noch einmal die Hand auf mein Haupt legen, und mir sagen: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel." — Aber — wenn ich nicht bewahrt bliebe —? wenn irgend eine Sünde, wenn Hoffart und Selbstsucht sich doch in mein Herz einschlichen, das ich selbst noch so wenig gekannt — wäre es denn nicht besser, der Herr nähme mich von der Welt? —

Seien Sie nicht böse über diesen langen Brief; es hat mir doch wohl gethan, Ihnen zu schreiben, wenn ich auch nicht alles so sagen konnte, wie ich wollte. — Mein Kopf ist oft müde und schwer und thut mir weh — aber ich mag es Konna nicht sagen und klagen; sie sorgt ohnehin für mich, und auch für Papa — ich glaube, niemand weiß, wie gut und aufopfernd sie eigentlich ist. —

Beten Sie mit mir, lieber Herr Pastor, für Konna und auch für Ihre dankbare Schülerin Frieda.

VIII. Kapitel.

Das Hoffest.

Die letzten Wochen des Karnevals flogen dahin. Die Ankündigung des seltenen, kostümierten Festes lockte manche auch aus der Ferne herbei, um einmal wieder den Hof in Herrlichkeit und Glanz zu sehen; und um recht Vielen den Genuß zu verschaffen, waren in weiten Kreisen Eintrittskarten verteilt worden.

Unter den alten Bekannten, die sich hinzudrängten, war auch Tante Rothen. Es war ihr glücklich gelungen, ihre eine Tochter „anzubringen", wie sie sagte; das heißt sie mit einem Gutsbesitzer in der Provinz zu verheiraten. Es war zwar nicht ganz das, was sie für ihre Tochter ersehnt hatte, aber immerhin doch eine annehmbare Partie; die andere war alte Jungfer geworden, und mit dieser hatte sie sich dann auch nach einer kleinen Stadt zurückgezogen, um im Sommer die Annehmlichkeiten des Landlebens bei der Jüngeren zu genießen. Das frühere Leben in der Residenz hatte auch viel gekostet; die Gesellschaften, die Toiletten hatten einen großen Teil ihres Vermögens verzehrt; die schöne Villa war längst verkauft.

Aber jetzt mußte sie doch noch einmal kommen, sich im Glanze des Breidensteinschen Reichtums zu sonnen. Konstanze hatte freilich nicht mehr die alte Vorliebe für die Tante, aber diese war entzückt beim Wiedersehen.

„Kind, du bist schöner als je" sagte sie, sie zärtlich umarmend: Ist dein Sammetkleid aus Paris, oder hast du es hier gekauft? es sitzt süperbe. — Kirchberg hast du natürlich wiedergesehen?" Konstanze wandte sich ab — „Nun, nun, vor mir brauchst du dich nicht zu verstellen; ich bin überzeugt, er ist entzückt von dir — mehr verliebt noch als damals, wo du ihm den Korb gegeben" — „Lassen wir die alten Geschichten, liebste Tante", sagte Konstanze unruhig, und blickte nach Frieda hin, die sich bemühte, die alte Kousine zu unterhalten, aber doch genug von dem halblauten Gespräch verstand. „Ja, er hatte sich freilich seitdem noch mehr in den Strudel des Lebens gestürzt — das war aber deine Schuld. Jetzt aber wird er sich wohl die Hörner abgelaufen haben; er ist immer noch ein schöner Mann. Ihr wäret das passendste Paar von der Welt! Du bist eine brillante Partie, mein Kind, mit deinem Vermögen, von dem du jetzt nichts mehr abzugeben brauchst, und er gäbe dir die angemessene Stellung in der Welt, die dir zukommt". —

„Ich glaube, ich *habe* meine Stellung, liebe Tante," unterbrach Konstanze ihren Redestrom — „ich bedarf keiner anderen."

Tante Rothen zuckte die Achseln; aber es gab noch so viel zu besprechen und zu überlegen wegen passender Anzüge für sich und die Tochter; einigermaßen im Kostüm der Zeit sollte alles bei dem Hoffest von Ferrara erscheinen; und sie meinte, daß Konstanze aus ihrem reichen Vorrat von Sammet, Spitzen und Schmuck ihr etwas zu Hülfe kommen möchte, damit die Toilette möglichst elegant und billig sei, was diese natürlich gern that, nur um sie abzufinden.

So nahte der Tag des Festes heran, und wurde mit fieberhafter Ungeduld von vielen erwartet. Freilich war er für manche auch ein Tag der Enttäuschung. Es war ja unmöglich, alle die jungen Damen der Residenz so zur Geltung zu bringen, wie sie und ihre Mütter es gewünscht hätten.

Wer von den jungen Damen keinen Tänzer mehr gefunden, oder keine Rolle in dem großen Zuge der Charaktermasken aus Ariosts phantastischem Gedicht bekommen, der wurde für den Chor der unzähligen Feen verwandt, der dem Zuge folgte. Ein solcher mußte organisiert werden, um alle Unzufriedenen unterzubringen. Da gab es blaue und rosa Feen, weiße mit Silber und Gold gestickte, mit duftigen Schleiern und Kränzen; je langweiliger die Rolle, desto glänzender und teurer war wenigstens das Kostüm, und vielleicht lag darin eine Art von Trost für die vereinsamten Damen, die bisweilen etwas gelangweilt aussahen, wenn sie paarweise in mannichfachen Windungen, wie bei einer großen Polonaise, den Saal durchschritten.

Es stand zu hoffen, daß nicht viele von ihnen den Orlando furioso gelesen hatten, und die etwas zweifelhafte Rolle kannten, die man ihnen zugewiesen. Jedenfalls war der Ceremonienmeister, oder wer sonst der Hauptleiter des Festes war, froh, alle enttäuschten Väter und Mütter, die ihre Töchter präsentieren wollten, zu beschwichtigen, und diese mit der allgemeinen Bezeichnung „Fee" — abzufinden. Natürlich gab es böse und gute, alte und junge, schöne und häßliche darunter.

Um die Darstellung der lebenden Bilder hatte sich der kunstsinnige König selbst bis ins einzelne bekümmert, und so sehr auch Konstanze erst gewünscht hatte, sich davon zurückzuziehen, so mußte sie doch dem allerhöchsten Befehl folgen und die edle Chlorinde darstellen, wie sie sterbend noch von Tankred getauft wird. Dieser, ein schöner blonder Gardeoffizier, war auch persönlich vom Könige ausgewählt worden. — Noch unangenehmer war es Konstanze, daß Frieda auch noch in den lebenden Bildern mitwirken, und den Engel Gabriel darstellen sollte, der, gleich am Anfang von Tassos befreitem Jerusalem, dem Gottfried von Bouillon in der Glorie der aufgehenden Sonne erscheint. Zwei Rollen schienen ihr zu viel für die ohnehin zarte Schwester. Aber der König hatte



bestimmt erklärt, und alle Künstler, die die Bilder stellten, stimmten ihm bei, daß keine andere junge Dame mit den blonden Haaren und dem kindlich reinen Ausdruck, so geeignet sei einen Engel darzustellen, als gerade sie.

Niemand war glücklicher als der Vater, daß er seine Töchter so bewundert und vorgezogen sehen sollte; schon seinetwegen mußten sie einwilligen. Er freute sich so auf den Abend, daß er sogar ein Unwohlsein verbarg, was ihn schon einige Tage quälte, und sich zusammenraffte, um im vollen Glanze der Uniform, mit allen seinen Orden bei Hof zu erscheinen. — Frieda war schön als Nymphe. Ein wenig Schminke, die bei solchen Gelegenheiten erlaubt und unerläßlich ist, verbarg die etwas bleichen Wangen. Die liebliche, wiegende Musik regte sie an, und so schwebte sie wirklich wie eine Sylphide um ihren Ritter, dessen Herz mehr wie je bezaubert war. Ihm stand die Rüstung, der Helm mit dem wallenden grünen Busch auch vortrefflich.

Was Graf Arnold in der überströmenden Seligkeit dieses Abends seiner kleinen Tänzerin zuflüsterte, wenn sie sich in den Figuren des Tanzes zu ihm neigte, das hörte niemand — vielleicht auch sie nicht, wenn auch bisweilen der rosige Schleier in ihrer Hand zu zittern schien.

Es war auch nicht Zeit, viel zu sprechen, oder die Lobsprüche anzuhören, die ihr von allen Seiten über ihre Grazie gespendet wurden, denn gleich nach Beendigung des Tanzes mußte Frieda mit Konstanze nach der kleinen, erhöhten Bühne eilen, wo die Bilder gestellt wurden.

Man nahm ihr nur den Kranz ab, das lange blonde Haar wurde aufgelöst, das weiße, faltige Gewand übergeworfen; die goldenen Flügel und die Strahlenglorie bildeten die Dekoration des Bildes, der Hintergrund, aus dem ihr liebliches Gesicht nur wie aus schimmernden Wolken hervorschaute. Sie deutete mit der erhobenen Hand und mit einem verklärten Lächeln hinauf nach Jerusalem, das im Hintergrunde erschien; und vor ihr kniete Kirchberg, als Gottfried von Bouillon, neben dem Zelte seines Lagers, tief ergriffen von der Erscheinung, die ihm Heil und Sieg verkündet. Er sah wundervoll aus in seiner Rüstung und dem wallenden weißen Mantel mit dem roten Kreuz.

Ein Ah! der Bewunderung ertönte unwillkürlich von den Lippen der Hunderte von Zuschauern, ein Gemurmel des Beifalls — denn ein lauter Applaus wäre doch nicht am Platze gewesen.

Der König war so entzückt, daß er das Bild dreimal zu sehen verlangte; Tasso triumphierte in diesem Moment über seinen Nebenbuhler Ariost, trotz der bunten, reichen Menge, die dieser zu seiner Verherrlichung aufgeboten hatte.

„Fallen Sie nur nicht!" sagte indessen Kirchberg zu Frieda, und wollte ihr von dem erhöhten Tritt hinunterhelfen, auf dem sie hinter Wolken halb verborgen vor ihm gestanden.

„Meine alten Glieder sind zwar schon etwas steif geworden," fügte er in halbscherzendem Ton hinzu, indem er sein Knie ein wenig rieb, „aber vor Ihnen kann man sich schon einmal beugen."

Aber Frieda ging nicht ein auf den Scherz; es hatte doch ihrem Gefühl widerstrebt, da vor den vielen Menschen, gleichsam nur zum Scherz, einen Engel Gottes vorzustellen, und den stolzen Ritter sich zu Füßen zu sehen. Dann aber hatte sie der Gedanke einer solchen himmlischen Erscheinung selbst tief ergriffen; es war ihr so wunderbar zu Mut: Ach, daß ich doch anderen ein Engel sein, ein Engel werden könnte! so hatte es in ihrem Herzen geklungen, halb in Schmerz, halb in einer Art von seliger Freude; und das hatte ihrem Antlitz jenen wunderbaren, unnachahmlichen Ausdruck der Verklärung gegeben.

„So laßt mich scheinen bis ich werde!" murmelte sie unwillkürlich, als sie Kirchberg die Hand reichte, um hinabzusteigen und dann schnell in ihrem Garderobenzimmer zu verschwinden.

Chlorinde und Tankred sollten das letzte Bild sein, Konstanze und Hauptmann

von Seling. Als Chlorinde in ihrem purpurfarbenen Gewande, mit dem Panzer und dem Helm auf den lang herabwallenden dunklen Haaren hervortrat, meinte Professor Helms: „So hat Tasso sich seine Chlorinde geträumt — aber nicht diesen harten, strengen Ausdruck, meine Gnädigste; denken Sie, daß auch Chlorinde von Mitleid bewegt werden konnte, als sie Olind und Sophronia auf dem Scheiterhaufen erblickte; wie viel mehr jetzt, in dem Moment, wo Tankred, der heimlich geliebte, sie zwar tödlich verwundet hat, aber noch sterbend zur Christin macht, und himmlische und irdische Liebe zugleich das stolze Herz besiegen: Amico, hai vinto — io ti perdoni — sagt sie ja."

Aber wo war Tankred? „Hauptmann von Seling!" tönte es angstvoll und ungeduldig hinter den Koulissen. — Eben als er die Bühne betreten wollte, war er in dem zweifelhaften Licht auf den Stufen ausgeglitten und hatte sich am Knie derart verletzt, daß er vor Schmerz nicht stehen konnte. Große Verwirrung! In dem Moment trat Kirchberg vor, und der Professor rief: „Geschwind, nehmen Sie den weißen Mantel ab, Sie sind noch in Helm und Rüstung, ein herrlicher Tankred. Baronesse Breidenstein ist blaß genug für die sterbende Chlorinde, es bedarf keiner weißen Schminke. — So, legen Sie sich hier auf das Felsstück an der Quelle, wie zum Tode ermattet; Graf Tankred schöpft das sprudelnde Wasser, während er sich über Sie beugt, Ihnen die letzte, heilige Weihe zu geben."

Es war keine Zeit, nachzudenken oder zu zögern. Konstanze fühlte sich in der That einen Augenblick wie ohnmächtig; die vielen Lampen verbreiteten eine beängstigende Hitze — sie lehnte sich mit geschlossenen Augen auf die Bank, die den Felsen vorstellte.

„Sie müssen die Augen gen Himmel richten" flüsterte der Professor ihr noch zu; „es heißt ja: e gli ouhi al cielo affisso."

Gewaltsam sich zwingend schlug Konstanze die Augen auf; aber sie hätte sie wieder schließen mögen vor dem Blicke, der sie aus Tankreds Augen traf — alle Kälte, aller Spott waren daraus verschwunden, und es schien, als wollte sich dieser ernste, fragende Blick tief in ihre Seele bohren und ihr Herz ergründen. Konstanze mußte ihn aushalten in dem Moment während des Beifallsmurmelns der Zuschauer. Sie fühlte es, wie das Blut heiß in ihre Wangen stieg, und als der Vorhang zum zweitenmal aufging, hatte sie die Augen wie in Todesmattigkeit wieder geschlossen. —

Das war das Ende der Vorstellungen, und das bunte Gewirr des Tanzes, das noch folgte in den überfüllten Sälen, war wie ein Traum vor Konstanzens Augen; sie unterschied kaum noch die verschiedenen Kostüme, die da durcheinander wirbelten.

Es beunruhigte sie nur, ihren Vater nirgends zu finden, und auch Frieda schien ihr verschwunden. Sie hatte in einem der Nebensäle, von Graf Arnold begleitet, etwas Luft und Kühlung gesucht. — Jetzt kam sie bleich, zitternd und sichtlich erregt zurück: „Ich möchte nach Hause, Konna."

Die Schwestern bestiegen ihren Wagen. Sobald sich derselbe in Bewegung gesetzt, brach Frieda in Thränen aus.

Konstanze ahnte, was vorgefallen sei. Sie hatte, als Arnold einmal versuchte, ihr mit halben Worten sein Herz auszuschütten, ihn in eben der Weise zur Ruhe und Geduld ermahnt; Frieda sei noch zu jung zu einem entscheidenden Worte. — Nun war es doch wohl gefallen, trotz seines Versprechens zu schweigen, und Konstanze zürnte ihm fast darüber. Aber das Herz war eben dem jungen Manne mit dem Kopf davon gelaufen. Der häufige Verkehr mit dem lieblichen Mädchen hatte ihn mehr für sie begeistert, und wie er sie heute als Engel gesehen, mit den verklärten Augen, da war es ihm gewesen, als könnte sie entschweben, als müßte er sie festhalten auf dieser Erde. Zugleich konnte er das Gefühl von Eifersucht nicht bemeistern, das ihn allemal beschlich, wenn er Kirchberg und Frieda zusammen sah. Kein anderer sollte vor ihr knieen dürfen als er allein.

So waren ein paar leidenschaftliche Worte seinen Lippen entflohen, die Frieda



nur tief erschreckt hatten. Konstanze suchte sie vergeblich zu beruhigen; sie fühlte sich aber selbst seltsam erregt, und es war wie eine Ahnung von kommendem Unheil, die sie durchzuckte.

IX. Kapitel.

Die Krisis.

Oben im Hause brannte noch Licht — es herrschte noch keine Ruhe trotz der späten Stunde, und Konstanze erschrak, als ihr der Kammerdiener ganz verstört entgegenkam mit der Nachricht, daß der Herr Baron ernstlich erkrankt sei.

Er war gleich zu Anfang des Festes infolge der Hitze und des Gedränges unwohl geworden, hatte den Triumph seiner Töchter, auf den er sich so sehr gefreut, nicht mehr erlebt, sondern sich in einer Droschke nach Hause begeben.

Konstanze flog an sein Bett — er war bewußtlos; der Arzt, der schon geholt worden, konstatierte einen Schlaganfall. Er sprach zwar noch von Besserung, wandte verschiedene Mittel an — aber Konstanze las in seinen Augen, wie wenig Hoffnung er hatte.

Mit Mühe bewog sie Frieda, sich niederzulegen, und versuchte noch zu trösten, wo sie selbst verzagte. Sie wich nicht von seinem Lager. Am nächsten Tage, als Frieda todesbleich neben seinem Bett kniete und mit gefalteten Händen halblaut betete, zeigte sich ein Schimmer von Bewußtsein auf des Barons Antlitz — ein schwaches Lächeln. Er versuchte die eine Hand, die nicht gelähmt war, auf Friedas Haupt zu legen, und seine Augen suchten dabei nach Konstanze, als wollte er ihr seinen Liebling noch einmal ans Herz legen.

Konstanze nickte ihm nur beruhigend zu, und er lauschte andächtig auf Friedas zitternde Stimme, wie sie betete:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir.

Dann schloß er die Augen. — — —

Der plötzliche Uebergang aus dem laut bewegten Treiben der Welt zu der Stille und dem Ernst des Todes war furchtbar für die beiden Schwestern.

Unter den ersten, die kamen, war Kirchberg. Er war tief bewegt gewesen über das rasche Ende des alten Mannes, den er in der letzten Zeit so oft aufgesucht. Mit der Ruhe und Sicherheit, die ihm immer eigen waren, hatte er auch hier eingegriffen und gebeten, ihm, als dem nächsten anwesenden Verwandten, alle die nötigen, schmerzlichen Anordnungen zu übertragen; und Konstanze hatte ein solches Gefühl von Beruhigung, von Vertrauen gehabt bei seinem Auftreten, daß sie, vielleicht zum erstenmal im Leben, einem andern etwas überließ, was sie selbst hätte thun können. Einfach und klar sagte sie ihm nur des Vaters Bestimmungen und ihre eigenen Wünsche und staunte selbst über den Trost, den sie in der Ueberzeugung fand, daß er alles besser als sie selbst ausführen würde.

In der That erwies sich Kirchberg als treu, aufopfernd und selbstlos. Kein Wort, keine Miene erinnerten mehr an den kalten, spöttischen Ton, den er sonst anschlug; nur wie ein älterer Freund, scheinbar ohne jede andere Absicht, stand er Konstanze zur Seite, und sie dankte es ihm im tiefsten Herzen.

Nicht bloß, daß sie sich selbst erschöpft fühlte von Nachtwachen und Kummer, sie gewann dadurch auch mehr Zeit, sich Frieda zu widmen, die ganz versunken schien in ihren Schmerz.

Die Uebergänge waren zu schroff gewesen, zu vieles war auf sie eingestürmt in den letzten Tagen, und nun saß sie matt, bleich, anscheinend teilnahmlos neben der Leiche des Vaters; sie äußerte keinen Wunsch, keinen Willen mehr. Diese Stille ängstigte Konstanze mehr als die lautesten Ausbrüche des Kummers.

Natürlich war auch Graf Arnold gleich gekommen; er hatte auch wie selbstverständlich seine Hülfe, seine Dienste angeboten. Aber Konstanze wußte ihn auf schonende Weise fernzuhalten, da Frieda bei der bloßen Erwähnung seines Namens erbebte und womöglich noch bleicher geworden war. Konstanze fühlte, daß jetzt keine Zeit zu Liebeswerbungen und Heiratsanträgen sei — sie wollte jede Entscheidung hinausschieben, bis Frieda und sie selbst wieder ruhiger geworden.

Die Leichenfeier in dem schwarz verhängten Salon war vorüber; unzählige Kränze und Palmen verdeckten den Sarg; die hohen Kandelaber warfen ein unsicheres, zitterndes Licht über die große Trauerversammlung, die sich, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, zusammendrängte. Konstanze und Frieda, tief in ihre schwarzen Schleier verhüllt, hatten der Feier im offenen Nebenzimmer beigewohnt; nur zuletzt traten sie vor, um noch einmal an dem Sarge zu beten. Arnold war entsetzt, als er Frieda erblickte — er kannte sie kaum; sie war völlig wachsbleich, und tiefe, schwarze Schatten lagen unter den erloschenen Augen, die keine Thränen finden konnten als Erleichterung. Ihr Schritt war schwankend, Konstanze mußte sie stützen und führen. Nur einmal hob sie den Kopf und sah die Menschen, die sie mitleidig begrüßten, mit einem leeren, fremden Blicke an, als ob sie niemand erkennen könnte. Nur auf Kirchberg, der als Verwandter zunächst stand, haftete ihr starres Auge einen Moment mit einem seltsamen Ausdruck. Niemand beobachtete es als Arnold, dem es war, als würde ein Dolch in sein Herz gestoßen; er hätte hinstürzen und neben ihr niederknieen mögen, nur ihre Hand berühren, um sie aus der Lethargie aufzuwecken, die sichtlich auf ihr lag. Aber Konstanze winkte ihm angstvoll mit den Augen, fernzubleiben, und schon hatte sich auch Kirchberg niedergebeugt, um mit sicherer Hand dem zitternden Mädchen aufzuhelfen, das sichtlich nicht im stande war, sich allein zu erheben. Wie ein Kind leitete er sie bis ins Nebenzimmer zurück und schloß die Thüren, um sie mit Konstanze allein zu lassen.

Am andern Tage sollte die Leiche nach Felseck in die Familiengruft gebracht werden. Breidenstein ging ja an eine andere Linie über, und der neue Besitzer, der gekommen war, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, war allen fast ganz unbekannt.

Konstanze hatte alles zur Reise vorbereitet; sie hoffte auch viel von dem Luftwechsel und der Stille für Frieda; an sich zu denken hatte sie noch nicht Zeit gehabt.

Aber als Kirchberg am andern Morgen kam, um ihr auch bei dieser traurigen Abreise zu helfen, trat sie ihm todesbleich entgegen:

„Sie ist krank — schwer krank!" kam es in abgebrochenen Worten über ihre Lippen — „der Arzt sagt, ein schweres Nervenfieber — es war zu viel für die zarte Natur — ich kann sie nicht verlassen —"

„Seien Sie ruhig," sagte Kirchberg fest, aber Konstanze hörte an seiner Stimme, wie tief bewegt er selbst war. „Ihre nächste Pflicht liegt jetzt hier; ich werde alles übernehmen, alles besorgen, und die teure Leiche geleiten — Gott stehe Ihnen bei."

Er wandte sich einen Moment ab, vielleicht um seine Rührung zu verbergen.

„Ich danke Ihnen," sagte Konstanze, „Gott lohne es Ihnen!" und sie reichte ihm die Hand hin, die er einen Moment in der seinen hielt, und ihr dann nur ein hastiges Lebewohl zuwinkte.

Arnold hatte sich ihm angeschlossen, und so brachten die beiden den Sarg des letzten Freiherrn von Felseck nach der stillen Ruhestätte.

Die Reise war lang und nicht ohne Schwierigkeiten. In Felseck war aber alles vorbereitet und geordnet und die Gruft mit Kränzen und grünen Zweigen geschmückt, die am Ende des Parks in einem Tannenwäldchen lag; zwischen den Bäumen hindurch hatte man einen weiten Blick in die herrliche Landschaft, die selbst an dem kalten, öden Wintertage nicht des Reizes entbehrte.

Die Leute aus Schloß und Dorf folgten trauernd ihrem alten Herrn und trugen seinen Sarg selbst zur Gruft.



Kirchberg kehrte zur Residenz zurück. Mit der Hin- und Herreise und dem Aufenthalt waren über drei Tage verstrichen; sie schienen ihm eine halbe Ewigkeit. Nun aber eilte er, Konstanzen zu berichten und zu hören, wie es dort stände.

Der Diener, der die Thür vorsichtig öffnete, zuckte die Achseln. Schon in einem der Vorzimmer trat ihm Konstanze entgegen; sie kam aus dem Salon; dorthin, als dem größten und lustigsten Zimmer, hatte man Frieda gebracht. Kirchberg erschrak fast, wie hohläugig, wie überwacht Konstanze aussah in ihrem schwarzen Trauerkleide. — Sie hatte indessen furchtbar schwere Tage durchlebt; die wachsende Sorge um ihren Liebling hatte selbst den Schmerz um den Tod des Vaters für den Augenblick zurückgedrängt. Frieda redete wirre Dinge in ihren Phantasieen, und jedes ihrer oft kaum verständlichen Worte traf der Schwester Herz wie ein scharfer Pfeil, es ließ sie ahnen, wie das arme Kind gerungen und gekämpft.

„Ich kann ihn nicht lieben!" rief sie ein paarmal in flehendem Ton; „ich kann nicht! es ist alles eine Lüge!"

Und wenn Konstanze sie liebreich zu beruhigen strebte, fuhr sie noch erregter fort: „Warum sagt Ihr, daß ich ein Engel sein soll? — Ich bin kein Engel, nehmt die Flügel weg — die Engel sind heilig und rein — ich bin ein schwaches, sündiges Menschenkind, und Gott straft mich nun — der Vater mußte sterben!"

Dann betete sie wieder mit rührender Stimme um Vergebung für alle ihre Schuld, und wenn Konstanze sich zärtlich über sie beugte, sagte sie: „Nein, nein, — du weißt es nicht — du sollst es auch nicht wissen — ich kann es dir nicht sagen — du würdest mich hassen! Die Schuld ist so schwer — ich kann nicht mehr beten, bete du für mich — bete —"

Dann kniete Konstanze an ihrem Bett nieder und versuchte mit bleichen, zitternden Lippen ein Gebet zu stammeln — aber es waren nur Worte; die Todesangst schnürte ihr die Kehle zu.

„Du kannst auch nicht beten!" sagte dann die Kranke trostlos; „deine Gebete haben keine Flügel!"

„Es geht schlecht!" sagte Konstanze jetzt mit bebender Stimme und angstvollen Augen auf Kirchbergs kurze Frage. „Auch der Arzt schüttelt den Kopf; sie redet so entsetzlich wirre Dinge — es ist furchtbar anzuhören. Alles sei nur Strafe für eine schwere Schuld, die sie aber keinem sagen will —"

„Das sind Fieberphantasieen!" sagte Kirchberg tröstend.

Aber Konstanze schüttelte den Kopf; ihre eigenen Nerven waren furchtbar erregt, sonst hätte sie, die alles schweigend trug, nicht so viel und so hastig geredet. Sie hatte sich bisher gewaltsam aufrecht erhalten, aber jetzt schien die Fassung sie zu verlassen.

„Gott nimmt sie mir!" flüsterte sie händeringend, „und ich kann es nicht tragen!"

„Gott kann sie Ihnen auch erhalten," sagte Kirchberg, um sie zu ermutigen.

„Nein, nein!" fuhr sie noch heftiger fort, als ob sie die Angst und Qual ihres Herzens einmal aussprechen müßte, „nein — Gott will sie mir nicht lassen! ich muß noch mehr büßen dafür, daß ich ihrer Mutter das Leben verbittert — daß ich — ich wollte es gut machen, ich habe dem Kinde ja alles geopfert — meine Jugend — meine Liebe — mein ganzes Glück! Aber Gott verwirft mich und mein selbsterwähltes Opfer — es war umsonst — ich muß auch sie hingeben! Ich habe nichts mehr auf der Welt —"

„Konstanze!" kam es von Kirchbergs Lippen; er hatte sie verstanden, und all die tiefe, lang zurückgedrängte Leidenschaft des gereiften Mannes zitterte in dem einzigen Wort.

Konstanze erbebte — der Ton hatte doch ihr tiefstes Herz getroffen. Wie vor sechzehn Jahren brach sie fast zusammen bei diesem ersten und einzigen Liebeswort, und Kirchberg mußte wieder den Arm ausstrecken, um die Wankende zu halten; wie erschöpft lehnte sie einen Moment die Stirn an seine Schulter — es war, als ob all ihre stolze Haltung, ihr Selbstvertrauen gebrochen sei!

— Aber — ein furchtbarer, durchdringender Schrei ließ beide in demselben Augenblick auffahren.

Die Thür des Salons, die nur angelehnt war, hatte sich geöffnet — und da stand Frieda! Sie hatte Konstanzens langen dunklen Mantel umgeworfen, der immer an ihrem Bett lag, denn im Krankenzimmer mußten stets die Fenster offen stehen; die Pflegerin hatte einen Augenblick das Zimmer verlassen, um Eis zu holen; die Jungfer war in der Uebermüdung eingenickt, die Kranke hatte gerade jetzt ruhiger geschienen. Aber mit der eigentümlichen Schärfe des Gehörs, die im ersten Stadium des Nervenfiebers oft eintritt, hatte sie das halblaute Gespräch doch vernommen, hatte jedenfalls Kirchbergs Stimme erkannt, war geräuschlos aufgesprungen, und — da stand sie mit den kleinen bloßen Füßen auf dem Boden, die blonden Haare schüttelnd, die sonst so klaren, stillen Augen mit einem unheimlichen Glanz auf die beiden gerichtet. —

„Da ist er!“ fuhr sie mit ihrer ganz veränderten Stimme fort. „Ich wußte es — du willst es mir nicht sagen, du willst ihn nicht hereinlassen — er soll dich lieben, nicht mich — ich wußte es ja längst, daß du ihn liebst —“

„Barmherziger Gott, sie ist wahnsinnig!“ rief Konstanze entsetzt und eilte auf sie zu, um sie zu beschwichtigen. Aber mit der Kraft des Fieberwahnes schleuderte Frieda sie hinweg.

„Rühre mich nicht an!“ schrie sie wild, „ich glaube dir nicht!“

Kirchberg, obwohl er selbst entsetzt war bei Friedas plötzlicher Erscheinung und bei ihrem leidenschaftlichen Ausbruch, behielt doch seine Fassung in diesem schrecklichen Augenblick.

„Ruhig, Frieda!“ sagte er fast gebieterisch, und sie auf seine Arme nehmend, zwang er sie mit fester Hand in das Nebenzimmer zurück, wo die entsetzten Frauen sich wieder mit ihr beschäftigten.

Der Arzt wurde gerufen. Nach kurzer Frist trat er ein und warf einen verwunderten Blick auf Kirchberg.

„Es ist der Verlobte meiner Schwester,“ sagte Konstanze mit eisiger Ruhe — „sie schläft jetzt —“

Kirchberg preßte die Zähne aufeinander, daß sie knirschten — aber er schwieg; es war wie ein furchtbares Gericht, das über ihn erging.

Der Arzt fühlte den Puls — legte prüfend die Hand auf die Stirn — die Gewalt des Fiebers war gebrochen.

„Die Krisis ist heut schon eingetreten,“ sagte er sichtlich erfreut, „sie wird zur Genesung führen.“

X. Kapitel.

Jenseits der Berge.

In dem tiefen Felsenkessel, den die wilde Sarka bildet vor ihrem Einfluß in den Gardasee, liegt Arko, geschützt vor den Nordwinden, am Abhang der grauen, seltsam zerklüfteten Berge.

Konstanze war schon einmal in ihrer Jugend, auf einer kurzen Reise mit dem Vater, als Frieda noch ganz klein war, am Gardasee gewesen, und die köstliche Luft, die wundervolle Umgebung, wo Goethe wohl die Anregung zu einem seiner schönsten Lieder empfangen, waren ihr stets in Erinnerung geblieben.

Als daher die Aerzte ein milderes Klima für Frieda nötig hielten, war ihre Wahl gleich auf diesen fern vom Geräusch der Welt belegenen Ort gefallen, und die schwierige Reise, denn über den Brenner führte noch keine Eisenbahn, wurde angetreten.

Es waren stille, schwere Wochen gewesen, die jenem entscheidenden Tage gefolgt waren. Die Macht des Fiebers schien freilich gebrochen; körperlich erholte sich Frieda langsam, aber sie lag still und teilnahmlos da, und es war, als ob ihr Geist den

Bann nicht abschütteln könnte, der noch auf ihr ruhte. Ihr mattes Lächeln schnitt in Konstanzens Seele; sie sprach fast gar nicht, und es war auch, als ob sie sich der nächsten Vergangenheit nicht erinnerte; als ob ein Schleier über all den tief erschütternden Vorgängen ruhte, den auch niemand zu heben wagte. Kirchberg hatte in dienstlichen Angelegenheiten verreisen müssen; man hatte ihm wieder eins der ersten Regimenter anvertraut, und militärische Geschäfte nahmen ihn in Anspruch. Vielleicht war auch seine Entfernung eine Erleichterung für Konstanze, die die inneren Augen hätte schließen mögen, um alles zu vergessen, was geschehen war, auch was sie selbst in der Erregung jener Stunden gesagt und gethan; sie zitterte nur andererseits für Frieda, ob diese Kirchbergs Nähe nicht vermissen würde?

In ihren wachen Träumen, in dem Halbschlummer, in dem sie meist lag, hatte sie anfangs auch noch öfter seinen Namen gerufen; aber er war leiser und leiser geworden und schließlich verstummt, als ob er auch mit in dem Nebel untergegangen sei, der ihre Erinnerung umhüllte.

Graf Arnold schickte fast täglich die schönsten Blumen, daß sie ihr Auge erfrischen sollten, aber sie frug nie, von wem sie kämen. Bei seinen häufigen Besuchen hatte er Konstanze einmal mit bebender Stimme gefragt: ob denn wohl Hoffnung sei?

„Hoffnung, gottlob ja! — aber nicht für Sie, mein armer Freund!“ „Nun, wenn nur Hoffnung ist, daß sie erhalten bleibt — dann will ich auch entsagen,“ hatte er geantwortet, und die Thräne in seinem Auge zerdrückt. Seitdem war er nicht mehr selbst gekommen, nur die Blumen waren die stummen Boten seiner Treue.

Und so saß Konstanze allein im Zimmer ihres Lieblings; bleiern schlichen die Stunden und Tage dahin, ohne einen Wechsel zu bringen; und da diese Apathie so lange währte, hatten die Aerzte gemeint, daß eine neue Umgebung, wo nichts sie an die Vergangenheit und ihren Verlust erinnerte, am besten geeignet sei, die schlummernden geistigen Kräfte wieder zu beleben.

Konstanze hatte die Reise in Begleitung von Friedas alter Bonne und eines Dieners unternommen; sie dachte auch: nur fort, nur fort aus den Räumen, wo sie so viel und so Schreckliches erlebt. Am liebsten wäre sie freilich nach Felseck gegangen, aber das wäre nichts für Frieda gewesen. — So wurde denn der große, grüne Reisewagen gerüstet, und wo die Eisenbahn aufhörte, Frieda dahinein bequem gebettet, so daß sie die lange Fahrt über den Brenner gut überstand.

Als ihnen in Bozen und Trient die mildere Luft entgegenwehte, als nach dem Schnee, dem Regen und Nebel des nordischen Frühjahrs, der blaue Himmel über ihnen lächelte und die Gelände rosig schimmerten und dufteten in der ersten Blütenpracht der Mandeln und Pfirsiche, da atmete Konstanze auf. Auch Frieda schaute lächelnd umher, und es war, als ob wieder eine Spur von Glanz sich in den Augen zeigte.

Bei Mori geht es über die breite Etsch, hierauf in die Berge, in die öde Wildnis des Loggiothales, an dem stillen, einsamen Bergsee vorüber. So hat Dante seine Hölle beschrieben — „dem Erdfall bei Trient gleich“ — wie dies Chaos von Steinen und Trümmern.

Ist dies nicht ein Bild meines Lebens?“ dachte Konstanze. Aber sie öffnete das Wagenfenster und Frieda sog begierig die frische, stärkende Luft ein. Bei dem Thore von Nago, oben auf der Höhe über dem tiefen Thalkessel, öffnet sich plötzlich der Blick auf den weiten, lichtblauen See, dessen Ende im rosigen Duft verschwimmt. Sie ließen den Wagen halten, und Frieda lehnte sich hinaus. „O, wie schön!“ sagte sie, „ist das das Meer?“ Es war das erste Mal, daß sie wieder eine so lebhafte Teilnahme zeigte, und Konstanze war schon glücklich darüber.

Sie bewohnten eine Villa außerhalb der eigentlichen Stadt, dicht an dem schönen Park, den sich der Erzherzog Albrecht angelegt, der alle Vorzüge des dortigen Klimas erkannt und benutzt hat. Die seltenen immergrünen Koniferen verdecken all die Welt ringsumher, so daß nur die mächtigen, schneebedeckten Gipfel der Alpen herüberragen.

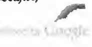
Wenn Frieda ruhte und die gute Mademoiselle sie bewachte, dann ging Konstanze wohl allein in dem leichten Schatten der mattgrünen Oliven an den Bergen entlang; da dufteten die zahllosen Frühlingsblumen zu ihren Füßen, die blauen und weißen Veilchen, die Primeln, die Anemonen; da wanderte sie hinauf nach dem alten Schloß von Arko, mit seinen Cypressen auf der steil abfallenden Felshöhe; oder nach der immergrünen Steineiche auf der anderen Seite; hinter dem Monte Brione, der wie ein Stein, von Riesenhand geschleudert, dicht am Rande des Wassers niedergefallen ist, blitzt da der leuchtende See hervor; hoch über Riva, dem kleinen Städtchen, das sich in der Ecke halb verbirgt, hängt auf steiler Höhe das altersgraue Kastell Tanno, und schaut mit den epheubewachsenen Zinnen ernst hinab auf die lachende Ebene, das Delta der Sarka, wo Weinstock und Feigen grünen. Konstanze war es wohl in dieser großartigen Einsamkeit; diese wilden, meist nackten Felsen mit ihren schroffen, kühnen Formen, überragt von dem schneebedeckten Monte Baldo, das war eine Umgebung, die für sie und ihre Stimmung paßte. Sie brauchte auch einsame Stunden, um innerlich still zu werden vor ihrem Gott und sich seinem Willen beugen zu lernen.

Wohl war schon damals, an dem Sterbebett der zweiten Mutter, manches von Konstanzens selbstischem Wesen in den Tod gegeben worden; Weltlust und Augenlust hatten seitdem keine Macht mehr über sie gehabt; aber der tiefste Zug ihres Herzens, die Hoffart, war doch geblieben. Sie hatte alles leiten, alles lenken, alles regieren wollen nach ihrem Willen. Bei aller Liebe zu der Schwester, die sie wie ihr eigenes Kind betrachtete, sie, sie allein hatte doch für sie sorgen, sie nach ihren Gedanken und Plänen glücklich machen wollen — und was war das Ende ihrer Hoffnungen? Freilich hatte sie Frieda mütterlich behüten, sie vor jedem Uebermaß bewahren wollen — aber hatte sie sich nicht von Schritt zu Schritt mit hineinziehen lassen in den Strudel des Weltlebens, hatte die warnende Stimme in sich übertäubt; hatte ihre zarte Blume zu früh dem rauhen Winde ausgesetzt, oder dem Samum der Welt, ehe Geist und Körper stark genug geworden waren, dem Einfluß zu widerstehen? War sie nun nicht vielleicht gebrochen, und würde sie ihr auch bei aller eigenen Aufopferung und Entsagung zu der sie bereit war, je ein Glück wieder geben, wieder schaffen können? Und hatte sie nicht noch ein Herz aufs Spiel gesetzt, das ihr teurer war als das eigene? Und wenn sie auch ihre eigene Seele hingeben wollte, jetzt fühlte sie es: kein Mensch kann den andern erlösen, auch den liebsten nicht, kann ihm nicht Glück und Seligkeit geben — es steht alles bei Gott.

Als sie da in Todesangst an dem Bette ihrer sterbenskranken Schwester gekniet, und nicht einmal vermocht hatte, ein Gebet zu sprechen, das die matte Seele hätte erquicken können, da war es wie ein scharfes Schwert der Selbsterkenntnis durch ihre Seele gegangen; sie konnte nicht geben, was sie selbst nicht hatte: Trost — Frieden — Glauben; sie mußte es selbst erst für sich erringen und erbitten. Sie mußte erst lernen, still und demütig zu werden — die arme, einst so stolze Konstanze.

Wer kann es sagen und beschreiben, was in einer Menschenseele vorgeht, die wirklich anfängt, sich zu ihrem Gott zu wenden, und sich unter seine Hand zu beugen? — Konstanzens Seele war stark, und so mußte Gott auch seine eigenen Wege, und wohl recht rauhe mit ihr gehen — aber — er will ja auch die Starken zum Raube haben. — Von Zeit zu Zeit hatte sie an Kirchberg geschrieben, immer nur ganz kurz, nur wenige Zeilen, um ihm Nachricht über Friedas Befinden, über die Reise, über ihre fortschreitende Besserung zu geben. Er hatte eben so kurz geantwortet, aber auch in den wenigen Worten, in den knappen Sätzen, sprach sich ein tiefes Mitgefühl aus; es war eine dunkle Wolke, die auf ihnen allen lastete, und jeder ahnte schweigend das Leid des anderen.

Auch an Pastor Merett hatte Konstanze geschrieben; als treuer Freund der Familie, als Seelsorger, kannte er ja Friedas Natur, und hatte sie immer besonders in sein Herz geschlossen. Er war in Heidelberg zur Heilung seiner Augen mit seiner Tochter,



und diese beantwortete Konstanzens Briefe; es ging aber besser, und da noch zur völligen Herstellung ein Aufenthalt in milder, stärkender Luft empfohlen war, so hoffte Konstanze, daß er zu ihnen nach Arko kommen würde. Er hatte ihr auch Friedas Brief geschickt, und dieser bestätigte Konstanzen, die zwischen den Zeilen zu lesen verstand, nur, was sie selbst jetzt ahnte und wußte, von den inneren Kämpfen ihres armen Kindes, die ihre zarte Natur so tief erschüttert hatten.

Ein Traum von Liebe lebt wohl in jedem Mädchenherzen, ein Ideal, das es bewußt oder unbewußt sucht, und bisweilen glaubt gefunden zu haben, während vielleicht nur die Phantasie, nicht das Herz, wirklich berührt wurde. Kirchbergs imponierende Erscheinung, seine halbscherzende Huldigung, war wie ein zündender Funke in das ahnungslose Gemüt gefallen. Frieda erschrak, als sich in den Gedanken an ihren Gott, dessen Tempel das Herz doch sein sollte, wie sie sich gelobt, ein anderes, irdisches Bild mischte. Sie erschrak aber noch mehr, als sie dunkel ahnte, daß Konstanze diesen Mann auch geliebt, und daß ihre Wünsche nicht bloß thöricht, sondern ihrem feinen Gefühl nach, im Hinblick auf die geliebte Schwester, eine Schuld, ja eine Sünde seien, wie sie sich sagte. Das Leben der großen Welt, das sie aufregte, war hinzugekommen; schlaflose Nächte, ruhelose Tage; da brauchte nur als letzte Erschütterung Arnolds übereilte Werbung und der rasche Tod des Vaters hinzuzukommen, um die Saiten gleichsam zu zerreißen, die lange schon zu scharf angespannt gewesen waren. — Jetzt sah Konstanze das alles mit einer erschreckenden Klarheit vor sich, und jeder leise Seufzer ihres Lieblings fiel schwer auf ihr eigenes Herz zurück.

Wohl schien es ihr jetzt, als ob wieder Rosen auf Friedas Wangen erblühten, und ihr Auge wieder leuchtete — aber dann versank sie auch wieder in ihr stilles Brüten, und Arbeit und Buch entfielen ihrer Hand, wenn sie auch versuchte, sich zu beschäftigen.

Der deutsche Arzt, zu dem Konstanze Vertrauen gefaßt, wollte sie um jeden Preis dieser Lethargie entreißen; irgend eine Freude, eine Ueberraschung meinte er, würde gut sein, um ihr herauszuhelfen, um den erschlafften Nerven wieder etwas Spannkraft zu geben.

„Wir müssen es versuchen," sagte Konstanze, und sie schrieb an Kirchberg: „Kommen Sie! wenn etwas ihr wieder das Leben geben kann, so wird es die Freude sein."

XI. Kapitel.

Mutter und Sohn.

Hugo Kirchberg hatte auch seinerseits eine schwere Zeit durchlebt, nicht bloß in dem tiefgreifenden Konflikt zwischen der gleichsam neu erwachten Liebe für Konstanze und dem tiefsten Mitleid für das arme Kind, dessen Herz er, ohne es eigentlich zu wollen, gewonnen, und an das er sich nun gefesselt fand — er war auch an das Krankenbett seiner Mutter gerufen worden.

Die alte Frau lebte noch immer auf ihrem einsamen, kleinen Gute; ihr schöner, begabter Sohn war von jeher ihres Herzens Stolz gewesen; ihn von aller Welt geliebt und bewundert zu sehen, dafür hatte sie jedes Opfer gebracht, und ihre Erziehung war es vielleicht gewesen, die ihn zu dem gemacht, was er geworden, zu dem scheinbar kalten, egoistischen Weltmann; aber auch die edleren Eigenschaften des Herzens und Charakters hatte er wohl von der Mutter geerbt. Sie waren nur beide einander zu ähnlich, als daß ein steter Verkehr hätte beglückend sein können — bei jedem Wiedersehen waren die beiden scharfen, eigenwilligen Naturen aneinander geraten. Trotzdem bemühte sich Hugo, ihr wenigstens in der Ferne ein guter Sohn zu sein, und seine Briefe, die Ehren und Auszeichnungen, die ihm zu teil geworden, das war das Lebenselement der alten, einsamen Frau gewesen, und sein Bild in voller Jugendschöne, das in ihrem

Zimmer hing, blieb ihr ganzer Stolz. — Daß aber der schöne Mann, der Liebling der Frauen, unverheiratet geblieben, daß er altern sollte, ohne eine Lebensgefährtin gefunden, ohne eine Familie gegründet zu haben — das war ihr ein nagender Kummer. Früher freilich war ihr keine ihres Hugo würdig erschienen — keine war reich, schön und vornehm genug für die Ansprüche, die sie machte, und sie war bei ihrem gelegentlichen Besuche in der Residenz empört gewesen in dem Gedanken, daß er sich an ein so junges und unbedeutendes Ding wie Konstanze, oder gar an eine alte Kokette wie Gräfin Melanie fesseln sollte. Vielleicht war sie mit den Jahren milder geworden und hatte auch ihre Ansprüche herabgestimmt; aber Hugo hatte bei seinen kurzen Besuchen immer dies Gesprächsthema vermieden, das ihm wie den meisten Männern, sehr antipathisch war: wohlmeinende Ratschläge über seine Verheiratung aus dem Munde anderer zu vernehmen. Jetzt hatte sie ihn zu sich beschieden, weil sie sich krank fühlte und ihr Ende nahe glaubte, um ihm noch einmal ihre innigsten Wünsche ans Herz zu legen. Vielleicht war es ihr allmählich klar geworden, daß sie dem Sohn mit ihrer blinden Liebe und Anbetung viel geschadet, und statt seinen Fehlern entgegen zu treten, dieselben nur genährt hatte. Sie war in ihrer Einsamkeit den Interessen der Welt mehr abgestorben; als ob sie sich zur Heimfahrt rüsten wollte, sprach sie nicht mehr mit der alten Schärfe von früheren Bekannten und Beziehungen — es war ein Hauch von Milde in ihrem Wesen.

Dennoch war es eine Prüfung für Hugo, ihr geduldig zuzuhören; er wollte bisweilen auffahren, aber er bezwang sich immer wieder in dem Gedanken, daß es vielleicht das letztemal sei. Nur als sie seltsamerweise Konstanzens Namen nannte, die sie zwar nicht wieder gesehen, von der sie aber gehört hatte, und ihm gerade sie als Frau empfehlen wollte, die jetzt in jeder Art für ihn passe — da zuckte er zusammen:

„Ich bitte dich um Gottes willen, schweige Mama, ich kann es nicht ertragen."

Sie erschrak. „Hugo," sagte sie angstvoll, ich hoffe, du bist los von früheren Verbindungen, die mich oft so unglücklich gemacht.

„Sei ruhig, Mama, alle Thorheiten sind abgethan, ich denke für immer in meinem Alter; ich habe auch kein Verlangen mehr nach dem Glanz und Glück der Welt — es ist alles eitel — ich würde mit einem stillen, bescheidenen Lose zufrieden sein."

Die alte Gräfin sah ihn fragend an. „Nun, wenn du es wissen willst, ich bin so gut wie verlobt — aber frage mich nicht weiter, ich bitte dich."

Da kam Konstanzens Brief; Hugo zögerte noch; das Gespräch hatte die alte Frau erregt, sie war sehr schwach; aber als sie nach einigen Tagen sich wieder besserte, reiste er in Gottes Namen ab, um seinem Schicksal ins Angesicht zu schauen.

XII. Kapitel.
Abschied.

In Arko grünte und blühte es jetzt. Die Orangen dufteten; die Banksia-Rosen rankten an Säulen und Balkonen empor und ihre weißen und gelblichen Blütenbüschel hingen bis zur Erde nieder. Die Kamelien, die Rhododendron und Azalien blühten im Freien an den geschützten Stellen, und Frieda saß so gern unter den immergrünen Bäumen der erzherzoglichen Villa. „Das sind die Bäume des Lebens," pflegte sie zu sagen, „sie dienen zur Gesundheit."

Sie sog den würzigen Harzduft ein und erfreute sich an der Pracht der Blumen, die sie so liebte und daheim nur im Treibhaus gekannt hatte. Sie sprach nicht viel. Die kleinen Hände fest zusammengefaltet, konnte sie still und friedlich, ja bisweilen lächelnd ihre Zeit verträumen.

Indessen war zu Aller Freude Prediger Merett mit seiner Tochter gekommen, und Konstanze sah mit Wonne, wie dies Wiedersehen Frieda zu beleben schien; sie ging wieder

mehr umher und wollte ihrem alten Freunde alle Schönheiten der Gegend zeigen. Er selbst war tief bewegt durch ihren Anblick; er fand sie namenlos verändert, seit er sie als fröhlich blühendes Kind zuletzt gesehen; es lag etwas Verklärtes in ihrem Blick, in ihrem ganzen Wesen; und der häufige Wechsel der Farbe, der leise Husten, der ab und zu kam, zeigten dem erfahrenen Manne wohl, wie es um sie stand, und welche Gefahr immer drohte. Aber er sah auch, daß Konstanze der Hoffnung bedurfte zur Pflege, und er mochte sie ihr nicht zu früh rauben. —

Frieda selbst schien ihm heiter in den längeren Gesprächen, die sie oft zusammen hatten, und in denen sie sich gern von der Heimat und allen Beziehungen dort erzählen ließ; bei ihrer frühen Jugend schienen ihre Gedanken am liebsten zu weilen. Leise, in seiner milden, ruhigen Weise, frug er auch weiter nach dem, was etwa auf dem Grunde der Seele ruhte?

„Ja, ich hatte so böse Träume,“ sagte Frieda, „ich glaube, ich habe Ihnen einmal davon geschrieben — aber sie sind vergangen; Gott ist sehr gnädig, er hat sie mir alle wieder abgenommen. Ich glaube, es war nur eine selbsterwählte Last, kein Kreuz, was er mir schickte; und da hat er mich wohl geheilt durch die schwere Krankheit. Sie sagen ja, ich sei so krank gewesen, und hätte so viel gesprochen in der Erregung, und habe sie alle damit geängstigt — aber ich weiß nichts mehr davon. Die Krankheit war eben nicht zum Tode, sondern zum Leben, Gottes Hand sollte darin offenbar werden. Mir war es nur, als sei ich aus langem, langem Schlaf erwacht, und die Welt sei nun schöner als früher. Es ist so licht und sonnig, und ich habe gar nicht mehr die traurigen Gedanken, die mich früher bisweilen quälten. Wenn es nun schon hier so schön ist, lieber Herr Pastor, wo wir doch nur den Saum Seines Gewandes sehen, wie muß es erst droben sein, vor seinem Throne? Sie sagten mir einmal, man könnte es nicht ausdenken und aussinnen — ich versuche es bisweilen — und es ist wie ein Meer von Licht und Glanz!“

Merett wandte sich ab; er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge. Solche Worte aus dem Munde seiner lieben, jungen Schülerin zu hören, hatte er nicht erwartet. Aber er war ruhig über sie — mochte Gott nun ihr Los lenken nach seinem Wohlgefallen.

Auch Konstanze hatte er verändert gefunden; nicht bloß, daß sie älter und ernster geworden, und daß die letzten Monate tiefe Furchen auf ihrer sonst so festen, klaren Stirn gezogen, sie war auch innerlich weicher, fügsamer geworden; das fühlte er ihr ab nur aus einzelnen Worten und Aeußerungen, denn es lag nicht in Konstanzens Natur, sehr mitteilsam zu sein über ihre inneren Empfindungen und Erfahrungen; und Pastor Merett war ein viel zu feiner Menschenkenner, um sich in das Vertrauen seiner Freunde einzudrängen und gleichsam voreilig den Schleier von einer ringenden Seele heben zu wollen. Aber sein Verständnis that Konstanze dennoch wohl, und sie konnte mit mehr Ruhe dem lang gehofften und innerlich von ihr doch auch so gefürchteten Wiedersehen mit Kirchberg entgegengehen. Es war ihr lieb, noch eine Stütze zur Seite zu haben in all den tausend schmerzlichen und peinlichen Momenten, die ihr bevorstanden.

Das schöne Frühlingswetter war einigen trüben, nebligen Tagen gewichen, und nun wehte die Ora, der Seewind, wieder kälter und schärfer herüber, und selbst die sonnige Terrasse bot mit ihren Oliven und Cypressen keinen Schutz. Frieda mußte im Zimmer bleiben, das ein leichtes Feuer von Olivenholz erwärmte.

Konstanze versuchte sie vorzubereiten; sie hatte bisher nicht auf ihre Andeutungen geachtet.

„Vielleicht kommt Hugo bald, um uns zu besuchen,“ sagte sie endlich, indem sie sich zwang, seinen Namen auszusprechen.

„Hugo?“ wiederholte Frieda langsam und wie träumend — „was will er hier?“

„Meine süße Frieda,“ sagte Konstanze mit zitternder Stimme, „er hat dich lieb; du hast es nur vergessen, wie seine Nähe dich in deiner schweren Krankheit beruhigte — da sagtest und zeigtest du doch auch, daß du ihn lieb hättest —“

„Ach!" sagte Frieda, „das war, wie ich so lange und so schön schlief; ich glaubte, es sei alles nur ein Traum gewesen. War er wirklich da?"

„Ja, ich glaube, du verdankst ihm das Leben — und wäre es nicht schön für dich, es ihm nun auch zu weihen und ihm anzugehören? Würde dir das das Leben nicht wieder lieb machen und dir Kraft geben, ganz gesund zu werden?"

„Nein, Konstanze," antwortete Frieda langsam, „es war doch nur ein Traum; ich glaube nicht, daß er mich liebt — und ich — ich liebe ihn auch nicht mehr; es käme mir jetzt vor, wie eine irdische Fessel, die mich noch drückte — ich muß frei sein!" setzte sie hinzu mit einem leuchtenden Blick.

Ihre Wangen hatten sich höher gefärbt, und Konstanze schwieg.

In der Nacht wehte der Südost heftiger; es kam ein Hustenanfall, stärker als sonst — und Blut strömte über die erblaßten Lippen. —

Jetzt konnte auch Konstanze sich nicht länger täuschen über die Gefahr, und als Kirchberg kam, fand er nur eine Sterbende, die ihm mit friedlichem Lächeln die Hand reichte.

Wie anders war dies Wiedersehen, als Konstanze sich gedacht, als sie es sich oft ausgemalt, noch zitternd vor dem eigenen schwachen Herzen und vor Kirchbergs Leidenschaftlichkeit oder Ungeduld. — Es hatte ja eine Zeit gegeben in ihrem Leben, wo sie ihn vergessen wollte, und eine andere, wo sie meinte, ihn fliehen und hassen zu müssen. Jetzt fühlte sie wenigstens, daß sie in treuer Freundschaft noch festhalten könnte an der Liebe ihrer Jugend, wenn sie sah, wie zart der sonst so stolze, kalte Mann doch mit ihrem Liebling umzugehen wußte, wie er sie hinaustrug auf die Terrasse, wenn die Sonne wieder schien; wie er die Fenster öffnete und ihr Luft zuwehte, wenn sie beängstigt war; wie er seine Stimme dämpfte, wenn er mit ihr sprach oder ihr einmal etwas vorlesen konnte. Es war auch jetzt, als ob seine Nähe sie beruhigte, als ob seine Hand noch die Anfälle von Atemnot mildern könnte, an denen sie zuweilen litt. —

Wohl ging es auch noch einmal wieder besser; wohl gab der Arzt wieder Hoffnung auf eine längere Erhaltung, und Konstanze klammerte sich daran und sprach ihr noch einmal von Leben.

„Nein, nicht wieder hinein in die Sünde," sagte sie dann, „ich habe einmal gekämpft und überwunden — die Last der Erde ist so schwer — warum soll ich sie noch einmal tragen?"

Und Konstanze war nun so weit gekommen, daß sie sie nicht mehr unbedingt hier festhalten wollte; daß sie den Gedanken fassen konnte, sie ziehen zu lassen, ohne die Verzweiflung, ohne den Widerstand gegen Gott, den sie zuerst empfunden.

„Vor dem Tode fürchte ich mich nicht," sagte Frieda bisweilen, „aber doch noch vor dem Sterben; wird es sehr schwer sein, Konna? stütze mich — ich war immer so zaghaft!"

„Gott wird es dir alles leicht machen!" antwortete Konstanze; sie hatte auch keine Thräne, keine Klage mehr.

Es war eine tiefergreifende Stunde, als der treue Seelsorger Frieda noch einmal das heilige Abendmal reichte; die Fenster standen offen, der Duft der Orangen strömte hinein, dieser Bäume, die wie im Paradiese Blüten und Früchte zugleich tragen. Sie nahmen alle teil an der Feier; auch Kirchberg hatte darum gebeten. Tieferschüttert kniete er an dem Sterbebett — er hatte auch gelernt in dieser Zeit. Die Macht des Glaubens, die sich ihm hier offenbarte, war etwas Neues für ihn — sie hatte sein Herz bezwungen; und als Konstanze die Thränen in seinem Auge sah, die er nicht mehr zurückzuhalten strebte, da überkam sie das Gefühl, als ob Friedas Lebensaufgabe hier unten erfüllt sei.

Diese aber, mit einem überirdischen Lächeln, reichte die eine Hand Konstanze, die andere Hugo, und fügte dann unwillkürlich die beiden ineinander.

„Nun geht es aufwärts!" sagte sie leise, — „singe, Konstanze!"

Anna Merett stimmte an:

„Laß mich gehn, laß mich gehn —" das alte, teure Lied, das schon so manchen Abschied leicht gemacht, und Konstanze sang es mit, mit ihrer tiefbebenden Stimme.

Frieda legte das Haupt still zur Seite und schlief ein — so sanft, daß keiner zu sagen vermochte, wann der letzte Atem entflohen sei.

XIII. Kapitel.

Schluß.

Sie hatten die Leiche alle nach Felseck gebracht und an einem herrlichen Frühlingstage, unter unzähligen Kränzen und Blumen an die Seite des Vaters gebettet. — Auch Arnold war gekommen; er wollte noch einen Kranz auf den Sarg legen als letzten Abschied, und Konstanze konnte ihm noch einen Gruß bestellen — sie hatte seiner in der letzten Zeit noch einmal freundlich gedacht und ihm wie zur Erinnerung eine Orangenblüte gepflückt, die er als ein heiliges Andenken verwahrte.

Nun war es still geworden nach aller Angst, nach allem Schmerz, nach aller Anstrengung und Unruhe der Reise — alles atmete Frieden, als ob sie ihnen etwas von ihrem Himmelsfrieden zurückgelassen oder herniedergesandt. Das ist ja der Trost in solchen schwersten Zeiten, ehe das Leben mit seinen täglichen Pflichten und kleinen Sorgen wieder in seine Rechte tritt. Auch Kirchberg wollte am anderen Tage Abschied nehmen.

„Und nun Konstanze", sagte er, „was werden Sie weiter beginnen?"

Sie atmete tief. „Ich glaube, daß ich in dieser Zeit meinen Beruf erkannt habe — vielleicht hat Gott mich zur Krankenpflegerin bestimmt; Pastor Merett hat mir früher oft gesagt, wie man Diakonissen sucht; ich habe immer noch Kraft — und — ich fürchte nichts mehr."

„Wenn Sie denn durchaus barmherzige Schwester werden wollen" sagte er fast mit einem Anflug seines alten Sarkasmus im Ton, „so können Sie es ja bei mir versuchen."

Konstanze sah ihn erschrocken an; zum erstenmal fiel ihr auf, was Merett und andere längst bemerkt, wie bleich, wie verändert der sonst so schöne Mann aussah.

„Um Gott, Hugo, sind Sie krank?" kam es bebend von ihren Lippen.

„Ich fühle es schon lange," sagte er düster — „ich habe meine Kraft wohl verbraucht in dem unruhigen, aufreibenden Leben, das ich geführt; in Arko brach ich zum erstenmal ganz zusammen, und der Arzt, den ich dort aufs Gewissen fragte, und Wahrheit von ihm wollte, stellte mir kein glänzendes Prognostikon; nicht einen raschen Tod — aber wohl ein langsames Siechtum — vielleicht eine elende Existenz im Rollstuhl."

„Wenn ich Ihnen helfen könnte —" sagte Konstanze mit zitternder Stimme.

„Nein, nein Konstanze, das Opfer wäre zu groß, Sie an einen kranken, elenden Mann zu fesseln — obwohl —

„Obwohl ich es war" — fügte Konstanze leise hinzu —

„Die mir zu rechter Zeit hätte helfen können" — vollendete Hugo den Satz.

Ein Brief des Doktors, der ihm meldete, daß die Mutter sichtlich schwächer würde, beeilte seine Abreise. Er kam nur noch, um ihr die Augen zuzudrücken, die ihn noch einmal wie fragend und bittend anblickten. Sie hatte es schon damals mit dem Herzen der Mutter erkannt, daß er krank sei.

Er hatte noch um Nachurlaub gebeten für längere Zeit und beschloß dann, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Er fühlte, daß er seinem Beruf nicht mehr mit der alten Kraft und Pflichttreue vorstehen könnte, und es ekelte ihn auch jetzt an, in die alten Verhältnisse, in die Unruhe, in das Treiben der Stadt zurückzukehren.

Es gab noch viel zu ordnen und aufzulösen in dem kleinen Haushalt der Mutter; die alten Leute mußten versorgt, die Sachen, noch aus früheren, besseren Zeiten, an denen sie gehangen, verteilt oder verpackt, die Papiere geordnet werden; sie hatte noch immer viele Korrespondenzen geführt. In ihrer Mappe lag ein verschlossener Brief an Konstanze adressiert; Hugo steckte ihn ein — was mochte sie ihr zu sagen haben?

Er wollte ihn ihr noch selbst bringen; ihm war, als müßte er noch einmal an Friedas Sarg beten, und sich ein Epheublatt zur Erinnerung mitnehmen von den Kränzen, die der alte Gärtner mit Thränen immer erneuerte. „Armes kleines Schneeglöckchen!" so rasch gewelkt — und doch — ihr ist wohl!" —

Konstanze öffnete schweigend den Brief; eine Thräne trat in ihr Auge — um ihre Frieda hatte sie noch nicht weinen können.

„Ich wollte noch Abschied nehmen" sagte er, „ehe ich mich in die Einsamkeit zurückziehe und den Versuch mache, ob Ruhe und gute Luft mir, wenn nicht Heilung, doch Erleichterung bringen."

„So nehmen Sie mich mit!" sagte Konstanze leise aber fest und reichte ihm den Brief. Mit zitternder Hand standen nur die wenigen Worte darin:

„Verlassen Sie meinen armen Sohn nicht — das bittet

eine sterbende Mutter."

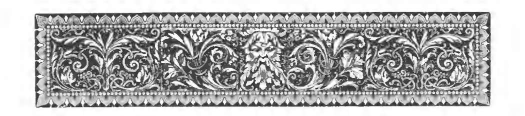
Sie hatte gefühlt und erkannt, was ihm Trost bringen konnte.

„Wir sind allein übrig geblieben" sagte Konstanze, als das Blatt in Hugos Hand zitterte, „lassen Sie uns gemeinsam das Leid tragen, was Gott uns auferlegte, daß wir seine Wege verstehen lernen, und ihr dereinst folgen." Sie reichte ihm die Hand hin — und als er sie diesmal ergriff mit einem Blick des Dankes, der mehr sagte, als alle Worte vermocht hätten, da war es, um sie nicht wieder loszulassen.

Ende.







Adelheid von Rothenburg,

geb. von Jastrow.

—⇝ Ein Lebensbild ⇜—

von

Ernst August Freiherrn von Göler.

Im Begriff, das Lebensbild unserer teuren, heimgegangenen Freundin zu entwerfen, tritt ein schöner Sommermorgen des Jahres 1889 vor meine Seele.

Klar und sonnig, freundlich und blütenduftig lachte der junge Tag in das liebliche Thal von Baden-Baden, als ich, um der verehrten Dichterin eine kleine Schrift zu überbringen, Frau von Rothenburg aufsuchte. Seit dem vorhergehenden Herbste, ein halbes Jahr nach dem Tode ihres inniggeliebten Gatten, von Darmstadt nach Baden übergesiedelt, bewohnte sie das untere Stockwerk eines freundlichen Hauses in der Leopoldstraße. Dort, wo diese Straße in den Tannenwald aufsteigt, der sich bis zum alten Schlosse hinauf erstreckt, bilden drei kleine Häuser eine Sackgasse. Man tritt durch ein Gitterthor in dieselbe ein; auf der einen Seite des Weges stehen die Häuser hinter Vorgärten, auf der andern Seite lag bisher ein ungepflegter Rasen mit verwildertem Gesträuch.

Wie hatte sich dieser Platz seit dem Frühling verwandelt! Frau von Rothenburg, die schwärmerische Bewunderin von Gottes reicher Schöpfung, die kindliche Freundin der Blütenwelt, hatte sich hier mit Erlaubnis der Grundbesitzer ein trautes, heimliches Blumengärtchen herbeigezaubert. Da duftete ihre Lieblingsblume, die bleiche Reseda, da standen der blaue Rittersporn und die ungeduldige Balsamine, hier prangte der Portulak und dort glühte der rote Mohn. Auf dem Lande aufgewachsen, lebte und webte das tiefe Gemüt der Dichterin mit einem wunderbaren Verständnisse in der Natur und wollte nirgends die freundlichen Genossen und Gespielen ihrer Kindheit, die Blumen, entbehren. Es waren nicht nur das kindliche Empfinden und das tiefe ästhetische Gefühl ihres ganzen Wesens, welche überall ihre Umgebung mit Pflanzen und Blumen schmückten und ein kleines Paradies um sich schafften, sondern eine ganz eigenartige Liebe, man möchte fast sagen: Zärtlichkeit zu jedem Blatt, jeder Knospe, jeder Blüte. Erblickte sie in denselben doch nicht nur das Produkt eines Naturprozesses, das in kurzem wieder in seine elementaren Bestandteile sich auflöst, sondern ein Gebilde der Liebe und der Allmacht des himmlischen Vaters. Kein Blumenkelch war zu klein, daß ihr Auge nicht mit frommem Leuchten sich in ihn versenkt hätte. So oft sie teils durch den Beruf, teils durch das Leiden ihres Mannes gezwungen war, den Wohnsitz zu verändern, überall ließ sie als eine freundliche Erinnerung einen Garten oder mindestens ein Plätzchen zurück, das sie vielfach unter den ungünstigsten Verhältnissen, auf ödem Sand-

boden, zwischen hohen Häusern u. dgl. mit verständnisvoller Sorgfalt und liebevoller Pflege angelegt hatte. Der bunte Strauß der einjährigen Sommer-Gartenblumen erfreute sie vor allen, und ihren Samen im Frühjahr in die Beete selbst zu legen, bereitete ihr kindliche Freude. Wir werden diesem Zuge, der ein gar lichtes Zeugnis von ihrem reinen, idealen Herzen ablegt, in ihrem Lebenslaufe vielfach begegnen. Auch hier, in ihrer Badener Wohnung, hatte sie aus einer Wüste ein reizendes Gärtchen geschaffen, an dessen Duft und Farbenpracht sich die Bewohner der Straße erfreuten.

Nicht minder als die Pflanzenwelt liebte sie die Tierwelt. Mit teilnehmendstem Auge beobachtete sie die großen und kleinen Tiere. Sie waren ihr Geschöpfe, welche vor allem anderen unter der Sünde der Menschheit zu leiden haben und einen Teil der seufzenden Kreatur darstellen. Für diese Tierwelt beanspruchte sie deshalb auch den Schutz und Schirm, die liebevolle Teilnahme des Menschen. Von frühester Jugend an hatte sie die Eigenartigkeiten der verschiedenen Tierarten, nicht etwa nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihren Gewohnheiten und Liebhabereien, in ihrem ganzen Seelenleben beobachtet, und glaubte, namentlich bei den höher gearteten Tieren, ein Gefühls- und Verstandesleben herausgelesen zu haben, welches es ihr schwer machte, an den vollständigen Untergang der einzelnen Tierindividuen zu glauben. In dem Aufsatze „Das Recht der Tiere“, welcher im „Quellwasser fürs deutsche Haus“ erst nach dem Tode der Verfasserin erschien, hat sie diesen ihren Gedanken in ansprechender Weise niedergelegt. Sie liebte Leben um sich her. Während des langjährigen, schweren Leidens ihres Mannes suchte sie ihn damit zu erfreuen, daß sie in einer langen Reihe von Käfigen in seinem Zimmer die verschiedenartigsten Vögel pflegte, und wenn in dem großen Aquarium ein neues Tierchen aufgenommen wurde, so beobachtete sie alle Vorgänge mit größtem Interesse. So kam mir, als ich an jenem Morgen ihren Garten betrat, auch „Buddelmaier“, ihr kleiner Dachshund, wedelnd entgegen, der sich der zärtlichsten Liebe seiner Herrin allezeit zu erfreuen hatte, und dort an dem kleinen Tische, an welchem die Dichterin schreibend saß, spielten und sprangen junge Kätzchen in zierlichen Wendungen. Führte ein kühner Sprung eines derselben auf den Stuhl und vom Stuhl auf das Manuskript, so wurde es nicht ungeduldig zurückgestoßen, sondern mit Liebkosungen sachte auf den Boden gesetzt. Erfüllt von reichster Liebe, umspielt von heiterem Leben, umstrahlt vom Sommermorgen, umhaucht von Blütenduft, — so fand ich die viel verehrte Schriftstellerin, in ihre Arbeit vertieft, in ihrem selbstgeschaffenen kleinen Paradiese.

Sie richtete ihr Haupt empor und blickte dem Ankömmling mit ihrem schönen, ungewöhnlich klaren Auge, in dem die kindliche Reinheit ihrer Seele sich spiegelte, entgegen. Mit einem freundlichen Lächeln um den ausdrucksvollen Mund hieß sie ihn in jener liebenswürdigen, gefälligen und doch schlichten Weise willkommen, welche nur wenigen Menschen als eine Einlaßkarte in die Herzen ihrer Mitgeschöpfe vom Himmel mit auf den Erdenweg gegeben wird. Wer sie zum erstenmal sah, mochte wohl etwas enttäuscht und erstaunt über die ungewöhnliche Körperfülle der kaum mittelgroßen Frauengestalt fragen: „Ist dies die Dichterin jener anmutigen, duftigen Erzählungen voll tiefster und reinster Poesie?“ In der That entsprach ihre mütterliche Erscheinung in der äußerst einfachen Kleidung und mit den etwas schwerfälligen Bewegungen der letzten Jahre, da sie unter der Last ihres Leibes zu leiden begann, nicht dem Bilde, das man sich von einer idealen Schriftstellerin macht. Sie nannte sich selbst scherzend „die dickste der Frauen“ und bedauerte, nicht wie in früheren Zeiten mit geflügeltem Fuße über Berg und Thal eilen zu können, um ihre Seele in allen Schönheiten der reichen Natur zu baden. Doch wer ihr näher treten durfte, der fand in diesem lichten Angesichte mit den beiden senkrechten Denkerfalten über der fein geschnittenen Nase und den schönen Augen, welche häufig wie in weite, weite Ferne zu blicken schienen, die etwas schwärmerisch angelegte, äußerst phantasiereiche Dichterin, die Dichterin gerade jener fein und liebevoll gezeichneten Bilder aus dem Volksleben und aus der blühenden Natur, durch welche



Adelheid von Rothenburg in den evangelischen Kreisen Deutschlands eine der beliebtesten Schriftstellerinnen wurde.

Unsere Unterhaltung drehte sich bald um die Methode ihrer schriftstellerischen Arbeit. Als ich ausbrechen wollte, um sie in der Ausführung ihrer Gedanken nicht länger zu stören, erklärte sie, letzteres sei nicht der Fall; sie könne jederzeit den Faden von neuem aufnehmen.

„Hiernach zu schließen besitzen Sie eine sehr ausgeführte Disposition für Ihre Werke, ehe Sie an die Ausführung schreiten; denn nur in diesem Falle stört ein Abreißen des Gedankenfadens nicht."

Sich vor Lachen schüttelnd erklärte sie, mit derartigen Gerippen und Knochengerüsten habe sie bei ihrem Schaffen niemals etwas zu thun. Wenn sie sich morgens, meist um neun Uhr an die Arbeit setze, um etwa drei Stunden zu schreiben, so wisse sie noch kaum, was für Gestalten, was für Scenen, was für Ereignisse und Betrachtungen auf dem weißen Papier entstehen würden. Erst sobald sie die Feder eingetaucht habe, kämen die Gedanken in Fluß und alsdann bedauere sie nur, daß die schwere Hand nicht rascher der mechanischen Arbeit des Schreibens nachzukommen vermöge. Sie ließe sich durch das Phantasiespiel ihres schaffenden Geistes während der Arbeit selbst überraschen und fände darin eine Freude und einen Genuß.

Auf weitere Fragen teilte sie mit, daß sie für jedes Werk wohl den Hauptgedanken, das Ziel und den Zweck desselben, sich klar vor die Seele gestellt habe, ehe sie mit demselben beginne; aber von einer schriftlichen Skizze sei bei ihr niemals die Rede.

„Ich staune, daß Sie bei dieser Methode die einzelnen Gestalten psychologisch so fein und folgerichtig durchzuführen vermögen, wie es z. B. in so schöner Weise in dem Roman ‚Verworrenes Garn' gelungen ist."

„Die Lösung dieses Rätsels ist eine sehr einfache," erwiderte sie auf diese Bemerkung. „Jeder Gestalt in meinen Büchern entspricht eine wirklich lebende Person, welche ich genau zu kennen glaube, nicht als ob ich dieselbe in ihrem äußeren und inneren Sein porträtieren oder gar ihre Erlebnisse zu erzählen suchte, — wahrlich nicht! — sondern indem ich einer jeden Romangestalt einen von Gott geschaffenen Menschen zu Grunde lege, frage ich mich bei jeder Lage, in welche mein Romanheld oder meine Heldin verwickelt wird, wie sich das lebende Muster in diesem Falle benehmen und aussprechen würde. Dadurch bleiben sich die Geschöpfe meiner Dichtung treu."

Frau von Rothenburg nannte bei einer späteren Gelegenheit, da wir auf diesen Gegenstand zurückkamen, mehrere Originale, welche sie bei dem genannten Romane „Verworrenes Garn" verwertete. Bei dem Haupthelden, dem Major und späteren Oberst von Treuenfels, schwebte der Dichterin die ritterliche Gestalt ihres eigenen Gemahls vor; bei der Heldin Edel von Lilienthal der Charakter einer ihrer Nichten; bei dem trefflich geschilderten Hypochonder ein Kranker, den sie im Kaiserin Augusta-Hospital in Berlin kennen gelernt hatte.

Wie frei und ungeplant ihre Phantasie bei ihrem schriftstellerischen Schaffen waltete, beweist folgende kleine Erzählung aus dem Winter 1883/84, welche ihre langjährige, treue Freundin, Fräulein Anna von Borcke mitzuteilen die Güte hatte.

„Eines Morgens kam meine Freundin ungewöhnlich frisch zu uns. Wir begrüßten sie mit der Frage, ob es ihrem damals schwer leidenden Manne, den sie mit größter Liebe und Treue pflegte, besser gehe. „Ja, etwas wohl; sonst könnte ich mich ja an nichts erfreuen," sagte sie, „was mich aber heute beglückt, ist, daß eine meiner Töchter sich verlobt hat." Einen Augenblick verstanden wir sie nicht, da sie ja nur die eine Pflegetochter hatte; aber bald erkannten wir, daß sie an ihr eben entstehendes Werk dachte und noch ganz in die Verlobung der Rosa in „Jenseits der Grenze" vertieft war."

Doch „nur das Werden erklärt das Wesen des Seins." Wir wollen uns deshalb endlich dorthin wenden, womit jede regelrecht abgefaßte Lebensbeschreibung beginnen sollte, nach dem Ursprung, nach der Heimat, nach der Wiege unserer Freundin.

1. In Krummkavel.

Sie entstammte dem alten pommerschen Adelsgeschlechte von Zastrow, welches schon im 12. Jahrhundert genannt wird, und dessen Stammsitz in Vorpommern Zastrow hieß (nach dem Slavischen Za = am, ostro = Inselchen). Die Söhne dieses Geschlechtes widmeten sich nahezu ausschließlich dem Militärdienste und stellten im Laufe der Zeit mehrere berühmte Generäle und Helden unter Brandenburgs siegreiches Banner. Die Familie v. Z. ist unter dem preußischen Adel die vierte in der Reihe derjenigen, welche die meisten Generäle geliefert haben. Adelheids Großvater, Alexander von Zastrow, führte, noch nicht vierzig Jahre alt, in dem Freiheitskriege gegen Napoleon I. das berühmte Kolbergsche Regiment Nr. 9 und fiel als Brigadekommandeur, von einer Kugel durchbohrt, in einem der letzten Gefechte jener Kämpfe vor Namur. Man nannte ihn, seiner hervorragenden Eigenschaften wegen den preußischen Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel. Wir begegnen ihm in der schönen Erzählung seiner Enkelin „Aus dem Blumenthalwald" in der Gestalt des „Schweinetreibers", der sich als Mitglied des Tugendbundes und schließlich als Oberst von Zastrow entpuppt.

Da sein Gut Cölpin, wie das gesamte Pommerland durch die Kriege vollständig ausgesogen war, wurden seine Söhne auf Staatskosten im Kadettenkorps erzogen. Otto, unserer Freundin Vater, wurde bereits mit siebzehn Jahren zum Offizier ernannt. Die Tochter schildert ihn folgendermaßen: „Groß und schlank gewachsen, von wahrhaft apolloähnlicher Gestalt, konnten sich nur wenige seinesgleichen an Schönheit und Kraft mit ihm messen. Ich habe immer gemeint, griechische und germanische Vollkommenheit sei in seinem äußeren Menschen vereinigt gewesen. Er war blond und blauäugig, die längliche, edle Nase, der Mund mit den schwungvollen Lippen, der Ausdruck übermütigster und zugleich kindlichster Fröhlichkeit mußten ihn für ein junges Mädchen zu einer bezaubernden Erscheinung machen . . . . Voll aufbrausenden Jähzorns und unbezähmbaren, trotzigen Unabhängigkeitsgefühles hatte er von seinen Landsleuten, den Pommern, wohl die historische Kraft, aber nicht das Phlegma geerbt."

In der Nachbarschaft seiner Garnison in der Neumark, nahe der pommerschen Grenze, besaß der aus einer alten Hugenottenfamilie stammende, reiche Kommerzienrat Salingré das Rittergut Rostin mit prachtvollem Schlosse, großem Parke und schön gepflegten Gärten, wo er die Sommermonate verlebte. Entfernt verwandt mit dieser Familie, machte der junge Zastrow auf dem Landsitze seinen Besuch und lernte hier seine spätere Lebensgefährtin Elisabeth Salingré kennen. Sie war die liebliche, hochbegabte, aber vollständig vermögenslose Nichte und das Pflegekind des kinderlosen Kommerzienrats. Da unsere Freundin an dieser ihrer Mutter mit schwärmerischer Liebe und Zärtlichkeit hing und von ihr wohl die meisten Gaben des Gemütes und Geistes geerbt hat, welche sie zu der beliebten, phantasiereichen und glaubensinnigen Schriftstellerin machten, müssen wir bei der Gestalt der jungen Elisabeth einen Augenblick verweilen. In dem Buche „Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat" hat die Tochter ihr ein schönes Denkmal kindlicher Verehrung gestiftet.

Es waren in jeder Beziehung äußerst schwierige und verwickelte Verhältnisse, unter welchen Elisabeth Salingré bei dem geldstolzen, pedantisch-strengen und verknöcherten Pflegelternpaare aufwuchs. Mit einem für ihr Alter wahrhaft erstaunlichen Verständnisse und noch viel mehr durch selbstverleugnende, aufopfernde Liebe und Treue wußte sie nicht nur ihre Stellung zu behaupten, sondern auch die Herzen ihrer Umgebung in dem Grade zu gewinnen, daß sie dem alten Oheim und der an Epilepsie schwer leidenden Tante unentbehrlich wurde. Mit einem feinen ästhetischen Gefühle, mit einem offenen Auge für alles Schöne und Edle verband sie eine ungewöhnliche Auffassungskraft und einen zarten Sinn für weibliche Sitte. Obwohl sie in einer durchaus rationalistisch gerichteten Umgebung aufwuchs, in welcher kein christliches Leben gepflegt wurde, war ihre fromme Seele stets auf das Heilige in Ehrfurcht gerichtet. Nichts verursachte ihr

höhere Freude, als Bogatzkis „Schatzkästlein", das sie einst in der reichen Bibliothek des Kommerzienrats als das einzige religiöse Buch vorfand. Es blieb ihr ständiger Lebensbegleiter. Auch die dichterische Begabung scheint unsere Freundin von ihr zu haben. Letztere erzählt von „einigen Versen" ihrer Mutter aus jener Zeit und sagt: „überall hörte sie den frischen Quell deutscher Poesie rauschen." Wie es ihr gelang, die eingehutzelten und eingerosteten kommerzienrätlichen Seelen durch ihren Liebeshauch zu neuem Leben zu erwecken, so war sie in den Hütten der Armen und Kranken durch ihr schlichtes und doch so wohlwollendes, menschenfreundliches Wesen ein innig verehrter, oft heiß ersehnter Engel des Trostes und der Hülfe geworden. Und wiederum begegnen wir hierin einer köstlichen Himmelsgabe, welche von der Mutter auf die Tochter sich vererbte.

Die Besuche des jungen Zastrow auf dem Landsitze wurden häufiger, und bald wurde im Schlosse seine Verlobung mit dem Pflegekinde gefeiert. „Zwei verschiedenartigere Naturen haben sich gewiß selten gegenübergestanden, und sie hatten, wenigstens damals, gewiß nichts mit einander gemein, als daß der Krieg ihnen beiden den elterlichen Herd geraubt", bemerkt die Tochter zu diesem Ereignis.

Obwohl ohne Vermögen, nahm der ungestüme, nach Selbständigkeit dürstende Bräutigam gegen den wohlwollenden Rat seiner Vorgesetzten seinen Abschied und suchte sich innerhalb eines Jahres auf einer Akademie zum Landwirt umzubilden. Der Kommerzienrat hatte für das junge Paar ein kleines Gut, Krummkavel bei Rostin (Kreis Soldin in der Neumark), welches nur eine Meile von dem seinigen entfernt lag, angekauft. Dabei hatte er aber, ohne selbst Landwirt zu sein, keinen Sachverständigen beigezogen und dadurch viel Leid und Not über seine Pflegekinder gebracht, denn das Gut war nichts als eine unkultivierte Sandbüchse, welche weder das Kaufkapital zu verzinsen, noch einen Reinertrag abzuwerfen vermochte.

Am 17. Juni 1832, als der Park in vollster Rosenblüte stand, wurde auf dem Schlosse des Kommerzienrats die Hochzeit gefeiert und die neue Heimat bezogen. Das kleine Haus „zeichnete sich durch keine besonderen Vorzüge aus, war vorne von den Hofgebäuden, hinten von einem bescheidenen Garten umgeben. Eine Lindenallee führte von dort aus dem Dorfe zu. Das Ganze machte einen freundlichen, ländlichen Eindruck, wenngleich es gegen die bisherige Heimat sehr bescheiden erscheinen mußte."

Hier erblickte unsere Freundin Adelheid als das vierte Kind ihrer Eltern das Licht der Welt. Ein Schwesterlein und ein Brüderlein standen an ihrer Wiege; das dritte Kind kam tot zur Welt. „Als Ersatz desselben," so schreibt sie selbst, „schenkte der Herr wieder eine Tochter. Ein äußerst lebensschwaches, jämmerliches Wesen, welches den Tag nach seiner Ankunft von jener traurigen Augenkrankheit der Neugeborenen befallen wurde, welche den größten Teil aller überhaupt vorkommenden Blindheiten verursacht. O, wie mag die kranke Mutter da wieder geseufzt und gerungen und mit ihrem Gott in Streit gelegen haben. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Und Er erhörte. Nach wochenlangem Zweifel öffneten sich die schon verloren geglaubten dem goldenen Licht, und sie schaute dem Kinde in die klar gebliebenen Augen .... Das „lebensschwache" entwickelte sich bald genug zu einem ihrer kräftigsten und gesündesten. Noch sehr jung zeigte es sich von der allerinnigsten, allerzärtlichsten Liebe für seine Mutter beseelt, ja, man kann sagen, es lebte nur für und durch sie, und so ist es geblieben bis zu diesem Augenblick. All meine Hoffnung, all meinen Glauben setze ich darauf, in der ewigen Herrlichkeit aufs neue mit ihr vereinigt zu werden."

Die neun Jahre, welche die Eltern in Krummkavel verbrachten, waren in jeder Hinsicht äußerst schwere. Häufig genug traten die niederdrückendsten Sorgen an die Familie heran, welche um so peinvoller auf die Herzen drückten, als die beiden Männer, der bevormundende Kommerzienrat und der leicht erregbare junge Ehemann, sich keineswegs verstanden. Eindrücke dieses Lebensernstes scheinen dem geistig und gemütlich früh entwickelten Kinde geblieben zu sein und wesentlich die schwärmerische Anhänglichkeit zu

ihrer treuen Mutter gefördert zu haben. Während dieser neun Jahre schenkte letztere ihrem Gemahle sieben Kinder, von welchen fünf am Leben geblieben sind. Auf Adelheid folgten eine dritte Tochter und ein zweiter Sohn.

Doch auch freundliche Bilder sind dem lebhaften Mägdlein in der Seele haften geblieben. So erinnerte sie sich gerne der heimlichen Stunden, in welchen die Mutter der kleinen Kinderschar die Schöpfungsgeschichte so lebendig und anschaulich erzählte, daß das Brüderlein frug: „Mutter, lebtest du damals schon?" und das Schwesterlein bemerkte: „Ich heirate nur einen Ackersmann, wie Vater einer ist und Abel." Am Sommernachmittag sitzt die Mutter in der Laube und näht eifrig. „Immer hat sie ein Körbchen mit Wäsche oder zahlreichen Strümpfen neben sich, die alle noch heute in Stand gesetzt sein wollen. Darum liegt auch das kleine Mädchen mit seinen großen Augen ganz artig im Wiegenkorb, und der Bruder, dem eine Flut goldglänzender Locken über den weißen, prächtigen Nacken wallt, sitzt daneben, schwingt eine Peitsche über das Schwesterlein und singt."

Mehr und mehr reifte unterdessen im Vater der Entschluß, dieses unrentable Gut zu verkaufen, für welches der Kommerzienrat so viel bezahl hatte, daß die Familie von den Zinsen des Kaufschillings weit besser und sorgenfreier hätte leben können. Im Jahre 1841 fand sich ein Käufer, welcher, da Zastrow die Ertragsfähigkeit wesentlich gehoben hatte, so viel gab, daß noch ein Gewinn übrig blieb. Die Familie zog in das benachbarte Städtchen Soldin, von wo aus der Vater sich nach einem anderen Gute umzuschauen gedachte. Darüber verstrichen jedoch vier Jahre. Es waren für die müde Mutter, von einem Jahre abgesehen, in welchem das Scharlachfieber unter den Kindern in schlimmster Weise auftrat, Jahre der Ruhe und der Erholung. In der Familie eines Bataillonskommandeurs fand sie einen anregenden und christlich fördernden Umgang, dessen sie sich umsomehr erfreute, als sie bisher eines solchen vollständig entbehrt und mit ihrem religiösen Innenleben allein gestanden hatte. In diese Zeit fällt auch die Geburt ihrer vierten Tochter.

Da sich in den alten Provinzen kein passendes Gut finden wollte, zog es den Vater unwiderstehlich nach Posen, wo ein Jugendfreund mit nur sehr bescheidenen Mitteln eine bedeutende Herrschaft erworben hatte. In der That bot sich in der damals noch wenig germanisierten Provinz auch eine günstige Gelegenheit zum Ankauf, und im August 1845 siedelte die Familie in die neue Heimat über.

---

2. In Rybno.

Noch führte keine Eisenbahn in jene neue Provinz. Deshalb legte die Familie auf drei schwerbepackten Wagen, in gerader Linie die Mark durchschneidend und hinter Landsberg die posensche Grenze überschreitend, in vier Tagen den Weg zurück. Die jetzt achtjährige Adelheid hat mit vollen Zügen den Reiz dieser Auswanderung genossen. Bald war es das eigentümliche Bild der Karawane, bald die äußeren neuen Eindrücke, bald die kleinen Erlebnisse mit den Geschwistern, welche ihren lebhaften Geist beschäftigten. Ueber alles breitete ihre lebhafte kindliche Phantasie den Zauber des Absonderlichen; aber vor allem hing ihr Auge an der geliebten Mutter, welcher sie auf der langen Fahrt gegenübersaß und in deren Blicken sie alle inneren Bewegungen las. Die windgeschützten Plätze im Walde, an welchen sie unterwegs rasteten, um sich an den mitgenommenen, unerschöpflichen Lebensmitteln zu erfrischen, gestalteten sich ihr zu hochromantischen Orten. Hier sammelte sie Blumen, um im Wagen Kränze davon zu winden, während das kleinste Schwesterchen unermüdlich seine Puppe zum Fenster hinauswarf.

Das Gut, welches die zahlreiche Familie nach langer, ermüdender Fahrt erreichte, lag im Kreise Gnesen und hieß Groß-Rybno. Die Eindrücke, welche Adelheid von

der neuen Heimat gewann, erzählt sie uns in der Lebensbeschreibung ihrer Mutter selbst folgendermaßen:

„Am 18. August 1845 erreichten wir, als eben die Sonne sie abends mit rotglühendem Glanze verklärte, die neue Heimat. — Seitdem bin ich an sehr verschiedenen Orten in und außerhalb Deutschlands gewesen, einem so lieblichen Stückchen Erde, wie jenem, aber nicht wieder begegnet; und es ist auch nicht die verlorene Jugend, welche es mir erinnerungsreich also erscheinen läßt, sondern der Ort an und für sich besaß einen eigentümlichen Zauber. Noch jetzt, während ich dies schreibe, überfällt mich das niemals gestillt gewesene Heimweh nach dem stillen grünen Thal voll blühendem Flieder und Nachtigallenschlag, wie er in unvergeßlichen Frühlingsnächten über den See hin verhallte. Schön war es zu jeder Jahreszeit, auch im Winter.

„In einer lang hingestreckten, von kleinen Hügeln eingefriedigten und nach Süden und Osten von Wald umgebenen Mulde lagen zwei Seen. Der vordere, bei weitem der größte, nahm die ganze Breite derselben ein und war rechter Hand von einem Birkenwäldchen eingefaßt; der hintere hingegen zog sich schmal und stromartig ins Land hinein. Zwischen beiden, mitten im Garten, befand sich das Haus. Es war freilich kein Schloß, aber ein stattliches Wohnhaus mit einer Front von acht Fenstern und von bedeutender Tiefe, dabei mit Balkon und Veranda versehen, welche es doppelt einladend machten. Dorf und Wirtschaftshof erhoben sich ziemlich entfernt, teils auf einem Anberg, teils sich dem See zuwendend, dem See, welchen man überall durch ein Thor uralter italienischer Pappeln erblickte, wie er das stets wechselnde Bild reizend abschloß.

„Es war ein Eindruck, vor dem alle Befürchtungen schweigen mußten, und während meine Mutter ihre Hände faltete, brachen wir, von allen Seiten die Köpfe heraussteckend, in lautes Jubelgeschrei aus. Mein Vater ließ die Karawane halten, holte seine Frau aus dem geschlossenen Kasten und setzte sie zu sich in den offenen Wagen; langsam fuhren wir an dem später so geliebten Wäldchen, dem schönen See vorüber, durch das Dorf einen Hügel hinunter, mitten in das blumenduftige, blätterfrische Thal hinein, vor das Haus. Unsere Mutter wurde von ihrem Mann herausgehoben, wir sprangen wie die Frösche herab und drängten alle zur Thür hinein, die, halb verquollen, Widerstand leistete.“

Das ist der Ort, wo unsere Freundin die schönsten Jahre ihrer Jugend vom achten bis zum zweiundzwanzigsten Lebe sjahre verbrachte. Hier in der Stille, in reicher Pflichterfüllung eines abgeschiedenen Landlebens entwickelten sich ihr Geist und ihr Gemüt zu jener lieblichen Blüte, aus deren Kelch der Duft einer schönen Seele fromm und poetisch emporstieg. Hier öffnete sich ihr Auge für die stillen, geheimnisvollen kleinen und großen Wunder der Natur; hier lernte sie die Menschen kennen und lieben; hier im Ernste, zum Teil in furchtbarem Ernste eines wechselvollen Lebens erstarkte ihr Herz zu jenem felsenfesten und doch so kindlichen, rührenden Glauben, der sie bis zu ihrem Tode niemals verließ; hier entfaltete sich, ferne von der konventionellen, glatten Bildung der Welt, die durchaus eigenartige Dichterin und liebesthätige Christin. Sie hat kaum etwas verfaßt, in dem nicht Anklänge an jene Jahre, an das dort Erlebte und Gefundene wiedertönen, und es sind stets die hellsten und reinsten Akkorde, welche jenen Erinnerungen entsteigen.

In die Werkstätte dieses Werdens einer jungen, idealen Menschenseele zu blicken, gelüstet uns alle. Sie selbst hat in warmen Farben in dem Lebensbilde ihrer Mutter jene Zeit geschildert; leider tritt aber dabei ihre eigene Gestalt sehr zurück.

Das Jahr 1845 gestaltete sich für die Familie zu einer Periode „des Sichtens und Ordnens, des stillen Wurzelschlagens in dem fremden Boden. Drei bis vier Meilen von jeder Stadt entfernt, von ausschließlich polnischer Nachbarschaft umgeben,“ fehlten die einfachsten Hilfsquellen, welche sonst ein Landleben bietet. Nicht einmal Hühner gab es daselbst. Alles mußte erst geschaffen und beigebracht werden, und die kleine Adelheid mit ihrem lebhaften Geiste und ihrer reichen Phantasie schwelgte in den neuen Eindrücken

und dem freien Leben einer reizenden Natur. Der Sommer 1846 brachte für die ganze Provinz eine vollständige Mißernte, und 1847 war ein Not- und Hungerjahr. In der Gesindeküche stand der Kessel mit gekochten Kartoffeln stets auf dem Feuer, um die Unzähligen, die meist in ganzen Familien das Land bettelnd durchzogen, speisen und erquicken zu können. Wie Vorboten der nahenden Revolution loderten da und dort in der Umgegend Feuersbrünste auf. Als der Vater einst in die Stadt Posen gereist war, wurde der ganze Wirtschaftshof die Beute eines solchen Brandes. Die Mutter hatte die Kinder in der grausigen Nacht um sich gesammelt, blickte still und gesammelt bald in die furchtbar prächtige Glut, bald auf zum Himmel. „Es kam ihr darauf an, uns in allen Lagen des Lebens einen großen Mut anzuerziehen und uns stets ein festes, edles Gottvertrauen zu zeigen.“ Im folgenden Jahr durchzogen bewaffnete Insurgenten die Provinz und sengten und mordeten am hellen Tage. In der Nähe wurden einige jüdische Familien auf entsetzliche Weise erschlagen.

Herr von Zastrow wurde wiederholt ermahnt, mit der Familie das Gut zu verlassen, weil die Empörer die Absicht hegten, ihn zu erschießen und die Besitzung auszuplündern. Seine Frau lag an einem gastrischen Fieber schwer krank darnieder; endlich wuchs die Gefahr in der Art, daß er sich zur Flucht entschließen mußte; doch die Kranke fühlte sich zu elend und sagte mit schwacher Stimme: „Laß mich in Frieden sterben; eile und rette dich mit den Kindern.“ Die achtjährige Adelheid saß gerade als Pflegerin am Krankenbett, und unter dem herzzerschneidenden Eindruck dieser Vorgänge erklärte sie mit voller Entschiedenheit und tiefem Ernste, niemals von ihrer geliebten Mutter weichen zu wollen. Man wagte, die Leidende in den Wagen zu tragen, und die Flucht gelang besser, als man gefürchtet. Dem pflichttreuen, sorgsamen „Heidchen“ hatte man dabei die Verwahrung des Goldkastens anvertraut; krampfhaft hielt es ihn auf seinem Schoß und suchte ihn mit dem Zipfel des Mantels zuzudecken, als feindliche Patrouillen den Wagen in einem großen Walde anhielten. Einer der Insurgenten rief: „Das ist die gute Herrschaft von Rybno! o! mit so vielen Kindern! Laßt sie gehen.“ Unbehelligt fuhren sie weiter. Als die Familie nach Niederwerfung der Revolution heimkehrte, fand sie alles, wie sie es verlassen.

Nun ging über Adelheid wie über ihren ganzen zahlreichen Geschwisterkreis gleich einem sonnigen Frühlingstage ein Zeitabschnitt auf, so reich an Duft und Poesie, und gleichzeitig so reich an Lebensernst und Arbeit, daß die Erinnerung an jene Jahre in dem Herzen unserer Freundin fortlebte und fortwebte und in ihren Dichtungen und Erzählungen sich tausendfach wie die Morgensonne im Tau widerbrach. Reich war das Leben nicht an äußeren Hilfsmitteln; im Gegenteil. Nahe der russischen Grenze, fern von einer größeren Stadt, inmitten einer polnischen Bevölkerung fand man von all dem Lebensschmuck, den Eltern gebildeter Stände heute den heranwachsenden Töchtern bieten zu müssen glauben, wenig oder nichts. Da war kein Theater, keine Konzerte, keine Réunion; man konnte keine Vorlesungen berühmter Professoren, keine Kunstausstellung besuchen, und Reisepläne für den Sommer zu entwerfen, gestatteten die landwirtschaftlichen Arbeiten nicht. Dennoch war das Leben reich an wahrem, gediegenem Inhalt, und bot dem Geist und dem Gemüt Anregung, Abwechslung und Uebung. Es bewährte sich auch hier die alte Erfahrung, daß, je reicher ein Leben an Pflichterfüllungen sich gestaltet, desto frischer die Geister und Herzen sich entfalten und die jämmerlichen Gestalten der albernen Langeweile und kleinlichen Mißstimmungen vom Hause fernbleiben. Da war die zahlreiche Familie mit Kindern in allen Altersstufen, da war das noch weit zahlreichere Hofgesinde vom Inspektor an bis zum Gänsejungen, da war die ärmliche polnische Dorfgemeinde, welche in ihren Bedrängnissen auf die Gutsherrschaft angewiesen war. Die Anforderung an die Arbeitsleistung der Einzelnen war so groß, daß Adelheid von ihrem 13. Lebensjahre an sich wissenschaftlich nicht weiter mit regelmäßigen Studien fördern konnte. Sie leistete von früher Morgenstunde der geliebten Mutter in Haus und Hof, an Gesunden und Kranken, an Groß und Klein gleichsam



Adjutantendienst. Mit welchem Verständnis und mit welcher persönlichen Hingabe und Selbstverleugnung sie allen diesen Anforderungen entsprach, geht aus zahlreichen Erlebnissen jener Jahre hervor, welche uns in der Lebensbeschreibung ihrer Mutter und in zahlreichen Briefen aufbewahrt sind. Wir begegnen dabei bereits zwei Charakterzügen, welche sie bis zu ihrem Lebensende begleiteten: der teilnahmsvollen Liebe zu jedem Menschen, auch zu dem verkommenen, und einer ungewöhnlichen Treue auch im kleinen, frei von aller Pedanterie, immer getragen und durchweht von Herzenswärme und einer gewissen Genialität.

Es konnte ja nicht fehlen, daß dieses frühzeitige Abbrechen des regelmäßigen theoretischen Unterrichts nachteilig auf ihr Wissen wirkte. In der That blieben in demselben Lücken, die sie selbst oft beklagte. Die Recensenten ihrer zahlreichen Werke staunen darüber, daß sie sich auf einem gar gespannten Fuß mit der Interpunktion befand, daß sie insbesondere bei dem raschen Strom ihrer poetischen Ader gar zu sparsam mit den Punkten wirtschaftete und statt derselben Kommata setzte. Auch die Buntscheckigkeit ihrer Mehrzahlbildung bei gewissen Hauptwörtern ruft bei dem einen und andern der schulgerechten Recensenten „ein allgemeines Schütteln des Kopfes" hervor. Sie selbst bedauerte namentlich den Mangel an positivem Wissen auf dem geschichtlichen Boden und in den Sprachen. Mit dankbarem Eifer nahm sie deshalb das Anerbieten ihres Freundes E. noch zwei Jahre vor ihrem Tode an, ihr Unterricht in der französischen Sprache zu erteilen.

Gewiß hemmten diese Lücken sie mannigfach bei ihrer schriftstellerischen Arbeit, und dennoch! — wenn sie nur auf Kosten der frischen, natürlichen Urwüchsigkeit ihrer Auffassung und ihrer Ausdrucksweise auszufüllen gewesen wären, so möchte man nimmermehr auf einen solchen Tausch eingehen. Wie viel Duft der Poesie und des feinen ästhetischen Kunstgefühls wird durch den breiten, sezierenden Unterricht in der Litteratur und Kunstgeschichte unserer Schulen abgewischt, wie viel Eigenartigkeit unterdrückt! Vor lauter Stilgerechtigkeit wird der Lebenshauch verscheucht, und wenn unsere Jünglinge und Mädchen die Schulen verlassen, so greifen sie nie mehr zu unseren deutschen Klassikern. Adelheid von Rothenburg gleicht keiner nach Versailler Geschmack zugestutzten Taxushecke. Sie gleicht in ihren Dichtungen dem wilden Rosenstrauch am Waldesrande, der ungehemmt seine Ranken entfaltet — für manchen zu dicht, zu weitläufig —, der aber durch sein frisches Grün und den Duft der zarten Blüten erfreut und erquickt. Wir begegnen in ihren Schöpfungen keinen hergebrachten Phrasen; es ist alles in ihnen selbst gefühlt, selbst durchlebt, und eigenartig gestaltet.

Dieser frühzeitige Abschluß eines regelmäßigen Unterrichts wurde dadurch erleichtert, daß Adelheid, welche nach der Schilderung ihrer Freundin stets ein innerlich überaus zartes, sinniges Kind gewesen, mit 13 Jahren völlig erwachsen war. Mit einer geradezu überraschenden Reife erfaßt sie alle Lebenserscheinungen, welche an sie herantreten und spricht sich über dieselben aus. Dazu kam, daß ihre vortreffliche Mutter es verstand, bei aller äußeren Geschäftigkeit und treuen Pflichterfüllung dem Familienleben einen geistigen und gemütlichen Kern zu geben, durch welchen der Sinn für Kunst und Litteratur, für alles Hohe und Schöne angeregt und gepflegt wurde. Frau von Rothenburg selbst schreibt darüber: „Sie, die Mutter, verstand es, uns den heimischen Herd so teuer und das Dasein in ihrer Gegenwart so überaus interessant und anziehend zu gestalten, daß wir selten nach Abwechselung verlangten. Während sie im Sommer unsere lieben Freundinnen zu monatelangem Aufenthalt bei uns einlud, las sie uns an Winterabenden vor, aus altem und neuem das Passendste für ihre Töchter heraussuchend und mit dem Besten der vaterländischen Litteratur vertraut machend. Auch nahm sie während der Dauer eines Jahres eine Gesanglehrerin ins Haus, und es bereitete ihr unsägliche Freude, wenn wir uns mit unseren bescheidenen Leistungen vor ihr hören ließen und, während der Wind an den Läden rasselte und über die gefrorenen Seen Schneewolken dahinjagten, unsere Stimmen erhoben, um ihr von Lenz und Liebe, von

Frühling und Sonnenschein vorzusingen. Und zumal der Erstgeborene, der hervorragend musikalisch begabt, jetzt als schlanker Kavallerieoffizier seine schöne Tenorstimme mit den unserigen vereinte oder selbst schöpferisch am Flügel sitzend eine Flut immer wechselnder Melodieen und Tonstücke über uns hinrauschen ließ. Dabei konnte sie die sonst nimmer ruhenden Hände in den Schoß legen und mit von Strahlenglanz überquellenden Augen feiernd in der Sofaecke sitzen .... Mir ist es unvergeßlich geblieben, weil ich sie dann einmal so sah, wie ich es mir immer gewünscht: unbeschreiblich glücklich!"

Seit der Revolution, welche in jenen polnischen Gegenden wesentlich einen nationalen Charakter besaß, war der Verkehr mit den polnischen Gutsbesitzern vollständig abgebrochen; dagegen bestand ein schönes freundnachbarliches Verhältnis zu den deutschen Familien v. W. und v. Tr., welche ebenfalls kinderreich waren. Freilich glich ein solcher nachbarlicher Besuch wegen der großen Entfernungen nahezu einer Reise und wurde dabei wegen der schlechten Wege auch manches Abenteuer erlebt, wovon Adelheid zu erzählen wußte. Das innigste Freundschaftsband bestand aber zu der Familie des in Gnesen als Bataillonskommandant lebenden Herrn von Borcke. Dasselbe umschlang Väter, Mütter und Kinder, und ein Besuch herüber oder hinüber galt stets als ein Fest, auf welches man sich lange freute und von dem man nachträglich noch lange zehrte. Eine innige, wahrhaft ideale Freundschaft bildete sich zwischen Adelheid einerseits und den Schwestern Luise und Anna von Borcke andererseits, eine Freundschaft, welche in jenen jugendlichen Jahren des Backfischalters häufig zu schwärmerischen und sentimentalen Ergüssen führte, die sich aber immer mehr vertiefte, bis zum Tode von Luise und Adelheid treu gepflegt wurde und unverwelkliche Früchte heranreifte.

Die überlebende Freundin, Fräulein Anna v. B. entwirft uns folgendes Bild ihrer Jugendgenossin: „Noch immer sehe ich sie vor mir, wie sie mir zuerst entgegentrat. Sie war kaum 16 Jahre. Ihre Erscheinung hatte etwas ungemein Liebliches. Es war ein Ebenmaß der Formen an ihr; ihr hellblondes Haar umrahmte das frische, rosige Gesicht, ihre Augen waren tief und blau, wie ich sie nie bei anderen sah. Sie waren unendlich freundlich; aber es lag nicht die Freudigkeit der Jugend darin, sondern sie schienen nach innen zu schauen, oder höher hinauf. Damals schon hatte Adelheid eine tiefe Frömmigkeit und ein Weltabgewandtsein, wie es mir nie wieder entgegentrat. In kindlicher Fügsamkeit machte sie wohl alles mit, was das Elternhaus ihr an Freude bot; sie ging mit den Schwestern auf Bälle; aber sie fand dort keine Freude, suchte nicht sich, suchte nicht anderen zu gefallen, sondern freute sich kindlich am Vergnügen der Schwestern. Kehrte sie von Bällen oder Gesellschaften heim, so zog sie sich in den folgenden Tagen gern in die Stille zurück, auf ihre Lieblingsplätze in Wald und Garten, oder ritt einsam hinaus, und oft entstanden dann die sehnsuchtsvollsten Lieder und Gedichte, wohl etwas sentimental; aber immer zeugend vom Heimweh und von Verlangen nach einer oberen Welt. Bei diesem Zuge zur Stille und Absonderung war sie die eifrigste Tochter, stets bereit alles zu thun, womit sie ihrer Mutter, die sie von klein an tief verehrte, hülfreich sein konnte. Sie besuchte die Armen und Kranken, verband Wunden und konnte trotz ihrer Jugend gar manchem tröstlich zusprechen. Im Sommer nach Tisch, wenn wir alle müde waren von der Hitze des Tages oder von unseren weiten Streifzügen durch Feld und Wald, dann ruhten wir gern und im Schatten der Bäume, auf dem Gras gelagert, lasen oder freuten wir uns auf die geistigen Genüsse, die der Abend uns bringen sollte. Dann versammelte Adelheid fast täglich die kleinen Dorfmädchen um sich, lehrte sie stricken und nähen, und sang polnische und deutsche Volkslieder mit ihnen Wenn dann unter dem alten Kastanienbaum, der seine Zweige bis auf die Erde senkte, der Kaffee uns alle wieder versammelte, und die geliebte Hausherrin mit ihrem Strickzeuge und dem Buche, das zum Vorlesen bereit lag, unser dort wartete, dann kam Adelheid freudig von ihrer Arbeit herbei und genoß still beglückt die Wonne dieses Familien-Beisammenseins. Mit weitherziger Freiheit las die Mutter der lauschenden Jugend klassische und belletristische Schriften vor, Werthers Leiden erregten

uns damals tief. Von ihr vorgelesen, in ihrer heiligenden Nähe, in dieser poetischen Umgebung wirkte alles nur veredelnd auf die Jugend. Oft las sie uns auch aus ihren liebsten religiösen Schriften, wobei sie von Adelheid am besten verstanden wurde. Oft wurden in dem jugendlichen Kreise, dem außer Adelheids Schwestern auch wir und ihr ältester Bruder angehörten, Aufgaben gestellt, die alle lebhaft beschäftigten. Es wurde z. B. in der Stille des Landlebens eine Bildergalerie aus vorhandenen Kupferstichen in einem Zimmer hergerichtet. Man ging hinein und nun suchte sich jedes stillschweigend ein Bild aus, das ihm am besten gefiel und über das es etwas schreiben mußte, eine kleine Abhandlung oder ein Gedicht. Jedes ging sodann in die Stille und abends versammelte man sich am großen Familientisch bei der Lampe, wo man vorlas, was man sich ersonnen hatte. Auch die Mutter hatte meist zur Freude aller etwas Sinniges erdacht; aber Adelheid brachte sicher die schönsten, sinnigsten Verse. Wenn sie ein Buch gelesen hatte, dann beschäftigten die Personen darin sie oft lange, und sie schrieb mir z. B. in mein Album ein liebliches Gedicht über „Nydia" (aus Bulwers letzten Tagen von Pompeji), welches anfängt: „Meine Augen sind so müde, meine Seele ist so müde, Gebt der Blinden Friede, Friede!"

Die dichterische Begabung zeigte sich bei ihr schon in früher Kindheit. Auch alle Schwestern dichteten gerne und leicht, und ohne je in die Geheimnisse und Lehre der Metrik und Prosodie eingeführt worden zu sein, fanden sie das entsprechende Versmaß und den poetischen Ausbau nach eigenem Gefühle. Bei den Gedichten unserer Freundin, auch bei denen einer späteren Periode, bedauert man ja häufig, da und dort auf Inkorrektheiten und Unregelmäßigkeiten zu stoßen, während man sich andererseits auch wieder der vollständig freien, immer dichterischen Bewegung und der Leichtigkeit des Ausdrucks erfreut. Diese poetische Begabung aller Schwestern ist auffallend, da weder Vater noch Mutter eigentlich dichteten; doch hat letztere, wie die Tochter wiederholt bezeugt, eine durchaus poetische Ader besessen, die bei verschiedenen Gelegenheiten, wie der oben erwähnten, an den Tag trat. Es scheint sich hier jene alte Erfahrung zu bestätigen, daß ein Talent, das in Vater oder Mutter vorhanden ist, ohne im eigentlichen Sinne des Wortes ausgebeutet zu werden, sich auf die Kinder wie ein auf Zinseszins angelegtes und angewachsenes Kapital in erhöhtem Grade vererbt.

Als ein Beweis ihres poetischen Empfindens, freilich auch ihrer weltschmerzvollen Sentimentalität, mögen folgende drei kleinen Gedichte dienen, welche sie vor dem Jahre 1853 fertigte.

Herbstesabend.

Herbstesabend ist so traurig
Und so mild und wehmutsvoll,
Weil die Frühlingslieb von allem,
Allem Lieben scheiden soll.

Herbstesabend ist so freundlich
Und so mild und tröstend auch,
Und es liegt die Welt, ein Tempel,
Angeweht vom Friedenshauch.

Ach, mich grüßt dies stille Walten
Wie der Himmel, fromm und rein,
Und die Hände muß ich falten,
Und gedenken muß ich dein.

* * *

An ein krankes Kind.

Und warum ist dein Blick so klar,
Du liebes Kind, o sprich!
Und warum ist dein Wort so wahr
Und rührt so wunderlich?

Du lieber, holder Erdengast,
Weil du so bald zurück
Zum Himmel ziehst, von dem du hast
Das Wort und auch den Blick.

* * *

Himmelssehnsucht.

Wenn niederwärts die Sonne steigt
Und hoch erglühen Wald und Garten,
Und wenn, das Antlitz matt geneigt,
Die Blumen auf den Engel warten,
Der, mild das Lockenhaupt gesenkt,
Mit Abendtau die Blüten tränkt, —
Was ist es, das dann wunderbar
Durch deine weiche Seele zieht
Und macht, daß dir der Blick, sonst klar,
In Thränen, tief gerührt, erglüht:
Daß alles, was der Tag gebracht,
So Lust als Leid, so Leid als Lust,
Voll stiller Wehmut sanft verschwimmt
In deiner tief ergriffnen Brust?
Und was als Schmerz dich sonst verwundet,
Verzittert in der Dämmrung Stund,
Du fühlst wohl, daß dein Herz gesundet,
Und dennoch bist du nicht gesund:
Das ist die Sehnsucht, die mit Macht
Dich nach der Heimat will erfassen.
Du möchtest gern mit seiner Nacht
Das Leben hinter dir verlassen;
Nach deiner wahren Heimat fliegen,
In Himmelsfrieden tief versinken
Und dort mit langen, durst'gen Zügen
Den vollen Kelch der Wahrheit trinken.

* * *

Eine Stelle aus einem Briefe, den das 16jährige Mädchen an ihre Freundin Anna im Juli 1853 schrieb, drückt diesen Weltschmerz noch mehr aus. Wegen der Gesundheit ihrer Mutter war sie mit dieser in das Seebad Heringsdorf gereist, wo sie zum erstenmal das Meer sah. Sie schreibt darüber: „So hab ich denn das Meer gesehen mit seinen Wogen und Wellen, mit dem Stempel des Todes und der Vernichtung in der dunklen Tiefe, mit dem verschwimmenden Abendrote auf heller Spiegelfläche! Ich habe es gesehen und lange davor gestanden, vor diesem Meere, auf das ich alle Hoffnung gesetzt hatte, und ich frug mich, ob es mich trösten könnte. Und ich erhielt die Antwort, daß Seelenleid tiefer als das Meer und höher als die Natur sei, wäre sie auch noch so schön. Ich dachte, die Wellen würden meinen Gram wegnehmen, aber sie thaten es nicht. . . . Was soll ich mit meinem Herzen anfangen, das niemand versteht, das niemand verstehen wird? Womit soll ich die Trostlosigkeit verscheuchen, die mich beim Gedanken an die Zwecklosigkeit meines Lebens ergreift? . . . Ich will keine Auszeichnung, ich mache keine Ansprüche; ich hätte mich ja mit Freuden ganz geopfert; aber der Himmel versagt mir das Glück, und ich muß mich beugen."

Einen Weltschmerz, wie er sich hier ausspricht, verstehen unsere heutigen, so überaus verständigen jungen Damen wohl kaum. Man darf nicht vergessen, daß, als jene Zeilen von dem jungen Mädchen geschrieben wurden, erst vier Jahre vergangen waren, seit Oskar von Redwitz seine Amaranth gesungen. Es wehte ein sentimentaler Zug damals durch unser Volk, vor allem durch unsere Jugend, dem der Schlachtendonner von Königgrätz und Sedan ein Ende bereitete. Wir vermögen uns mit dieser hochgradigen Empfindsamkeit unserer jugendlichen Freundin aber umsomehr auszusöhnen, als aus diesem Boden jene zarten, feinen Schilderungen aus der Natur und dem Innenleben hervorwuchsen, welche ihre Werke zu einem willkommenen Schmuck des evangelischen Hauses machten, und als diese weichlichen Stimmungen und Gefühlsspielereien sie in keiner Weise abhielten, mit geistiger Frische und hingebendster Opferwilligkeit ihrer Mutter im Haushalte und in der Pflege der Armen und Kranken zur Seite zu stehen.

Was aber gerade auf letzterem Gebiete diese zart besaitete Seele zu leisten vermochte und thatsächlich leistete, lesen wir mit Staunen in dem Lebensbilde ihrer Mutter an jenen Stellen, die uns die Not und das Elend in der polnischen Dorfgemeinde schildern. Da begegnen wir z. B. der 15jährigen Adelheid am Kranken- und Sterbebett eines kleinen Mädchens mit fürchterlichen Brandwunden. Unter einem Häutchen sieht die junge Pflegerin die Lunge arbeiten und drei volle Wochen ist sie dem armen Kinde Arzt, Diakonisse, Trösterin im Leiden und im Sterben. Was sie dort in ihrer Jugend gelernt, sollte noch vielen zu gute kommen, und half ihr selbst nach Jahren bei der schweren Pflege ihres geliebten Gemahls.

Das Ungesunde in jenem gesteigerten Gefühlsleben zerschmolz mit der Zeit wie Morgennebel vor der aufgehenden Sonne, je mehr das Licht des Evangeliums im

Elternhause aufging und alles durchleuchtete. Zehn Jahre vergingen der Familie, ohne daß ein evangelischer Geistlicher in jener Gegend sich nur gezeigt hätte. Auf die geistlichen Notstände der dortigen Bevölkerung aufmerksam gemacht, stellte das Konsistorium von Posen nach dieser Zeit einen Pfarrer in Rybno an. Bis dahin stand eigentlich Adelheids Mutter verlassen und einsam mit ihrem Glauben wie eine Palme in der Wüste. Ihr Mann war dem Christentum nicht feind, er war sogar trotz allem Rationalismus, in dem er aufgewachsen, religiös anregbar; aber er ließ sich von seiner frommen Gemahlin zu einem christlichen, evangelischen Leben mehr bewegen, als daß dasselbe in ihm selbst eine treibende Macht gewesen wäre. Wohl hatte die Frau in der befreundeten Familie in Gnesen eine treue und erwärmende Stütze; aber wie weit war der Weg! Es vergingen Monate, ohne daß sie sich an einer christlichen Ansprache erquicken konnte. Hier offenbarte sich aber die alte Erfahrung von neuem, daß es für die Christen oft förderlich und stärkend wirkt, allein gestellt zu werden. Tausende von regelmäßigen Kirchengängern, welche in großen Städten wie Berlin sonntäglich und häufig genug auch sonst einen gedeckten Tisch geistiger Speisen finden, sind übersättigt und haben es verlernt, selbst zu denken und selbständige, sichere Schritte als Christen zu thun. Frau von Zastrow hat dies in jenen zehn Jahren gelernt. Die Liebe zum Heiland im Herzen und ohne weitere Hülfsmittel als die Bibel in der Hand erstarkte ihr Glaubensleben und wurde sie dem Haus und der ganzen Gegend zum Segen. Dies verlieh ihr eine erstaunliche Selbständigkeit und innere Freiheit. Sie blieb auch später von jeder Beeinflussung von einzelnen Persönlichkeiten in ihrem Christentum frei, sie neigte zu keiner kirchlichen Partei, sie war nicht die Jüngerin von diesem oder jenem Kirchenmann; sondern Jüngerin ihres Heilandes, die gewohnt war, jedes Menschenwort im Lichte des göttlichen Wortes selbst zu prüfen. Indem Adelheid in dieser Luft heranwuchs und voller Hingabe ihres eigenen Ichs ihr Herz der göttlichen Wahrheit öffnete, errang auch sie sich für ihr religiöses Sein eine wunderbare Unabhängigkeit von Menschen. Sie machte mit aller Wahrheit, die ihr entgegentrat, ganzen und vollen Ernst, und weil sie hierbei auf zahlreiche Widersprüche zwischen der Lehre und dem Leben der Christen stieß, seufzte und schrie ihre jugendliche Seele oft in tiefem Weltschmerz auf. Mehr und mehr zog aber eine friedliche Harmonie in ihr Herz ein, und wer sie näher kennen lernte, gab ihr das Zeugnis, daß ihr Christentum ein durch und durch wahres und gesundes Gepräge an sich trug und die treibende Macht in ihrem Denken, Reden und Handeln bildete. Niemand hat ihr mehr Unrecht gethan, als jene Recensenten, welche in ihren Werken einen ungesunden, pietistischen Geist entdecken wollten; sie war nichts weniger als eng in ihrem Glauben und nichts weniger als weltflüchtig. Die Grundlage zu dieser eigenartigen religiösen Entwicklung gewann sie aber in jenen Jahren mitten im katholischen Lande an der Seite ihrer gottesfürchtigen, bibelfesten Mutter. Mit Rührung gedachte sie noch in späterer Zeit an die herzlich schlichte Weise, in welcher ihre geliebte Mutter das Tischgebet einführte. „Oben auf dem Hofe stand ein hoher Pfahl, an dem eine Glocke befestigt war. Jahrzehnte hindurch hatte sie morgens, mittags und abends die Leute zur Arbeit herbeigerufen, jetzt erfüllte sie noch eine andere Bestimmung. Wenn sie früh, bald nach 7 Uhr, noch einmal ertönte, so versammelte sie in unserem Gartensaal eine kleine, jedoch nur aus Mitgliedern des Haushalts bestehende Gemeinde, in welcher unsere Mutter als Priesterin waltete. Ich weiß nicht, ob jede Frau berufen oder befähigt ist, in dieser Weise zu wirken; daß sie es war, unterliegt keinem Zweifel. Nach einem Liede, welches wir gemeinschaftlich sangen, las sie einen Abschnitt aus der heiligen Schrift und eine über denselben handelnde kurze, aber nicht von ihr selbst verfaßte Betrachtung. Niemals betete sie frei, und die große Würde und ruhige Haltung, welche ihr eigen waren, verliehen jenen stillen häuslichen Andachten eine ganz besondere Weihe . . . . Das Christentum ist etwas Lebendiges, man kann es nicht wie einen abgestorbenen Stab in der Hand halten, es muß ausbrechen, Knospen und Blüten ansetzen." In der Hand unserer Freundin grünte und blühte und trieb dieses Reis

allezeit aufs Lieblichste, so daß, wer mit ihr in Berührung kam, von jenen Blüten angezogen, das Reis selbst liebgewann.

In diese ländliche Idylle voll Pflichterfüllung und Liebeslust trat zu jener Zeit erstmals eine Gestalt ein, welche bald im Leben unserer Freundin die Hauptrolle übernehmen sollte. Das erste Begegnen mit ihrem künftigen Gemahl schilderte sie im Lebensbilde ihrer Mutter folgendermaßen.

„Das Jahr 1854 brachte uns eine Reise nach Heringsdorf, dem buchenumrauschten Fischerdorf am Ostseestrande, in der Nähe von Swinemünde; dort hatte unsere Mutter vor Jahren ihre Gesundheit wiedergewonnen . . . . Das Dampfschiff legte an dem Quai an, und noch schwankte es, nicht ganz beruhigt, an der Ankerkette, als ein junger Mann in elegantem, grauem Sommeranzuge uns auf das zuvorkommendste empfing. Es war dies jener frühverwaiste Enkel unserer alten Großmutter, ein Neffe unseres Vaters, der uns bis dahin fremd geblieben war. Die Familienähnlichkeit mit unseren Herrn ist unverkennbar. Der etwas zurückhaltende und für seine Jahre sehr ernsthafte Gardeoffizier hatte ebenfalls in dem lieblichen Heringsdorf Erholung gesucht und keine Ahnung davon, daß die ganze große unbekannte Familie des Onkels aus dem fernen Polenlande so unerwartet hereinbrechen würde, um seine Ruhe zu stören. Er ergab sich in ein Geschick, aus dem sein Geschick sich nach Gottes Willen mit entwickeln sollte; denn in der so überaus zarten und unvergeßlichen Idylle, welche sich in dem Verkehr mit dem für Poesie und Musik gleich empfänglichen Vetter nun für uns und ihn entspann, wurde der Grund zu einer drei Jahre später erfolgenden Verlobung mit einer der Kousinen gelegt, der ein selten schönes und inniges Familienglück folgen sollte. Dadurch traten uns denn auch die Angehörigen unseres Vaters plötzlich nahe."

Dieser gefährliche Gardelieutenant war **Eduard von Rothenburg**, Sohn der Schwester von Adelheids Vater. Er trat 1844 als Sekondelieutenant in das 1. Garde-Regiment zu Fuß in Potsdam ein, bei welchem er bis 1857 verblieb. Die Familie von Rothenburg gehörte dem ältesten Adel Tirols an und siedelte im 13. Jahrhundert nach Schlesien über, wo sie lange die nach ihr genannte Herrschaft Rothenburg und das gleichnamige Städtchen im Kreise Grünberg besaß. General Graf Rothenburg, Freund Friedrich des Großen, gehörte der Familie an. Der Vater Eduards war Stabsoffizier und starb als Ingenieur vom Platz in noch jungen Jahren zu Magdeburg.

In einem Brief an ihre Freundin beschreibt sie das Leben in Heringsdorf in einer Weise, aus welcher man das warme Interesse des jungen Mädchens für den neu entdeckten Vetter gar wohl durchempfindet. Nachdem sie sich in tief sentimentalen Erörterungen bewegt hat, fährt sie fort: „Wie anders ist mir zu Mut, wenn ich aus dem Walde komme, wo Vetter Rothenburg uns seine Gedichte vorlas. . . . Der Gardelieutenant hat sich in einen schwermütigen Zweifler verwandelt, dessen zerrissene Seele in tiefer Bitterkeit liegt, dessen Geist den Körper aufreibt. Ich entdecke viel Verwandtschaft in uns und möchte ihn wie einen Bruder betrachten. Er ist offen gegen uns, aber aus Widersprüchen zusammengesetzt. Unsere Waldpartieen sind reizend. Sieh uns am Bergesabhang unter duftigen Buchen in malerischen Gruppen verteilt, zu unseren Füßen die schlanke Figur, das edle, aber oft verbitterte und deshalb entstellte Antlitz Eduards, schön und begeistert Strachwitzens und Geibels Lieder vorlesend. Seine Stimme, voll und klangreich, durchtönt die Stille des Waldes; zuweilen wird er durch einen leisen Ausschrei Iches" (Uebername von Luise v. B., welche mit der Familie nach Heringsdorf gekommen war) „unterbrochen, welche die zahlreichen Blindschleichen fürchtend, alle Löcher in ihrer Nähe mit Moos und Tannenreisig verstopft und dadurch viel Anlaß zur Heiterkeit erregt. Für die ruheliebenden Badegäste treten wir als Kobolde auf. Die Wegweiser werden in falsche Richtung gekehrt, beschriebene Muscheln auf den Weg gestreut u. s. f."

Seit dieser Heringsdorfer Zeit kehrte „der gleichgestimmte Vetter alle Frühjahre wie eine Schwalbe" in Rybno ein. Da er seit 1857 in das Infanterie-Regiment



Nr. 23 versetzt war, welches in Neisse stand, war er dem polnischen Gute des Vetters etwas näher gerückt. Auch seine Mutter und die gemeinsame 86jährige Großmutter, Witwe des vor Namur gefallenen Freiheitshelden Alexander von Zastrow, besuchten wiederholt die Verwandten in Polen. Letzteren ging im Kreise der Kinder und Enkel das Herz in Rührung und Freude auf.

Immer mehr und tiefer beschäftigen sich Herz und Geist des ideal gerichteten Mädchens mit dem jungen Manne. Vor allem sind es Sorgen um seine Seele, um seinen unsterblichen, inneren Menschen, welche sie bewegen. Indem sie ihrer Freundin das Leid über sein unkirchliches Wesen brieflich ausdrückt, schreibt sie im November 1857 an dieselbe: „die Kirche hat aber auch nicht ihre Arme nach ihm ausgestreckt. Was Gott Edles in ihm weckte, hat er treu gepflegt. Ach! könnte ihm nur ein Mensch nahe treten, ein Pastor, der ihn liebte! — aber so! — er hat keinen Grund im Glauben. Leichtsinnig ist er nicht in der gewöhnlichen Bedeutung; aber leicht nimmt er es doch, zu leicht mit dem Ernst des Gerichts. Dann hat er wieder so süße Hoffnungen und ringt so tief, sich von allem Irdischen los zu machen; sein Herz ist so empfänglich für alles Gute, Wahre und Schöne; er giebt jeden Augenblick sein Herzblut für das Edle, und doch ist er dem Heiland fern. Ist es doch, als könnte die zarte Blume, die nicht im Knabenherzen aufblühte, beim Manne keinen Boden finden. Wenn ich denke, daß er uns so liebt, unverändert diese drei Jahre hindurch, daß er es nicht müde wird, Woche um Woche uns Briefe zu schicken, und so rein in Wahrheit liebt ohne alle Nebenabsicht, dann finde ich es unerklärlich, daß seine Seele nicht angeweht wird von jener ewigen Liebe, die ja nur verlangt, was er schon alles besitzt: Gelöstsein vom Irdischen, Streben nach Wahrheit, Erkenntnis der eigenen Unwürdigkeit und ein verwundetes Herz. Vielleicht ist es zu tief verletzt, dieses arme Herz, von allem, was es erlebte, als daß es noch einmal zu einem neuen Leben frisch aufschlagen könnte. Seine Seele war noch so zart — er nennt es schwach — als er in das gottentfremdete Leben hinausgeführt wurde, 16 Jahre alt, sich selbst überlassen, und der ganze Strom von Laster, Niedrigkeit und Falschheit in hohen Wogen an seine Brust schlug. Jetzt steht er darüber, hoch über viele, — aber geknickt, freund- und glücklos. Oft wird es mir klar, was er hätte sein können. Sein Geist blitzt häufig hervor und überrascht, aber wem müßte es nicht klar werden, daß sein Leben nach außen verfehlt ist? Wenn ich von großen Männern lese, wenn ich sehe, was sie Großes thun, wie sie Jesu dienen, fühle ich: das hätte Eduard auch thun können. Er ist es wohl wert, und es thut mir wehe, daß er so arm, so nutzlos unter dem Leben hinschleichen muß." Indem sie nun einen Vergleich zieht zwischen der Entwicklung ihres Vetters mit der des dortigen Pastors Hübner, den sie warm verehrt, führt sie aus, wie dieser in schlichten Verhältnissen in der Mitte einer christlichen Familie aufgewachsen, sich in den Dienst des Herrn gestellt und im Glauben eingewurzelt, glücklich und anderen zum Segen lebe. Sodann fährt sie fort: „Aber da ist Eduard, einige Jahre älter, ein einziges Kind, mit einem schönen Namen. Von Soldatenarm empfangen, gewiß mit Jubel, denn es giebt nur noch wenige von den Rothenburg, und in ausgelassener Freude werden die Kinderlippen mit Champagner benetzt. Das verkündet schon ein anderes Leben, und wir denken, du und ich: vielleicht kein von Gott erleuchtetes. Aber der Ernst tritt ihm nahe; noch ehe er ein klares Bewußtsein hat, nimmt ihm der Tod den natürlichen Beschützer, und dadurch ist er nun an das Vaterherz Gottes gelegt, der über die Waisen wacht. Zwei Mütter, Mutter und Großmutter, schenkt er ihm, und die zweite hat noch mehr Gewalt über ihn als die erste. Sie ist sanft und gütig und geht in das Wesen des Kindes ein. Ihre eigenen Söhne waren anders, kräftige, wilde, lebhafte Knaben; aber hier hat sie ein empfindliches, zartes, träumerisches Kind, dessen große Schönheit sie und andere geneigt macht, es zu verziehen. Das ganze Hauswesen dreht sich nun um ihn; jedes seiner Worte wird beachtet, und da er geistreich und lebendig ist, aber auch sehr schwächlich, so bestimmen sie ihn vorsorglich zum Studieren. Darum wird seine Zeit

streng besetzt, und er hat wenig Jugendfreiheit. Lernen und wieder lernen ist seine Bestimmung. Aber in seinen wenigen Freistunden zieht ihn die Natur an ihr warmes Herz, und ihre blühenden Wiesen, Schmetterlinge, Käfer und Vögel beschäftigen seine Phantasie und sind seine Freude. An den Winterabenden beschäftigt er sich mit einem kleinen Theater. Als er älter wird, zieht es ihn mehr und mehr in ein freieres, frischeres Dasein, und er glaubt knabenhaft, dasselbe als Offizier zu finden. Es rufen ihn ja auch seine Väter in diesen Beruf, und hier zeigt es sich schon, daß ein halber Mann seinen Willen zwei Frauen gegenüber durchsetzen kann. Wer weiß, ob ihm nicht mehr Segen erwachsen wäre, wenn er seiner Mutter gefolgt wäre. Auch ein Mann, der ihn gut kannte, sagte ihm, er werde als Offizier seine Bestimmung verfehlen; aber er bleibt dabei und bereitet sich mit Eifer für den neuen Beruf vor. Als er nun den ersehnten Degen hat, wird es ihm wohl nach und nach klar, daß eine Oede und Leere in dem Dienst liegt, der die Kräfte verbraucht und wenig Frucht giebt; doch ist es eine Zeit, da alle Kräfte sich regen wie Frühlingssausen, und die aufwallende Seele träumt von einem Zauberlande so golden, so süß, daß es die ganze Wirklichkeit umschleiert. Das Leben tritt ihm in seinem Flitterschein nahe. Als der arme Rektorsohn (Pastor Hübner) mit Mühe sein Brot erwirbt, thut sich ihm das Gesellschaftsleben auf, und Hof, Glanz und alles, was die Phantasie erregt, ist gewiß nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Doch muß er sich immer sagen, daß nichts von all dem sein eigen sei, daß er sich in dieser Welt nicht zurechtzufinden weiß, und wenn sie seine Eitelkeit verletzt, so fühlt er, daß er dem einsam träumenden Knaben, den er gegen den Offizier vertauschte, doch näher verwandt sei. Sein Herz wird voll Sehnen in der Scheinwelt, der er dient, bis eine Familie sich der seinen anschließt, die offen, herzlich und natürlich ihm viele schöne Stunden bietet. Ueberrascht von seinem Gefühle bindet er sich an die eine Tochter, und die wenigen Gedichte aus dieser Zeit zeigen in ihrer Einfachheit, wie träumerisch seine Seele an den dunklen Augen hing, bis die hoffnungslose Wirklichkeit das Band zerreißt. . . . . Der schöne Traum ist zerstört, und verletzt und verbittert kehrt er in ein Leben zurück, dessen Poesie niedergerissen, und dessen Stürmen er nichts entgegenzusetzen hat, als ein Gefühl für Ehre. Er hatte wohl als Kind beten müssen, aber das ist lange her. In der Schule hat er nichts vom wahren Geiste Gottes gehört, und sein Religionsunterricht war so trocken und arm, wie gewöhnlich. Dann hatte er noch, ehe er Offizier wurde, alte und neue Philosophen gelesen, und dies hatte jedem Einfluß entgegengewirkt, den der Heiland so gern auf junge Herzen ausübt. Er lebte einige Monate, wie er es heute bereut, bis seine Natur ihn strafte und Aufregung und Anstrengung ihn in seinem 23. Jahre dem Tode nahe brachten. Seitdem ist er kränklich; denn wenn er auch besser ist, so fehlen ihm doch immer noch Frische und Gesundheit, wie der Mann sie braucht, um seinem Beruf mit Lust nachzukommen. Da wurde das Leben eine Wüste, elend, dürr und blütenleer; aber die Seele erwachte aufs neue, kehrte in sich ein und erkannte mit bitterem Schmerze, wie arm sie sei. In dieser Zeit lernten wir uns kennen, und seitdem ist er verändert und ruhiger geworden. Seine Hoffnungen für das Himmelreich sind gewachsen, aber sie nehmen keine bestimmte Gestalt an. Alles kommt bei ihm wie Poesie, wahr, tief und schön; aber zur täglichen Begleiterin in seinem Dasein kann er die Religion nicht machen. Wie viel glücklicher ist der Rektorsohn geworden, als der arme Herr von Rothenburg! Aber glücklich soll er doch auch noch einmal werden, wenn auch nicht hier. Ich kann es nicht glauben, daß Gott ihn verstoßen sollte, so genau ich auch seine Vaterstrenge kenne. Ich kenne auch seine Liebe. Wir können es freilich nicht thun, aber Gott kann es, — glaubst Du es nicht auch, meine Anna? Die Philosophenträume sind lange von ihm abgestreift; aber er hat keinen Ersatz, keinen Lohn für den anstrengenden Kampf mit dem Irdischen; er bemüht sich täglich zu sterben und hat kein Leben dafür. Aber wir wollen hoffen, meine Anna!"

Nach vierjähriger Bekanntschaft und nachdem Eduard und Adelheid bereits ein Jahr lang zusammen Briefe gewechselt hatten, erfolgte die Verlobung am 25. September 1858

in Rybno. Sie selbst erzählt uns dieselbe im Leben ihrer Mutter mit folgenden kurzen, aber warmen Worten: „Es war ein himmlischer Septembertag, ein unvergeßlicher! Warm und mild wie Frühling, aber irdisch verklärt lag die feiernde Welt, der Sabbathruhe des Winters entgegenharrend. Auf dem Bahnhofe in Posen begegnete unsere Mutter" — sie befand sich auf der Heimreise von Kreuznach — „dem Heringsdorfer Vetter! er war gekommen, um sich allen Ernstes aus diesem in einen Bräutigam zu verwandeln. So fuhren sie denn zusammen in die Sternennacht hinein und kamen erst kurz vor Mitternacht vor dem Hause an. Die Braut, im weißen Kleide mit einem Asternkranz im blonden Haar, hatte lange gewartet und ihr Herz befragt, auf wessen Rückkehr sie sich am meisten freue, und das Herz hatte ihr geantwortet, daß ohne diese Mutter das junge süße Glück unvollkommen sein würde. So sehr wurde sie geliebt, weil wir ihr so viel zu verdanken hatten.

„Am nämlichen Abend, oder eigentlich in der ersten Morgenstunde des nächsten Tages, wurde dann die Verlobung gefeiert, während draußen die Musik einen Choral spielte, auf dem See die brennenden Tonnen wie Meteore glühten, die Leute jauchzten und die letzten Blumen ihr Dasein in unserem Dienst verhauchten. Unsere Mutter hatte sich von dem Bräutigam ein Versprechen geben lassen, daß er nämlich dem Glaubensleben ihrer Tochter niemals hindernd in den Weg treten wolle."

Es folgte eine Brautzeit von so hoher Idealität, wie wohl wenige durchlebt werden. Braut und Bräutigam trachteten in ihrem Geiste gleichsehr nach dem Hohen und Edlen im Menschenleben, und daß er schon jetzt und später in der Ehe dafür sorgte, bei dem hohen Himmelsfluge auch noch Boden unter den Füßen zu behalten, entsprach seiner männlichen Aufgabe und schützte vor einem Ikarusflug. Aeußere Verhältnisse gestatteten keine baldige Vermählung. Sie mußten drei Jahre warten, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und da vier Jahre von ihrem ersten Begegnen bis zu ihrer Verlobung vergangen waren, verglich Adelheid ihren Vetter und späteren Gemahl gerne im Scherze mit Jakob, welcher ebenfalls sieben Jahre um seine Base Rahel werben mußte.

Das folgende Jahr 1859 brachte für die Familie von Zastrow eine schmerzliche Veränderung. Die erschütterte Gesundheit des Vaters gestattete ihm nicht mehr, die Bewirtschaftung des Gutes mit jener zähen Ausdauer zu betreiben, welche zum landwirtschaftlichen Betrieb eines derartigen Gutes erforderlich ist. So war in ihm der Entschluß herangereift, die allen lieb gewordene Besitzung, in welcher sie als in ihrer eigentlichen Heimat tief Wurzel geschlagen hatten, zu verkaufen. „Diese Notwendigkeit war bitter, sie ward mit vielen Thränen erkannt und gestaltete sich immer mehr zu einer herben Prüfung." Im April erfolgte der Verkauf; sie verließen aber ihr liebes, grünes Thal erst zu Johanni, um nach Berlin überzusiedeln. In ein Gedenkbuch, in welches Adelheid und ihre Freundin Anna jährlich am 24. September Einträge machten, schrieb erstere in der Erinnerung auf die Jahre 1858 und 1859: „Als ich zum letzten Male schrieb, waren wir noch in unserer lieben Heimat, in Rybno vereint; du, obwohl nur zum Besuch, gehörtest doch ganz zu uns, und freuen konnten wir uns wieder, wenn auch nicht im ungetrübten Jugendmute, so doch im Glauben, in Freundschaftsglück und in der herrlichen Natur. Ein Jahr verging und brachte dir das, wovon diese Blätter reden. 1858 kam das Jahr, das mit goldener Schrift des Glücks in meinem Lebensbuche steht. Niemals senkte sich ein schönerer Herbst auf das stille Thal; niemals bin ich dankbar-seligeren Herzens durch seine Felder, Wiesen und Waldungen gegangen; ich ging nicht, nein! ich flog beinahe und ließ mit jedem Schritt die Erde hinter mir zurück. In den Jahren vorher war ich im Glauben erwacht und erstarkt, und hatte mich vom Leben abgewendet; es gab keinen Freudenglanz mehr für mich; aber da winkte der Herr, ich solle stille stehen und mich umsehen — er entrückte mir die lang geträumte Hoffnung, mich bald zu sich zu nehmen, er machte mir klar, daß ich leben sollte, und statt des Totenkranzes, den ich so hoch hielt, zeigte er mir die Myrtenkrone, und schenkte mir den in der Stille so lange Geliebten, meinen einzigen, teuren Eduard. In ihm

gab er mir den edelsten Menschen und zugleich ein Herz, das der sanften Führung zur himmlischen Erkenntnis bedarf. Ich liebe nicht umsonst und bin eine glückliche Braut. Ich bin jünger und frischer geworden, und mein Geist liebt jetzt mehr die sonnige Höhe der Heiterkeit als die frühere schwermütige Tiefe; aber ich will auch fernerhin dem Herrn treu bleiben und ihn über irdisches Glück nicht vergessen. Als der 25. September 1858, mein Verlobungstag, vorüber war, kam nach der Trennung von ihm eine Welt von Sorgen, Schmerz und Angst über Rybnos glückliche Kinder. Ein Abgrund öffnete sich, in dem die ganze liebliche Heimat versank und verloren ging. Doch auch im Sturm war Gott mit uns und trug uns aus dem Schiffbruch auf den Flügeln der Gnade. 1859 war ein schweres Jahr für uns. Wir mußten Demütigung, Entsagung, und ich eine ewig scheinende Trennung von meinem Eduard erdulden. 1860 hat uns Berlin lieb gemacht. Wir konnten wieder für das Glück der Freundschaft leben, und uns von Sorge und Not erholen. Zweimal feierte ich bis jetzt ein glückliches Wiedersehen. Dich aber, meine Anna, liebe ich treu und fest, wie sonst, ich verehre und bewundere dich noch mehr, — gehe weiter auf dem Wege, den dir Gott bestimmt! Das ist gewiß; fast alle nehmen ein anderes Ende, als es unserem Auge erscheint, und am Schlusse gereicht alles Ihm zur Ehre und zum Heil. Gepriesen sei Sein Name! „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir." (Ebr. 13, 14.)

Die Uebersiedelung nach Berlin und das Eingewöhnen in der großen Stadt fiel den ungebundenen Landkindern nicht leicht, und um so schwerer, als der Einzug in die Hauptstadt in eine Zeit fiel, in der jeder, der es möglich machen kann, Berlin verläßt, um der drückenden Hitze aus dem Wege zu gehen. „Es dünkte uns", schreibt Adelheid, „nichts als Ironie, daß die berühmte Bellevuestraße und der noch berühmtere Tiergarten Anspruch auf Naturgenuß bieten sollten, uns, die wir das Zirpen der Grillen im Grase mit allen Variationen belauscht, alle Farbennuancierungen des Abendrots studiert und durch Blättersäuseln und Nachtigallenschlag ein so verwöhntes Ohr bekommen hatten, daß der Pfiff einer Lokomotive uns das Widerwärtigste in der Welt dünkte. Auf den heißen Trottoirs liefen wir uns Blasen an den Füßen, behaupteten, unter dem Druck der Staubwolken in der Leipzigerstraße keinen Atem schöpfen zu können, und hielten es doch für despektierlich, einen ehrlichen Droschkeneinspänner zu besteigen; kurz gefaßt, wir bildeten eine recht trübselige Gesellschaft und kamen uns beinahe als Gefangene vor."

Adelheid war es, welche in ihrer Pflichttreue und Zartheit sich zuerst und bald überwand, um den geliebten Eltern den Wechsel nicht noch mehr zu erschweren. Dies erleichterte ihr freilich ganz wesentlich der Umstand, daß sie in Berlin mit ihren teuren Freundinnen Luise und Anna wieder zusammenkam und täglich mit ihnen verkehren konnte. Der Vater derselben war bereits im Jahre 1856 in Gnesen gestorben und Herr von Zastrow war Vormund der Kinder des Hausfreundes geworden. Bald nach dem Tode des Vaters ließen sich diese in Berlin nieder, von wo sie jährlich zu längerem Aufenthalt nach Rybno kamen. Jetzt erleichterten sie ihrer Freundin und deren Familie das Eingewöhnen in der Hauptstadt. Das Freundschaftsleben zwischen den jungen Mädchen konnte um so mehr gepflegt werden, als die Familie von Zastrow anfangs in nächster Nähe der Freundinnen, in der Bendlerstraße, wohnte. Adelheid erfreute sich an den Gesangstunden, welche sie zur Ausbildung ihrer ansprechenden Sopran-Stimme nun nehmen konnte. Ganz besonders genoß aber die ganze Familie das reiche geistliche Leben und besuchte voll Dank die Gottesdienste von Büchsel, Steffan und Knaak. Bald zogen sie in das sogenannte Karlsbad über, eine Villenstraße mit ländlichem Charakter und abseits des geräuschvollen Verkehrs. Hier sammelte sich ein ästhetischer und poetischer Kreis von Bekannten und Freunden um die durchaus originelle und begabte Familie, in welchem der junge Dichter M. F., Sohn des Gesanglehrers im Zastrowschen Hause, staunend vor diesen ihm bisher fremden Naturmenschen stand



und sie in seinem Liede besang. Er blieb ein treuer Freund und noch kurz vor ihrem Tode erhielt Adelheid einen Brief von ihm, über den sie sich innig freute. Der Bräutigam kam auch häufig aus Glatz, wo er seit 1859 als Hauptmann stand, und seit 1860 aus Stettin, wohin er in das Grenadierregiment Nr. 9 versetzt war, auf Urlaub nach Berlin, und an den langen Winterabenden wurde an der Aussteuer der glücklichen Braut emsig gearbeitet. In dieser Zeit verlobte sich die jüngere Schwester, Anna, mit dem reich begabten und schönen Herrn Douglas.

---

3. In Garnisonen.

Am 1. Juli 1861 wurde die Hochzeit von Adelheid und Eduard gefeiert. „Wo du auch hinkommst, du nimmst die Poesie und die Anmut überall mit dir", hatte einmal eine der Freundinnen zu Frau von Zastrow gesagt, und so wußte sie auch in Berlin den Ehrentag ihrer Tochter in einer so eigenartigen und lieblichen Weise zu gestalten, daß die Nachbarn voll Staunen auf dieses Stückchen Märchenland innerhalb der grauen Wirklichkeit der geschäftigen Großstadt blickten. Als das junge Paar aus der Matthäikirche heimkehrte, wo Büchsel ihre Hände ineinandergelegt hatte, wurde es von einem Choral empfangen. „Auf dem Hofe der Villa, der mit bunten Steinen mosaikartig ausgelegt war, stand eine Linde eben in voller Blüte, um diese tanzten die Brautjungfern, alle in weißen Kleidern mit Rosen bekränzt; das ganze Haus war in einen Rosengarten verwandelt. Am andern Morgen aber war die ganze Hochzeitsgesellschaft nochmals zu einer Hausandacht versammelt, und da las die Mutter der scheidenden Tochter mit bebenden Lippen den Abschiedsgruß aus dem zweiten Brief an Timotheum: „So sei nun stark, mein Kind, durch die Gnade in Christo Jesu. Leide dich als eine gute Streiterin Jesu Christi. Und so jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht. Der Herr aber wird dir in allen Stücken Verstand geben. Halt im Gedächtnis Jesum Christum, der auferstanden ist von den Toten. Das ist je gewißlich wahr: Sterben wir mit, so werden wir mit leben. Aber der feste Grund Gottes bestehet und hat dies Siegel: Der Herr kennet die Seinen. Fliehe die Lüste der Jugend, jage aber nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe, dem Frieden, mit allen, die den Herrn anrufen von reinem Herzen." Mit diesem Segen begleitet, zog Adelheid aus dem väterlichen Hause in das neue Leben hinaus.

Der junge Ehemann stand noch als Hauptmann in Stettin, und hier verlebte das glückliche Paar die zwei ersten Jahre der Ehe still und zurückgezogen für sich und nur in wenig Verkehr mit anderen Familien. Die älteste Schwester der jungen Frau, Elisabeth, kam zum Besuche und lernte hier ihren künftigen Gatten, den Herrn Dr. Jütte, kennen. Zwei Jahre darauf erfolgte die Hochzeit derselben, und da nun zwei Töchter in Stettin verheiratet waren, entschlossen sich die Eltern, ebenfalls dahin überzusiedeln. Aber noch ehe der Umzug beendigt war, wurde Hauptmann von Rothenburg in das 6. pommersche Infanterie-Regiment nach Stargard versetzt. Das gab auf beiden Seiten eine traurige Enttäuschung, und schon im Sommer des gleichen Jahres (1863) rückte dieses Regiment zur Besetzung der preußisch-russischen Grenze gegen die polnischen Insurgenten in den Powitzer Wald und in die Gegend von Gollejewo aus. Sie brachte einen Teil dieser Zeit mit ihren Eltern und ihrer Freundin Anna im Seebade Heringsdorf zu. Zahlreich waren die Briefe, welche zwischen ihr und ihrem Manne ausgetauscht wurden, und erkennbar leuchtete beim Empfange der Grüße des Geliebten das Glück auf ihrem Angesicht. Ihre Angehörigen gewahrten, wie jene tiefe Demut, jenes Nichtsbegehren für sich selber, welche so charakteristisch für ihr Wesen waren und allezeit blieben, sich seit ihrer Verheiratung noch mehr ausgebildet hatten. Nachdem der erste Alarm an der russischen Grenze sich gelegt hatte, „ließen," so schreibt Frau von Rothenburg in einem späteren Briefe, „diejenigen Hauptleute, welche sich etwas aus ihren

Frauen machten, dieselben nachkommen. Dieses Leben an der Grenze hatte sehr heitere Episoden. Da war die kleine Stadt Streno, tief im Fichtenwalde gelegen, voll langbärtiger Juden und polnischer Röcke mit Schnüren besetzt. Wir hatten bei einem Ackerbürger zwei Zimmer — aber was für Zimmer! Das Schlafzimmer ging direkt in den Hof und man konnte die Thür nicht schließen. Ich hatte immer eine Anzahl Vorhänge bei mir, mit denen ich mich absperrte. Einmal nachts wachte ich auf, weil ein Ungetüm sich vor meinem Bette bewegte; im Mondschein erkannte ich ein ungeheures Schwein, das grunzend umherstrich. Ferner bemerkte ich, daß sich von der Höhe meines Himmelbettes immer etwas herunterwarf, was dann platschend unten ankam. Natürlich weckte ich meinen Mann. „Gozchen, was ist denn das, was da immer von oben herunterspringt; gemütlich ist es nicht." Gozchen setzt sich aufrecht, horcht ein bischen hin und sagt kaltblütig: „Bäbili, es sind Ratten; aber sei nur ruhig, sie thun dir nichts." Und in der That, sie haben mir nichts gethan, obwohl sie noch sehr oft auf mich herabsprangen. Wieder ein anderes mal erwachte ich von einem Kolbenstoße auf der Diele und erkannte einen Gefreiten in voller Kriegsrüstung, der eine Meldung und vor dem Bette seines Hauptmanns Front machte. Er hatte einen polnischen Gutsbesitzer arretiert und brachte ihn als Gefangenen. Wir sind so aus einem Ort in den andern gezogen. Heitere Sommertage, oft voll Beschwerde, aber nie ohne Glück. Ich gewöhnlich auf dem Compagniewagen auf einem Bund Stroh. Gegen Wind und Regen Schirm und Plaid und eine feste Gesundheit. Mein Mann zu Pferd daneben oder bei seiner Compagnie. Zuweilen begegneten wir auch Kameraden. Da war z. B. der zweite Hauptmann auch jung verheiratet. Der hatte außer der jungen Frau auch das Baby und seine Wärterin auf dem Compagniewagen, ferner seine beiden Hunde Lord und Lady und vier kleine Hündchen. Alles wurde mitgenommen; es war eigentlich nicht ganz militärisch, aber es erregte sehr viel Heiterkeit. Wir hatten auch unsern Hund mit, der eigentlich ein Windspiel hätte sein sollen und den ich deshalb „Zephyr" genannt hatte; aber er wurde der allerdurchtriebenste Pinscher der Welt, und unsere Leute nannten ihn „Seevieh". Seevieh machte so viele niedliche Streiche. Er wußte immer, wer von den Herren auf Wache war, und in dessen Bett legte er sich sofort."

Nach Erledigung seines Kommandos an der Grenze kehrte das Regiment nicht mehr nach Stargard zurück, sondern bezog Garnison in Gnesen, mithin in ihrer alten Heimat. Frau von Rothenburg besaß wenig Sinn für die Aeußerlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens. Die Ansprüche an eine Offiziersgattin waren damals einfachere als heute und lagen mehr nach der inneren Seite als in der äußeren Repräsentation. Kostbare Toiletten, luxuriöse Feste u. dgl. waren, zumal bei einem Linien-Infanterie-Regiment, sehr seltene, fast gar nicht gekannte Dinge. Frau von Rothenburg legte aber, selbst von dem damaligen Standpunkte aus betrachtet, auffallend wenig Gewicht auf diese Anforderungen, was in ihren Bekanntenkreisen nicht immer übersehen wurde. Aber ihr ganzes Wesen und das unbedingte Vertrauen, das ihr jedermann zollte, glich dies vollständig aus. Sie zwang sich Achtung auch von oberflächlichen Persönlichkeiten ab, ohne dies im geringsten anzustreben. Niemals merkte man bei ihr die Absicht, und deshalb war auch niemand durch ihr Thun und Lassen verstimmt, und wo es galt, Meinungsverschiedenheiten und Streit zu schlichten, da war niemand mehr am Platz wie sie. Sie wollte keine hervorragende Stellung haben und hatte sie doch durch die Ueberlegenheit ihres Geistes und durch die Reinheit und Güte ihres Herzens.

Wenn bis dahin aus der dichterischen Seele unserer heimgegangenen Freundin schon manche kleine, liebliche Blüte hervorgesproßt war, deren Duft und Farbenreinheit das Leben ihrer Umgebung schmückte und erfreute, so reifte nun in der Stille des dortigen Lebens die erste Frucht heran, an welcher sich ein weiterer Kreis erquicken sollte. Da die Ehe kinderlos blieb und der Mann durch seinen Beruf den größten Teil des Tages auswärts beschäftigt war, so mußte die junge, an Thätigkeit von klein auf gewöhnte Frau nach einer anregenden Ausfüllung der vielen Stunden verlangen, die

sie einsam zu verbringen hatte. Bei ihrem reichen Phantasieleben, bei dem Schaffensdrange ihrer poetischen Natur, bei der Leichtigkeit, mit welcher sie den entsprechenden Ausdruck für jeden Gedanken und jede Empfindung fand, war es natürlich, daß sie zur Feder griff und die Bilder ihrer Phantasie plastisch zu gestalten suchte. So erschien im Jahre 1873 im Feuilleton des „Reichsboten" ihre kleine Novelle „Hildegards Liebe" und in den beiden folgenden Jahren in derselben Zeitung und später als Buch (bei Fricke in Halle) die Novellen: „Im Umkreis von vier Meilen" — „Elfriede" — „Ein Stückchen Leben".

Die hervorragendste Erzählung unter diesen ist enschieden die Novelle „Im Umkreis von vier Meilen". In schlichtester Gestalt eine Fülle von köstlichen und zu Herzen gehenden Bildern. Die in ihr niedergelegten Lebensanschauungen sind so frisch und natürlich, und der ganze Geist, der durch die Erzählung weht, so gesund und wahrhaft fromm. Schon bei ihrem ersten Erscheinen im Reichsboten erfreute sich dieselbe eines ungewöhnlichen Beifalls. Freilich fehlten auch die Gegner nicht, und von vornherein sind dies dieselben Geister, welche auch im späteren Verlauf die Werke der Frau von Rothenburg zu verkleinern und in ein falsches Licht zu bringen sich bestrebten. Sie erreichten es auch, daß diese sonst so gerne und vielgelesenen Bücher, angeblich wegen ihrer „frömmelnden" Richtung, in den Bibliotheken nicht aufgestellt wurden, an deren Spitze und in deren Leitung das Freimaurertum und das Judentum den Ausschlag geben, in jenen Bibliotheken, in welchen Zolasche Gemeinheiten womöglich in Doppelexemplaren eingereiht werden, aber ein in christlich edlem Geist verfaßtes Buch auf die Seite geschoben wird, wenn es noch so ansprechend, noch so schön und unterhaltend geschrieben ist. Unbarmherzig springen z. B. die „Blätter für litterarische Unterhaltung" mit dieser Novelle und mit den späteren Werken um, jede kleine Schwäche aufbauschend, jede Schönheit verschweigend. Der Mittelpunkt der Geschichte ist das herrschaftliche Haus des Rittmeisters von Rockwitz auf einem pommerschen Gute, ein adliges Haus voll fröhlichen, frischen Lebens, und mit „schrecklich vielen Jungen". Alle Gestalten in diesem Hause berühren sympathisch; selbst der strenge Hauslehrer, der erst am Sarge seines jüngsten Zöglings von der leidtragenden Mutter lernt, „umzukehren von den Träbern der griechischen Weisheit zu dem lauteren Quell des Evangeliums." Neben diesem hellen Lichte, das von dem Rockwitzschen Hause ausgeht, sehen wir „Schatten im Bild" in Häusern der Nachbarschaft, vor allem in dem sehr vornehmen und doch so öden Schloß Arnsberg, das ein trauriges Zeugnis von einer unglücklichen Ehe giebt, und „in der neuen Villa" eines reichen Emporkömmlings, wo sich viel Unreines findet. Wahrhaft erquickend wird uns das gemütliche Forsthaus geschildert. Die Versöhnung der Gegensätze erfolgt in leichter Weise.

Schon diesen kleinen, anspruchslosen Erstlingswerken ist der Stempel der gottgeborenen Dichterin und Schriftstellerin aufgeprägt, deren Schriften während eines Vierteljahrhunderts in evangelischen Kreisen Deuschlands wie duftige Sträuße von Feld- und Waldblumen, wie der erquickende Trunk aus frischer, sprudelnder Bergesquelle erfreuten. Freilich lassen sich in diesen ersten schlichten Erzählungen auch jene Schwächen auffinden, welche die Freunde der Dichterin zwar allezeit gerne als ein Stückchen ihres Seins mit in den Kauf nahmen, welche aber den Gegnern einer ernst religiösen Richtung willkommenen Anlaß gaben, den Stab kritischer Unbarmherzigkeit über sie zu brechen. Jedem Leser tritt sofort die geradezu überraschende Erfindungskraft und das wunderbare Darstellungsvermögen dieser Geistesgebilde entgegen. Sie streifen häufig an das Phantastische, an das Schwärmerische und märchenhaft Ideale und packen alsdann um so mehr, als der Dichterin nie der entsprechende Ausdruck für das fehlt, was bei anderen im Gefühle nur als verschwommene Eindrücke sich regt, ohne im Geiste sich zu einem klaren Worte zu gestalten. Diese Gabe des Ausdrucks bei lebendigem Empfinden und Beobachten machte eben Frau von Rothenburg zur Dichterin. Nirgends tritt dies uns wohl überraschender und fesselnder entgegen, als in ihren Naturschilderungen. Sei es,

daß sie die erwachende Pracht des Sommers mit dem Fliederduft und goldenen Sonnenschein, sei es, daß sie den Herbst mit seinen sinkenden Blättern, sei es, daß sie den leisen Wirbeltanz der Schneeflocken schildert, alles atmet den vollen Reiz der Wirklichkeit, angehaucht und belebt durch die Poesie eines tief fühlenden Herzens. In diesen warm empfundenen und lebenswahr gemalten Bildern aus Feld und Wald, Garten und Wildnis erscheint sie uns geradezu als unübertroffene Meisterin. Wer freilich diese Blätter überschlägt, um mit der ungeduldigen Hast des Dampfes und der Elektrizität der Entwicklung der Geschichte zu folgen und möglichst rasch zu erfahren, „ob sie sich kriegen oder nicht", dem entgeht das Beste und Schönste der Rothenburgischen Gebilde, der gleicht einem Manne, der die lieblichen Thäler in der Furcht durcheilt, zu spät den Bahnhof zu erreichen. Ja! eilen darf man nicht, wenn man mit Genuß und Vorteil diese Bücher lesen will. Wir müssen dabei zugeben, daß die Dichterin häufig sich zu sehr in die Breite verliert, und daß ihre Werke — namentlich bei der heutigen Geschmacksrichtung, die auch geistige Speisen in der konzentrierten Gestalt von Fleischkonserven verlangt — gewonnen hätten, wenn sie auf etwa vier Fünftel oder drei Viertel ihres Umfangs eingeschränkt worden wären; aber schlägst du in einer ruhigen Mußestunde jene Seiten auf, welche du beim ersten Lesen einer jener Erzählungen überschlagen hast, so bist du erstaunt über die lichtvolle Reinheit und Schönheit ihrer Gedanken und die durchaus eigenartige Darstellungsweise. Hier ist nirgends Phrase, nirgends Kopie. Adelheid von Rothenburg war wie in ihrem ganzen Sein, in ihrem Denken und Thun, und namentlich in ihrer religiösen Auffassung, so auch in ihrer Schriftstellerei durchaus selbständig. Sie ließ sich in ihrer Eigenart durch niemand beirren, auch durch ihre besten Freunde nicht, selbst durch ihren Mann nicht. Man mag dies einerseits beklagen, andererseits giebt ihr eben dieses das Originelle, Lebenswahre und Lebensfrische, an dem sich ihre zahlreichen Leser und Leserinnen in allen Ständen erfreuten. Schon die ersten Werke erfuhren wiederholte Auflagen.

Das Phantastische in ihrem Denken tritt uns auch in ihren Helden und Heldinnen entgegen. Es hängt dies mit ihrem ganzen Jugendleben zusammen und gewiß trifft ihre Freundin auch hier das Richtige, wenn sie schreibt: „Sie lebte von Kindheit an ein Innenleben, wie es mir nie wieder bei einem Menschen entgegengetreten ist. Ihr Auge war nach innen, später auch nach oben gerichtet, und sie hatte kein Auge für die sie umgebenden Verhältnisse . . . Es fehlte ihr die klare Beurteilung von Charakteren." Man kann in der That den Gestalten ihrer Novellen und Romane vorwerfen, daß sie entweder ideal gut und edel, oder durchaus schlecht sind. Der Durchschnittsmensch, wie er uns in der Wirklichkeit am meisten begegnet, der bald gut, bald schlecht, meist weder gut, noch schlecht erscheint, tritt in ihren Werken nicht auf. Dennoch möchten wir ihren Gestalten eine innere Lebenswärme und Lebenswahrheit nicht absprechen. Namentlich in ihren Volkserzählungen finden sich vorzüglich gezeichnete Figuren, so z. B. realistische Bauern, junge Knechte und frische Mägde, von welchen der Leser glaubt, er müsse ihnen im Leben schon begegnet sein. Von welcher feinen Beobachtung zeugen aber auch die Schilderungen der Offiziere und ihrer Frauen in „Verworrenes Garn"! Das sind Gestalten aus dem Leben gegriffen, die ernst und wahr, nur zu wahr zu uns reden. Auf durchaus idealer Höhe bewegen sich dagegen die Helden und Heldinnen in ihrem umfangreichsten Roman „Erlöst"; aber mit welcher nachhaltigen Wirkung prägen sie sich in das Gedächtnis des Lesers ein! Die zart angelegte Tabea und die ungezügelte Narcissa, die hocharistokratische Gräfin Großmutter und die schöne Erscheinung des Landwirts Malingrö — wer vermag sie so leicht zu vergessen? Wer hat in dem Bekanntwerden mit diesen Gestalten nicht etwas erlebt?

Der schönste und dauerndste Ruhm der heimgegangenen Freundin besteht in dem durchaus lauteren, gottesfürchtigen Geiste, in dem sie ihre Werke verfaßte. Bei ihrer reichen Phantasie, bei ihrer fesselnden Darstellungsweise wäre es ihr nicht schwer gefallen, dem modernen, auf das Pikante gerichteten Geschmacke gerecht zu werden; aber

die lautere Frömmigkeit ihrer Seele wies, wenn je eine solche Versuchung an sie herangetreten ist, dieselbe mit dem Machtworte zurück: „Hebe dich, Satan, von mir! du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!" Klar und bestimmt behielt sie bei ihrer Schriftstellerei das hohe Ziel im Auge, nur zur Ehre Gottes zu wirken, und legte alle Wünsche, welche mit diesem Ziele nicht übereinstimmten, freudig auf den Altar nieder. Dadurch eignen sich ihre Erzählungen und Romane auch so vortrefflich auf den Familientisch. Bei allem poetischen Zauber, der ihnen innewohnt, dürfen sie überall getrost vorgelesen werden. Das ist ein Ruhm, der nicht von ihr genommen werden soll.

Was hier von ihren Werken im allgemeinen gesagt ist, gilt auch von jenen ihren Erstlingsschöpfungen, mit welchen sie schüchtern vor die Oeffentlichkeit trat. Gewiß bereitete die freundliche Aufnahme, welche sie fanden, ihr und ihrem Manne die herzlichste Freude; war sie doch gar kindlich empfänglich und dankbar, wenn sie hören durfte, daß ihr Schaffen auf einen offenen Boden gefallen und nicht vergeblich gewesen sei. Sie fühlte sich zu weiterer Arbeit dadurch aufgemuntert und ermutigt, und mit der Uebung wuchsen die Fittige ihres schaffenden Geistes.

Den folgenden Sommer reiste sie mit ihrem Manne nach Dieppe. Es war dies die einzige größere Badereise, welche sie sich als junge Frau gestattet hat. Sie hatten lange daraufhin gespart und genossen nun in vollen Zügen das Leben am französischen Meeresstrande. Auf der Rückreise hielten sie sich noch in Pyrmont auf, wo ihre beiden Freundinnen Luise und Anna zur Kur weilten. „Es war, als sollte dort unser gemeinsames, poesiereiches Jugendleben noch einmal beginnen. In fröhlichster Unbefangenheit gaben wir uns dem Zauber der Erinnerung hin. Es wurde gedichtet, gemeinsam Novellen geschrieben, hervorragende Persönlichkeiten besungen, und nur schwer trennten wir uns nach diesem selten schönen Beisammensein."

Das ereignisvolle, kriegerische Jahr 1866 brach herein. Was sie als Gattin, als Offiziersfrau, als warme Patriotin, als barmherzige Samariterin in jenen entscheidungsreichen Sommermonaten innerlich durchlebt hat, lesen wir in dem Romane „Die Nähterin von Stettin". Derselbe ist aus jener ernsten Zeit herausgewachsen und erzählt uns vielfach Selbsterlebtes in fremdem Gewande. Dadurch ist dieses Buch, wenn man von dem eigentlich Romanhaften der Erzählung absieht, von einem ganz eigentümlichen Hauche der Wirklichkeit durchweht. Nach ihren eigenen Worten war dieses Jahr für sie „ein Jahr voll Sturmflut und Erdbeben, gefüllt bis zum Rande mit allem, was ein Menschenherz in die Wurzeln hinein zu erschüttern vermag". Ihr Vater begann erst sich langsam von einer Herzwassersucht zu erholen, als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrach. Nach einem Abschiede voll Hangen und Bangen eilte sie als junge Strohwitwe zu ihren Eltern nach Stettin, um in dem trauten Kreise der Ihren den Verlauf der Ereignisse abzuwarten. Sie traf daselbst mit ihrer Schwester Alma zusammen, deren Mann als Landwehroffizier ebenfalls ausmarschiert war und die auch für die Dauer des Kriegs sich ins väterliche Haus geflüchtet hatte. Außer diesen beiden nahm der älteste Bruder als Rittmeister, und der Oheim, Bruder des Vaters, als General am Feldzuge teil. Der jüngere Bruder war wegen eines Lungenleidens zurückgestellt worden. So bangte sie für vier ihrer nächsten Angehörigen. Wir vermögen es uns nicht zu versagen, ihre damaligen Erlebnisse so wiederzugeben, wie sie selbst dieselben in dem Lebensbilde ihrer Mutter erzählt.

„Wir waren noch nicht vierzehn Tage um unsere Mutter versammelt und eifrig beschäftigt, für unsere Krieger seidene Hemden zu verfertigen, als sich in und um Stettin eine eigentümliche Atmosphäre bemerklich machte. Aehnlich muß es nach der Schilderung alter Chroniker vor Ausbruch der Pest gewesen sein. Bei anhaltender Dürre ein trüber, schwefelgelber Dunst, wie eine Art von Höhenrauch, anstatt des Aethers über den Dächern lagernd, einen klaren Blick in die Ferne unmöglich machend. Dabei atmete sich die Luft schwer; die Sonne, obwohl verhüllt, stach wie mit Nadeln, kaum daß sich ab und zu

ein Lüftchen erhob und alsbald wieder dahinstarb, als vermöchte es die Schwingen nicht zu regen. Der Krieg an und für sich, ob er gleich sein blutiges Banner noch nicht entrollt hatte, machte die Menschen ernsthaft, die drückende Schwüle ringsumher lag wie Bann auf den Gemütern. Ohne Veranlassung fühlte man sich plötzlich von eisiger Kälte, Beklemmung und Uebelkeit ergriffen, und als diese Vorspiele eine Zeitlang angehalten, klopfte der knöcherne Finger des Königs der Schrecken, gleichsam behutsam und als wolle er seine Macht zuvor erproben, an die Thür kinderreicher Familien, brach hier und dort ein Röslein, um darauf noch unbemerkt in des Nachbars Haus zu schleichen. Dann aber wetzte er das Messer schon viel besser, setzte die Sense schärfer an, zeigte seine grimmigen Zähne wie ein bleckendes Raubtier.

„Die Bewohner Stettins hatten die Cholera in ihrer Mitte, noch ehe sie es wußten oder glauben mochten, und als sie es endlich nicht mehr abzuleugnen vermochten, bezeichnete man den echten asiatischen Würgengel immer noch mit dem Namen Ruhr. Fast in keiner Stadt in und außerhalb Preußens ist er damals so verheerend aufgetreten. Mitte Juni „rauschte bereits das Korn“, und in unabsehbaren Reihen füllte sich der große Friedhof mit frisch aufgeworfenen Gräbern. Mehr wie tausend kleine Kinder sind der Krankheit zum Opfer gefallen, wir hatten monatelang 50 bis 60 Todesfälle täglich. Alsbald veränderte sich die Physiognomie der Stadt: Handel und Wandel stockten, die Straßen schienen verödet, viele Läden wurden geschlossen. Kam ich des Morgens in die Thore, so begegnete ich oft zwei bis drei Leichenzügen auf einmal; gewöhnlich standen mehrere Särge auf einem Wagen, und die Glocken der Türme wurden so lange und so ununterbrochen geläutet, daß die Bewohner der erschreckten Stadt es nicht mehr zu ertragen vermochten und ihre Toten fortan ohne den letzten feierlichen Ruf der Kirche beerdigten. Es war eine gewaltige Zeit, von deren Ernst wir alle mehr oder minder ergriffen wurden. Unsere Mutter sagte mehrere Male, denn sie konnte zuweilen mit ihren Kindern unzufrieden sein und scheute sich nicht, auch den Erwachsenen gegenüber es auszusprechen: „Ich wollte, daß wir uns besser dazu stellten. Ihr seid zu unruhig, eins um das andere, ihr haltet dem Herrn nicht stille genug.“

„Es war richtig, daß wir uns beständig nach den Augen schauten und jeden Abend mit unterdrücktem Seufzen die Häupter unserer Teuren überzählten. Das eben macht ja den Tod so bitter, daß er Liebe von Liebe reißt. Welchen von uns glaubten wir auch entbehren zu können? Gewiß keinen. Weder den kleinen, prächtigen Jungen, unserer aller Freude, noch die junge Mutter, welche ein zweites Kindchen erwartete; ich selbst schien mir um meines Mannes und der Eltern willen unentbehrlich, noch viel mehr war es für diese unsere jüngste, damals noch unverheiratete Schwester. Der arme Vater hatte soeben erst angefangen, das gebeugte Haupt etwas zu erheben, und die Mutter — nun, die Mutter war eben der Herztrieb und die Krone der Familie; sie herausbrechen hieß das Ganze zerstören. Wir hatten hinreichend Grund, um unser Haupt mit Sorgen aufs Kissen zu legen. Die bleierne Schwüle störte uns im Schlaf, und hatte man ja die Augen geschlossen, so verscheuchte das dumpfe Rasseln der großen, schweren Wagen, welche die Leichen des in unserer Nähe liegenden Choleralazarettes an unserem Hause vorüberführten, den ersten, lieblichen Traum. Dessenungeachtet verbot uns unsere Mutter die Angst, und was unsere Lieben bei der Armee betraf, so wunderte sie sich, nicht mehr spartanisches Blut in unseren Adern zu finden. Wir sollten groß sein und auf dem Altar des Vaterlandes unser Eheglück ohne Murren hinopfern sehen.

„Unsere Lebensweise war in dieser verhängnisvollen Zeit einfach wie immer, doch enthielten wir uns des Obstes, weil wir die Erfahrung machten, daß wir es nicht vertragen konnten. Schien doch jede Kirsche und jeder frühreife Apfel wie mit giftigem Mehltau bedeckt, man hatte sie kaum genossen, so empfand man Magendrücken und Uebelkeiten. Das Brunnenwasser kochten wir ab und tranken es dann nur mit kaltem Kaffee oder Pfeffermünzthee versetzt; auch blieben wir abends nicht so lange wie sonst im Freien und hüteten uns vor Erkältung. Alle diese Vorsichtsmaßregeln wurden indessen



nicht übertrieben und im übrigen an alten Gewohnheiten nichts geändert. Unsere Jüngste allein in ihrer überaus zärtlichen Liebe, die so fern davon war, um sich selbst besorgt zu sein, zeigte doch einige Excentricität. Wir lachten oft herzlich über sie, wenn sie, sobald jemand unwohl wurde, eiligst mit der Theekanne in der einen und einem Senfpflaster in der andern Hand erschien, und es ist richtig: Wochen und Monate hindurch hatte sie stets Gelegenheit, uns kleine Dienste der Art zu erzeigen. Eines Nachmittags befanden wir uns bei einer Freundin zum Besuch, als ich mich plötzlich von eigentümlicher Beklemmung ergriffen fühlte; auf meine Hände blickend, bemerkte ich, daß dieselben ganz abgestorben waren und eine wahre Totenfärbung angenommen hatten. Um unsere dritte Schwester, welche, wie schon gesagt, ihre Entbindung erwartete, nicht zu erschrecken, entfernte ich mich mit der jüngsten unter einem Vorwande. Der Gedanke, zu unserem schwachen Vater, der um seines kranken Herzens willen vor jeder Aufregung behütet werden mußte, und dessen Aengstlichkeit, was seine Kinder betraf, keine Grenzen kannte, so zurückzukehren, war mir schrecklich; ich hätte mich am liebsten ungesehen in einen Winkel verkriechen mögen. Glücklicherweise war er gerade nicht zu Hause. Von heftigem Frost geschüttelt, saß ich im Lehnstuhl, während meine Schwester, vor mir knieend, meine Füße rieb. Mit einem Male fing sie an zu erbleichen, bekam Schwindel, heftiges Erbrechen und Krämpfe in den Gliedern. Ich desgleichen; doch ging der Anfall bei mir bald vorüber, so daß ich nun sie ins Bett schaffen und mit demselben Thee, welchen sie für mich aufgebrüht hatte, pflegen konnte."

„Am nächsten Tage wurde uns unsere Köchin vom Markte in einer Droschke heimgebracht, sie war ebenfalls plötzlich erkrankt und besinnungslos umgefallen. Ohne zu übertreiben, kann ich behaupten, daß wir in jenem Sommer stets einen Patienten im Bett hatten; aber während rings um uns her die Leute wie Fliegen dahinstarben, erreichte die Krankheit bei uns niemals ihren Höhepunkt. Anstatt daß in jedem einzelnen Falle die innere Auflösung eingetreten wäre, standen die Erscheinungen still, um nach einigen Tagen zu verschwinden; doch blieb stets eine große Schwäche zurück, so daß wir oft alle zusammen kläglich einherschwankten und eine ungesunde, graue Farbe bekamen.

„Dabei stieg die Hitze, und die Atmosphäre verdickte sich immer mehr; die Cholera wütete von Tag zu Tag heftiger, und von der Armee lief die betrübende Nachricht ein, daß die unheimliche Seuche auch dort ausgebrochen sei. Mein Mann befand sich seit Wochen auf dem Marsche; wenn die Truppen, um zu rasten, die Gewehre zusammensetzten, so blieben gewöhnlich mehrere Mannschaften auf dem Platze liegen, starben entweder gleich oder hinterher auf den Wagen der betreffenden Compagnieen.

„Mein Mann, der immer von sehr zarter Gesundheit gewesen, erkrankte ebenfalls, verweigerte aber hartnäckig seine Aufnahme in ein Lazarett. Oft war er so schwach, daß seine Soldaten ihn vom Pferde herunterheben mußten und ihn, der unfähig war ein Glied zu rühren, ins Gras legten. Wurde der Marsch fortgesetzt, so trugen sie ihn wieder in den Sattel, wo er sich in einem traumhaften Zustande, halb schlafend und halb wachend, befand, aber doch vorwärts kam; und diesem beständigen Aufenthalt in freier Luft ist es zuzuschreiben, daß er, obwohl krank, wie wir es auch waren, die wirkliche Cholera nicht bekam und alle Strapazen zu ertragen vermochte.

„So wie er, machten auch wir die Bemerkung, daß wir den schädlichen Einflüssen, welche uns umgaben, um so eher widerstehen konnten, je weniger wir genossen. Wir lebten oft ein bis zwei Wochen nur von Gerstensuppe, und als ich ihm dies mitteilte, erprobte er auch das Verfahren an sich mit gutem Erfolg; es war eigentlich das erste, was ihm half, denn sowohl Opium als auch Salzsäure hatten stets nur vorübergehend gewirkt.

„Wie anders gestaltete sich oft das Geschick unserer Freunde in Stettin. Einer derselben machte mit seiner Frau eine Ausfahrt von wenigen Stunden. Ihr einziges Töchterchen ließen sie aus Vorsicht zu Hause. Das Dienstmädchen gab, obwohl es streng verboten war, dem Kinde eine Apfelsine. Es erkrankte sofort und starb in ganz

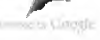
kurzer Zeit. — Ein Gutsbesitzer, ein echter, handfester Pommer, war vom Lande hereingekommen und ließ sich, die Aengstlichkeit der übrigen Gäste verlachend, in der Restauration einen Teller mit Kirschen reichen. Er starb sehr bald darauf im Hotel. — Eine arme Nähterin, welche ihre Mutter des Morgens gesund verlassen, fand, als sie abends heimkehrte, ihr Stübchen leer. Die alte Frau war an der Cholera verschieden und von den ängstlichen Wirtsleuten sogleich in die Leichenhalle geschafft worden.

„Doch kehren wir zu dem Sommer 1866 zurück. Mitten in die schon geschilderten aufregenden Berichte von Erkrankungen und Todesfällen unter nahen Bekannten kamen wie die Blitzstrahlen aus zwei sich kreuzenden Gewittern die Nachrichten und zugleich die ersten Siegesbulletins vom Kriegsschauplatz. Vor diesen trat selbst die Cholera in den Hintergrund zurück. — Was das Herz und den Willen des Volkes betraf, so war es fast widerwillig in diesen Kampf gegangen. Unsere Offiziere, wenn auch selbstverständlich erfüllt von glühendster Begeisterung, verhielten sich in ihren Siegeserwartungen maßvoll und bescheiden. Keine einzige jener stolz-zuversichtlichen Stimmen, welche im Jahre 1870 wie das Krähen streitlustiger Hähne von den Grenzen Frankreichs zu uns herübertönten, habe ich damals vernommen; es mag eben der Deutsche nicht eher jubeln, als bis es Zeit ist. Nachdem aber das Blut unserer Männer, Brüder und Söhne bei Münchengrätz, Nachod und Gitschin geflossen, erhob die Nation ihr Haupt und warf einen triumphierenden Blick auf das im finsteren Schweigen und atemloser Spannung der Entwicklung des großen Schauspiels zusehende und seinen Erfolg abwartende Europa. Die Liebe allein blieb seufzend und betend in ihrer Kammer, oder hüllte sich bereits in Trauergewänder.

„Eines Tages ging ich, noch recht schwach nach verschiedenen Krankheitsanfällen, über die Straße, als ich eine Gruppe von Leuten zusammenstehen und eifrig miteinander verhandeln sah. Das Ersatzbataillon des Regiments, zu welchem mein Mann gehörte, stand in Stettin. Ich vernahm deutlich, wie man von einer großen Schlacht erzählte, unser Regiment ausdrücklich als eines der am schwersten mitgenommenen und viele Offiziere desselben als tot oder verwundet bezeichnete. Von diesem Tage an blieben alle Briefe meines Mannes aus; dagegen brachte die Stettiner Zeitung — was sie sehr wohl hätte bleiben lassen können —, nachdem die ersten Siegesnachrichten über uns dahingerauscht waren, eine Beschreibung des Schlachtfeldes von Königgrätz, wie sie Eugen Sue und Viktor Hugo nicht besser geliefert haben würden. Es hieß unter anderm, vierzigtausend Schwerverwundete lägen hier- und dorthin verstreut, unverbunden, mit Wunden, welche bereits in Brand übergingen, den Krähen und Raben preisgegeben; die Megären des Krieges beraubten und plünderten sie, stächen ihnen die Augen aus; Tote und Lebende würfe man in ein Grab. Es war genug, um auch das stärkste Herz brechen zu machen. In dem Paroxismus krampfhafter Verzweiflung, welcher mich ergriff, vermochte nur die Mutter allein mich zu beruhigen, und auch sie hätte es nicht gekonnt, wenn sie mir nicht mit dem Glauben ihres ganzen Lebens entgegengetreten wäre. Da sie aber „bestanden war in der Wahrheit“, versuchte auch ich es, in der großen Not, welche über mich gekommen, mich aufrecht zu halten. Ich leitete alles ein, um mich unter dem Schutze eines Stettiner Kaufmanns, der einen Transport von Lebensmitteln und Erfrischungen nach Böhmen geleitete, ebenfalls dorthin zu begeben, als nach achttägiger äußerster Spannung mehrere Briefe von meinem Manne anlangten. Der Herr hatte ihn erhalten, während zu seiner Rechten und Linken die Opfer gefallen waren.“

In dieser Zeit wurde ihrer Schwester ein zartes, lebensschwaches Töchterchen geschenkt, welches bald nach der Taufe starb. Nach Mitteilung dieses Ereignisses fährt die Erzählerin fort:

„Wir hatten keine Zeit, trauernd an dem kleinen Grabe stehen zu bleiben, in welches das Kind gebettet worden war. In derselben Zeit, als es zur Welt kam, hatten sein Vater und sein Onkel — unser ältester Bruder — vor Tobitschau im Feuer gestanden. Die Gebete der Mutter umgaben ihren Sohn, und sie haben ihn so wunderbar behütet, daß es ein menschlicher Begriff kaum zu fassen vermag. Mitten im Reitergefecht, wo



das Getümmel des Kampfes wie das Rauschen großer Wasser ihn umbrauste, ward ihm kein Härchen gekrümmt; ebenso etwas später, als er ganz allein — die Landwehrschwadron, welche er führte, hatte schlechte Pferde, und blieb deshalb hinter ihm zurück — auf ein feindliches Carré zusprengte. Der Trompeter an seiner Seite wurde erschossen. Als der einzelne Mann an die blitzenden Bajonette gelangt war, ohne daß eine Kugel ihn getroffen hatte, und er das Weiße im Auge des Feindes erblickte, ließ er, da er ja doch als Pommeraner und preußischer Offizier nicht zurück konnte, sein Roß einen ungeheuren Satz machen, und all die blanken Spitzen neigten sich und unserer Mutter Sohn setzte, unberührt von ihnen, mitten in das Carré hinein. Was weiter gewesen ist, weiß er nicht; genug, daß er, als seine Leute herangekommen waren, die ganze Truppe gefangen nahm, — wollte sich dies Kriegsabenteuer auch nicht als Heldenthat anrechnen, sondern schrieb nur einfach nach Hause: „Der Heiland, Jesus Christus, hat mich behütet."

„Es ist aber der Tag von Tobitschau unseres alten Vaters Lieblingsthema geworden, also daß man ihm keinen größeren Gefallen erzeigen konnte, als sich den Verlauf desselben von ihm erzählen zu lassen.

„Der Herbst endlich brachte uns das Nachlassen der Cholera und die Rückkehr der Truppen; unser Zusammensein im elterlichen Hause löste sich auf. Leider fand ich die böse Krankheit in unserer damaligen Heimat wieder vor, so daß wir, damit die Truppen vor Ansteckung gesichert blieben, noch eine lange Zeit auf Dörfern und in kleinen Städten umherziehen mußten.

„Auch das ging vorüber, und das inhaltschwere Jahr 1866 rollte sich ab, um seine Leichenhügel im tiefen Winterschnee vergraben zu sehen."

Hauptmann von Rothenburg gehörte mit seinem Regiment während dieses Feldzuges der I. Armee unter dem Kommando des Prinzen Friedrich Karl an und machte die Schlacht von Königgrätz im Walde von Sadowa nahe am Orte Ober-Dohalitz mit, wobei das Regiment 5 Offiziere und 322 Mann verlor. Mit dem Rothen Adler-Orden 4. Klasse mit Schwertern geschmückt kehrte er heim. Der Feldzug und seine Erlebnisse sind — unzweifelhaft aus seiner Feder — meisterhaft, anschaulich und packend in der „Nähterin von Stettin" dargestellt. Das Jahr 1868 brachte abermals einen Garnisonswechsel, indem er am Königsgeburtstage, den 22. März, als Major in das 7. ostpreußische Infanterieregiment Nr. 44 nach Danzig versetzt wurde.

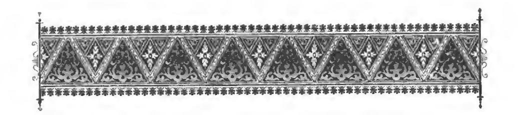
Als das große Jahr 1870 seine blutgefärbten Fittiche über die Erde ausbreitete, um in seinem Verlaufe ungezählte Wunden, aber auch unerhörten Ruhm unserem Heere zu bringen, da nahte der Becher bittersten und schmerzlichsten Leides auch dem Major von Rothenburg und seiner treuen Gemahlin. Aber nicht sollte der begeisterte Held von Sadowa jenen Riesenkampf gegen den Erbfeind des Vaterlandes mitringen und dabei mitbluten und mitsiegen dürfen. Seiner wartete ein bittereres Geschick, vielleicht das bitterste und herbste, das einem so durch und durch ritterlichen Offizier, wie er war, hat begegnen können, ein Geschick, das seine ihn uneigennützig und innig liebende Gattin kaum je in sich vollständig zu überwinden vermocht hat. Sie geht deshalb in der Lebensbeschreibung ihrer Mutter rasch über diese Zeit, soweit sie und ihr Gatte in Betracht kommen, weg, indem sie nur bemerkt: „was es speziell für unsere Familie mit sich brachte, dessen will ich mich enthalten hier zu erwähnen." Spärlich sind aus diesem Grunde die Notizen, welche uns für diesen Lebensabschnitt zur Verfügung stehen.

Ihr Mann wurde im Winter 1865/66 von einer sehr schweren Maserkrankheit betroffen, welche er zum Schrecken seines Arztes mit Stiefel nnd Sporen auf dem Sofa abmachen wollte. Sie warf sich bald auf die Lunge; es stellte sich ein schlimmer Husten ein, welcher ihn entkräftete und sich bis in den Sommer hinausschleppte. Schonung und eine gründliche Kur, wozu ihm gewiß ein längerer Urlaub bewilligt worden wäre, hätten wohl das Uebel, das noch keinen tuberkulosen Charakter angenommen hatte, vollständig gehoben. Er aber, der von jeher sich gesund und kräftig zu fühlen gewohnt

war, und in der Erfüllung seiner Berufspflichten äußerst streng und gewissenhaft war, fühlte sich dienstuntauglich und reichte gegen den wohlmeinenden Rat seiner Vorgesetzten wegen Felddienst-Untauglichkeit sein Abschiedsgesuch ein. Die Bewilligung blieb nicht aus; er wurde zur Disposition gestellt und — wenige Tage darauf erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kriegserklärung Frankreichs und der Befehl zur Mobilmachung. Gewiß hätte er, wenn diese Ereignisse zu erwarten gewesen wären, seine letzten Kräfte aufgerafft, um wie vor vier Jahren mit seinem Regiment gegen den Feind zu rücken. Ein Zurücknehmen der Maßregel war unmöglich, denn wie konnte die Militärbehörde den Offizier ausmarschieren lassen, der auf ärztliche Zeugnisse hin wegen Untauglichkeit zum Felddienst zur Disposition gesetzt worden war? Unsagbar litten sein Soldatengeist und seine Vaterlandsliebe unter diesem Mißgeschicke, welches nahezu wie Hohn über ihn kam, und seine Gemahlin verstand ihn voll und ganz und litt mit ihm und für ihn. Er wurde zum Bezirkskommandeur des 2. Bataillons 9. Landwehr-Regiments in Cöslin ernannt, in welcher Stellung er drei Jahre später zum Oberstlieutenant vorrückte.

Nachdem die Geschichte jenen großen Ruck vorwärts gethan und der König von Preußen die deutsche Kaiserkrone aus der Hand seiner Bundesgenossen empfangen hatte, nachdem die Kriegsfackel erlöscht und die Wunden geheilt waren, begann nun für unsere Freundin in Cöslin ein Stillleben voll sonnigen Glückes an der Seite ihres geliebten Gatten. Wunderbar zart und ideal blieb das Verhältnis zwischen den Ehegatten. So hatten sie sich z. B. das Versprechen gegeben, sich gegenseitig niemals zu tadeln. Der eine trug den andern, trug seine Schwächen still und liebevoll; aber er sagte ihm nichts darüber. Gewiß kann dieses Verhalten zwischen Ehegatten im allgemeinen nicht als ein richtiges bezeichnet werden. So oft aber unter Freunden die Rede darauf kam, verteidigte Frau von Rothenburg ihren Standpunkt nahezu mit Leidenschaft. Es war wohl auch nur ohne Nachteil und Schaden bei so zartfühlenden Menschen wie diesem Ehepaar durchführbar, bei welchem, ohne ein Wort verlieren zu müssen, man sich bis auf den Grund der Seele blickte, und bei welchem ein Schweigen wohl häufig mehr wirkte, als eine grundsätzliche Auseinandersetzung. Frau von Rothenburg übertrug diese Methode aber auch auf ihren sonstigen Verkehr mit Freunden, Anverwandten und Hausgenossen, und ist dabei wohl häufig genug nicht verstanden und nicht gewürdigt worden. Weniger zart angelegten Naturen gegenüber wird sich dieses Verfahren als pädagogisch verfehlt erweisen.

(Schluß folgt.)



Erinnerungen an die Nachsaison.

Von

C. Beyer.

„Fiken, wat is't för Wäder?" Diese Frage stellte ich seit vierzehn Tagen regelmäßig, wenn unser getreues, nach altdeutschem Stil gebildetes Mädchen früh am Morgen in der Wohnstube zu wirtschaften begann. Ebenso regelmäßig kam die Antwort zurück: „Rusig Wäder, Herr!" Und jedesmal hatte ihre Antwort die Wirkung, daß ich unwillkürlich einige Zoll tiefer unter die Bettdecke schoß, und daß aus der Nebenstube, wo die Kinder schliefen, ein wenig verhaltenes Brummen ertönte, dann etliche tiefe oder ungeduldige Seufzer, endlich wieder kräftiges Atmen.

Ich aber mußte wachen und die große Frage erwägen: „Reisen oder Nichtreisen?" Alles war fertig, die Schlösser und Riemen an den Koffern waren nachgesehen, das Schuhzeug genau auf Dichtigkeit geprüft und probeweise mit geruchlosem Lederfett, das seine Gegenwart durch zwei Stuben bemerkbar machte, geschmiert, Schinken und verschiedene Mettwürste, Kaliber 10 cm, angeschafft, Urlaub besorgt, sogar ein grasgrüner Staub- und Regenrock verschrieben, der mir seitens meiner Hausehre die liebevolle Frage eintrug, ob ich beabsichtigte, mich im Badeorte zum Laubfrosch auszubilden. Kurz, alles war erledigt, nur Fiken ließ sich durch Brummen und Murren nicht bewegen, eine bessere Antwort als Morgengruß zu geben. Ja, mit einem gewissen Hohn brachte sie zu dem „Rusig Wäder, Herr!" allerlei Feinheiten in ihrer Beschreibung an, wie z. B. „Dat fisselt ümme so sachten von baben dal!" oder: „Dei Blasen danzen up't Water!" oder: „Dat gütt mit Molln!" oder: „Hüt Nacht hett dat hier dull dörchrägent!"

„Und Tag für Tage heben ihr „rusig" Haupt empor,
Noch abends wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor."

Und eines Morgens erklärte ich: „Mag es Wetter sein, wie es will, wir reisen unter allen Umständen!" — welche Bestimmung einen Seufzer bei meiner Frau, in der Nebenstube aber zuerst allgemeines Strumpfschwenken unter Indianergeheul und dann ein Freudenbombardement mit Kopfkissen bewirkte.

„Fiken, wat is't för Wäder?" „Rusig Wäder, Herr; dat rägent, as wenn luter Bindfaden von'n Häwen runner hängt sünd!" „Liebes Männing —" „Still, Kind! Nunquam retrorsum!" „Aber, Mann!"

Ich sehe keine Veranlassung, Fremde weiter in das Morgengespräch einzuweihen, mit welchem der Aufbruch eröffnet wurde; wir reisten wirklich. Fiken stand, auf ihren Haarbesen gelehnt, und ihre letzte Bewegung, als wir um die Ecke bogen, war nicht etwa der Versuch, ein Taschentuch uns nachzuschwenken, sondern nur ein ausdrucksvoller

Fingerzeig auf die schwarzen, sich jagenden Wolken; sie rief uns offenbar noch etwas nach, denn ihr Mund stand ungewöhnlich weit offen, aber der Laut verhallte ungehört unter dem Rasseln der Räder.

Auf der Eisenbahn zu fahren gilt nicht als ungewöhnliches Ereignis, wir fanden uns alle bald in die Lage. Nebenan im Verschlage (ich weiß im Augenblick keinen andern Ausdruck) war ein Reisender, der einen brennend roten Schopf hatte und damit über die Holzwand leuchtete, anständigerweise fuhren wir nämlich dritter Klasse. Mein Aeltester deklamierte mit Pathos beim Einsteigen: „Sei mir gegrüßt, o Berg mit dem rötlich strahlenden Wipfel," was ihm ein fröhliches Lachen seitens seiner Geschwister, eine stille, aber nachdrückliche Rüge von mir eintrug. Ein ausnehmend gutes Gesicht tauchte jetzt unter dem Schopf auf, zwei lustige Augen zwinkerten über die Scheidewand, ein frischer Morgengruß flog herüber — da war er bei uns, saß mitten zwischen den Kindern, die sich in tödlicher Verlegenheit aneinander drückten.

„Nur munter, kleine Welt!" sagte er. „Es wird noch gutes Wetter!"

Siehe, er wollte auch nach M. ins Ostseebad, im Gespräch ergab sich, daß wir noch einen Platz im Wagen frei hatten, in einer Viertelstunde war für die Kleinen ein Onkel und für die Großen ein Freund gewonnen. Es ist die alte Sache, Gott wollte uns rechte Gunst erweisen, darum schickte er uns in die weite Welt, zu Hause wäre solche Gunst uns wohl nicht beschert worden. Aus diesem Manne entwickelte sich später der Strandonkel für die ganze sandwühlende Kinderwelt, und Groß und Klein hatte ihn lieb.

„Station G. Aussteigen! Eine Minute Aufenthalt!" Der bestellte Wagen findet sich vor, aber er ist auffallend wasserundicht. Und es regnet noch immer Bindfaden!

Wagen kommen uns entgegen, lustige Gefährte, mit grünen Zweigen ringsum besteckt, als Zeichen, daß die Insassen das Bad verlassen wollen, ach, die Zweige triefen, der Kutscher trieft, das Regendach trieft, die seitlich ausgespannten Schirme triefen, und über uns, die wir vertrauensvoll in die Saison reisen, ergießt sich eine Salve von Spottreden, was wir an den Gesichtern sehen, die sich plötzlich aufhellen, weil sie seit Wochen zum erstenmal etwas erblicken, was tröstend wirkt: Menschen, welche noch schlimmer daran sind, als sie, die doch wenigstens vor vierzehn Tagen das Bad noch in schönem Wetter gekannt haben. Was die Fremden uns zurufen, verstehen wir nicht, das mag ein Glück sein. Der Onkel entdeckt plötzlich einen kletternden Specht hoch oben im Baumwipfel — hui, sind die Gedanken wieder auf gutem Wege. Wenn man den Vogel auch nicht sieht, so weiß man doch ungefähr die Gegend zu finden, wo er recht gut sitzen könnte. Nun gehts

„Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald fröhlich, bald still,"

d. h. bei dem, welcher unter einer Lecke sitzt — und wer sitzt nicht darunter — trifft das letzte meistens zu.

Quartier? — Gut! — Wirtin? — Freundlich und dienstfertig! — Bettstellen? Breit und lang! —

Aber die mitgebrachten Betten! Irgend ein Löchlein hat doch hier und da der Regen durch das Oelleinen gefunden, und wenn er auch meistens nur handgroße Stellen durchtränkt hat, diese gründlich, daß man nicht weiß, wie man die Stücken drehen und wenden soll, um nur wenigstens die nahende Nacht in Ruhe zu verbringen. Not macht erfinderisch, Reisen macht müde. Hin und wieder stößt der Fuß an eine feuchte Ecke, klatscht die warme Hand auf einen nassen Fleck, man lernt endlich, sich zurechtzulegen, und behält die gekrümmte Lage mit rasch entwickeltem Instinkt die ganze Nacht hindurch. Aber die schmerzenden Glieder gönnen nicht lange Morgenruhe.

Wie still ist es draußen! Kein Wagenrollen, keine hastigen Schritte auf hartem Straßenpflaster, kein Läuten und Ausrufen, nicht der gewohnte Hammerschlag aus einer benachbarten Fabrik, nein, nicht einmal das Klappern der Regentropfen in der Dachrinne und an den Fenstern — es wird doch nicht — — —

Auf! Vorhänge beiseite!

Süßer, goldener Sonnenschein, tiefblauer Himmel, kaum zehn Schritte vor dem Hause grüner, durchleuchteter Wald!

„Alle Mann auf Deck! Es ist gutes Wetter!“ Darauf etwas Stöhnen und Recken, plötzlich öffnen sich helle Augen, gleich darauf tanzt fast ein Dutzend nackter Beine durcheinander. Auch an der entgegengesetzten Seite des Hauses fliegen die Vorhänge auf — überall klarer, blauer Himmel! Nur dort im Norden lagert tiefdunkle, scharfgeschnittene Wolkenschicht, die noch Enttäuschung droht; doch nein, es scheint ein großer Wald dort zu liegen; nein, nein — das ist die See! Weiße Wogenkämme sind deutlich zu unterscheiden. Hurra!

Nun beginnt unser lustiges Badeleben. Ins Wasser, ins Wasser! Hu, ha, brrr, plump! Ein heftiges Ringen mit dem Element — ein Badeschnaps zum Schluß. Er soll Gift sein, behauptet der Arzt, denn er stimmt die Körpertemperatur herab. Bräsig sagt indessen schon vom Badewasser: „Aber gut ists doch!“ Also rede niemand gegen den Badeschnaps, es nützt gewiß nichts, denn sie trinken ihn alle, die Herren wenigstens. (Ueber den Brauch der Damen konnte ich mir natürlich kein Urteil bilden.) Ja, ich fasse gegen manchen Herrn den Verdacht, daß er überhaupt nur um seinetwillen ins Wasser geht, denn einzelne lassen sich vom Bademeister denselben schon an der Treppe entgegenbringen.

Baden! Wen gruselts nicht etwas, wenn er über den Steg schreitet? Wer muß nicht seinen Mut zusammennehmen, um über die Treppe nicht schleppfüßig zu kommen? Die Nächte sind kühl und der Wärmegehalt des Wassers steigt am Tage selten über 11 Grad. Von Vorfreude ist wahrlich nicht viel die Rede, die ja sonst bei einem Vergnügen das beste ist; ja, es ist gut, daß man viele Augen auf sich gerichtet glaubt, sonst gings oft mit dem Untertauchen nicht so flink. Aber dafür ist das Vergnügen gerade dann, wenn man es genießt, am höchsten, was sich durchaus nicht von jeder Freude sagen läßt, und die Nachempfindung ist so schön, daß man — sonst schon recht steifbeinig — springt und tanzt und sogar die Jugend zum Wettlauf herausfordert.

Wunderliches Element! Es zerstört erbarmungslos künstliche Frisuren, es offenbart mitleidlos die kahlen Stellen auf dem Kopfe und läßt die Haarsträhnen, die sonst noch sorgfältig von rückwärts nach oben gebürstet sind, plötzlich in sonderbaren Zotteln den Nacken herunterhängen, „man sieht sich an und kennt sich nicht“. Im Kampf mit den Wellen entwickeln sich die lächerlichsten Kapriolen. Alles lacht von Herzen, keiner nimmt es übel, man lacht von unten herauf und von oben hernieder, laut, unverhohlen — das Wasser spült die Empfindlichkeit fort.

Und dann der Hunger — weh dem Schinken! Er ist der einzige in unserer Mitte, der sichtlich hinschwindet, während sonst alles aufblüht. Die kräftige Speise erwärmt. Die Sonne trocknet den Sand. Und nun rücken die Kleinen, bewaffnet mit Schaufeln, auf den schönsten Spielplatz der Welt. Der Strandonkel entfaltet seine glänzendsten Fähigkeiten und läßt Sandhaufen bauen mit heimlichen Gängen, in welchen man sich verstohlen die Hand reichen kann, Backöfen mit gähnenden Mündungen, Puppenwohnungen mit voller Einrichtung, weite Seen, Brutteiche für die lustigen Sandhüpfer und vielverschlungene Kanäle. Grämlichen Antlitzes sitzt die Korbtante in ihrem Strandkorbe, und in ihren Mienen liest man deutlich die Mißachtung des kindlichen Wesens des Strandonkels. Sie sitzt und „knüttet“, sagen die Mecklenburger, an riesigen Wollknäueln Tag aus — Tag ein, vormittags — nachmittags. Sie hält sich kerzengerade; über ihr Antlitz fliegt der Sonnenstrahl nur, um erschrocken weiter zu eilen. Allgemein verbreitet ist die Ansicht, daß sie ihre Badekur durch den Genuß von Essig unterstützt, denn ihre Lippen sind immer herbe gefaltet. Und insbesondere gegen die Kinder und deren lustiges Treiben offenbart sich die tiefste Abneigung. Ins Beschwerdebuch hat sie mit steifen Buchstaben die Bemerkung eingetragen, daß den Kindern eine Abseite des Strandes zugewiesen werden müßte, weil sie die Erwachsenen fortwährend

belästigen. Sie schilt heftig, wenn etliche Körnlein des aufgeworfenen Sandes ihr durch den Wind auf den Schoß geworfen werden, und sieht allmählich im Strandonkel geradezu ihren Feind. Zwischen diesen beiden muß natürlich ein Krieg entbrennen.

Der letztere kommt eines Morgens, um sein liebes Amt anzutreten. Zu einigen trichterförmigen Gruben, auf deren unterstem Grunde viele Gliedmaßen zu Knäueln geballt durcheinander wühlen, schleicht er wie ein Wilder und läßt heimlich rotwangige Aepfel hineinrollen — die Korbtante nimmt, ihrem Aussehen nach zu urteilen, an, daß er sie bei einem Büdner gestohlen hat, um den Kindern den Magen zu verderben. Ein kleiner Junge gräbt mit Aufbietung aller Kraft an der Vertiefung eines Loches, ruft den Onkel heran und erklärt ihm, er wolle jetzt sehen, wie lange es wohl dauere, bis er durch die Erde durchgedrungen sei, und dann wolle er durch die Oeffnung gucken und schauen, ob es wahr wäre, daß an der anderen Seite die Schwarzen wohnten. Der Strandonkel schüttelt bedenklich den Kopf und bittet, der Kleine möchte ihn, wenn es soweit wäre, doch zuerst durchgucken lassen, weil man den Schwarzen nicht ganz trauen könnte hinsichtlich ihres Appetits auf Kinder, und erst nach erlangtem Versprechen geht er weiter. „Paß auf!" ruft dem Vorübergehenden ein Knirps, der oft über seine Beine fällt und meistens nasse Füße hat, zu, „ich füll all das Wasser da laus, und dann könnén da keine Schiffe mehr fahren." Der Onkel lacht und sucht seine besten Freunde, Max und Moritz am Strande; diese sitzen unthätig auf dem Rande eines ans Ufer gezogenen Bootes und schauen mürrisch vor sich hin. Befremdet über dieses Benehmen fragt er nach und hört die traurige Geschichte, daß beide Knaben harmlos im leeren Strandkorbe gesessen haben, um auszuruhen, da sei die Korbtante gekommen und habe gescholten: „Wollt ihr wohl fort, ihr Buben! Ist man auch hier nicht einmal vor euch sicher? Der Vorstand soll euch den Strand ganz verbieten, denn ihr seid die unartigsten von allen." Darauf haben Max und Moritz die gute Laune verloren, und der Gedanke, daß ihnen der Strand verboten werden soll, trägt gewiß nicht zu deren Verbesserung bei.

Der Strandonkel hört zu, und sein Gesicht nimmt einen bitterbösen Ausdruck an, aber natürlich nur vorübergehend. Jetzt lacht er schon wieder herzlich, und das steckt an. Die drei trollen zusammen fort durch den losen Sand, hoch auf die Düne hinauf, dort lagern sie, und die Korbtante triumphiert.

Von diesem Augenblick an schwebte um ihren Strandkorb ein ernstes Verhängnis. Stand er bei ihrer Ankunft auch unberührt auf seinem alten Platz; so waren doch allerlei verdeckte Gruben um ihn herum angelegt, heimliche Gänge und Minen, welche unter dem Fuße einbrachen, natürlich nicht so tief, um Schaden zu thun, aber genügend als Schreckmittel. Darnach versank wohl einmal, als sie sich gesetzt und ihre „Knütte" sich zurechtgelegt hatte, langsam und sicher die Rückseite des Korbes so weit, daß er mit seiner Insassin schräg hintenüberlag und letztere in so hülflose Lage brachte, daß Nahestehende hinzuspringen und die Zappelnde herausziehen mußten; deren Lachen und Scherzen tröstete sie wenig. Sie legte, um in Zukunft Ueberraschungen vorzubeugen, stets beim Weggehen den Korb nieder und zog ihn beim Wiederkommen zunächst beiseite. Als sie bei solcher Gelegenheit einst die Hand ausreckte, ihn zu fassen, tönte von der Düne her ein scharfer Pfiff, und der Korb fing an zu tanzen, hob sich etwas und klappte wieder herunter. Mit dem Rufe: „Ein Seehund! Ein Seehund!" fuhr sie zurück. Der Korb tanzte weiter, schob sich hin und her, und es war klar, daß ein lebendes Wesen darunter zappelte. Neugierige lüfteten ihn vorsichtig — siehe da kamen die vergnügten Gesichter von Max und Moritz darunter zum Vorschein. Argwöhnisch faßte die Tante in der nächsten Zeit nur den Korb, und hatte gewiß bedenkliche Absichten, wenn sie die Knaben noch einmal entdeckt hätte. Diese hielten sich fern und spielten zumeist hinter der Düne. Aber eines Tages hallte der Strand wieder vom Entsetzensschrei der Tante. Unter dem aufgehobenen Korbe hervor hüpften zahllose Frösche und Fröschlein, wie sie die nahe Wiese barg, sogar zwei Eidechsen glitten durch den Sand und suchten

hastig das bergende Gras. Der Tante versagte die Sprache, sie ging zornbebend davon, und man sah sie in Zukunft nur fernab einsam auf Br..s Höhe.

Jetzt begann für die Jugend die rechte Lust. Durch allgemein vereinte Kräfte gelang der Wunderbau einer Festung mit Kasematten, Pallisaden, Wallgräben, Kanonen, Fahnen. Die Einweihung vollzog sich durch ein gewaltiges Vivat hoch! auf Kaiser Wilhelm.

Und siehe, da springen plötzlich einige junge Männer, die in dem sonnigen Sand sich gebettet haben, auf und stimmen ein, das Echo der nahen waldgekrönten Ufer giebt den Schall, der allen rechten Deutschen ins Herz geht, zurück. Ein Berliner schlägt schnell ein Telegramm an den Kaiser vor, aber glücklicherweise kommt die Meinung zum Durchbruch, daß dieser wohl besseres zu thun habe, als sich mit der durch Seeluft und Unthätigkeit angefrischten Badelaune etlicher, aus allen vier Winden zusammengewehter Deutschen zu befassen. Aber die Festung bleibt doch eine Art von Denkmal und wird als solches von allen geachtet und gehütet.

Nur die See läßt sich keinen Zwang auferlegen. Bei jenem Vivat hat sie nichts anderes, als ein gleichförmiges Murmeln zum Zeichen, daß ihr hoch und niedrig, Kaiser und spielende Knaben gleichbedeutend sind, oder vielmehr, daß sie keinen Drang hat, sich um irgend einen Menschen zu kümmern. — Wohl aber kann sie nach Laune die Menschen zwingen, sich um sie zu kümmern.

Der Wind springt um nach Norden und fährt wie mit schwarzen Flügeln über die Wellen, er weckt die schlummernden, und sie heben ihre weißen Köpfe. Die seekundigen Strandbewohner ziehen die Boote und die Strandkörbe hoch auf den Sand, sogar die Ramme, welche dazu bestimmt ist, dem Meere trotzig Stamm auf Stamm entgegen zu stellen, flüchtet vor dem wachsenden Ungestüm. Es dunkelt rasch, und in der Nacht tost es im Walde, knarrt und stöhnt es in den Bäumen, fährt es ums Haus, rüttelt es an den Fenstern. Das ist die wahre Sturmnacht, es kommt wenig Schlaf dem Binnenländer in die Augen. Ha, ein Kanonenschuß! — Ein Schiff in Bedrängnis! — Nein, doch wohl nur eine schlecht befestigte Stallthüre. Horch, schon wieder — sollte wirklich? Der Hauswirt ist ja schon wach, man hört seine schweren Stiefel — wenn doch — o pfui, was für ein erbärmlicher Gedanke ist es, der dem Lauschenden aufsteigt, entschuldigt nur durch das gewaltige Brausen, das von Wald und See her unaufhörlich auf uns einstürmt und jeden Versuch, vernünftige Gedanken zu fassen, zerstört. — Gott sei Dank, sagen wir lieber, es war wirklich nur die Stallthüre, mit welcher der Wind sein Spiel trieb. Der ersehnte Morgen kommt und treibt uns an den Strand. In einer Nacht ist derselbe vom Meere um 50 Schritte landeinwärts geschoben. Wie furchtbar der Drang der wilden Wogen und wie klein der Mensch! Es ist mir, als schallte durch den Sturm ein altes, altes Wort: „Vor Seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und Seine Weisheit schlägt den Trotz desselben nieder. Am Himmel wird es schön durch Seinen Odem, und Seine Hand durchbohrt das Sternbild der Schlange. Siehe also gehet Sein Thun, und wir hören davon nur einen leisen Laut. Wer aber will den Donner seiner Macht verstehen?" — — —

„Na, Jott sei Dank! Dat fing auch an, höllisch langweilig hier zu werden mit dat ewige Jewispel und Jewaspel einen Dag un alle Dage! Dat konnt ick bei Potsdam viel scheener haben. Nu spricht doch endlich mal eener een vernünftiges Wort!" Natürlich redet so nur unser Berliner. Und wie kann er schelten auf den Bademeister, der seine Flagge durchaus nicht aufziehen und das Baden nicht freigeben will, weil er niemanden in die Gefahr bringen mag, an den Stämmen des Badesteges geschunden zu werden. Der verständige Mann vertröstet auf den Nachmittag, an welchem der Wind sich legen wird, aber er hat einen hartnäckigen Gegner. Beide verschwinden endlich hinter den Bretterwänden der Badezellen. Ach, am nächsten Tage hinkt unser Freund jämmerlich, und heimlich raunt uns der Bademeister zu, daß er die Hälfte seines ziemlichen Vorrates von englischem Pflaster an dessen zerschundenen Körper habe wenden müssen.

Wir warten, bis die Verheißung des Wetterkundigen eintrifft, baden ausnahmsweise am Nachmittage und wandern dann den Strand entlang, am Rande der verrinnenden Wogen dahin; wir freuen uns über deren wechselvolles Spiel, an den glatten Kieseln, welche bei jeder größeren Welle aneinandergerieben knirschen und klappern, an dem Klingen und Singen des höher gelegenen trockenen Sandes, welcher Stimme gewinnt unter dem streifenden Fuße, an den braunen, grünen, schwarzen, roten Seetangen, die teils kunstvoll mit Steinen gegen die Wellen sich verankert haben, teils aus dem tiefsten Grunde durch wer weiß welche Kraft losgelöst sind und nun wie ein seltsamer Federschmuck, schnell vom Winde getrocknet, flattern. Es gilt fleißig zu sein, denn wir erkennen die Pflicht, alle angespülten Stangen, Balken, Bretter und Tonnenreste wiederum in die Wogen zurückzuschieben. Vor uns spielt ein Völkchen Strandläufer. Das bunte Durcheinander gestattet nicht zu zählen, doch kann man auf 30—40 Stück schätzen, und alle sind so zutraulich, daß sie uns bis auf 4 Schritt nahe kommen lassen. Noch hat kein Jäger ihnen ihr fröhliches Leben zu verkümmern gesucht, und nun trippeln sie uns zur Freude, sich zur Lust, auf ihren hurtigen Füßchen daher, folgen kecklich den zurückrinnenden Wellen und scheuen sogar den Sprühregen der heranrollenden nicht, so daß es aussieht, als würden sie vom Wasser verschlungen werden. Hierhin und dorthin fährt der lange Schnabel, tupft auf den Sand, folgt dem springenden Kleingetier. Alle huschen, flattern, rennen und halten, um sich beim lustigen Getummel nicht zu stören, sich immer in gemessener Entfernung voneinander. Zuweilen schaut ein Auge groß und klar zu uns herüber, und jetzt — schwirrr, da hebt sich die Schar, fliegt in weitem Bogen um uns herum, schwenkt, daß das helle Gefieder der Unterseite bei allen zugleich im Sonnenstrahle erglänzt — da lassen sie sich schon wieder auf den alten Platz nieder. Der gleiche Sinn treibt alle, was der eine will, thut der andere. Ich weiß nur eine Vogelart, die mir ähnliche Freude gemacht durch die im ganzen Wesen zur Schau getragene harmlose Glückseligkeit und Einmütigkeit, das ist mein lieber Staarmatz auf Haus und Hof und Garten daheim. — Weiße Möven tummeln sich scheuer in gemessener Ferne, bald wiegen sie sich in blauer Höhe und lassen ihren schwermütigen, klagenden Ruf hören, bald schießen sie im Stoß zum Wasser auf Beute nieder und erheben sich mit schwerem Flügelschlage, von ihresgleichen verfolgt, bald schwimmen und schaukeln sie auf den Wellen und verschwinden hinter den weißen Schaumkämmen, und jetzt schweben sie davon, weiter und weiter, als wollten sie unsere Augen auf die vielen Fischerboote lenken, die von links und rechts — Verzeihung, von Osten und Westen sagt der erfahrene Badegast, — herauffliegen, zerstreut über die Flut, daß die weißschimmernden oder braungeteerten Segel sich zu jagen scheinen. Ein Dampfer zieht auf seiner Fahrt von einem der östlichen Häfen nach Lübeck eine lange Rauchwolke hinter sich her, und siehe, da kommt auch schon der Postdampfer hinter der Landspitze herausgeschossen und eilt dem überseeischen Hafen zu. Schwerfälliger folgt ihm der Dreimaster, der vor dem frischen Winde anfangs den größeren Teil seiner Segel geborgen hält, allmählich aber Freude an der gleichmäßigen Brise zu gewinnen scheint, denn eine weiße Wolke Leinwand nach der andern fliegt um seine Masten, und durch das Fernrohr kann man erkennen, wie er im Spiel seine Brust in das Wasser taucht und sich wieder hebt, als wollte er aus dem feuchten Elemente herausstreben, die rußigen Dampfer sind vergessen, Aller Augen begleiten das mit weiten, entfalteten Schwingen dahineilende Segelschiff, bis es am Horizont verschwindet. Aber die Dampfer lassen uns nicht los. Schon wieder taucht von W. her eine schwarze Wolke auf und nötigt uns zu genauerer Beachtung, denn sie nähert sich in weitem Bogen. Was das bedeutet? Schnell zum Strandpropheten, dem Bademeister, der alle solche Rätsel zu lösen vermag, und zurück mit der Botschaft, daß wahrscheinlich der „Phönix“ kommt und Besuch bringt. Wahrscheinlich nur? Nicht gewiß? — Nein, und erst recht nicht gewiß, ob er es wagt, seine Gäste zu landen, denn noch fegt schäumend zuweilen der Gischt über die äußerste Sandbank. — Horch, der Phönix brüllt, heiser wie eine alte Kuh, aber verheißungsvoll, er zieht einen scharfen

Bogen und richtet den Schnabel gegen den Wind; der Anker fährt hinunter und die Insassen klettern an der Bordwand hinab — vorsichtig, denn ein falscher Tritt am Rande des hochschaukelnden Bootes vorbei — nun, wir wollens uns nicht ausmalen, sondern die Ankommenden begrüßen. Ueber die erste Sandbank schon gleitet das landende Boot, ein lauter Schrei, ein vielstimmiges Gelächter, eine Welle schlug in das schräg gesteuerte Fahrzeug und schuf den am Rande Sitzenden feuchtfröhliche Ueberraschung.

Wohl flaut der Wind der Verheißung gemäß in den nächsten Tagen noch mehr ab, aber es bleibt recht kalt. Nur nicht klagen! Denn gerade die kühle Luft ist das Stärkende bei der Nachsaison, und solche Luft ist es, welche abhärtet gegen die Unbilden des Winters, so sagt der Arzt. Als Tagesbefehl gilt für die nächste Zeit: In den Wald!

Ja, in den schönsten Wald wohl, den Norddeutschland hat! Er deckt mit seinen Ausläufern weit über zwei Quadratmeilen, und was überhaupt der deutsche Wald an Schönheiten bergen kann, ist hier vereinigt, nur muß man Augen haben zum Sehen, Lust zum Wandern, dichtes Schuhzeug und eine gute Karte, sonst kann man schon nach einigen tausend Schritten in bester Irrfahrt sein. Mein Hund verläuft sich, und das flinkbeinige Tier findet sich erst nach drei Tagen scheu, verwildert, halbverhungert wieder bei uns an.

Man hat die Wahl zwischen meilenlangen, schnurgeraden Schneesen oder vielgewundenen Fahrwegen, auf welchen das geschlagene Holz mühsam durch den weichen Grund herausgeschafft wird, oder — nach einem raschen Blick auf den Standort der Sonne — querdurch. Jeder Gang bietet seine Schönheiten.

Fichten senken ihre Zweige am Wegrande bis auf den Boden und bilden zu beiden Seiten eine dichte, dunkelgrüne Wand, welche jedem Seitenblick wehrt, so daß es ist, als wanderte man durch einen langen Saal, der in einen hochgewölbten Dom überleitet, in welchem die Buchenstämme die Pfeiler bilden. Dort ist alles groß, feierlich. Die Vögel sind in vorgerückter Jahreszeit längst verstummt, der einzige Laut, welcher die uns umgebende Stille ein wenig unterbricht, ist das gedämpft klingende Hämmern des Spechtes, der unwillige Ruf des den glatten Stamm hinaufhuschenden Eichhörnchens, fernher hallend der Schrei eines Raubvogels. Den einsamen Waldgänger — und durch den Wald geh ich am liebsten ganz allein — durchschauert es mit einer leisen Ahnung — wovon? — einem stillen Sehnen — wohin?

„Im Walde steht geschrieben ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben und was der Menschen Hort.“

Beim Vorwärtsdringen schlägt über mir das Farnkraut zusammen. Wörtlich zu nehmen! Und man denke nicht, daß ich etwa gefallen bin, der Blick des Aufrechtstehenden geht durchaus nicht überall über das Farnkraut weg, oft rührt die ausgestreckte Hand erst an die Spitzen desselben an. Da zeigt der uralte Heideboden dem Fremdling recht seine Kraft. Sonst sah ich gewöhnlich nur Farne, über die ein Kind im raschen Sprunge lachend setzen konnte, dünne Stengelchen trugen die leicht gefiederten Blätter; hier stehen Stengel, welche dicht über dem Boden fast von Fingerdicke sind und, indem sie sich dicht entgegenstellen, den Menschen zum Durchkämpfen zwingen. Was frag ich nach dem Namen Adlerfarn? Schön ist er, und sein Lob sei verkündet. Er verdeckt den modernden Grund oder die gelben vorjährigen Blätter, die sonst den Boden eintönig, langweilig machen. Hoch oben in der Luft erst wogt wieder das Grün der Kronen über rissigen, durchfurchten Eichenzweigen, die trotzig und knorrig die Annäherungen anderer Bäume abweisen, oder über den glatten Stämmen der geselligen Buchen, die unter den Waldbäumen nun einmal den Liebling des Norddeutschen bilden.

Aber kein Wild! Die Heide soll davon wimmeln, tausende von Hochwild sollen sie bevölkern, und von diesen allen zeigt sich keine Spur — doch nein, Spuren, welche sich hier nicht näher beschreiben lassen, genug, aber weder Nasenspitze noch Schwanzzipfel. Also quer durch die tiefer gelegenen Gründe und nicht lange gefragt, ob sie gangbar sind. Hier wächst und wuchert es bunt durcheinander, Erlen und Weiden,

Kiefern und Fichten, Eschen und Birken, Eichen und Buchen. Je mächtiger der Stamm, um so leichter sein Fall, denn der lockere Boden kann dem Anprall des Sturmes nicht genügend Widerpart halten, er wird mit den Wurzeln in die Höhe gerissen; der besiegte Waldrecke, der einst sich stolz über alle erhob, ist nun die Brutstätte für schädliches Gewürm. Hier zieht der wilde Hopfen sein rauhes Geranke, in Dolden blüht Jelängerjelieber. Die vielverschlungenen Gewinde klettern von Baum zu Baum und geben selbst dem abgestorbenen Stamm noch den Schein kräftigen Lebens. Auf die hohen Erlenstümpfe, deren verzweigte Wurzeln phantastische Gebilde schaffen, kriecht der Epheu, lagern sich die fußhohen Moospolster, graue Flechten, seltsam gebaute Pilze und eine Fülle von kleinen, sonst nie beachteten oder geschauten Pflänzlein; dazu schwarze, graue, gelbe Schnecken, geflügeltes und ungeflügeltes Kleingetier — das alles miteinander giebt dem Stumpf ein abenteuerliches Aussehen, unter ihm wohnt gewiß der Wurzelmann, und in dem Bruche irgendwo wird der Eingang zur Behausung des Erlkönigs zu finden sein. Leise vorbei, mit raschem Sprung über, nein, in den Sumpf und wieder hinaus auf die rettenden Grasbüschel oder Bülten. Da ragen die Rispen oder Aehren hoch empor, getragen von starken Stengeln und so üppig, daß ein einziger Bülten, in unsern Garten an freie Stelle gepflanzt, demselben zur besonderen Zierde, dem vielgerühmten Pampasgras zum ernstlichen Nebenbuhler gereichen würde. Brombeerranken gebieten an einem sonnigen Plätzchen einen Augenblick Halt, und während ich mit ihnen kämpfe, um mir den Durchgang zu erzwingen, entsteht in der Nähe hinter den dichten Stämmen plötzlich Gestampf, lange Sätze spürt man am zitternden Boden, ein rötliches Fell schimmert einen Augenblick durch die Büsche, einzelne Zweige knacken, dann wirds still. Da ist also der Hirsch, man muß ihn zu finden und zu beschleichen verstehen. Unter den Buchen verraten wiederholt tief aufgewühlte Gründe die unholderen Kräfte des Schwarzwildes, das nach der fetten Mast lecker ist. Wer weiß, das nächste Mal gelingt es vielleicht besser, die scheuen Waldbewohner zu schauen. — Vor uns zieht sich mit schwerfälligem Lauf das schwarzbraune Gewässer des „Stromgrabens" dahin und gebietet Stillstand. Geht es nicht hinüber? Nein, die Ufer sind weich und das Wasser ist breit; Hirschwechsel führen freilich hindurch, aber die Hirsche haben nicht nötig, auf Schuhzeug Rücksicht zu nehmen.

Beim Erwägen macht sich plötzlich die Müdigkeit bemerkbar. Mögen die weiten schönen Waldwiesen an jener Seite winken und locken, es gilt nun umzukehren. Ich verspreche ihnen demnächst nach genauer Erkundigung des Zuganges meinen Besuch. Ein Blick zum Himmel auf den Stand der Sonne. — Die Karte zur Hand — heimwärts zur Ruhe, denn „morgen ist auch noch ein Tag".

Aber der Wald hats mir angethan, er macht aus dem einstigen Langschläfer plötzlich einen Frühaufsteher.

> Wer recht in Freuden wandern will, der geh der Sonn' entgegen;
> Da ist der Wald so kirchenstill, kein Lüftchen mag sich regen;
> Noch sind nicht die Lerchen wach . . . .

aber vielleicht das Hochwild zieht von der Weide langsam auf seinen Wechseln der Ruhestätte zu, und darum gilt es wirklich, der Sonne zuvorzukommen. Vom Wildreichtum des großherzoglichen Jagdgeheges hat man mir gesprochen, von ihm aus dringt man zu den erwähnten Waldwiesen vor, also frisch auf, nicht mit munterem Sang, aber mit munterem Gang.

„Das Betreten des großherzoglichen Jagdgeheges südlich vom Gr . . r Wege ist verboten."

Ein ernstlicher Versuch, vor dem Pfosten, der die schlimme Inschrift trägt, die Ohren hängen zu lassen, mißlingt, denn neben und unter die großen Buchstaben sind allerlei kleine Bemerkungen mit Bleistift gekritzelt, und unwillkürlich pflegen ja solche Notizen zum Lesen zu locken. „Mit Bedauern gelesen." — „Bange machen gilt nicht." — „Er glaubt wohl, aber ich werd ihn . . ." — „Ich bin doch hineingegangen." —



„Wer wird auch wohl auf das Gehege treten!“ — „Au!“ — „Je tiefer hinein, desto sicherer.“ — „Verbiestern kann jeder.“ — „Denselben Weg zurück darf ich nicht, ich habe ein Rundreisebillet.“

Trotz spricht aus diesen Worten, denn der Deutsche gewöhnt sich nicht an den Gedanken, daß der Wald ihm verschlossen werden kann. Freilich darf, was der Berliner wagt, — von ihm scheint eine der obigen Bemerkungen zu stammen — ein Großherzoglicher Beamter nicht versuchen, also statt nach Süden gehe ich heute morgen nach Norden, man sagte mir, daß dort ein großes Torfmoor läge. Torf ist freilich kein Ding, welches Herz und Gemüt anregen kann, der Torfstall ist eins der schauerlichsten Gelasse des Hauses; indessen ich bin nun einmal in der Nähe des Moores und habe Zeit — warum nicht auch das Häßliche schauen, um hernach desto mehr Freude am Schönen zu haben? Mit solchen Gedanken kommt man schon eine Strecke vorwärts. Sand, Moos, Kiefern, Moos, Sand — Bruch — ah, schon erfrischender, d. h. schön durchgefeuchtet vom Tau der Nacht, und noch dazu frisch aufgeschossener Bestand, zwischen dem das scharfe Schilfgras die Lücken ausfüllt. Da thut der grasgrüne Regenrock seine guten Dienste. Ueber modernde Stangen, Mooshügel, Grasbüschel, durch Himbeerstauden und Brombeerranken immer gerade hindurch — fast erschöpft, durchfeuchtet, mit zerrissenen Händen — was thuts? Vor mir lichtet sich das Dickicht, die Sonne zeigt sich schon am Himmel, noch einige unsichere Sprünge, und ich bin auf dem Moor hurra! Das heißt eigentlich o weh! Denn durch mein unvernünftiges Geschrei verscheuche ich einige grasende Hirsche und komme nur hinaus, um dieselben verschwinden zu sehen. Aber doch hurra!

Das gilt dem weitausgedehnten Moor im Morgensonnenschein; noch freilich müssen die Strahlen kämpfen mit den feuchten Nebeln. Wie das wogt! Leichte, goldene Pfeile durchlöchern das wallende Gewand, mit dem sich die sich schmiegenden und biegenden grauen Gesellen umgeben, ängstlich suchen sich diese zu ducken und kriechen am Boden. Da kommt der Bundesgenosse der Sonne, der Morgenwind, und fährt mit sausendem Flügelschlage unter die Schar der Unholden, die den Tag gerne zur Nacht machen möchten, sie flattern dahin, zerfetzt, zerschlagen, und nach den armseligen Resten greifen wie zum Hohn die Baumspitzen, fassen nur noch rieselnde Tropfen, die langsam über Flechten und Moose auf die raschelnden Blätter am Boden fallen.

Und nun hinaus auf das Feld, auf dem die Schlacht geschlagen!

„Aus tausend Perlen blinkt und blitzt der Morgensonne Glut.“ Habs so oft gesehen, und jedesmal meine herzliche Freude daran gehabt. Aber überraschend wirkt hier, daß diese Perlen in silbernen Schleiern hängen, in feinen Geweben, die von tausend mal tausend Spinnen über dem Boden gearbeitet sind, daß der Fuß mit jedem Schritt davon viele zerstört und der Wanderer beim dahinschreiten hinter sich im Grase eine deutliche Furche hinterläßt, wie ein Schiffskiel im Wasser. Von Halm zu Halm, von Zweiglein zu Zweiglein, von Büschel zu Büschel — kein Platz ist unbesetzt, so weit das Auge schweifen kann — hängt dies lustige, glitzernde Gewebe. Die aufsteigende Sonne trocknet später den Boden, saugt die Tröpflein auf, und es entschwindet die Arbeit der Spinne den Blicken; nur durch den daran hängenden Tau war sie der Beachtung unterbreitet. Daran mag es liegen, daß dieses Kleinkunstgewerbe so oft von mir übersehen ist.

Schwarz, braun, grau, gelb, graugrün, weißgelb — das sind die Hauptfarben des Moores — häßlich, so könnte man glauben. Nein, wo die Natur auf großen, weiten Flächen, sich selbst überlassen, frei schalten kann, da benutzt sie ihre schöpferische Kraft, um ein harmonisches, stilvolles Bild zu schaffen, das dem Naturfreunde niemals unschön scheinen wird. Durch Mecklenburgs südliche, so oft trostlos verschrieene, sandige Gegenden und die benachbarten märkischen bin ich gewandert und denke gerne daran. Laut hat mir jemand das Lob der Lüneburger Heide verkündet, die ungarischen Ebenen, die Maremmen, die Prairien, die Steppen, die Tundra, sogar die Wüste — sie alle haben

ihre eigenartigen Schönheiten, und es hat genug Leute gegeben, welche sie mit beredten Zungen verkündet haben. Warum sollte das Moor allein Schauerliches, Häßliches bergen? Nur wo hier der Mensch eingreift und seine breiten, langen Torfgruben zieht und die Torfhaufen schichtet, da wird es häßlich, wir wenden uns davon ab — unmutig — siehe, da schimmert uns das liebliche Heidekraut entgegen. Wer stimmt nicht ein ins Lob der Erica? Die Bienen summens, die Hummeln brummens, viel schwirrende und surrende kleine Musikanten sind geschäftig, ein großes Konzert zu Ehren derselben zu geben. So bescheiden im Auftreten, so genügsam im Boden, so beharrlich im Behaupten seines Platzes, und der Mensch pflückt es und schmückt sich damit, windet es zu Kränzen und flicht hübsche Körbchen daraus — das ist des Heidekrautes schönster Ruhm, daß es so viele Freude macht. Hier im Moor hebt es, gestählt in mühseligem Kampf, sich sogar zu Büschen mit sparrigen Zweigen empor, wo starke Gewächse verkrüppeln, Bäume siechen, allerlei Gebüsch und Gestrüpp abstirbt, weil es dem Moor und dem Winde und dem Wasser nicht widerstehen kann. Um die Wurzeln des Sterbenden schmiegt sich alsbald das Torfmoos, höher hinauf klettern des letzteren Verwandte, lauter kleine, beharrliche Feinde, welche das Moor aus dem tiefsten Grunde aufgeschichtet und in tausendjähriger Arbeit zu seinem Bestande erhoben haben. Sie schaffen still weiter, ein Stamm nach dem andern sinkt schließlich, wird bedeckt, begraben. Gelegentlich wird später einmal ein Torfarbeiter nackte, an der Luft schnell bleichende Wurzeln aus dem Grunde aufwühlen zum Beweis, daß ein Baum, der im Walde vielleicht als der trotzigste sich aufgebaut hätte, ein Opfer des Moores geworden ist.

Zwischen dem Moose winkt an trockenen Stellen ein kleines Blümchen, so fein ist es, als wäre es aus feinstem Porzellan geformt, und siehe, dicht daneben lacht eine rote Beere — Preißelbeere! rufe ich freudig überrascht. Sonst haben Sammlerinnen sie uns ins Haus gebracht, oder Händler sind mit Karren, auf denen reichgefüllte Körbe standen, vor unsere Thüre gekommen. War ich gestimmt, die Beerlein zu beachten, so war es mir, als sähe ich plötzlich ein Zeichen aus ferngelegener, fremder Gegend, und war ich nicht dazu gestimmt, so erzwang es sich Beachtung, wenn es später süß eingekocht bei Tisch prächtig mundete. Jetzt stehe ich plötzlich vor der winzigen Staude und sage: „Also hier wohnst du? Wie ein Menschenfeind weichst du an entlegene Stätten? Und hast dir nur in der Moosbeere eine hübsche Freundin ausgesucht, die vor uns so grün, rot oder weiß, je nach der Entwicklung, das Moos bedeckt und so dicht gesäet ist, daß man mit jedem Schritt zehn — zwanzig zertreten kann? Aber dir traue ich mehr, als jener, denn dich kenne ich. Und einen häßlichen Gesellen hast du zur Seite, den breitspurigen, braungrünen Sumpfporst, dessen Büsche gelegentlich auch daheim zum Kauf angeboten wurden und angepriesen als sicheres Mittel gegen die Motten. Aber ich mag ihn nicht, schon wenn ihn die Hand nur flüchtig streift, haucht er einen so durchdringenden Geruch aus, daß er sogar Menschen vertreiben kann."

Also vorwärts, dahin, wo die Luft wieder frei wird, hinüber über den Graben — brrrr! da saust etwas aus dem tiefen Grase hervor — das Herz steht still im plötzlichen Schrecken, und dann pocht es wieder in so hastigen Schlägen, daß die Luft fast versagt. Wie thöricht! Ein versprengtes Rebhuhn vielleicht — nein, eine Bekassine ist es, sie verrät sich durch die Zickzacklinien ihres Fluges, jetzt ist sie schon weit entfernt, pfliegt pfeilschnell gerade aus, und dort stürzt sie schon wieder abwärts in das Sumpfdickicht.

Die Sonne steigt höher, die Dämme sind trocken, aber bei mir siegt der Trieb quer durchzugehen. Der Boden schwankt, unweit meines Weges flattern die weißen Büschel des Wollgrases, und dort ist es nicht geheuer, aber eine Weile finde ich noch allerlei verschlungene Pfade, die sich zwischen den braunen Lachen hindurchwinden, und wo die aufhören, gilt es den Sprung von Büschel zu Büschel, denn längst schon haftet das Auge an jenen hohen Stengeln mit schwarzem Wulst an der Spitze, Rohrkolben



sagt der Naturforscher, Pumpesel sagt das Volk dazu. In solcher Pracht und Stärke fand ich sie noch nicht, ich muß sie haben, koste es, was es wolle. Vorwärts darf ich nur noch dringen, wenn der tastende Stab unter der seichten Wasserfläche einigermaßen festen Boden verrät, in Schraubenlinien winde ich mich hinan, und dann werden die stolzen Stengel nicht gepflückt, denn sie brechen nicht leicht, sondern aus dem Grunde losgerissen. Der Kolben mißt 1½ Spannen, und der Stengel? „Herr Amtsrichter, das will ich ungelogen sein lassen!" sagt jener Zeuge. Sie ragen hoch über mein Haupt empor und messen sicherlich nicht unter 2 Meter. (Als ich später die Rohrkolben dem Berliner zeige, versagt zum erstenmale seine Unverfrorenheit, und er giebt rückhaltlos zu, daß er etwas sieht, was ihm Freude macht. Er kennt ja das seltsame Gewächs überhaupt nicht, hat es noch nie gesehen, möchte es gerne mit nach Hause bringen. Dem Manne kann geholfen werden.)

Stunde auf Stunde verinnt dem sammelnden Wanderer, der „mit fremden Schätzen reich beladen" dahinpatscht. Endlich winkt die Ruhestätte; mitten im Sumpf anscheinend liegt eine breite Insel, auf welcher Tannen und Wachholdergestrüpp eine schlanke Birke umgeben. Kaum daß ich den festen Boden betrete, so springt ein Rehbock auf federnden Läufen in prächtigen Sätzen davon, steht still, äugt herüber, springt wieder, so daß man nur den weißen Spiegel seiner Rückseite sieht, steht abermals und schaut sich um, dann verschwindet er hinter allerlei Strauchweiden. Dort hinüber liegt also fester Boden, und wenn nicht alles trügt, so leuchtet auch in der Ferne der Sand weißer Dünen. Hier will ich ruhen, gebettet auf würzige Heide und weiches Moos unter den wunderschönen Zweigen der Königsfarren, die sich wie lange gefiederte Palmblätter über mein Haupt neigen. Die dichten Nadeln der Tannen spenden den nötigen Schatten, denn die Sonne steht hoch. Kann man ein schöneres Ruheplätzchen finden? Hier schmeckt zum Speck und Brot ein Schluck aus der Schnapsflasche — Verzeihung, sie heißt nun einmal so, ich kann den Namen nicht ändern, freilich er klingt etwas unerlaubt. In M. ist Cognac verachtet, der Pepsin ist vergessen, hier regiert in der Nachsaison nur Kranstöwer mit Kolanuß. Wie die Farbe zum Moorwasser paßt — noch einen Schluck, Nachsicht erbeten, es wirkt so stimmungsvoll.

Zum Schluß wird von Rohrkolben, Königsfarren, Büscheln von Heidekraut und einigen Gräsern ein Strauß zusammengefügt, vor dem die Erfurter Makartbouquets à 20 Mark verbleichen müssen, wenn sie nicht schon gar zu nüchtern aussähen, ein Riesenstrauß, den ich, um ihn fortzubringen, auf die Schulter nehmen muß. Jetzt will ich den vom Rehbock gewiesenen Pfad entlang gehen — halt, was für ein abenteuerliches Ding wächst hier hinter den Stämmen aus dem Boden? Eine Torfhütte, geschichtet aus allerlei groben Torfplatten und bedeckt mit Grassoden, halb verfallen, urwüchsig, malerisch. Was ist darin?

„Ihr Vöglein hoch vom Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!"

Ein baumlanger, struppiger Kerl in Hemdsärmeln, nur mit dem Arbeitskittel zugedeckt, zur Seite allerlei Gerät, vielleicht ist es ein Torfarbeiter. Die Hütte ist offen, der Boden ist schwarz und feucht, weil die Sonne nicht zu ihm dringen kann. Gott erhalte dir deine Gesundheit und deinen kräftigen Schlaf, aber er stärke auch den Schlaf deiner Hausgenossen daheim, denn du schnarchst, daß sich die Balken biegen — hätte ich gleich gesagt, aber diese Hütte hat ja keine Balken, sondern nur Stangen, und wenn diese sich biegen sollten, so brächen sie gleich.

Die Spuren des Bockes sind ein zuverlässiger Wegweiser, ich komme überall ohne Schwierigkeiten durch und endlich auf das feste Land, auf den Sand, den der Wind von Norden herübergeweht hat. — Von der Höhe der Dünen noch einen Blick über die durchmessene Fläche, einen freundlichen Gruß mit Hutschwenken zurück und dann hinab ans Wasser, wo der Sand feucht ist und unter dem Tritt nicht nachgiebt.

Ist es wahr, was der Dichter schwermütig spricht:

„Eine Welle sagt zur andern:
Ach, wie rasch ist dieses Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten!"

Nein, er ist nie am Ostseestrand gewandert; zu mir sprachen sie ganz anders. Immer wieder, wenn ich am Strande entlang gehe, wird Herz und Sinn erfrischt. Den Wellen ein jauchzender Ruf! Ein kräftiges Fischerlied aus freier Brust! Die Seeluft macht lebensfroh, nicht lebensmüde, sie verjüngt. Ein Hurra der See! Und also geht es heimwärts.

Ich habe den Meinen viel zu erzählen, aber man gähnt. Ich erbitte mir Bericht, wie sie den Vormittag zugebracht haben, man gähnt. Die Seebadkrankheit, die Langeweile, droht und scheint bedenklich schon einzelne Mitglieder des Hauses ergriffen zu haben. Jetzt gilt es, zusammen etwas Besonderes zu unternehmen. Beratschlagen, abstimmen — es ergiebt sich bedeutende Majorität für eine Fahrt in die nächste Stadt R.

Ein Fuhrwerk ist leicht aufgetrieben. Der Besitzer, eigentlich ein R . . r, der für die Saison eine Filiale in M. errichtet hat, nennen wir ihn Meister X., würdigt uns der Ehre, daß er sich selbst als Kutscher auf den Thron setzt. Die Kinder jubeln, zum Teil auf dem Bock, die Hausfrau schaut mit Augen darein, die durch die Aussicht auf die R . . r Läden plötzlich wacker geworden sind, ich gähne jetzt, denn die Fahrt geht durch den tiefen Sandweg recht langsam vorwärts, und wo der Weg durch querüber gelegtes Tannengezweig gebessert ist, fährt es sich so holperig und stoßend, wie auf einem echten Knüppeldamm. Und daß R. auf mich einen ermunternden Eindruck gemacht, kann ich ehrlicherweise nicht sagen. In einer Stunde läuft man den Ort richtig ab, und wenn man nicht ins benachbarte Ostseebad W. mit dem schwerfälligen Dampfer einen Abstecher machen will, einem alten Boote, das die Fluten eigentlich nicht durchschneidet, sondern sich mühsam über sie hinwegschiebt, dann muß man schon im Hotel sitzen und gähnen.

Ich besorge das natürlich mit mecklenburgischer Gründlichkeit und bewundere die Geschäftsgewandtheit eines Photographen, der Bilder aus dem schönen, vielbesuchten M. aufzunehmen nicht für der Mühe wert erachtet hat, kaufe einen aus Kreide geschnittenen praktischen Pfeifenkopf zu 30 Pfg. und freue mich meiner Sparsamkeit, wenn ich die Tüten und Pakete sehe — doch ich will nicht ausplaudern, ich schweige, bis der Wagen wieder vorfährt bei dunkelndem Abend.

Aber was für ein Wagen! Nach R. brachte uns Meister X. auf stolzer Karosse, an der alles blank lackiert und bequem und praktisch war — und nun plötzlich, da er uns in der Falle hält, hat er das Fuhrwerk umgewechselt, bringt uns einen rechten Kasten ohne Federn, mit einem sogenannten Krett, in welches die Kinder schlechtweg wie Kälber geworfen werden; meine Frau versinkt auf einem zu weich gestopften Strohsack in der Mitte, ich aber erhalte meinen Platz ohne weiteres neben dem Führer angewiesen. Der praktische Mann hat es für gut befunden, etliche Aufträge auf Fleisch und Brot zu erledigen, auf den Haufen, den diese Vorräte bilden, sind etliche Decken oder Säcke geworfen, und darauf sitze ich. Ich entsinne mich, einmal gelesen zu haben, daß die Hunnen einst ihre Braten mürbe geritten hätten, der Gedanke an so edle Vorbilder wirkt wesentlich beruhigend. Und um meine letzten Bedenken zu zerstreuen, sagt der Fuhrmann: „Ja, Herr, un 'ne Lücht heww ick ok mitnahmen." Das ist das einzige Wort, welches er uns gönnt, unser sonstiges Einordnen hat er durch Weisungen seines Peitschenstieles gelenkt. Ich sehe mich um, aber entdecke natürlich keine Laterne, also ruht „dei Lücht" wohl noch in irgend einem heimlichen Winkel.

Was soll ich zu dem Ganzen sagen? Lärm machen? Ein anderes Fuhrwerk verlangen? Ei behüte, der Mann gefällt mir, aus dem kann sich noch allerlei entwickeln. Also vorwärts!



Eine kurze Strecke Chaussee wird überflogen, dann kommt der Knüppeldamm, auf welchem die Ah, Oh, Ach, Au, Aeh wie Pelotonfeuer hinten aus dem Krett hervorknattern, endlich der milde, gute, sanft wiegende Landweg, in den die Räder tief einschneiden. Zu beiden Seiten steigt der schwarze Tannenwald hoch auf, darüber breitet sich der dunkle Nachthimmel, vor uns ist balkendicke Finsternis, etwa von der Art, die der Küster in der Doberaner Kirche als Reliquie zeigt. — Ich versuche, meinen Kutscher zum Reden zu bringen, muß freilich froh sein, wenn ich ein Nicken oder: „Je, dat kann'k nich mal seggen" erziele. Was wunder, wenn ein allgemeines Schlinkern beginnt, tiefe Atemzüge mischen sich in das leise Knirschen des Sandes.

Aber nicht umsonst sagt Schiller von der züchtigen Hausfrau: „Sie ruhet nimmer"; ich habe es als Vater meinem Aeltesten schon an der Wiege vorgesungen, wenn sie ihren Mittagsschlaf hielt: „Mutter, lieb Herzchen, die schlummert ja nie!"

„Meister, was für ein Licht ist das gerade vor uns?"

Der Meister X. besinnt sich, wo er wohl sein mag, höflich giebt er zur Antwort: „Je, Madam, dat ward woll dat Jägerhus sin."

„Dat glöw ick nich," mischte ich mich ein. „Dat Hus liggt, so väl as ick sehn heww, an dei Sied von den Weg un nich grad vör."

„Ja, Herr," sagt er und kratzt sich den Kopf, nach dem Geräusch zu urteilen, „richtig is dat, et liggt warraftig an dei Sied."

„Denn kann dat Licht ok nich ut'n Jägerhus kahmen." „Ne, Herr, ut'n Jägerhus kann't nich kahmen." „Meister, wo kümmt et denn woll her?" „Je, dat müggt ick ok woll weeten."

Damit stockt das Gespräch, und das Schaukeln lullt uns ein, bis uns ein jäher Schrei derer, die nimmer ruht, aufrüttelt, dem folgt ein lautes Hallo vor uns, ein greuliches Donnerwetter dazu, ein Peitschenhieb saust mir pfeifend ganz nahe am Gesicht vorüber, eine grobe Stimme ruft: „Schapskopp, kannst du kenn Lücht anstäken?" und an uns vorüber eilt mit hellflammender Laterne ein Gefährt, das uns auf ein Haar in den Grund gebohrt hätte.

„Prrr öh!" ruft Meister X. und hält erstaunt seine Pferde an, lange, nachdem sein Gegner verschwunden ist. „Süh, Herr, nu weet wi doch, wat dat för'n Licht was!"

„Meister, ick glöw warraftig, Sei möten ehr Lücht anstäken."

„Je, Herr, denn helpt dat nich. Wenn ick man 'n Swäwelsticken hadd!"

„Dei heww ick, hier is min Schachtel."

„Schäun, Herr, denn faten's man n' bäten dei Lien an."

„Meister X. holt aus einem verborgenen Winkel seine Laterne, verbraucht, bis das Licht brennt, die halbe Schachtel, hält dann nachdenklich seinen Leuchtapparat vor sich und sagt: „Denn künn't nu woll wedde los gahn."

„Meister, Sei möten doch irst dei Lücht fastmaken?" „Ja, Herr, dor hewwen Sei ganz recht, äwer sei hackt man nahrens." „Denn möt ick's woll holln." „Je, wenn Sei so gaud sin willn!"

Also halte ich ängstlich die Laterne, die schnell den kurzen Hängedraht erhitzt, und wechsele emsig mit den Fingern ab, um mich nicht zu verbrennen.

„Dat oll Licht flackert jo so dull hen un her, Meister." „Je, Herr, dor hewwen Sei ganz recht, dat is leeg." „Dor is jo vörn gor keen Glas in, Meister." „Ne, Herr, Glas is dor nich in, dat's all veläden Johr intwei gahn. Aewe" — und nun raffte sich der Mann zu dem einzigen praktischen Gedanken auf — „Sei möten dei Lücht 'n bäten scheef gegen den Wind hollen, denn geiht et ganz gaud."

Ich sitze auf meinen Broten und Kalbskeulen und halte meine Laterne schräge, und also kommen wir glücklich nach Hause. Das ist die Geschichte von unserer Fahrt nach R., und ich überlasse es andern, zu beurteilen, was mehr zu bewundern ist, des Meisters X. Unbefangenheit oder meine Geduld, oder ob beides miteinander ein scharfes Urteil verdient. Aehnliche Fahrten aber wollen wir lieber bei Vollmond machen.

In den nächsten Tagen schwirrt die brennende Frage: „Was soll ich nun thun, Papa?“ mir um die Ohren; am Strande herrscht noch immer der scharfe Nordwind, der wohl nicht das Wasser, aber die Luft durchkältet. Das greuliche Gespenst, die Langeweile, beginnt sich mit gähnendem Schlunde in der Ferne zu zeigen, zieht die Augen über wie eine alte Nachteule und macht ein Gesicht wie „Waddig“. Sieht man es an, so steht es wie festgenagelt auf demselben Platze, geht man, so folgt es in gleichmäßiger Entfernung, sein Aussehen bleibt sich gleich, nur scheint es, als ob in den Ecken der schlaffen Augenlider Spinnweb eingesponnen wäre. Den Kindern wird bei ihrem gleichmäßigen Fragen: „Was soll ich nur thun, Papa?“ erst ein mürrischer Blick gezeigt, dann ein ungeduldiger Wink gegeben, endlich ein donnerndes Wort mit bezeichnender Handbewegung entgegengeschleudert. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte: „Eurer Augen stilles Weinen kann ich nicht verstehn.“ Im Gegenteil, weil ich es verstehe, ärgere ich mich — wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Strandonkel sich plötzlich zum Waldonkel verpuppt hätte. Kaum daß er die schon unter „veränderlich“ bedenklich nahe an „Regen und Wind“ stehenden Barometer-Gesichter der Kinder gesehen hat, als seine Hand etliche Male über den Schopf fährt, er blickt sich flüchtig um, lacht vergnügt und zeigt voraus in den Tannenwald. „Wie wäre es, wenn wir uns eine Mooshütte bauten?“ Gethan wie gedacht. Und um die Mooshütte herum, die zum Bewohnen völlig eingerichtet wird — die Wände gut gedichtet, die Fugen verstopft, das Dach wundervoll mit Farn gedeckt, ja ein Troglodyt mußte in dem Bau einen Palast sehen —, um diese vielbewunderte Hütte herum zieht sich bald ein Pilzgarten. In Schürzen und Körben, Mützen und Hüten wird von allen Beteiligten, Vater und Mutter eingeschlossen, das Material herangeschleppt, der Onkel ordnet an, weist die Wege, Aussichtspunkte, gruppiert die Beete um das Gebüsch, es wimmelt auf den Rasen- (richtiger Moos-) Plätzen bald von den wunderlichen Gebilden, welche der Wald, wenn die glänzenden Farben des Sommers zu verblassen anfangen, in einer Pracht und Ueppigkeit hervorzaubert, daß man seine unermüdliche Schöpferkraft bewundert. Parasolpilz, Fliegenpilz, Tintenpilz, Täubling, Keulenschwamm, Stachelschwamm, Bovist, Becherpilz, Ziegenbart — alle kennt der Onkel und weiß sie teils an alten Stämmen, teils am Boden malerisch unterzubringen.

„Steinpilz!“ sagt er und legt achtungsvoll einen fleischigen Pilz, der durch sein reserviertes Aussehen schon etwas Besonderes verrät, beiseite. Wie ein Falke stößt die Hausfrau auf die Beute und ist in Zukunft für alle übrigen gemeinsamen Unternehmungen verloren. Die nächsten Tage bringen neues, schmackhaftes Gemüse auf den Tisch, das der Wald gespendet hat, Pfefferlinge, Schmerling, Reizker, schließlich sogar eine Fülle von Champignons, die sich am Rande einer Waldwiese in Menge angesiedelt hatten.

Jetzt mag der Wind blasen, wie er will, alle haben Beschäftigung gefunden, welche sie vom Morgen bis zum Abend in Anspruch nimmt, nur der Vater des munteren Haufen nicht. Pilze suchen ist recht schön, sie essen noch schöner, nur muß beides nicht allzu oft kommen. „Das Gute liegt zu nah,“ als daß es befriedigt, man will nun einmal „immer weiter schweifen“. Die Wachholderbüsche haben schon lange gelockt, als müßten sie brauchbare Handstöcke bergen, und dieser „Knirk“, sagt das Volk, ist so dicht gestreut, daß er zuweilen das Farnkraut verdrängt und als Unterholz herrscht. Das Holz ist hart, dazu sehr leicht, sobald es trocken ist — also die Vorbedingungen für einen guten Stock sind erfüllt; nur zeigt sich, daß es selten gelingt, gerade Zweige von der erforderlichen Länge und Dicke zu finden, und wo möglicherweise einst ein passender gestanden hat, zeigt ein Stumpf, daß schon ein anderer da gewesen ist und ihn eingeheimst hat.

Also immer weiter hinein, in entlegene Gegenden, neue Fundstellen gesucht! Dabei das angenehm gruselnde Gefühl, daß es eigentlich Holzfrevel ist, was man treibt, daß man am Ende gar abgefaßt und wenigstens hart angelassen werden kann — wahrlich



man hat Grund, etwas zu prahlen, wenn man nach langen Fahrten endlich einen brauchbaren Stock nach Hause bringt. Und auf diesen langen Fahrten hat man natürlich einmal seine Karte vergessen, man verirrt, weil die Sonne so weit gesunken ist, daß sie keinen Anhalt zum Orientieren giebt. „Munter fördert seine Schritte fern im wilden Forst der Wandrer" — das trifft zu, aber wenn man nicht weiß, wo die „liebe Heimatshütte" steht, dann steigert sich das „munter" allmählich zum „schnell" oder „geschwind". Angenehm ist das Gefühl nicht, lange Zeit über Stock und Block, raschelndes Laub und weichen Grund im Halbdüstern zu tappen und auf einem endlich aufgefundenen Wege aufs Geratewohl hingehen zu müssen, unklar, ob man sich nicht schließlich meilenweit entfernt hat von daheim, wo die Angehörigen in Angst und Sorge warten. Und noch gedämpfter wird die Stimmung, wenn man in der schnell herabsinkenden Dunkelheit das am Tage überhörte Geräusch des Waldes, wehen, rascheln, wispern, knacken u. s. w., von allen Seiten herandringen hört, als wollte der Wald sich endlich einmal über den kecken Eindringling hermachen und ihm das Wiederkommen verleiden. Ein Vogel fliegt aufgescheucht aus der nahen Fichte, seine Flügel schlagen schwirrend an die Zweige, es bedeutet nichts, und doch rieselt ein Schauer über den Leib. Ein Häher wird durch den Lärm aufgescheucht und fliegt, indem er seinen widerlichen Warnungsschrei ausstößt, über den Weg. — Alles wieder still. — Jetzt braust es von ferne heran über die Baumwipfel, deutlich höre ich ein schweres Rauschen näher und näher kommen, über mir zieht es hinweg und verliert sich wieder. Was war es? O gewiß nur ein rascher Lufthauch, ein vorübergehender Wirbel, der ja in so mächtigem Walde oft zu spüren ist; aber wäre dies nicht eine Nacht, so recht für den Wodan geschaffen? Bin ich vielleicht schon an dem Orte, wo der Jäger Brandt spukt? — Wiederum alles still — doch nein — horch — Tritte vor mir auf dem Wege, schwere feste Tritte — es ist ein Mensch da, kein Zweifel, es steckt sich jemand eine Zigarre an, sie glüht fernher, und nun beginnt das Fragen: „Soll ich ihn anreden? Mitten im weiten Walde, spät am Abend, einsam und ohne Schutz? Bei Torfbrücke wurde vor etlichen Jahren ein scheußlicher Mord begangen — und der Kerl kommt mit seinen schweren Schritten rasch näher. Ob er mich wohl bemerkt hat? wir sind uns ja schon ganz nahe. Ich will ihm tapfer entgegengehen und ihn mit festem Baßton anreden, er kann gewiß die Wegrichtung angeben. Halt! Er ist verschwunden oder steht still, oder hat sich versteckt, nichts ist von ihm zu hören, selbst seine Cigarre leuchtet nicht mehr. Ich mache noch etliche leise Schritte, ich zögere, und das ungewöhnliche Benehmen des Fremden nötigt mich unwillkürlich einen Schlupfwinkel aufzusuchen, in welchem ich das Weitere abwarten kann. Nahe zur Hand steht ein großer Baum, dessen Zweige ziemlich tief herabhängen, ich schleiche vorsichtig in seinen Schutz und warte mit angespannten Sinnen. Einige Zeit vergeht, und es bleibt still, ich meine mein Herz klopfen zu hören . . . . . . Da zieht ein eigentümlicher Geruch mir in die Nase, ich sehe um den Stamm — ha, da steht die schwarze Gestalt und macht eine Bewegung, als habe sie mich auch bemerkt Jetzt nur Mut, Mut! Sofort anreden! Was soll ich sagen? „Darf ich Sie wohl um etwas Feuer bitten?" Der Baßton löst sich in ein Tremulando auf bei diesen Worten. „O bitte recht sehr!" sagt er ganz höflich. Die Stimme scheint mir bekannt, die Cigarre riecht nicht schlecht — und nun fallen mir alle meine Sünden bei — ich habe gar keine Cigarre bei mir. „Entschuldigen Sie . . . danke verbindlichst . . . da . . . ist . . . mir . . . eben meine Cigarre . . . in das Laub gefallen." „Erlauben Sie, ich will leuchten." Der Höfliche streicht fünf, sechs Zündhölzer an, und ich kehre heuchlerisch Blatt für Blatt um — rot vor Scham und Verlegenheit. (Hier darf der Setzer irrtümlich Verlogenheit setzen.) Er bedauert schließlich, mir nicht mit einer anderen Cigarre dienen zu können, wir stellen uns vor — beide Badegäste aus M., beide nach Hause strebend, beide verirrt. — Was nun? —

Und während wir stehen und überlegen, dringt ganz leise ein gleichförmiges Rauschen an mein Ohr, täuschend ähnlich dem Waldesrauschen — wenn der

Wind geht. „Dort hinüber liegt die See!" sage ich und atme auf. „Nicht doch!" behauptet er, „es ist das Rauschen der Wipfel." „Es weht kein Lüftchen mehr," entgegne ich siegesgewiß, und er ist überzeugt. Brüderlich vereint streben wir nun querdurch. Zweimal streifen mir die Zweige meine Brille ab, daß sie gleichsam nur noch am Ohrzipfel hängt, ich binde sie mühsam fest. Wie oft wir in einen Graben geraten, fallend natürlich, trotzdem wir mit unseren Stöcken vorweg tasten, lasse ich dahingestellt, glücklicherweise ist der Grund trocken. Wir vernehmen jetzt das Rauschen deutlicher, es wird beim Näherkommen stärker, und mit einem ehrlich gemeinten „Gott sei Dank" schreiten, gleiten wir den steilen Uferrand hinunter. Vor uns schimmert das Leuchtfeuer von Gjedser wie ein Gruß von jenseits der See aus Dänemark, östlich winkt das Licht vom Dars, doch nein, das müßte weiter hinaus liegen. Was rot vom Horizont herüberleuchtet, kann doch nicht etwa eine Feuersbrunst sein? Langsam steigt dort der Mond empor. Aber von Westen her leuchtet das mächtige Blitzfeuer eines Leuchtturms. Rechts müssen wir gehen, und stolpernd über die unzähligen Sandfänger, die am Strande eingerammt sind, um denselben zu festigen, kommen wir endlich zu den Badehäusern und also auf den bekannten Weg heimwärts. Mein Lebtag will ich an die Schrecken dieser Nacht denken.

Als Andenken spendete ich meinem neugewonnenen Freunde — gemeinsames Leiden verbindet — einen meiner trotzig durch alle Fährlichkeiten hindurchgeretteten Knirkstöcke, und er giebt mir einen von ihm selbst zugerichteten, sorgsältig getrockneten Knurrhahn. Was das ist, will ich bald erzählen.

Einstweilen sitzen wir an den Abenden beisammen in der Restauration des guten, dicken Herrn B., und wenn die anderen Gäste Skat spielen, und der gemütliche Wirt natürlich mit ihnen, dann tauschen wir unsere Erinnerungen aus. Seltsam ist es, wie in den Badeörtern die Menschen es verstehen, immer ihre liebenswürdigen Seiten hervorzukehren und daheim so oft die abstoßenden. Hier spielt der Kampf ums Dasein nicht hinein, jeder will nur vergnügt sein, und wenn jemand von seiner eckigen Natur durchaus nicht lassen kann, er umkleidet sie wenigstens, daß sie nicht anstößt. Der Berliner, der sich zu uns gesellt (wie liebenswürdig ist schon in unserer Zeit ein Mensch dadurch, daß er keinen Skat spielt!), schilt natürlich rastlos über die Holzverschwendung in den Forsten, über den Wildmangel (er hat noch kein Tier gesehen), über die Baderäume, über die dichte Finsternis in dem Ort am Abend, daß man beim Nachhausegehen gegen jeden Alleebaum, gegen jede Umzäunung anrennt (da hat er recht), ja sogar über die Wohlhabenheit der Mecklenburger, die so behäbig alles an sich herankommen lassen und durchaus noch nicht Anlage zur Nervosität zeigen. Aber trotzdem müssen wir über seine Weise herzlich lachen, das will er ja, also auch hier sind beide Teile zufrieden. Nur das eine will er nicht fassen, daß hier ein Seebadeort ist, in welchem es keine Seefische giebt, und darüber äußert er sich ernstlich erregt, denn er fürchtet den Spott seiner Bekannten daheim. Ich führe ihm eines Abends meinen Knurrhahn vor, dieses abenteuerlich gestaltete, stachlichte, gefleckte Seeungetüm, das aus weiter nichts besteht, als aus Kopf und Schwanz. Aber was für ein Kopf und was für Glotzaugen! Ein Wort giebt das andere, fest steht endlich durch eines Bekannten Versicherung, daß wenigstens bei ruhigem Wetter von Ortseingesessenen gefischt wird, aber nur des Nachts. Erkundigungen beim Wirte stoßen anfangs auf ein taubes Ohr, weil er gerade einen jungen Skatspieler anfährt: „Wat hebben Sei sick eegentlich dorbi dacht!" Nach einiger Zeit, nachdem er tiefaufatmend den Gewinn eines Grand (so heißt es doch?) verkündet hat, kann er die nötigen Fingerzeige geben. Es fehlt nur noch das ruhige Wetter, das zur Strandfischerei nötig ist. Bis es kommt, suchen wir mit unserem Berliner Bekannten die Waldwiesen, Heiligenhöhlen genannt, auf, mitten im Walde gelegene, vier Kilometer lange, bald schmalere, bald breitere Flächen voll saftigen Grases, durchzogen von dem schon genannten „Stromgraben" und durchsetzt in buntester Weise mit stolzen, kraftstrotzenden Bäumen, mit kleinen Hölzungen, die wie Inseln im grünen Wiesengrund liegen und

ungemein malerische Winkel und Durchblicke bilden. Zuweilen ist ein uralter Baumrecke, der vereinzelt stand, gestürzt, er liegt, wie er gefallen, auf der freien Fläche, dem Jäger oder dem Fremdling, der das Wild belauschen will, eine willkommene Deckung. Dort kann man, wenn der Wind günstig steht, Rudel von 40—50 Stück Hochwild sehen, und wenn man gute Augen hat, entdeckt man den zur Seite einsam äsenden stolzen Zwölfender. Ist der Wind ungünstig, so schleicht man wohl vorsichtig der zuvor erspähten Schar näher, und wenn man glaubt, sich nahe genug herangepürscht zu haben und verstohlen um die Ecke lugt, ist sie verschwunden. Ja, es begegnete uns unweidmännisch Gebildeten, daß wir nach halbstündigem, mühsamen Kriechen und Schleichen plötzlich vor einigen Kühen standen, die wir aus der Ferne für Hirsche gehalten. Aber schließlich findet die Tugend doch ihren Lohn. Es wurde gelegentlich von einem fremden Fürsten im großherzoglichen Reviere gejagt, das Wild zeigte sich schon auf Entfernung von einer Viertelstunde sehr unruhig, auf der uns entgegengesetzten Seite der Waldwiesen fiel ein Schuß, der lang hinhallend seinen Schall durch alle Winkel derselben entsandte, plötzlich brach aus einer dichten Baumgruppe eine Schar von zehn stolzen Hirschen, die nun in gewaltigen Sätzen dreißig Schritte vor uns vorüber dem bergenden Dickicht zuflog. Der Berliner sagte nun: „Na ja, aber n'Zwölfender war doch nicht dabei!" obwohl er in der Eile nicht Zeit gehabt hatte, die Sprossen zu zählen.

Seine letzte Waffe wurde ihm entwunden, als der Vollmond den Umschlag der Witterung brachte, wärmere Luft und stilles Wetter. Die Fischer kamen am Abend bei sinkender Sonne den Ort entlang, jeder mit seinem Schubkarren, welcher etliche Körbe und Kiepen trug, bestimmt, Mundvorrat für die Nacht zu spenden und Beute zu bergen. Die vier Männer faßten mit starker Faust das Boot, schoben es mit langem Ruck vom Strande, bugsierten es zu der Stelle, wo die Netze zum trocknen hingen und begannen den Fangapparat einzuladen. Stumm und still arbeiteten sie sich einander in die Hände, der eine am Lande, der zweite im Wasser, der letzte im Boot stehend. Als wir etwas ratlos, wie wir die Annäherung versuchen sollten, herumstanden, tönte uns plötzlich von dem Führer die Frage: „Sei willn woll mit?" „Ja", war die schnelle Antwort, „wenn wi nich inn Weg sünd." „Na, denn hackens man up!" lautete die Entgegnung, und ehe man es sich versah, bot sich der breite Rücken eines kräftigen Mannes dar, auf dem man vergnügt in das schaukelnde Boot durch die Strandwellen ritt. „Kolossal!" murmelte jemand, den ich nicht näher zu bezeichnen brauche. Nach einer halbstündigen Fahrt war der Fischereigrund erreicht, dort stiegen wir aus, weil wir vom Strande aus dem Zuge der Wate bequem folgen konnten. Letztere war sehr lang und zu schleppen schwer, große Spannung beherrschte uns natürlich während der dreiviertelstündlichen Wartezeit. Leise zog der wunderbar klare Mond seine Bahn, und sein Spiegelbild im Wasser schien wie ein goldenes Boot dahinzugleiten. Das nächtliche Schweigen wurde nur unterbrochen durch den klagenden Ruf eines aufgestörten Seevogels, durch das heimliche Klingen einer Welle, die an einen Stein rührte, oder durch die Signale, welche die Fischer wechselten. Zuweilen glaubte ich zu träumen, dies war ja die Stunde, wo die Meerfrauen aus dem Grunde auftauchten und ihr Fischgewand abstreiften, um am Strande zu plätschern.

„Dat spöltert so, dor is 'n groten in!" war das erlösende Wort, das einer der kräftig schleppenden Fischer sprach. Wir drängten hinan, daß die Wasser unsere Füße umspülten. Jetzt erkannten auch wir das Rühren und Pläschern und das Gewimmel der Bewohner der Tiefe, die vergebens dem verstrickenden Garne zu entrinnen trachteten, und jetzt wurde der Beutel mit der Beute hurtig aufs Land gezogen. Ein blinkender Lachs von ziemlicher Größe war das erste, was herauskam, und wir stießen ein Geschrei aus, daß die sonst so „ebenen" Gesichter der Fischer zum beifälligen Schmunzeln sich verzogen. Darnach folgten in buntem Gemisch Dorsche größerer und geringerer Art, Maischollen mit querstehendem Maule, rauhe Graubütt, abermals ein kleinerer silberner Lachs, stachlichte Barsche, blinkende Plötze, glatte Aale, langgestreckte geschmeidige Horn-

fische und wie die mannigfaltigen Gestalten heißen mochten. Auch etliche mächtige Quallen entquollen den Maschen, und als ich eine derselben, die wie ein großer Teller breit war, trotz der Warnung eines Fischers: „Herr, dat's 'n gälen!" angriff, empfand ich in der Hand ein Brennen, als wäre ich mit Nesseln gepeitscht. „Hier is noch 'n groten Knurrhahn in 'ne Eck," hieß es zum Schluß. „Smiet em weg." — „Her mit dem Knurrhahn!" rief der Berliner und griff in die Stacheln, daß er vor Schmerzen schrie. Was macht es? Ein Beutestück war es doch endlich einmal, das man im Triumph daheim aufführen konnte. Das Tier knurrte im Unbehagen vernehmlich in der Hand, wenn man mit dem Knöchel den dicken Kopf klopfte, und der Reichshauptstädter knurrte dann im Behagen und reiste am nächsten Morgen in der Frühe heim, um seinen Schatz bei seinen Weißbierbrüdern noch im rechten Glanze zeigen zu können und ihn dann zum Andenken präparieren zu lassen.

Abreisen! Einer nach dem andern geht, und wenn man die Häuserreihe entlang wandert, wundert man sich, daß man durch die offenen Fenster in leere Zimmer sieht, in denen noch gestern eine frohe Familie sich tummelte. Die Betten werden in die Sonne gebracht, die Polster ausgeklopft, der Anschlag, daß Zimmer zu vermieten sind, unterbleibt, es kommt doch kein Mieter mehr. Trifft noch einmal ein Badegast in einem Hotel ein, dann ist es ein Spätling, der vielleicht bis in den Winter bleibt, ihm zu Ehren flaggt das Haus.

Ein Kellner ist an einem dieser Morgen geschäftig, sogar mit Farnkraut und Büschen den Ausgang zum Hotel möglichst prächtig zu schmücken, ein „Willkommen" wird von dem Wirte selbst daneben angebracht, dabei zwei Banner, darüber die stolze Flagge. Das bedeutet etwas Besonderes. Der benachbarte Rival ärgert sich über die Wichtigthuerei, aber erkundigt sich doch nach der Bedeutung. Die kurze Antwort: „Uns' Marie kümmt!" giebt zu denken. Der Diensteifrige eilt zum Herrn und meldet: „Uns' Marie kümmt!" Jetzt die wichtige Frage: „Uns' Marie? Wer kann gemeint sein?" Natürlich nur die Großherzogin Marie, die wahrscheinlich im G . . . . . r Schloß zum Besuch ist. Also nur nicht zurückstehen! Die Flagge auf, drei Banner an der Vorderseite des Hauses. Wie ein Lauffeuer eilt die Botschaft weiter, der Ort hüllt sich in bunten, prächtigen Schmuck. Und hinterher stellt sich heraus, daß einer der Badegäste des Hotels seine Braut Marie erwartet hat.

Aber was nützt es, daß ein Brautpaar eingerückt ist, um für einige Tage zu bleiben? Zehn Familien reisen dafür ab. Nach Jahren wohl begegnet man einem Mitgliede derselben auf fernentlegenem Bahnhof, unwillkürlich grüßt man, und noch lange, wenn der Zug mit jenem schon davongedampft ist, steht man und sinnt: „Ei, wer war doch das?" Die Abende werden recht öde, Freundschaften werden auf Nimmerwiedersehn auseinandergerissen, der Strand- und Waldonkel erhält ein Telegramm und ist so schnell verschwunden, daß man ihm nicht einmal die Hand zum Abschied hat schütteln können. Nach Dresden, Berlin, Hamburg — nach allen Seiten flattern die Fremden auseinander, und eines Morgens hält auch vor unserm Hause der unvermeidliche Reisewagen.

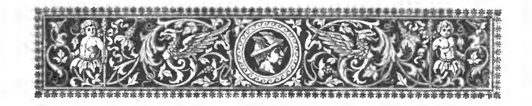
Mir ist das Herz so voll, daß ich mit mir allein sein muß. In der Frühe bin ich schon am Strande gewesen, um Abschied zu nehmen, nun wandere ich voraus durch meinen lieben, schönen Wald.

„Schlag noch einmal die Wogen um mich, du grünes Zelt."

Ja, mein Wald war es, und mein wird er bleiben, auch wenn ich ihn lassen muß. — Er hat seine größte Ueberraschung für mich bis zuletzt aufgespart. Während ich so walle, höre ich unweit des einsam gelegenen „Waldhauses" eine sonderbare Stimme, welche unter mannigfachen Absätzen immer mächtiger anschwillt. Was ist das? Es ist kein Bellen und ist kein Heulen, es ist kein Brüllen und auch kein Kreischen — vielmehr von allem etwas; es kommt im Anlauf und steigt gewaltig, weit hallend

empor, um allmählich sich zu verlieren; es geht durch Mark und Bein, daß man sich an dem Klang entsetzt. Da antwortet eine zweite Stimme, und die erste ertönt zorniger, wütender, wilder; und nun weiß ichs — das ist der Hirsch in seiner wildesten Leidenschaft, das ist der Brunstton, der das Herz des Waidmanns erfreut. Da mag bald nun hinter dem Waldhause ein Kampf ausgefochten werden, der nur mit dem Tode des einen Recken beendet wird. — Nach einiger Zeit wird es voraus am Wege laut, es fährt mit wildem Satze ein Hirsch aus dem Dickicht und unmittelbar hinter ihm ein zweiter, dem eine Stange fehlt. Weg sind sie, der Gejagte und der Jagende. Ich stehe noch erschrocken und im Zweifel, ob ich weiter gehen soll, denn man hat mir gesagt, daß ein brunstender Hirsch in blinder Wut zuweilen Menschen angreift, da tönt hinter mir das lustige Geklapper des Wagens und Peitschenknall. Die Meinen haben nichts von dem Schreien gehört, auch nichts von der Hirschjagd gesehen. Ich setze mich zu ihnen, und während ich das Erlebte erzähle, fährt der Wagen der Station zu.

Für die Kinder versinkt, was dahinter ist, die Glücklichen leben dem Augenblick, und dieser ist durchleuchtet von einem Hauptgedanken, der heißt: „Fiken!“



Aus dem Reiche der Elektricität.

Reisebriefe von den Ufern des Mains

von

R. Julius Hartmann.

„Bitte, die Fahrkarten nach Frankfurt!" — Mit diesem Anruf weckte der Schaffner uns aus dem Schlummer, in welchen wir bei langer, bis in die Nacht hinein währender Fahrt versunken waren. Kaum war der Riegel wieder ins Schloß geworfen und der plötzlich aufgetauchte Schaffner in der Nacht verschwunden, um draußen weiterhuschend auf dem schmalen Trittbrett während sausender Fahrt seinen gefährlichen Dienst zu verrichten, da fiel ein blendender Lichtstrahl in den matt erleuchteten Wagen, ihn mit einemmale mit gleißender Sonnenhelle zu erfüllen, und ehe wir uns besinnen konnten, was die wundersame Lichterscheinung bedeute, war sie vergangen, so plötzlich wie sie gekommen.

Was die Nachtluft, die zum geöffneten Fenster hereinströmte, allein nicht vermochte, das that das eben Erlebte: wir waren mit einmal völlig wach, und so blickte ich hinaus, das Ziel unserer Fahrt im nächtlichen Dunkel zu erspähen. Es war leicht genug gemacht. In den schwarzblauen Abendhimmel hinein zeichnete sich mit leuchtenden Umrißlinien ein hochragender Kuppelbau, von schlanken Türmchen flankiert, umwogt von einem Lichtdunstkreise, und da — da flog wieder der strahlende Lichtschein, fächerartig ausgebreitet, über den Abendhimmel hin, wie von einem großen, leuchtenden Stern ausgehend, und blieb nun ruhig auf einer hochragenden Häusergruppe der alten Reichsstadt liegen, in welcher für dieses Jahr die Elektricität ihre glanzvolle Residenz aufgeschlagen hat.

Es war uns klar, was uns vorhin so plötzlich blendend ins Angesicht strahlte — das Licht des elektrischen Scheinwerfers von dem hohen Leuchtturm, und jene Kuppel, deren Konturen wie mit Flammenschrift in den nächtlichen Himmel geschrieben waren, ist die Krönung des Hauptpalastes der internationalen elektrotechnischen Ausstellung, die neben alten freundlichen Beziehungen uns dies Jahr von dem Fuß der Schwäbischen Alp an die Ufer des Mains führte.

Näher und näher kam das bunte Bild, das die Tausende von Signallichtern und Glühlampen des gewaltigen Frankfurter Hauptbahnhofs darboten, weithin die Strecken bezeichnend, welche diese nach der Großartigkeit ihrer räumlichen Verhältnisse wie nach der Schönheit ihrer Bauten gleich bewundernswerte Verkehrsanlage — die größte ihrer Art in der ganzen Welt — einnimmt, und bald nahm eine der hochgesprengten Bogenhallen den Zug auf, der uns hierhergeführt.

Als wir durch die Ausgangspforte des Hauptbahnhofs schritten, lag die ganze lichterfüllte Anlage des weiten Ausstellungsplatzes vor uns. Ihr Lichterglanz, der gleich



bei der Ankunft in der Stadt sich uns in seiner leuchtenden Pracht darbot, kam uns recht entgegen wie eine Einladung: tretet ein und schauet die Wunder im Reich der Elektricität. Wir ließens uns gesagt sein für den morgenden Tag. Und doch ließen wir den neuen Tag bis zum Abend dahingehen, bis wir unsere Schritte dem Ausstellungsplatze zulenkten. Mit gutem Grunde. Es war nicht nur die Höflichkeit gegen die Gastfreunde, denen wir nicht alsbald wieder davonlaufen wollten, nachdem wir kaum unter ihrem gastlichen Dache erwacht waren, nicht nur die Freude, nach längerer Zeit wieder trauten Verkehr mit lieben Menschen genießen zu dürfen, was uns zurückhielt. Nur wer zu abendlicher Stunde zum erstenmal die Räume der elektrischen Ausstellung betritt, empfängt diesen überwältigenden Eindruck von dem, was hier von elektrischer Kraftleistung und elektrischer Lichtwirkung geboten ist.

Ja, da haben wir die beiden Worte, welche die wunderbaren Wirkungen des elektrischen Stroms zum kürzesten Ausdruck bringen: Kraft und Licht. Auf Schritt und Tritt begegnen wir ihnen auf einem Gang über die Plätze und durch die Hallen der Ausstellung; auf Schritt und Tritt wird man ihnen ins Künftige im Verkehrsleben wie in den Arbeitsstätten der Welt begegnen.

Halten wir still vor der mit schlankem Turm gekrönten Felsengrotte, zu der uns das Rauschen des mächtigen Wasserfalls ziehen müßte, der schäumend über die zackigen Felsen sich stürzt, wenn nicht das zauberische Farbenspiel der durchleuchteten Wasserwogen uns locken würde. Kraft und Licht — eines so großartig wie das andere, bietet sich im Rauschen der bald rot und blau, bald in silberner oder goldener Flut herniederstürzenden Wassermassen dar, mit deren feucht gleißendem Staube sich der farbige Dampf mischt, den der Rachen des „Tappelwurms“, eines im Grunde der Felsengrotte liegenden mächtigen Drachen, aushaucht. Kraft — gewaltige Kraftleistung ists, welche das Wasser auf die Höhe des Berges fördert. 700 Liter in der Sekunde schöpfen die Pumpen aus den Fluten des Mains, neun Meter hoch sie hebend; und woher die Kraft, die solches leistet? Aus der Dynamomaschine leitet der unscheinbare Kupferdraht die Arbeits-„Energie“ aus der Centralstation der Maschinenhalle und überträgt sie vermittelst des Elektromotors auf die Pumpen. Und das Licht, das märchenhaft den Wasserfall erleuchtet, daß er wie flüssiges Feuer, bald wie flutendes Silber, bald in prächtiger Farbensymphonie erstrahlend über die Felsen sich stürzt hinab in den See, in dem Farben und Lichter sich wiederspiegeln? Eine Drahtleitung, von jener anderen sich höchstens durch geringeren Querschnitt unterscheidend, führt den elektrischen Strom, wie hinunter an den Main, so hinauf auf den Hügel, um durch Entzündung der Luftschicht zwischen den glühend gewordenen Kohlenspitzen das Licht zu erzeugen, das dann in kunstvoller Anlage auf Reflektoren geleitet, jene zauberischen Lichtwirkungen hervorruft, dasselbe Licht, das in ruhiger klarer Flamme von Hunderten von Masten herniederleuchtet und in Tausenden von Glühlampen, hier den Turm auf der Felsengrotte, dort die Kuppel der Hauptmaschinenhalle, drüben den Aussichtsturm mit ihren Umrißlinien in den Nachthimmel zeichnet, mit Tageshelle die ausgedehnten Hallen der Ausstellungs- und Wirtschaftsräume und all die großen und kleinen Bauten erhellt, die über den weiten Platz zerstreut sind.

Kraft und Licht — beide sinnreich vereint zur Erfüllung einer Aufgabe — führt der elektrische Strom auch hinauf auf den schlanken Leuchtturm, welcher die reizend angelegte Marineausstellung an den Ufern des Mains überragt. Es wird mir unvergeßlich sein, dieser Blick herab von der Höhe des Leuchtturmes hinunter auf den von Licht erfüllten Plan der Ausstellung, hinüber auf die beleuchteten Strecken der nahen Bahnhofanlage, hinaus in das Land, in welches das Blinkfeuer des Leuchtturmes und der noch weit überragenden Scheinwerfer seine Strahlen warf, bald da bald dort ein Stück der Landschaft aus nächtlichem Dunkel ins Licht stellend. Das freundliche Entgegenkommen des Vertreters der Firma Schuckert & Comp., welche neben anderen großartigen Beleuchtungsanlagen drüben den Wasserfall mit seinem farbenprächtigen Licht versorgt

und hier den Leuchtturm mit seinen gewaltigen Lichtern ausgerüstet hat, verschafft mir den Vorzug, die Höhe des Leuchtturmes besteigen zu dürfen. Sicher und stetig arbeitet durch die Kraft des elektrischen Stromes der Apparat, welcher die Jalousien vor der Riesenlampe in geregelten Zeitabschnitten öffnet und schließt, um durch die Art des Blinkens dem Schiffer auf hoher See sichere Kunde zu geben, wo er sich auf seiner nächtlichen Fahrt befindet und wohin er sein Schiff zu steuern hat. Weit hinaus trägt dieses Leuchtfeuer, das der elektrische Strom nährt, seinen Schein. Weiter hinaus noch kann der nach allen Seiten hin drehbare Scheinwerfer seine Strahlen senden, bald in scharfem Lichtstrahl auf einen Punkt konzentriert, bald einen hellen Schein wie einen breiten Fächer auf eine weite Fläche legend. Auf 13 Kilometer Entfernung ist es noch möglich, bei seinem Scheine gewöhnliche Schrift zu lesen, auf 20 Kilometer Entfernung wirkt noch der Lichtstrahl, den er vermittelst des hinter den starken Kohlenspitzen angebrachten Planglasparobolspiegels entsendet. Noch weiter trägt der Scheinwerfer von Siemens & Halske, der alle Gebiete der Elektrotechnik fast beherrschenden Firma, auf dem benachbarten Aussichtsturm, auf dessen Höhe die Kraft des elektrischen Stromes den Besucher in bequemem Aufzug fördert.

Welchen Wandel der Dinge sah doch der Strom, in dessen Fluten die glänzenden Lichter der Mainausstellung sich so wundersam spiegeln, und dort der herrliche Dom, den eben der Scheinwerfer mit scharfem Strahl beleuchtet, daß er wie aus Licht gebaut vom dunklen Nachthimmel sich abhebend gen Himmel ragt. Vorbei sind die Zeiten, da die Gassen nächtlicherweile im Dunkel lagen und des Türmers trüb qualmendes Oellämpchen das einzige Lichtlein war, das über der Stadt flimmerte, die Zeiten, da über dem Herd des Bürgerhauses der Kienspan seinen notdürftigen Dienst versah; vorbei die Zeiten, wo die Laternen an Ketten über die Gassen gehängt nicht sonderlich ausgiebig dem nächtlichen Wanderer die Wege durch die Stadt erhellten, wenn nicht gerade im Kalender „Vollmond" stand; und wenn die neue Zeit mit ihrer immer glänzenderen, verschwenderischen Gasbeleuchtung die Straßen und Plätze der zu neuem Glanze aufstrebenden Stadt vom Einbruch des Abends an erhellte, so ist es nun fast, als ob das Gas vor dem sieghaften Glanz des elektrischen Lichtes alle Freudigkeit verloren hätte, sein Licht leuchten zu lassen, so trübe erscheint seine rötliche Flamme neben der reinen, klaren Helle des Glühlichtes und dem milden und doch so ergiebigen Schein der Bogenlampe.

Solche Gedanken stiegen mir auf beim Anblick des in lichter Schönheit erstrahlenden Turmes des altehrwürdigen Kaiserdomes. Was wohl die kleinen geflügelten Wesen dachten, die, angezogen durch den hellen Schein des Lichtes, zu Tausenden durch die Strahlen flogen, welche vom Scheinwerfer in die Weite hinausgesandt wurden, die — ein seltsam reizvolles Schauspiel — selbst durch den Glanz des Lichtes so erschienen, als wären ihre Leiber und ihre Flügel aus leuchtendem Gold geformt, ob sie gleich, nur düster braungraue Nachtschmetterlinge waren.

Als wir wieder auf ebener Erde wandelten und durch die mit elektrischer Kraft betriebene Bahn von der Mainausstellung auf den Hauptausstellungsplatz uns in rascher Fahrt hatten befördern lassen, war es eben noch Zeit, einen Blick in die den verschiedensten Zwecken dienenden Innenräume zu werfen, welche die Einrichtung mit elektrischer Beleuchtung zum Teil in prunkvollster Weise zur Anschauung bringen. Glänzende Verkaufslokale mit taghell erleuchteten Schaufenstern luden dazu ein, teure Andenken an den Aufenthalt in Frankfurt mitzunehmen, behagliche Wohnzimmer zeigten, daß das Licht, welches meilenweit seine Strahlen werfen kann, unheimliche Helle verbreitend, sich wohl auch eigne, für trauliches Zusammensitzen wohlthuend abgedämpfte Beleuchtung zu liefern, und wenn auf der einen Seite aus prunkvollen Lüstern festliche Beleuchtung herabflutet oder aus phantastischen Blumenkelchen, bald einzeln angeordnet, bald zu Blumensträußen oder -Gewinden vereinigt, die glühende Bambusfaser Licht in allen Farben verbreitet, wie mans allenfalls für außerordentliche Illuminationszwecke entzückend, im Hausgebrauch



aber eigentlich doch nur bei einer ungesund überreizten Geschmacksrichtung annehmbar finden kann, so fehlt auf der anderen Seite nicht die schlichte Studierlampe, welche, auch wo elektrisches Licht auf den Schreibtisch scheint, in ihrer äußeren Form sich kaum von der hergebrachten Tischlampe unterscheidet, vollends wenn man den feinen seidenumsponnenen Draht übersieht, der die Zuleitung des Stromes vermittelt; und selbst die Handlaterne, in ihrer ganzen Ausführung für die schwielige Hand des Arbeiters berechnet, braucht sich nicht mehr mit dem Talglicht oder dem Oellämpchen genügen zu lassen. Ja, dort stehen gar elegante Schlitten und Karossen, die nicht nur zu beiden Seiten, sondern selbst am Ende der Deichsel elektrisches Licht mit sich führen, das ein Druck auf einen Knopf entzündet, während das Innere des Wagens von einem Glühlicht behaglich erleuchtet ist. Seitdem Edisons Konstruktion vollkommen zu stande brachte, was vorher nur in mehr oder weniger unvollkommener und praktisch noch nicht verwertbarer Weise gelungen war, nämlich den Stromkreis, in welchem man nur eine Lampe brennen konnte, zu teilen und so die nun überall im Gebrauch befindlichen von Swan verbesserten Glühlichtlampen herzustellen, seitdem weiß die Elektrotechnik Mittel und Wege zu finden, auf dem gesamten Gebiete des Beleuchtungswesens im großen und kleinen, für glanzvolle Feste wie für den vielgestaltigen Bedarf des Werktagslebens dem elektrischen Lichte Eingang zu verschaffen.

An den Spielereien der in elektrischem Lichte flimmernden Busennadeln und anderen Kleinigkeiten gehen wir, ohne sonderliche Bewunderung dafür zu hegen, rasch vorüber. Größere Freude bereiten uns, als wir zur nötigen Erholung von den weiten Gängen einen Krug Münchener uns vorsetzen ließen, die hübschen Bronzestatuetten der originellen Laternenmännner — übrigens alte Bekannte von der Münchener Kunstgewerbeausstellung von 1888 —, die mit ihrer gesunden Realistik uns besser gefielen als die an anderen Orten aufgestellten Bronzestatuetten, Eberleins griechische Tänzerin mit ihrem elektrisch erglühenden Rosenzweig und die wenig geschmackvoll konstruierte „Gauklerin“, die auf einem Bein eine große erleuchtete Kugel balancieren läßt. Immerhin hat die Elektrotechnik dem Kunstgewerbe und der bildenden Kunst ein weites Gebiet eröffnet, auf welchem sie dankbare Aufgaben für ihr Schaffen finden. Soll ich noch weitererzählen, was beim kühlen Tranke von dem und jenem berichtet wurde, was sonst noch die Ausstellung von großartigen und interessanten Beleuchtungsarrangements bietet, welch glänzende Lichteffekte im Ballet des Ausstellungstheaters das Auge blenden, wie die Beleuchtungstechnik es fertig gebracht hat, Gemäldegalerien in fensterlosen Räumen mit dem für die Bilder günstigsten Licht zu versehen? Die Kunstausstellung auf dem Ausstellungsplatz, für welche hervorragende Frankfurter Familien ihre kostbaren Schätze abgaben, ist allerdings — wie ich mich bald selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte — eine Perle unter den Veranstaltungen, die sich auf dem einen Platz zusammendrängen.

Genug für den ersten Abend. Das Zeichen zum Aufbruch sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Schon bereitete das Glöckchen vom Bergturm herab die Kundigen auf das vor, was bald dem Unkundigen zur Ueberraschung geschah. Plötzlich erlosch ringsum der Lichterglanz; im Dämmerlicht altmodischer Erdöllampen, die vorsorglich angezündet worden, suchten wir mit den anderen, die bis dahin ausgeharrt hatten, den Ausgang. Das Tagesprogramm sagt: Nachts 11 Uhr Schluß der Ausstellung.

* * *

Auch am Tage im Licht der Sonne darf sich die internationale elektrotechnische Ausstellung sehen lassen, wenn gleich der Abend Gelegenheit bietet, ihre größte Leistungsfähigkeit „im günstigsten Lichte“ zu zeigen. Ruht auch den Tag über ein beträchtlicher Teil der 4000 Pferdekräfte, welche bereit sind, elektrischen Strom zu erzeugen, ist auch das Getöse der sausenden Schwungräder, das Brummen der sich drehenden Ankersysteme in den Dynamos nicht so betäubend wie beim vollen nächtlichen Betrieb, so ist es dafür um so besser möglich, einzelnen Maschinen und Apparaten nähere Aufmerksamkeit zu schenken und manch interessante Anwendung und Ausnützung der elektrischen Kraft kennen

zu lernen. Denn die elektrische Kraft mehr noch als das Licht ist es, wovor wir mit staunender Bewunderung stehen.

Elektrische Kraftleistungen, wie sie die moderne Elektrotechnik erzeugt und verwendet, sind erst möglich geworden seit Werner Siemens' folgenreicher Entdeckung des „dynamoelektrischen Princips". Ich bitte, keine Sorge zu haben, daß ich allzu wissenschaftlich werde, wenn ich vom dynamoelektrischen Princip ein wenig plaudere. Jedes Kind kennt das Magnetstäbchen, mit welchem man metallene Fischchen im Waschbecken fangen und kleinen Entchen den Weg aufnötigen kann, den sie nach dem Wunsch des Kindes machen sollen. Solch ein magnetisiertes Stäbchen aus hartem Stahl stellt einen permanenten Magnet dar. Stahl, einmal magnetisiert, bleibt dauernd magnetisch. Solche permanente Stahlmagnete von entsprechender Größe wurden früher in der magnet-elektrischen Maschine zur Umwandlung von Arbeitskraft in elektrischen Strom angewendet. Doch waren diese Maschinen wenig leistungsfähig. Siemens fand, daß der geringe sog. remanente Magnetismus, den weiches Eisen von Natur in sich trägt, zum selben Zweck und zwar viel nutzbarer verwendet werden konnte. Der Magnetismus eines weichen Eisenkerns ist, so schwach er an und für sich ist, doch im stande, Elektricität zu erzeugen, wenn eine Drahtspule an ihm vorbeigeführt wird. Das giebt aber, sobald die mit zunächst schwachem Strom erfüllte Drahtspule (der sog. Anker) wieder an ihm vorbeigeführt wird, einen Induktionsstrom auf den ebenfalls mit Draht umwickelten Eisenkern, der, nun stärker magnetisch geworden, seinerseits wieder einen um so stärkeren Strom zu erzeugen vermag; sofort wirkt aber bei neuer Umdrehung des beweglichen Ankers dieser stärkere Strom wieder steigernd auf den Magnetismus des zu einem Elektromagnet gewordenen Eisenkerns und dieser wieder steigernd auf die Stärke des Stroms u. s. f. Auf diesem dynamo-elektrischen Princip, das Werner Siemens im Jahre 1867 entdeckte, beruht der Bau all der zum Teil außerordentlich leistungsfähigen Dynamomaschinen, den modernen Stromerzeugern, es beruht darauf der Aufschwung der Elektrotechnik, die Ueberführung des elektrischen Lichts in den praktischen Gebrauch. Die Anwendung der elektrischen Kraft zu allerlei Betrieben, — alles das ist undenkbar ohne die Siemenssche Entdeckung. Mit welcher Genugthuung mag dieser Mann durch die Hallen der elektrischen Ausstellung schreiten! Mit Stolz aber schauten wir zu seinem Bilde auf, stolz darauf, daß die Welt einem Deutschen diese bahnbrechende Entdeckung verdankt. Nun arbeiten Dynamomaschinen, welche einen Strom z. B. von 600 Pferdekräften erzeugen, nur dadurch, daß irgend eine Betriebskraft, Dampf- oder Wasserkraft, die rasche Drehung besorgt, in welcher die Anker vor den Magneten vorbeigeführt werden. Mußte bisher die durch Dampf oder Wasser gewonnene Arbeitskraft auf Transmissionen mit Wellen und Riemen weitergeführt werden, war diese Weiterleitung bisher nur auf beschränktem Raum möglich und je komplizierter die Transmission, um so größer der Verlust an der ursprünglich erzeugten Kraft, so wird nun bei der Kupplung einer Dynamo mit der Dampfmaschine oder dem Wasserrad mit Hülfe einer einfachen Drahtleitung die in elektrische Kraft umgewandelte Arbeitskraft weithin geleitet, irgendwo, wo man ihrer gerade bedarf, wieder durch den Elektromotor in Arbeitskraft umgewandelt, nach Bedarf aus der hohen Spannung, in welcher der Strom, um größere Verluste möglichst zu vermeiden, fortgeleitet wird, in eine für den Verbrauch nötige Niederspannung umgeformt (durch „Transformatoren"), oder wenn man ihrer nicht bedarf, im Stromsammler, dem „Akkumulator" aufgespeichert und von da aus nach Belieben verbraucht.

Erwartungsvoll schaut jeder in das einfach ausgestattete Gelaß mit der Firma der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft, in dessen Mitte eine kleine Maschine steht, ein Drehstromtransformator. An der Wand hängt eine Karte des Landstrichs zwischen Neckar und Main, von Lauffen am Neckar bis Frankfurt am Main. Was dort am Fuße des alten Bergstädtchens im Schwabenland die Wasserkraft des Neckars arbeitet, — eine Arbeitsleistung von 300 Pferdekräften, — das soll, auf drei Kupferdrähten weitergeleitet, als hochgespannter elektrischer Strom auf 175 Kilometer mit Blitzesschnelle



weiterfliegen, und in diesem Raume in niedere Gebrauchsspannung umgewandelt, von hier aus verteilt werden an einzelne Betriebe, um vermittelst der Elektromotore Nähmaschinen, Schleifräder, Kreissägen, Haspel, Drehbänke und allerlei andere Werkzeuge in Bewegung zu setzen.

Welche Zukunft für das Kleinhandwerk, wenn dieser großartige Versuch der Kraftübertragung und Kraftverteilung gelingt, dessen Erfolg, bis diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen, entschieden ist. Welcher Unterschied gegen den gemütlichen Betrieb des Kleinhandwerks in jener nun vergangenen Zeit, aus welcher das Sprichwort stammt: Handwerk hat goldenen Boden. Da stehen in der elektrischen Ausstellung solche Häuser und Häuschen, wie sie in den Gassen Alt-Frankfurts von Handwerksleuten bevölkert waren. Hinter den niederen Fenstern vermutet man die gemütliche Arbeit irgend eines ehrsamen Gevatters Schneider oder Handschuhmachers. Treten wir hinein durch die Thorbogen, an welche die Häuschen sich lehnen, so öffnen sich zwei Gassen, in welchen sich der Gewerbebetrieb der neuen Zeit eingerichtet hat. Da wird nicht mehr die Drehbank getreten, nicht mehr das Rad vom Lehrbuben im Schweiß seines Angesichts geschwungen, der elektrische Strom, auf dünnem Draht in die Werkstatt geleitet, kommt dem bedrängten Kleinhandwerk zu Hülfe, das im Zeitalter der Maschinen der übermäßigen Konkurrenz des Großbetriebs erliegen muß. Der Elektromotor, billig gespeist von der Centralanlage, die irgendwo billige Kraft zur Erzeugung des elektrischen Stromes ausnützt, ist der Retter in der Not und will ein wichtiges Stück der socialen Frage lösen helfen. Glück zu!

Indessen sehen wir die elektrische Betriebskraft ein Gebiet ums andere sich erobern. Wollen wir geschwind in den Mittelpunkt der Stadt gelangen, so befördert uns die elektrische Bahn von Siemens & Halske in rascher Fahrt nach dem Opernplatz, gelüstet es uns noch hinaus in den frischen, grünen Wald, so führt uns dahin ein elektrischer Wagen auf den Geleisen der Waldbahn, interessiert sich eins für das gewerbsame Offenbach, so steht auch dafür die elektrisch betriebene Bahn zur Verfügung. Ob der blanke oberirdisch befestigte Kupferdraht die Leitung vermittelt, oder das unterirdisch gelegte Kabel den darüber gleitenden Wagen mit der treibenden Kraft versorgt, oder die stromgeladene Akkumulatorenbatterie ihre geheimnisvoll aufgespeicherte Energie auf die Räder überträgt; in ruhiger, sicherer Fahrt gehts dahin, so groß auch die Geschwindigkeit ist, mit welcher der Zug dahinrollt. Und wollte die Leistungsfähigkeit der elektrischen Bahn voll ausgenutzt werden, so wären 180 Kilometer in einer Stunde nicht unmöglich, und fast schwindeln möchte es uns, wenn wir uns während der Fahrt berichten lassen, daß schon der Plan besteht, Wien und Pest mit einer elektrischen Bahn zu verbinden, auf welcher die Strecke zwischen den beiden Hauptstädten der österreichisch-ungarischen Monarchie in drei Stunden gefahren wird, dieselbe Strecke, zu welcher der Orient-Expreß-Zug fünf Stunden braucht, ja daß die Ingenieure sich erbieten, statt 100 Kilometer in der Stunde, wie sie zunächst fahren lassen wollen, auch 200 zurückzulegen, und die äußerste erreichbare Geschwindigkeit bis auf 300 Kilometer angenommen werden kann. Dagegen sind unsere Schnellzüge mit ihren 70, im äußersten Fall auf 90 zu steigernden Kilometern die reinen Bummelzüge, und die alte Postkutsche! Das ehrwürdige Fahrzeug! Ja, das waren noch gemütliche Zeiten, da man von Stuttgart bis Frankfurt seine zwei Tage unterwegs war. Da fällt mir ein biederer Bauer ein, der kürzlich nach einer ihm allzu rasch vergangenen Eisenbahnfahrt in der Postkutsche seiner großen Befriedigung darüber Ausdruck gab, daß er nun doch auch um den erlegten Fahrpreis lange fahren dürfe, da habe man doch auch etwas um sein Geld. Wenn der nun erst einmal elektrisch sich befördern ließe, der meinte wohl, wenn er kaum eingestiegen, schon am Ziel seiner Fahrt wäre, er wäre schnöde um sein Geld betrogen.

Sinds zu kühne Phantasien, die schon eine völlige Umwälzung des Verkehrswesens anbrechen sehen? In der Eisenbahnhalle der elektrotechnischen Ausstellung steht eine plump aussehende Maschine, ein seltsamer Eichenholzkasten auf vier niederen Rädern.

Es ist die erste elektrische Lokomotive von Siemens & Halske, die während der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Berlin im Jahre 1879 durch ihre Fahrten Aufsehen erregte. Solche Fortschritte in 12 Jahren, wenn wir den heutigen leistungsfähigen Eisenbahnbetrieb sehen. Und aber in 12 Jahren? Sie wird siegen, die elektrische Betriebskraft, zu Wasser und zu Land.

Auf den Fluten des Mains tummeln sich in flinker Fahrt die elektrischen Boote „Zürich“ und „Elektra“. Wir vertrauen uns einem der schmucken Schiffe an, von denen das erstere 100 Personen bequem Raum gewährt. Der Akkumulator, den die Dynamo in der Hauptmaschinenhalle mit elektrischem Strom geladen, ist bereit, seine aufgespeicherte Kraft an den auf der Schraubenwelle sitzenden Elektromotor abzugeben. Ein Hebelzug — und der Kiel durchfurcht die Wellen des Stroms. Für achtstündige Fahrt reicht die Betriebskraft des Akkumulators.

Ja, die Akkumulatoren, die geheimnisvollen Stromsammler! sie gehören zum merkwürdigsten, was die Elektrotechnik in ihren Dienst zu stellen verstanden hat. In viereckigen Kufen hängen die gerippten Bleiplatten, die sog. Elektroden, auf denen sich durch die chemische Zersetzung, welche der durch verdünnte Schwefelsäure geführte elektrische Strom einleitet, eine Elektricitätsmenge ansammelt, welche nach Belieben entladen werden kann. So kann das Schiff seinen Bedarf an Bord nehmen, die Eisenbahn die nötige Betriebskraft in den Wagen unterbringen, der Arzt den auch in kleinem Maßstab hergestellten Akkumulator in die Tasche stecken, wenn er die Heilkraft des elektrischen Stroms einem Kranken bringen will. Von größter Bedeutung aber ist die Verwendung der Akkumulatoren in den großen Licht- und Kraftcentralen, um das Reservoir zu bilden, welchem bei Störungen im Betrieb der Stromerzeuger, oder bei Stillstand der Maschinen der nötige elektrische Strom entnommen werden kann. Die schmucklosen Hallen, in welchen die Batterien in langen Reihen stehen, werden von Tausenden, die daran vorbeikommen, gemieden. Die mit Schwefelsäuredunst gesättigte Luft macht den Eintritt nicht besonders einladend. Doch lohnt es sich, hindurchzuschreiten, die wunderbaren Stromsammler zu sehen, die zu Batterien zusammengeschaltet z. B. eine Kraftleistung von 170 Pferdekräften abgeben und so reichen Vorrat haben, daß sie 3000 Glühlampen drei Stunden lang mit dem die Leuchtkraft spendenden Strom versehen.

Es ist eine der geheimnisvollsten Kraftwirkungen des elektrischen Stroms, die er im Akkumulator äußert — die „Elektrolyse“, die bindende und lösende Kraft der Elektricität, die Leistung von chemischer Arbeit. Den Scharfsinn der Menschen weiß sie in bewundernswerter Weise auszubeuten, nicht bloß zu dem bekannten Prozesse der Vernicklung, Versilberung, Vergoldung in galvanischem Bade, der in der hübschen Technik der sog. Metallisierung lebender Pflanzen und Blumen der neuesten Ableger seiner Anwendung gefunden hat, nicht bloß zu der schon ein halbes Jahrhundert alten Kunst der Galvanoplastik, für deren früher schon verlangte Leistungsfähigkeit das großartige Gutenbergdenkmal in Frankfurt ein beredtes Zeugnis giebt; zu ganz anderen Kraftleistungen muß der elektrische Strom sich zwingen lassen. Was der Schmelzprozeß mit seiner Glut zu leisten hat, die Gewinnung reinen Kupfers aus den Erzen, das bringt vollkommener noch, in chemischer Reinheit der elektrische Strom, man möchte sagen spielend, zu stande. Die von ihm durchflossene Vitriollösung sättigt sich aus den gemahlenen Erzen mit Kupfer und schlägt in anderem Bottich unter demselben Einfluß das reine Kupfer nieder, um also entkupfert wieder in neuem Kreislauf Kupfer aufzunehmen und wieder niederzulegen. Da liegen Kupfererzproben aus Deutsch-Südwest-Afrika, dem vielgeschmähten erzreichen Kolonialbesitz. Unternehmungslustige Männer machen sich daran, diese Mineralschätze auf elektrochemischem Wege auszubeuten. So hilft vielleicht die elektrische Kraft, das verachtete Land zu Ehren zu bringen.

Noch eine Auslage fesselt unsere Aufmerksamkeit, ehe wir die Halle für Elektrochemie verlassen. Da liegen Metallstücke, auffallend durch eigentümlich mattes Silbergrau. Es ist Alluminium, das edle Thonerdenmetall, „Silber aus Lehm“ gewonnen, früher in



umständlichem Prozeß und darum hoch im Preis, jetzt in Masse hergestellt auf dem einfachen Wege der Elektrolyse, für welche die Wucht des Rheinfalls bei Schaffhausen den Strom erzeugt, lauter verwendet zu Schmuckwerk geeignet, mit anderen Metallen vermischt, die dadurch an Zähigkeit ungemein gewinnen, zu allerlei Bedarfsstücken verarbeitet, vom kleinen Zahnrad an bis zur großen Schiffsschraube.*) Wir nehmen ein Stück Alluminiumblech zur Hand und erschrecken fast über die Leichtigkeit, die wertvollste Eigenschaft dieses Metalles; es ist fast, als ob wir Papier in der Hand hielten. Allen denen, welche Schlüssel in der Tasche zu tragen gewohnt und durch deren Gewicht vielleicht belästigt sind, wollen wir verraten, daß Schlüssel aus Alluminium angefertigt werden und im Alluminiumladen käuflich zu haben sind. Da siehe die Wirkung des elektrischen Stroms, wie sie auf allerlei Gebiete sich erstreckt, dem Menschen zu Nutz und Frommen.

* * *

So reich an Abwechslung auch die elektrotechnische Ausstellung ist und so viel des Unterhaltenden dort geboten wird neben dem, was die ernste Wissenschaft und die nur von praktischen Rücksichten geleitete Technik vorführt, so empfanden wir es doch als eine große Erholung, einen Tag am Rhein zu verbringen; und doch auch dieser Tag war nicht allein dem Genuß der ewig schönen Landschaft gewidmet, den ein Tropfen edlen Rheinweins in froher Gesellschaft erhöht, (und wer würde am Rhein nicht froh werden). Das Ziel der Fahrt, vom Frankfurter Ingenieurverein unternommen, war das Erzbergwerk Werlau bei St. Goar, und gerne hatten wir einer Einladung, uns anzuschließen, Folge geleistet, um die seltene Gelegenheit zu benutzen, die Arbeit des Bergmanns kennen zu lernen. So fuhren wir denn beim trüben Schein der qalmenden Grubenlampe in den weit ins Gebirge getriebenen dunklen Stollen ein, nachdem wir mit den Bergleuten ein herzliches „Glück auf“ getauscht hatten. Eine Grubenbahn mit Pferdebetrieb brachte uns, die wir je zu zweien in einem „Hund“ eingezwängt waren, in einer starken Viertelstunde an den Förderschacht, durch welchen der mit Luftdruck betriebene Förderkasten weit über 100 m in die Tiefe geht, während die Bergleute gewöhnlich an der Leiter in die tief liegenden Stollen gelangen.

In Frankfurt ist das alles bequemer gemacht. Als erzreiches Gebirgsland ist freilich weder Frankfurt noch Sachsenhausen bekannt, und doch fuhren wir auch in Frankfurt in den 100 m langen Stollen eines Bergwerks ein, nicht im langsamen Trott eines Grubengauls, ein elektrischer Grubenbahnzug, bestehend aus einer Lokomotive, etlichen „Hunden“ und einem bequemen Tunnelstreckenwagen mit menschenwürdiger Sitzgelegenheit, fährt durch den kunstgerecht abgespriеßten Stollen, eine Nachbildung der Grube „Gottessegen“ an der Lahn, vor Ort, wo die mit elektrischer Kraft betriebenen Gesteinsbohrer gegen die Erzwand stoßen. Statt des trübflackernden Oellämpchens wirft das elektrische Licht seinen hellen Schein auf das glitzernde erzreiche Gestein. Elektrisch betriebene Ventilatoren sorgen für stete Lufterneuerung, telephonische Leitung verbindet die Bergleute, die unter Tag arbeiten, mit der Oberwelt.

Es wird wohl kein Gebiet geben, auf welchem die Errungenschaften der modernen Elektrotechnik allgemeiner zur Anwendung kommen als eben auf dem Gebiet der Fernverbindung, insbesondere der Fernsprechleitung. Erde, Wasser, Luft und Feuer — in alle vier Reiche der alten „Elemente“ dringt der fernleitende Draht. Wie er den Bergmann in der Tiefe der Erde mit der Oberwelt verbindet, so den Taucher auf dem Meeresgrund mit dem Schiff, von dem aus er sich versenkt hat, und den Luftschiffer mit seiner Auffahrtsstation, wenn er vom Ausstellungsplatz aus im Fesselballon bis 600 Meter hoch steigt und droben seine Passagiere sogar durch telephonische Ueber-

*) Auch ein Boot, das von der Firma Escher, Wyß & Comp. in Zürich ganz aus Alluminium hergestellt ist und seine Probefahrten auf dem Züricher See macht, ist für die elektrotechnische Ausstellung bestimmt.

tragung der Kurmusik von Wiesbaden unterhalten lassen kann; und wenn wir in den neben dem Bergwerk erbauten Pavillon der im Präcisionsinstrumentenbau in erster Linie stehenden Firma Hartmann & Braun eintreten, so wird uns dort gezeigt, wie aus den Gluten des Hochofens heraus Temperaturen bis 1500 Grad Celsius mit dem Pyrometer auf telephonischem Weg beobachtet und gemessen werden können mit einer absoluten Genauigkeit von 1 %. Die Messung, welche auf dem mit der Temperatur des Heizraums sich ändernden elektrischen Leitungswiderstand eines in feuerfester Büchse aufgewundenen Platindrahtes beruht, vollzieht sich in genial einfacher Weise dadurch, daß die Skalenscheibe so lange gedreht wird, bis der durch Induktionsstrom im Telephon erzeugte Ton verschwindet. In der That eine scharfsinnige Ausbeutung der im Telephon möglichen Fernleitung der Schallwellen.

Wenn schon die Telegraphie eine Erfindung von ungeheurer Tragweite gewesen ist, so ist sie, die nur auf dem beschränkten Gebiet des Verkehrswesens arbeitet, auch auf diesem ihr eigensten Gebiet weit überholt von dem so vielseitig anwendbaren Telephon und seinem Ableger, dem eine verstärkte Wahrnehmung schwacher Geräusche ermöglichenden Mikrophon.

Welch eine Entwicklung, seitdem der Frankfurter Arzt Samuel Thomas v. Sömmering 1809 den ersten Telegraphen konstruiert hat. Unter Verwendung der durch galvanischen Strom erzeugten Wasserzersetzung und der dadurch hervorgerufenen Gasentbindung war es ihm gelungen, vermittelst eines aus 27 Metalldrähten bestehenden 2000 Fuß langen Kabels die zu übermittelnden Buchstaben auf dem Empfangsapparat durch aufsteigende Gasbläschen zu kennzeichnen. Wir stehen vor dem Original des ersten Apparates Sömmerings und sehen in ihm die unscheinbare Wiege der die Welt umspannenden Telegraphie. „Une idée germanique!“ sagte Napoleon I., als ihm der Apparat vorgeführt wurde. Und wieder waren es deutsche Gelehrte, die nach Entdeckung des Elektromagnetismus den ersten elektromagnetischen Telegraphen erfanden: Gauß und Weber in Göttingen, die 1833 die Sternwarte und das physikalische Institut daselbst telegraphisch verbanden und damit den Telegraphen in die Welt einführten, der heute die Erdteile verbindet. Auf einen damals ungeahnten Erfolg seiner Entdeckung konnte der alte Weber blicken. Als wir eines Morgens wieder die Halle für Telegraphie betraten, da war der glänzende Rahmen um das Bild des greisen Gelehrten mit düsterem Trauerflor umwunden. Während die Telegraphie hier ihre großartige Entwicklung zur Schau stellte, ist der Erfinder des elektromagnetischen Telegraphen, der Nestor der deutschen Physiker, in Göttingen, der Stätte seiner halbhundertjährigen Wirksamkeit, aus diesem Leben geschieden.

Und wieder war es eine „idée germanique“, ein deutscher Gedanke, die Erde selbst zur Rückleitung des Stromes zu verwenden. Steinheil entdeckte 1837 die Erdleitung und machte sie sofort für die Telegraphie nutzbar, und nun begann der Siegeslauf des Telegraphen, dem Morse und Hughes im Lauf der Jahre die Gestaltung gaben, wie er heute zu Hunderttausenden den Weltverkehr vermittelt, von welchem besonders die Karte der Eastern Telegraph-Company ein anschauliches Bild giebt, die mit Kabeln in der Länge von 135,986 Seemeilen die Weltteile buchstäblich umspannt. Und wer zählt die Millionen Kilometer Leitungsdraht, die Hunderttausende von Telegraphenstangen, welche auf dem Festlande dem Verkehr dienen und — mitunter den Vögeln unter dem Himmel. Eine Idylle aus der Vogelwelt hat sich in die Schaustellung der Technik und Industrie eingeschlichen, mit den zwei Telegraphenstangen, welche von Spechten ausgehöhlt wurden, um ihre junge Brut sicher darin zu bergen.

Und damals war es eine „idée germanique“, welche dem Telegraphen einen Rivalen erstehen ließ, und wieder steht in Frankfurt a./M. die Wiege seines Nebenbuhlers, der erste Apparat, den der Gymnasiallehrer Philipp Reis 1863 im physikalischen Verein in Frankfurt vorgezeigt. Längst ist ihm endgültig die Priorität der Erfindung



des Telephons zuerkannt. Der Frühverstorbene war nicht so glücklich wie Weber, den Erfolg seiner Erfindung zu schauen, die nur langsam sich Bahn brach, aber nun um so vielseitiger in Verwendung ist. Da steht neben der aufs eleganteste ausgestatteten Privateinrichtung der Vielfachumschalter für öffentliche Fernsprechvermittlungsämter, der mit 3000 Stellen die telephonische Verbindung einleiten kann, neben dem Modell der originellen aus lauter Isolirglocken bestehenden Kuppel auf dem Turm des Berliner Fernsprechvermittlungsamtes der Tornister des Feldsoldaten, der draußen auf Vorposten mit der Feldwache sich verbinden kann. Die Anwendung der Telephonie im Ernst des Lebens, wo der Tod stündlich droht, und sieh, dort wieder das Telephon im Dienst des heiteren Spiels der Musen. Da hängt der Theaterzettel des Opernhauses in Frankfurt: „Cavalleria rusticana" und dort — ists keine Täuschung? — der des Münchener Hoftheaters: „Figaros Hochzeit". Wir treten ein und wunderbar, da rauschen die Töne des Orchesters an unser Ohr, des Solisten Stimme erklingt in voller Kraft, in zartem Ausdruck, der Chor fällt ein, der Beifall des Publikums übertönt das alles. — München war in Frankfurt und wir waren im Geist in München, hörten die Finale und dann das Stimmengewirr der plaudernden Menschen in der Pause, das mit einemmal wieder verstummt: das Orchester setzt ein, ein neuer Akt beginnt.

Bequemer noch ists nebenan gemacht, wo nicht mehr die Hülse des Schalltrichters nötig ist; ein lautsprechendes Telephon übermittelt, allerdings in etwas gequetschten Tönen, die Musik der Wiesbadener Kurkapelle, und da wir schon angefangen haben, durch die wundersame Fernleitung der Schallwellen uns unterhalten zu lassen, opferten wir gleich auch unseren Obolus, um vermittelst des Edison-Phonographen ein in London aufgenommenes, ziemlich ärmliches Musikstück anzuhören, und in Emil Berliners Grammophon einen Apparat zu bewundern, der Edisons Phonographen weit überholt hat, denn die feinen Rinnen, welche Edison durch den von Schallwellen regierten Stift auf seinen Wachscylinder graben läßt, werden von Berliner auf Zinkplatten eingeätzt, wodurch die Möglichkeit einer unendlichen Vervielfältigung der Aufnahmen auf galvanoplastischem Wege gegeben ist, während Edison nur das Original verwerten kann, ein großer Fortschritt neben dem, daß das Grammophon seine Aufnahmen auch ohne Hörrohr verständlich wiedergeben kann. Nun wirds also möglich, Arien der Patti, Lieder eines Anton Schott, Deklamationen der Wolter zu kaufen und zu sammeln, etwa, wie wir bisher eine Sammlung von Photographien berühmter Gemälde uns angelegt haben. Wollen die Herren Erfinder dem 20. Jahrhundert auch noch etwas übrig lassen?

Die Konstrukteure wissen mit Hülfe des elektrischen Stromes jetzt schon, fast möchte man sagen, alles in stand zu bringen. Da lassen sie ihn — um noch einen Blick aufs Signalwesen zu werfen — die Geschwindigkeit des Bahnzuges messen und registrieren oder den Stand des Wassers melden oder eine außerordentliche und darum bedenkliche Steigerung der Temperatur eines Raumes anzeigen oder bei unberechtigter Oeffnung von Schlössern Alarm schlagen oder die „Touren", die Umdrehungen einer Maschine zählen oder 100 Uhren zugleich ohne Uhrwerk von einer Normaluhr aus mit unfehlbarer Genauigkeit dieser gleich gehen. Machen wir noch einen Gang durch die Halle für Medizin und Wissenschaft, — an einer Reliquie vorbei, der Elektrisiermaschine, mit welcher der große Sohn Frankfurts, der universelle Goethe, seine Versuche anstellte, — wie vielfach steht der elektrische Strom im Dienste der ärztlichen Kunst und Technik, die ihn bald unmittelbar auf die Nerven und Muskeln wirken läßt, bald durch Vermittlung des elektrischen Bades seine Heilkraft ausbeutet oder ihn zur Beleuchtung erkrankter Körperhöhlen benutzt, oder dazu, den kalt eingeführten Platindraht erglühen zu lassen, mit welchem der Arzt tiefliegende kranke Teile operativ behandelt, oder die ungemütlichen Apparate des Zahnarztes in Bewegung zu setzen, als da sind: Plombierhämmer, Zahnbohrer. Genug davon; glücklich, wer keine nähere Bekanntschaft mit all den scharfsinnig ersonnenen, sinnreich hergestellten Apparaten zu machen hat.

Hunderte von Apparaten können wir nur bewundern, ohne für die geniale Konstruktion Verständnis zu haben; der Fachmann weiß sie in ihrem Wert zu würdigen — all die unentbehrlichen Apparate, welche Strommenge und Stromspannung messen und anzeigen, Ampèremeter und Voltmeter, oder den Verbrauch an elektrischer Energie nachweisen, die Wattstundenzähler, oder die Widerstandsmesser, von welchen die einen Widerstände von 0,00001 bis 5 Ohm, andere solche von 1000 bis 50 Millionen Ohm zu bestimmen im stande sind, all die Apparate mit ihren fremden Namen, wie sie die forschende Wissenschaft und die anwendende Technik bedarf und durch geniale Konstrukteure erhält, welche wissenschaftlich geschult, den Ideen der Gelehrten nachgehen, und technisch ausgebildet, ihnen Gestalt und praktische Verwertbarkeit zu geben vermögen.

Welch eine Summe geistiger Arbeit zeigt ein Gang durch das Reich der Elektricität, welch eine Fülle scharfsinniger Forschungen und genialer Entdeckungen hat nun ihre oft an Vollkommenheit grenzende Anwendung und Ausbeutung gefunden. Welch ein Weg ist zurückgelegt, seitdem der alte Thales von Milet in der Anziehung kleiner Eisenstücke durch gewisse Eisenerze den Magnetismus, in der Anziehung leichter Körper durch geriebenen Bernstein die Elektricität entdeckt und wissenschaftlich beobachtet hat; dann — nach zweitausendjährigem Stillstand — die Entdeckungen, die, seit Columbus jetzt eben vor 400 Jahren die magnetischen Abweichungen fand, sich mehrten und in das rätselhafte dunkle Wesen des Magnetismus und der Elektricität immer mehr Licht brachten, bis um die Wende des Jahrhunderts die gewaltigen Fortschritte begannen, dann eine Entdeckung und Erfindung um die andere den forschenden Gelehrten gelang und die Technik das Entdeckte und Erforschte in so großartiger Weise nutzbar machen konnte, wie heute die junge „Elektrotechnik“ — und nicht zum wenigsten die deutsche — mit ihren wunderbaren Leistungen es darstellt, die verbündet mit dem Geiste der rastlos fortschreitenden Wissenschaft mit ihrem Licht und ihrer Kraft das moderne Kulturleben beherrschen wird.





Eine neue Bearbeitung der Reformationsgeschichte.*)

Von Professor D. **Kawerau**-Kiel.

Ein Jahrzehnt ist vergangen, seit Johannes Janssen mit seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ evangelische Christen teils geärgert, teils beunruhigt hat. Man hat damals, als Janssens Name auf der Tagesordnung stand, und als der Einfluß, den seine tendenziöse Behandlung der Reformationsgeschichte in evangelischen Kreisen hervorgebracht hatte, bemerkbar wurde und zu einer Gegenwehr herausforderte, wohl manchmal die Frage erörtert, wie eigentlich am besten einer solchen gefärbten und die Wahrheit verkürzenden Geschichtsbehandlung zu begegnen sei. Die verschiedensten Wege sind damals eingeschlagen worden, um die evangelischen Leser über Wert und Art der Janssenschen Geschichtsschreibung aufzuklären. Man konnte, wie Max Lenz es that, in großen Zügen die Methode, mit der der ultramontane Historiker gearbeitet hatte, aufweisen und sie in Zusammenhang stellen mit der ganzen aggressiven, ihrer Macht bewußt gewordenen Taktik des deutschen Katholizismus unserer Tage. Man konnte, wie Julius Köstlin es unternahm, das Kapitel herausgreifen, an welchem des evangelischen Lesers Interesse am unmittelbarsten hing, das Charakterbild, welches Janssen von dem deutschen Reformator entworfen hatte, und dieses auf seine Echtheit und Zuverlässigkeit untersuchen. Und viele haben es unserm verehrten Lutherbiographen herzlich gedankt, daß er mit seinem ruhigen und nüchternen Urteile sein wohl begründetes Votum über die Karrikatur, zu welcher Luther unter Janssens Händen geworden war, abgab. In ähnlicher Weise, wenn auch mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit und den davon untrennbaren Ueberstürzungen schrieb Ebrard seine Verteidigung Zwinglis gegen die Darstellung, die dieser bei Janssen gefunden. Ich selbst habe damals, von der Ueberzeugung geleitet, daß der Wert des Janssenschen Buches vor allem in der in gewissen Beziehungen wirklich verdienstlichen Grundlegung im ersten Bande, d. h. in der Schilderung der Zustände Deutschlands am Ausgang des Mittelalters beruhe, daß aber zugleich der Fehler seines ganzen Geschichtsbaues hier in dieser Licht und Schatten falsch verteilenden Darstellung der letzten Jahrzehnte vor der Reformation liege, an diesem Punkte einzusetzen versucht, um eine richtigere Beurteilung der kirchlichen Verhältnisse wie der religiösen Volkszustände zu bieten. Wer von uns mit diesem Geschäfte, die Arbeit eines Anderen in ihrer tendenziösen Auswahl und Verwertung der Quellen zu kontrollieren, Verzerrtes und unrichtig Gefaßtes zurechtzustellen, sich abgegeben hat, der weiß sehr wohl, wie sehr sich die Verteidigung dem Angriff gegenüber im Nachteil befindet. Denn um zurechtzustellen, was in einem Satze oder mit einem tendenziösen Citate an der Geschichte verdorben und gegen die geschichtliche Wahrheit gesündigt ist, dazu bedarf es einer umständlichen Operation. Pfarrer Bossart hat es versucht, das eine kleine Kapitel Janssens über die Reformation in Württemberg kritisch zu beleuchten und alle

*) Gottlob Egelhaaf, Deutsche Geschichte im sechzehnten Jahrhundert bis zum Augsburger Religionsfrieden. Band I.: 1517—26. (In dem Sammelwerk: „Bibliothek Deutscher Geschichte.“) Stuttgart 1889, Cottasche Buchhandlung.

Angaben darin zurechtzurücken und somit dem verzeichneten Bilde gegenüber das dem Quellenbefunde Entsprechende dem Leser zu zeigen; aber er hat 2 Hefte des Vereins für Reformationsgeschichte gebraucht, um diese kritische Operation vollziehen zu können. Dieselbe Beobachtung können wir an den vorzüglichen Arbeiten machen, in welchen Wilhelm Walther die einzelnen Verunglimpfungen, welche Janssen und der ganze ihm nachfolgende Troß gegen Luther vorgebracht haben, einer kritischen Nachprüfung unterzieht. Es ist geradezu erschreckend, was für ein Knäuel von Mißverständnissen, Verdrehungen, falschen Citaten, ja gradezu Fälschungen bei dieser kritischen Beleuchtung ans Tageslicht kommt, und es ist im höchsten Maße dankenswert, daß uns ein vollständiges Arsenal zur Abwehr wider diese Art römischer Feindschaft gegen die evangelische Christenheit dargeboten wird. Aber auch hier tritt die Schwierigkeit hervor, daß, was der Gegner in leichtgeschürzter Rede an Anklagen in die Welt setzte, nur mit der sehr viel schwerfälligeren Operation kritischer Zurechtstellung widerlegt werden kann. So wird denn immer die wirksamste Antwort auf alle derartige tendenziöse Geschichtsschreibung sein, daß man die Geschichte selbst noch einmal darstellt und für sich selbst zeugen läßt, dem gefärbten Bilde das ursprüngliche gegenüberstellt, einem tendenziös der Geschichte aufgenötigten Pragmatismus gegenüber die treibenden Kräfte aufweist und das alles nicht in unablässigem Geplänkel mit dem Gegner, sondern in einer Darstellung, die, unbekümmert um diesen Kleinkrieg, den Leser in zusammenhängender und überzeugender Darstellung die Ereignisse weiterleben läßt, aber zugleich so, daß alle diejenigen Materialien, mit denen der Tendenzschriftsteller seine Zwecke zu erreichen versucht hat, an ihrem Orte gleichfalls Verwendung und damit zugleich die richtige Schätzung erhalten. Wenn ich recht sehe, so hat Gottlob Egelhaaf bei dem großen Werke, das er für die „Bibliothek deutscher Geschichte“ beigesteuert und von welchem der erste Band abgeschlossen vor uns liegt, sich diese Aufgabe gestellt. Denn wer etwas genauer seine Darstellung mit der Janssenschen vergleicht, der bemerkt, wie sehr ihn das Interesse in seiner Darstellung geleitet hat, als Leser seines Buches sich Leute zu denken, welche Janssensche Geschichtsschreibung beunruhigt und stutzig gemacht hat. Die Auswahl des Stoffes im einzelnen, namentlich die Berücksichtigung der kirchlichen und religiösen Zustände am Ende des Mittelalters, so wie die außerordentlich eingehende Behandlung des Lebens Luthers, und zwar mit speciellem Eingehen auf die Punkte, welche Janssen für sein trügerisches Lutherbild verwertet hatte, läßt uns diese Absicht des Verfassers unzweideutig erkennen. Prof. Egelhaaf gehört zu den Historikern der Gegenwart, welche sich nicht darauf beschränken, ihre ganze Kraft der Forschung auf ein bestimmt begrenztes Gebiet der Geschichte zu konzentrieren. Er hat den Mut, nicht nur als Beobachter und von den Forschungen anderer Lernender, sondern als selber Mitarbeitender an den verschiedensten Enden der Geschichte zugleich einzusetzen und der Geschichtswissenschaft zu dienen. Daß ein solches Unternehmen bei der gewaltigen Ausdehnung, welche die Forschung angenommen hat, nur in beschränktem Maße durchführbar ist, und daß, wer diesem Ziele nachjagt, doch die Grenzen, die menschlicher Arbeitskraft gesteckt sind, lebhaft zu empfinden bekommt, davon wird der Verfasser sich auch bei diesem großen Unternehmen mannigfach haben überzeugen müssen. Es ist nicht möglich, daß derjenige, der noch Universalhistoriker sein möchte, auf dem einzelnen Gebiete, auf welchem er dann litterarisch arbeitet, mit der vollen Freiheit des Forschers, der hier jahraus, jahrein zu den Quellen hinabsteigt, dem Stoffe gegenüberstände. Gerade der Reformationshistoriker wird daher sehr bald an Egelhaafs Arbeit merken, wie häufig er sich fremder Führerschaft anvertrauen muß, wie er an so manchen Abschnitten seiner Arbeit nur von Anderen Erforschtes wiederzugeben genötigt ist, ohne selbständig die Stofffülle zu überschauen und aus den Quellen selbst seine Darstellung geschöpft zu haben. Man wird sich z. B. leicht davon überzeugen, wie die ganze Behandlung der Ablaßmaterie bei Egelhaaf aus den Arbeiten von Bratke und Dieckhoff geschöpft ist, und wie sein Lutherbild wesentlich nach dem leider noch unvollendeten Lutherbilde von Theodor

Kolde gearbeitet ist. Aber es wäre auch m. E. eine Unbilligkeit, wenn der Specialforscher derartige Mitarbeiterschaft, wie sie uns hier entgegentritt, vornehm ablehnen und den Wert derselben gerade für die Belehrung weiterer Kreise verkennen wollte.

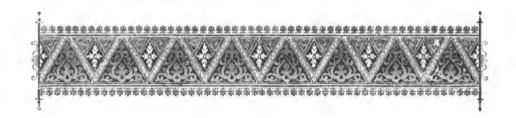
Ich zweifle z. B. daran, daß der Herausgeber der „Bibliothek deutscher Geschichte" zur Zeit unter den deutschen Reformationshistorikern einen gefunden hätte, der diese Arbeit übernommen und mit dem frischen Mute des Verfassers in verhältnismäßig kurzer Zeit gefördert hätte. Denn gerade der Specialforscher wird am schwersten daran gehen, seine Forschung abzuschließen und das Facit aus dem heutigen Stande der Forschung zu ziehen. Grade weil so viel in jeder einzelnen Frage noch zu leisten ist, weil die archivalische Forschung erst einen kleinen Teil des vorhandenen Materials bewältigt hat, wird der Specialforscher es viel mehr für seine Aufgabe erachten, im einzelnen in die Tiefe zu dringen, als weiteren Kreisen den jeweiligen Ertrag der Arbeit eines ganzen Gebietes zu rekapitulieren. Hier kann also die Mitarbeit von solchen, deren Interesse eben das der Ueberschau über das Ganze ist, nur willkommen geheißen werden. Freilich würde man Egelhaaf unrecht thun, wenn man ihn nur als einen Schriftsteller charakterisieren wollte, der hier fremde Forschung einem weiteren Leserkreise vorführte. Nicht nur, daß an vielen Stellen ein selbständiges Nachprüfen der Quellen selbst zu Tage tritt, sondern es ist auch ersichtlich, wie ihm unter der Arbeit selbst die Forderungen, die er an sich selber stellte, gewachsen sind, wie er bemüht gewesen ist, durch archivalische Arbeit — wenn auch nur in bescheidenem Maße — sich die unmittelbare Fühlung mit den bewegenden Kräften der Zeit, die er schildern wollte, zu verschaffen. Er darf in dieser Beziehung den Vergleich mit Janssen nicht scheuen, der ja auch wenigstens ein beschränktes Maß archivalischer Studien neben seiner ausgedehnten Kenntnis der gedruckten Litteratur herzugebracht hat.

So fehlt es denn auch der Egelhaafschen Arbeit nicht an selbständigen, in die reformationsgeschichtliche Forschung eingreifenden Urteilen. Ich hebe besonders seine Auffassung der in neuerer Zeit viel besprochenen Haltung Friedrichs des Weisen zur Reformation hervor. Egelhaaf nimmt hier, abweichend von Kolde, grade auf Grund seiner Beschäftigung mit den Quellen selbst, wenigstens für die letzten Jahre seiner Regierung, eine durchaus bewußte positive Förderung der reformatorischen Bestrebungen an, nicht nur ein diplomatisch vorsichtiges Gewährenlassen derselben. Ich muß ihm in diesem Punkte auf Grund meiner Beschäftigung besonders mit den Vorgängen des Jahres 1523 durchaus recht geben; ja, ich meine, daß das Bild dieses Fürsten und seines Verhältnisses zu Luther noch einer starken Umbildung im Vergleich zu traditionellen Auffassungen bedarf. Auch Egelhaaf redet noch davon, daß Luther 1522 die Wartburg gegen den ausdrücklichen Willen seines Landesherrn verlassen habe. Und gewiß, für diese Auffassung läßt sich der Wortlaut der betr. Dokumente zur Genüge geltend machen. Ich meine aber, daß wer die betr. Korrespondenzen einmal ganz unbeirrt von der herkömmlichen Auffassung liest, zwischen den Zeilen den lebhaften Wunsch des Kurfürsten, daß Luther nach Wittenberg zurückkehren solle, herauslesen wird, freilich zugleich den Gedanken: „meine Stellung dem Kaiser und dem Reiche gegenüber verbietet es mir, dich direkt zurückzuholen, aber thu mir den Gefallen und komme gegen mein offizielles Verbot und nimm dich der verfahrenen Zustände an". Es sei gestattet, noch auf einen andern Punkt hinzuweisen, der allgemeines Interesse beanspruchen darf, und an welchem uns Egelhaaf eine ganz eigenartige Auffassung vorträgt. Es betrifft das Verschwinden Luthers auf der Wartburg und den Anteil, den der Kurfürst daran gehabt hat. Hier erinnert Egelhaaf daran, daß Kaiser Karl selbst Anfang März 1521, ehe er Luther nach Worms citierte, dem Kurfürsten den Vorschlag machen ließ, Luther in irgend einer Burg gefangen zu halten und damit unschädlich zu machen; sowohl sein ferneres Schreiben solle damit unmöglich gemacht werden, als auch werde ihm damit die Möglichkeit genommen werden, aus dem Reiche zu entfliehen. Unter Verweis auf diese Stelle meint Egelhaaf, der Kurfürst habe in einer gewissen Rücksichtnahme auf die kaiserlichen Wünsche in Worms auf diesen Vorschlag des Kaisers zurückgegriffen; er habe

dem Kaiser Rechnung getragen, indem er Luther auf der Wartburg detinierte. Ich glaube nicht, daß diese Auffassung der That Friedrichs sich bewähren wird. Denn nachdem einmal der Kaiser die Acht gesprochen, bekam ja das Verschwinden Luthers auf Anordnung Friedrichs einen ganz anderen Charakter, als es nach jenem Vorschlage des Kaisers gehabt haben würde. Es bedeutete jetzt weder ein Schließen seines Mundes, daß er nicht ferner zur deutschen Nation reden durfte, — gingen doch Luthers schriftstellerische Arbeiten auf der Wartburg durch die Vermittlung des kurfürstlichen Kaplans Spalatin in die Druckerei! Ebensowenig aber bedeutet es ein Festhalten eines gefährlichen Menschen, dessen Flucht ins Ausland man verhindern will. Vielmehr hat Luthers Verschwinden auf die Wartburg nur den doppelten Zweck gehabt: ihn selbst gegen die kaiserliche Acht und deren Folgen zu schützen und zugleich den Kurfürsten offiziell dem Kaiser und dem Reiche gegenüber in eine sichere Position zu bringen, da kein Mensch ihm beweisen konnte, daß sich Luther in seinen Landen befand und gar auf einer seiner Burgen ein sicheres Versteck gefunden hatte. Immerhin aber dürfte Egelhaaf darin recht haben, daß er den Plan des Kurfürsten aus jenem kaiserlichen Vorschlage entstanden sein läßt, nur daß der Kaiser dabei der Ueberlistete gewesen ist und von einer Rücksichtnahme auf ihn im Ernst keine Rede sein kann.

An Egelhaafs Darstellung darf ganz besonders vor dem Leserkreise dieses Blattes anerkennend hervorgehoben werden, daß der württembergische Historiker, den Traditionen seines Heimatlandes treu, nicht nur ein warmes religiöses Verständnis für Luthers Evangelium und damit für den innersten Herzschlag seines Lebenswerkes herzubringt, sondern auch, daß er für die theologischen Fragen jener Tage ein besonderes Interesse bekundet. Es zeigt sich das z. B. in den eingehenden Erörterungen über die mittelalterliche Ablaßlehre und an Bemerkungen wie auf Seite 430 über die Beschlüsse des Nürnberger Reichstages. Freilich möge der geehrte Verfasser zu den beiden hier genannten Ausführungen dem Theologen eine Gegenbemerkung gestatten. Kein Theologe wird ihm zugeben, was er an ersterer Stelle behauptet, daß erst durch die genannten Arbeiten von Bratke und Dieckhoff klar gestellt sei, daß nicht allein die vulgäre Ablaß**praxis** sondern auch schon die Ablaß**theorie**, die offizielle Lehre der römischen Kirche vom Ablaß, den Widerspruch des evangelischen Christen herausfordert. In dieser Beziehung hat er die Bedeutung der verdienstlichen Arbeiten beider Theologen zu hoch angeschlagen. An der andern Stelle bemüht er sich, seinen Lesern die Bedeutung jener Forderung klar zu machen, welche in Nürnberg von der altkirchlichen Partei erhoben wurde, indem sie die Predigt des Evangeliums freigeben wollten, aber nur nach „Lehre und Auslegung der vier Kirchenlehrer". Egelhaaf irrt hier zunächst, indem er diese Vierzahl als Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor v. Nazianz deutet. Der Gregor, den die abendländische Kirche als Kirchenlehrer verehrt, ist vielmehr Papst Gregor I. Er irrt aber auch weiter, wenn er bei Augustin hier nur an seine Lehre von Staat und Kirche, und bei Hieronymus nur an die verdienstliche Arbeit seiner Bibelübersetzung denkt, bei Augustin wird vielmehr mindestens ebenso sehr an die Sakramentslehre und bei Hieronymus vor allem an seine Bedeutung für das Mönchstum zu denken sein.

Derartige Versehen und zu beanstandende Urteile im einzelnen sollen aber in keiner Weise die Freude an der fleißigen, sachkundigen, die neuesten Forschungen verwertenden und in fließender Darstellung dargebotenen Arbeit beeinträchtigen. Es wird vielen willkommen sein, eine so volle, so reichliches Detail bietende und zugleich in so hohem Maße zur Ueberwindung des Janssenschen Geschichtsbildes geeignete Darstellung hier zu finden. Mit „authentischen Illustrationen" kann diese „Bibliothek deutscher Geschichte" freilich nicht aufwarten, wie sie die Onckensche „allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" zur Zeit den Lesern bietet. Dankenswert aber ist die Beifügung einer Karte des deutschen Reiches im Zeitalter der Reformation. Es ist nur bedauerlich, daß aus Rücksichten auf den Raum dieser Karte die deutschen Ostseeprovinzen fehlen. Wenn ich recht sehe, ist auch in der Darstellung selbst die Reformationsgeschichte in diesem am weitesten vorgeschobenen Posten des damaligen deutschen Reiches übergangen, eine Unterlassung, die man in diesen Tagen, wo die Existenz der lutherischen Kirche unter unseren deutschen Ländern am Ostseestrande so ernst bedroht ist, besonders schmerzlich empfindet.



Monatsschau.

Der politische Bericht fällt diesmal aus.

Wirtschaftspolitik.

Das wichtigste, einschneidendste Ereignis des Monats auf wirtschaftlichem Gebiete ist das plötzlich von Rußland erlassene Roggenausfuhr-Verbot. Die russische Regierung hat bis zur letzten Stunde das Bevorstehen einer solchen Verordnung amtlich in Abrede gestellt, und zwar aus Geschäftsrücksichten. Es galt vor dem zu erwartenden Sturz des Rubelkurses an der Berliner Börse noch so viel Goldwechsel wie möglich anzukaufen, und in der That gingen solche Käufe schon seit geraumer Zeit vor sich, ohne daß man dafür eine ausreichende Erklärung finden konnte. Nur die im hohen Rat der internationalen Groß-Finanz sitzenden Firmen ahnten oder wußten, um was es sich handle; sie haben aber weislich geschwiegen und das Spekulationsgeschäft, das sich auf solche Kenntnis der zukünftigen Ereignisse gründen ließ, in aller Ruhe für sich allein gemacht. Nachdem die vollendete Thatsache vorlag, handelte es sich darum, ihre Bedeutung in ein recht grelles Licht zu stellen, und so wetteiferte denn die Bankpresse mit den radikalen Politikern in der Ausmalung des entsetzlichen Notstandes, der durch den Mangel an russischem Roggen über Deutschland hereinbrechen werde. Der Leser freisinniger Zeitungen kann kaum anders glauben, als daß es außer russischem keinen Roggen mehr auf der Welt giebt, daß wir nunmehr alle uns ausschließlich von Weizenbrod nähren müssen, ja selbst die armen Soldaten diese „geschmacklose und kraftlose" Kost vorgesetzt bekommen, wodurch die Wehrfähigkeit Deutschlands wesentlich in Frage gestellt werde. Wir wollen nicht auch an dieser Stelle die bis zum Ueberdruß von der Tagespresse verhandelten statistischen Berechnungen wiederholen. Es ist mit denselben hüben wie drüben viel Mißbrauch getrieben worden. Den Importziffern vergißt der freisinnige Politiker gern die Exportziffern Deutschlands, namentlich die des schwunghaften Mehlexportes, gegenüber zu stellen, und die offiziöse Presse arbeitete zum Teil mit allzu günstigen und veralteten Ernteschätzungen. Immerhin aber steht so viel fest, daß das Unglück bei weitem nicht so groß ist, wie es die Richter und Bebel im Bunde mit den Börsen-Haussiers hinstellen. Man darf auf Grund vorsichtigster Schätzungen unserer eigenen Ernte, des diesjährigen hohen Importes von amerikanischem Western-Roggen, des bis zum 27. August erreichbaren russischen Importes und der Einschränkung in der Verwendung von Roggen zur Spritfabrikation und zum Viehfutter höchstens einen Ausfall von 100 000 Tonnen Roggen für den deutschen Konsum gegen den Durchschnitt der letzten zehn Jahre annehmen, und das ist wahrlich keine genügende Grundlage für die Forderung, unsere bisherige bewährte Wirtschaftspolitik zu verlassen, und zu den gewagtesten Freihandels-Experimenten überzugehen.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß wir uns augenblicklich in einem Notstand befinden. Wohl aber muß entschieden in Abrede gestellt werden, daß an demselben die Schutzzollpolitik oder die Regierung schuld ist. Die Ernte hat sich in Deutschland um einen Monat verspätet und ist in weiten Distrikten unter großer Ungunst der Witterung eingebracht worden. Infolge der Feuchtigkeit sind die Drescharbeiten erschwert und verzögert, die Zufuhr zum Markt leidet darunter, daß gleichzeitig schon die Vorbereitungen für die Neubestellung der Felder getroffen werden müssen. Die wichtigsten Ursachen der Teurung sind damit aber noch nicht genannt. Man hat sie einmal in der rücksichtslosen Agitation für die Aufhebung der Getreidezölle und dann in der bedrängten Lage des Börsengeschäftes zu suchen. Kein Tag vergeht, ohne daß die freisinnige Presse wiederholt: „Die Getreidezölle müssen fallen! Es ist ganz undenkbar, daß die Regierung an ihnen festhält! Und wenn Caprivi trotzdem sich weigert aus Furcht vor den Agrariern, so kann doch der Kaiser, können die anderen deutschen Fürsten nicht wollen, daß das Volk verhungert!" Für jeden in Deutschland lebenden Politiker müssen diese Tiraden lächerlich erscheinen. Bei uns weiß jeder, daß der Reichskanzler heute keine andere Politik als die des Kaisers vertritt, daß er auch weder Ursache hat, die „Agrarier" zu fürchten, noch auch die Fähigkeit, sich überhaupt zu fürchten. Man weiß bei uns auch, daß die Antikornzoll-Bewegung nur eine künstliche, anderen politischen Zwecken dienende ist, wie schon aus dem kläglichen Fiasko der Richterschen Antikornzoll-Liga hervorgeht. Im Auslande aber liest man die freisinnigen deutschen Zeitungen mit jener Gutgläubigkeit, welche in den Hetzartikeln der Sensationspolitiker zuverlässige Dokumente zur Zeitgeschichte erblickt. Man glaubt daher im Auslande auch jetzt noch, daß eine Suspension der deutschen Getreidezölle bevorstehe, und allein aus diesem Grunde hält der amerikanische und der russische Händler mit seiner Ware zurück. Er weiß recht gut, was auch die Reichsregierung konstatiert hat, daß eine solche Suspension alsbald eine Steigerung des Getreidepreises auf dem Weltmarkt um fast den ganzen Betrag unseres Zolles zur Folge haben würde, und die bloße Erwartung dieser Steigerung hat naturgemäß schon ein bedeutendes Anziehen der Preise zur Folge. Daher haben sich die deutschen Konsumenten wegen der Teurung, wenn sie Menschen verantwortlich machen wollen, zunächst bei den demokratischen und liberalen Freihändlern und ihrer gewissenlosen Presse zu beschweren.

Aber auch die Börse stand bis vor kurzem noch unter dem Bann der Prophezeihungen jener Presse. Auch hier war die Ansicht bei der großen Menge der Spekulanten vertreten, daß die Getreidezölle fallen würden und daß dadurch der Preis herabgedrückt werden müsse. Die Börse hat diesen doppelten Irrtum schwer büßen müssen; zwar die landläufige Auffassung vom Börsenspiel geht dahin, daß jede Preiserhöhung der Börse als solcher zu gute komme, und die befreundete Presse, welche eine wohlbegründete Abneigung gegen dieses Institut hat, ist aus Mangel an Sachkenntnis jener Auffassung vielfach beigetreten. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß z. B. an der Berliner Börse das Interesse an einem Rückgang der Getreidepreise das Hausse-Interesse weit überwiegt. Man sollte das außerhalb der Börse schon daraus schließen, daß es gerade die Börsenpresse ist, welche auf Zollermäßigung dringt, in der allerdings falschen Voraussetzung, dann billigere Preise zu haben. Auf den ersten Blick erscheint es allerdings schwer verständlich, daß der Handel an einem Preisrückgang der Ware Interesse haben könne. Aber es ist thatsächlich so. Man muß sich nur immer gegenwärtig halten, daß der gesamte Getreidebedarf Deutschlands teils durch die Importeure, teils durch die Produzenten selbst längst an die Händler verkauft ist, bevor er im Ursprungslande in greifbarer Ware an den Markt gekommen ist. Die Verkäufer aus erster Hand, zu denen die Importeure in ihrem Verhältnis zum Börsengeschäft auch zu rechnen sind, haben also kein Interesse an einer weiteren Preissteigerung. Ihre Abnehmer haben teils an andere Händler, teils an die Mühlen ebenfalls die Ware zum großen Teil schon weiter begeben, ehe dieselbe „greifbar" geworden ist. Schließlich sind es nur die Spieler, welche in Erwartung einer Preisveränderung und mit der Absicht, lediglich Differenz-

geschäfte zu machen, die Schlußscheine über reelle Warenabschlüsse weiter handeln und sie durch Schlußscheine über Leerverkäufe noch ins Ungemessene vermehren. Es leuchtet ein, daß der Importeur, welcher Ware vorverkauft hat, auf ein Sinken des Preises bis zu dem Termine rechnet, an dem er zu liefern hat, weil er billiger einkaufen will. Dasselbe Interesse hat der Wiederverkäufer, sobald er verkauft hat. Und der Produzent, welcher seinen mutmaßlichen Ertrag auf Termine bereits vollständig abgegeben hat, ist wenigstens nicht für eine weitere Steigerung des Preises interessiert. Nun liegen die Dinge an der Berliner Börse so, daß ein einziger Großspekulant mit seinem Anhang das Hausse-Interesse vertritt, wenigstens so lange allein vertrat, als noch einige Hoffnung auf Zollermäßigungen aufrecht zu erhalten war. Den Gewinn dieses Spielers berechnet man jetzt schon auf etwa 10 Millionen Mark Diesen Gewinn hat die Börse allein auszuzahlen. Die Hausse-Engagements des Mannes gehen aber weiter, und es muß die Zeit kommen, daß er „realisieren“, d. h. verkaufen muß, und trifft dieser Zeitpunkt zusammen mit einer allgemeinen Reaktion auf dem Getreidemarkt, so ist es nicht ausgeschlossen, daß er seinen ganzen Gewinn wieder an die Börse abzugeben gezwungen ist. Seine Gegenkontrahenten stehen ihm also als Baissepartei gegenüber, und sie bilden nach Kopfzahl wie nach Kapitalkraft die größere Macht. Aus alledem folgt, daß man nicht schlechtweg „die Börse“ für die Preissteigerung, soweit sie künstlich durch das Spiel hervorgerufen ist, verantwortlich machen darf. Wohl mit Rücksicht auf die vielfach geübte Uebertreibung in diesem Sinne hat es die Regierung in der letzten Zeit vermieden, auf das Börsenspiel als Mitursache der Getreideteurung hinzuweisen. Auch wir, die grundsätzlichen und trotz aller erheuchelten Geringschätzung gefürchteten Gegner des Börsenspieles, wollen die Hoffnung nicht verhehlen, daß die Chancen des Spielerkampfes sich endlich einmal wieder zu Gunsten der Baissepartei neigen. Hierzu kann eine Suspension der Zölle nichts beitragen; im Gegenteil, sie würde nur den Importeuren die Deckung verteuern, also eine neue Preissteigerung an der Börse hervorrufen! Aber auch die Forderung konservativer und freikonservativer Blätter, daß die Reichsregierung im Auslande Getreide aufkaufen und zollfrei einführen solle, kann die Krisis nur verschärfen. Kommt der ausländischen Spekulation auch nur ein einziger solcher Kauf zur sicheren Kenntnis (und heimlich läßt sich dergleichen ja unter keinen Umständen abmachen), so ist die Wirkung genau dieselbe, wie die einer Zollsuspension. Die „Kontremine“ verlöre jede Möglichkeit, ihr Geschäft durchzuführen. Sie würde sich, wie das schon vielfach unter dem Druck des russischen Roggenausfuhrverbotes der Fall gewesen ist, durch Deckungskäufe an der Börse, d. h. aus dem nominellen Vorrate der Haussepartei, also mit riesigen Opfern an Kapital aus der Affaire ziehen und den Kampf um den Preis der Regierung allein überlassen. Wir ständen dann vor der Verstaatlichung des Getreide-Imports, ja des Getreidehandels überhaupt, — einer Umwälzung, die, mag sie wünschenswert sein oder nicht, keinenfalls ohne Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren möglich, also unter heutigen Verhältnissen geradezu unmöglich ist. Wir können daher nicht eindringlich genug davor warnen, mit solchen vom besten Willen eingegebenen Vorschlägen die öffentliche Meinung und den Markt noch mehr zu beunruhigen.

Die Zeit der Abrechnung mit der Börse rückt näher und näher. Wenn sie da ist, werden wir dafür einstehen, daß hier reiner Tisch gemacht wird, und werden uns auch von der anscheinend noch ziemlich optimistischen Auffassung der Regierung in Börsen-Angelegenheiten nicht von unseren alten Forderungen abwendig machen lassen. Man sieht im Volke jetzt klarer in dieses ekle, jede Socialreform illusorisch machende Getriebe hinein, da kaum eine, von der Arbeit lebende wirtschaftliche Existenz ungeschädigt aus der gegenwärtigen Krisis hervorgeht. Wir sagten oben, daß der Gewinn von 10 Millionen, welchen man der Haussefirma der Berliner Börse nachrechnet, von der Börse zu tragen sei. Es ist aber ein verschwindender Bruchteil des Verlustes, welchen das Land zu tragen hat. Bliebe das Geld im Lande und käme es dem heimischen legitimen Handel

zu gute, so könnte man den Verlust, den einzelne haben, leichter anschlagen. Allein das Geld wandert zum großen Teil ins Ausland und fließt in die Taschen der russischen und amerikanischen Händler. Obgleich es sich an der Börse nämlich meist um fiktive Lieferungen handelt, so überträgt sich doch der Preis, der hier gebildet wird, auch auf den Handel mit wirklicher Ware, zumal solche, die vom Ausland kommt. Heimisches Getreide ist bis jetzt nur wenig am Markt und erzielt auch nicht die Preise, welche an der Börse notiert werden, weil es meist „klamm" ist und nicht das vorgeschriebene Gewicht hat. Selbst in normalen Zeiten ist der russische Roggen und der amerikanische Weizen die Nahrung der wohlhabenden Klassen, da er unter günstigeren Bodenverhältnissen produziert wird und also an sich wertvoller ist. In diesem Jahre dient das ausländische Getreide fast ausschließlich dem Börsenspiel zur Unterlage, da heimisches Getreide nur in den seltensten Fällen für lieferbar erklärt wird. Und diese Luxusfrucht bestimmt nun den Preis auf dem Markt. Ist sie reichlich vorhanden, so drückt sie den Marktwert der geringeren deutschen Ernte unverhältnismäßig herab, daß der deutsche Landwirt geschädigt wird; kommt wenig ausländisches Getreide herüber, so steigt das heimische Produkt ebenso unverhältnismäßig, auch wenn es in nahezu ausreichender Menge vorhanden ist, und der Konsument leidet darunter in einem Maße, daß selbst der deutsche Landwirt eingestehen muß, diese Notpreise brächten ihm keinen Vorteil, weil sie eben alles verteuern. Es war ein Irrtum des Fürsten Bismarck, daß er glaubte, mit einer Beschränkung des Börsenhandels auf das ausländische Getreide den Einfluß der Spekulation auf die Preisbildung des heimischen Produktes zu beseitigen. Bekanntlich hat er das Naturalgewicht des an der Börse lieferbaren Weizens von 713 auf 725 Gramm, das des Roggens von 659 auf 678 Gramm pro Liter erhöht, in der Absicht, um die Luxus-Qualitäten dem Börsenschacher preiszugeben. Beim Konsumenten, auch beim Müller und Bäcker, ist nun vielfach die Meinung verbreitet, die an der Börse notierten Preise gälten auch für das heimische Produkt, während selbst bei großer Knappheit des letzteren die besseren Qualitäten noch 12 bis 16 Mark die Tonne unter dem Kündigungspreis bezahlt werden und dieser niedrigere Preis außerhalb der Börse nicht einmal erreicht wird. Die Nachteile dieser Unklarheiten für Produzenten und Konsumenten liegen auf der Hand. Es läßt sich darum eine erneute Prüfung der Bestimmungen über die Lieferbarkeit des Getreides an der Produktenbörse nicht mehr aufschieben. Damit sollte aber auch eine Prüfung des Börsenhandels überhaupt verbunden werden. Es gilt endlich einmal den Unterschied festzustellen zwischen dem volkswirtschaftlich nützlichen Handel und dem frivolen Spiel. Soweit wir die Verhältnisse kennen, fehlt es in Deutschland nicht an sachverständigen Großkaufleuten, welche diese schwierige Frage zu lösen im stande und geneigt sind. Nicht kompetent sind unsere Professoren und Geheimräte, weil ihnen die verwickelten Verhältnisse des Handels, die sie nur in der Theorie kennen, nicht durchsichtig genug sind. Der eine Teil dieser Theoretiker läßt sich von dem künstlichen, ja kunstvollen Organismus des Börsengeschäftes so imponieren, daß sie fürchten, das Vaterland einer großen Gefahr auszusetzen, wenn sie in das Räderwerk dieser Maschinerie eingreifen wollten; der andere ist wieder zu sehr von der volkswirtschaftlichen Verderblichkeit des gesamten modernen Handelsbetriebes überzeugt, um sich mit Maßregeln zu begnügen, die eine allmähliche Umgestaltung desselben, unter Vermeidung von plötzlichen und gefährlichen Erschütterungen des wirtschaftlichen Organismus, in die Wege leiten könnten. Wir bedürfen in unseren Handelsministerien einer kaufmännischen Instanz mit weitgehender Kompetenz. Die Zeiten sind vorüber, in denen der Jurist die Handelspolitik zu leiten vermag; es müssen hier Fachmänner an die Spitze der Verwaltung. Sehen wir doch, daß alle diejenigen Zweige der staatlichen Verwaltung gedeihen, welche ausschließlich von Fachmännern geleitet werden: die Armee, die Marine, die Post, die Bergwerke; wo dagegen die Bureaukratie das letzte Wort spricht, wie in der Schule, der evangelischen Kirche (im Gegensatz zur katholischen), der Eisenbahnverwaltung u. s. w., da sind die Resultate

recht dürftige. Der Ruf des Handelsstandes nach sachkundiger Vertretung seines Interesses in der Staatsverwaltung ist darum vollkommen gerechtfertigt.

Der Monat August hat in der allgemeinen wirtschaftlichen Lage keine Besserung gebracht. Von den wichtigsten industriellen Gebieten liegen fast nur ungünstige Berichte vor. Die Eisenindustrie hat infolge der englischen und belgischen Konkurrenz einen scharfen Preisdruck der Walzwerksfabrikate erfahren müssen; die sehr zahlreichen Schienensubmissionen mit Aufträgen bis in das Jahr 1894 hinein ergaben immer niedrigere Preise. Man will daraus auf eine Lockerung des Schienenkartells schließen, doch wurden dahin lautende Nachrichten bisher immer aufs entschiedenste dementiert. Daß die Staatsbahnverwaltungen an weitere erhebliche Preisrückgänge nicht glauben, erhellt wohl daraus, daß sie zu den gegenwärtigen Preisen auf Jahre hinaus abschließen. Thatsächlich lassen die Preise aber auch nur einen sehr geringen Verdienst und sind eben nur dadurch erklärlich, daß es an anderen Abnehmern außer den heimischen Eisenbahnen fast vollständig fehlt und namentlich der Export zu besseren Preisen unmöglich ist. Auf dem Kohlenmarkt behaupten sich die Preise ziemlich gut, aber nur infolge der straffen Organisation der Kohlenverkaufsvereine, welche hier und da Produktionseinschränkungen beschließen. Die Textilindustrie leidet an den Folgen der Mac Kinley-Tarife und des vorjährigen forcierten Exportes. Die jetzt bekannt werdenden Abschlüsse der Zuckerfabriken zeigen durchschnittlich gute Resultate.

Auf dem Geld- und Effekten-Markte dauert die Krisis an. Sie hat im August namentlich die deutschen und preußischen Anleihen stark im Kurse gedrückt. Der nominelle Wertverlust dieser Anleihen beträgt in Summa etwa 128 Millionen Mark. Die Ursache des an manchen Tagen sehr bedeutenden Angebots in diesen Effekten liegt nicht allein in der pessimistischen Auffassung der politischen Lage, welche durch die Ereignisse von Kronstadt und das Roggenausfuhrverbot Rußlands bestärkt wurde, sondern mehr noch in der gespannten Situation des Marktes: die dreiprozentigen Anleihen, welche gegen Anfang Juli zeitweise bis zu drei Prozent verloren, sind noch nicht ganz im Publikum untergebracht; große Beträge befinden sich in den Händen der Spekulation, welche eine Steigerung in absehbarer Zeit nicht voraussieht und darum verkauft. Die anderen Anleihen werden vielfach deshalb verkauft, weil bei den sinkenden Kursen der Spekulationspapiere die Bankiers größere Bar-Einlagen fordern; werden diese nicht beschafft, so erfolgt der zwangsweise Verkauf der mit geborgtem Geld angeschafften Spekulationspapiere, dieser drückt die Kurse weiter herab, und dadurch werden immer weitere Bardeckungen erforderlich. So verschärft sich die Krisis in sich selbst, ohne daß eine thatsächliche Verschlechterung der wirtschaftlichen Konjunktur eintritt. Mit den deutschen Fonds litten denn auch Industriewerte von zweifellos guter Rentabilität. Wer solche Aktien fest gekauft und bezahlt hat, braucht sich keiner Besorgnis hinzugeben. Anders liegt es mit den ausländischen Staatsanleihen, die vorläufig noch zum Teil durch den Pariser Markt hoch gehalten werden, mit einer Ausdehnung der Krisis auf denselben aber noch beträchtlich sinken müssen, ohne sobald sich wieder erholen zu können. Denn eine Geldabundanz wie Ende der achtziger Jahre kommt in absehbarer Zeit nicht wieder. Europa wird infolge der mittelmäßigen und schlechten Ernten enorme Beiträge an Amerika abgeben müssen, ohne seine Handelsbilanzen durch eine entsprechende Waren-Ausfuhr nach dort ausgleichen zu können. Die Folge werden Geldmangel, hohe Zins- und Diskontsätze, niedrige Kurse sein. Mit dieser Aussicht muß man rechnen, obwohl jetzt noch der Zinsfuß sich ziemlich niedrig hält und Geld auf offenem Markt reichlich angeboten ist. Außer dem Erntebedarf macht sich eben zur Zeit noch keine große Nachfrage geltend; sie wird erst kommen, wenn die Rimessen für den Getreideimport, sowie die Anforderungen des Quartals- und Jahreswechsels ihren Einfluß bemerklich machen.

Kirche.

Wir begeben uns heute zuerst auf das Gebiet der Heidenmission. „Die Zeit ist vorüber, in welcher die Mission als eine Winkelsache angesehen oder vielmehr übersehen wurde, sie ist eine öffentliche Angelegenheit geworden auch bei uns in Deutschland. Wir lassen dieses Ortes ununtersucht, ob der Gewinn oder der Schaden größer ist, den ihr diese Wandlung bringt, und konstatieren nur die Thatsache, daß die wissenschaftliche und die wirtschaftliche Welt, die Tageslitteratur, die Parlamente und die diplomatischen Kongresse, die Staatsmänner und speciell die Kolonialpolitiker Interesse an ihr nehmen." So beginnt D. Warneck die letzte Rundschau in seiner Allgemeinen Missionszeitschrift. Bezeichnend ist, daß er die Möglichkeit offen läßt, daß der Mission die viele Aufmerksamkeit, die ihr erwiesen wird, zum Schaden gereichen könne. Und in der That ist ja den Missionsfreunden der Gegenwart die Frage schon gar nicht mehr ungewohnt: Was ist zu thun, daß dem evangelischen Missionswerk aus dem Aufschwung der kolonialen Bestrebungen kein Nachteil erwachse?

Es sind besonders zwei Verkehrtheiten, mit denen die evangelische Heidenmission nach dieser Seite zu kämpfen hat. Einmal ist es das einseitige Streben der Kolonialvertreter nach bestimmten selbstsüchtigen Zielen, sei es zum Heil des Vaterlandes oder eigener Handelsunternehmungen. Es ist damit die Gefahr verbunden, daß die Mission, die doch in sich selbst ihren von allen nationalen oder gewinnbringenden Erfolgen unabhängigen Zweck trägt, in den Dienst fremder Interessen gestellt wird. Und es gehört christlicher Charakter dazu, um dieser Gefahr zu begegnen. Man darf wohl sagen, daß die deutschen Missionsleitungen diesen Charakter in der letzten Zeit bewiesen haben. Denn es bedurfte nicht geringer Entschiedenheit gegenüber der urteilslosen Menge, die sich durch die Aeußerungen einiger Kolonialbeamten hinnehmen ließ, das Wesen der evangelischen Mission festzuhalten. Daß Wißmann, Peters u. a. von der Mission nichts verstehen, ja die thatsächlichen Leistungen der evangelischen Mission nicht einmal kannten, als sie ihre Urteile abgaben, ist erst hinterher in weitere Kreise gedrungen.

Weiter aber hat sich gezeigt, daß die römisch-katholische Mission den „Kulturpionieren" viel besser gefällt als die evangelische, und die letztere hat, zum Triumph der Katholiken, in der Heimat sich das oft genug vorwerfen lassen müssen. Zur Erklärung dieses Verhältnisses dient einmal die faktische Art, Mission zu treiben, wie sie auf römischer Seite besteht, die schneller für den äußeren Schein zu arbeiten weiß, — dann aber auch die Politik der französischen katholischen Missionare in Ostafrika, welche sich den deutschen Bestrebungen möglichst anschlossen und dienstwillig zeigten in der Hoffnung, dadurch der evangelischen Mission, die dort bisher hauptsächlich durch Engländer vertreten ist, Abbruch thun zu können. Besonders wichtig ist das für sie in Uganda, dessen Missionsgeschichte unzweifelhaft die interessanteste und lehrreichste der Gegenwart ist. Es ist ein Glück für das dort so lange betriebene evangelische Missionswerk, daß das Land in die englische Interessensphäre gekommen ist, denn ohne diesen Schutz würden die englischen Missionare einen bösen Stand gegen die römische Partei haben, die auf die Deutschen ihre Hoffnung gesetzt hatte. Die Lage ist dort bekanntlich die, daß der einst vertriebene, dem Namen nach katholische Fürst Muanga durch Hülfe der vereinigten Christenparteien über Heiden und Araber vorläufig gesiegt hat. Nun kommt es darauf an, innerhalb des nunmehr christlichen Reiches keinen konfessionellen Unfrieden entstehen zu lassen, wozu es die ganze Weisheit und Selbstverleugnung der englischen Missionare bedürfen wird.

Wir wollen keineswegs behaupten, daß die englische Mission ganz frei sei von englischem Patriotismus. Doch ist anzuerkennen, daß in den englischen Kolonieen die verschiedenartigsten Missionen unparteiisch behandelt werden, und speciell den Missionaren in Uganda wird man eine falsche politische Tendenz in ihrer Thätigkeit keineswegs vorwerfen können. Mackay, der langjährige, hochbegabte und reichgesegnete Missionar am

Hofe Mtesas und Mwangas, wünschte ganz entschieden eine bewaffnete Intervention in jenem von Parteien und Bürgerkriegen durchwühlten Lande. Es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß die Annahme des durch ihn verkündeten Evangeliums den Christen so schwere Verfolgungen verursachte. Deshalb forderte er europäischen Schutz für die Christen Innerafrikas. „Wir wünschen keine Wiedervergeltung," schrieb er, „aber wir fordern für uns und unsere eingeborenen Brüder das Recht, Gott zu dienen, ohne der Strafe des Feuertodes ausgesetzt zu sein. . . . Es ist nicht genug zu sagen, was die Wagandachristen heute leiden, sei nicht schlimmer, als was unsere Vorfahren erdulden mußten. Daraus, daß zu Neros Zeit keine christliche Macht vorhanden war, die von diesem tollen Tyrannen Duldung für das Christentum fordern konnte, folgt nicht, daß heutzutage kleine Könige in Afrika in derselben Weise vorgehen dürfen, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden." Dies war sein eigentümlicher Standpunkt, der übrigens von seiner Missionsleitung nicht geteilt wurde. Aber wir sind gewiß, daß ihm so sehr die Mission wie die Freiheit des Glaubens am Herzen lag, daß er ebenso gern die deutschen Waffen jenen Schutz hätte bringen sehen, als die seiner Volksgenossen.

Jene Vermischung der politischen und der Missionsinteressen finden wir dagegen ganz deutlich bei der katholischen und französischen Mission, wovon der neue kirchliche Boulanger, Kardinal Lavigerie, ein recht abschreckendes Beispiel darbietet. Derselbe hat vor drei Jahren eine Antisklavereibewegung in das Leben gerufen, zu der alle Christen aufgerufen wurden, die aber natürlich ganz im Dienst der römischen Mission steht. Alle für die Bewegung eingehenden Gelder, und zwar kamen auch aus evangelischen Kreisen nicht wenige, werden einfach der römischen Propaganda überwiesen. Wie stark aber der Kardinal das französische Interesse vertritt, hat sein jüngstes Auftreten gegen die Dominikaner in Tunis bewiesen, wo er bewirkt hat, daß diese italienischen Mönche seinen französischen pères blancs weichen mußten. Daneben hat er eine Art von geistlichem Ritterorden gestiftet, der von Algier aus in das innere Afrika vordringen, die Sklaverei bekämpfen und der katholischen Religion den Boden bereiten soll.

In der Arbeit der evangelischen Mission selbst zeigt sich auf fast allen Gebieten und in fast allen Gesellschaften ein erfreulicher Fortschritt. Das deutsche Ostafrika ist kürzlich von zwei Gesellschaften neu in Angriff genommen, der Brüdermission und der älteren Berliner Gesellschaft. Auch andere Gebiete sind von der Brüdergemeinde kürzlich neu besetzt. Einige interessante Fragen allgemeinerer Art möchten wir hier den Lesern vorführen und ein wenig beleuchten.

Sehr traurige Erfahrungen hat die englische „Kirchliche Missionsgesellschaft" in ihrer berühmten Negermission am Niger gemacht. Dieselbe wurde seit etwa 20 Jahren durch den Negerbischof Crowther geleitet und ausschließlich durch schwarze Missionare ausgeübt. Hier schien das Missionsideal erfüllt, daß durch eingeborene Missionare das Christentum unter den Heiden gepflanzt werde. Allein es hat sich jetzt herausgestellt, daß diese Selbständigkeit, die man den Negerbrüdern gegeben hatte, eine verfrühte war. Die Afrikaner sind, auch wo an ihrem Glauben und ihrem christlichen Charakter nicht der leiseste Zweifel aufkommt, nicht geeignet zur Organisation und zur Leitung in oberster Instanz. So hatten sich an der Nigermission unter der Schwäche des trefflichen, jetzt 80jährigen Crowther, viele Mißbräuche eingeschlichen; es hat eine gründliche Visitation und eine teilweise Umänderung der Organisation stattgefunden, wobei drei schwarze Laiengehülfen abgesetzt und vier ordinierte schwarze Pastoren vom Amte suspendiert werden mußten. Die Mission wird sich aus dieser Erfahrung die Lehre nehmen müssen, daß sie die europäische Leitung der eingeborenen Missionare und Missionschristen nicht zu früh und zu optimistisch aufgiebt. — Die Separation unter den Bassutochristen, wo sich auf den gesegneten Gefilden, die einst den Glaubensmut der Bekenner unter Sekukunis Verfolgungen gesehen haben, eine Bassuto-Nationalkirche gebildet und von der Berliner Mission losgesagt hat, scheint auf einem verfrühten Selbständigkeitsbewußtsein der ein-

geborenen Christen zu beruhen. Leider hat einer der Missionare die Separation mit vollzogen und schon vier Bassuto eigenmächtig ordiniert.

Etwas anders liegen die Sachen in Japan, wo gleichfalls gegen die Fremden neuerdings eine nationale Bewegung entstanden ist. Ein Volk, das sich so stürmisch mit allgemeiner Bildung ausfüllt, und das die Grundlagen für eine höhere geistige Ausbildung in seinen öffentlichen Einrichtungen besitzt, könnte wohl eher zu einer selbständigen Nationalkirche gelangen. Es ist sehr schwer, sich von der Zukunft Japans ein richtiges Bild zu machen, und zwischen den Hoffnungen auf eine christliche Entwicklung und den Befürchtungen des Uebergewichts der Ideen des modernen Unglaubens richtig abzuwägen. Und hier berühren wir nun eine zweite Missionsfrage von allgemeinerem Interesse. Aus Japan berichten die amerikanischen und englischen Missionare, daß zu ihrem Schmerze die dortigen Sendboten der Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsgesellschaft, welche der liberalen deutschen und schweizerischen Richtung ihre Entstehung verdankt, die Fragen und Zweifel der modernen Theologie unter die jungen japanischen Heidenchristen trugen, indem sie besonders die schwankenden Hypothesen der Kritik als ausgemachte Wissenschaft vortrugen. Nun hat der in Zürich weilende japanische Missionar Spinner in der „Protest. Kirchenzeitung" sich und seine Kollegen entschieden gegen diese Vorwürfe verwahrt, aber wenn er sich auch einen konservativen Theologen nennt und behauptet, nur feststehende Resultate der Wissenschaft im Lehrunterricht den gebildeten Japanern vorzutragen, so giebt uns das keine Sicherheit, da wir leider aus der Heimat wissen, daß auch Koryphäen der Wissenschaft heutzutage keinen Maßstab haben für das, was Wissenschaft ist. Andererseits dürfen wir nicht vergessen, daß die englische und amerikanische Theologie in einem Maße „konservativ" ist, daß sie sich mit wenigen deutschen Theologen in Behandlung der hl. Schrift einverstanden erklären dürfte.

Drittens verweisen wir auf die außerordentlich lebhafte Missionsbegeisterung in Amerika. Die Zahl der sich meldenden Missionare und der zur Verfügung gestellten Mittel übersteigt alle unsere Begriffe. Leider läuft freilich auch viel Thörichtes dabei unter, ungesunder Enthusiasmus, falsche Ideale. Besonders rechnen wir dahin die Idee der „Evangelisierung der Welt in dieser Generation", von der man in Amerika redet, ja in den nächsten zehn Jahren will dieselbe ein Dr. Pierson bewirken. Man sagt sich dabei von allen Erfahrungen der Geschichte los, will keine lange Vorbereitung der Missionare hindernd dazwischen schieben; gleich einem neuen Kreuzzug sollen Tausende und Zehntausende von Missionaren in alle Lande ziehen, ohne alle Direktion, eine „Guerilla-Mission", wofür man sich auf das Vorbild der ersten Jahrhunderte beruft. Daß in einem Zeitraum das Evangelium vielfach wirklich rein sporadisch durch private Berührungen ausgebreitet ist, ist nicht zu leugnen. Aber welch andere Verhältnisse damals und jetzt! Die deutschen Missionen haben ihre Erfahrungen gemacht und alle Missionsgesellschaften, besonders die Brüder- und die Hermannsburger Mission, haben die Ansprüche an die Ausbildung ihrer Sendboten stetig höher geschraubt. Möchte in unserem lieben übernüchternen Deutschland etwas von der amerikanischen Begeisterung für die Mission entstehen! — Wir erwähnen an dieser Stelle, daß der evangelische Oberkirchenrat in Berlin seinen Erlaß bezüglich des Missionsdienstes der Theologen kürzlich erläutert hat. Die Vorstände der Missionsleitungen hatten ihm Vorstellungen darüber gemacht, erstlich daß durch die Bereitwilligkeit, Theologen in der Heimat anzustellen, die fünf Jahre der Mission gedient, der Missionarsberuf, der nur Lebensberuf sein könne, geschädigt werde, zweitens daß durch den Ausdruck, der Oberkirchenrat behielte sich vor, solche zurückzurufen, die Selbständigkeit der Missionsleitung beeinträchtigt erschiene. Bezüglich des letzteren Bedenkens erklärt nun die Behörde, daß ein Einverständnis mit der betreffenden Missionsleitung selbstverständliche Voraussetzung sei, und bezüglich des ersteren, daß sie durch den Termin von fünf Jahren habe dem entgegenwirken wollen, daß nicht junge Leute in plötzlicher Aufwallung der Begeisterung sich dem Missionsdienst widmeten, aber in kurzem der Sache müde würden und zurück-

begehrten; wer vor fünf Jahren zurückkehre, könne sich einer Fürsorge durch den evangelischen Oberkirchenrat nicht versehen. Der Erlaß ist von großem Wohlwollen gegen die Mission getragen. —

Wenden wir unsern Blick der Heimat zu, so müssen wir erleben, daß das in unserem vorletzten Satze über die vaterländischen kirchlichen Kreise gefällte Urteil doch nicht mehr ganz paßt. In Deutschland hat sich die Heilsarmee eingebürgert! Wir müssen uns heute ein wenig mit ihr beschäftigen. Wir sind, mit anderen, stark dazu geneigt, die großartigen Wirkungen in der Proletarierwelt Englands, welche die Truppe des General Booth erzielt hat, als Frucht anzuerkennen, nach der wir den Baum zu beurteilen haben. Allein sobald wir der Wirksamkeit dieser Welt- und Himmelsstürmer näher treten, wird doch das Bedenkliche, Verwerfliche, ja Anarchistische in ihrem Charakter immer mehr offenbar. Kürzlich ist uns der „Kriegsruf" zugeschickt, der im 5. Jahrgang erscheint und in Berlin verlegt und redigiert wird. Beim Durchlesen dieses Blattes überkommt den evangelischen Christen doch ein Ingrimm über diese Schmach, die man unserer evangelisch-lutherischen Kirche in Deutschland anthut. Die Praxis der Heilsarmee ist eine durchaus jesuitische, ihre Heilslehre die römisch-katholische. Die Leser müssen gestatten, daß ihnen einige genauere Mitteilungen darüber gemacht werden. Unter anderem beschreibt ein junges Mädchen, wie sie an den Versammlungen der Heilsarmee als Mitarbeiterin teilgenommen habe, und zwar hat sie an Kindern „gearbeitet". Innerlich stand sie aber dabei noch so, daß sie im übrigen Leben, für Besuche und Promenaden einen Hut mit Vogelputz trug, aber für die Kinderbekehrungsversammlungen trug sie einen einfachen Hut mit blauen Bändern. Eines Tages hat sie den christlichen Hut vergessen und wird erst auf dem Wege inne, daß sie den Vogel auf dem Kopfe hat. „So durfte ich vor die Kinder nicht treten, da man dieselben ja lehrte, daß die einfache Uniform zu tragen das rechte Ding sei." Sie trennt den Vogel also ab, steckt ihn in die Tasche, wo er natürlich verdirbt, des Abends zerzaust zu Tage kommt, worauf sie denn diesen „kleinen Götzen" dem lieben Heiland zu Füßen legt. Ist auch dieses Bekenntnis der eigenen vergangenen Schwäche anzuerkennen, so entrüstet uns erstlich, daß die Rücksicht auf die Lehre von der Uniform, die man den Kindern beibringt, und die sie auch auf den Lippen hat, obgleich sie sich nicht selbst danach richtet, die Toilette dieser Dame bestimmt. Wir müssen es ferner auf das Entschiedenste tadeln, daß die Heilsarmee die allerunreifesten christlichen Anfänger zu „Arbeitern" benutzt. Aber wie arbeitet sie nun? Sie spricht sich darüber aus, indem sie von dem Vogel redet: „ich vergaß ihn, als ich zwischen die Bänke trat und meine Arme um das weinende Mädchen legte, ich vergaß ihn, als ich mit ihr an der Bußbank kniete u. s. w." Man bedenke, daß es Kinder sind, an denen sie arbeitet, die sie so bearbeitet, daß die armen Geschöpfe weinen und dann mit ihr an die Bußbank knieen. Und angenommen, daß solche einmaligen ernsten Vorwürfe, die damit bei den Kindern verbunden sein mögen, ihnen ganz gut thun, — das Furchtbare ist doch, daß ihnen eingeredet wird: nun seien sie errettet, bekehrt, wiedergeboren, oder wie die Ausdrücke lauten. Es ist aber eine vollständige Veräußerlichung der Geheimnisse des Evangeliums und seines Lebens in einer Menschenseele. Und es ist völlig erklärlich, daß die „Arbeit" — dieser nicht kleine, sondern große Götze der Heilsarmee und ihrer Affiliirten, — in ihren Organen behandelt und aufgezählt wird, wie in römischen Ablaßbriefen. Auf der letzten Seite unserer Nummer des Kriegsrufes findet sich folgendes, das wir ohne Bemerkung wörtlich wiedergeben: „Das große Wettrennen im Gutesthun von 1891. Die größte Anzahl von Dienststunden, die ein Offizier während einer Woche auf Besuchen, Kriegsrufverkauf u. s. w. zugebracht hat: 41, die größte Anzahl von Wohnungen, in denen ein Offizier gebetet hat: 43, die größte Anzahl von Wohnungen, die ein Offizier besucht hat: 75, die größte Anzahl von Kriegsrufen, die ein Offizier verkauft hat: 204. NB. Jeder Rapport, der nicht mit der ersten Post am Montag morgen auf dem Hauptquartier ankommt, kommt zu spät! —"

Gewiß wollen wir keine Gewaltmaßregeln gegen die Heilsarmee gebrauchen oder empfehlen. Aber wir wollen, daß man sich klar macht, daß es ein Unglück für die Seele ist, die das Christentum durch die Heilsarmee in einer so verkehrten Weise kennen lernt, **anstatt** durch die Vertreter des reinen Evangeliums. Die Anstrengungen von jener Seite müssen darum der Kirche ein Sporn sein, mit gleichem Eifer und unermüdlicher Liebe Seelen zu suchen und auch immer neue Wege zu finden, auf denen die alte Wahrheit an die Herzen kommt.

Im letzten Bericht hatten wir die Thesen des Propstes **Kier** für die Kieler theologische Konferenz erwähnt; wir müssen heut noch einmal darauf eingehen*). Die Konferenz, vor deren Zusammentritt Generalsuperintendent Ruperti aus dem Vorstande ausgetreten war, weil er nicht teilnehmen könne an einer Gemeinschaft, in der solche Thesen wie die von Propst Kier veröffentlichten diskutierbar seien, hat einen viel friedlicheren Verlauf genommen, als zu erwarten war. Und zwar aus zwei Gründen: 1) Weil die maßgebenden Persönlichkeiten derselben, besonders die Kieler theologischen Professoren, erklärten, daß der Referent für seinen verhältnismäßig positiven Standpunkt „in den Thesen selbst den denkbar ungünstigsten Ausdruck gewählt habe". Besonders ging das wohl auf folgende Stellen in den Thesen: in These 3 heißt es: „daß die Bibel ein menschliches Buch ist, auch mit den Mängeln und Fehlern behaftet, welche allen menschlichen Werken anhangen, ist nachgewiesen," — und in These 9: „Auf die Frage, wie weit die Neuerung soll vor die Gemeinde gebracht werden, antworte ich vorläufig: in der Litteratur: ja; auf der Kanzel: nein; im Konfirmandenunterricht: ja." — Zweitens aber erklärte der Referent in seinem warmen und pietätvoll gehaltenen Vortrage selbst, daß seine unter viel leiblicher und seelischer Trübsal geborenen Sätze ungeschickt gefaßt seien, ja daß er nicht nur die 9. These, sondern auch mehrere Ausdrücke in den vorhergehenden zurückzöge. In der Diskussion wurde als ein Mangel seiner Aeußerungen noch das hervorgehoben, daß nicht neben den Betonungen des menschlichen Charakters der hl. Bücher, in denen man doch im wesentlichen einig sei, auch mit größerer Bestimmtheit hervorgehoben sei: die Bibel ist Gottes Wort, nicht: sie enthält es nur (nämlich so, daß man sich nach kritischem oder religiösem Geschmack heraussuchen kann, was man dafür halten will).

Als einen trefflichen Beitrag zur Beurteilung der modernen Bibelkritik nennen wir an dieser Stelle eine höchst gelungene Satire auf dieselbe, die in einem ganz ernsthaft gehaltenen Buche über den Römerbrief vorliegt. Karl Hesedamm (Pseudonym?) hat denselben „querteilt und gevierteilt" (und nur an diesem Titel und dem Motto: „ich will auch ein Rätsel aufgeben", merkt man den Schalk), und vier Quellenschriften herausgefunden. In G[1] findet er eine stark judaisierende Richtung, in G[2] einen Autor, der den Glauben betone, aber nichts wisse vom Glauben an Jesum als Heilsbedingung, JC hebt den stellvertretenden Tod Jesu hervor, und ihm fallen die Hauptabschnitte zu, — während CJ einen mehr mystischen Charakter hat. Aber diese vier, dogmatisch ganz deutlich geschiedenen Verfasser sind auch durch andere Unterschiede zu erkennen; Herr Hesedamm hat eine ganze Reihe von Sprachverschiedenheiten in Worten und Wendungen zusammengestellt. Dem Leser kann an dieser gelungenen Persiflage deutlich werden, wie es heutzutage „gemacht wird", und kann ein berechtigtes Gefühl von tiefer Verachtung bekommen, mit der auf dieses kindische Hypothesenspiel herabzusehen ist, hinter dem heutzutage die Tendenz des Unglaubens ihren eigentlichen Charakter „wissenschaftlich" zu verbergen trachtet.

In der kirchlichen und theologischen Litteratur spielt einerseits die sociale Frage noch eine gewaltige Rolle, andererseits der ungenähte Rock von Trier, den ein kundiger

*) Durch ein Versehen in der Adressierung gelangten die wenige Stunden nach dem Bericht abgesandten Zusätze und Berichtigungen nicht in die Hände des Redakteurs und darum nicht mehr in das vorige Heft.



Artikel in voriger Nummer geschickt aufgetrennt hat, und endlich die Drummond-Litteratur, worüber ja auch in unserem Litteraturbericht manches zu finden ist. Wir sehen in der Aufregung, in welche durch dieselbe unsere gebildete Welt versetzt wird, ein gutes Zeichen. Die religiösen Fragen werden Vielen in den Vordergrund gerückt, die früher ganz sorglos darüber hinweggingen. Und wenn auch entsetzlich viel Urteilslosigkeit, Verdrehung, Modethorheit dabei mitspielt, — es ist ein Fortschritt, wenn man nicht mehr totschweigt und gleichgiltig vorübergeht. Wenn nur die Freunde des Kreuzes Christi auf ihrem Posten stehen!

Verschiedenes.

Zeichen der Zeit.

Die freireligiösen Gemeinden Deutschlands haben zu Anfang August in Berlin ihre Bundesversammlung gehalten, auf welcher der ganze Jammer dieser kläglichen, in sich selbst haltlosen und unter einander zerrissenen „sonstigen Christen" wieder einmal zu Tage getreten ist. Zu letzterer Kategorie, unter die sie noch bei der verflossenen Volkszählung gerechnet wurden, wollen sie allerdings nicht mehr gehören, in der richtigen Erkenntnis, daß Juden und Socialdemokraten, die beide ein Hauptkontingent zu ihren Reihen stellen, schlecht mit dem Sammelnamen „Christen" zusammengefaßt werden. So war es denn auch der zukünftige Name, welcher der Bundesversammlung die größten Schwierigkeiten verursacht hat, ohne daß schließlich ein Resultat erzielt wäre. Nur in der Negation war man einig: daß man nämlich nicht mehr „Christ" und „religiös" sei. Was man aber sei, darüber war man sich nicht klar — und wird es vermutlich nicht eher werden, als bis die Socialdemokratie, die in jenen Vereinen immer mehr die Oberhand gewinnt, eines guten Tages ihr Haupt erhebt und den Rest der „freireligiösen" Schwärmer alten Stils „frei" nach Liebknecht an die Luft befördert. Lehrreich ist in dieser Beziehung der Eintritt mehrerer rein socialdemokratischer Vereine in den Bund, von denen die „freie Dissidentengemeinde" in Charlottenburg gleich folgenden, in der Urorthographie wiedergegebenen Antrag stellte:

„Die Bundesversammlung wolle beschliezen, sämtliche Gemeinden, welche Mitglied des Bundes sind, ihre Gemeinden ein freiem, Nahm bei zu legen, welcher nicht so anstozend mit der Religion in verbindung steth, da wier doch auf den freien und Wissentschaftlichen Sozjealistechen gedanken stehen. — Die Bundesversammlung wolle beschliezen in sämtlichen freien Schriften statt daß Wort Prediger zu setzen Schprecher da wier keine Prediger haben."

Wenn diese Anträge auch noch abgelehnt wurden, so ersieht man doch aus ihnen und noch mehr aus der daran geknüpften Debatte, wie weit es mit der freireligiösen Richtung gekommen ist. Der „freie" Teil folgt dem Charlottenburger „Schprecher", der „religiöse" sucht sich vielleicht an dem selbst haltlosen Herrn v. Egidy zu halten — „der Rest ist Schweigen."

* * *

„Religion ist Privatsache", heißt es im Gothaer Programm der Socialdemokraten von 1875. Dafür hat der neue Entwurf die „Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken" eingesetzt. In einer großen Berliner Volksversammlung am 16. Juli d. J. erläuterte Bebel diesen Satz durch folgenden Vergleich: „Jeder, der das Bedürfnis fühlt, einen Geistlichen in Anspruch zu nehmen, mag denselben bezahlen, wie man den Schuhmacher und Schneider bezahlt, wenn man ihn in Anspruch nimmt." Der Vergleich ist in jedem Falle sehr unglücklich gewählt. Denkt Bebel dabei an die Verhältnisse unseres annoch bestehenden „Klassenstaats", — dann könnten die Pastoren und mit ihnen die christliche Kirche recht zufrieden

sein, denn einen Schneider und Schuster braucht jeder ohne Ausnahme, während das Wort Gottes jetzt den meisten überflüssig, anderen nur als sonntäglicher Luxus erscheint. Hatte aber Bebel konsequenterweise den „Zukunftsstaat" im Auge, — nun, da werden Kleider und Schuhe von Staats wegen produziert, es müßte also, wenn der Vergleich klappen soll, auch die Religion vom Staate kultiviert, keinesfalls aber Privatsache werden. Bei den Leibärzten wird diese Konsequenz thatsächlich gezogen, sie sollen im Zukunftsstaate besoldete Beamte werden; den Seelenärzten gegenüber geht aber die Logik gleich in die Brüche. Glücklicherweise hat man für alle solche Unlogik jetzt eine authentische Erklärung: es passiert eben den „Genossen" nach Liebknechts Ausspruch öfter einmal, „dummes Zeug zu reden".

* * *

Kinderausstellung. Es ist leider kein Druckfehler — wie wir beim ersten Hinsehen glaubten — der bei einer für den 17.—18. August in den Zeitungen angekündigten Kinderausstellung zu Verona sein Wesen getrieben hätte. Denn es soll thatsächlich nicht etwa eine harmlose Rinderausstellung, sondern ein „Schönheitspreisbewerb für Kinder von drei bis zu fünf Jahren" (!) daselbst stattfinden — zu dem übrigens für diesmal nur Kinder aus der Gegend von Venedig, Brescia und Mantua zugelassen werden. Natürlich sind die eigentlichen Ausstellungsobjekte die betreffenden Mütter — von den Vätern solcher Babys wird man wohl kaum etwas hören. — Der nächste Schritt ist nun der, daß die „schönsten Exemplare" angekauft und öffentlich verlost werden. Den Ertrag der Lotterie könnte man ja etwa dem Antisklavereikomitee zu gute kommen lassen!

* * *

Menschenhaut. In Westfalen bietet sich jetzt gute Gelegenheit, „seine Haut zu Markte zu tragen." In der Umgegend von Bielefeld kann man sie gratis gerben lassen, was gelegentlich der „Schlacht von Spenge" kürzlich in größerem Maßstabe geschehen ist und unter gewissen Umständen hoffentlich auch in Zukunft noch weiter besorgt wird. In Münster wird dann das fertige Fabrikat verkauft in Gestalt von „Portemonnaies aus Menschenhaut". Da der Preis des Portemonnaies auf 2 Mk. eingesetzt ist und aus einer normalen Haut wohl etwa 50 Stück gefertigt werden mögen, so verlohnt es sich doch noch, „aus der Haut zu fahren", — was in den socialdemokratischen Kreisen Bielefelds gegenwärtig auch stark an der Tagesordnung sein soll.

An meinen Bruder.

Ich fuhr heut durch dein Erbe
Im Maiensonnenschein;
Die kronenreichen Wälder,
Die segenschweren Felder —
Einst war es alles dein. —
Die lichte Gottessonne
Lag auf dem jungen Laub,
Und rings, welch blühend Leben,
Welch Sprießen, Wachsen, Streben!
Nur du — des Todes Raub.
Von all den weiten Landen
Ward nur ein Hügel dein,
Und von den Eichen allen
Ist eine nur gefallen
Für dich — zum Totenschrein!

Hans Iburg.

Von Liebe nur kann lassen.

I.

Von Liebe nur kann lassen
Ein Herz, das nie geliebt
Und nicht vermag zu fassen
Welch Glück die Treue giebt.

II.

Wird auch die Erde ärmer,
Und wird das Leben kalt —
Das Feuer glüht nur wärmer,
Das tief im Herzen strahlt.

III.

Die Blätter sich verfärben
Wenn schwand des Sommers Pracht —
Die Lieb' macht leicht das Sterben
Wenn's Tagewerk vollbracht.

M. v. Reitzenstein.



Juvenilia.

Ein Fragment.

Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre, und wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder. Luc. 22, 32.

Das Himmelreich ist einer Thräne gleich,
Die ich im Auge eines Jünglings schaute!
Wie war in jenem Augenblick die Welt so reich:
Die Sonne flammte auf, der Himmel blaute,
So strahlend, wie am ersten Schöpfungstag —
Und während rings im Winter alles lag,
Die Bäume märchenhaft im Reifgewand
Am Strome standen, den der Frost gebannt —
Uns Brücken bauend, die kristallnen Pfade —
Weht hier schon Lenzeshauch: ein Auge taut
Und eine Seele öffnet sich der Gnade! — — —

Was ist die Gnade? sprich, mein Freund; ein Wort,
Ach, nur zu dürftig, wo's den Inhalt gilt
Der ganzen Ewigkeit hineinzulegen.
Wir schauen über uns am dunklen Ort
Verheißungsvoll der Sterne lichten Segen,
Wir fühlens, wie der Busen ahnend schwillt — —
Ist alles Irdische nicht nur ein Bild,
Ein Gleichnis ewgen Lebens, welches dort
Der Seele letzten Wunsch und Seufzer stillt,
Wenn sie nun schaut, was hier ihr Glaubenshort
In dunklen Stunden war und friedelosen.

Es giebt ein ewges Leben! — selge Wahrheit,
So sicher und gewiß als seine Klarheit,
Den Wiederschein ich seiner tiefen Rosen
Auf einem reinen Jünglingsantlitz sah,
Das von dem Tau der Ewigkeit besprengt
In Thränen glänzte. Gottes Gnad' war nah, —

Anbetend ist vor Ihm mein Haupt gesenkt,
Der Herzen, wie die Wasserbäche lenkt,
Und dessen Geist genaht einst meiner Seele
In selig ernster Stund' mit heilgem Oele! —

Auch ich war jener Kaufmann, welcher lange
Nach Perlen suchend — eine Perle fand,
Die köstliche, im heißen Sehnsuchtsdrange
Hingebend alles, — sie allein erstand.
Wohl hab ich nichts, nicht Gold noch Edelsteine,
Ach nur mein Herz, doch gäb ich's freudig hin
Um diese Perle, diese klare, reine.
Nicht aber mit der Liebe schnödem Sinn,
Die tief im Grunde Selbstsucht ist, verlange
Ich nach der Perle leuchtendem Gewinn,
Ich möchte sie im sel'gen Ueberschwange
Der Dankbarkeit nur Ihm zu Füßen legen,
Der beide uns geliebt schon lange, lange
Bevor wir ahnten von den Wunderwegen,
Die Seine Jünger, wie im Traum er führt.
— — — — — — — — — —
Dann ist Er plötzlich da, dann brennt das Herz,
Vom Hauch des Auferstandenen berührt,
In heil'ge Thränen löset sich der Schmerz
Und in des Lebens finstre Tiefen fällt
Ein Strahl von Seiner Liebe, der die Welt
In einen hellen Garten Gottes wandelt
Und unsre bittre Einsamkeit versüßt.
In ihrem Glanz die Thräne sanfter fließt,
An ihr erhebt der Glaube sich und handelt. — —

(Livland. 1888.) Carl Hunnius.

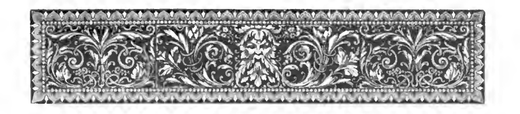


Heimweh.

„Wann das Heimweh kommt?“ Wann mag das sein?
Es zieht mit dem Lenzhauch ins Land herein;
Wenn noch die Hülle die Knospe bedeckt,
Hat der Amsel Ruf schon das Heimweh geweckt.
Und durchziehen die ersten Schwalben die Luft,
Horch! wie es da pocht und sehnsüchtig ruft:
„Hier bin ich! Hier bin ich! Mach auf geschwind!
„Hier bin ich, das Heimweh, der Berge Kind!“

Und schließt du dem Heimweh die Thüre nicht zu,
Begleitet's dich immer und läßt dir nicht Ruh':
Bald winkt dir's aus jedem Blaublümlein im Haag,
Und schläfst du, so ruft es mit Liedern dich wach
In der Muttersprache anheimelndem Laut,
Bis in heißen Thränen das Auge dir taut.
Drum hüte dich fein! Laß es nimmer herein!
Wann das Heimweh kommt, wirst du traurig sein!

Hans Iburg.



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Zur Kolonialpolitik des deutschen Reiches.** Von E. Freiherr von Ungern-Sternberg. (Stuttgart, Belser.) 47 S. 1 M.

Das vorliegende Heft 115 (Band XVI, Heft 3) der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" sei ganz besonderer Beachtung empfohlen. Es ist unseres Wissens die erste übersichtliche und zugleich kritische Darstellung unserer neuesten Kolonialentwicklung. Freilich — wer den Gang der Dinge einigermaßen verfolgt hat, der weiß von vornherein, daß es keine erheiternde „Badelektüre" ist, die hier geboten wird, sondern die Darstellung einer unsicheren, schwankenden, tastenden, widerspruchsvollen Politik, durchsetzt mit starken, für unser Nationalgefühl demütigenden Mißgriffen. „Unsere Geschichte", sagt mit Recht der Verfasser, „stellt in eben dem Maße eine Kette von verpaßten Gelegenheiten dar, als die Großbritanniens eine solche von gut benutzten Momenten aufweist." Aber gerade was die Selbsterkenntnis fördert, ist ja oft gut und nützlich zu lesen, auch wenn es keineswegs das Herz erfreut. Uebrigens fehlt es auch nicht an Lichtpunkten in dem vielen Schatten. Diese Lichtpunkte sind die hervorragenden Thaten einzelner energischer Männer, besonders des Herrn von Wißmann und des Dr. Peters. Nur daß stets der Freude über ihre Leistungen als hinkender Bote die starke Mißempfindung folgt, welche die Unlust unseres auswärtigen Amtes, aus den Erfolgen etwas zu machen, erwecken muß, und der gänzliche Mangel an Begeisterung, die ja immerhin versteckt werden könnte, wenn sie nur in entsprechenden Thaten zum Ausdruck käme. Gewiß gereicht es der Regierung zur Entlastung, daß in unserem Parlament eine Partei sich findet, wie kein anderes Parlament sie aufzuweisen hat, eine Partei, die es mit dem Auslande hält und keine größere Freude kennt, als die eigene Regierung vor dem Ausland herabzusetzen. Inzwischen hätte sich zur Bekämpfung derselben weit mehr thun lassen, wenn nur etwas mehr „Kolonialbegeisterung" vorhanden gewesen wäre, die Fürst Bismarck, wie Herr v. Caprivi stets von sich abgewiesen haben. Auch das heute anscheinend bestehende Programm ist unseres Erachtens viel zu bescheiden und weit eher neue Demütigung als Erfolg verbürgend. Im Urteil stimmen wir fast durchweg mit dem Verfasser überein, nur daß wir den Vorwurf der „Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit", der dem Reichstag wegen Ablehnung der Samoavorlage gemacht wurde, für nicht gerechtfertigt halten. Unseres Erachtens mußte die Vorlage so wie sie war von jedem gewissenhaften Abgeordneten abgelehnt werden, da die öffentlichen Mittel nicht da sind zur Sanierung fallter Firmen. Es wäre aber wohl möglich gewesen, der Sache ein anderes Gesicht zu geben, wenn man auf die Rettung des Hauses Godeffroy von vornherein verzichtet hätte.

— **Bismarck im Reichstage.** Von Max Bewer. (Dresden, Glöß.) 64 S. 50 Pf.

Es handelt sich um den kommenden, bez. um die kommenden Reichstage und um die Rolle, die nach Bewer Fürst Bismarck in denselben spielen soll. Der Verf. ist ein geistreicher Mann und er schreibt so, daß es ein Vergnügen ist, seine gepfefferten und scharf gesalzenen Sätze zu genießen, zumal recht häufig Thesen vorkommen, in denen Humor und gesunder Menschenverstand sich glücklichst die Hand reichen. Im ganzen und großen haben wir aber doch — hoffentlich mit Unrecht — die Empfindung, daß Herr Bewer nicht δογματικως, sondern γυμναστικως spricht, und daß er kein anderes ernsthaftes Ziel verfolgt, als eben wieder eine Broschüre zu schreiben. Wir meinen aber, daß ein so gescheidter Schriftsteller sich nicht damit zufrieden geben sollte, nur dann und wann ein Brillantfeuerwerk abzubrennen, sondern daß, wenn er Kritik giebt, dieselbe den Thatsachen entsprechen muß, und wenn er Vorschläge macht, dieselben nicht auf den ersten Blick schon als undurchführbar sich ausweisen dürfen.

In beider Hinsicht aber brüskiert der Verfasser seine Leser. Die neue von ihm vorgeschlagene antisemitische Partei ist unmöglich, weil das Material dazu fehlt, und wenn sie möglich wäre, so könnte Bismarck nicht Führer sein, weil er Philosemit ist. Uns wird es recht sein, wenn Herr Bewer Recht behält. Aber daß er Recht behält, vermögen wir nicht zu hoffen.

— Die Sprachenfreiheit. Von Karl Reinhold. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1891. 21 S.

Verfasser ist ein großer Freund unseres, des „nationalen Jahrhunderts", im Gegensatz zum kosmopolitischen 18. Jahrhundert. Aber er beklagt die Uebertreibung der nationalen Vorliebe und Begeisterung, wenn und wo sie so weit geht, unterworfenen Völkern oder versprengten Volkssplittern, wie sie an allen Grenzen sitzen, die Sprache durch Zwangsmaßregeln der Verwaltung zu vergewaltigen, und, wie früher den Religionszwang — cujus regio, ejus religio — jetzt den Sprachenzwang zu einem Souveränetätsrecht zu machen. Seine Schlußfolgerung ist die Frage: „Warum sollte es unmöglich sein, durch europäische Verträge ein internationales Sprachenrecht zu schaffen? Fast jede herrschende Nation sieht doch entweder eigene Volksgenossen oder, sei es durch Blutsverwandtschaft, sei es durch geschichtliche Erinnerung, ihr teure Volksstämme unter fremder Herrschaft, bei einer allgemeinen Anerkennung der Sprachenfreiheit würden Gewinn und Verlust gegenseitig sein, der internationale Besitzstand der Staatsvölker würde unverändert bleiben und den kleinen, staatlosen Völkern würde das Joch der nationalen Knechtschaft vom Nacken genommen werden. In der reinen Luft der Sprachenfreiheit würde das Ungeheuer des Nationalhasses nicht mehr lange leben können und viel Stoff zu feindlicher Spannung zwischen den Staatsvölkern weggeräumt sein. Wenn erst einmal die in Europa noch schwebenden großen politischen Machtfragen zur Entscheidung gekommen sind, dann wird ein langer und fruchtbarer Zeitraum nationalen und internationalen Friedens folgen können."

Wir stimmen dem Verfasser nur teilweise bei. Für uns hat das Nationale wie das Kosmopolitische gleiches Recht. Gott hat jedem Volk, wie jedem Menschen, eine gewisse natürliche Charaktereigentümlichkeit gegeben, deren Entwicklung das Leben ausmacht. Es gilt die guten Anlagen pflegen, die gefährlichen bekämpfen. Wie aber der einzelne Mensch nicht als Atom in die Welt tritt, sondern als Glied einer Familie, eines Staates, einer Kirche, so lebt auch kein Volk für sich allein, vielmehr jedes bedingt durch andere, meist benachbarte Völker. Es giebt also für den Einzelnen wohl individuale Pflichten und einen gesunden Egoismus, aber auch eine Grenze, wo die sociale Pflicht anfängt. Desgleichen für die Völker ein Recht und eine Pflicht, die eigene Persönlichkeit zu wahren und zu pflegen, aber auch eine Grenze, wo der Gedanke in sein Recht tritt, daß nicht nur die Volks- und Stammesgenossen, sondern alle Menschen Brüder sind, nicht berufen, sich zu zerfleischen, um die eigene Person auf Kosten anderer zu erheben, sondern berufen, sich gegenseitig zu dienen, ein jedes mit der Gabe, die es empfangen hat. Die Verkennung dieses Umstandes hat den krankhaften nationalen Chauvinismus großgezogen, den überspannten Egoismus der Völker, dessen Leidenschaft blind macht. Der Punkt, wo die sociale und individuale, die nationale und die kosmopolitische Pflicht sich ablösen sollen, wird immer schwankend sein; er ist quaestio facti und muß es bleiben. Daraus folgt, daß auch wir die Ueberspannung des Sprachenzwangs verwerfen, freilich mit den aus politischer Notwendigkeit sich etwa ergebenden Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Das vom Verf. vorgeschlagene internationale Sprachenrecht dürfte aber wohl Utopie bleiben. Wo ist eine europäische Nation, die sich gerade in diesem heikelsten Punkt ihrer Freiheit begeben möchte? Mit dem international garantierten Weltfrieden ließe sich auch wohl ein Paragraph über Sprachenfreiheit verbinden. Aber so lange der größere Punkt noch aussteht, werden wir auch wohl auf die kleinere Unterabteilung warten müssen.

2. Kirche und Schule.

— Die kirchliche Lage in den baltischen Provinzen Rußlands. Vortrag, gehalten auf der allg. Pfarrkonferenz der evangelischen Geistlichen der (hessischen) Provinz Starkenburg, auf Wunsch der Konferenz in etwas erweiterter Gestalt veröffentlicht von Samuel Eck, Pfarrer in Rumpenheim. (Darmstadt, Johannes Waitz.) 47 S.

Der Verf. geht objektiv zu Werk; er führt die Gründe an, welche russischerseits zur Unterdrückung der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen führen. Die russische Orthodoxie und Rußland sind eins, der Zar ist das weltliche Oberhaupt der Kirche. Die russische Nationalität in Kirche und Staat schließt alles Nichtrussische aus. Es sind viel weniger religiöse Beweggründe als politische, welche den jetzigen Kaiser in den zweifellos für ihn verhängnisvollen Zelotismus gegen unsere Stammes- und Glaubensgenossen treiben. Bei der früher oder später erfolgenden Abrechnung mit dem halbasiatischen Koloß werden mit Gottes Hilfe die deutschen Provinzen und Finnland von dem russischen Reiche abgelöst und mit Deutschland beziehungsweise Schweden vereinigt werden. Bis zu dieser Abrechnung werden hoffentlich noch viele deutsch und evangelisch gesinnte Bekenner in den baltischen Provinzen auf dem Plane sein.

O. K.

— Die Bedeutung der heiligen Schrift für den evangelischen Christen. Von D. Erich Haupt. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). 1891. 96 S. 80 Pf.

Die Abhandlung ist, in etwas verkürzter Form, zuerst in der „Christlichen Welt" erschienen. Das wäre an sich noch keine Empfehlung, denn die „Christl. Welt" bringt sehr verschiedenwertige Gaben, wie auch ihre Mitarbeiter mannigfaltige theologische Standpunkte, bis zum äußersten Ritschlianismus

hin einnehmen. Von Professor Haupt wird man diesen letzteren Standpunkt indessen nicht erwarten, und wem es — wie dem Schreiber dieses vor Zeiten — einmal vergönnt gewesen ist, als Lernender zu seinen Füßen zu sitzen, der wird eine Schrift von ihm mit der frohen Hoffnung in die Hand nehmen, in irgend einer Weise dadurch gefördert zu werden. Das trifft in hohem Grade zu auf die hier anzuzeigende Abhandlung „von der Bedeutung der heil. Schrift". Freilich ist das Thema auch eins von den zentralen, auf das man immer wieder geführt wird, wenn etwas im Glaubensleben des Einzelnen wie der Gemeinde nicht richtig ist. Dann sieht sich der evangelische Christ, dem weder Papst noch Konzilien als hülfreiche und bequeme Autoritäten unter die Arme greifen können, als einzige Stütze auf die heil. Schrift verwiesen, und es entsteht für ihn von selbst die Frage, warum, resp. wie weit denn diese ihm den letzten Grund seines Glaubens, die Norm seines Handelns abzugeben vermag. Diese Frage wird um so brennender, wenn er, gleichviel ob als Laie oder als Theologe, nicht im stande ist, das Opfer des Intellekts zu bringen und den offenbaren Unrichtigkeiten, Irrtümern und Ungenauigkeiten der biblischen Berichte seinen Geist, der modernen litterarisch-historischen Bibelkritik sein Ohr zu verschließen. Dann liegt die Gefahr nahe — und wie oft verwirklicht sie sich! — daß mit dem Fürwahrhalten des Bibelbuchstabens auch der Glaube (im evangel. Sinne) zu Fall kommt, daß mir die Ueberzeugung von der möglichen Fehlsamkeit der geschichtlichen Urkunden auch meinen Heiland selbst raubt, von dem diese Urkunden berichten. Daß das nicht geschehe, dazu will die Schrift D. Haupts den Fingerzeig geben, und sie ist in der Gegenwart, wo wieder einmal über die „Irrtumslosigkeit" der ganzen h. Schrift, mit welcher der evangelische Glaube stehe und falle, ein gewaltiger Streit ausgebrochen ist, noch ganz besonders beachtenswert. Auch darum darf Haupts Arbeit auf der rechten Seite besondere Berücksichtigung beanspruchen, weil ihm persönlich, wie er zum Ueberfluß noch ausdrücklich erklärt, bei aller Freiheit in bibelkritischen Fragen, die christlichen Heilsthatsachen unverrückbar feststehen, es sich also bei ihm nicht um jenen oft gemachten, nach Egidy schmeckenden Versuch handelt, der inneren, ungläubigen Herzensstellung goldene Brücken ins Reich Gottes hinein zu bauen.

Was Haupt klarlegen will, ist in kurzen Worten folgendes: Die Autorität der h. Schrift, sowohl für den Einzelnen als für die Gemeinde, beruht nicht auf ihren Verfassern noch auf irgend einer sonstigen äußeren Instanz, sondern einzig und allein auf ihr selbst; sie läßt sich nicht beweisen, sondern nur erfahren. Und selbst wenn sie bewiesen wäre, so wäre das für die Erzeugung des evangelischen Glaubensbegriffes irrelevant, wenn nicht die gegenwärtige innere Erfahrung, das eigene Erlebnis des Einzelnen hinzukäme, die jenen Autoritätsglauben — ein wertloses Fürwahrhalten — erst zum Glauben im evangelischen Sinne macht. Ob ich die biblischen Berichte für „an sich" wahr halte, ist zunächst gleichgültig; nur was in der Gegenwart „für mich" wahr geworden ist, hat Wert für mich und mein inneres Leben, denn „aller wahre Glaube ist ein Glaube an etwas Gegenwärtiges." So wird auch „jenem scheinbar so frommen und innerlich so durch und durch von dem Glaubensstandpunkt verlassenen Schriftgebrauch ein Ende gemacht, dem jedes einzelne Wort der Schrift als einzelnes ein Orakel ist, und der dann dazu gelangt, über das Verhältnis eines Menschen zur Schrift zu urteilen nicht darnach, wie er sich zu Joh. 3. 16, sondern wie er sich zu der Geschichte von Bileams Eselin verhält" (S. 74).

An einer Stelle freilich (S. 46 ff.) kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, als hätte der Verf., im sichernden Bewußtsein seines eigenen Glaubensbesitzes, dem kritischen Verstande Zugeständnisse gemacht, die sich thatsächlich gar nicht vollziehen lassen. Er glaubt, wenn die wissenschaftliche Kritik ihm, d. h. seinem Intellekt, die Weihnachts- und Ostergeschichte als Thatsachen rauben sollte, daß dann doch sein Glaube — als rein religiöses Moment — auch diesen Geschichten gegenüber intakt bleiben könnte. Das ist entschieden zu weit gegangen, denn dadurch wird — in der löblichen Absicht, den Glauben von dem bloßen Fürwahrhalten zu trennen — ein Glaubensbegriff statuiert, der völlig in der Luft schwebt. Derselbe Standpunkt ist in der „Christl. Welt" ganz kürzlich wieder vertreten, freilich schon mit einer Schwenkung nach links und in recht dürren Worten: Der evangelische Geistliche *soll* danach sich die „Geistesfreiheit" bewahren resp. anschaffen, als *wissenschaftlicher Theologe* zu allen Fragen entweder die Achseln zu zucken, oder sie in negativster, d. i. „wissenschaftlichster" Weise zu beantworten: daneben aber muß er auch noch eine *rein religiöse*, von jener wissenschaftlichen ganz getrennte Betrachtungsweise besitzen, die ihn befähigt, alles, was sein Verstand soeben radikal negiert hat, ganz unbefangen mit dem *Gefühl* wieder aufzunehmen und zu genießen. So etwas giebt es in Wirklichkeit nicht, sondern das sind nur die alten Künste, mit denen Herz und Kopf, Glaube und Wissen mit einander paktieren möchten; beide „können zusammen *nie* kommen," denn „das Wasser ist viel zu tief." — Was Haupt betrifft, so hat er sich von obigem ihm schon von anderer Seite gemachten Einwurf ausdrücklich in einem 5., später angehängten Abschnitt freigemacht; er konnte das freilich nicht, ohne die früher (S. 46 ff.) gemachten Ausführungen stillschweigend in etwas zu verschieben. Er hält nur noch fest, daß der Glaube, als eine Gottesthat am Menschen, auch *zu stande kommen kann*, ohne daß die Heilsthatsachen dem Menschen *zunächst* zur Gewißheit werden. Ist aber dann der Heilsglaube, durch Gottes Gnade gewirkt, da, dann giebt er zu, daß in demselben „allemal ein historisches Fürwahrhalten eingeschlossen ist, daß kein Gläubiger existiert, dem nicht der Jesus der Evangelien eine Realität ist" (S. 91). Setzt man dies erst am Schlusse mit voller Klarheit ausgesprochene Zugeständnis nach in die Abhandlung selbst ergänzend hinein, so haben wir hier eine Schrift, die auf manchen in

den Irrgängen der modernen Bibelkritik befangenen wahrhaft befreiend wirken muß, im übrigen aber auch Theologen wie religiös interessierten Laien warm empfohlen werden kann.
P. P.

— Von dem Perthesschen Handlexikon für evangelische Theologen ist mit der 29. und 30. Lieferung das Schlußheft erschienen. Damit ist dies großartige Unternehmen zu Ende geführt. Es war ja in dieser Vollständigkeit nur möglich in einer Zeit, wo die encyklopädische Behandlung der Wissenschaft zu der Höhe fortgeschritten, welche sie jetzt einnimmt. Aber auch in dieser Zeit, welch eine Unsumme von Arbeit! Daß in dieser Menge von Artikeln manche vorkommen, die Widerspruch erwecken, ist nur natürlich. Im ganzen scheint der Standpunkt der Lehre zur modernen Theologie hinüberzuneigen. Ein Verlassen des kirchlichen Fundaments aber zieht notwendig Unsicherheiten, Schwankungen nach sich. Man wird den dogmatischen Artikeln gegenüber prüfen müssen. Besonders dankenswert sind die homiletischen und hymnologischen Ausführungen; für die homiletisch behandelten Bibelstellen ist zum Schluß noch ein besonderes Verzeichnis gegeben. Inzwischen bereitet die unermüdliche Verlagsbuchhandlung schon ein neues großes Werk vor, ein theologisches Hilfslexikon, welches eine Sammlung von Tafeln, Tabellen und Wörterbüchern enthalten soll. Dasselbe ist auf zwei Bände von je 10 Lieferungen berechnet, die Lieferung zu 1 M., und soll 1892 vollendet werden.
D.

— Zur Judenfrage. Nach zwei Seiten hin bedarf die Judenfrage einer Lösung. Erstlich fragt es sich: was soll aus uns werden in Ansehung des jüdischen Einflusses? — und zweitens fragt es sich: was soll aus den Juden werden? Die Antwort auf die letztere Frage giebt die Judenmission. Derselben dienen zwei Zeitschriften, deren neueste Hefte uns vorliegen. Die vom sel. Delitzsch begründete „Saat auf Hoffnung", Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel, unter Mitwirkung von Dr. Fr. Buhl und Dr. Joh. Müller, viertelj. herausgegeben von Wilh. Faber, Pastor zu Tschirma b. Greiz. XXVIII. Jahrgang, 3. Heft. (Leipzig, 1891. Akademische Buchhandlung W. Faber. Preis jährlich 2 M.) Sie enthält nicht so sehr Nachrichten, deren es ja nicht viele giebt auf diesem Gebiete — und die nötigen werden natürlich gegeben, so enthält dies Heft am Schluß: Rundschau über Mission und Judentum —, als vielmehr geschichtliche und grundsätzliche Artikel, so z. B.: Das Geheimnis der Bekehrung Israels von Dr. Alfr. Jeremias — Biblische Gedanken über Judenmission — Nationale Bestrebungen in Israel von Stephan Vollert u. a. Letzterer ist sehr interessant und würde wohl zu mancher Polemik Anlaß geben. — Die andere Zeitschrift heißt: „Nathanael", Zeitschrift für die Arbeit der evangelischen Kirche an Israel, unter Mitwirkung von Lic. Dr. G. Dalman, herausgegeben von Prof. D. Hermann L. Strack. VII. Jahrg., 3. Heft. (Berlin, H. Reuther. Jährlich 6 Hefte. Preis 1 M. 25 Pf.) Der Charakter dieser Zeitschrift ist dem der erstgenannten ähnlich, das vorliegende Heft enthält eine eingehende Polemik des Herausgebers gegen Prof. Werners in Berlin gehaltenen Vortrag über Judentum und Christentum, einen Bericht über die Konferenz von Israeliten und Christen in Chicago im November 1890, das Lebensbild von Ad. Saphir, Stimmen aus der jüdischen Presse, Missionsrundschau u. s. w. — Je mehr die jüdische Frage — und der immer anwachsende Antisemitismus sorgt dafür — auf die Tagesordnung gesetzt wird, desto nötiger ist es, daß sich Christenleute auch mit der Judenmission beschäftigen; viele haben kein Urteil, geschweige denn eine Kenntnis über dieselbe, und doch ist es ein dankbares Studium. — Eine im hohen Maße ansprechende Broschüre ist das 29. Heft des Institutum judaicum zu Leipzig (Akademische Buchhandlung W. Faber 1891, 30 Pf.): Der Kampf des Lichtes mit der Finsternis unter den Juden Osteuropas. Beobachtungen und Erlebnisse von Wilh. Faber, Pastor zu Tschirma b. Greiz. Und führt uns dies in die heißen Kämpfe der Gegenwart, so sehen wir am 30. Heft desselben Instituts, daß auch in der Vergangenheit nicht minder ernste Auseinandersetzungen stattgefunden haben, sobald das Evangelium einem ernsten Juden innerlich nahe trat. In dem Heft erzählt Prof. D. Reinhold Seeberg die Geschichte des Hermann von Scheda, eines Proselyten des 12. Jahrhunderts (50 Seiten). Der kundige und gewiegte Forscher giebt eine anschauliche Schilderung der Zeit und der persönlichen Kämpfe des Helden, und auf den letzten 14 Seiten eine Fülle gelehrter Anmerkungen für Historiker.

Doch wir sprachen oben von zwei Fragen, die den Juden gegenüber zu stellen sind. Mit der anderen: wie haben wir uns des jüdischen Einflusses zu erwehren? beschäftigt sich ein kleines Heft, das 1890 in Berlin bei Thormann & Goetsch erschienen ist (47 S.): Die allgemeine christliche Wehrpflicht, eine Lösung der Judenfrage. Von einem alten Offizier. Mit dem Motto: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Der Verf. tritt gegen den mit den Bestrebungen für die kirchliche Selbständigkeit leider häufig verbundenen Pessimismus auf, der den Staat gewissermaßen preisgiebt; statt dessen sei der Staat für das Christentum (nicht eine bestimmte Kirche) zurückzuerobern, womit dann freilich eine Verfassungsänderung (in Preußen) verknüpft sein muß, wofür der Verfasser ausführliche paragraphierte Vorschläge macht, die darauf hinauslaufen, daß nicht nur die Juden, sondern alle Unchristen aus Staatsbürgern zu „Schutzbürgern" werden, die an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten keinen Anteil haben. Das Schriftchen ist so glaubensfreudig, frisch und klar geschrieben, und von so herzlicher, christlicher Gesinnung getragen, daß es eine rechte Freude ist, es zu lesen. Sehr richtig polemisiert der Verf. gegen das „es geht nicht", mit dem die Christen so bald ihre Ziele aufgeben. Daß ein im Sinne des Verf. christlicher Staat unser Ideal

sein kann, wer möchte das leugnen? Voraussetzung für die Durchführung wäre freilich eine ganz andere Erweckung unserer Gemeinden zu christlichem Leben, als wir es jetzt haben.

Die bisher genannten Schriften sind philosemitisch im christlichen Sinne, womit ja der berechtigte Antisemitismus von selbst gegeben ist. Bei der Beurteilung des letzteren ist vor allem der sociale Gesichtspunkt festzuhalten. Und es verträgt sich durchaus mit dem herzlichen Mitgefühl für das einstige Gottesvolk und mit dem innigen Wunsche seiner Bekehrung, auch mit der Hochachtung vor vielen gläubigen und ehrlichen Israeliten, daß man — vom socialpolitischen Gesichtspunkt aus anerkennt: Die Juden sind unser Unglück! Ja wir müssen weiter sagen: wer nicht zugiebt, daß die weitaus größte Gefahr für die gegenwärtige Kultur nicht von der roten Internationalen, sondern von der goldenen kommt, dem fehlt es entweder an politischer Orientierung oder er steht bewußt oder unbewußt in jüdischem Solde. Wir können darum auch den unchristlichen Antisemitismus nicht so blind verwerfen, als es vielfach geschieht. Es ist eine berechtigte Reaktion des Volkes gegen unerträgliche Beeinträchtigungen des deutschen wirtschaftlichen Lebens; daß er unchristlich und roh auftritt, ist Schuld der Regierungen und der Kirche. Zu den Ausgeburten des leidenschaftlichsten parteiischesten Antisemitismus gehört: Der Verzweiflungskampf der arischen Völker mit dem Judentum. II. Teil: Der Eid eines Juden. Von Hermann Ahlwardt, Rektor in Berlin. (Berlin, Grobhäuser. 1891. 55 S.) Wir fragen: wer ist daran schuld, daß solche Skandalgeschichten, — es handelt sich um das Privatleben Bleichröders — in dieser Weise öffentlich behandelt werden? Es würde nicht geschehen, wenn in höheren Regionen, alles mit rechten Dingen zuginge. Daß man bei allen antisemitischen Schriften dieser Art sehr vieles abziehen muß, versteht sich. Aber auch wenn wir ¾ abziehen, bleibt noch genug über. — Neuerdings ist Prof. Dr. Aug. Rohlings Talmud-Jude neu herausgegeben: „Mit einem Vorwort von Eduard Drumont aus der auch anderweitig vermehrten Ausgabe von A. Pontigny, in das Deutsche zurückübertragen von Karl Paasch.“ (Leipzig, 1891. Theod. Fritsch. 144 S.) Die Schrift ist zu bekannt, als daß wir darüber noch etwas zu sagen brauchten, wir erwähnen sie hier nur unter folg. Gesichtspunkt. In ihr tritt auch der oft gemachte und oft wiederlegte Vorwurf auf: die Juden brauchten Christenblut zu rituellen Zwecken. Gegen ihn hat sich ganz kürzlich Prof. Hermann L. Strack gewendet in Nr. 14 der Schriften des Institutum judaicum zu Berlin: Der Blutaberglaube bei Christen und Juden (München, Beck. 1891. 1 Mk.) Sehr richtig geht Strack hierin von dem Aberglauben überhaupt aus und weist in reicher Fülle das Vorkommen des tierischen und menschlichen Blutes, Abgänge, Leichenteilens bei den Völkern des Altertums, des Mittelalters bis in die neueste Zeit — auch bei Christen — nach. Unter diesen allgemeinen Aberglauben bringt er dann, wie uns scheint, zutreffend auch die Fälle, wo wirklich Juden Blut abergläubisch gebraucht haben. Daß Christenblut zu den religiösen Gebräuchen der heutigen Juden allgemein erforderlich sei, hat er (wie auch vor ihm andere) klar widerlegt, auch Rohlings Irrtümer darin aufgedeckt. Allein wenn sich nun Strack auf das mosaische Gesetz beruft, das jeden Blutgenuß verbietet, so ist damit für die Beurteilung des heutigen Judentums nichts bewiesen. Strack selbst führt neben den vielen abergläubischen Stellen aus heidnischen und christlichen Quellen auch den Talmud mehrfach an. Also der gräulichste Aberglaube in Hexen- und Zauberbüchern des Mittelalters, den wir heute belächeln und bedauern, und gleichzeitig in den noch heute geltenden Religionsbüchern der Juden von höchstem Ansehen, dem Talmud, dessen lange Abschnitte wörtlich von den Judenkindern auswendig gelernt werden. Wir sehen darin einen neuen Beweis für die Unmöglichkeit, den Talmud-Juden ohne weiteres als gleichberechtigt in der europäischen Kultur anzuerkennen, geschweige denn im christlich-deutschen Staat. Und es bleibt unsere Losung: das Evangelium für die Juden! nehmen sie es von Herzen an, so sollen sie unsere Brüder sein. Aber sonst: hinaus mit Juden und jüdischem Einfluß aus unserem öffentlichen Leben! M. N.

— Theologisches Hilfslexikon, so nennt sich ein größeres Werk, welches als eine Fortsetzung des Perthesischen Handlexikons für evangelische Theologen angesehen werden kann. Dasselbe soll in zwei Bänden von je etwa 10 Lieferungen erscheinen und soll bis Mitte 1892 fertig sein. Die Lieferung kostet 1 M. Da es nicht angehen wird, jede einzelne Lieferung zu besprechen, gebe ich heute im Vorausblick eine Uebersicht über dies neue, großartige Unternehmen der bewährten Verlagsbuchhandlung. Das Unternehmen ist durchaus auf das praktische Leben angelegt, es wird ein Handbuch zum Nachschlagen werden auf den verschiedensten Gebieten theologischer Wissenschaft und kirchlicher Vergangenheit und Gegenwart, wie es ein zweites nicht giebt. Der Exeget findet ein kurzes Lexikon zum Alten und zum Neuen Testament, der Historiker verschiedene Tafeln, welche ihm die Jahreszahlen, die Tage, die Ereignisse, die Orte bringen und so seinem Gedächtnis zu Hülfe kommen, welches uns ja gerade in solchen Einzelheiten und Aeußerlichkeiten oft versagt, der Statistiker soll sich Rats erholen können für den kirchlichen Bestand der Gegenwart, der Liturgiker findet Tabellen über die Perikopen, eine Erklärung der Taufnamen und was deß mehr ist. Das erste Heft enthält das griechische Wörterbuch. So kurz und knapp dasselbe auch ist, so umsichtig ist es sprachlich bearbeitet; es wird namentlich für kursorische Lesung des Neuen Testaments ausreichen. Weiter aber giebt dies erste Heft auch noch eine chronologische Tafel der gesamten Religions- und Kirchengeschichte, welche vom 6. Jahrtausend vor Christo bis zum Jahr 177 nach Christo reicht. Die erste Ziffer der egyptischen Rechnung ist freilich sehr unsicher. Der



Pharao Menes schwankt in seiner weltgeschichtlichen Stellung zwischen den Zahlen 5700 und 3000. Müßte man erstere Zahl annehmen, würde man die biblische Zeitrechnung umstoßen. Ein solches Muß giebt es aber nicht. Es wäre darum vielleicht richtiger gewesen, diese Zahlen noch deutlicher als ungewisse, als Zahlen einer altersttrunkenen Volksüberlieferung zu bezeichnen, ähnlich wie diejenigen Babyloniens, die sich auch in ungemessene Zeiträume rückwärts hinauf verlieren. Die älteste Zeit trägt natürlich viele Fragezeichen, Sage und Geschichte fließen in ihr ineinander. Aber allgemach bricht die Geschichte, wenigstens bei den centralen, den führenden Völkern, siegreich aus der Vermischung mit der Sage hervor und gewinnt sichere Umrisse und Gestalt. Die Tabellen bilden eine Weltgeschichte im Auszuge. Für die Zahlenmemorie sind sie unentbehrlich. Diese selbst ist aber auch wieder unentbehrlich, wenn man fest und klar die Zeiten unterscheiden und das Geschehene nach den Zeiten gliedern will. Wir wünschen dem Unternehmen eine sorgfältige, zuverlässige Durchführung, dann wird es sich schon, ähnlich wie das Handlexikon, Eingang verschaffen.

D.

— Zur Schulfrage hat das Augustheft eine Reihe von Schriften zur Anzeige gebracht. Wir geben heute noch einen Nachtrag allerneuester Erscheinungen. Mit der Einrichtung des Volksschulwesens beschäftigt sich die „Denkschrift eines Fragenden": „Wie kann das deutsche Volksbildungswesen lebenskräftig werden?" (Leipzig, 1891. E. Ungleich [G. Böhmes Nachf.]. 60 Pf.) Diese von trefflicher Gesinnung zeugende kleine Schrift scheint uns einige wunde Punkte unseres öffentlichen Schulwesens glücklich aufzuzeigen. Hauptsächlich polemisiert der Fragende gegen die unnatürliche Selbständigkeit, welche man dem ganzen Schulgebiet gegeben hat, die auf einem Wahn, auf einer Täuschung beruht. Die Abhängigkeit der Schule von der Familie, der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde dagegen sei durchzuführen. Besonders aber komme es an auf eine „vollbewußte Umbildung der Lehrerschaft, welche es meist nicht mehr gelernt hat, richtig zu lehren, weil sie nicht angewiesen und unterwiesen wurde, jedenfalls die Mitmenschen, namentlich die Kinder, persönlich wie berufsmäßig wahrhaft zu lieben, weil sie nicht angewiesen und unterwiesen wurde, die Sachen des Wissens, des Gedächtnisses und der Uebung, in Wahrheitsliebe wie zu erkennen, so zu bekennen." — Christliche Kindererziehung. Eine Volksschrift für alle Stände von Zacharias Schalin, Seminardirektor. (Leipzig, 1891. Akademische Buchhandl. W. Faber. 80 S.) — Der Verf. ist Seminardirektor in Finnland, wo seine populäre Schrift in finnischer und schwedischer Sprache mehrfach gedruckt ist. Sie ist auch für deutsche Erzieher, Lehrer, Lehrerinnen, Väter und Mütter sehr zu empfehlen. Einem allgemeineren Teil über den christlichen Charakter der Erziehung (Unsere Pflicht — die Fragestellung — verkehrte Erziehung — Christus als Ziel der Erziehung u. s. w.) folgt ein besonderer mit „einfachen Ratschlägen". (Erziehe deine Kinder durch Unterweisung und Ermahnung — durch eigenes Beispiel — durch Zucht und Aufsicht, — Lehre die Kinder arbeiten — beten — entsagen, — Erziehe die Kinder in Liebe — in Geduld — in Freuden.) Die Sprache ist konkret und anschaulich, ernst und innig. Gerade solche Anweisungen im einzelnen sind für unsere Arbeit an der Jugend sehr notwendig und heilsam. Liegt die Schulerziehung schon im Argen, so noch viel mehr die häusliche. M. N.

3. Geschichte.

— Rußland unter Alexander III. mit Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit herausgegeben von H. von Samson-Himmelstjerna. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1891.

Das Buch führt seinen Titel nicht ganz mit Recht, weil es sich keineswegs bloß mit der Entwicklung Rußlands seit dem 13. März 1881 — dem Tage, wo Alexander III. den Thron bestieg — befaßt, sondern eine Menge anderer, namentlich auch mehr oder weniger litterargeschichtlicher Fragen berührt, die mit der Gegenwart in einem ziemlich losen Zusammenhange stehen. Gewiß muß man, um die heutige slavophile Bewegung oder Stimmung in Rußland ganz zu verstehen, die beiden Aksakow, Katkow u. s. w. kennen. So ausführlich braucht von ihnen in diesem Zusammenhange aber nicht die Rede zu sein. Die Männer der Vergangenheit, wenn auch einer noch nicht weit zurückliegenden, können nicht dies Maß von Interesse für sich in Anspruch nehmen, welches den Männern der Gegenwart gebührt. Allerdings ist es wahr, daß außer Pobedonoszew im Grunde keiner dieser Zeitgenossen einen wirklich bedeutsamen Einfluß besitzt. Nicht einmal von dem Justizminister Manassein wird man das im Ernste behaupten können, während alle anderen nichts als „Werkzeuge" im eigentlichsten Sinn des Wortes darstellen. Selbst bei Pobedonoszew ist es schwer zu sagen, wie weit seine Anschauungen als solche, d. h. als von ihm ausgehende, Beachtung finden. Bei der verschlossenen Art des Zaren ist kaum zu ergründen, was auf seine Entschließungen einwirkt, wie sie zu stande kommen. Daß Pobedonoszew auf das innere Werden Alexanders III. mächtig eingewirkt hat, wird sich kaum in Abrede stellen lassen. Ob er aber auch das Sein noch beherrscht, ist eine ganz andere Frage. Wir sind mit der Charakterisierung des Zaren, wie sie in dem vorliegenden Buche gegeben wird, nicht ganz einverstanden, glauben vielmehr annehmen zu sollen, daß seine Selbständigkeit unterschätzt wird. Es ist das allerdings die Selbständigkeit einer beschränkten Natur, und insofern im höheren Sinn keine solche zu nennen. Bewußt aber läßt sich der Kaiser von niemandem beeinflussen, das steht fest.

Noch weniger geben wir dem Verfasser in dem recht, was er von Pobedonoszews persönlicher Aufrichtigkeit und der Ehrlichkeit seines Fanatismus sagt. Im Grunde widerlegt sich das freilich von selbst, wenn man zugeben muß, daß Pobedonoszew sich in seiner Antwort an die Schweizer Pastoren der Lüge und Verleumdung bedient, gegen sein

besseres Wissen gesprochen hat. Oder was versteht man unter „ehrlichem Fanatismus“? Wir haben aber auch noch andere Zeugnisse, z. B. die alter Schul- oder Universitätskameraden (wenn man die „Rechtsschule“ als Universität gelten lassen will), die sich neuerdings ganz von ihm abgewendet haben, weil sie die tiefe Verlogenheit seines nur auf die Macht gerichteten Wesens nicht länger abstreiten konnten.

Nicht einverstanden endlich können wir uns auch mit der Behandlung der finnländischen Frage erklären, die statt eine einigermaßen erschöpfende Darstellung der Ursachen der gegenwärtigen Krisis eine lange, in überschwänglichem Tone gehaltene Vorlesung über die Geschichte Finnlands seit 1157 dietet. Hier scheint ausschließlich aus finnländischen Quellen geschöpft worden zu sein, und gar nicht durchweg mit dem nötigen Maß von Kritik. Wenn die finnländische Geschichte so oder auch nur annähernd so wäre, wie sie hier erscheint, wäre sie die glanz- und ruhmvollste der Welt, stände sie namentlich in einem höchst befremdenden Gegensatze zu der des benachbarten schwedischen Mutterlandes, das bei dieser Schilderung recht schlecht wegkommt. Wer beide Länder einigermaßen kennt, wird an diesen Unterschied nicht zu glauben verstehen. Die Finnländer sind ein tüchtiges Volk und regieren sich besser als manches andere, wobei ihnen die Einfachheit ihrer Verhältnisse allerdings sehr zu statten kommt, aber von ihrer „Halbgottsnatur“, wie sie uns aus der vorliegenden Darstellung entgegenleuchtet, hat wohl niemand etwas wahrgenommen. Herbe, entsetzlich nüchtern denkende, jeder poetischen Regung ermangelnde Menschen mit einer nichts weniger als anziehenden Außenseite — so sind die wirklichen Finnländer, denen man auch in Petersburg häufig begegnet, wo sie dem Reiche die besten Dienste leisten.

Uebertrieben scheint uns auch zu sein, was über die todesmutige Widerstandslust der Finnländer gegenüber der beginnenden Russifizierung gesagt wird. Bis jetzt hat sich nichts ereignet, als daß dem abdankenden Senator Mechelow ein Fackelzug gebracht worden ist und in einigen Zeitungen scharfe Artikel gestanden haben. Auch im Landtage sollen entsprechende Aeußerungen gefallen sein, doch erfährt man darüber nichts Näheres, da die Verhandlungen dieser Körperschaft keine öffentlichen sind. Genau genommen müßte man übrigens von „Körperschaften“ reden, da der finnländische Landtag keine gemeinsamen Sitzungen kennt, die vier Stände vielmehr getrennt verhandeln. Man ist also, wie ehemals auf dem baltischen Landtage, „unter sich“ und kann sich ein frisches Wort erlauben, ohne befürchten zu müssen, daß dasselbe vom Telegraphen in alle Welt getragen wird, namentlich aber, ohne daß ein amtlich feststehender Wortlaut vorhanden wäre, an den sich die Gegner halten könnten. Bis jetzt wenigstens, wie gesagt, ist nichts der Art bekannt geworden; nur gerüchtweise vernimmt man, was bei den vier Ständen vorgeht.

Wie dem aber auch sein möge, gleich den Ostseeprovinzen wird Finnland erfahren, daß eine erfolgreiche Gegenwehr unmöglich ist, und sich auf passiven Widerstand beschränken, der sich nördlich vom finnischen Meerbusen weit leichter durchführen läßt, als südlich desselben, weil Finnland etwa viermal so groß ist, als die drei baltischen Provinzen, dabei aber nicht mehr Einwohner hat als sie (etwas über 2 Millionen). Auf die so weit zerstreuten Elemente läßt sich sehr schwer einwirken; man hat sie nie zusammen. Was die Leute aber bei sich zu Hause, bald im Schnee begraben, thun und treiben, wer will es überwachen, wer könnte es, wenn er es auch wollte? Dazu wird Rußland nie genug Gendarmen haben.

Dieser Ausstellungen ungeachtet, mit denen wir nicht zurückhalten durften, wird man das Buch mit großem Nutzen lesen. Es ist aus einer Kenntnis der russischen Zustände hervorgegangen, wie man sie in Mittel- und Westeuropa sehr selten findet. Das verdient gerade jetzt besonders hervorgehoben zu werden, wo sich die „Mode“ und mit ihr die „Macher“ des Stoffes bemächtigt haben. „Ueber Rußland“ muß durchaus geschrieben werden. Was — darauf kommt es wenig an, weil die Verfasser wie die Verleger wissen, daß das Publikum kein Urteil hat, und deshalb auf Treu und Glauben hinnimmt, was ihm geboten wird.

4. Biographisches.

— Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Rosegger. (Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag.) VI und 198 S.

Im „Heimgarten“ Roseggers hat Hamerling, der langjährige Freund des Verfassers, seine inzwischen in Buchform erschienene Selbstbiographie „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ veröffentlicht, K. E. Kleinert hat ihn als den „Dichter der Schönheit“, A. Polzer „sein Wesen und Wirken“, J. Allram seine „Heimat“ im nieder-österreichischen Waldviertel und Albert Möser seine „Beziehungen zu R. Hamerling“ geschildert. Rosegger hat in höchst ansprechender Weise „persönliche Erinnerungen und Begegnungen, persönliche Beziehungen und gemeinsame Angelegenheiten gegenseitiger und selbstverständlich solcher Natur, wie sie sich der Oeffentlichkeit nicht entziehen“ zu einem Buche zusammengestellt, in welchem Robert Hamerling als edelsinniger, selbstloser, trotz schwerer körperlicher Leiden fortwährend litterarisch thätiger, charakterfester Mann erscheint. Dabei tritt der Herausgeber in wohlthuender Bescheidenheit stets hinter seinem großen Freunde zurück, ja seine Mitteilungen, die den „Meister“ verherrlichen, verdunkeln bisweilen das Bild des „Jüngers“, ein Beweis, mit welch aufrichtiger Liebe der Jünger dem Meister ergeben war. „Eines Tages,“ erzählt der Verf., im März 1887, „fragte mich Hamerling, ob dem zuletzt erschienenen „Heimgarten“ Hefte denn kein Unglück passiert sei?“ Da ich ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „Ich habe schon mancherlei gelesen, ich habe Boccaccio, Dumas, Zola gelesen, aber etwas so Starkes ist mir noch nicht vorgekommen, als die Scene ist,



welche Sie in Jakob dem Letzten, ich glaube auf S. 419, beschrieben." Ich erschrak. „Die Scene beim Kirschenessen!" setzte er bei. „Da haben Sie sich in dem Bestreben, realistisch wahr zu sein, vielleicht doch zu weit hinreißen lassen. Realistisch wahr ist es freilich, ja es ist wahr, seit die Welt steht und so weit es junge Leute giebt, und wird auch wahr bleiben, aber beschreiblich ist es nicht in dieser Weise, wie Sie es gethan haben." Freilich sah ich nun ein, bei der Absicht, das Volk in allen seinen Lebensäußerungen naturgetreu zu schildern, in meiner Sorglosigkeit zu weit gegangen zu sein; doch ließ sich weiter nichts machen, als in meinem Exemplare die erste Druckseite zu durchstreichen, damit sie wenigstens nicht in die bevorstehende Buchausgabe kommen konnte." —

Hamerlings stärkste, reichste Gabe war die Phantasie. Merkwürdigerweise war er darauf aus, was sein inneres Auge in klaren Umrissen und frischen Farben schaute, bei vollständig mangelndem Zeichentalente in Handzeichnungen festzuhalten. „Ich habe von einem erwachsenen Menschen," sagt Rosegger, „wohl selten so unbehilfliche, geradezu kindliche Handzeichnungen gesehen, als von unserem Dichter. Dieselben könnten allenfalls von einem müssigen Maurergesellen oder von einem launigen Schuhmacher stammen, wenn nicht sehr deutlich des Künstlers Namenszug dabei stände und nicht mit seiner Schrift der Gegenstand erläutert wäre." — Geniale Menschen bilden sich oft ein, daß sie alles können. So hat auch der geniale Pastor Roller das lebensgroße Brustbild seiner Mutter in Pastell gemalt, „erdfahl, mit halbgeschlossenen Augen und einer großen widerwärtigen Haube." Als er es dem jungen Malersohn Wilhelm von Kügelgen zeigte und keine Aeußerung vernahm, sagte er: „Nun, mein Sohn! Wenn es Dir nicht gefällt — ich kann auch Tadel ertragen!" „Ich erwiderte, erzählt Kügelgen, es möchte wohl recht ähnlich sein!" Roller lachte hart, setzte die Lampe auf den Wachstuchtisch und sagte: „Es ist schon gut!" Er hatte augenscheinlich Lob erwartet, worüber ich mich nicht genug verwundern konnte."

Genau so wird sich Rosegger nicht genug haben verwundern können, daß es Hamerling „furchtbarer Ernst damit gewesen, gute und ähnliche Bilder zu erzeugen" und daß ihn bei der steten Darstellung seiner Mündel Bertha „das Können leidig im Stich gelassen" hat. „Mehr Sinn als für bildende Künste hatte er für Musik. Mit Musik beschäftigte er sich gern und häufig, doch war er darin Autodidakt. — — Er spielte Beethoven, Bach, Mendelssohn und vor allem Chopin, der sein besonderer Liebling war. „Ja die Musik!" äußerte er einmal. „Kein Wort und kein Bild führt uns Vergangenes und Verlorenes so klar und lebendig wieder vor die Seele als die Musik. — — Man spricht von einer Zukunftsmusik, ich kann auch von einer Vergangenheitsmusik sprechen, das heißt, von einer solchen, auf deren Schwingen man in die Vergangenheit zurückfliegt." Rosegger setzt hinzu: „Seine Vergangenheit voll materieller Not und voll von himmelstürmendem Idealismus — er dachte oft an sie."

O. K.

— **Aus 53 Dienstjahren.** Erinnerungen von D. Gottfried Theodor Stichling, weimarischem Staatsminister. (Weimar, H. Böhlau. 1891.)

Der am 16. Juni in seinem 76. Jahre heimgegangene großherzogl. sächsische Staatsminister Stichling hat in dem vorliegenden Buche seiner Familie sein inhaltreiches Leben erzählt, ein Leben, das auch für weitere Kreise, und zwar auch für solche, welche nicht dem Großherzogtum Sachsen angehören, ein allgemeines Interesse bietet. Der Biograph war der Enkel Gottfried Herders, lebte also mehr als andere in den Traditionen der weimarischen Litteraturepoche, hatte selbst ein feines Verständnis für alles Große und Schöne, was in den Glanztagen von Weimar hervorgebracht worden war und ließ es sich in rühmenswerter Weise angelegen sein, die Bestrebungen der Forscher, mehr Licht über das Zeitalter Goethes, Schillers, Wielands und Herders nach allen Richtungen hin zu verbreiten, kräftig zu unterstützen und zu fördern. Das wurde ihm ermöglicht einmal durch die einflußreichen Aemter, welche er inne hatte, und ferner durch die nahen Beziehungen, in denen er zu dem Großherzoglichen Hofe stand — er war ein Jugendgespiele des Fürsten des Landes — und dadurch, daß er als Enkel Herders der Hüter von Schätzen war, die noch ihrer litterarischen Verwertung harrten. So war es natürlich, daß der weimarische Staatsminister sowohl die neue von Bernhard Suphan kritisch bearbeitete Ausgabe G. Herders und die Fertigstellung der Biographie des Großvaters, welche der geistvolle R. Haym, dem wir schon die Biographie W. v. Humboldts und eben jetzt ein Lebensbild Max Dunkers verdanken, übernommen hatte, lebhaft beförderte. Ebenso war der Verewigte ein sehr eifriges Mitglied der um die Goetheforschung verdienten Goethegesellschaft. Stichling selbst hat durch manche litterarische Veröffentlichung bewiesen, daß er eine nicht gewöhnliche Darstellungsfähigkeit besitzt. Das Lebensbild, welches er von dem geistvollen weimarischen Staatsminister v. Gersdorf, unter dessen Leitung er gearbeitet, im J. 1853 entworfen hat, ist äußerst anziehend; ebenso die Biographie der klugen Mutter der Ernestiner Dorothea Maria, Herzogin von Sachsen. Ein Lebensbild von der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts von D. Gottfr. Theod. Stichling. (Weimar 1860); die Gedächtnisreden: Herzog Bernhard von Sachsen. (Weimar 1863) und Ludwig Preller. Eine Gedächtnisrede 1863 verdient außer den Staatsschriften, die er im Auftrage seiner Regierung angefertigt hat, eine ehrenvolle Erwähnung. Schon frühzeitig wurde der Verewigte wegen seiner dienstlichen Anstelligkeit und wissenschaftlichen Tüchtigkeit in ansehnliche Stellungen berufen. Die Minister Schweitzer, v. Fritsch, v. Gersdorff, v. Watzdorff, v. Wydenbrugk, v. Witzingerode schätzten die Leistungsfähigkeit des so trefflichen Beamten sehr hoch. Ebenso hatte er sich durch seine Tüchtigkeit den Landesfürsten gar sehr empfohlen. Der Großherzog Karl Friedrich und seine unvergeßliche, um Land und Leute hochverdiente

Gemahlin Maria Paulowna, der jetzige Großherzog Karl Alexander und die Frau Großherzogin Sophie, sowie die erbgroßherzoglichen Herrschaften hielten den auch mit so vieler persönlicher Liebenswürdigkeit ausgestatteten Staatsmann außerordentlich hoch, ehrten ihn auf alle Weise. Längere Zeit war St. auch Chef des Ministerial-Departements des großherzoglichen Hauses und hat sich auch in dieser Stellung große Verdienste erworben. Bei der Synodalordnung, welche im Großherzogtum Weimar eingeführt wurde, war er als Leiter des Kultusdepartements in hervorragender Weise thätig. Insbesondere ist in dieser Richtung der im Anhang S. 195 mitgeteilte Vortrag, die Synodalordnung betreffend, an den Großherzog, aus welchem man auch die ironische, allen kirchlichen Extremen abholde Stellung des feingebildeten Staatsmannes erkennen kann, von großer Wichtigkeit. Vielleicht die größten Verdienste hat sich der Verstorbene auf dem Gebiete der Neugestaltung der niederen und höheren Schulen des Landes erworben, vor anderem hat er der Hebung der thüringischen Universität Jena seine erfolgreichen Bemühungen zugewendet. An dem Kurator der Universität, dem Staatsrat Seebeck, hatte er viele Jahre hindurch einen treuen und umsichtigen Mitarbeiter. Auch bei der Justizorganisation entwickelte er eine maßgebende Thätigkeit. Sehr ansprechend sind die Schilderungen in den Abschnitten, in denen Stichling von seiner Thätigkeit im Bundesrate und von den Beziehungen zum kaiserlichen Hofe in Berlin spricht. Auch im kaiserlichen Palais war der weimarische Staatsminister ein gern gesehener Gast, war doch die geistvolle Kaiserin Augusta, als weimarische Prinzessin, fort und fort bemüht, die Beziehungen zu ihrer engeren Heimat aufs lebendigste zu pflegen. Ebenso erregen die Mitteilungen über die Begegnung mit dem größten Staatsmann des Jahrhunderts, mit dem Fürsten Bismarck, große Teilnahme. Eine angenehme Beigabe des Buches bilden außer dem Vortrag an den Großherzog über die Synodalordnung, die bei verschiedenen Anlässen gehaltenen Reden des Verfassers, die immer wieder von neuem sein sinniges und feines Wesen zur Anschauung bringen. Manches Interesse bietet auch der Abschnitt über den Freimaurerbund. An der Spitze dieses Bundes der Loge Amatia hat er 7 Jahre als Meister vom Stuhle gewirkt. Betrachtet man den Lebensgang des ausgezeichneten Mannes, so muß man sagen daß ein sehr inhaltsvolles Leben hier als abgeschlossen vor uns liegt. Die Schwächen des Alters machten sich nach und nach bei einem Beamten, der, wie wenige sich in seinen einflußreichen Aemtern bewährt hatte, geltend, so daß er sich zu Anfang des Jahres 1890 genötigt sah, um Enthebung von seinen Aemtern zu bitten. Von allen Seiten wurden dem Scheidenden Beweise größter Anerkennung zu teil, der Landesfürst und die ganze Einwohnerschaft, die Universität Jena, die Gymnasien und die Volksschulen wetteiferten, dem hochverdienten Staatsmann die gebührende Aufmerksamkeit zu erweisen, ihm ein im vollsten Umfange erwünschtes otium cum dignitate zu bereiten. Schließlich sei noch eine kurze Uebersicht über den Lebenslauf gegeben. Stichling stammte aus einer sehr alten Ratsfamilie aus Erfurt, ein Glied der Familie siedelte nach Weimar über, der Vater Stichlings war Direktor und Präsident des Kammer-Kollegiums; geboren wurde der Staatsminister St. den 14. Juni 1814. Die Vorbildung zu den akademischen Studien empfing er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das, wenn er auch über die Geistlosigkeit der Lehrer klagt, in ihm doch Lust und Liebe zu den klassischen Studien erweckte. In die Zeit seiner Jugend fällt auch der Verkehr mit dem um einige Jahre jüngeren jetzigen Großherzog von Sachsen, Karl Alexander. Im Jahre 1832 verließ St. das Gymnasium, um zunächst auf der Landesuniversität Jena Jurisprudenz zu studieren. Nachdem er dort unter dem geistvollen Pandektisten Francke, unter dem Staatsrechtslehrer Schmidt u. a. 1½ Jahr eifrig Jurisprudenz studiert hatte, bezog er die Universität Heidelberg, um schließlich seine Studien in Göttingen zum Abschluß zu bringen. Nach glänzend abgelegter Staatsprüfung begann er seine ruhmvolle Beamtenlaufbahn als Accessist, wurde bald, 1838, Geh. Referendar im Staatsministerium und hat dann 53 Jahre hindurch den Fürsten und dem Lande die in hohen Aemtern ersprießlichsten, überall anerkannten Dienste geleistet. Zwei Tage nach seinem Geburtstage, am 16. Juni, wurde er heimgerufen, das Begräbnis gab Kunde, wie hoch man überall den trefflichen Mann geschätzt hatte. Wir empfehlen die schöne Biographie.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen von Henry Drummond. Mit einer Karte und zehn Abbildungen. (Gotha, F. A. Perthes.) 1891. 2,40 M.

Der Name Henry Drummond ist für Tausende in Deutschland eine Empfehlung, die von keiner Anzeige überboten werden kann. Sonst ein Führer auf dem Gebiet des Seelenlebens, ein Führer zu Glück und Frieden, die wir aber nur finden, wenn wir jene innere Wandlung des Lebens an uns erfahren, die der Herr im Evangelium fordert und wirkt, tritt er uns hier als Führer in einer andern Welt entgegen, in Afrika. Und er nimmt besonders für uns ein warmes Interesse in Anspruch. Denn seine Reiseroute, obwohl sie, nachdem sie die alte portugiesische Interessensphäre durchschnitten hat, meist das englische Gebiet durchquert, berührt doch auch nordwestlich des Njassa-Sees die deutsche Sphäre. Und dann, werden nicht die Zustände hier überall ziemlich die gleichen sein? Er will keins jener großen Reisewerke schreiben, welche die Entdecker von Afrika uns liefern, sein Weg führt durch entdeckte Lande. Was er da wahrgenommen hat in Natur, Land und Leuten, das beschreibt er in jener wohlthuenden Weise, die wir an ihm kennen, in jener Weise, wo immer das Herz mitspricht. Und da er als Christ und als Mensch reist, hat er ein offenes Auge für das, was er die Herzkrankheit Afrikas nennt, für das Elend, welches

der Sklavenhandel, die Sklavenjagden über das arme Land ausgießen. Nächstenliebe ist, was Afrika am meisten fehlt, was Europa ihm bringen soll. Nächstenliebe aber ist nichts anderes als Mission, denn anders werden die europäischen Niederlassungen, die sich gleich einem Archipel weißer Inseln im schwarzen Meer durch ganz Afrika ausbreiten, schwerlich Mittelpunkte segensreicher Einflüsse, Lichter in dunkler Nacht werden. Der europäische Mann, den nur Gewinnsucht, Ruhmsucht, Herrschsucht nach Afrika führen, der kein Herz hat für jene in ihrem Jammer verblutende Menschenfamilie, müßte für Afrika gefährlicher werden als der ärgste Araber und Sklavenhändler. Es ist besonders der Abschnitt: „Die Herzkrankheit Afrikas", der in dieser Beziehung zu unserm Gewissen redet. Ein abschließender Aufruf beschäftigt sich mit der Sklaverei. Er wendet sich in warmer Weise an unsere Mithülfe. Deutschland, England und die anderen Völker sollen zusammen arbeiten, um den Greueln, welche Drummond uns schildert, ein Ende zu machen, um die gequälten Kinder Afrikas von ihren Drängern zu befreien. Ja, wenn nur die englische Kolonialpolitik nicht so gar sehr das Siegel trüge: Alles für uns, alles für uns! D.

— Friedrich von Hellwald. Ethnographische Rösselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. (Leipzig, Verlag von C. Reißner). 1891.

Das Buch bringt eine Menge ganz interessanter und zum Teil lehrreicher Mitteilungen aus dem Leben, den Sitten u. s. w. der verschiedensten, über den Erdball verstreuten Völkerschaften; wir führen, um einen Begriff der Vielseitigkeit des Inhalts zu geben, einige Ueberschriften an: Vom Gruß und seinen Formen, das Bier und seine Verehrer, die Zählkunst der Völker, etwas vom Schnupfen, zur Entwicklungsgeschichte der Liebe u. s. w. Frisch und auf Grund großer Belesenheit geschrieben, würde das Buch ganz annehmbar sein, wenn es nur nicht zu viele Flüchtigkeiten und namentlich Wiederholungen enthielte. Von letzteren läßt man sich ja in einem derartigen Buche manche gefallen; wenn man aber auf Seite 244 und 253, also nur durch 10 Seiten getrennt, eine ganze Seite in wörtlicher Wiederholung findet, so merkt man doch zu sehr, daß das Buch in Eile aus Auszügen zusammengeschrieben ist, und wird auch gegen den Inhalt mißtrauisch, zumal wenn man weiß, daß auch in anderen Werken Hellwalds, z. B. der 1890 erschienenen „Welt der Slawen" starke Flüchtigkeiten unterlaufen. Schließlich wollen wir noch kräftig Widerspruch gegen Lebensanschauungen einlegen, wie sie der Verf. als eigene Ansichten verschiedentlich zum besten giebt, und zu deren Kennzeichnung wir einige Sätze anführen wollen. „(S. 307) Für diesmal nur so viel: es geht nicht an, diese Verhältnisse, die Zeitehen und die wilden Ehen, wie gar mancher vielleicht zu thun geneigt wäre, kurzweg als sittliche Verderbtheit zu brandmarken: kaum beim Weißen (nämlich in Polynesien u. s. w.), der sich in einer Zwangslage befindet, am allerwenigsten bei den Eingeborenen u. s. w." „(S. 323 ff.) Die Verhimmlung der Ehe, die das Christentum als Gegensatz der auf Sinnlichkeit gegründeten Familie des Altertums ersand, ist aber im Grunde ebenso widernatürlich wie diese. Die Sklavenkette, welche im Morgenlande das Weib allein fesselt, sie ward in der christlichen Welt zum Joche, in das Mann und Weib gleich grausam eingeschlossen wurden." „(S. 325) Es ist ein Grundirrtum, die Liebe für ein Dauergefühl zu halten: sie ist dies nur in seltenen Fällen, die nicht als Maßstab für die Allgemeinheit dienen können. Die Regel ist vielmehr die Flüchtigkeit der Liebe, und zwar bei beiden Geschlechtern, wenn auch mehr beim Mann als beim Weibe." Die Sätze werden wohl genügen, um den Geist, der die betreffenden Abschnitte durchweht, klar zu legen und das Buch im ganzen abzulehnen. v. H.

— Suaheli-Dragoman. Gespräche, Wörterbuch und praktische Anleitungen zum Verkehr mit den Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika. Von Dr. F. Freiherr von Nettelbladt. Mit einem Vorwort des Hauptmann C. Freiherr von Gravenreuth. Nebst einer Karte von Deutsch-Ostafrika. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Dieses Werk des auch den Lesern der „Allg. Kons. Monatsschrift" durch seine hübschen Arbeiten über Ostafrika wohlbekannten Herrn Verfassers ist praktisch und übersichtlich angelegt und wird von denen, die in dienstlicher Stellung oder als Kaufleute, Ingenieure u. s. w. nach Ostafrika reisen, gewiß mit Vorteil benutzt werden. Die Beurteilung, ob der Inhalt in wissenschaftlicher Beziehung genügt, müssen wir einer gelehrteren Feder überlassen: uns fehlt jede Kenntnis des Suaheli! v. H.

— Im fernen Osten. Briefe von Geraldine Guineß in China. Herausgegeben von ihrer Schwester. Autorisierte Uebersetzung. (Gotha. F. A. Perthes). 1891.

Im Dienst der China-Inland-Mission, einer von den vielen Gesellschaften, welche in England zur Ausrichtung des Herrenwortes: Machet alle Völker zu meinen Jüngern! ins Leben gerufen sind, zieht eine junge Dame als Arbeiterin hinaus. Der christliche Arzt J. Hudson Taylor, der die Not jenes großen Volkes im Reich der Mitte aus eigener Anschauung kennen gelernt und zu Herzen genommen hatte, war der Begründer der Gesellschaft. Ihre Grundsätze enthalten zwar manches Bedenkliche, aber mit großem Eifer der Liebe wurde das Werk betrieben. Und nicht ohne Erfolg. Wir begleiten Fräulein Guineß auf ihrer Reise nach China, wir leben mit ihr das Leid des Abschieds durch, wir kommen ins Reich des fernsten Ostens. Und nun enthüllt sich uns ein Stück wundersam fremden Lebens. Was Fräulein Guineß in diesen Blättern giebt, das ist zu einem Teil eine Reisebeschreibung, deren Anschaulichkeit durch eine Menge sehr guter Illustrationen erhöht wird, zum anderen Teil aber eine Missionsgeschichte, in welcher ein warmes Herz für das chinesische Volk und sein heidnisches Elend schlägt. Diese lebensvolle Verbindung giebt dem Buch

ein eigenes, ein tieferes Interesse. Gerade jetzt geht ja wieder eine von den wilden Wogen chinesischer Feindseligkeit gegen die fremden weißen Teufel durch das Reich und reißt eine Anzahl christlicher Gründungen mit fort. Die Missionsgeschichte kennt deren viele. Aber die Liebe faßt das Werk immer wieder an. Und sie findet doch auch offene Ohren, offene Herzen. Das ermutigt trotz aller Fehlschläge. Das Buch von Fräulein Guineß hat in England große Beachtung gefunden. Ich glaube, man wird es auch in Deutschland gern lesen. Die Uebersetzung ist im ganzen gut, einige sprachliche Unkorrektheiten sind mir freilich aufgestoßen. Dafür ist die Ausstattung vortrefflich, vielleicht für ein Buch im Dienst der Mission reichlich fein und vornehm. D.

— **Die Stanleysche Emin-Expedition und ihre Auftraggeber.** Nach den Berichten von Casati, Emin Pascha, Peters, Jephson und Stanley, kritisch beleuchtet von H. Jaeger. Mit einer Uebersichtskarte. (Hannover-Linden, Verlags-Anstalt von C. Manz [Manz & Lange]). 1891.

Das kleine Buch stellt sich als scharfe Anklageschrift gegen Stanley und sein Verhalten während der von ihm geleiteten Emin Pascha-Entsatz-Expedition dar. Recht übersichtlich, mit Fortlassung aller Nebendinge sind die Verhältnisse entwickelt, welche zur Ausrüstung und Absendung jener Unternehmung führten; die Haupttriebfedern der Auftraggeber: Gewinnsucht und Eroberungslust, ferner Stanleys Eitelkeit und Ruhmbegierde und die eigentümliche Verkettung der Umstände, durch welche schließlich nicht Emin Pascha, sondern Stanley als „gerettet" erscheint, erfahren eine scharfe Beleuchtung. Wir hätten gewünscht, daß die Kritik an Stanley hier in etwas milderer Form geübt wäre, die Darstellung würde dadurch nicht an Wirkung verloren haben; sind doch die Akten über die ganze Angelegenheit so lange nicht geschlossen, ehe nicht Emin Pascha selbst sich geäußert hat, und die Ergebnisse der Nachforschungen veröffentlicht sind, welche die Familien der unter Stanleys Führung in Afrika umgekommenen englischen Offiziere angestellt haben bzw. noch anstellen lassen. Das Buch ist zur Unterrichtung über diesen Teil der englischen Afrikapolitik gut geeignet. v. H.

— **Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887.** Von Hermann von Wißmann. Mit 92 Abbildungen nach Zeichnungen Hellgrewes und Klein-Chevelins, sowie 3 Karten. (Frankfurt a. O. Verlag der königlichen Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn). Preis elegant gebunden 12 Mark.

Die Reise wurde im Auftrage des Königs von Belgien ausgeführt. Wißmann war die Wahl gestellt, entweder unter dem General-Gouverneur die nordöstlichen Teile des Kongostaates zu verwalten, oder ganz selbständig im südlichsten Teile einen Stützpunkt anzulegen, die Eingeborenen für die neuen politischen Verhältnisse zu gewinnen, den Sklavenjägern entgegenzutreten und die Gegenden in kultureller Beziehung zu erforschen. Er wählte, um unabhängig zu sein, die zweite Aufgabe, und ihre Lösung führte ihn zunächst nach der von ihm früher angelegten Station Luluaburg, in deren Bereich außer anderen Stabsarzt Dr. Wolf und der „treue" Bugslag zurückgeblieben waren, dann nach Befestigung der dortigen politischen Verhältnisse durch einen sehr angestrengten, entbehrungsreichen Marsch nach Nyangare am Kongo und von da auf dem Tanganika und Nyassa-See, schließlich auf dem Zambesifluß an die Ostküste. Herr von Wißmann versteht, ohne in Stanleys ruhmredigen Ton zu verfallen, unterhaltend zu schreiben, humoristische und das Gemüt packende Episoden fehlen nicht, und so zeichnet sich das Buch auch in dieser Beziehung vor manchen anderen Reisewerken vorteilhaft aus. Außer den die Einrichtung und Entwicklung der Station Luluaburg betreffenden Abschnitten, welche darlegen, daß auch mit geringen Machtmitteln und zum Teil ungeübten Kräften durch richtige Behandlung der Eingeborenen Großes geleistet werden kann, ziehen die den Marsch von Luluaburg nach der Ostküste beschreibenden Kapitel in erster Reihe die Aufmerksamkeit auf sich. Wißmann lernte während dieses Zuges, der ihn und seine Leute in bittere Not brachte, die Grausamkeit und die Mißwirtschaft der Araber so sehr kennen, daß man sich nach dem Lesen des Buches leicht das tiefe Mißtrauen erklären kann, von dem er bei seiner späteren Thätigkeit in Ostafrika gegen die Araber und die arabischen Mischlinge erfüllt war. Man darf wohl gespannt sein, inwieweit er sich bei seiner jetzt (Sommer 1891) erfolgten Rückkehr in die deutsche Kolonie dem dort vielleicht notwendigen, milderen Auftreten diesen gegenüber anbequemen wird. Das Buch ist allen, die der Entwicklung Afrikas mit Aufmerksamkeit folgen, sehr zu empfehlen; die Ausstattung ist gut, die Karten sind übersichtlich, die Bilder flott und anschaulich gezeichnet. v. H.

6. Poesie.

— **Der verschleierte König.** Ein Bühnenmärchen in drei Aufzügen von Rudolf Lothar. (Dresden und Leipzig, Piersons Verlag.) 1891. 48 S.

Rudolf Lothar, dessen wirklicher Name übrigens lange nicht so germanisch klingt, hat sein kleines Reimtalent diesmal auf ein „Bühnenmärchen" verwandt, soll heißen auf eine Dichtung, die weder Märchen, noch für die Bühne brauchbar ist. Es ist, kurz gesagt, eine recht augenfällige Tendenzdichtung in dramatischer Form, und die Tendenz besteht, ebenso kurz gesagt darin, daß das Königtum von Gottes Gnaden (das „verschleierte") durch das von Volkes, genauer von Proletariats Gnaden gestürzt und abgelöst werden muß.

„Mein Amt ist göttlich, Gottes ist mein Thron —
Der wahre König ist des Himmels Sohn!"

spricht der „verschleierte" König im Anfang des Stückes. Zum Schluß aber wendet er sich „entschleiert" an die Masse des Proletariats und bekennt:



„In Eurem Herzen steht mein Königsthron,
Der wahre König ist des Volkes Sohn!"

damit könnte ich den „verschleierten König" und dessen Verfasser ruhig seiner „Verschleierung" überlassen, wenn nicht einzelne Stellen allzu appetitlich wären, um sie nicht ein wenig zu entschleiern. Der jugendliche Dichter hat mit der Tendenz etwas flott gewirtschaftet; in wenig schleierhafter Weise legt er nach einander für das Judentum, die neue „realistische" Dichtung und die Socialdemokratie eine Lanze ein, und in allen drei Fällen hat man den Eindruck, als ob er wesentlich pro domo spräche. Der Vertreter des Judentums, „ein weiser Mann" und übrigens ein reicher Handelsherr, entwickelt u. A. folgende Ansichten über die Stellung seines Volkes im Staate des Königs:

„Ja, im Gesetze sind wir frei und gleich
Den Bürgern allen in dem Königreich;
Und Aemter, Rang und Würden stehn uns offen
— — —

und als er folgerichtig gefragt wird: „Was wollen nun die Deinen denn noch mehr?" da erwidert er pathetisch:

„Gerechtigkeit! denn ich sage dir,
Die Gleichheit siehst du nur auf dem Papier.
Verschlossen bleibt uns Amt (Justizkarriere?) und
Rang (Kommerzienrat?),
Nicht, weil wir ungeschickt, sie zu erreichen,
Nur weil wir unsern armen (?) Vätern gleichen,
Die man gefesselt und gedrückt so lang. —"

Auch darauf wird ihm noch sein Reichtum, seine „goldene Bürde" und seines „Schmuckes Zier" entgegengehalten, aber der Jude behält recht und das letzte Wort, denn:

„Ihr nahmt uns unser Blut und unser Recht,
Wir nahmen euer Gold! Der Tausch war schlecht! —
An unserm Golde, da klebt unser (?) Blut!"

In der That eine märchenhafte Geschichtsauffassung, zugleich aber auch das einzige, was an das im Titel behauptete „Märchen" erinnert — Kaum hat man den unglücklichen jüdischen Millionär überwunden, so tritt der neuzeitliche Dichter auf, um uns „die Wahrheit zu verkünden" — „Und einzge Wahrheit ist das Menschenleid!" Dies zu besingen, macht sich der traurige Gesell zur Ausgabe, und schließlich behält er, alias Herr Rudolf Lothar, im ganzen Stücke das letzte Wort. — Uebrigens hat unser Dichter auch vernünftige Gedanken aufzuweisen; man höre nur die folgende Stelle:

„Zwei Stimmen klingen in des Menschen Brust
Und ringen um die Macht in seinem Geist:
— — — — — — — — — — — —
Das Erbe Gottes, Willenskraft, die eine,
Zeigt dir den wahren Weg zur Menschlichkeit —
Die andre aber, tierisch, das Gemeine,
Die Sinne dir den irdischen Lüsten weiht."

Der Anklang an Goethe ist hierbei natürlich nur zufällig. Was kann Herr Lothar dafür, daß Goethe schon vor ihm denselben Einfall gehabt hat?

A. W.

— **Markgraf Otto mit dem Pfeil.** Poetische Erzählung von M. Quednow. (Gotha, F. A. Perthes.) 90 S.

Der Markgraf Otto von Brandenburg, von 1282 an nach dem Tode seines älteren Bruders Kurfürst, gehört zu den Minnesängern. Die Manessische Sammlung enthält seine sieben — teilweise unvollständig erhaltenen — Lieder an der sechsten Stelle. — In keineswegs mustergiltigen Versen hat die Verf. dasjenige aus dem Leben des fürstlichen Minnesängers wiederzugeben versucht, was ihr passend erschienen ist. Wenn das für den gefangenen Markgrafen gezahlte Lösegeld von 4000 Mark seiner Gemahlin als unerschwinglich gegolten haben und nur dadurch flüssig geworden sein soll, daß der vorsorgliche Vater Ottos insgeheim und ohne daß der Sohn davon wußte, genau 4000 Mark für künftige Unglücksfälle des rauflustigen Erben in einer Kirche hinterlegt und einem Lehnsmann davon Mitteilung gemacht hat, so steht damit in Widerspruch der auch von der Verf. berichtete Hohn, mit welchem der Markgraf dem Bischof von Magdeburg erklärt haben soll: „Du verstehst nicht, einen Markgrafen auszulösen; ich hätte mit aufgerichteter Lanze zu Pferde sitzen und so viel Gold und Silber um mich aufhäufen müssen, bis die Lanzenspitze nicht mehr zu sehen gewesen wäre". Wenn die Verfasserin statt von Gold und Silber nur von Edelsteinen spricht und die Eigenschaft des Gefangenen als eines Sängers besonders hervorhebt, so sind dies keine glücklichen Gedanken. Die von der Erzählerin „ziemlich getreu" genannte Uebertragung des Liedes Ottos: winter dine trüben stunde unt din kelte manikvalt, kann ich nur für eine außerordentlich freie Uebersetzung halten. — Auf eine Reihe sprachlicher und rhythmischer Fehler einzugehen, unterlasse ich. O. K.

7. Unterhaltungslitteratur.

— **Jesus und Judas.** Ein moderner Roman von Felix Hollaender. (Berlin, Fischer.) 1891.

Wir haben das Buch vom Verleger zur Recension erbeten, weil wir auf Grund des Titels für möglich hielten, daß es sich in irgend einer Weise um religiöse Probleme in demselben handeln könnte. Man kann aber nicht ärger enttäuscht werden, als wir mit unserer Annahme. Der Name des Heilands ist von dem jüdischen Autor lediglich um der Sensation willen auf den Titel gesetzt. Was der Roman enthält, ist eine Berliner Studentengeschichte, vorgetragen in Geist und Form des sogenannten Realismus, d. h. die Menschen, welche auftreten, sind vom ersten bis zum letzten nicht nur widerliche und unsittliche, sondern auch ganz unwahrscheinliche Gesellen, und sie benehmen sich zum guten Teile so, wie in der realen Welt sich nicht die vernünftigen Menschen, sondern die Gestörten benehmen. Ein Jahrmarktsgemälde von Mord, Selbstmord, Ehebruch, Wahnsinn, Unzucht, Nihilismus u. a. m. wird dem Leser mit dem großen Anstreicherpinsel in schreienden Farben vorgemalt — man gewinnt den Eindruck, als habe ein sittlich verdorbener Studiosus hier der staunenden Welt sein Erstlingswerk dargeboten.

Stil, Welt- und Lebensanschauung sind ganz und gar die des „Berliner Tageblatts". Dabei wimmelt natürlich das Buch von stilistischen und anderen Flüchtigkeiten und Schnitzern. Es heißt nicht der chambre (S. 30), sondern die chambre. Man soupiert nicht „bei Austern und Sekt". „Dekadence" ist schauerliche Orthographie. Das Signalement, jemand habe „ein wie aus Marmor gemeißeltes Gesicht" ist sinnlos. Jedes Gesicht läßt sich aus Marmor meißeln. Von einem jungen Mädchen, das von seinen Eltern mißhandelt wird, heißt es im Ernst: „Sie hatte den Kopf so voll und schwer, daß es ihr fast Lust und Bedürfnis war, geprügelt zu werden; so empfand sie wenigstens, daß noch Leben in ihr, daß sie nicht gänzlich gefühllos, für körperlichen Schmerz noch empfänglich war." Dasselbe Mädchen wirft sich gelegentlich, als sie Kummer hat, „auf den kalten, gepflasterten Küchenboden nieder" und läßt, auf dem Fußboden liegend und „in Schluchzen ausbrechend, ihrem Weh freien Lauf." Es bleibt nur hinzuzufügen, daß der Autor auch seine eigene, überall durchbrechende Lüsternheit so ziemlich allen seinen Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes andichtet, so daß das traurige Machwerk nicht nur als litterarisch wertlos, sondern auch für unreife Leser als sittlich nicht ungefährlich zu bezeichnen ist.

— Volksschriften von Johanna Spyri. Zweiter Band. (Gotha, F. A. Perthes.)

Wir kennen die Verfasserin zumeist als Schriftstellerin für Kinder. Darauf versteht sie sich wunder gut. Kinder und Volk aber haben etwas Verwandtes miteinander. Was ihnen gefallen soll, das muß einfach, das muß lebensvoll sein. Es ist nicht leicht, für beide den rechten Ton zu finden, und manches läuft als Kinderschrift, als Volksschrift durch die Welt, was von beiden nicht verstanden wird, abgesehen noch von dem vielen Schlechten, was man beiden bietet. Der Lehrer macht oft genug die Erfahrung, daß er ein Wort gebraucht hat oder einen Gedanken ausgesprochen hat, bei denen er das Verständnis voraussetzte; aber er irrte sich; so geht es denen auch, welche für Kinder und Volk schreiben. Im letzten Grunde ist es eine Gabe von Gottes Gnaden, das recht zu können. Aber auch die Gabe will geschult sein. Wie oft, wenn man eine Kinder- oder Volksschrift aufschlägt, bietet gleich das erste Blatt ein oder mehrere Fremdworte, an denen das Verständnis scheitern muß. Das ist ein Fehler, den die Schulung vermeiden lehren kann. Die Spyri hat die Gabe. Sie hat auch die Schulung. Ich wünschte nur, sie hätte doch etwas mehr Romantik. Denn das lieben Jugend und Volk auch, und weil viele Schriften, die für sie geschrieben werden, ihnen das nicht bieten, fallen sie denen in die Hände, die es darauf in ungesunder, falscher Weise anlegen. Es giebt ja Fabriken für solche Geschichtenschreiberei, die nicht gerade schlechte Geschäfte machen. Die Erzählungen der Spyri bewegen sich im Geleise des ganz gewöhnlichen Alltagslebens, da kommen kaum heftigere Leidenschaften, wilde Kämpfe, und nun erst recht nicht Abenteuer voll Erregung, Mut und Sieg vor, aber dafür giebt es stilles Gottvertrauen, klare Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht, Selbstverleugnung, Gehorsam in Gottes Führung, und in Freud und Leid das lichte, gnädige Walten der göttlichen Vorsehung, und darin denn das beste Teil. Dies Bändchen umfaßt zwei Geschichten. Welcher ich den Vorzug geben soll, weiß ich nicht. Jede hat ihre eigene Anziehungskraft. D.

— Unser armer Dick. Von John Strange Winter. Uebersetzt von Dorothea Gräfin Carmer. (Gotha, F. A. Perthes.) 1891.

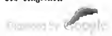
Eine englische Soldatengeschichte. Freilich vom Soldatenleben kommt nur wenig darin vor, obwohl der Held ein Soldat ist. Man könnte eher sagen, es sei eine Ehestandsgeschichte voller Leid mit einem Ende voller Freud. Sie liest sich anmutig. Aber sie ist nicht bedeutend, wenn auch lieblich, innig, rein und dabei, ohne einen besonderen Roman zu bringen, fesselnd. Man darf das Buch empfehlend bei den deutschen Lesern einführen, zumal auch die Uebersetzung recht deutsch ist. D.

— An Gottes Hand. Erinnerungen aus einem Diakonissenleben. Von A. L. 2. Auflage. (Zürich, Evangelische Gesellschaft.) Preis broch. M 1,20 = Fr. 1,50, geb. M. 2,00 = Fr. 2,50.

Eine Selbstbiographie, die wir auf das wärmste empfehlen. Das Buch wird jungen Damen sehr viel nützlicher zu lesen sein, als die speciell für „höhere Töchter" zugeschnittene Litteratur. Besonders zeigt es, wie viel richtiger auch im Diakonissenwesen die evangelische Freiheit ist, als die katholischen Gelübde. Die Verfasserin hat jahrelang ihren Diakonissenberuf aufgeben müssen, um eine notleidende Schwester ausgiebig materiell unterstützen zu können. Was wäre aus dieser Schwester geworden, wenn nach katholischer Art alle Familienbande für immer zerschnitten gewesen wären? Das Buch ist für Volksbibliotheken vortrefflich.

— Eddy oder Treu und standhaft. Eine Erzählung für Knaben von 9—14 Jahren von F. Volmer. Autorisierte Uebersetzung von L. Willigerod. (Gotha, F. A. Perthes.)

Eine englische Knabengeschichte, die sich aber auch für die deutsche Knabenwelt empfiehlt. Eddy ist der Sohn eines englischen Ostindiers. Sein Vater hat ihn in einer Pension untergebracht. Seit Monaten sind die Zahlungen ausgeblieben. So wird er von dem Vorsteher des Instituts und dessen geiziger Schwester einfach ins Elend hinausgestoßen. Was er da nun in London erlebt, Leibes und Liebes, das schildert uns dies Buch, und schildert es in einer solchen Weise, daß es das Herz in Teilnahme mitnimmt. Eddy bewahrt in den mancherlei Versuchungen, die ihn treffen, einen tapfern Mut und edlen Sinn, er betet und arbeitet sich hindurch durch alles Ungemach, er lügt nicht, er bleibt ein wackrer Junge. Darin liegt das ethische Moment der Geschichte. Zuletzt findet der Vater ihn wieder in jenem Weltmeer von Menschen, wo sonst die Spuren des einzelnen



so leicht zum Nimmerwiederfinden verloren gehen. Man darf das Buch getrost deutschen Knaben in die Hände geben, sie werden es mit Freuden und mit Gewinn lesen. D.

— Von Geschlecht zu Geschlecht. Von Lady Augusta Noel. Autorisierte Uebersetzung. (Anklam, A. Schmidts Verlag.) 269 S.

Eine Erzählung aus dem schottischen Hochland, dem Land des zweiten Gesichts, der Erscheinungen und Vorausverkündigungen. Das Geschlecht der Douglas von Daldraith wird von der Prophezeiung bedroht: „Wenn das Blut des Douglas durch die Hand des Douglas vergossen wird, wenn die Lüge zur Wahrheit wird und das liebende Herz erkaltet, dann wird der einzige Sohn des edlen Vaters zum letztenmal seine Schwelle betreten, wenn nicht eine Jungfrau vom Osten her erscheint, um die rote Hand weiß zu waschen." —

Lord Ronald Douglas begiebt sich mit seinem Sohne Ronald, einem geistig wie körperlich glücklich beanlagten Knaben, sowie mit dem gleichfalls jugendlichen Vetter Kenneth, dem Sohne des Obersten Norman Douglas, auf die Jagd. Aus den Büchsen der beiden Jungen fallen gleichzeitig Schüsse in derselben Richtung. Statt des Birkhahns wird der Lord getroffen. Kenneth war der unglückliche Schütze. Um dessen Vater zu schonen, weiß der mitjagende Diener des Obersten den Vorwurf der fahrlässigen Tötung auf den jungen Lord zu lenken. Lady Douglas hat in ihrem Gemahl ihr ganzes Lebensglück verloren, sie verschließt ihr Herz dem einzigen, von Seelenqualen sondergleichen gefolterten Sohne. Kenneth erfährt von dem Diener seines Vaters, daß er den Tod des Lords verschuldet hat und — er schweigt. Er geht mit der infamen Lüge durchs Leben, daß der nirgends, am wenigsten in der Heimat Ruhe und Glück findende junge Lord das Blut seines Vaters vergossen hat. Zuletzt wird er aber von der Thatsache überwältigt, daß sein Vetter ihm beim Reiten durch einen angeschwollenen Bach das Leben gerettet hat. Der edle Retter vergiebt in christlicher Selbstbeherrschung um Christi willen seinem Vetter die entsetzliche Lüge und gewinnt Mut, das Glück seines Lebens da zu finden, wo er es zu finden nicht wagte. —

Es ist ein düsteres Bild, das die Verf. entworfen hat. — Die Zeichnung der Charaktere ist musterhaft, der Stil gedrängt, klar und sorgfältig. — Auch die Liebe des jungen Lord Douglas zu Marion, der aufrichtigen, edelsinnigen Cousine, und später zu Diane, der frühverwaisten, liebenswürdigen Tochter der Bretagne, kann nur ein gedämpftes Licht in das trübe, dunkle Leben des Geschlechtes der Douglas werfen. — Schwer wird es dem Leser, sich in das Verhalten der Witwe gewordenen Lady Margaret Douglas zu finden. Anstatt den namenlos unglücklichen Sohn aufzurichten, wendet sie sich von ihm als einem nicht ganz Schuldlosen kalt und hartherzig ab. — Dagegen ist der Vater Kenneths, der als General aus der Armee geschiedene Norman Douglas, ein Mann, welchem die Sympathie des Lesers in reichstem Maße zu teil wird. —

Die Uebersetzung ist lobenswert. Nur einige kleine Fehler sind mit untergelaufen. Mutter hat im Genitiv nicht, wie S. 80 angegeben, Mutters, sondern Mutter. — Das transitive erschrecken hat im Partizip nicht erschrocken, sondern erschreckt. — Man hält nicht zu, sondern an seinen Grundsätzen fest. — S. 17 wird der Oberst Douglas General tituliert, während doch erst mit S. 103 von dieser erst nach Jahren erfolgten Beförderung die Rede sein kann. —

Es ist immer eine Erquickung, einen guten englischen Roman zu lesen. Daß der Mensch eine Seele, ein Gewissen hat, daß sich seine Gedanken untereinander verklagen und entschuldigen, erfährt man aus der jetzt Mode gewordenen realistischen Romanschreiberei so gut wie gar nicht. Was die naturalistischen Plattköpfe vor Augen haben, das beschreiben sie mit größerer oder geringerer Kunstfertigkeit. Von der verklärenden Macht poetischer Gestaltung des ganzen Menschenlebens, welche in der Erzählung „Von Geschlecht zu Geschlecht" unausgesetzt den Leser erfreut, ist bei den Realisten, die oft noch nicht einmal das von den Photographen beliebte künstlerische „Arrangement" vornehmen, so gut wie nicht die Rede. O. K.

— Ueberwunden. Roman von Nina Güthner. 2 Bände. 167 u. 163 S. (Berlin, Otto Janke.) 5 M.

Ein Roman von der gewöhnlichen Mache. Eine Fürsten- und eine Grafen-Familie, die Familien eines Lords und eines Adligen liefern die Personen. Mord, Diebstahl, Ehebruch, eine von der treulosen Frau mit dem Revolver erzwungene Scheidung wegen des bei dem betrogenen Manne drohenden delirium tremens, Wahnsinn, mehrfache Todesfälle, Kauf einer Plantage durch einen verschuldeten jungen Mann, der den Kaufschilling im Spiel gewonnen hat, Kauf eines römischen Palastes durch denselben jungen Mann, der den Kaufschilling durch eine reiche Heirat zu erhalten hofft, über ein halbes Dutzend Verlobungen, feierliche Schwüre, die nicht gehalten werden, altkluge Kinder, taktlose Väter, zwischendurch unterdrückte und erheuchelte „Liebe" — kurz an Stoff und an überraschenden, aus den Wolken fallenden Ereignissen ist kein Mangel. Die Phantasie der Verf. ist eine völlig zügellose. Der Roman beginnt in der Maingegend. In dem Schloßpark eines Grafen Hammerstein „ruhte eine Quelle von besonderer Tiefe und Größe". Diese außergewöhnlich starke und widernatürlich ruhige Quelle „bildete sogleich ein Flüßchen" und einen beträchtlichen „Wasserfall", über den „ein Steg ohne Geländer" führte, — eine zweifellos polizeiwidrige Einrichtung. Eines Tages gehen die vielen Kinder des Grafen über den Steg, ein sechsjähriges Pflegkind fürchtet sich vor dem Uebergang, wird vom Erdgrafen durch „einen leisen Stoß" auf den Weg befördert und fällt aus Angst kopfüber in das „reißende Wasser". Das Kind ringt machtlos mit den Wellen, die ihm nachspringenden beiden Grafen sind zwar „gute Schwimmer", ohne ein zu Hülfe eilendes „Schiff" würde aber

die kleine Elsa ertrunken sein. Wo in aller Welt giebt es Quellen, deren Wasser sofort schiffbar wird? Warum hat die Verf. die kleine Elsa nicht von einem Steg, der vom Ufer nach einem im Main vor Anker liegenden Schiff gelegt war, ins Wasser fallen lassen? Wegen jenes geringen Vergehens wird der Erbgraf auf ein Jahr in die Verbannung eines auswärtigen Gymnasiums geschickt. Vom Gymnasium aus geht er durch, wird Matrose und kommt nach Ostindien. Sein früherer Hauslehrer holt zwar den Flüchtling, ehe er Europa verläßt, ein und soll ihn nach Hause führen, er verzichtet aber auf polizeiliche Hülfe. Nach einigen Jahren kehrt der Erbgraf aus Indien zurück. In der Nähe der hyerischen Inseln gerät sein Schiff nachts auf eine „Korallenbank", das Wasser dringt gurgelnd durch ein großes Leck in das Schiff, die beiden Steuermänner überlassen dem jungen Grafen das Kommando, dieser verteilt Passagiere und Matrosen in verschiedene Boote und baut „in aller Eile" aus Balken und Brettern des gescheiterten Schiffs ein „Floß", „das die übrige Mannschaft fassen konnte". Trotzdem ist noch so etwas wie Schiff vorhanden, denn Graf Hammerstein verläßt „als der Allerletzte das sinkende Schiff". Die „Finsternis" war auch nur so eine Art Nacht, denn die wirkliche Nacht bricht erst einige Zeilen später an. In dieser Nacht kentert eins der merkwürdigerweise samt dem Floß dicht aneinander bleibenden Fahrzeuge. Graf Hammerstein rettet die ins Wasser gefallenen Schiffbrüchigen und bringt sie in das wieder zum Schwimmen gebrachte Boot! — Welche zügellose Phantasie gehört dazu, solchen Unsinn zusammenzuschreiben.

Es gehört Selbstüberwindung dazu, den Roman „Ueberwunden" bis zu Ende zu lesen. Schon der gedankenlose Stil der Verf. gereicht dem Leser auf Schritt und Tritt zum Aergernis. Ein großes Vermögen wird „großartig", die auffallende Aehnlichkeit von zwei Brüdern wird „furchtbar" genannt. Da geht die Sonne „blutrot" auf und — „die Menschen nehmen sich geisterbleich in ihrem Scheine aus". Ein andermal färbt die Sonne, nachdem sie endlich die Nebel eines Herbstmorgens verjagt hat, die abziehenden Nebel blutrot. — Die Verf. hat sich also noch nicht einmal durch ein bischen Naturbeobachtung in den Stand gesetzt, alltägliche Dinge der Wirklichkeit gemäß zu beschreiben. —

Hoffentlich hat Nina Güthner ein für allemal den Drang zum Romanschreiben mit ihrem „Ueberwunden" überwunden! Oder sollte dieses geringe Machwerk nicht der Erstling ihrer Muße — das Wort wird mit ß geschrieben! — sein oder bleiben? O. K.

8. Verschiedenes.

— Wach auf! Ein freies Wort an die Zeitgenossen von Gottfried Bauer. Forderung: Zucht und Ehre müssen im deutschen Volke wieder heimisch werden. Zweites Tausend. (Berlin F. Schneider & Co.) 48 S. 60 Pf.

Der Verf. nennt sich einen deutschen Mann, der diese kleine Schrift „aus Liebe zu seinem deutschen Vaterlande aufrichtigen Herzens" geschrieben hat. Das kann niemand in Zweifel ziehen. Zwei Feinde suchen das deutsche Herz zu verderben: die Geldmenschen der goldenen Internationale und die Führer des herrschsüchtigen wilden Pöbels. Beide Feinde sind nicht ohne gegenseitige, durch die Juden bewirkte Fühlung. Der Judenfrage widmet darum der Verf. als der „bedeutsamsten socialpolitischen Frage" einen längeren Abschnitt. In der theoretischen Abwehr des fremden Judenvolks sind Bauers Ausführungen gut, in seinen praktischen Vorschlägen ist er dagegen jämmerlich-optimistisch, kläglich-genügsam und thöricht-unpraktisch. Er will den deutschen Boden zwischen Juden und Deutschen nach der Bevölkerungszahl verteilt wissen, nach demselben Maßstab sollen die Juden an allen Berufsgenossenschaften, Unterrichtsanstalten, öffentlichen Aemtern teilnehmen. Der Ueberschuß an Juden soll eventuell in den Kolonieen untergebracht werden. — Im religiösen Gebiet ist der Verf. dem naivsten Rationalismus ergeben. Die Person Christi muß vor seiner Lehre zurücktreten. Die freie Wissenschaft rüttelt unausgesetzt am Dogma. „An Stelle des kindlichen Gottesglaubens ist das höhere Gottesbewußtsein der Vernunft getreten." Die Kirche möge „einige Ansichten aufgeben und sich hüten, die alten Bücher des Judenvolks als einen Teil der christlichen Lehre anzusehen". „Man erweitere die Synodalrechte". „Man hüte sich vor strenger Kirchenzucht." Wer so wenig die Kirche Jesu Christi kennt, ist außer stande, den Schaden zu erkennen, an dem unser deutsches Volk leidet. —

Auf moralischem Gebiet huldigt der Verf. ganz gesunden Anschauungen: das Besuchen von öffentlichen Tanzböden sollte männlichen Personen unter 20 Jahren auch in Begleitung älterer Personen nicht erlaubt werden, minderjährigen Mädchen nur in Begleitung von Familien. — Der Verführer eines Mädchens sollte verpflichtet sein, dasselbe zu heiraten, ev. müßte er mit Gefängnis nicht unter 14 Tagen bestraft werden. (Wie kläglich! Hätte der Verf. doch das Minimum wenigstens auf ein Jahr Gefängnis festgesetzt!) In Wirtshäusern sollte bei Meidung des Konzessionsverlustes kein Branntwein ausgeschenkt werden.

Ungleich zahlreicher sind die aus Utopien entlehnten Weltverbesserungsvorschläge. Der Verf. scheint sich gar nicht gefragt zu haben, wo sein alles regierender Zukunftsstaat das viele Geld herbekommen soll, das bei Einführung unentgeltlichen Unterrichts, unentgeltlicher Rechtspflege, unentgeltlicher Volkskonzerte, staatlich zu gewährender Mitgift vermögensloser junger Mädchen und bei den zahlreichen Zuschüssen aus Staatsmitteln zur Erreichung dieser und jener guten Zwecke in milliardenhafter Menge flüssig sein muß. —

Leute von geringer Erfahrung und Einsicht ins Leben, Leute von geringen litterarischen Bedürfnissen werden an dem Weckruf des „sonderbaren Schwärmers" G. Bauer ihre Freude haben, und für solche ist das Schriftchen „Wach auf!" vielleicht auch ein thatsächlicher Weckruf. Für die anderen ist es ein Schlag ins Wasser. O. K.



— Vorträge von Gustav Schlosser. (Gütersloh. C. Bertelsmann.) 431 S. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Es sind im ganzen dreizehn Vorträge, vier davon erscheinen zum erstenmal im Druck: „Poesie und Christentum", „Kirche und Sekten in unserer Zeit", „Was ist der Mensch", „Zur Sittengeschichte zweier Jahrhunderte". — Der Vortrag über „Kirche und Sekten" soll seiner Zeit in der Berliner Konferenz vom 8. Juni 1882 viel Beifall und viel Anstoß gefunden haben. — Der Vortrag „Zur Sittengeschichte zweier Jahrhunderte" ist von Schlosser in einer Pfarrkonferenz seiner hessischen Heimat auf Grund seiner Reichenbacher Kirchenbücher gehalten worden. Ich halte ihn für den interessantesten von allen Vorträgen. — In den bereits gedruckten Vorträgen, welche der deutschen Gesinnung Schlossers und seiner Stellung als Geistlicher der neben der offiziellen Kirche christliches Leben wirkenden inneren Mission ihr Dasein verdanken, weiß der Verf. in seiner bekannten aus dem Leben und der Erfahrung des Lebens, nicht nach Büchern und Akten schreibenden Weise so anziehend und ergreifend wie nur einer über nationale Erziehung, Bild und Bildung, die Magdalenen- und Vagabundenfrage, Heimatliebe, Heimweh, Heimgang, Goethes Iphigenia, die Fürsorge für die konfirmierte weibliche Jugend des Arbeiterstandes, die socialen Verpflichtungen, welche dem Christen aus seinem Besitz erwachsen und über die Erziehungspflichten der Eltern zu reden. — Die Vorträge Schlossers sind ein Buch für das deutsche Haus evangelischer Familien, sie wirken erbaulicher und anregender als die meisten Predigtsammlungen, welche Jahr aus Jahr ein, ohne daß das geringste Bedürfnis darnach vorhanden wäre, zu erscheinen pflegen. O. K.

— Aus dem Tagebuch eines Enthaltsamen. Aphorismen über die Alkoholfrage von Maurice Reinhold von Stern. (Dresden und Leipzig, Piersons Verlag). 1891. 30 S.

Es ist schade, daß auch der Kampf gegen den Alkoholismus so vielfach ins Extrem geraten ist, denn dadurch wird der an und für sich guten Sache nur Schaden zugefügt. Wenn Gustav Jäger alles Heil in der Wolle, Kneipp im kalten Wasser und Lahmann in der Baumwolle erblickt, so findet ein normal denkender Mensch das lächerlich; denn eines schickt sich nicht für alle, und der Mensch ist ein Individuum, folglich nicht nach einer Schablone zu behandeln. Ebenso lächerlich aber ist es im Grunde, den Genuß jeden Tropfen Alkohols in jeder Gestalt als verwerflich zu bezeichnen: abusus non tollit usum. Der Socialreformer und Dichter von Stern predigt absolute Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken und hofft dieselbe in seinem Zukunftsstaate, dessen Grundlage ein „religiöser, sittlich vertiefter Socialismus" bilden soll, verwirklicht zu sehen. „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" Dem Alkoholmißbrauch entgegenzuwirken, ist eine dankenswerte und notwendige Aufgabe; wer aber folgenden Satz schreibt: „Es steht fest, daß der Alkohol unter gar keinen Umständen nützt, wohl aber unter allen Umständen schadet", der hat den Bogen zu straff gespannt, so daß er zerbrechen muß.

Die Schreibweise des Verf. ist sonst frisch und seine Gedanken oft gut und originell, was ein paar Beispiele beweisen mögen: „Der Alkohol ist eine Gabe Gottes. Ja, und die Dummheit auch!" — „Ich sehe ein rohes, verkommenes Geschlecht, mit geschwollenen Gesichtern, aufgeschwemmten Leibern und gemeinen Gesinnungen. Ich sehe es in der Gegenwart, ich sehe es tausendfach vermehrt in der Zukunft. O, wie mir graut vor diesem verzerrten Menschentum!" — „Fürs Vaterland zu saufen ist jedenfalls bequemer, als für das Vaterland zu bluten." — „Der Alkohol wird u. A. als Mittel zur „Euthanasie" (Erleichterung des Sterbens) empfohlen. Ich glaube, das hat seine Richtigkeit. Er wird noch der ganzen Menschheit zur „Euthanasie" verhelfen. Und sogar unter Assistenz der Herren Aerzte!" — „Geistige Getränke! Welch ein Hohn, dasjenige Getränk „geistig" zu nennen, unter dessen Einwirkung das spezifisch Geistige am Menschen am sichersten zerstört wird!" — Daß dem Büchlein bei kaum 26 Seiten Text noch 14 Seiten Reklameanzeigen anderer Sternscher Werke beigeheftet sind, ist etwas reichlich. A. W.

— Von Gott erbeten (1. Sam. 1, 20). Von Anna Shipton. Verf. von „Sage es Jesu", „Der verlorne Sohn", „Gerade wie ich." 3. Aufl. (Basel, C. F. Spittler.) 190 S.

In zehn Abschnitten fromme Betrachtungen und zahlreiche Erfahrungen aus der Welt des Gebetes, wie sie sich aus dem Leben der oft von Krankheit heimgesuchten, auf Reisen weit umhergekommenen, Venedig, die Schweiz, Sizilien besuchenden englischen Verfasserin ebenso ungesucht als reichlich ergeben. Die Verf. sagt am Schlusse: „Während ich euch nur einige Trauben aus dem gelobten Lande zeige, geht ihr doch hinein und macht euch alle seine Weinberge zu eigen." O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Adelheid von Rothenburg,

geb. von Zastrow.

—⁂ Ein Lebensbild ⁂—

von

Ernst August Freiherrn von Göler.

4. Am Krankenbette.

Im Anfange des Jahres 1875 eilte Adelheid an das Kranken- und Sterbebett ihres geliebten Vaters, welcher am Neujahrstage, von dem Gottesdienste heimkehrend, sich legte und bald unter einer heftig auftretenden Wassersucht peinlich zu leiden hatte. Er entschlief still, in den Willen Gottes ergeben, in der Nacht vom 6. zum 7. April. Die nunmehr vereinsamte Mutter eines so großen und schönen Familienkreises entschloß sich, ihr eigenes Heim aufzugeben und zu ihrer zweiten Tochter, zu Adelheid von Rothenburg nach Cöslin zu ziehen. Der Tochter erschien es „als eine beseligende Aufgabe, ihr den Witwenstand zu versüßen, die letzten Jahre ihres Lebens mit Abendsonnenglanz vergolden zu können". Doch es sollte anders kommen, als Mutter, Tochter und Schwiegersohn dachten.

Die geliebte Mutter fand bei ihrem Einzuge im Oktober bereits ein Enkelkind, das kleine Töchterchen ihres jüngsten Sohnes, als weiteren Hausgenossen bei ihrem Schwiegersohne vor. Selbst kinderlos, hatte das Rothenburgsche Ehepaar die kleine Helene ganz zu sich als Kind aufgenommen. Wie ein eigenes Kind gehalten, blieb Helene bei der Tante bis zu deren Tode. So gestaltete sich ein freundliches Familienleben im Hause des Oberstlieutenants, bereichert durch das geistige und geistliche Verständnis eines zwar kleinen, aber treuen Bekanntenkreises. Dieses friedliche Stillleben sollte gar bald schmerzlich unterbrochen werden. In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar 1876 erkrankte Herr von Rothenburg sofort in heftigstem Grade an einer Lungen- und Brustfellentzündung. Um Mitternacht fuhr er erschreckt auf, er konnte keine Luft bekommen und rang mit keuchender Brust nach Atem. Seine Frau hielt ihn in den Armen, bis der Anfall vorüber war; doch wiederholte sich derselbe gegen Morgen.

Es war der Beginn einer namenlosen Schmerzenszeit, die den bis dahin noch äußerst rüstigen und aufrecht einherschreitenden Mann auf immer zusammenbrach und seine ritterliche Erscheinung in einen Siechen verwandelte. Während eines vollen Jahres war nun die Frau an ein Krankenbett gefesselt, das die ermüdendste und Herz wie Körper gleich anstrengende Pflege verlangte. In dankbarer Erinnerung an alle Durchhülfe, die ihnen dabei geworden, und insbesondere an die liebevolle Aufnahme, welche

das Kaiserin-Augusta-Hospital in Berlin ihrem leidenden Manne bot, verfaßte sie eine kleine Schrift, welche unter dem Titel „Ein Krankenbett aus dem Jahre 1876" von dem Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in Berlin herausgegeben und vielleicht von allen ihren Werken am meisten gelesen wurde. Mit dem Psalmwort an der Spitze „Herr, Gott, Zebaoth, tröste uns; laß leuchten dein Antlitz, so genesen wir" schildert sie oft in einer so erschütternden Weise den Verlauf der Krankheit, der Operationen, der Pflege, daß die Leser keine zu schwachen Nerven haben dürfen. Es ist ein Büchlein, das wir jeder freiwilligen und jeder beruflichen Krankenpflegerin gern in die Hände geben würden, weil es eben die Pflege am Krankenbett in das reinste Licht stellt, weil es in schlichtester und doch so überzeugender Weise den Sieg der hingebenden, selbstverleugnenden Liebe auch bei den grauenerregendsten Operationen und in den peinigendsten Lagen uns darstellt.

Da die Pflege von Tag zu Tag schwerer wurde, nahm die nahezu erschöpfte Frau nach einigen Tagen einen Krankenwärter in der Person des Oberlazarettgehülfen Ziemke, der von der Stunde seines Eintritts ins Haus der schwer geprüften Gattin mit ebenso viel Treue als Geschicklichkeit zur Seite stand. Während dieser gemeinsamen Pflege bildete sich zwischen diesem Gehülfen und Frau von Rothenburg ein gar schlichtes, herzliches Verhältnis, wie sie es so gut mit Menschen aus den verschiedensten Lebenskreisen anzuknüpfen verstand, indem sie von klein auf im Verkehr mit Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung stets den Menschen zum Menschen reden ließ. Wo sie einen kürzeren oder längeren Aufenthalt nahm, gewann sie dadurch einen Kreis schlichter Leute, welche in herzlichster Verehrung an „der guten Frau" hingen und jederzeit bereit waren, ihre Liebe und Dankbarkeit durch kleine Gegendienste zu bezeugen. Sie erfuhr auf diesem Wege, wie auch die kleinen Leute sinnig sein können, wo ihr Gemüt angeregt wird. Manche derartige Züge finden sich in ihren Schriften und werden von manchen Recensenten als zu feinfühlend für die betreffenden Lebenskreise bezeichnet. Das Leben geht aber über die Theorie. Frau von Rothenburg erzählt Selbsterlebtes und hat die Erfahrung reichlich gemacht, daß das Menschenherz in allen Lebensschichten das gleiche ist.

Nach einem erträglichen Tage beschreibt sie eine Nacht des ernstesten Kampfes: „Und nun begann jene Nacht, welche ewig unvergeßlich in ihre Erinnerung geprägt ist. Alle Herrlichkeiten der Welt wären nicht im stande, sie jemals daraus zu verwischen, denn die Erfahrung solcher Stunden löst eben von der Erde ab und läßt eine unaussprechliche Sehnsucht nach vollkommeneren Zuständen in der Seele reifen. Großmutterchen war von Mitleid und Sorge erschöpft in ihr Bett gegangen, hatte sie doch die Leitung des Hausstandes und die Ueberwachung des Kindes übernommen, lauter Mühen, an die sie nicht mehr gewohnt war, die sich für ihre Jahre nicht mehr eigneten; auch Ziemke sollte bis Mitternacht ruhen, und Eduard war wieder mit seiner Frau allein. Nach und nach verzerrte sich sein Gesicht und nahm den Ausdruck namenloser innerer Angst an, die Nasenflügel spannten sich und die Züge um den Mund sanken ein, die Brust fing an zu keuchen. Jetzt erst wurde es ihr klar, daß dies ein Todeskampf sein könnte, und in der That hatten ihn die Aerzte in dieser Nacht erwartet und den Bekannten und Freunden des Hauses vorausgesagt; ihr und der Mutter gegenüber hatten sie aus Schonung geschwiegen. Die Größe des so plötzlich hereingebrochenen Unglücks überwältigte sie, wars ihr doch, als würde ihr leibliches Herz in Stücke gerissen, als ränge sie mit ihm um ein wenig, ach! nur um ein wenig Luft, und ränge umsonst! Wer kann die Tiefe der Leiden eines liebenden Weibes ermessen! . . . . . Sein Kampf hatte erst begonnen, er wurde wilder und qualvoller. . . . . . Ueber dem Bette hing ein Bild, da hinauf richtete der Leidende jetzt seine Augen voll klarsten Bewußtseins, voll des innigsten Flehens, das Geschöpf in seiner Todesnot sah auf zu dem Heiland, der selbst des Sterbens Bitterkeit geschmeckt, — und sie bezwungen hat. Hier war Er auf den Wogen des Sees Genezareth gehend dargestellt, eine hohe, lichte Gestalt, die den vor ihm versinkenden Petrus mit rettendem Arm emporhebt, und es

war auch der Erstickungstod, welcher den Petrus bedrohte; und die ganze lange Nacht lag Eduard in diesem Kampfe, die ganze lange Nacht weinte die Frau an seiner Seite, und die ganze lange Nacht sah der Herr barmherzig auf sie hernieder und hielt sie mitten in den großen Trübsalswassern aufrecht, daß sie nicht untergingen. Der Leib litt wohl unaussprechlich viel, aber der Geist des Kranken war vollkommen ruhig, klar und ergeben. „Ich werde sterben," sagte er, „ich fürchte mich nicht." In seinen Augen schimmerte über die körperliche Angst hinweg völlige Zuversicht." —

Der Arzt, welcher gegen Morgen kam, vermochte sie nicht zu trösten. Er sagte ihr offen, daß ihr Mann im Schleim ersticken müsse. Ein von ihm angeordnetes Mittel verschaffte vorübergehend Linderung, und Frau von Rothenburg suchte in dieser Pause sich durch Schlaf zu stärken, doch vergeblich. Da kam ihre treue Freundin, setzte sich zu ihr und sprach ihr von der himmlischen Herrlichkeit, nnd dies war das Einzige, aber auch wirklich das Einzige, was die arme Frau zu trösten vermochte. Auch später in ihrem Leben, namentlich in ihrem Witwenstande, war der Gedanke an die Herrlichkeit, welche an uns soll geoffenbaret werden, für sie eine wunderbar stärkende und hebende Macht, eine Realität, welche ihr mehr galt, als alle Realitäten der sichtbaren Welt. Sie vermochte in jenen nun folgenden Trübsalstagen von Nahrung nur trockenes Brot und Wein zu sich zu nehmen und machte dabei, wie manche vor ihr die Erfahrung, daß in Tagen, „wo Leib und Seele verschmachten, nur noch diejenigen elementaren Stoffe vertragen werden, welche der Herr zu Trägern der höchsten Gnaden erhoben hat". Ein altes Gesangbuch ihrer Muttter lag stets aufgeschlagen auf ihrem Tische und erquickte ihre müde Seele. Sie führte in jener kleinen Schrift eine Reihe von Versen an, die ihr von besonderer Bedeutung waren und welche wohl an jedem Leidens- und Sterbelager ihre Kraft erweisen werden.

Am zweiten Morgen aus einer Betäubung erwachend, sagte der Kranke ruhig und mit klarem Auge zu seiner Frau: „Willst du Gott dem Herrn unseren Dank aussprechen, daß Er uns geholfen hat? Wir waren gestern sehr unglücklich." Sie betete an seinem Bette knieend, und nach einer Pause erhob er selbst seine Stimme und betete laut und inbrünstig. „Da flossen ihr wieder die erquickungsreichen Thränen, und unendliches Glück kam in ihr Herz, sie standen ja beide an der Quelle des unsichtbaren Reiches, der Himmel war offen, das Leid der Erde vergessen, und wenn dieser Lichtblick auch nur kurz sein konnte, in seinen Folgen wird er bis an das Ende ihres beiderseitigen Lebens dauern. War es doch ihr heißester Wunsch gewesen, ihn noch einmal geistesklar zu sehen, nur einmal noch vor dem langen Scheiden einen verständnisvollen Blick mit ihm austauschen zu können; und der Wunsch war über Bitten und Verstehen erfüllt worden." Bald darnach umnachtete sich wieder sein Bewußtsein. Die körperlichen Leiden erhöhten sich in den nächsten 14 Tagen, indem eine heftige Diphtheritis Hals und Gaumen entzündete, und die Brusthöhle füllte sich mehr und mehr mit Eitermassen. Der Kranke trug alle diese Leiden, ohne je zu klagen; „getragen gleichsam von unsichtbaren Händen, war er ergeben, zuversichtlich, verständig und unendlich liebenswürdig. In der Nacht vom 23. zum 24. Februar erfolgte ein Durchbruch der Eitermassen nach den Lungen und der Kranke begann wie ein Sterbender zu röcheln. Seine Frau hielt ihn in den Armen und teilte seine Angst und sein Ringen nach Luft. Die Aerzte erklärten sich für eine Operation und bestanden auf die Heranziehung eines auswärtigen Operateurs. Von der ärztlichen Beratung ließ sich die edle Frau nicht zurückhalten und nahm mit kräftigem Geist den Ausspruch entgegen, daß der Tod durch Erstickung wahrscheinlich, daß er infolge der Operation ebenso wahrscheinlich sei; daß sie, die Aerzte, keinerlei Hoffnung zu geben und keinerlei Verantwortung zu übernehmen vermöchten. Ihre Worte mußten einen trostlosen Eindruck auf die liebende und lebhaft fühlende Gattin ausüben. Sie schreibt hierüber: „Hier kam der treue Gott seinem überwachten, zitternden Geschöpfe wieder zu Hülfe und machte ihr Herz ungläubig gegen die Aussprüche der Wissenschaft. — „Wie, er sollte sterben, nachdem der Herr so großes gethan? Hatte

sie Ihm das heißgeliebte Leben etwa in wilder Verzweiflung abgetrotzt? . . . . Nein! o nein! Seine Gnade war es allein, daß sie fest bleiben, ausharren, beten konnte — und nun, da Er ihren Mann freiwillig von der Schwelle, welche das Diesseits vom Jenseits scheidet, zurückgerufen hatte, — nun sollte er dennoch sterben? — Es lag ein stiller Trotz in ihrer Ueberzeugung: „das thut mir der Herr nicht an", und mit ruhiger Ergebung konnte sie die Vorbereitungen zu dem schweren Werke, das auf den Nachmittag um vier Uhr angesetzt war, treffen."

Die Stunde schlug. Sie sah die Aerzte die Straße herunterschreiten. Sie traten in das Zimmer, wo alle Vorrichtungen getroffen waren. Der Kranke war sehr schwach und seine Gestalt in hohem Maße abgezehrt, doch mit vollkommener Ruhe unterwarf er sich den nötigen Vorbereitungen, immer die Augen auf das Gesicht seiner Frau gerichtet, ihre Hand in der seinen haltend, auf ihre Worte achtend, die ihm kräftig zusprachen und ihn Gottes trostreicher Nähe versicherten. Hatte sie doch, bei aller männlicher Entschlossenheit, in seinen Augen die Bitte gelesen: „verlaß mich nicht", und war doch dieser Platz der ihrige, ebenso gut wie damals, als sie mit ihm am Altar gestanden und das Gelübde ausgesprochen hatte: „Nichts soll uns scheiden, es scheide uns denn der Tod". „Gesegnet sei die Liebe!" Sie beschreibt sodann den ganzen Verlauf der Operation bis in alle Einzelheiten, die ohne Betäubungsmittel ausgeführt werden mußte und volle 1½ Stunden in Anspruch nahm. Damen mit schwachen Nerven sind diese Darstellungen nicht zum Lesen zu empfehlen; sie aber, die tieffühlende Gattin hat der Operation und allen ihren unerwarteten Zwischenfällen von Anfang bis zu Ende angewohnt, nicht blos mit hingebender Thatkraft, sondern auch mit vollem Mitempfinden, und wir rufen dabei mit ihr die Worte aus: „gesegnet sei die Liebe!" Freilich befiel sie, als nach der Operation ihr Mann etwas Ruhe fand und leichter atmete, ein heftiger Zitterkrampf. Mit ihrer Kraft war es nun auch vorübergehend zu Ende, nur vorübergehend; denn nun mußte sie während der folgenden Monate täglich die überaus peinliche Ausspritzung der Brusthöhle mit Salicylsäure — vier Champagnerflaschen täglich — selbst vornehmen. Mit manchen Todesängsten waren diese Ausspritzungen verbunden, und oft glaubten beide den Jammer nicht länger ertragen zu können, und bei ihr wiederholte sich häufig der Zitterkrampf; aber der Herr half ihnen immer wieder durch die Verzweiflung hindurch.

Als nach sechs Wochen sich ein neues Leiden einstellte, indem alle Gelenke unter heftigen Schmerzen anschwollen, fing der Kranke an, nach Erlösung zu seufzen. Die Zeit, in der beide auf Adlersflügeln des Gebetes über die Not getragen wurden, war vorbei, und die Zukunft lag wie eine öde Wüste vor ihnen. Dazu kam neue Not, indem ihre Mutter, Frau von Zastrow, ihre schwer erkrankte Tochter in der Ferne aufsuchen mußte, so daß auch die Last des Haushalts und der Ueberwachung des Pflegekindes auf den Schultern der schwergeprüften Frau nunmehr lag. Wohl durfte der Kranke das Bett verlassen; aber das Sitzen im hohen Lehnstuhl verursachte manche Schmerzen und verlangte verdoppelte Pflege. Der Frühling war eingezogen. Es war ihre einzige kleine Erholung, im Garten einen neuen geschützten Platz für ihn anzulegen, Blumen zu pflanzen und ihn mit der Pracht des Lenzes zu umgeben; aber der strahlende Mai hatte für ihn seine Zauberkraft verloren. Damals klangen mit sanftem Troste häufig Verse aus einem Gedichte ihres Schwagers Douglas durch ihre Seele: „Schenk uns, o Gott, denn das kannst ja nur du, schenk uns Ruh, süße Ruh."

Mitte Juli entschloß man sich zu einem Aufenthalte in dem einige Stunden entfernten Badeort Polzin. Es liegt in einem fruchtbaren Thalgrunde und die kräftigen Heilquellen hatten ihre wohlthätige Wirkung schon vielfach bei offenen Wunden erwiesen. Der Transport dahin war ein schwieriger. Der Kranke hatte jeden Glauben an seine Herstellung verloren. Im Garten des Badehotels saß er im künstlichen Aufbau von Kissen und in Decken gehüllt. Der Kopf stand in den Halswirbeln unbeweglich fest, den linken, geschwollenen Arm in der Binde, geplagt von einem nie endenden Husten und durch den peinlichen Druck der Gummiröhre in der empfindlich gereizten Wunde —

das war das Bild des ritterlichen Offiziers, welcher noch vor sechs Monaten so aufrecht und elastisch einhergegangen. Er scheute den Verkehr mit Menschen und nur das dreijährige Töchterchen des Arztes vermochte ihn aufzuheitern. „Oft rief sie ihm zu: „Onkelchen, ich komme, ich komme!" als ob es nur ihrer freundlichen Gegenwart bedürfte, um ihn aufzurichten und zu erheitern. Darin hatte sie auch ganz recht. . . . Es war ein gar wundersames Paar, diese beiden, die sich so gut verstanden, wo unsägliches Leid auf der einen, zartes Mitgefühl auf der anderen Seite die Bekanntschaft vermittelt und so warm gemacht hatte". Was das Kind dem Manne, wurde seine Mutter der Frau. Der Arzt hatte im Herbst seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn verloren, und tiefer Trauerschmerz lag über der zarten Gestalt der lieblichen Mutter. „Leid und Liebe sind die Grundelemente des Frauenlebens, und wo es anders ist, ist seine Aufgabe nicht verstanden oder gemißbraucht worden," schreibt Frau von Rothenburg. In diesem Leid und in dieser Liebe fanden sich die Frauenherzen. Der Arzt selbst sollte aber in dieser Zeit des tiefsten Leides, da der Geist des Kranken vollständig gebrochen, bald in stumpfe Resignation, bald in Verzweiflung getaucht war, den Weg zur Besserung bahnen. Erst leise, dann immer klarer und dringender trat er mit dem Rate hervor, direkt vom Bade nach Berlin zu gehen, und unter der Leitung eines Spezialarztes sich dort einer längeren Behandlung zu unterziehen. Beide wußten, daß unter dieser Behandlung nur eine zweite Operation zu verstehen sei. Welche Schrecken türmten sich mit diesem Worte vor ihren zitternden Seelen auf!

Die Verhältnisse drängten und schoben mit. Herr von Rothenburg mußte seine Stellung in Cöslin aufgeben und diese Stadt verlassen. Wenn man doch gezwungen war, die bisherige Heimat aufzugeben, so lag es nahe, dorthin zu gehen, wo die reichsten Erfahrungen in der Heilkunst gesammelt worden sind, nach Berlin. Der Spezialarzt, an welchen man sich brieflich gewendet, hatte geantwortet, daß er den Kranken sehen müsse, daß Fälle dieser Art oft Jahre zur Heilung bedürften, daß dieselbe aber nicht unmöglich sei. Nach zehnwöchentlichem Aufenthalte trat man die Rückreise nach Cöslin an und der Kranke erfreute sich des Daheims, seines alten Sofas, seines großen Hundes, seiner zahlreichen Vögel, und es ward licht in seiner Seele, wenn auch der körperliche Zustand sich eher verschlimmerte. Das schwer geprüfte Ehepaar feierte seinen Verlobungstag am 25. September im festlich mit Blumenkränzen ausgeschmückten Krankensaale, in dessen Mitte ein Hausaltar mit Bibel und brennenden Kerzen stand, mit dem Genuß des heiligen Abendmahles. „Von dieser Stunde an ist der Kranke niemals wieder traurig oder verzagt gewesen. Heiter und ruhig, wie in der ersten Zeit seiner Leiden, streckte er sich dem, das da kommen sollte, entgegen; und doch war es nach allen Seiten hin sehr dunkel um ihn her, und die Not seines Leibes nahm täglich zu", indem sich eine Fistel in der Lunge gebildet hatte, die häufige Erstickungsanfälle verursachte.

Nach dieser Feier eilte die Frau mit angstvollem Herzen in die Hauptstadt, um den gefaßten Plan ins Werk zu setzen. Dort durfte sie ihr müdes Haupt bei den teuren Jugendfreundinnen, Luise und Anna von Borke, niederlegen, „die ihr wie hülfreiche Engel schwesterlich zur Seite standen." So schrieb sie damals nieder, eine jener Freundinnen schreibt aber über den damaligen Besuch von Frau von Rothenburg in Berlin: „Ihr Mann lag schwer krank in Cöslin. Sie kam auf einige Tage nach Berlin, um eine Wohnung oder Aufnahme in einem Krankenhause für ihn zu suchen. Sie wohnte bei uns. Wie mußten wir die Seelenstärke bewundern, mit der sie von den Leiden des geliebten Mannes reden konnte — man fühlte und sah ihr freilich an, daß Gedanken und Blicke nur noch die obere Welt suchten. Im Augustahospital fand sie das ersehnte Unterkommen. Nachdem die Aufnahme dort besprochen war, hatte sie mit ihrem für alles Schöne empfänglichen Geiste noch Mut und Kraft, die Kunstausstellung zu besuchen, die in jenem Jahre besonders schöne Bilder aufwies. Teilnahmslos, in Gedanken an ihren leidenden Mann vertieft, schritt sie durch die Säle. Nichts konnte sie fesseln,



mühselig und beladen schleppte sie sich fort. Plötzlich stand sie wie gebannt vor einem Bilde von Spangenberg, den Zug des Todes darstellend. Wie belebte sich ihr Auge! Wie sah sie in allen diesen Gestalten, die dem ewigen Morgenrot entgegenstrebten, den geliebten, lebensmatten, todersehnenden Mann wieder! Sie stand wie gebannt, konnte sich nicht trennen, und als wir zum Weitergehen mahnten, schaute sie immer wieder zurück und wollte sichs tiefer in die Erinnerung prägen. Das Bild hatte Gestalt in ihr gewonnen. Als wir nach Hause kamen, schrieb sie folgende schöne Verse nieder, welche damals durch Vermittlung eines Bekannten dem Maler zugesandt wurden und ihn sehr beglückten.

An meinen geliebten, schwererkrankten Mann bei dem Anblick des Bildes: „Der Zug des Todes."

Berlin, im Oktober 76.

Ins Land der Verheißung mit eilendem Schritt,
Willst du wandern, mein Liebling, o nimm mich mit —
Laß das Weib deiner Liebe nicht einsam zurück!
Ach es stirbt ja mit dir auch mein einziges Glück!
Wie den Zug hier des Todes zu sehen, — mir graut,
Wie aus all diesen Blicken dein Aug' mich anschaut,
Wie sie streben und ziehen ohne Ruhe und Rast,
Wie der Schall seiner Glocke sie treibet mit Hast! —
Der Knabe, das Mägdlein hinweg von dem Herd
Der so traut sie gewärmt, der so treu sie genährt,
Sie tragen sich selber den traurigen Kranz,
Vergingen wie Blumen im Frühlingsglanz!
Die Braut dort im Schleier, so starr und so weiß,
Am Stabe gebücket der sehnende Greis,
Der Landsknecht, der keine Lanze mehr schwingt —
Mit unüberwindlichem Feinde bald ringt,
Der Priester in seinem goldnen Ornat,
Der Junker in sammtnem Flitter und Staat,
Der Bettler in seinem armseligen Kleid —
Vorüber rauschte an ihnen die Zeit.
Hinweg, hinweg aus der dämmernden Welt,
Von dem irdischen Stern, der gefangen sie hält,
Nach vorwärts gerichtet den schwebenden Lauf,
Wo das Morgenrot leuchtet, geht es hinauf.
Und auch du! — Ach auch du! Mein einziger Mann,
Den der Angstruf der Liebe nicht halten kann,
Es hat dich berührt eine mächtige Hand,
Es hat dir gewinkt aus dem himmlischen Land!
O du süßeste Blume der Ritterschaft,
Wie ward dir gelähmt deines Armes Kraft,
Wie ist dir zerschlagen der fröhliche Sinn,
Was beglückt und entzückt mich, ist nun dahin!
Wie ist dir verwundet die klopfende Brust,
An der ich geruhet in träumender Lust,
Wie ist dir gebrochen das tapfere Herz,
Das mein eigen gewesen in Glück und in Schmerz
Ich sah es fließen, dein teures Blut,
Ich sah dich erbleicht in der Schmerzen Glut —
Auf der Stirne voll Schweiß doch lag lächelnde Ruh
Und dein freundliches Auge sprach tröstend mir zu.
Laß mich sterben, die Lippe auf deine gepreßt,
An die schweigende Brust noch drück ich mich fest,
Ob der Kuß nicht des Todes, der kalt dich berührt,
Nicht auch meine Seele von hinnen führt.
Dann gehn wir in einem Zuge zu Zweien,
Wie so lang schon auf Erden, im Tod nicht allein,
In das Land der Verheißung mit eilendem Schritt
Ziehn wir vereint, denn du nahmst mich mit!

* * *

Den folgenden Tag eilte sie nach Cöslin zurück, wo nun die Vorbereitungen zum Wegzuge so rasch, als es die Rücksicht auf den Kranken gestattete, getroffen wurden. Am Tage der endlichen Abreise, „kurz bevor sie ihre öde gewordenen Zimmer verließen, kam der liebe Pastor und betete mit ihnen; er gab ihnen den göttlichen Segen mit auf die Reise, von der niemand wußte, wohin sie führte. Sie reichte ihrem Manne, der auch von seinem großen grauen Hunde Abschied nahm, den Arm, faßte das Kind an die Hand und ließ ihr stilles Haus hinter sich zurück. „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was vor mir liegt," sagte sie zu sich selber, und der Herr setzte hinzu: „Ich habe dein Zeichen zu Herzen genommen."

Nach einer ermüdenden und beschwerlichen achtstündigen Eisenbahnfahrt langten sie, von der teuren Freundin begrüßt, in Berlin an und stiegen in dem Hotel ab, wo alles zu ihrer Aufnahme bereit war. Den folgenden Morgen erschienen die Aerzte zur Untersuchung. Das mit furchtbarer Spannung erwartete Urteil lautete: „Es steht nicht so schlimm, als wir dachten, und wir haben Hoffnung." — „Es ward beschlossen, daß Eduard am Nachmittage in das Hospital übersiedeln, und daß am nächsten Tage die Operation, welche beide für unvermeidlich erklärten, vorgenommen werden sollte. . . . . Da sie sich beide sehr angegriffen fühlten, bestellte er zum Erstaunen seiner Frau mit Interesse ein kleines Diner, und als es hereingebracht worden war und ihm zusagte, bemerkte er scherzend, daß es einer netten Henkersmahlzeit sehr gleich sehe." Nachmittags fuhren sie zur Scharnhorststraße, wo das Kaiserin-Augusta-Hospital mitten im Grün des großen Gartens sich erhebt.

Mit aus vollem Herzen überströmendem Danke schildert sie den freundlichen Empfang und die wohlthuenden Eindrücke, welche sie und der Kranke schon beim Eintritt in dieses Haus erfuhren. Die Schwester, deren Pflege er nun hauptsächlich anvertraut werden sollte, flog ihnen die Treppe herab entgegen. Sie war eine schlanke Gestalt in blauem Tuchkleide mit schwarzem Ordensbande und langer weißer Schürze; braune Flechten umrahmten den zierlichen Kopf, dessen kluge Augen ebenso klug als freundlich darein blickten. Eine frische, heitere Energie durchleuchtete ihr ganzes Wesen, und die feine Bildung, welche die Tochter der alten märkischen Adelsfamilie auszeichnete, berührte sympathisch. Manche bange Fragen bewegten das Herz der Frau von Rothenburg, als sie an den vielen Thüren vorbeischritt, hinter welchen Leidende und Sterbende lagen. Wie wird ihr geliebter Mann diese Räume verlassen? Geheilt oder auf der Bahre? Und sie selbst? Als Witwe? Zum letztenmal besorgte sie selbst die so peinliche Einspritzung. „Bald nach neun Uhr hielt die Schwester, unter dem vollen Licht der an der Decke des Zimmers angebrachten Lampe stehend, eine kleine Abendandacht, und in dieser Stellung prägte sich ihr Bild ganz besonders in das Gedächtnis ein." Frau von Rothenburg hatte für sich ganz in der Nähe eine Wohnung gemietet, wo sie, ihren Kranken in treuer Obhut wissend, die Nächte verbrachte. Nur die beiden ersten Nächte nach der nun erfolgenden Operation blieb sie an der Seite ihres Mannes.

Um ein Uhr des folgenden Mittags wurde letzterer in das Operationszimmer verbracht, wohin seine Frau nicht folgen durfte. Er küßte sie zum Abschiede und sprach ihr Mut zu, dessen sie, körperlich und geistig recht schwach, so sehr in dieser Entscheidungsstunde bedurfte. Von einem schweren Drucke auf dem Herzen gepeinigt, ging sie in den Garten hinunter. „Da stand rechts von dem Asyl unter Bäumen ein kleines Haus, mit einem Kreuz geschmückt; gedankenlos schaute sie stumpfen Auges hinein und sah dort in ernster, dunkler Bettstatt, unter Blumen und Kränzen, ein liebliches Kind den letzten Schlaf schlafen. So ausgeruht, so völlig befriedigt lag es da, und ihr stürzten die Thränen heiß in die Augen; unbezwingliche Wehmut ergriff sie. „Schenk uns, o Gott, denn das kannst ja nur du, schenke uns Ruh, süße Ruh!" klang es in ihrem tief bekümmerten Herzen. Auf eine Bank, von der sie den Eingang ins Hospital im Auge behalten konnte, setzte sie sich nieder. In ihrer Nähe hielt die Equipage des Professors, der bei der Operation zugegen war, ausgeführt sollte sie von dem dirigierenden



Arzt des Hospitals selbst werden. . . . . Dann ging sie langsam umher, eine Stunde und noch eine, Schwäche und Angst ergriff sie, ihre Knie fingen an zu zittern. Warum dauerte es so lange und kommt niemand, eine tröstliche Nachricht zu bringen? Allein, unter Fremden, fühlte sie in vollem Maße, wie schwer es ist, in banger Stunde verlassen zu sein."

Unterdessen lag ihr Mann auf dem Operationstische. Mit großer Klarheit beschreibt sie im weiteren den Verlauf dieser Operation in allen Einzelheiten, welche eine äußerst schwierige war und bei der von der Brustseite und von der Rückenseite Oeffnungen zum Abfluß des Eiters gemacht werden mußten. Erschwert wurde die Ausführung dieser Maßnahmen durch vielfache Verwachsungen und Abcesse, auf welche die Aerzte stießen. Die Betäubung durch Chloroform war vollständig gelungen, und er blieb noch zwei Stunden nach der Operation, als er auf sein Zimmer zurückgebracht war, ruhig atmend in tiefem Schlummer. „Seine Frau hatte man, um Gemütsbewegungen gänzlich zu verhindern, gebeten, ihn vor Abend nicht zu besuchen. Sie stand noch unten im Garten, und der Herr Professor, der soeben in seinen Wagen steigen wollte, hatte sie erkannt, war zu ihr getreten und sagte ihr einige tröstende, verheißende Worte: wenn nicht unvorhergesehene Zufälle dazwischen kämen, glaubte er das Beste hoffen zu können. Das war allerdings Balsam für ihr verwundetes Herz und den völlig erschöpften Körper. Sie ging ihrem Manne nach, setzte sich in dem großen, schönen Korridor hinter die Thür seines Zimmers und versuchte, durch die Spalte derselben einen Blick in das Innere zu erhaschen. Es traf sich so glücklich, daß sie sein Gesicht zu sehen vermochte, und dessen friedlich schöner Ausdruck beruhigte sie einigermaßen; sie faltete die Hände, lehnte den Kopf gegen die Wand und versuchte, ihre Ruhe wieder zu gewinnen und ihr Herz stille zu machen. Als sie nach einer Weile aufschaute, sah sie ihre teure schwesterliche Freundin auf sich zueilen; leise nahm sie an ihrer Seite Platz, und Hand in Hand sitzend, tauschten sie flüsternd die Erlebnisse des Tages aus. Es ist doch so süß und so stärkend, ein teilnehmendes Herz in seiner Nähe zu haben, wenn man leidet. . . . . Endlich glaubte sie eine leise Bewegung zu vernehmen; sie blickte durch die Thürspalte und sah, wie er mit klaren Augen nach oben schaute. Es lag in diesen großen lebendigen Augen so viel Dankgefühl, so viel unendliche Erleichterung, daß jene beiden Empfindungen rasch in das Herz der Lauschenden überströmten und es mit Wonne erfüllten. Schwach bewegte er die Lippen und flüsterte dem jungen Mädchen, als sie sich zu ihm herabbeugte, zu: „Sagen Sie meiner Frau, daß ich nichts gefühlt habe", und sie rief im Stillen reichen Segen auf das Haupt des jungen, schottischen Arztes herab, der zuerst die geheimen Kräfte des Chloroforms erkannt und zur Anwendung gebracht hat. . . . . Gegen Abend wurde es Eduards Frau gestattet, bei ihm einzutreten. Er sah wie ein müdes Kind aus, dem äußerst wohl ist, und hatte schon jetzt die Ueberzeugung, daß er gesund werden würde. Sie sprach nicht mit ihm, sondern reichte ihm hin und wieder nach Verordnung einen Schluck Wein oder eine Eispille. . . . .

„Nach wenigen Tagen war das Ziel erreicht, welches zu erlangen man so oft gezweifelt hatte. Es kam kein Tropfen Eiter mehr, und war dies ein Zeichen, daß die inneren Wundränder der Abscesse sich aneinander geschlossen, in der Mitleidenschaft der Lunge ein Stillstand eingetreten und damit die Heilung erreicht sei. Wer das nun vergangene Jahr voll Kreuz und Jammer und Hoffnungslosigkeit mit erlebt hat, kann sich mit Anführung der Thatsache allein nicht begnügen; er ist genötigt, die Strophen des königlichen Psalmendichters hinzuzufügen, welche am besten die tiefe Dankempfindung des so schwer heimgesuchten Ehepaares auszudrücken vermögen:

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
So werden wir sein wie die Träumenden,
Alsdann wird unser Mund voll Lachens
Und unsere Zunge voll Rühmens sein!

Da wird man sagen unter den Heiden:
Der Herr hat Großes an ihnen gethan!
Der Herr hat Großes an uns gethan,
Deß sind wir fröhlich!"

Für Frau von Rothenburg, auf welcher bisher die ganze Last und die Verantwortung der so überaus anstrengenden Pflege gelegen hatte, war es ein ganz wunderbares Gefühl, nunmehr nur Zuschauerin zu sein. Vierzehn warme, sonnige Herbsttage, an denen die Fenster im Hospital meist offen standen, reichten hin, um die kranke Brust ihres Mannes im Innern und seine äußeren Wunden fast ganz zu heilen. Sie empfand diese Durchhülfe um so mehr als Gnade Gottes, als ihrem offenen Auge und ihrem allzeit offenen Herzen die Vorgänge in den anderen Krankenzellen des weiten Hospitals nicht entgingen und sie von mancher jungen Kraft erfuhr, die unter den Leiden zusammenschmolz. Ferne lag es ihrer Natur, sich von solchem Ernste abzuwenden. Sie schreibt darüber die folgenden schönen Worte: „Es kleidet dem irdischen Geschöpf ganz gut, einmal stille zu stehen und sich die Dinge anzusehen, wie sie wirklich sind, an dem Tod nicht vorüberzugehen wie an einem zufälligen, wunderbarer Weise sogar einen alten Bekannten hier und da ergreifenden Unglück. Es kleidet ihm, die Decke von einer Bahre aufzuheben und die stille Majestät des Schläfers, welcher darunter liegt, zu bewundern, ehe den Würmern ihr Recht wird; und es kleidet ihm ferner, auch in den Abgrund, der sich mit jedem neuen Grabe von neuem aufthut, getrost hinunter zu blicken und dann die Augen aufzuschlagen und fröhlich zu singen:

„Jesus, er, mein Heiland, lebt,
Ich werd' auch das Leben schauen."

In der lieblichen Adventszeit, da Herr von Rothenburg schon für geheilt erklärt, die Rückkehr in die Heimat ihm aber noch widerraten war, erschien die hohe Stifterin und Protektorin des Hospitals, Kaiserin Augusta, im Krankenhaus und machte einen Rundgang durch alle Räume. Zu diesem Besuche bemerkt unsere Freundin: „So tief auch die Kluft ist, welche die Majestät von dem gewöhnlichen Sterblichen scheidet, es reicht eine Brücke darüber, schöner und köstlicher als der perlengeschmückte Bau, den Schiller so herrlich besungen hat; menschlich Leiden und menschlich Freuen wird sie genannt, und mit goldenen, unzerreißbaren Fäden verknüpft sie das Los des bescheidensten seiner Unterthanen mit dem geliebten, ebenso großen als geliebten und in der Geschichte einzig dastehenden Königshause." Als die Kaiserin über die Schwelle getreten war, streckte sie dem Ehepaar beide Hände entgegen und rief: „Wie freue ich mich, wie freue ich mich! Nach den Berichten, welche ich vor Ihrer Ankunft empfing, habe ich einen so glücklichen Ausgang nicht vermutet."

„Am 24. Dezember, früh um 6 Uhr, hielt eine Droschke im tiefen Winterschnee vor dem Asyl," so schließt die inhaltsreiche kleine Schrift „Ein Krankenbett" die Erzählung der Ereignisse des Jahres 1876. „Eduard schritt an der Seite seiner Frau die Treppen hinunter. Er trug den Arm nicht mehr in der Binde, seine Gestalt war nicht mehr zusammengebrochen, sein Haupt nicht mehr nach vorn gebeugt, nicht mehr in den Halswirbeln festgeschmiedet. Auch über seine Glieder hatte der Herr das Hephata gesprochen und sie von dem schweren, so lange auf ihnen lastenden Banne befreit. . . . „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat." — Von der Mitte des Januars bis in die Passionszeit, und von da und mit der Passion bis zum Advent war er dieses heiße Jahr über mit ihm gegangen, und nun stand der Stern aus Bethlehem noch am morgendlich dämmernden Himmel und sendete ihm seine Strahlen auf eine neue, lange Reise nach. . . . . Weit nach Süden, bis an die Ufer des blauesten aller Seen, des farbenschillernden Leman, sollten sie gehen, und die milde Luft von Montreux sollte die soeben genesene Brust weich umspielen. Doch es galt, zuvor noch einen kleinen Umweg zu machen, und deshalb traten sie die Reise zu so früher

Stunde an. Als sie abfuhren, stand die Schwester des Asyls auf der Schwelle und blickte ihnen nach. Sie war an dem kalten, dunklen Morgen so frisch wie gewöhnlich, schob ein krauses Löckchen, das sich rebellisch der weißen Diakonissenhaube zu entziehen pflegte, an seinen Platz zurück, und ging dann ohne Tuch durch den Schnee, nach dem Hospital hinüber, — ihre braunen Augen leuchteten. „Schönen heiligen Abend, liebe Schwester, und sei gegrüßt aus der Ferne!" Die Reisenden sahen im Geist ihre hohe, schlanke Gestalt unter die Tannen treten und sahen sie das Kreuz von Rosen aufrichten, und Eduards Frau befahl es einer nördlich ziehenden, selbst wie eine Rose erglühten Morgenwolke, ihr noch ein Abschiedswort zu überbringen:

Nimm mit den weißen Rosen auch die roten,
Für deine Kranken nimm sie, deine Toten;
Die Schmerzensrose und die Freudenrose,
Sie duften beide deinem Erdenlose
Und welken nicht, zu einem ew'gen Kranze
Vereint dein Gott sie dir im Himmelsglanze.

„Der Umweg, den sie zu machen hatten, führte sie in das Witwenhaus der Schwester, und es war schon Abend, als sie es erreichten. Sehr schwach und körperlich leidend stand Großmütterchen neben dem brennenden Weihnachtsbaum. Ihre Haare waren noch viel weißer geworden, ihr Geist aber lobte und dankte, und die ausgebreiteten Arme umschlossen Sohn und Tochter, und sie konnte es kaum glauben, daß sie alles durchlebt und nun zur Ehre Gottes ausgelitten hatten und sich freuten! Auch die Schwester, ganz in Schwarz gehüllt, trat hinzu, — sie weinte; auf ihrem Arme jauchzte ein frisches Kindlein den Lichtern entgegen und sein weißes Gewand deckte versöhnend das Trauerkleid der Mutter; die andern Kinder aber sangen ein Weihnachtslied:

Ehre sei Gott in der Höhe,
Und Frieden auf Erden,
Und an den Menschen ein Wohlgefallen!
Halleluja!"

Wie es im Völkerleben Jahre giebt, welche an Bedeutung Jahrhunderte anderer Zeitabschnitte aufwiegen, so ragen auch im Leben des Einzelnen häufig wenige Monate als Höhepunkte, als Marksteine hervor. Ein solches Eben-Ezer war im Leben unserer Dichterin das Jahr 1876, bei dessen Schilderung wir uns deshalb länger aufgehalten haben. Von nun an ist nicht mehr der Beruf ihres Mannes das Entscheidende im äußeren Leben, nicht mehr der Angelpunkt, um welchen sich die Gedanken und Gespräche drehen. Wurde er auch erst 1878 seiner Stellung als Bezirkskommandant in Cöslin förmlich entbunden, so hatte er thatsächlich mit seiner Erkrankung Abschied vom Offiziersleben genommen, und von nun an trat die schriftstellerische Arbeit von Frau von Rothenburg in den Mittelpunkt des häuslichen Lebens. Dies geschah aber nicht in der Weise, daß er dabei nur teilnahmsvoller Zuschauer gewesen wäre, sondern so, daß die Arbeit meist eine gemeinsame war, und man bei manchen Werken oft schwer entscheiden kann, was aus seiner Feder, was aus ihrer Feder stammt. An anderen Stellen läßt sich der männliche Stil dagegen mit Bestimmtheit herausfinden, wie wir dies bereits bei den Schlachtenbildern in der „Nähterin von Stettin" kennen gelernt haben. Mehr und mehr treten aber diese inselartigen Geisteserzeugnisse des Mannes zurück.

---

5. In Darmstadt.

Die Zeit des Aufenthalts in Montreux, voll Glanz und Sonnenschein, voll Blütenpracht und Poesie, wurde einzig zur Erholung ausgekauft, deren das Ehepaar nach Leib und Gemüt, nach dem großen Trübsalsjahre so sehr bedurfte. Keine Zeile erzählt uns von ihren dortigen Erlebnissen; aber wohl vermögen wir uns vorzustellen,

mit welchem Entzücken und welcher Dankbarkeit sich beide an dieser Ruhe, diesem Frieden, dieser Herrlichkeit erquickten. Im Juni kehrten sie ins Vaterland zurück, um sich daselbst eine neue Heimat in einer milderen Gegend Süddeutschlands zu suchen. Sie reisten zunächst nach dem Luftkurort Lindenfels auf dem hessischen Odenwalde, wo die Schwestern Luise und Anna von Borke seit dem Heimgang ihrer Mutter lebten und sich ganz der Armen- und Krankenpflege widmeten. Die drei Jugendfreundinnen, über welche in den letzten Jahren so viel Liebes und so viel Leides hingezogen war, empfanden bei ihrem Wiedersehen wohl tief die Flucht der Zeit; sie erfreuten sich aber noch einmal und mit vertiefter Dankbarkeit des freundlichen Beisammenseins, das noch immer den Abglanz der goldenen Jugend wahrte. Luise und Anna hatten der Freundin bei ihrer Ankunft einen Zeitungsausschnitt auf den Tisch gelegt, in welchem von der Thüringer Konferenz für innere Mission ein Preis für eine gediegene christliche Volkserzählung ausgeschrieben war. Trotz der Nähe des Termins für die Einsendung der Manuskripte ergriff Frau von Rothenburg mit freudigem Eifer den Gedanken, sich bei diesem „Sängerkrieg" zu beteiligen. Ihre unerschöpfliche Phantasie arbeitete nach der Ruhepause mit vermehrter Gewalt; die Gedanken und die Feder flogen um die Wette, und so entstand in kürzester Frist die Erzählung „Kathrine aus Angerbach", welche mit dem Preis gekrönt wurde, im August 1879 in einer Auflage von 10 000 Exemplaren erschien und im Jahre 1887 eine zweite Auflage erlebte. Wir besitzen in diesem kleinen Werke eine Volkserzählung im schönsten Sinne des Wortes. Jede Seite zeugt von der feinen Beobachtungsgabe der Verfasserin gerade für das Landvolk in seinen lichten Höhen und in seinen furchtbaren Tiefen. Der derbe, sinnliche Realismus des Bauernstandes wird meisterhaft gezeichnet und grausig, wahrhaft erschütternd wird die Sünde in ihrer Entstehung, in ihrer That und in ihrer Folge geschildert. Aeußerst plastisch werden die einzelnen Gestalten oft mit wenigen Strichen entworfen, so daß sie vor dem Leser zu leben scheinen, so vor allem der alte Schulze mit seinem breiten Rücken, und sein jüngeres Weib, das lüsterne Blicke nach dem flotten Roßknecht wirft. Es ist eine Erzählung, welche in keiner Volksbibliothek fehlen sollte; denn wenn sie die Versuchung auch schauerlich wahr beschreibt, so bleibt sie doch immer keusch und edel, und tönt noch viel heller und ergreifender, wenn sie vom Frieden eines guten Gewissens erzählt. Unter den Volksschriften, welche Frau von Rothenburg verfaßte, steht wohl keine so hoch als „Kathrine aus Angerbach".

Während ihres Aufenthaltes in Lindenfels entschlossen sie sich, im nahen Darmstadt ihr Heim aufzuschlagen, und kaum war dieser Plan gefaßt, so erfuhren sie zu ihrer höchsten Ueberraschung und Freude, daß der älteste Bruder der Frau von Rothenburg, Major von Zastrow, dorthin versetzt war. In den ersten Jahren führten sie in der hessischen Residenzstadt ein sehr zurückgezogenes Stillleben. Sie bezogen in der Nachbarschaft der Artilleriekaserne eine schöne Wohnung, hinter welcher sich ein großer, aber wüst und brach daliegender Garten ausdehnte. Hier war sie nun wieder in ihrem Elemente. Die Freundin bat sie um Zusendung von Birken und Tannen aus den schönen Lindenfelser Waldungen, und nun legte sie schattige Baumgruppen und trauliche Sitzplätze an, setzte Flieder und bunte Blumen, und schaffte einen Garten, der bald zu den heimlichsten und lieblichsten, wenn auch nicht zu den kostbarsten der Stadt zählte. Alles war gar wohl durchdacht, um ihrem Manne zu ermöglichen die Morgensonne und das Abendrot, erquickenden Schatten und belebende Luft genießen zu können. Zu diesem Zwecke ließ sie zahlreiche mächtige Pfähle einschlagen, an denen er seine Hängematte nach Belieben befestigen konnte. Hier lag er nun meist schwach und müde, aber immer regen Geistes, eifrig lesend und studierend, während sie schreibend dabei saß und ihm ihr Manuskript vorlas. Wie freute sie sich an seinem Beifalle, und wie beglückte es sie, wenn sie von dem Honorar ihrer Schriftstellerei ihm sein Krankenleben erleichtern und verschönern konnte; denn wenn auch Zeiten kamen, in welchen es ihm leidlicher ging,

so blieb er doch ein Siecher, der unter der Schwäche seines Körpers schwer litt und denselben nur allzu gerne bald mit einem verklärten Leibe vertauscht hätte.

Bald schien eine neue schwere Heimsuchung über das Ehepaar kommen zu wollen. Schmerzhafte Regenbogenhaut-Entzündungen stellten sich in rascher Aufeinanderfolge bei ihr ein, und man befürchtete, daß ihr Augenlicht sich bleibend verdunkeln werde. Während langer Zeit mußte sie im Dunkeln weilen; aber ihr schaffender Geist ruhte nicht. Nun tauschten beide Ehegatten die Rollen: sie war die Kranke, und er pflegte sie, — sie diktierte, und er schrieb, und manche ihrer Werke sind auf diese Weise entstanden. Endlich kam es zur Operation, welche in der Augenklinik ausgeführt wurde. Bewegungslos und fiebernd lag sie in der ersten Nacht nach der Operation auf ihrem Lager und wollte schellen; sie ergriff den Klingelzug, derselbe riß und die Klingel mit allem Zubehör fiel von der Decke auf ihr verbundenes Auge. Furchtbare Schmerzen stellten sich ein; der Augenarzt mußte gerufen werden, und derselbe äußerte die schlimmsten Befürchtungen; aber der rechte Arzt wachte über sie. Wenn sie auch noch mehrere Monate zu leiden hatte, so blieb doch das Augenlicht erhalten; eine Schwäche blieb aber doch in diesem Auge dauernd zurück.

Trotz der Zurückgezogenheit, in welcher sie, schon durch die Kränklichkeit des Mannes gezwungen, anfangs in Darmstadt lebten, war bald ihr Haus ein gern aufgesuchtes. Der Geist, welcher in ihm waltete, das Herz, das in ihm schlug, wirkten wahrhaft magnetisch auf weitere Kreise. Der treueste Freund des Oberstlieutenants v. Rothenburg wurde Graf Cai von Brockdorff, welcher als Offizier a. D. in Darmstadt lebte. Eine nüchterne, auf das Praktische gerichtete Natur, konnte er dem idealen Paare manchen guten Dienst leisten, nicht ohne daß es häufig zu sehr erheiternden Auftritten geführt hätte. Auch in den schwersten Stunden bewährte sich seine Treue. Ferner gehörten zu den nächsten Bekannten und bald zu den liebsten Freunden Oberst v. K. und seine Gemahlin. Neben den beiden Fräulein von Borke trat Frau v. K., von Frau von Rothenburg meist nur „Charly“ genannt, dem Herzen derselben am nächsten und durfte ihr auch später am Sterbebette die letzten Freundesdienste erweisen. Hofprediger Bender verkehrte viel mit dem seltenen Paare und erquickte sich an dem kindlich frommen Sinne desselben, welches noch diesseits schon im Jenseits lebte. Außerdem brachten ihre schriftstellerischen Beziehungen viele Gäste ins Haus, und die Nichte Helene mit ihren Freundinnen sorgte für jugendlichen Frohsinn und Heiterkeit.

Einen eigenartigen Bekanntenkreis bildeten endlich die Armen, welche so recht eigentlich zum Rothenburgschen Hause wie die Klienten zum römischen Patron, wie eine erweiterte Familie zählten. Hatte Frau von Rothenburg sich doch die Regel aufgestellt, keinen Armen, welcher an ihrer Thüre anklopfte, ungehört und unerquickt abzuweisen, was selbstverständlich gar viele Hilfsbedürftige anzog. Wie konnte sie aber auch mit diesen Leuten so herzlich als Mensch zum Menschen, als unsterbliche Seele zu unsterblichen Seelen in lauterster Nächstenliebe verkehren! Erstaunlich ist es, was sie trotz beschränkter Mittel auf diese persönliche Art Gutes wirkte, und würde ein jedes vermögliche Haus in dieser Weise seine Armen besitzen und für sie sorgen, so wäre ein großes Stück der socialen Fragen aufs Lieblichste gelöst. Häufig wußte sie durch Herbeiziehung weiterer Kräfte ganze Familien bleibend aus der Not zu heben. So ergriff sie einst tief das Elend, das sie in einer Familie fand, deren Vater an einem ähnlichen Leiden wie Herr von Rothenburg darniederlag, und deren Mutter für neun kleine Kinder zu sorgen hatte, ohne zu wissen, woher das tägliche Brot nehmen. Es war dies bald, nachdem sie in der Kreuzzeitung ihre Novelle „Jenseits der Grenze“ hatte erscheinen lassen, die ihr viele Bewunderer gewonnen hatte. Nun bat sie in derselben Zeitung mit ihrer Namensunterschrift um Gaben für die genannte Familie, und siehe da! die Scherflein flossen so reichlich, daß nicht nur der größten Not gesteuert wurde, sondern auch eine ganz neue solide Ausstattung angeschafft und ein kleines Kapital auf

Zinsen gelegt werden konnte. Schwer ist es aber zu entscheiden, ob der Jubel bei solchen Posteinzahlungen größer bei unserer Freundin oder bei jener armen Frau war.

Wunderbar lieblich wußte sie vor allem die Armenbescherungen am Weihnachtsabend zu gestalten. Ihr Pflegetöchterchen Helene hatte alsdann schon Wochen vorher mit großem Geschick und Eifer und mit verhältnismäßig geringen Mitteln allerlei nützliche und erfreuliche Ware für Alt und Jung gefertigt. Der mächtige mit Salz bestreute Christbaum glänzte wie unter frisch gefallenem Schnee, die Gaben waren hoch aufgebaut, neben der warmen Jacke, der bunten Puppe und dem schmackhaften Leckerle fehlte nie eine geistliche Gabe; die Zimmer waren mit Armen in allen Altersstufen gefüllt und bei den herrlichen Weihnachtsliedern brach sich der Strahl vom Christbaum in manchem feuchten Auge wie Morgensonne im Wiesentau. Sie aber las, wie sie es einst von ihrem Mütterlein in Rybno gelernt hatte, das alte und ewig neue Evangelium von der Krippe in Bethlehem. So hat das kinderlose Paar, von reicher Liebe umgeben, die köstlichsten Weihnachtsabende gefeiert, weil in ihrem eigenen Herzen der Heiland eingezogen war. Ein naher Anverwandter von Adelheid von Rothenburg, welcher nach langen Jahren der Trennung in Darmstadt wieder mit ihr zusammenkam, schreibt unter den dort empfangenen Eindrücken über sie folgendes: „Weltklugheit und Berechnung waren ihr ganz fremde Begriffe — Nächstenliebe stand ihr über allem. Wohl niemals habe ich ein scharf tadelndes — ja! nicht einmal ein kritisierendes Wort über den Nächsten von ihr gehört. Hierin konnte sie sogar zu weit gehen — sie entschuldigte eigentlich alles und jeden, freilich niemals in gemachter Weise, sondern immer von innen heraus und in unzweifelhafter, eigener Wahrhaftigkeit. Sie glaubte an keine Schlechtigkeit! Um so erstaunlicher, als ihr kräftiger, selbständiger Charakter sie doch so recht eigentlich zu kritischer Beurteilung anderer herausfordern mußte! Menschen und Dinge im besten Licht sehen, Schwächen ausgleichen, überall versöhnlich wirken — das war ihre Eigenart, ihr Element. Wurden im Gespräch menschliche Fehler und Irrtümer gegeißelt, so verhielt sie sich entweder passiv oder beschönigend. — Wer sie nur vorübergehend sah, verstand und würdigte sie nicht immer voll und ganz: aber alle, die ihr näher traten, besiegte sie, ohne es zu wollen, durch den Adel ihrer Seele, durch die Kraft und Güte ihres Gemüts. Den Unterschied zwischen vornehm und gering faßte sie nur relativ auf, obgleich ihr feines Empfinden nach dieser Seite nicht immer latent und sie sich stets der Pflichten des Standes bewußt blieb, in welchen sie hinein geboren war. . . . . Launen, Verstimmungen und dgl. kannte sie nicht. Gleichmäßig ruhig und heiter, ja! oft humorvoll, ob die Sonne schien oder Unwetter stürmte — sie blieb ein Vorbild unzerstörbarer innerer Harmonie. Unter körperlichen Schmerzen immer dieselbe Ruhe und Ergebung. Dieser edle — ich möchte sagen lapidare — Gleichmut war ihr wohl mehr angeboren als anerzogen. Wollte man diesen von dem allerdings vortrefflichen Beispiel der Mutter allein herleiten, so müßte auch bei den Geschwistern ähnliches hervortreten, was nicht durchweg der Fall ist. Diese Kraft des Geistes, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu tragen — und wie zu tragen! — entschädigte sie reichlich für die Leibesschwäche, welche in dem scheinbaren Gegensatze enormer Schwere und Ungefügigkeit ihres Körpers bestand. Dieser ihrer hochfliegenden Phantasie so wenig angemessene Körper, der sie zwang, ihren liebsten Neigungen zu entsagen, Feld und Wald zu meiden, sie an die engen Wände ihrer Stadtwohnung fesselte, ihr eigentlich jeden Genuß verbittern mußte — über diesen kranken Körper hat sie niemals ein Wort der Klage geäußert. Ihr Glaube gab ihr die feste, unumstößliche Hoffnung auf endlichen Ausgleich ihrer Leiden in jenen lichten Sphären des Jenseits."

Es sind drei Särge, an welchen das Herz unserer teuren Freundin während der Dauer ihres Darmstädter Wohnsitzes trauerte, drei Särge, welche die Liebsten bargen, die sie auf Erden kannte: ihr Mütterlein, ihre Freundin Luise von **Borke**, ihren Gatten. Folgen wir ihr zunächst an die beiden ersten Särge!

Frau von Zastrow, Adelheids betagte Mutter, lebte seit 1876, wie wir oben berichtet haben, bei ihrer nunmehr verwitweten Tochter Frau Alma Douglas in Sondershausen, und zwischen der Mutter und Adelheid wurden viele inhaltsreiche Briefe gewechselt, die es wohl wert sind, als köstlicher Familienschatz bewahrt zu werden. Ende Juni 1878 hatte die Tochter in Darmstadt mit besonderer Innigkeit den Herrn angefleht, ihre geliebte Mutter von allen ihren irdischen, schwer drückenden Sorgen zu befreien und ihres hohen Alters gedenken zu wollen. Einen Tag darauf erhielt sie die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung der Mutter. Letztere ließ ihrer Tochter Adelheid wiederholt sagen, sie möchte erst später kommen; von ängstlicher Sehnsucht getrieben, reiste diese bald ab. Doch lassen wir die Tochter selbst erzählen:

„Am nächsten Morgen um halb zehn Uhr befand ich mich vor dem Hause; als meine Schwester mir auf der Treppe entgegenkam, sah ich an dem Ernst, welcher auf dem übernächtigen Gesicht derselben ruhte, wie es stand; unsere Mutter hatte, von heftigen Herzkrämpfen befallen, soeben das heilige Abendmahl empfangen. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause, ängstlich aneinandergedrückt saßen die Kinder und lauschten mit verwunderten Blicken den bangen Tönen, welche aus der Krankenstube her an ihr Ohr drangen. Ich kannte sie nur zu gut, diese herzbrechenden Laute; wo sie einer menschlichen Brust sich entringen, flieht die Hoffnung, und ein dunkler Trauerschleier breitet sich über den häuslichen Herd . . . . „Herr Gott, stärke mich in dieser Stunde." Mit diesem Seufzer legte ich die Hand auf den Griff der Thür und trat in das Sterbezimmer ein.

„Es war da nichts zum Erschrecken. Unsere Mutter saß angekleidet auf dem Sofa, ihre Augen waren geschlossen, die Brust hob sich heftig, der Atem war kurz, das liebe Gesicht aber zeigte keinen, durchaus keinen qualvollen Ausdruck. Es schien, als hätten die Krämpfe nach Empfang des heiligen Mahles nachgelassen, als ruhte sie nun in Frieden.

„Ich setzte mich leise neben sie, und unsere Schwester flüsterte ihr ins Ohr: „Sieh nur, Mütterchen, wer da ist." Darauf öffnete sie die Augen und sah mich an; in ihrem Blick war sie wieder ganz die alte Mutter, Krankheit und Tod lagen unter ihr, unbeschreiblich glücklich lächelte sie mir zu. „Ach, mein Heidchen, du bist es", sagte sie leise. . . . . Bald nach Mitternacht stand ich wieder auf, zagend, ob die am Abend eingetretene Besserung angehalten haben würde. Ach, ich fand sie in einem heftigen, aber erst ganz vor kurzem ausgebrochenen Kampfe; Krämpfe und Zuckungen hatten das Herz aufs neue ergriffen, sie lag in einem ähnlichen Zustande, wie er vierundzwanzig Stunden vorher gewesen; doch trat er viel gewaltsamer auf.

„Und so hat sie denn mit ihres Gottes Hilfe ihre Todesarbeit wie eine siegreiche Heldin groß und ruhig vollbracht. Ich wußte es wohl, daß sie nicht, wie unser lieber Vater, im Schlaf von dieser Erde gehen würde. Der Charakter ihres Lebens bestand im Leiden und Ringen; ihrem Heilande von ganzem Herzen nachfolgend, mußte sie mit schwachen und doch so starken, im Glauben starken Armen auch dieses Kreuzes Krone emporheben. . . . . .

„Die Sonne ging auf, die Vögel sangen, der Himmel rötete sich. Sie hatte schon den Tag vorher ganz leise die Frage an mich gerichtet, ob auch unser ältester Bruder benachrichtigt sei, und nun war die Stunde gekommen, wo er von Schmerz überwältigt an ihr Bett trat.

„Sie hielt seine Hand in der ihrigen, ihre Augen ruhten auf ihm voll und groß. Mitten in den gewaltsamsten Herzstößen, überströmt von Schweiß, während ihr ganzer Mensch unter der Hand des Königs der Schrecken erzitterte, legte sie, wie sie es oft gewünscht, noch einmal bei vollem Bewußtsein und mit klarer, vernehmlicher Stimme Zeugnis ab für ihren hochheiligen Glauben: „Ich fürchte mich nicht, ich ruhe in Jesu Armen, ich ruhe an Jesu Brust!" Diese Worte wiederholte sie mehreremal. . . . . .

„Mütterchen, hast du Schmerzen?" wurde sie von ihrem Sohn gefragt; „Ja", antwortete sie kaum hörbar, erhob ihre linke Hand bis zur Höhe des Gesichtes und

legte sie an ihre Schläfe. In demselben Augenblick verlor sie das Bewußtsein. Das war denn die Hilfe, um welche wir gefleht, der Herr selbst deckte seine Tochter zu; wie es in ihrem ganzen Leben gewesen, aus einer Tiefe, aus einer Not in die andere, und doch in der Not stets den Retter zur Seite — so war es auch hier. . . . .

„Ueberwältigt von ihrem Jammer waren alle um uns her herausgegangen, die erhabene Stille dieses Gemachs durfte durch keinen Laut, nicht einmal durch Schluchzen unterbrochen werden; ich war allein mit ihr, der unaussprechlich Geliebten, ich rang mit dem Weh des Scheidens. Einmal, ach, einmal noch ihr Auge zu sehen, darnach empfand ich schmerzliches Verlangen, und es geschah, um was ich seufzte. Als ich, vor ihr auf den Knieen liegend, zu ihr emporschaute, öffneten sich ihre Augen, langsam, groß, feierlich; sie sahen auf mich hernieder, sie waren auch nicht mehr starr, aber sterbend waren sie, gebrochen, nicht mehr irdisch und doch immer sie selbst, ihr eigenstes, persönliches Ich, meine, unsere Mutter. Wie aus weiter, weiter Ferne blickte sie mich an, hinwegziehend, grüßend; es war ihr Abschied von mir, ein unaussprechlicher, ein ewig unvergeßlicher. Lebe wohl, geliebte Mutter, lebe wohl! Sie schlossen sich wieder, nicht für ewig, aber nach unserem Sprachgebrauch und des natürlichen Menschen verdunkeltem Begriff für immer.

„Wir waren wieder alle um sie versammelt, wir konnten nichts mehr für sie thun... Jetzt bedeckte eine tötliche Blässe ihre Wangen, ein schmerzlicher Krampf verzog ihre Lippen, und nun noch einmal das Weh, das letzte, dann wars vorüber. Wie ein Lüftchen verzitterte ihr letzter Hauch — die Uhr zeigte auf drei, nachmittags, den 11. Juli 1878. Drei Uhr, die Todesstunde ihres Heilands, — es war fast der erste Gedanke, den ich zu fassen vermochte. Sie war eingegangen zu seinem Frieden. . . . .

„Am Sonntag Vormittag wurde sie eingebettet in die Tiefe ihres Grabes . . . . Wir küßten sie zum letztenmal und die kleinen Kinder stellten sich auf die Fußspitzen, um ihre Lippen auf die treuen Großmutterhände drücken zu können. Während der Sargdeckel aufgelegt wurde und unsere Thränen reichlicher flossen, ertönte unten, von der fürstlichen Kapelle gespielt, Mendelssohns schönes frommes Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, das man hat, muß scheiden," und als der Leichenzug sich in Bewegung gesetzt hatte, wie sie es vorher angeordnet, der Choral: „Ach bleib mit deiner Gnade". Der Herr Hofprediger hielt über dem Grabe noch eine Ansprache, welcher er den Text zu Grunde gelegt hatte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Fortan ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit."

Und nun zurück nach Darmstadt!

Gar rege und herzlich blieb der Verkehr zwischen der Residenz und Lindenfels. Was an einem Orte vor sich ging, wurde am andern mit durchlebt in Leid und Freud, und in wahrhaft jugendlichem Empfinden erfreuten sich die drei Freundinnen des Austausches der Gedanken und des häufigen Besuchs herüber und hinüber. Unerschöpflich erwies sich Frau von Rothenburg in kleinen, sinnigen Aufmerksamkeiten und Ueberraschungen, die vielfach von kleinen, duftigen Gelegenheitsgedichten begleitet waren. So sendete sie am 27. März 1888, dem Geburtstage von Luise und gleichzeitig dem Todestage von deren Mutter, einen Korb mit bewurzelten Schlüsselblumen zum Pflanzen in den Lindenfelser Garten mit folgenden Versen:

Mit Frühlingsblumen komm' ich, dich zu grüßen,
Primula veris leg ich dir zu Füßen;
Die Erstlinge des Lenzes will ich winden,
Dich anzubinden.

Ich weiß, du wirst an diesem Tage weinen,
Das Bild der Mutter wird dir erst erscheinen.
O sieh sie heut, Geliebte, ohne Klagen
Die Palme tragen!



Weil sie dir heut das Leben einst gegeben,
Ward dieser Tag für sie Eingang zum Leben;
Nichts konnte herrlicher den Tag ja ehren
Als ihr Verklären.

Ich segn' ihn drum, er gab mir, ob ich weine,
In dir den edelsten der Edelsteine.
Nicht wurzellose Blumen durft' ich pflücken
Den Tag zu schmücken.

Was du mir bist, das wächst und blüht ohn' Ende,
D'rum leg ich Primeln heut in deine Hände.
Sie sollen reich in Lindenfels gedeihen
Und dich erfreuen!

Und jeder Lenz, in dem sie aufwärts sprießen,
In dem sie sanften Auges dich begrüßen,
Er sei ein Abbild unsrer Lieb und Treue
Dir stets aufs neue!

Nur dreimal noch sollte sich Luise des Aufblühens dieser Frühlingsboten erfreuen, welche sie an die Freundin und an ihre heimgegangene Mutter mahnten. Im Winter 1883|84 wurde ihr selbst die Himmelspforte aufgeschlossen, nachdem sie acht Wochen in Todesnöten gerungen und gekämpft. Ihre Schwester Anna schreibt über jene bangen Tage: „Welch ein Trost- und Friedensengel war mir Adelheid, wenn sie mit mir in der dunklen Krankenstube saß und durch Sprüche und Liederverse die Phantasierende beruhigen half!" Ja! sie kannte die höchste und edelste Kunst, die einem Menschen gegeben ist, die Kunst, einem sterbenden Bruder oder einer sterbenden Schwester tröstend zur Seite zu stehen und erquickendes Lebenswasser aus der Fülle der ihr zu Gebote stehenden Schriftstellen zu bieten.

Sie befand sich übrigens damals am Sterbebette ihrer Freundin in einem eigentümlichen und peinlichen Gedränge, indem sie sich verpflichtet hatte, ihre umfangreiche Erzählung „Jenseits der Grenze", deren Anfang bereits im Feuilleton der Kreuzzeitung erschienen war, in vorgeschriebenen Fristen fortzusetzen und zu einer bestimmten Zeit zu beenden. Wie schwer mag es ihr da manchmal gefallen sein, nach den tief ergreifenden und Leib wie Geist gleich sehr ermüdenden Stunden am Kranken- und Sterbebette zur Tages- oder Nachtzeit sich auf ein so ganz anderes Gebiet zu begeben und an jenem Werke fort zu denken und fort zu arbeiten!

Diese Erzählung oder eigentlich diese Reihe von Erzählungen erschien ein Jahr später in zwei stattlichen Bänden im Verlage von Fr. Perthes in Gotha. Sie gehört nicht zu dem Besten, was aus der Feder unserer Freundin geflossen, indem die verschiedenen Gruppen von Persönlichkeiten nicht genug ineinandergreifen, so daß man fast den Eindruck gewinnt, mehrere Novellen gleichzeitig zu lesen. Der Grundgedanke ist aber an und für sich tief und ernst, und außerdem warm und lebendig bei den einzelnen Gestalten durchgeführt. „Alles, was lebt, gelangt einmal an eine Grenze oder auf einen Höhepunkt. Wenn die erreicht sind, fühlt man die Sense einherfahren, und dann sinken die Halme, und es kommt darauf an, ob Frucht in den Halmen ist": dies das Motiv der Erzählung und die Deutung des Titels „Jenseits der Grenze". Bei dem einen zeigt sich dieselbe früher, bei dem andern später, bei dem einen milde und freundlich, beim andern als Schreckensgespenst. Da haben wir den bejahrten General, der von seinem Berufe hat Abschied nehmen müssen, da Josephine von Auerosa, welcher ihr Spiegel sein unerbittliches „dahin" mit schneidender Klarheit vor die Augen führt, da den materialistischen Arzt, welcher es für seine Bestimmung hält, dereinst mit seinen Resten den Acker zu nähren. Da haben wir die alternde Haushälterin, verbittert und männerfeindlich, weil ihr der junge Ehemann bald nach der Hochzeit entlaufen ist; Arnold, den Fabrikanten, der keine Feste mehr feiern will; Johanna, die sich in der

Welt verloren und nichts mehr zu hoffen hat. Da begegnen wir ferner Erna von Anerosa, die ohne den Segen der Eltern in die Ehe tritt und an dem Zwiespalt, den sie sich geschaffen, zu Grunde geht. Sie reifen alle heran, sei es durch Leid, sei es durch Lust, bis zu der Grenze, die vom Irdischen scheidet und durch Tod zum Leben führt, noch ehe es zum wirklichen Sterben kommt. Als eine lichte und erquickende Gestalt inmitten all dieser Enttäuschungen steht Lottchen, die alte Jungfer, ein hilfreicher Engel, wo Not sich zeigt. Sie schwebt frei auf goldenen Schwingen über die Grenze und ruft den Zurückbleibenden zu: „Es ist schön und hell warm drüben, wenn nur die inneren Augen sich aufthun." Ihr quoll an der Grenze, an welcher so viele unterzugehen meinen, ein Born der Lebensmacht.

„Jenseits der Grenze" ist aber nicht das einzige Werk, welches Frau von Rothenburg seit ihrer Niederlassung in Darmstadt bis dahin geschrieben; vielmehr ist die Zahl der Schriften, welche sie in diesen 6½ Jahren verfaßte, wahrhaft erstaunlich und zeugt von der regen Phantasie und dem ausdauernden Fleiße der liebenswürdigen Schriftstellerin. Die erste Schrift war die preisgekrönte Volkserzählung „Kathrine aus Angerbach", welche wir bereits kennen lernten. Ihr folgten 1879 bei Perthes „Aus dem Tagebuch einer Haushälterin", 1880 in demselben Verlag „Was unsere Mutter erlebt hat", 1881 in demselben Verlag „Die Nähterin von Stettin", 1882 ebendaselbst „Verworrenes Garn", ebenfalls 1882 im Verlag des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland „Wassermüller und Windmüller", und 1884 in der Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins in Frankfurt a. M. die drei Novellen „Bienenkönig", „Verschwundene Kriegskasse" und „Ein Sommertag". Das ist eine kleine Bibliothek, welche in dieser kurzen Spanne Zeit entstanden ist. Da aus ihren Werken der Geist der Schriftstellerin zu uns spricht und wir aus ihnen erfahren, welche Gedanken sie in diesem Zeitabschnitte bewegten, müssen wir bei einigen dieser ihrer Geisteskinder einen Augenblick verweilen.

Im „Tagebuch einer Haushälterin" wollte die Verfasserin Dienenden ein Ideal der Liebe und Treue vorzeichnen. Die Erzählung ist durchaus erfunden und beruht nicht auf Thatsachen. So wenig günstig die Form eines Tagebuchs für eine Novelle ist, so gewinnt die Heldin derselben, eine schlichte, vortrefflich gezeichnete Haushälterin, doch vollständig die Teilnahme des Lesers. Nach wenigen Jahren wurde eine zweite Auflage erforderlich. An innerer Bedeutung wird es durch das nächste Werk „Was unsere Mutter erlebt hat" hoch überragt. Wir haben manche Auszüge aus demselben in dieses Lebensbild aufgenommen, die von der innigen Liebe zeugen, mit welcher Frau von Rothenburg gerade dieses köstliche Buch geschrieben hat. Einem jungen Mädchen lassen sich nicht viele bessere Bücher in die Hand geben; die erfahrene Frau wird es aber mit mehr Verständnis für seine Tiefen und deshalb mit mehr Vorteil lesen. Das warme Herz, die selbstverleugnende Liebe, der feste Glaube unserer Freundin wehen uns aus ihm herzgewinnend entgegen. Es ist erstaunlich, daß dasselbe noch keine weitere Auflage erlebt hat; während das folgende, „Die Nähterin von Stettin", bereits in drei Auflagen erschienen ist. Wir haben diese fesselnde Erzählung bereits bei der Besprechung des Jahres 1866 kennen gelernt. Aus den Erlebnissen jenes ereignisvollen Jahres ist sie herausgewachsen, und der Feldzug nach Böhmen verleiht ihr den geschichtlich-patriotischen und erhebenden Hintergrund. Eine einfache Nähterin namens Linchen Bergmann ist der Mittelpunkt des Ganzen: in Demut und Selbstverleugnung nur für andere lebend, aber stark in ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen, leuchtet und erwärmt dieses bereits alternde Mädchen als ein wahres Gotteskind weite Kreise, und besonders die Offiziersfamilien, in welchen sie an bestimmten Wochentagen näht, spüren den Segen dieser milden und doch starken Seele. Dieses stille, sanfte Wirken entfaltet sich zur schönsten Blüte in jenen Tagen des Hangens und Bangens, in „jener Zeit der Thränen und Wunder", da die Männer mit dem Regimente in den mörderischen Krieg ausmarschiert sind und in Stettin die Cholera noch

weit schlimmer als der Feind in Böhmen wütet. Manche Auftritte sind wahrhaft ergreifend und mit tragischer Gewalt geschildert, so z. B. jener, in welcher der totgeglaubte Hauptmann von Drambow zu seiner um ihn trauernden Frau zurückkehrt. Von mancher Seite wurde — und wohl nicht ganz mit Unrecht — getadelt, daß sie ein entsetzlich schauerliches Verbrechen, welches damals in der Stadt geschah, in die Erzählung verwoben hat, einen Vorgang, recht für eine Kriminalzeitung, aber zu grausig zur Verwertung in einer Novelle. Es läßt sich dieser Fehlgriff wohl durch den starken Geist der Verfasserin erklären, welcher, frei von jeder Zimperlichkeit, von Kindheit auf, wie wir gesehen haben, gewohnt war, viel zu sehen, bei dessen Anblick zarter veranlagte Damen in Ohnmacht fallen zu müssen meinen, — während sie vielleicht sittliche Zweideutigkeiten mit Lächeln hinnehmen, vor welchen die ganze Natur der Frau von Rothenburg sich mit Abscheu abgewendet haben würde. Aesthetisch wollen wir aber damit die Aufnahme jener Kriminalgeschichte nicht verteidigen, sondern nur gegen diejenigen Kritiker protestieren, welche sittliche Drachen verschlucken und vor einer getöteten Mücke erbleichen. Doch wird auch der strengste Richter zugeben, daß Frau von Rothenburg jene grausige Wirklichkeit mit einem seltenen Geschicke künstlerisch zu verwerten verstanden hat. „Die Nähterin von Stettin“ gehört zu jenen wenigen volkstümlichen Büchern, welche von allen Volkskreisen gerne und mit Nutzen gelesen werden, und dies durfte die Verfasserin reichlich erfahren.

Ueber das folgende Werk „Verworrenes Garn“ wollen wir einen durchaus unparteiischen Beurteiler zu Wort kommen lassen, welcher sich im „Deutschen Litteraturblatt“ (Dezember 1882) folgendermaßen ausspricht:

„In diesem Roman liegt ein künstlerisches Gebilde vor, das eine der bedeutendsten Probleme der Gegenwart in plastischer Gestaltung zur höchsten Befriedigung löst, zugleich aber von dem Hauch echt christlicher, oder wenn man lieber will, echt humaner Gesinnung weihevoll durchdrungen ist. Der Titel will sagen, daß die Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse dem bloß irdischen Auge als eine Masse von unentwirrbaren Fäden, als „des Schicksals dunkler Knäuel“ erscheinen, daß sich aber darin lichte Gottesgedanken offenbaren, für den, der Glauben, Liebe und Hoffnung in sich trägt. Doch ist der Titel fast zu anspruchsvoll: im wesentlichen ist die Erzählung ein Triumphlied von der Heiligkeit und Unlöslichkeit der christlichen Ehe; in kunstvoll eingeschalteten Episoden aber werden andere Hauptfragen der Gegenwart, wie die, über den Kampf gegen den Materialismus, die Schatten- und Lichtseiten des Offizierstandes, die Stellung des Judentums u. s. w., nicht in lehrhafter Weise, sondern in anschaulicher Gestaltung erledigt. Man darf sagen, daß dieser Roman ein echter, weil idealisierender Spiegel der Gegenwart ist. Den Mittelpunkt des Ganzen bilden der Oberst v. Treuenfels und seine Braut, nachher Gattin, Edel v. Lilienthal. Er, ein vom Glücke verwöhnter, aber durch und durch wackerer und ehrenfester Mann, wird auf der Höhe des Lebens zum erstenmal von der Macht wahrhafter Liebe ergriffen, und obgleich seine junge Braut, fast noch ein unentwickeltes Kind, seiner stürmischen Zärtlichkeit oft wie eine seelenlose Undine erscheint, fühlt er sich doch überglücklich im Anschauen ihrer bezaubernden Schönheit und in der Hoffnung, daß später ihre Seele zum reichsten Geben und Empfangen sich entfalten werde. Aber da — zwischen Kelch und Lippenrand — geschieht das Furchtbarste. Bürgerlich sind die beiden schon vermählt, die kirchliche Einsegnung steht bevor, die Hochzeitsgäste sind versammelt. Da erhält der Oberst von seinen Verwandten einen warnenden Brief mit einer von seiner Braut geschriebenen Beilage, worin diese sich als leichtsinniges Weltkind gegen eine Jugendfreundin über ihr Verhältnis zu dem viel älteren Bräutigam ausgesprochen hat: ihre eigentliche Liebe sei ein junger Lieutenant, aber von dem ungeliebten reichen Gemahl werde sie ja alle wahrhaft erfreuenden Güter des Lebens erhalten. Der Oberst ist ins Innerste getroffen, seine Ehre ist tötlich verletzt, er ist fürs Leben von der leichtsinnigen Braut geschieden. Aber die Rücksichten auf die Welt und die Standesverhältnisse gestatten ihm keinen Rückzug mehr: er führt die

zitternde und innerlich vernichtete Braut vor den Altar, um sich sofort von ihr zu trennen und nach längerer Frist die gerichtliche Scheidung einzuleiten. So gehen fortan beide ihre eigenen Wege; es scheint unmöglich, daß sie sich wiederfinden. Aber die göttliche Führung, die „dem tiefen Herzen sich verkündigt, doch fliehet vor dem Sonnenlicht," vereinigt sie dennoch zum glücklichsten Ehebunde, nachdem der Oberst namentlich unter dem Einfluß seiner Schwester Jutta, einer herrlichen Frauengestalt, die Selbstsucht, die mit dem Begriff der Ehre zu leicht verbunden ist, ertötet und einen höheren und himmlischen Standpunkt gewonnen hat, seiner jungfräulichen Gattin aber in Leid und Trübsal die eisigen Bande des Herzens zerschmolzen sind, so daß ihre wahre Seele zur glücklichsten Entfaltung kommt. Aber mit welcher inniger Teilnahme und Beklemmung verfolgen wir die Schicksale der beiden wahlverwandten und doch scheinbar für ewig getrennten Menschen! Wie rührend tritt die hingebendste und opferbereiteste Frauenliebe in Jutta uns entgegen! Dabei fehlt es nicht an den ergreifendsten Situationen, die nur eine wahrhaft dichterische Phantasie schaffen konnte, und hier wiederum werden uns schauerliche Abgründe in die Zustände der Gegenwart mit furchtbarer Lebenswahrheit, aber immer im Lichte des Ewigen, aufgedeckt. Mit ganz kleinen logischen und stilistischen Anstößen, die man hier und da trifft, mag ich mir bei diesem Werk nicht die Stimmung verderben. Denn faßt man alles zusammen, die Großartigkeit und Originalität des Problems, die Kunst der Komposition, die Zeichnung der Charaktere, die edle Sprache, die weihevolle Lebensanschauung, die das Ganze durchdringt, so muß man sagen, daß unter den die Gegenwart spiegelnden Romanen dieser einer der besten ist, die wir besitzen. Den deutschen Familien aber kann keine schönere Lektüre empfohlen werden, namentlich sollte jedem jungen Ehepaare das Buch das neue Heim veredeln und verklären."

Die weiteren, kleineren Erzählungen beweisen, daß Frau von Rothenburg die seltene Gabe, wirklich volkstümlich zu schreiben, in hohem Grade besaß; dabei müssen wir aber die Vielseitigkeit bewundern, welche ihr gestattete, ebensowohl für die gebildeten Stände wie für das Volk zu schaffen.

Wir unterbrechen hier die Reihenfolge ihrer Werke, weil zu jener Zeit eine schmerzliche Wendung in ihrem Leben sich vorbereitete. Ihr Mann hatte sich in den letzten Jahren so weit erholt, daß er täglich größere Spaziergänge machen konnte, welche er meist bis zu dem sogenannten Ludwigswalde ausdehnte. Während der besseren Jahreszeit kehrte er selten zurück, ohne einen mächtigen Strauß von Feld- oder Waldblumen seiner Frau heimzubringen, welche zu ihrem großen Schmerze damals sich auf jenen Gängen nicht anschließen konnte und auf die vier Wände ihrer Wohnung, auf ihren Garten oder auf die Straßen Darmstadts angewiesen war. Ein ständiger Hustenreiz, welcher bald schwächer, bald stärker auftrat, schien beim Oberstlieutenant als die einzige Mahnung an sein früheres Leiden zurückgeblieben zu sein. Durch die heftige Erschütterung bei einem stärkeren Hustenanfall brach im Jahre 1884 die Narbe jener inneren Brustwunde, welche von der Operation herrührte, plötzlich und unerwartet auf und es erfolgte ein heftiger Blutsturz, der ihn aufs äußerste schwächte. Kaum schien er sich von demselben einigermaßen erholen zu wollen, als ein zweiter folgte und das Schlimmste befürchten ließ. Nun übernahm die Frau wieder das Pflegeramt am Krankenlager ihres Mannes, und wohl empfand sie, daß auch ihr Körper nicht mehr die frühere Federkraft besaß. Die Anstrengung der Pflege, verbunden mit der Gemütserschütterung, wirkten um so nachteiliger auf ihre Gesundheit, als sie, so sehr an Bewegung in freier Luft gewöhnt, nun an die Krankenstube gefesselt war. Es zeigte sich infolgedessen damals bei ihr der erste Anfall jener schmerzhaften Nierenkrämpfe, unter welchen sie in den sieben Jahren ihres übrigen Lebens zu leiden hatte, und welchen sie schließlich erlag.

Das waren schlimme Tage im Rothenburgschen Hause. Die treuen Freunde und Freundinnen in Darmstadt und Lindenfels fürchteten, daß sie noch vor ihrem Manne sterben würde, und fast erscheint es wie ein Wunder, daß sie ihn überlebte. In jenen

Tagen durften aber beide auch den Segen der Freundschaft erfahren. Sie waren nicht verlassen. Als der Arzt für beide Kranke eine Kur im Bade Soden verordnete, da brachte Graf Brockdorff den schwer transportablen Freund mit liebender Sorgfalt dahin. Der Aufenthalt in diesem Badeorte bekam beiden Ehegatten gut und sie konnten, als dem Leben wieder gewonnen, nach Darmstadt zurückkehren; aber die früheren waren sie nicht mehr, und ihr Leben nahm eine andere Gestalt an. Er konnte seine geliebten Spaziergänge nicht mehr aufnehmen, und auch sie fühlte sich von da an meist kränkelnd. Aber wer da glaubt, daß damit der Sonnenschein des inneren Glückes und Friedens von diesem seltenen Ehepaare geschieden gewesen sei, irrt sich. Den Glanz eines fast himmlischen Friedens im Auge, lag er meist in seiner Hängematte oder auf dem Sofa und sie ihm zur Seite. Er setzte seine geschichtlichen und militärischen Studien fort und sie ihre Schriftstellerei; sie teilten sich gegenseitig ihre Funde dabei aus, oder sprachen von dem nahenden Abscheiden aus diesem Leben wie Kinder von einem schönen Spaziergange plaudern, den ihr Vater ihnen versprochen hat. Wer sie sah, wer sie sprach, der erfuhr etwas von Himmelsluft, der wurde zweier Seelen gewahr, deren Heimat „jenseits der Grenze" lag, und die sich dahin sehnten. Der Gedanke des Todes hatte für beide jeden Stachel verloren.

Noch drei und ein halbes Jahr erfreuten sie sich in dieser Weise der beglückenden Gemeinschaft des Geistes. Sie schreibt am 13. März 1887 an ihre Freundin Anna: „Ich bin manchmal so erschöpft, daß ich fürchte, mein Nierenleiden könne sich rasch entwickeln und ich eher abgerufen werden als er. Das bitte ich, möchte nicht geschehen um meines kläglichen Engels willen. Du glaubst nicht, wie er sich immer mehr verklärt, wie friedvoll durchgeistigt er aussehen kann, wie willig er Gottes Wort annimmt, wie bußfertig und demutsvoll er seinem Gotte gegenüber tritt. Aber trotz alledem ist es doch schwer für mich, das alles mit anzusehen, obwohl ich auch wieder Gottes Gnade preise, die uns durch den Winter gebracht hat; wir wissen nicht wie. Freilich ist es auch jetzt noch sehr kalt, es liegt Schnee, keine Spur von Vegetation, aber: „es muß doch Frühling werden", — einmal noch möchte ich mich mit ihm unserer Krokuse und Kaiserkronen freuen. So in Arbeit und Pflege lebe ich still dahin, dankbar für jeden Sonnenstrahl, an dem der Herr es keinem fehlen läßt."

Zwölf Tage später schreibt sie derselben Freundin am Todestage ihrer Schwester Luise: „Laß diesen Erinnerungstag ein Tag des Segens und Friedens, laß ihn Feier sein nicht des Todes, sondern des Geburtstages. In einem von Luthers Werken, das ich kürzlich gelesen habe, ist mir aufgefallen, wie dringlich er immer und immer wieder die lichten Seiten des Erden- und Himmelslebens hervorhebt, wie ernst er darauf besteht, daß unser Glauben lebensvoll und freudig sei, ja! wie er Traurigkeit und Verzagtheit als Sünde hinstellt. Es ist, als ob er selbst nach Jahren düsterer Schwermut nicht genug bekommen könnte von Licht und Mut und Kraft. So geht es auch mir jetzt, meine Anna: Körperlich und geistig erschöpft durch elf lange, fast unausgesetzte Leidensjahre, bin ich wie eine Pflanze, die mit allen Trieben sehnsüchtig zum Lichte hinauf rankt. Nicht, weil ich über Tod, Krankheit und Herzweh hinwegeile, sondern weil sie mich zu tief erschüttert haben. Selig preise ich alle, die überwunden haben; — für uns aber, die noch im Kampfe stehen, erflehe ich, daß uns der Mut nicht schwinde, und wir auch im Dunkeln geduldig einen Fuß vor den anderen setzen . . . ‚Die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.'"

Man wäre wohl zur Annahme berechtigt, daß in einer solchen Zeit des inneren und äußeren Leidens die Fittiche der schaffenden Phantasie erlahmten und die Feder der fleißigen Schriftstellerin entfallen sei. Statt dessen besitzen wir aber aus diesem Zeitabschnitte wieder eine ganze Reihe von kürzeren Erzählungen, welche teils im christlichen Verein für das nördliche Deutschland, teils beim nassauischen Kolportageverein, teils beim evangelischen Schriftenverein für Baden, teils bei ihrem Hauptverleger, Fr. Perthes in

Gotha, erschienen sind, und außerdem zwei Romane von größerem Umfange: „Aus der Tiefe" und „Erlöst".

In dem ersten dieser Romane entwickelt uns die Verfasserin an dem Leben zweier junger Männer, einem armen Findling und einem zarten Edelmannssohne, welche nebeneinander aufwachsen, das Thema: aus der Tiefe in die Höhe, aus der Nacht zum Licht, in doppelter Beziehung. Die Tiefe that sich einerseits in den äußerlich beschränkten und widerstrebenden Verhältnissen, andererseits in dem Verfall und der Verirrung des Innenlebens kund. Aus beiden geht es teils in allmählicher, psychologisch motivierter Entwicklung, teils in gewaltsamen Durchbrüchen zur lichtvollen Höhe empor.

Ueber „Erlöst" spricht sich der uns bereits bekannte Recensent des deutschen Litteraturblattes, nachdem er im Eingange darauf hingewiesen, wie die Hauptgedanken auch dieses Werkes der Frau v. Rothenburg sich in dem Reiche Gottes bewegen, folgendermaßen aus:

„Natürlich: sie kann gar nicht anders. Wie sie selbst eine echte evangelische Christin ist, in deren Weltanschauung der lebendige Gott in seiner geoffenbarten Liebe als eine alles durchdringende Sonne leuchtet und wärmt, so stehen auch alle Bilder, die ihre Phantasie künstlerisch gestaltet, im Gedankenkreise des Christentums: sie kann nichts fühlen, nichts sagen, als was darin heimisch ist. Aber in ihrem Schaffen ist sie mehr und mehr echte Künstlerin geworden, die ihre Bilder nur um ihrer himmlischen Schönheit willen, nicht zu Zwecken, die mit ihrem innersten Wesen nichts zu thun haben, zeichnet und ausführt: wenn ihre Schöpfungen durch die geistige und gemütliche Atmosphäre, der sie entstammen, eine religiös veredelnde Wirkung üben, so ist das eben naturnotwendig — hier von einer „Tendenz" zu sprechen, wäre ebenso unverständig wie ungerecht. Seitdem sie ihren großen Roman „Verworrenes Garn" (1882, zweite Aufl. 1886) geschrieben hat, sind manche Jahre der Ruhe und Sammlung vergangen; aber jetzt überrascht sie uns wieder mit einer neuen bedeutenden Schöpfung „Erlöst". Mit derselben Sicherheit und Feinheit, wie in jener Erzählung, ist in dieser der Aufbau durchgeführt, die Charakterzeichnung, die Schattierung. Zeit der Handlung ist hier wie dort die Gegenwart. Aber während dort die Heiligkeit und Unlöslichkeit der Ehe das Problem ist, führt die Verfasserin uns hier die Verpflichtungen vor, die der einzelne Sprößling des Geschlechts gegen die Ahnen und das Besitztum derselben hat, wie er das Noblesse oblige zur Richtschnur seines Handelns machen muß, wie aber schließlich nur aus dem Christentum die Kraft zu gewinnen ist, um das Gesetz des Lebens festzustellen und durchzuführen. Das Geschlecht der Wulsow hat schon Jahrhunderte in der Mark gewohnt, aber es hat der Zucht der Hohenzollern eigenwillig widerstrebt. Niemandem zu gehorchen, selbstherrlich zu schalten, aber zugleich in wilder Gottentfremdung die Untergebenen zu knechten, die Nachbarn zu hassen, das ist die Lust dieses hochmütigen Hauses gewesen. Der letzte Erbe ist der genial angelegte, aber leichtsinnige Graf Wulf, der, von der Universität heimkehrend, seinen Vater zum Tode erkrankt findet; schwere Sorgen um den Niedergang seines einst so reichen und mächtigen Geschlechts haben seine Kraft gebrochen; im Hause schaltet, keinen Widerspruch duldend, die Großmutter des jungen Grafen, eine willensstarke, unbeugsame Frau. Am Sterbetage des Vaters wird Wulf, wider seinen Willen, aber gequält von der Reue über seine Verschwendung, bezwungen durch die dringenden Bitten des Todkranken, verlobt mit der jungen Gräfin Tabea v. Altensee, einer reichen Erbin; dieses Verlöbnis, ein Werk der alten, ihm abgeneigten Großmutter, scheint das einzige Mittel zu sein, wodurch der Untergang der Wulsows abgewandt werden kann. Aber Wulf hat vorher schon einer Schauspielerin, der nicht minder genialen Narzissa, seine Hand versprochen, diese jedoch, den Fesseln der Ehe abhold, hat vorläufig das freie Wanderleben vorgezogen und ist aus seinem Gesichtskreise verschwunden. Wulf widmet sich nach dem Tode seines Vaters mit eisernem Fleiß der Bewirtschaftung seines Gutes, um seine Jugendsünden wieder gut zu machen; seine Braut Tabea unterstützt ihn in seinen Bemühungen um die sittliche

und materielle Hebung der Tagelöhner, und aus ihrem lauteren Gemüt blüht es allmählich so frühlingsduftig auf, daß auch Wulf davon angehaucht und erwärmt wird. Man fühlt, daß diese beiden ein glückseliges und gottgeweihtes Leben miteinander zu führen bestimmt sind. Aber da tritt Narzissa störend und verwirrend in ihre Kreise; sie macht ihre älteren Rechte geltend — damit sind die furchtbaren Konflikte gegeben, deren Lösung sich die Verfasserin zur Aufgabe gemacht hat. Durch eine weitere Darlegung des Inhalts soll nicht die Spannung des Lesers beeinträchtigt werden; er unterrichte sich selbst, wie sie das scheinbar Unmögliche verwirklicht, alles zum guten Ende zu führen, nicht nur in glaubhafter, sondern in erhebender Art. Alle werden aus ihrer Gottentfremdung erlöst, alle werden zur treuen und um Gottes willen freudigen Pflichterfüllung des irdischen Lebens geführt. Dabei sind so reiche Farben aufgesetzt, daß das Irdische im Lichte des Ewigen erst recht daseinsfreudig erglänzt; interessant ist das Buch von einem Ende zum andern. Und welche Fülle von lebenswahren Charakteren tritt uns entgegen! Die Brennpunkte sind Tabea und der Pfarrer Steinbach, aber von ihnen nehmen allmählich auch die weiter entfernten Personen Licht und Wärme an. Eine besondere Hervorhebung verdient noch der australische Squatter Malingré mit seiner Familie. . . . . In jeder Beziehung hinterläßt das Werk die schönsten Eindrücke."

Das Erscheinen dieses größten Romans seiner Frau und die freundliche Aufnahme, welche er überall fand, sollte Herr von Rothenburg nicht mehr erleben. Am Weihnachtsfeste 1887 fühlte er sich sehr schwach und elend, erfreute sich aber nochmals der schönen, ihm so überaus teuren Lieder, welche die sechs Waisenkinder unter dem schön geschmückten Christbaume nach der „Kinderharfe" mit großer Lust sangen. „Es war ein Fest so voll Wehmut, Freude und Elend, wie selten eines gefeiert wird." Ueber den weiteren Verlauf des Winters und den endlichen Heimgang ihres geliebten Lebensgefährten, Dienstag, den 6. März 1888 — drei Tage vor dem Tode seines verehrten Kaisers Wilhelm I. — berichtet uns ein Brief, welchen Frau von Rothenburg am letzten dieses Monats an ihre Freundin Charly nach Baden-Baden schreibt, wohin letztere seit einiger Zeit mit ihrer Familie übergesiedelt war. Sie schreibt:

„Es ist alles so öde, so grau, so schwermütig draußen, und ich bin krank vor Sehnsucht nach meinem Manne soeben im Garten umhergeirrt, wo die Hyacinthen hervorbrechen, und wo jeder Stein zu mir schreit und die traurigen Klänge der Aeolsharfe die Luft durchschneiden, wie auch mein Herz. Es verlangt mich nach einer mitfühlenden Seele, nach Ihrem warmen Blick, Ihrem schwesterlichen Händedruck. Wie schwer es mir auch wird, zu leben ohne ihn, ja! wie ich mein ganzes Dasein als Kreuzeslast empfinde, ich darf doch sagen: mein Trauern ist nicht hoffnungslos! Der Herr hat mich mit zarter Vatergüte getragen, hat die Hand mit untergelegt, ist eingetreten für mich. Das sei auch Ihnen, Geliebte, ein Trost, eine Stärkung, das belebe auch Ihren Glauben und spende Ihnen Segen, und schenke Ihnen aus meinem Leide Osterfreude! Jedes Wort Ihres lieben, warmen, so echt teilnehmenden Briefes ist auf mich gefallen wie ein wohlthuender Tautropfen. Der Herr vergelte Ihnen Ihre Liebe, Ihre Thränen!

„Wir hatten einen schweren Winter. Die Anhäufung des Schleimes auf der Brust verursachte jeden Morgen peinliche Beklemmungen, schreckliche Hustenstöße und Zwerchfellkrämpfe, Luftmangel und Schwäche nahmen zu. Noch höre ich sein Seufzen: „So elend! ach Gott, so elend!" Doch gab es zwischenhinein auch bessere Stunden. Weihnachten bekam er noch eine Grippe, die ihn äußerst schwach machte. Damals fürchtete ich, ihn zu verlieren. Nachdem aber der Januar vorüber war, besserte er sich plötzlich; er wurde kräftiger, aß mit Appetit und fing wieder an zu studieren. Die süße Hoffnung, ihn noch Jahre lang behalten zu dürfen, belebte auch mich, die sehr herunter war. Oft fürchtete ich, liegen zu bleiben; aber ich wollte ein so kostbares Gut nicht fremden Händen anvertrauen, und so habe ich ihm jeden Dienst bis zuletzt leisten können. Ach! wie danke ich Gott dafür! Weil es nun besser ging, wurden auch meine Nerven besser!

Ich ließ seinen Wagen restaurieren und redete mit ihm von Frühlingshoffnungen. Dann sagte er wohl: „Gewiß! ich bin viel wohler; aber die Luft ist doch knapper“, zwischenhinein wohl auch mit tiefen Seufzern: „Wer so ist wie ich, stirbt noch lange nicht.“ Es war eine unaufhaltsame, heiße Sehnsucht in ihm, abzuscheiden, nicht allein den kranken Leib abzulegen, sondern auch zu genesen in Gott. Wie er sein Leben lang tief über sich selbst getrauert hat, so trauerte er bis zuletzt; doch, dem Herrn sei Dank, nicht ohne Hoffnung!

„Sonntag, den 4. März, nahm der Husten zu, und Montag klagte er, daß die Pulver nicht mehr wirkten. Dienstag Morgen fand ich ihn in einem schweren Hustenanfall und vertrieb ihm einen, aber nur leichten Brustkrampf durch Reiben. Dabei bemerkte ich, daß er, was sonst nie vorkam, von Schweiß überströmt war. Ich trocknete ihn ab und zog ihm ein neues wollenes Hemd an und gab ihm ein Löffelchen Cognac. „Ach! nun ist mir ganz wohl“, sagte er dankbar lächelnd. Nachdem ich ihn nun vollends angezogen und wir gefrühstückt hatten, war er wie ein ganz gesunder Mensch, besorgte seine Tiere, las, schrieb und ging im Zimmer umher. Hofprediger Bender kam und mit dem sprach er viel über seinen Tod. „Der Gedanke daran hat für mich keinen Schrecken“, sagte er, und dann, als Bender fort war, lächelte er so klug und geheimnisvoll in sich hinein und sagte wie selbstvergessen: „Am Ende, am Ende kommt es doch noch anders, als wir denken.“ Den Abend vorher hatten wir mit Frau v. W. und Frau v. M. noch so gemütlich und heiter zusammengesessen. Frau v. W. fragte ihn nach seinem Herzen. „Ach, das ist ganz verrückt,“ sagte er, „einmal springt es rechts, einmal links, dann wieder nach vorn, als wollte es heraus.“ Ach! es hatte allerdings heraus gewollt. Nun war Bender fort; wir aßen zu Mittag und das Essen schmeckte ihm besonders gut. Noch sehe ich seine linke Hand, wie sie sich zum zweitenmal nach der Schüssel ausstreckte, und erinnere mich, wie ich mich darüber freute.

„Nach Tisch kam ein rauhes, heftiges Husten. Es erschütterte und beängstigte mich sehr, so daß ich Trost suchend mich zu Lenchen flüchtete. Als ich zurückkam, schlief er sehr sanft bis zum Thee. Dabei waren wir drei sehr heiter. Dann setzte ich mich mit ihm an das Aquarium. „Du gehst doch heute nicht fort?“ fragte er zärtlich. „Ach nein, ich bin zu unwohl,“ erwiderte ich, froh über den Vorwand. Dann verlangte er plötzlich, obwohl es noch hell war, die Lampe; es schien, er wollte mit dem Schluß dieses Tages eilen. Bald darnach sprach er zu mir sein letztes Wort auf dieser Erde: „Mache mir doch meinen Platz am Tische zurecht.“ Ich schob nun seinen Sessel heran, legte ein Juttekissen hinein und rückte die Lampe zurecht; er holte sich sein Buch. Das große Geschichtswerk von Onken hatte er gerade, so weit es heraus war, beendet; er las in Scharnhorsts Leben von Dr. Lehmann. Friedlich, wie ein Bild des Behagens saß er in seinem Lehnstuhl. Ich hatte im Vorplatz Wäsche zu zählen, aber, obwohl ich dicht dabei war und kaum ¼ Stunde auf die Arbeit rechnen konnte, kehrte ich mitten darin zu ihm zurück, und, wie ich es mir zum Gesetz gemacht hatte, stellte ich seine Klingel neben ihn. Gott hatte mich erinnert, und dann zählte mir das Mädchen die Wäsche vor.

„Einmal hörte ich ihn ganz leicht, aber eigentümlich husten, und dann ertönte plötzlich die Klingel. Schon an dem energischen und doch zitternden Klang hörte ich, daß etwas geschehen war. Mit dem Schreibzeug in der Hand flog ich herein. Er hatte sich über die Lehne des Sessels geneigt; dort stand ein großer Toiletteneimer mit Einsatz. Es lag etwas Gebrochenes in seiner Haltung; doch erschien er vollkommen ruhig, sanft und gefaßt. Herantretend sah ich, daß der ganze Eimer voll Blut war. Ich rief nach Helene, nach Salzwasser, nach dem Arzt. Helene kam rasch und im Nu brachte sie das Verlangte. Ach! er konnte nichts nehmen, denn wie aus einer Wasserleitung, lautlos, ruhig, aber furchtbar stark strömte das teure Blut. Helene nahm ihn mir ab, um ihn besser aufzurichten. „Hast du Luft?“ fragte ich in Todesangst. Leise,

mit unendlicher Ergebung bewegte er den Kopf — weiß nicht, ob es ja oder nein sein sollte — und dann, aber nur einen halben Augenblick, wie in Not den Oberkörper.

„Da fiel ich auf meine Kniee und betete laut: „Jesus! Jesus, mein Erlöser, du, dem ich gedient, den ich bekannt habe, jetzt bekenne du dich zu uns! Jetzt komme du uns zu Hülfe!“ Mein Herz ward stark, Kraft der Ewigkeit erfüllte mich Arme. Ich sah sein Gesicht sich verändern; laut betete ich ihm vor: „Fürchte dich nicht, du bist erlöst, du bist erworben und gewonnen von der Sünde, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Auf seinen Armen trägt der Herr dich über den Abgrund. Sei gesegnet für all das unaussprechliche Glück, das du mir gegeben“ — — — und so, liebe teure Freundin, hat er ohne Seufzer, ohne Röcheln, ohne jeden Kampf sein Haupt geneigt, und ist heimgegangen. Er hätte keinen rascheren, keinen leichteren Tod haben können; wie von einer Kugel getroffen glich es einem Soldatentod, im Blute schwimmend. Der ganze Platz, meine Füße auch standen im Blut. War das für uns erschütternd, ihm hat es das Ende süß gemacht. Der Arzt, welcher nach wenigen Minuten kam, konnte nur sagen, daß alles vorüber sei.

„Frau Hopp wurde geholt“ — es ist dies die Frau, für welche Frau von Rothenburg durch ihre Bitte in der Kreuzzeitung so nachhaltig gesorgt hatte — „wir trugen ihn auf sein Bett und wuschen ihn ab. Gott gab mir, daran zu denken, daß das teure Blut nicht weggeschüttet wurde; ich habe es im Garten begraben. Nun lag er so stille, Blumen zu seinen Füßen und die Bibel aufgeschlagen mit der Erzählung der Auferstehung des Lazarus, und ich saß bei ihm bis Mitternacht. Ach! was geht da durch die Seele! Und doch! ich war stark, liebe Freundin: ein Strahl der Ewigkeit war aus der geöffneten Himmelsthür auf mich Arme gefallen. Davon lebte ich. Ich war voll Gottesfrieden und fühlte mich so gar nicht von ihm getrennt. Geschlafen habe ich mehrere Nächte nicht; aber ich war, obwohl ich mich körperlich recht krank fühlte, doch ganz im Frieden. Vor meinem inneren Ohr löste immer ein herrlicher Bibelspruch den anderen ab. So blieb es mehrere Tage.

„Den folgenden Tag lag er schon unter Lorbeeren und weißem Flieder im weißen Kleide der Erlösten, das Johanniterkreuz um den Hals, und welch ein himmlischer Friede auf dem teuren Antlitz! Gewiß! „er hat Gott von Angesicht gesehen und seine Seele ist genesen“. Diese Worte sollen auch auf seinem Kreuze stehen. An diesem Sarge war ich glückselig, denn ich sah auf diesem schönen Gesichte eine Vollendung, eine wahrhaft priesterliche Herrlichkeit. Ich weiß wohl: was ich sehe, war nur ein Abglanz, eine Spiegelung; aber doch war es wirklich, und wenn ich daran gedenke, so bin ich getröstet.

„Jetzt freilich wird es mir oft sehr schwer; aber ich denke: gehorche dem Herrn, — ehre Ihn durch Glauben, — trage dein Kreuz! Jeder Tag ist ein mühseliger Schritt, aber der Herr ist so gut zu mir, — es läßt sich nicht aussagen. Alles, was mein Mann hinterläßt, ist rein, gut und geordnet. Ich will meine Wohnung vermieten und den Sommer über zu meinen Schwestern gehen. Doch davon später. Leben Sie wohl, Geliebte! Der Herr ist auferstanden!“

Unverkürzt haben wir diesen Witwenbrief hier mitgeteilt, weil das edle, lichte und treue Wesen der Briefstellerin aus ihm erkennbarer und ergreifender herausleuchtet, als aus irgend einem anderen Schriftwort ihrer Hand: diese Idealität der Liebe zu ihrem leidenden Manne und dabei doch jene wunderbare Seelenstärke im schrecklichen Augenblick des blutigen Scheidens; — diese kindliche Frömmigkeit und wieder der hoffnungsstarke Glauben voll unbedingten Gehorsams! Nur ein Christ, bei welchem der Glauben eigenes Leben, frei von allen Phrasen geworden, kann so sich bewähren, kann so schreiben. — Nun war sie Witwe. Der junge Gardeoffizier, der schwermütige Vetter, den das junge Mädchen in Rybnos schattenreichen Gärten geliebt, der ritterliche Mann, an dessen Seite die treue Gattin während 27 Jahre über sonnige Höhen des Glückes und weit mehr noch durch tiefe Thäler von Trübsal geschritten, der Kranke, über welchem ihr Auge

während zwölf Jahre in hingebendster Sorge bei Tag und Nacht gewacht — er war geschieden, und wir glauben ihr, daß es ihrem natürlichen Menschen „bitter und hart" erschien, mit einem so furchtbaren Schmerze „in das reizlose, verödete, alternde Dasein" zurückzukehren.

---

6. In Baden.

Sie fand bald einen Mieter für ihre Wohnung; mußte aber dieselbe bereits am 14. Mai geräumt übergeben und setzte deshalb auf diesen Tag ihre Abreise an. Den Abend vorher fuhr sie noch nach dem teuren Grabe, das nun unter reicher Blumenpracht still ihr verlorenes Glück verbarg. Sie schreibt ihrer Charly, daß sie sich an jener Stelle und zu jener Stunde, wenn sie eine Heidin gewesen wäre, getötet hätte, um den Versuch zu machen, ihm, dem Geliebten, nachzugehen, wie groß auch das Weltall sei; aber „wer nicht gehorsam sein will, soll sich nicht Christ nennen". Den folgenden Vormittag fuhr sie mit ihrer Nichte auf der Eisenbahn nach Sondershausen, wobei es ihr zu Mute war, als führe sie ihrem Manne nach. Von ihrer ebenfalls verwitweten Schwester, Frau Alma Douglas, aufs herzlichste begrüßt, verlebte sie vier stille Wochen im wohlthuenden Schatten der schwesterlichen Liebe. Nachdem sie noch eine ernste Stunde am Grabe ihrer dort ruhenden, unvergeßlichen Mutter geweilt, ging es mit ihren beiden Nichten nach Berlin, von wo diese beiden zu ihrem Vater in der Nähe von Prenzlau reisten, während sie nun allein dem altbekannten Stettin, der Stätte entschwundenen Glückes, zueilte. Auch hier umfingen sie liebevolle, schwesterliche Arme. Sie wohnte bei ihrer ältesten Schwester, Frau Elisabeth Jütte; bald aber stellten sich ihre Nierenkrämpfe und ein schlimmes Magenübel ein, wegen dessen sie sich einer peinlichen Operation unterziehen mußte. Der Arzt verlangte für sie einen Aufenthalt in gebirgiger Gegend, um durch Steigen ihre Herzmuskeln zu kräftigen und da gleichzeitig für ihre Nichte Helene ein mildes Klima verordnet wurde, fiel ihre Wahl auf Baden-Baden, wo ihre Freundin Charly ihr den Weg bahnen und sie in ihrer Einsamkeit erfreuen sollte. Noch nicht vollständig hergestellt, suchte sie auch hier in Stettin ein liebes Grab, das ihres Vaters, auf und begrüßte alsdann ihren jüngsten Bruder auf seinem Pachthofe. Von neuem schwach und krank, erquickte sie sich hier, umrauscht von den Bäumen des nahen Waldes, und der liebevollen Pflege ihrer Schwägerin. Noch war ihre Schwesternreise nicht beendigt. In Sagard auf Rügen lebte ja die jüngste des Schwesternkreises, Frau Pfarrer Gertrud Friedländer, und auch ihr wollte sie wieder in die Augen sehen. „Hier, meine liebe Charly", so schreibt sie aus dem trauten Pfarrhaus und dem glücklichen Kreise einer zahlreichen Familie, umweht von dem Geiste christlicher Liebe, „hier bin ich auf einer Oase der Liebe und des Friedens".

Im September gebrauchte sie, dem ärztlichen Machtspruche Gehorsam leistend, eine Kur in Marienbad und kehrte alsdann in den schwesterlichen Hafen von Sondershausen zurück. Von hier aus wendete sie sich an ihre Freundin Charly mit der Bitte, ihr zur Gewinnung einer bescheidenen Witwenwohnung in Baden behülflich zu sein. Durch ihre Briefe weht bereits ein erneuter Lebensmut für ihre fernere Pilgerfahrt. Sie vergleicht den Witwenstand mit der Brautzeit, in welcher es auch galt, bei äußerer Trennung auf die Vereinigung zu harren. Ihr starker Geist gestattet ihr nicht, im Unglück zu klagen, rafft sie zu neuer Pflichterfüllung auf und erlaubt ihr, sich in das künftige Leben in Baden in der Nähe ihrer Freundin hineinzudenken. Mitte November traf sie in der Bäderstadt ein, wo sie zunächst bei der Freundin abstieg und alsdann die kleine Wohnung in der Leopoldsstraße bezog, in welcher wir sie im Anfange dieses Lebensbildes begrüßten.

Die wunderliebliche und mannigfaltige Schönheit des Oosthals, die dunklen Tannenberge mit ihren romantischen Burgen, die Lebensheiterkeit der zahlreichen aus heimlichen

Gärten hervorlugenden Villen und Schweizerhäuschen, die ganze Poesie, welche über Thal und Hügel und felsige Berge ausgegossen ist, übten ihren Einfluß auf das Gemüt und auf das Phantasieleben der Dichterin und der Naturfreundin anregend aus. Freilich vermehren alle diese Eindrücke zunächst das tiefe Weh ihrer Witwentrauer. So schreibt sie ihrer Anna: „Fort und fort schmachten wir unter des Todes Gewalt; denn dieses Nichtsein unserer Liebsten drückt auf uns wie ein schweres Gewicht, das man immer wieder, täglich, stündlich im Glauben emporheben muß. . . . Es kann sich niemand diese Todeseinsamkeit vorstellen, der sie nicht selbst erlebt, dieses tiefe, herzdurchbohrende Weh. Wie oft muß da der Herr strafend an die Seele mit der ernsten Frage herantreten: „Ist das dein Glauben? Bewährst du so deine Treue?" Meine Anna, wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen; wir sollen, wir dürfen keine Sichtbarkeit haben, und doch schmachtet all unser Sein nach dieser Sichtbarkeit." Vier Monate später schreibt sie gehobener an dieselbe Freundin: „Es scheint mir sehr wichtig und ist mir eine Quelle des Trostes, zu der ich immer wieder flüchte, wenn die Bürde des Schmerzes mir zu schwer wird, daß wir unsere Entschlafenen uns stets als die Lebendigen und nicht als die Verstorbenen denken. Der Tod wirft um sich und hinter sich einen langen Schatten, der Düsterkeit und Kälte verbreitet. Uns thut es wohl, aus diesem Schatten in das süße, helle Sonnenlicht der Lebenshoffnung hinauszutreten. „Er lebt ja! er lebt!" möchte ich immer wieder rufen, und da er lebt, werde ich ihn auch wiederfinden, und all mein Elend wird ein Ende haben. Vor mir liegt die Bibel aufgeschlagen; da steht in der Weisheit Salomonis: „Gott hat den Tod nicht gemacht und hat nicht Lust am Verderben des Lebendigen." Gott wird einst das Reich des Todes stürzen und das Panier des Lebens mitten auf unserer alten Erde aufpflanzen. Daß diese Zeit bald käme! Daß der Herr sein gefangen Volk erlöste! — Herrliche Einblicke in das Reich Gottes gewährt mir das Lesen von **Blumhardts** Schriften. Sie sind durchaus frei von chiliastischer Schwärmerei, richten aber die Blicke stets auf die Zukunft Christi. . . . Es geht wirklich wie ein Frühlingssausen durch die Gemüter; es ist, als richteten sich die Häupter empor. O! wie selig wollen wir sein! . . . Ich bin fest davon überzeugt, daß mir das Witwenleben, so schrecklich es mir ist, durchaus notwendig ist. „Was ich thue, weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.""

Ihr starker Geist verträumte aber mit derartigen Betrachtungen nicht die Zeit, sondern rang sich durch die Trauer zur gestaltenden Arbeit hindurch. Beim Schriftenverein in Karlsruhe erschien die vortreffliche, kleine Volkserzählung „**Peterchen im Moor**", und wie aus der Blütenherrlichkeit und dem Waldesdüster des Badener Thals herausgewachsen, entstand im Frühjahr 1889 die liebliche Erzählung für Jung und Alt: „**Aus dem Blumenthalwald**", welche vom Erziehungsverein in Elberfeld preisgekrönt wurde. Auf dem ernsten patriotischen Grunde des Freiheitskampfes zu Anfang dieses Jahrhunderts baut sich diese liebliche Erzählung in einem wahren Schmelz von Duft und Poesie auf. Gottlieb und Malineken, die Kinder des Waldes, wachsen dem Leser an das Herz, und mit Spannung folgt man den geheimnisvollen Gestalten des vaterländischen Tugendbundes, vor allem der des melancholischen Schweinetreibers. Vor Schluß des Jahres konnte die Verfasserin der Freundin schreiben: „Ich habe Freude am Blumenthalwald, der mit 5000 Exemplaren bereits verkauft ist, und über dessen zweite Auflage wir eben beraten." Aber nicht nur eine weitere Auflage erlebte diese Erzählung, sondern auch „auf allgemeines Verlangen" eine Fortsetzung in „**Siegfried aus dem Blumenthalwald**", die das folgende Jahr erschien und sich noch eines größeren Beifalls als der „Blumenthalwald" erfreute. Auf den Weihnachtstisch hatte endlich die unermüdliche Schriftstellerin die kleine Erzählung „**Ein Weihnachtsabend**" gelegt, die vom Schriftenverein in Karlsruhe herausgegeben wurde.

Schon arbeitete aber ihr rastlos schaffender Geist an dem Plane zu einem größeren, ihrem letzten Roman. Da derselbe im Reformationszeitalter spielen sollte, verlangte seine Durchführung viele geschichtliche Vorarbeiten und Studien, und sie klagt, daß sie

jetzt, was früher nie der Fall gewesen sei, unter der allzu lebhaften Erregung ihrer Phantasie leide und sie dieselbe als etwas Unangenehmes empfinde. Namentlich peinigt sie, was sie über die Grausamkeiten der Tortur liest. Der Roman wurde im Frühjahr 1890 vollendet, erschien aber erst im IV. Quartal dieses Jahrgangs im Feuilleton der Kreuzzeitung unter dem Titel „Von dem Hohensteine — am Rheine." Im Vergleich zu dem vorhergehenden Romane „Erlöst" spiegelt sich in ihm gleichsam ein Fortschritt ihres inneren, religiösen Glaubens- und Hoffnungslebens; denn wenn dort alles Ringen und Kämpfen auf die Erlösung der einzelnen Seelen aus der Macht und dem Fluche der Sünde zielt, so beschäftigt sich die mittelalterliche Erzählung mit der Entwicklung des Reiches Gottes in der Menschheitsgeschichte und trachtet nach einer Erlösung im großen, welche durch die Reformation in der Befreiung von den römischen Geistesbanden angebahnt wird, aber ihre volle Erfüllung erst in der endlichen Erlösung aller Kreatur findet, da „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein." Es zieht ein Heimweh durch die ganze Erzählung nach der Aufrichtung des Reiches Christi auf Erden, nach dem Reiche des Lichtes und der Wahrheit, da die Menschen nicht mehr als die Knechte des Irrwahns sich gegenseitig in Härte verfolgen, sondern Christus sein wird alles in allen. Meisterhaft ist die Gesetzeshärte in der hochedlen Ritterfrau Regina geschildert, welche, treu dem Papsttum, um Gottes Heiligkeit zu ehren und ihren Sohn Wolfram von den ewigen Qualen des Fegefeuers zu erretten, ihre natürliche Mutterliebe besiegt und nichts zur Errettung desselben vom schmachvollen und grausigen Tode auf dem Scheiterhaufen thut. Prächtig ist in Wolfram selbst ein ritterlicher Feuergeist gemalt, in welchem deutscher Patriotismus und religiöser Freiheitsgeist gleichsehr darnach dürsten, das römische Joch abzuwerfen. Höchst poetisch findet endlich jenes Sehnen nach der Vollendung des göttlichen Erlösungswerkes seinen Ausdruck in dem gemütskranken, greisen Grafen Wildbach, welcher die Nächte auf hohem Bergesgipfel, gegen Osten hinausblickend, verbringt. Leider muß freilich der Leser die mittelalterlichen Studien der Verfasserin etwas zu viel mit durchkosten, und leider malt dieselbe die grausen Schilderungen der Tortur und des Feuertodes etwas zu eingehend aus. Aber ein schönes, ein edles, von heiligem, christlichem Verlangen nach Licht und Wahrheit durchdrungenes Werk bleibt diese letzte Schöpfung unserer Freundin, und wir können nur hoffen, daß dasselbe bald als selbständiges Buch erscheinen wird, um auch in weitere Kreise gelangen zu können.

Frau von Rothenburg gehörte nicht zu den Schriftstellerinnen, welche, verbohrt und versunken in ihre Arbeit, den Umgang mit ihren Mitgeschöpfen fliehen und von diesen als ungenießbar geflohen werden. Sie war jederzeit für jeden Bekannten zu haben; sie besaß für alle Freuden und Leiden ihrer Mitmenschen ein offenes, immer zugängliches Herz. So wurde denn auch ihr trauliches, blumengeschmücktes Heim in Baden bald ein gerne und viel aufgesuchter Mittelpunkt alter und neuer Freunde. Ihre denkende, sorgende Liebe war vor allem mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit auf ihre beiden Nichten Helene und Lieschen gerichtet, von welchen die erste als ihr Pflegekind ständig bei ihr wohnte. Letztere bereitete ihr dadurch eine große Herzensfreude, daß sie sich gänzlich der Krankenpflege widmete und zu diesem Zwecke sich vom badischen Frauenverein als Pflegeschwester anstellen ließ.

Unter den neuen Freunden, welche häufiger mit ihr verkehrten, sind Herr Rudolf Eichfeld, den die Leser der konservativen Monatsschrift aus seinen Rokokoerzählungen kennen, und seine Frau besonders zu nennen. Da dieselben während des letzten Sommers, den Frau von Rothenburg erlebte, von Baden abwesend waren, verdanken wir dieser Freundschaft manche Briefe, aus welchen wir für dieses letzte Lebensjahr einige interessante Mitteilungen schöpfen dürfen. Es war ein reicher Austausch geistiger und religiöser Gedanken zwischen beiden Häusern, bei welchem Frau v. Rothenburg als die mütterliche Freundin sich fühlte und geehrt wurde. Der jüngere Freund erfreute sie aus dem Vorrat seines

geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Wissens; sie bot dafür aus der sprudelnden Quelle ihres praktischen Glaubenslebens erfrischendes Wasser voll belebender Kraft. Zweierlei ist es, was in dieser Korrespondenz zunächst überrascht. Man sollte annehmen, daß eine Frau, welche den ganzen Vormittag mit schriftstellerischer Arbeit verbringt, nicht gerne die Feder zu langen Briefen von neuem ergreife. Hier finden wir aber in manchen Briefen sechs und mehr Seiten ausschließlich der Besprechung eines einzelnen Buches, das sie gerade gelesen, gewidmet. Sodann staunen wir darüber, wie diese Frau nicht nur schreiben, sondern auch lesen konnte. Weit entfernt davon durch die fortgesetzte schriftstellerische Arbeit ihrer Phantasie für Gestalten und Probleme der Dichtkunst mehr oder weniger abgestumpft zu sein, beschäftigen Romanfiguren ihren Geist und ihr Gemüt bei Tag und Nacht, nahezu wie ein Mägdlein im Backfischalter ihre Walter Scottschen Helden nicht mehr los wird. Aber mit welcher Tiefe sucht sie dabei die innere Wahrheit der aufgeworfenen Fragen zu ergründen, in den Geist des Schriftstellers einzudringen und ihm gerecht zu werden! Als ein Beispiel diene folgender Auszug aus einem Briefe:

„Ich habe nun „Auf der Höhe" von Auerbach gelesen und zwar mit tiefer Erschütterung des Herzens. Ich hätte mich zuweilen hinsetzen und weinen mögen über solch einen Jammer, und das ist wohl ein Zeichen von dem Wert und der Lebensfülle des Werkes. Es ist alles so schön und lebenswahr, interessant und packend, und mit großer Welt- und Menschenkenntnis geschrieben. Freilich hat er auch die Klippe nicht umschifft, an der so viele Schriftsteller scheitern: er kennt im Grunde die Frauen nicht, sondern schildert sie, sich selbst in ihre Natur-versetzend; darum macht er es sich auch so leicht mit ihrem Fall. Ein Charakter wie Irmas konnte wohl nicht so rasch untergehen.... Aber wenn man sich an allen Unmöglichkeiten stoßen wollte, würde überhaupt kein Buch geschrieben, und das hindert auch nicht, es als ein Kunstwerk rein zu genießen. Ganz wunderbar schön finde ich den Uebergang von ihrem Fall zu dem tiefen sittlichen Ernst, in welchem sie sich wie in einem Flammenmeer läutert. Man möchte sagen, er habe dies mit einem ehernen Griffel geschrieben und den Griffel in sein Herzblut getaucht. Es ist auch gar herrlich, wie sie in dem lauteren, strengen Leben der Arbeit sich selbst wieder findet, und in der Natur Trost und Kraft gewinnt. Alles dies schildert er so anschaulich, daß man vollständig in die Illusion versetzt wird und alles glaubt und alles sieht. Er ist eben ein großer Dichter und selbst wo Unwahrscheinliches mit unterläuft, reicht die Dichtergabe aus, uns zu gewinnen. Unwahrscheinlich ist die Idealität der Bauernfamilie, unwahrscheinlich, daß eine Dame überhaupt ein solches Leben erträgt; aber was thut das, wenn der Dichter Kraft und Leben genug besitzt, es uns glauben zu machen. Ich habe es schon mehreremal gelesen und immer mit steigender Bewegung. Es ist fürchterlich herzzerschneidend, daß ein Mensch zum Bewußtsein seines Wertes erst erwacht, nachdem er ihn verloren hat. Es ist ein Stück Hölle, wahrhafte Hölle, die Auerbach uns schildert, und eben darum kann das Buch durch seinen furchtbaren Ernst nur veredelnd wirken. Ich möchte immer wieder darüber weinen. Besonders schrecklich finde ich es, daß der Geliebte hernach so ganz aus ihrem Herzen gestoßen ist. Die Reue ist so bitter gewesen, daß für die Liebe kein Raum mehr geblieben ist. Das erscheint mir wieder männlich gedacht. Wen ich geliebt habe, den liebe ich auch immerfort, und wenn es heißt: „Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann, — Ich liebe dich nach einem Himmelsschluß, — Ich liebe dich durch einen Zauberbann", — so gilt dies doch auch für Gefallene. Ich meine, wenn sie auch gewollt, sie hätte den, an dessen Brust sie geruht, nicht so ganz aus ihrem Herzen reißen können. Immerhin wirkt die Schilderung sittlich erhebend, nur daß man sich eines tieferen Wehes nicht erwehren kann. Und woher kommt dieses Wehe? Ich glaube, weil Auerbach ein Jude war, und es des hohen sittlichen Standpunktes ungeachtet doch nicht weiter hat bringen können, als bis zum Eintritt in den Vorhof des Allerheiligsten. Es muß im tiefsten Grunde die arme Irma durch Buße und Arbeit sich selbst erlösen, und ach! in

der Wirklichkeit geht das eben nicht. Es schreit etwas im Menschen nach Abwaschung von Schuld, nach der reinen Seide von Christi Blut und Gerechtigkeit. Sünde ist mehr als „Staub auf den Flügeln", — sie ist Abfall von Gott. Zwischen Ihm und uns ist ein Abgrund, — unsere Natur haßt er —, aber unser Erlöser trägt uns hinüber. „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist, verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!" Wie oft habe ich dies schon gebetet, und wenn die arme Irma das gekannt hätte, so würde es ihr mehr Trost geboten haben als alle Naturphilosophie. Auch der liebe Auerbach kann nicht mehr geben, als er hat. Mir sei es ein Sporn, als Schriftstellerin weiter zu streben und Schätze einzusammeln."

In einem anderen Briefe bespricht sie mit noch tieferem christlichen Ernste und schmerzlicher Betrübnis, aber immer voll Liebe, die „Kreuzersonate" von Tolstoi. Sie schaudert vor dieser Uebermacht von Realität und sagt u. a.: „Wäre es so, wie der arme Tolstoi glaubt, so möchte ich nie geboren sein. Er meint es so treu und irrt sich so sehr. Er hat Gottes Absichten so ganz mißverstanden; er betrachtet eben von unten herauf, was man von oben herab ansehen muß." Wieder in anderen Briefen ergeht sie sich über den Segen der christlichen Ehe, über physische Träume, welche von innerer Bedeutung sind, über die Herrlichkeit des jenseitigen Lebens und dgl. Es ist ein kleiner Schatz, den Herr Eichfeld in dieser Briefsammlung besitzt, ein Schatz, welcher den Freunden recht deutlich und schmerzlich vor die Seele führt, was sie mit dem Hingange der treuen Christin und gottbegabten Schriftstellerin verloren haben.

Nicht am wenigsten wird sie aber von jenen kleinen Leuten vermißt, welche, wie überall, so auch in Baden ihr Ehrengefolge und ihre Leibgarde bildeten. Im Verkehr mit diesen Kleinen und Verachteten in der Welt traten ihre Eigenartigkeit und der Reichtum ihrer Liebe am meisten an den Tag, denn hier konnte sie sich ganz gehen lassen, ohne befürchten zu müssen, mißverstanden zu werden. Hier war sie ganz Mensch zum Menschen, ganz Christ zum Christen. Ein rührendes Bild war es, die adelige Dame und berühmte Schriftstellerin bei ihrem Nachbar, dem kleinen Buchbinder, auf der schmalen Bank vor seinem Häuschen in tiefe Gespräche vertieft sitzen zu sehen. Er in seinem schlichten Arbeitskittel vergaß dabei, eine vornehme Dame neben sich zu haben, sie vergaß ebenso den Unterschied der Lebensstellung; beide wußten nur, daß sie einen Lebenspfad zu wandeln und ein Ziel zu erreichen hatten. Ein Beweis dafür, wie sehr sie ohne alle Künstelei in allernatürlichster Weise die Liebe dieser kleinen Leute zu erringen verstanden, zeigte sich den Tag nach ihrem Tode. Vor ihrer Wohnung fanden weit ausgedehnte Kanalisationsarbeiten statt, so daß kein Wagen an ihr Haus gelangen konnte und man beraten mußte, wie der Sarg auf den schmalen, glatten Stegen und über die breiten Gräben gebracht werden sollte. Kaum erfuhren dies die an jener Kanalisation beschäftigten Aufseher und Arbeiter, so verpflichteten sie sich aus freien Stücken durch Verwendung eines Teils der Nacht eine brauchbare Fahrstraße bis an die Wohnung herzustellen; denn „für die dicke, freundliche Dame thun wir alles". Sie verstand die sociale Frage besser als alle Professoren der Nationalökonomie; sie wußte, daß ihre Lösung eine Herzensaufgabe der Liebe ist.

Schon sind wir damit in den Schatten der Trauer um ihren Heimgang getreten und müssen einige Schritte zurück thun. In dem Nierenleiden, an welchem sie seit jenem ersten Anfall in Darmstadt litt, war wohl zeitweise ein Stillstand eingetreten; geheilt wurde es aber nie mehr. Während des ersten Jahres ihres Badener Aufenthaltes hatte sie weniger darunter zu leiden, und sie konnte, freilich ermöglicht durch ihre Willenskraft, auch größere Spaziergänge unternehmen, welche ihr im allgemeinen gut bekamen. Mit dem Herbste 1889 trat eine Verschlimmerung ein. Sie hatte von neuem unter peinlichen Nierenkrämpfen zu leiden, die Eßlust nahm ab und mannigfache andere Anzeichen wiesen auf einen Fortschritt der Krankheit hin. Ueber die Natur derselben waren die Aerzte nicht im Zweifel und erkannten übereinstimmend die Brightsche Nieren-



krankheit in einem schon ziemlich vorgeschrittenen Stadium. Der Winter verlief schwer und unter vielen Leiden; mit dem Jahreswechsel hatte sich vorübergehend eine Besserung gezeigt. Da sang die schmerzensmüde, nach Erlösung schmachtende Seele folgendes Gedichtchen:

Schneeglöckchen.

Kommst du als erste Tochter des Frühlings,
Liebliches Glöckchen?
Sie sind vorüber, die Winterstürme;
Sanfter weht es über das Saatfeld,
Tropft es hernieder vom Zweige der Weide.
Kraftvoll drängst du dich aus der Erde,
Lächelnd in Unschuld; — o laß mich freuen,
Laß mich an deinem Anblick erquicken
Die wintermüde, traurige Seele;
Denn in den Stürmen des rauhen Lenzes
Stehst du, als liebliche Tochter des Frühlings,
Läutest uns Hoffnung, lächelnd in Unschuld,
Hold auf der Schwelle des jungen Jahres.

Im Frühjahre wechselte sie die Wohnung, indem sie in die geräumige Beletage eines Hauses in unmittelbarer Nähe der Molkenanstalt zog, wo weite Holzgalerien ihr den Aufenthalt in freier Luft auch bei ungünstiger Witterung gestatteten, und wo die größere Anzahl der Zimmer es ihr ermöglichte, ihre geliebte Schwester Alma Douglas mit ihrem Sohne auf längere Zeit bei sich einzuladen. Als aber nun die Erde ihr Brautgewand anlegte, unter dem Kusse des Flühlings Bäume und Strauchwerk erblühten und süßer Duft die lauen Lüfte erfüllte, da mußte sie, die den Schmuck des Lenzes wohl mehr als andere Menschenkinder liebte, wieder im Banne ihrer vier Wände unter Schmerzen die Tage verbringen. Sie hörte von all der Pracht der verjüngten Natur erzählen; aber sie sah sie nicht. Da ließ sie wohl manches Frühlingsbild aus ferner Jugendzeit voll Fliederduft und Hoffnungsgrün an ihrem inneren Auge vorüberziehen, und als ahnte sie, daß ihr kein Lenz mehr erwachen werde, schrieb sie folgende schlichten, aber ergreifenden Verse nieder:

Der Flieder.

Blüht der Flieder?
Blüht er wieder?
Ja! es weht ein süßer Hauch
Träumerisch aus jedem Strauch.
Alle Vögel singen Lieder;
Ich nur blicke trauernd nieder —
Sagt, wo blüht der holde Flieder?

Bald traf der erwartete Besuch ein, dessen sie sich mit der ganzen Wärme ihres treuen Herzens erfreute. Ueberraschend verschieden waren beide Schwestern; aber darin bestand ja einer der schönsten und liebenswürdigsten Züge unserer Freundin, daß sie mit wahrhaft großem Geiste das Recht der Eigenartigkeit allen Menschen zuerkannte. So stark ihre eigene Individualität ausgeprägt war, fiel es ihr niemals ein, andere nach ihrem Sinn umzugestalten; sondern sie erfreute sich gerade dieser Mannigfaltigkeit, indem sie es mit dem scharfen und doch so milden Blick der Liebe wunderbar verstand, den edlen Kern in jeder Menschenseele herauszufinden. In ihr waltete die Liebe, von der es heißt: „sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.“ Unter dem Schirme dieser reichen Liebe entfaltete sich nun um sie her ein bewegtes Leben, an dem sie meist nicht teilnehmen konnte, das sie aber trotzdem beglückte.

So kam der Herbst heran; die Schwester und der Neffe schieden; im Befinden der Frau von Rothenburg war mancher Wechsel, bald zum bessern, bald zum schlimmern eingetreten; im ganzen aber war das Leiden entschieden vorgeschritten, so daß die Freunde mit banger Sorge in die nächste Zukunft blickten. Ein Lesekränzchen, das wöchentlich

zusammenkam, bereitete ihr noch geselligen Genuß, und mit der ganzen Empfänglichkeit ihres Geistes nahm sie das Gehörte auf. Vormittags arbeitete sie noch immer fleißig, und zwar an einer unvollendet gebliebenen Erzählung „Ferenand“. Unter der ungewöhnlichen Kälte des Winters litt sie empfindlich. Sie schreibt am 18. Dezember an ihre Freundin Anna: „Alles friert ein. . . Ich kanns nur schlecht ertragen und sitze den ganzen Tag am Ofen und klappere. Es ging mir sehr schlecht.“ Noch einmal erfreute sie sich am Glanze des Christbaums, welcher in gewohnter Weise in seinem weißen Schmucke friedlich das trauliche Zimmer erleuchtete, in welchem die verschiedenartigsten Geschenke aufgestellt waren; denn gar gemischt war auch die Festgesellschaft. Die Nichte in dem Krankenpflegerhäubchen war gekommen, dann Herr und Frau Eichfeld, ein verkrüppelter Arbeiter, ein junges Kutscherehepaar und arme Kinder. Und nochmals las sie diesen um sie Versammelten das Weihnachtsevangelium vor.

In der Mitte des Januars trat eine entschiedene Wendung zum Schlimmen in ihrem Zustande ein, und vom 25. an konnte man an der nahen Auflösung nicht mehr zweifeln. Schwer, unendlich schwer hatte sie bei der Unbehilflichkeit ihres Körpers in den letzten Tagen zu leiden; aber ihr Geist blieb, soweit er nicht zeitweise umnachtet war, stark im Glauben und in der Hoffnung. Drei Freundinnen teilten sich mit der Nichte in die Pflege. Als eine derselben ihr wieder einen Bibelspruch zum Trost und zur Stärkung vorgesprochen hatte, öffnete sie die Augen und sagte nachdrucksvoll und fest: „Alles, was ich im Leben bekannt habe, das glaube ich noch. Ja! das glaube ich.“

Kürzer und kürzer wurden die Pausen zwischen den Zeiten ihrer geistigen Umnachtung, die Pausen, in welchen die Freundinnen ihr geistig noch etwas bieten konnten. Eines der letzten Worte, welches sie noch erfaßt zu haben scheint, war das Trostwort des Herrn nach dem Propheten Jesaia, welches ihre Freundin Charly ihr zurief; „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ Unter der Hand dieser Freundin hauchte sie ihre kindlich reine Seele in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar d. J. aus, um vom Glauben zum Schauen hindurchzudringen, nach dem sie auf ihrer irdischen Pilgerfahrt allzeit gedürstet hat.

Ihre Leiche wurde auf ihren Wunsch neben der ihres Mannes auf dem Friedhofe in Darmstadt beigesetzt. Das Kreuz, das sie dort aus glänzend schwarzem Syenit dem Vorausgeeilten hat setzen lassen, trägt in silbernen Buchstaben die Worte: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen“ (1. Mos. 32, 30). Diese Worte gelten auch ihr.

* * *

So lebte und liebte, so litt und stritt, so siegte und starb Adelheid v. Rothenburg, geborene v. Zastrow.

Der aber dieses Lebensbild zusammengestellt hat, dem ist es jetzt, da er die Feder niederlegen soll, als müsse er nochmals Abschied von der Freundin nehmen. Und scheidend ruft er aus dem Erdenthale der Vollendeten in die lichten Höhen den herzinnigsten Dank für das nach, was sie unserem Volke als Dichterin geboten; weit mächtiger tönt jedoch in seiner Seele der Dank für das, was sie uns als Gotteskind in Treue und Wahrheit vorgelebt hat.

Ihr Gedächtnis bleibe in Segen!

Ende.





Künstlerehe.

Von

H. Eisenträger.

„Aber Fräulein Klara?"

„Ich heiße Reimers."

„Pardon, Fräulein — Reimers, also Sie wollen wirklich das Eisfest nicht besuchen?"

„Nein."

Die junge Dame wandte sich energisch nach ihrer Staffelei, um die augenblickliche Ruhepause des Modells zum Aufsetzen neuer Farben zu benutzen. Das hübsche Blondköpfchen verbarg sich fast hinter der großen Palette, wenn sie nach den Blechtuben des Malkastens griff.

Herr von Marwitz drehte nervös an den Spitzen seines gesteiften Schnurrbarts: „Und weshalb nicht, wenn man fragen darf? Die ganze Kunstschule beteiligt sich doch. Auch die Professoren kommen hin, selbst Herr Zobelsky, — mit Gemahlin allerdings." Die letzten Worte hatte er langsam und mit Nachdruck hinzugefügt. Er kannte die kleine Schwärmerei seiner Kollegin für den „interessanten" Leiter der Landschaftsklasse.

„Ist mir doch sehr einerlei!" entgegnete sie mit kühlem Achselzucken, nicht ohne ein ganz klein wenig dabei zu erröten.

„Hm — hm," brummte er, indem er sich eine Cigarette anzündete.

„Sie sind heute unausstehlich, Herr von Marwitz!"

„Das bin ich ja leider in Ihren Augen immer, Fräulein Kla— Fräulein Reimers."

Sie antwortete nicht, sondern gab dem Modell, einem alten Invaliden, dessen „Studienkopf" unter den Eleven der Malklasse sehr gesucht war, einen Wink, sich wieder in Positur zu setzen. Dann fing sie an zu arbeiten, für Herrn von Marwitz ein Zeichen, daß jeder Versuch, das Gespräch fortzusetzen, vergeblich sein würde. Ja, ja, wenn Fräulein Klara Reimers vor der Staffelei stand, hörte außer ihrem Modell jeder übrige Mensch auf, für sie zu existieren. So blieb denn auch ihm nichts übrig, als zur Palette zu greifen. Er that es mit einem leichten Seufzer. Die Arbeit wollte heute nicht recht flecken. Ungeduldig blies er den Rauch der Cigarette in die Luft, innerlich die nächste Ruhepause des Modells herbeiwünschend, um noch ein Wort mit seiner spröden Kollegin plaudern zu können. Aber der Alte saß wie angemauert und schien absolut nicht zu ermüden.

Es war still in dem geräumigen Atelier. Die Schüler und Schülerinnen waren sämtlich mit den Vorbereitungen zu dem großen Eisfest, das am Abend auf dem Bassin des Stadtparkes stattfinden sollte, beschäftigt. Nur Fräulein Klara wollte, wie gewöhnlich, nicht auf ihre Arbeit verzichten, und Herr von Marwitz glaubte die Gelegenheit,

das schöne Mädchen einmal allein sprechen zu können, nicht ungenutzt vorübergehen lassen zu dürfen. Offenbar hatte sie diese Absicht durchschaut, da er sonst eben nicht einer der Fleißigsten war, und behandelte ihn absichtlich noch kürzer als gewöhnlich.

Der Eintritt des Professors unterbrach die wenig erbaulichen Gedanken des jungen Malers. Herr Professor Corvey, der erst vor kurzem an die Anstalt berufen war, war offenbar erstaunt, das Schüleratelier fast leer zu finden, bis ihm Herr von Marwitz die Ursache erklärte. Herr Corvey nickte kurz und trat dann an Fräulein Reimers Staffelei. Eine Minute lang prüfte er die Arbeit, die goldene Brille dabei wiederholt auf- und niederschiebend. Dann gab er in der ihm eigenen kurzen Weise sein Urteil ab:

„Sehr gut — recht plastisch — recht flott. Hintergrund etwas aufhellen, Schattentöne etwas durchsichtiger, sonst gut, recht gut." Und er nickte wiederholt befriedigt. Herrn v. Marwitz' Arbeit schien ihn weniger zu befriedigen. Er schüttelte den Kopf:

„Schlecht gezeichnet, auch die Farbe zu stumpf. Erlauben Sie —." Und mit der ihm eigenen, von seinen Schülern gefürchteten Rücksichtslosigkeit kratzte er mit der eisernen Spitze seines Spazierstocks scharfe Konturen in die frische Farbe. Dann verließ er, ohne zu grüßen, das Atelier. Das hatte Marwitz gerade noch gefehlt, um seine Stimmung vollends zu verschlechtern. Er warf Pinsel und Palette auf den Malkasten, so daß Fräulein Reimers erschreckt zusammenfuhr:

„Gott, was Sie laut sind!"

„Verzeihen Sie nur, daß ich existiere," entschuldigte er sich mit ingrimmigem Lächeln. Sie schwieg wieder und malte weiter, bis die früh hereinbrechende Dämmerung des Wintertags sie zur Beendigung der Sitzung zwang. Sie schärfte dem Modell ein, am andern Morgen auch ja recht pünktlich zu erscheinen.

„Möglichst vor Tagesanbruch," höhnte Marwitz.

Sie schleuderte ihm einen vernichtenden Blick zu und beeilte sich dann, ihre Pinsel einzupacken.

„Gestatten Sie, daß ich Sie begleite? Es ist schon dunkel."

„Danke, ich bin gewohnt, allein zu gehen."

Mit einer kaum sichtbaren Verbeugung verließ sie das Atelier.

„Abgeblitzt!" murmelte Marwitz. Dann packte auch er seine Sachen zusammen und begab sich in ein nahegelegenes Restaurant, um zu dinieren.

Herr v. Marwitz war der einzige Sohn eines im Krieg gefallenen Offiziers und hatte, der Tradition gehorchend, zunächst die militärische Laufbahn eingeschlagen. Aber er fand in ihr keine Befriedigung. Frühzeitig hatte sich bei ihm ein nicht unbedeutendes Talent gezeigt, das ihn schließlich dazu drängte, sich künstlerischen Studien zu widmen. Seine Mutter war umsomehr damit einverstanden, als sie, die nur einige Stunden von der Residenz entfernt auf ihrem Gut wohnte, dadurch die Möglichkeit hatte, ihren Sohn viel öfter zu sehen, als es die Verhältnisse des Dienstes gestatteten. So bezog er denn die Kunstschule in X., ohne sich indessen an die Ordnung des Lehrplans allzu streng zu binden. Er trieb die Malerei, ohne daß man ihm übrigens ernstes Streben absprechen konnte, doch — wenigstens behaupteten das seine Lehrer — ein klein wenig als Sport. Wäre er ein armer Teufel gewesen, wie die Mehrzahl der Kunstschüler, so wäre er zweifellos schneller vorwärts gekommen. So aber war er mit Glücksgütern reich gesegnet und hatte nicht nötig, auf den Verkauf seiner Bilder zu rechnen. Ganz anders lag die Sache bei Fräulein Klara Reimers. Auch sie hatte ihren Vater, der Regierungsrat in einer Provinz des Ostens gewesen, früh verloren, und die schmale Pension reichte eben nur so aus, um der Familie, die außer Klara aus der Mutter und drei Schwestern bestand, ihren Unterhalt zu sichern. Da mußte das Talent der Jüngsten, dessen Ausbildung eigentlich mehr gekostet, als die Verhältnisse erlaubten, natürlich so bald als möglich nutzbringend verwertet werden. Und Klara Reimers besaß neben ihrem ungewöhnlichen Talent eine „verblüffende Energie", wie die Kunstschüler sagten. Sie absolvierte die Vorbereitungsklassen im Flug und stellte schon die ersten Porträts aus, als diejenigen,

welche mit ihr zugleich eingetreten waren, noch nach Gypsköpfen zeichneten. Bei ihr wurde die unter Künstlern herrschende Anschauung, wonach Damen nur bis zu einem gewissen Grad technischen Könnens gelangen und dann plötzlich „abschnappen", zu schanden. Ihre unbedingte Treffsicherheit und das geschmackvolle Arrangement ihrer Porträts hatten ihr bald Aufträge in Menge verschafft, und die Kritiker der kleinen Residenz säumten nicht, das „ebenso bedeutende als eigenartige Talent unserer heimischen Künstlerin" mit vollen Lobestönen anzuerkennen. Trotzdem versäumte sie nicht, wenn es ihre Zeit irgend erlaubte, im Schüleratelier Studienköpfe zu malen, um unter der strengen Korrektur Professor Corveys sich immer mehr zu vervollkommnen. Adolf von Marwitz imponierte dieses resolute Schaffen und dieses sich immer gleich bleibende rastlose und zielbewußte Streben, so sehr er sich auch in Fräulein Reimers Gegenwart über den Fleiß der jungen Dame allerhand Bemerkungen erlaubte.

Sie gefiel ihm überhaupt, und in stillen Stunden überlegte er wohl, ob er sie lieben könne. Trotz des Künstlertums hatte sie so gar nichts, was an den Blaustrumpf erinnerte, sie war ganz anders, als die übrigen „Malmädchen", wie die Herren Kunstschüler ihre Kolleginnen zu titulieren pflegten, wenn sie unter sich waren. Ihre kühle Sprödigkeit reizte ihn nur noch mehr, sein Glück immer von neuem bei ihr zu versuchen. Was Teufel auch, er hatte als Lieutenant so manchen Erfolg errungen, sollte er vor diesem kleinen Trotzkopf die Segel streichen?

Nachdenklich sah er den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre nach, die er nach beendigtem Diner angezündet. Ob sie wirklich nicht auf das Eisfest kommen würde? Er glaubte nicht so recht daran und nahm sich vor, sorgfältige Umschau zu halten.

* * *

Auf dem großen Bassin des Stadtparks herrschte reges Leben. Unter den Klängen zweier Musikkapellen wogte eine vieltausendköpfige Menge von Schlittschuhläufern und Läuferinnen durcheinander, übergossen vom roten Licht qualmender Fackeln, welche in kurzer Aufeinanderfolge die riesige Eisbahn begrenzten. Das war ein buntes Durcheinander, ein Hasten und Eilen, ein Drängen und Schieben, so daß Marwitz fast der Mut entsank, aus diesem Getümmel diejenige herauszufinden, welche er suchte. Doch er hatte Glück. Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als plötzlich in seiner unmittelbaren Nähe die lange Gestalt Professor Zobelskys auftauchte, der Hand in Hand mit Klara Reimers in anmutigen Windungen über die Eisbahn flog.

„Aha," murmelte er, „also doch!" Und wie ein Pfeil flog er hinter den beiden her, sich bald ganz nahe an sie herandrängend, bald in größerer Entfernung ihnen folgend. Diese Verfolgung dauerte wohl eine Stunde. Dann sah Marwitz, wie der Professor sich von Klara verabschiedete, augenscheinlich um seine Frau aufzusuchen. Einen Augenblick überlegte er, ob er sie bitten solle, auch ihm die Ehre eines Rundlaufs zu schenken, auf die Gefahr hin, einen Korb zu erhalten. Auf einen mehr oder weniger kommt es schließlich nicht an, dachte er, und näherte sich ihr mit einer tiefen Verbeugung.

„‚Schönstes Fräulein, dürft' ichs wagen, Arm und Geleit' — und so weiter?"

„Ah, Herr von Marwitz, da sind Sie ja auch!"

„Wo wäre ich nicht, wo auch nur die schwächste Hoffnung, Sie zu sehen, vorhanden wäre? In der That, meine Aussichten waren sehr schwach, da Sie ja ihr Nichterscheinen als so sicher hinstellten."

„Ja, ich wollte auch nicht kommen, aber meine Schwester wollte gern her und doch nicht allein gehen."

„Dreimal gesegnet diese Schwester!" recitierte er pathetisch. „Aber Sie schenken mir doch die Ehre?"

„Bedaure, um acht Uhr wollen wir uns hier treffen, um nach Hause zu gehen."

Er sah nach der Uhr.

„Dann ist das Schicksal mir wohl gesinnt, denn wie Sie sehen, ist es zwanzig Minuten vor acht. Diese zwanzig Minuten — unglaublich kurze Zeit nebenbei — gehören mir."

„Es scheint allerdings, daß es so sein soll," entgegnete sie lachend. „Dann also los." Und sie flogen, eng aneinandergeschmiegt, durch die immer stärker anschwellende Menge dahin.

„Glücklich, wer immer so mit Ihnen dahinschweben könnte," sagte er, einen elegischen Seufzer imitierend.

„Das würde eine anstrengende Partie werden," meinte sie lächelnd. „Aber sehen Sie nur, dort kommt der Kostümfackelzug unserer Kollegen." Und sie wies mit der Hand auf die entgegengesetzte Seite des Bassins, von wo abenteuerliche Gestalten inmitten roter Fackelglut auftauchten, deren Schein den dunklen Winterhimmel heller färbte, und purpurne Lichter auf den blinkenden Schnee warf.

„Ein malerischer Anblick, wenn man nur mehr davon sehen könnte!" Das Gedränge war nämlich so dicht, daß Klara, die ihrem Begleiter kaum bis an die Schultern reichte, den Anblick nur sehr unvollständig genoß.

„Schlage Ihnen vor, drüben zum Ufer zu laufen. Dort ist alles leer, denn in den Schnee wagt sich niemand."

Der Vorschlag Marwitz' fand ihren Beifall, und so verließen sie denn die Bahn, um, über den festgefrorenen Schnee schreitend — in Schlittschuhen bekanntlich eine mühsame Arbeit — das Ufer zu erreichen.

Schon waren sie ganz in der Nähe desselben, als Klara auf einmal einen gellenden Schrei ausstieß und vor seinen Augen einbrach. Blitzschnell beugte er sich nieder, umfaßte sie mit starken Armen und trug sie zum nahen Ufer. Glücklicherweise war sie nur einige Fuß tief eingesunken, aber sie schauerte doch zusammen, als er ihr die Schlittschuhe ausschnallte und sie dann, ihr den Arm bietend, nach dem Ausgang der Bahn führte, wo ihre Schwester bereits wartete, die natürlich nicht wenig erschrocken war, Klara in solchem Zustande ankommen zu sehen. Die Vorstellung war unter diesen Umständen sehr kurz. Marwitz schlug mit Rücksicht auf Klara vor, den Weg zur Stadt so schnell als möglich zu Fuß zurückzulegen.

„In einer Droschke, die ich Ihnen in fünf Minuten besorgen würde, sind Sie viel eher der Gefahr der Erkältung ausgesetzt, während Sie sich so warm laufen," meinte Marwitz.

Die beiden Damen stimmten bei. Er nahm wie selbstverständlich wieder den Arm seiner Kollegin, den sie ihm ohne Widerspruch überließ.

„Wie kam es nur, daß du einbrechen konntest," fragte die Schwester, „das Eis ist doch so fest?"

„Es muß ein Fischloch gewesen sein, das erst vor kurzem wieder leicht zugefroren war," erklärte Marwitz. „Ich bin untröstlich, mittelbar an dem Unglück schuld zu sein."

„Das sind Sie ja nicht," beruhigte Klara. „Es war mein Wunsch, an das Ufer zu kommen, um den Zug zu sehen." Sie schauerte wieder zusammen und stützte sich fester auf den Arm ihres Begleiters.

Nach einer halbstündigen Wanderung hatte man die Wohnung der beiden Damen erreicht, vor der Marwitz sich empfahl, nicht ohne um die Erlaubnis zu bitten, sich am andern Tage nach dem Befinden Fräulein Klaras erkundigen zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt.

„Fabelhaft zahm, die Kleine," dachte er, in Gedanken versunken nach Hause schlendernd, „was so'n bischen kaltes Wasser doch thut."

In seiner luxuriös eingerichteten, dabei aber doch des gemütlichen Eindrucks entbehrenden Junggesellenwohnung gab er sich daran, den Thee zu bereiten. Dann, nach schnell eingenommenem Abendbrot, zündete er sich eine Havanna an und blies gedankenvoll den Rauch in die Luft.

Er gratulierte sich zu dem Unfall seiner kleinen Kollegin. Verschaffte er ihm doch, wonach er lange vergeblich gestrebt, die Möglichkeit, Zutritt in ihre Familie zu erlangen.

Offen gestanden, er war das Junggesellenleben herzlich satt. Immer auf die Kneipe angewiesen zu sein in den zahlreichen Mußestunden, oder auf der „Bude" zu sitzen, erschien auf einmal ungemein langweilig. Und dann, weshalb hätte er nicht heiraten sollen? Sein Vermögen war groß genug, um ihn auch als Ehemann ein mehr als standesgemäßes Leben führen zu lassen. Und wenn er sich schon einmal dazu entschloß, weshalb sollte es nicht Fräulein Klara Reimers sein? Freilich, die Mama würde ein wenig enttäuscht sein, wenn er so außerhalb des Standes sich seine Lebensgefährtin suchte. Aber sie war so in ihren Sohn vernarrt, daß ein ernstlicher Widerspruch von ihrer Seite nicht zu fürchten war. Die Damen der ihm nahestehenden Gesellschaftskreise waren so philiströs, so unglaublich langweilig, während Klaras Wesen ihm imponierte und immer wieder von neuem anzog. Ihre Sprödigkeit machte ihm wenig Sorge. Er war schon der Mann dazu, seinen Willen durchzusetzen, und das Herz der Kleinen zu erobern. Er nahm sich vor, morgen damit den Anfang zu machen. —

Man empfing ihn im Reimersschen Hause mit herzlicher Liebenswürdigkeit, ohne deshalb die durch die Umstände gebotene Zurückhaltung vermissen zu lassen. Fräulein Klara, die sich durch den kleinen Unglücksfall eine starke Erkältung zugezogen hatte, war noch nicht sichtbar, aber die Frau Rätin und die Schwestern beeilten sich, dem jungen Manne ihren Dank für die geleistete Hülfe auszusprechen. Am Schluß seines Besuches wurde er aufgefordert, denselben zu wiederholen. Zwei volle Wochen dauerte es, bis Klara wieder so weit hergestellt war, um sich der heiß entbehrten Arbeit widmen zu können, und in dieser Zeit kam Marwitz so oft, als es nur irgend anging. Er glaubte zu bemerken, daß Klara bei diesen Besuchen freundlicher gegen ihn war, als bisher. Ein gewisser milder Zug, den er zunächst als eine Folge ihrer noch immer anhaltenden körperlichen Schwäche ansah, dämpfte jene etwas schnippische Schlagfertigkeit, die er an sich selber zu empfinden genügend Gelegenheit gehabt. Er beschloß, diese günstige Situation zu benutzen, und als er eines Morgens ein paar Minuten mit ihr allein im Salon blieb, machte er ihr in aller Form einen Heiratsantrag.

Sie saß mit übereinandergelegten Händen in einem Schaukelstuhl, während er am Kamin lehnte und anscheinend sehr aufmerksam die Eisblumen des gegenüberliegenden Fensters studierte. Sie sah ihn, als er geendet, mit einem Lächeln an, über dessen Bedeutung er sich zunächst nicht klar werden konnte. „Nun, Sie sagen gar nichts?" brach er das sekundenlange Schweigen. „Ich bin zu überrascht, um so schnell eine Antwort zu finden", entgegnete sie.

„Wirklich, überrascht?" fragte er gedehnt.

„Ja, wirklich überrascht. Der Gedanke, daß man mir als einem „Malmädchen" einen Heiratsantrag macht, ist wirklich zu komisch. Und gerade Sie. Nein, es ist zu drollig." Und sie lachte so herzlich, daß ihre blassen Wangen sich mit einer flammenden Röte überzogen. Marwitz biß sich auf die Lippen: „Sie scheinen die Angelegenheit von der heiteren Seite zu nehmen. Ich denke, ich hole mir Ihre Antwort erst in einigen Tagen. Die Stunde scheint mir nicht günstig zu sein." Er wandte sich mit einer Verbeugung zum gehen. Es lag etwas Gereiztheit in dem Ton seiner Worte.

„Seien Sie mir nicht böse, Herr v. Marwitz," sagte sie mit herzlicher Freundlichkeit. Ich wollte Sie nicht verletzen."

Sie reichte ihm ihre Hand, die er schnell an seine Lippen drückte. Dann verließ er den Salon, Klara Reimers in tiefen Gedanken zurücklassend.

Bei Reimers fand an diesem Tage großer Familienrat statt. Die Frau Rätin sprach lange und eingehend zu ihrer jüngsten Tochter. „Liebes Kind," schloß sie ihre Auseinandersetzung, „du mußt es am besten wissen. Fern sei es von mir, dich zu drängen, aber ich leugne nicht, daß mir der Gedanke, dich so versorgt zu wissen, ein beruhigender sein würde."

Klara lächelte. „Was die Versorgung anbetrifft, Mamachen, so denke ich, daß mein Pinsel dafür ausreicht. Aber er ist ein netter Mensch und — ein Künstler. Er wird Verständnis für mich haben."

Als Marwitz nach zwei Tagen wieder kam, empfing er das Jawort. — Auf der Kunstschule erregte die Verlobung einen kleinen Aufruhr. Die jungen Kunsteleven ließen es nicht an boshaften Bemerkungen fehlen. „Sie wird ihn schon unterkriegen," meinte der kleine Landschafter Bolheim, während er mächtige Dampfwolken aus seiner Thonpfeife blies. Nur die Damen, welche Klara mit Glückwünschen überschütteten, verfehlten nicht, darauf hinzuweisen, daß es mit der Kunst nun wohl bald ein Ende haben würde, eine Ansicht, der Fräulein Reimers mit aller Entschiedenheit entgegentrat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr war seit der Verheiratung des jungen Paares verflossen. Marwitz hatte sich in der elegantesten Gegend der kleinen Residenz eine Villa gekauft und in derselben zwei prächtige Ateliers eingerichtet; das eine für sich, das andere für seine Frau.

Frau von Marwitz machte die Erwartungen ihrer früheren Kolleginnen zu schanden. Sie arbeitete eben so viel als früher, ja, eher noch mehr, da man in den höchsten Kreisen der Gesellschaft es stets zum guten Ton gehörig betrachtete, von ihr sich porträtieren zu lassen, und sie die einlaufenden Bestellungen vielfach aus Mangel an Zeit zurückweisen mußte.

Marwitz fühlte sich dabei ziemlich unbehaglich. Er hatte sich sein eheliches Leben etwas anders gedacht. Wohl hatte er als selbstverständlich angenommen, daß Klara Pinsel und Palette nie ganz verabschieden würde. Dazu war sie zu sehr Künstlerin. Aber dieser „geschäftsmäßige Betrieb", wie er es nannte, war ihm doch sehr zuwider. Sie mußten ihren gesellschaftlichen Verkehr aufs geringste Maß beschränken, weil Klara „keine Zeit" hatte. Dieses „ich habe keine Zeit" bekam er oft zu hören. Wenn er, der seit seiner Verheiratung viel weniger Neigung zur Arbeit empfand als früher, an einem schönen Frühlingsmorgen ihr den Vorschlag machte, über Land zu fahren und den Tag im Freien zu verbringen, dann tönte ihm das Wort entgegen: „Ich habe keine Zeit, Frau General X. kommt zur Sitzung," oder: „der Regierungsrat Y. besteht darauf, daß sein Bild noch in dieser Woche fertig wird." Marwitz wünschte dann sowohl die Frau Generalin X., wie den Herrn Regierungsrat Y. zu allen Teufeln, und zog sich verstimmt zurück, bis die Stunde des Diners, welches nie vor sechs Uhr eingenommen wurde, die beiden Ehegatten wieder vereinigte. Beklagte er sich dann, daß er gar so wenig von ihr habe, entgegnete sie lachend: „Aber, Bester, du hast doch ein „Malmädchen" geheiratet!"

„Dieses Malmädchen ist aber Frau von Marwitz geworden, liebes Kind, und hat als solche doch auch außer Kunst noch für dies und jenes Interesse zu haben, so zum Beispiel für ihren Mann."

„Ich glaube, Schatz, du hast das Zeug zu einem Philister in dir," schloß sie dann meist eine derartige Unterredung, immer die Sache von der komischen Seite nehmend.

„Möglich", dachte er, „nur kommts darauf an, was man darunter versteht." Aber er verkniff sich die Antwort.

Um sich zu zerstreuen, suchte er dann wohl seine früheren Kollegen auf, nahm sie mit in eine etwas versteckt gelegene Weinkneipe und machte sich das Vergnügen, den splendiden Gastgeber zu spielen, was diese armen Schlucker, die vorerst zumeist von ihren Hoffnungen auf eine große Zukunft lebten, sich nur allzu gern gefallen ließen. „Seht ihr, daß ich recht gehabt," sagte bei solchen Gelegenheiten der kleine Landschafter Bolheim seinem Nebenmann Ortwein ins Ohr, der sich mit Vorliebe als Historienmaler bezeichnete, weil er einmal bei einem Konkurrenzentwurf für ein historisches Deckengemälde beteiligt, aber durchgefallen war, „er steht unter dem Pantoffel, deshalb kommt er zu uns. Wenn ers zu Hause gemütlich hätte, ließ er sich sicher nicht blicken."

„Ja, ja," bestätigte kopfnickend der Historienmaler, „die kleine Reimers hatte es



immer hinter den Ohren. Ja, ja, die Weiber. Das ist nichts für unser einen." Nach diesem weisen, auf die Erfahrungen eines neunzehnjährigen Lebens gestützten Ausspruch, leerte er schnell sein Glas, um es eben so schnell wieder zu füllen.

Es kam noch ein Moment hinzu, das Marwitz die Freude an seiner jungen Ehe vergällte. Die vielen Besucher nämlich, die das Atelier seiner Frau zu besuchen kamen, um ein fertiges Bild, ehe es in die Hände des Besitzers überging, oder in die Ausstellung wanderte, zu besichtigen, versäumten natürlich nicht, auch bei ihm vorzusprechen, und sich in all den bewundernden Ausdrücken zu ergehen, welche Laien beim Anblick von Kunstwerken, für die ihnen ein tieferes Verständnis abgeht, eben zu Gebote stehen. Marwitz aber merkte dabei stets heraus, daß man das bei ihm mehr aus Höflichkeit that, während die Arbeiten seiner Frau wirklich aufrichtige bedingungslose Anerkennung fanden. Kein Wunder, daß ihn das, so sehr er seiner Frau den Erfolg gönnte, tief verstimmen mußte. Kein gesund empfindender Mann erträgt es leicht, sich von seiner Frau auf seinem eigensten Gebiete, dem seines Berufes, übertroffen zu sehen. Und daß es so war, konnte er, der immer sich selber ein strenger Kritiker war, am ehesten beurteilen, und wenn er noch daran gezweifelt hätte, so sorgte ein Ereignis dafür, ihm jeden Zweifel zu benehmen.

Der Präsident des Oberlandesgerichts der Residenz war auf einen Posten innerhalb des Ministeriums nach Berlin berufen worden, und das Richterkollegium hatte beschlossen, sein Bild für den Sitzungssaal zum bleibenden Andenken anfertigen zu lassen. Die Ausführung desselben wurde Frau von Marwitz übertragen. Der Präsident, welcher sich in liebenswürdiger Weise zu einer unbeschränkten Zahl von Sitzungen erboten hatte, wollte die Gelegenheit benutzen, um zugleich sein Porträt für sich zu erwerben und fragte Marwitz, ob er dasselbe anfertigen wolle. Es gehe dann in einem hin, meinte er. Marwitz sagte zu, und arbeitete so, zum erstenmal seit seiner Verheiratung, mit seiner Frau zusammen nach demselben „Modell". Es war ganz wie ehemals, als sie auf der Kunstschule Studienköpfe malten, und lebhaft kam ihm jene Zeit in Erinnerung. — — —

Nun waren die beiden Bilder vollendet und gelangten im Klublokal der Kunstgenossenschaft zur Ausstellung. Die Creme der Gesellschaft drängte sich in den Räumen, um abwechselnd von einem zum anderen zu gehen, Vergleiche anzustellen und Kritik zu üben. Tagelang gab man sich hier gewissermaßen ein Rendezvous. Selbstverständlich sprach man nicht nur über die Bilder, sondern auch über das Künstlerpaar, das sie angefertigt. — Im Marwitzschen Hause saß man beim ersten Frühstück, als das Mädchen mit der Post auch die „Morgenzeitung", das Hauptorgan der Residenz, brachte. Marwitz blätterte eilig darin, wie jemand, der eine bestimmte Stelle sucht. Jetzt schien er sie gefunden zu haben, denn er rückte seinen Kneiser zurecht und vertiefte sich eifrig in die Lektüre eines Artikels. Manchmal biß er sich dabei auf die Lippen und drehte nervös an seinem Schnurrbart.

„Was hast du denn?" fragte Klara.

„Da, lies!" Er reichte ihr das Blatt über den Tisch herüber. Es enthielt das Referat über die beiden Porträts. Der Kunstkritiker, ein bekannter Professor der Kunstgeschichte, der auch zugleich Direktor der fürstlichen Bildergalerie war, spendete dem Porträt der Frau von Marwitz die ungeteilteste Anerkennung. Es sei wohl das beste, was sie bisher geschaffen, und gebe nicht nur Wesen und Charakter des Vorgestellten erschöpfend wieder, sondern bezeuge auch nach der technischen Seite eine Vervollkommnung, die von der höchsten Stufe der Meisterschaft nicht mehr allzuweit entfernt sei. Dagegen trete das von dem Gatten der Künstlerin geschaffene Werk — übrigens auch eine recht tüchtige Leistung — naturgemäß etwas zurück. Doch könne nicht geleugnet werden, daß es unverkennbar das Bestreben des Künstlers verrate, sich der Malweise seiner Gattin zu nähern. Der günstige Einfluß derselben werde sich wohl auch in Zukunft nicht verleugnen, und so sei zu erwarten, daß auch das schöne Talent des Gatten „unserer hochbegabten Mitbürgerin" sich immer mehr ausgestalten und ausreifen werde."

„Na, was sagst du dazu?“ fragte er, seine Frau mit gespannter Aufmerksamkeit ansehend.

„Hm,“ meinte sie, „es ist ganz nett.“

„Ganz nett, ja,“ entgegnete er mit einem Anflug von Bitterkeit. „Recht wohlwollend für mich. Man erlaubt mir gütigst, der Nachahmer meiner Frau zu sein. Wäre ich nicht dein Mann, käme ich vielleicht noch schlechter weg. So nimmt man etwas Rücksicht auf dich und behandelt mich nachsichtig. Ich könnte ordentlich eitel werden!“

Er hatte fast mit Erregung gesprochen. Seine Stirn war gerötet und um die Lippen spielte ein nervöses Zucken. Sie sah verwundert zu ihm herüber. Blitzartig flammte in diesem Augenblick die Erkenntnis dessen in ihr auf, was in der Seele ihres Mannes vorging. War es denn möglich? Er eifersüchtig auf die Anerkennung, welche sie fand? Sie konnte es zuerst kaum fassen. Und doch, mußte es ihn nicht kränken, als Künstler hinter ihr zu rangieren? Würde sein Manneshèrz das ertragen? Würde in demselbem Maße, in welchem ihre Erfolge zunähmen, nicht seine Liebe zu ihr abnehmen? Denn er liebte sie, das hatte sie wirklich empfunden in dem ersten Jahre ihrer Ehe. Liebte sie ihn denn auch? Gewiß, soweit sie es überhaupt vermochte zu lieben, liebte sie ihn. Aber zunächst nahm doch ihre Gedankenwelt ihre Kunst fast vollständig in Anspruch und die Liebe hatte sich ihrer nicht mit jener „verzehrenden Ausschließlichkeit“ bemächtigt, von der die Romanschreiber so viel zu erzählen wissen. Solche und ähnliche Gedanken tauchten in ihr auf, als sie die Erregung ihres Mannes bemerkte.

„Adolf!“ Sie legte ihre Hand wie begütigend auf die seine.

„Ich will etwas spazieren gehen“, sagte er, „du entschuldigst mich wohl“. Er ging hinaus und ließ sie in unbehaglicher Stimmung zurück. Er hatte recht, sich verletzt zu fühlen. Innerlich gab sie es zu, je mehr sie über die Lage nachdachte. Hatte sie alle Pflichten erfüllt, die sie als Frau zu erfüllen hatte? Gewiß nicht. Erst kam bei ihr die Kunst und dann erst ihr Mann. Aber das hatte er doch wohl vorher gewußt und nicht anders erwartet. Ja, — hatte er wirklich? Je mehr sie über diesen Punkt nachdachte, desto zweifelhafter schien es ihr, daß Adolf die berufsmäßige Ausübung ihrer Kunst als ganz selbstverständlich auffaßte. Kein Zweifel, sie hatte ihn vernachlässigt. Und er war doch so gut. Immer freundlich und nur sehr selten einmal empfindlich oder verstimmt. Sie begann ihn zu bemitleiden. Und dann fiel ihr sein Blick wieder ein, mit dem er ihr die Zeitung gereicht. Der Künstlerneid war bei ihm erwacht und vor ihm, das sah sie klar voraus, mußte die Liebe flüchten. Ein schrecklicher Zwiespalt in der Brust eines Mannes.

Sie wollte ihm zu Hülfe kommen, ein Opfer bringen, der Kunst entsagen. Ja, das wollte sie. Furchtbar schwer würde es ihr werden, aber es mußte sein, sollte ihre Ehe nicht eine tief unglückliche werden. Es war ein harter Kampf, den sie kämpfte, aber sie wollte als Sieger aus ihm hervorgehen.

Als Adolf am Spätnachmittag nach Hause zurückkam, machte sie ihm — zum erstenmal — den Vorschlag, am anderen Tage einen gemeinschaftlichen Ausflug zu unternehmen. Er willigte überrascht und erfreut ein. Sie verlebten einen schönen Tag. Klara war heiter und ausgelassen, wie es Adolf noch nie bei ihr gesehen, während sie in Gedanken unausgesetzt mit ihrem Entschluß rang. Mehreremale schon hatte sie angesetzt, ihm es mitzuteilen, immer aber war sie im letzten Moment anderen Sinnes geworden, gleichsam als fürchtete sie zu bereuen, wenn sie sich durch ein Aussprechen bände. Dieses Schwanken, dieser Wechsel von Entschlossenheit und Verzagtheit dauerte mehrere Tage. Während dieser Zeit rührte sie keinen Pinsel an, ja sie betrat nicht einmal das Atelier. Die Fragen ihres Mannes beantwortete sie ausweichend. Sie suchte ihre wenigen Freundinnen auf, welche ob dieser Ehre erstaunt waren, saß stundenlang im Zimmer bei ihrer Mutter, während sie sonst kaum am Abend zu einem flüchtigen Besuch erschien, versuchte zu lesen, alles, um sich zerstreuen, um die nagende innere

Unruhe zu bannen und die quälenden Gedanken zum Schweigen zu bringen. Und dann, eines Morgens, nach einer schlaflosen Nacht, stürzte sie in fieberhafter Erregung in ihr Atelier, griff zu Palette und Pinsel und fing an zu arbeiten. Rastlos, ohne Pause, ohne Ermüdung zu fühlen, stand sie bis zum Abend vor der Staffelei. Sie malte ohne Modell, irgend eine ihr bekannte Person aus dem Gedächtnis, nur um zu arbeiten, um diese prickelnde, nervöse Unruhe zu verscheuchen, die sie mit magnetischer Gewalt an die Arbeit zog. Dann erst, als die Sonne schon drüben hinter den Bergen, auf die sie von ihrem Fenster aus sehen konnte, sich zum Untergange neigte, hörte sie auf. Sie war nicht befriedigt von dem, was sie geschaffen, aber die Ruhe war ihr über dem angespannten Arbeiten wiedergekehrt und eine wohlthuende, fast an Schläfrigkeit grenzende Ermattung überfiel sie. Sie setzte sich in den hohen Lehnsessel und schloß die Augen. Mit einem gewissen Behagen sog sie den jedem Maleratelier eigentümlichen Duft von Firnis und frischer Oelfarbe ein, ähnlich dem Gefühl, mit welchem der Gefangene zum erstenmal wieder nach langer Kerkerhaft die Luft der Freiheit atmet.

Als kurz darauf ihr Mann eintrat, um sie zum Essen zu holen, fand er sie eingeschlafen. Kopfschüttelnd betrachtete er das unfertige, auf der Staffelei stehende Bild, und verwundert prallte er einen Schritt zurück, als er die Züge des Professors Zobelsky erkannte, des Lehrers der Landschaftsklasse, mit dem er einst Klara so oft geneckt. Er sah sofort, daß das Porträt aus dem Gedächtnis gemalt war, und eine jähe Eifersucht erfaßte ihn.

„Auch das noch?" murmelte er dumpf vor sich hin, und ohne sie zu erwecken, verließ er geräuschlos das Atelier.

* * *

Wieder war ein Jahr vergangen, ein Jahr voller Erfolge für Frau von Marwitz und voller Bitternisse für ihren Gatten. Das gegenseitige Verhältnis war ein ziemlich kühles geworden. Sie fühlte, daß ihre Arbeit aufgeben sich selbst aufgeben hieße, und grollte innerlich, daß ihr Mann jemals einen solchen Gedanken gehegt hatte. Er hatte doch eine Künstlerin geheiratet und mußte nun auch die Konsequenzen als selbstverständlich hinnehmen. So ganz befriedigt war sie zwar von diesem Raisonnement nicht, denn im Grunde ihres Herzens fühlte sie doch, daß die Rechnung nicht ganz stimmte, aber sie hatte sich die Dinge nun einmal so zurecht gelegt und wollte sich in dieser Auffassung nicht beirren lassen.

Ihr Mann empfand das Unbehagliche der Situation immer unangenehmer. Er war im Grunde eine zur Behaglichkeit neigende Natur, und gerade diese Eigenschaft vermißte er in seinem Hause am meisten. Es fehlte überall jeder Hauch von Gemütlichkeit, den nur eine Frauenhand hervorbringen, den die Dienstboten nicht schaffen können. Dazu kam das demütigende Bewußtsein, als Künstler hinter seiner Frau zu rangieren. Längst hatte er, um unliebsame Vergleiche zu vermeiden, die Porträtmalerei aufgegeben und sich auf die Landschaft geworfen, womit er ganz achtungswerte Erfolge erzielt hatte, die ihm übrigens wenig Befriedigung bereiteten.

Da trat ein Ereignis ein, das geeignet schien, eine gründliche Wendung in der Lage der Dinge herbeizuführen: Frau Klara wurde Mutter eines Söhnchens. Voll inniger Freude beugte sich der glückliche Vater auf das kleine, in Spitzen gehüllte Wesen nieder, und drückte einen Kuß auf die Stirn der Mutter. Das Eis, welches die Herzen dieser beiden Menschen erkältete, schien gebrochen. Auch Frau Klara schien glücklich. Vergessen war in diesen Tagen, wo das Gefühl körperlicher Schwäche sich geltend machte, das Atelier mit seinen halbfertigen Bildern. Auf der unberührten Palette trockneten die Farben ein und eine dünne Staubschicht lagerte auf den Flaschen und Fläschchen, auf den Staffeleien und Mappen, welche den Raum verengten und ihm das Gepräge der Künstlerwerkstatt gaben. Der helle Schrei des kleinen Erdenbürgers drang herüber in das Atelier des Vaters, der vergnügt lächelnd seine Arbeit unterbrach, um diesen so ungewohnten Tönen zu lauschen.

Nun würde alles anders werden, ein neues Leben würde anheben; braucht doch so ein kleines Menschenkind mancherlei Wartung, Pflege und Aufmerksamkeit. Er lächelte zufrieden.

Es waren kaum fünf Wochen verstrichen, als Frau Klara wieder vor ihrer Staffelei stand, und, um das Versäumte einzuholen, mit altgewohntem Fleiß arbeitete. Zum Entsetzen ihres Mannes, welcher auf diese Wendung der Dinge nicht gefaßt war. Gleich ein paar Tage nach der Geburt war eine Amme ins Haus gezogen, welche eines der schönsten Zimmer der ersten Etage belegt hatte, und kurze Zeit darauf wurde das Personal noch um ein drittes Mädchen vermehrt, über dessen specielle Obliegenheiten Adolf nie recht ins Klare kam. Das war die ganze Veränderung, welche vorging. Man konnte nicht behaupten, daß das Marwitzsche Hauswesen dadurch an Gemütlichkeit gewonnen hätte.

Der Hausherr schwieg. Was hätte er auch sagen sollen. Nur suchte er noch häufiger als früher seine ehemaligen Studiengenossen auf, verbrachte im Sommer ganze Tage mit ihnen in den Bergen, und nahm überhaupt manche Gepflogenheiten seiner Junggesellenjahre wieder auf. Wenn er dann einmal längere Zeit von Haus fort war, erfaßte ihn manchmal, zuweilen mitten in der lustigsten Gesellschaft, die Sehnsucht nach seinem kleinen Sohn. Dann stürzte er plötzlich nach Hause, ließ sich das Kind in sein Zimmer bringen, herzte und küßte es, schaukelte es auf den Knieen und unternahm mit ihm all die harmlosen Scherze, mittelst deren Personen, welche nicht gewohnt sind, mit Kindern umzugehen, solch kleine, ungeduldige Wesen bei guter Laune zu erhalten suchen. Frau Klara merkte davon nichts. Ihr Tag gehörte der Arbeit, nur am Abend trat sie an das Bettchen des meist schlafenden Kleinen und erkundigte sich nach seinem Befinden, strich ihm wohl auch liebkosend über das vom Schlaf gerötete Gesichtchen. — — —

So war wieder ein Jahr hingegangen, ohne daß das Kind in dem Verhältnis der beiden Gatten eine Aenderung herbeigeführt hätte. Die Amme hatte das Haus wieder verlassen, und an ihre Stelle war ein neues, „gut empfohlenes" Kindermädchen getreten. Marwitz achtete kaum auf den Wechsel. Er konnte die neuen Gesichter nicht leiden.

Als er eines Tages, von einem Gang heimkehrend, sein Zimmer aufsuchen wollte, trat ihm das Mädchen mit todblassem Gesicht entgegen:

„Gnäd'ger Herr, gnäd'ger Herr!" rief sie, fortgesetzt die Hände ringend.

„Was giebts, was ist?"

„Gnäd'ger Herr. Ich bin unschuldig, wirklich unschuldig, das Kind — ich konnte, ich wollte —"

Er hörte sie schon nicht mehr, sondern stürzte, die Thür heftig aufreißend, in das Kinderzimmer. Auf dem Bettchen lag der Kleine, leise wimmernd, das Gesichtchen mit Tüchern umwunden. Eben war der Arzt mit dem Verband fertig geworden.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?"

„Leise, leise," mahnte der Arzt. „Kommen Sie, Sie sind hier doch überflüssig." Und er zog ihn auf den Korridor. Marwitz ließ den ihm befreundeten Hausarzt in sein Zimmer treten, und hier berichtete dieser dem erschreckten Hausherrn, was sich zugetragen. Vor einer Stunde war das Mädchen zu ihm gestürzt mit der Bitte, sofort zu kommen. Der Kleine sei vom Rand des Bettchens, wo er gesessen, auf den Fußboden gestürzt, als das Mädchen einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte. Die Schuld treffe lediglich das letztere, welches das Kind in dieser Stellung keinen Augenblick hätte allein lassen dürfen.

„Und ist Gefahr?" fragte angstvoll Marwitz.

Der Arzt zuckte die Achseln: „Bei einem so kleinen Wesen kann man nichts Sicheres voraussagen, ich denke aber, er wirds durchmachen. Ein Schädelbruch, den ich befürchtet, liegt nicht vor."

„Ich danke Ihnen, Doktor. Kommen Sie so bald als möglich wieder vor."

Er drückte dem Arzt flüchtig die Hand. Dann klingelte er dem Mädchen.

„Wo ist meine Frau?"

„Die gnädige Frau ist im Atelier."

„Und du hast sie nicht benachrichtigt?"

„Doch!" stammelte das Mädchen. „Die gnädige Frau wollten nicht gestört sein bei der Arbeit. Es war auch eine Dame da, und die gnädige Frau ließen mich nicht ausreden. Ich sollte später wiederkommen.

„Es ist gut. Du kannst gehen. Der Emma sage, daß sie entlassen ist. Sie geht noch heute aus dem Haus." — Einen Augenblick stand er noch, wie überlegend. „Sie wollte nicht gestört sein," murmelte er vor sich hin. Dann ging er mit schnellen Schritten nach dem Atelier seiner Frau. Sie war allein.

„Komm!" Er sagte nur das eine Wort, so daß sie verwundert auffah. Seine Augen flammten und um seine Lippen zuckte es.

„Aber Adolf, wie siehst —"

„Komm!" wiederholte er, und krampfhaft, wie eine eiserne Klammer, legten sich seine Finger um ihren Arm. So zog er sie in das Kinderzimmer, vor das Bett des Kleinen.

„Da, sieh!" Mit einem Schrei brach sie zusammen.

— —

Drei Tage und drei Nächte wich Frau Klara nicht vom Krankenbett ihres Kindes, bis der Arzt energisch darauf drang, daß sie sich etwas Ruhe gönne. Mit der aufopferndsten Liebe pflegte sie den stark fiebernden Knaben, der wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte. In dieser angst- und sorgenvollen Zeit brach die Liebe zu dem Kinde übermächtig hervor, in diesen Tagen entschied sich der Kampf, den die Künstlerin mit der Mutter führte, und in welchem die letztere obsiegte. In den stillen Stunden, welche sie an dem Schmerzenslager des kleinen Wesens zubrachte, kam es ihr mit unbarmherziger Klarheit zum Bewußtsein, was sie an diesem Kinde gefehlt. Und nicht nur an ihm. Auch an ihren Mann dachte sie, der ab und zu leise in das Zimmer trat und ihr schweigend die Hand drückte, auf die ihre heißen Thränen fielen.

Und eines Tages erklärte der Arzt, daß jede Gefahr vorüber sei. Stumm sanken sich die beiden Gatten in die Arme.

— —

Das Atelier von Frau Klara steht nicht ganz verödet. In mancher Mußestunde entsteht ein Bild, das noch immer die Anerkennung findet, welche sie ehemals so sehr begehrt. All ihr Streben aber ist darauf gerichtet, in der zartesten Weise die Arbeiten ihres Mannes zu fördern, die ihm vor kurzem auf der internationalen Ausstellung die goldene Medaille eingetragen.

Er hat es gern, wenn sie ganze Stunden bei ihm im Atelier zubringt. Zu ihren Füßen spielt der fröhlich heranwachsende Knabe und zeichnet mit dem Rest eines Bleistifts wunderliche Figuren auf die Blätter eines alten Skizzenbuchs. Die Eltern sehen ihm lächelnd zu.



Aus der Praxis der Invaliditäts- und Altersversicherung.

Von

L. von Oertzen,

Staatskommissar der Versicherungsanstalt Mecklenburg.

Das Reichsgesetz, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889, ist jetzt dreiviertel Jahr in Kraft gewesen. Dieser Zeitraum, namentlich da es sich bisher nur um Bewilligung von Altersrenten gehandelt, ist zwar zu kurz, um über die Wirksamkeit des Gesetzes ein endgültiges Urteil abgeben zu können, aber immerhin lang genug, um aus der praktischen Handhabung desselben schon viele und reiche Erfahrungen zu sammeln. Keins der socialen Versicherungsgesetze hat eine so lebhafte Verteidigung, keins eine solche Gegnerschaft, auch auf konservativer Seite, gefunden, wie das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz; keins greift aber auch in alle Privatverhältnisse so ein, wie dies Gesetz.

Der geistige Urheber desselben ist allein der Fürst Bismarck. Bereits die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 kündigte dasselbe mit den Worten an: „Aber auch diejenigen, welche durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu teil werden können"; und als Kaiser Wilhelm II. am 22. November 1888 den Reichstag eröffnete, hieß es in der Thronrede, die sicherlich vom Fürsten, wenn nicht entworfen, so doch gebilligt ist: „Als ein teures Vermächtnis meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters habe ich die Aufgabe übernommen, die von ihm begonnene socialpolitische Gesetzgebung fortzuführen. Ich gebe mich der Hoffnung nicht hin, daß durch gesetzgeberische Maßnahmen die Not der Zeit und das menschliche Elend sich aus der Welt schaffen lassen, aber ich erachte es doch für eine Aufgabe der Staatsgewalt, auf die Linderung vorhandener wirtschaftlicher Bedrängnisse nach Kräften hinzuwirken und durch organische Einrichtungen die Bethätigung der auf dem Boden des Christentums erwachsenden Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesamtheit zur Anerkennung zu bringen. Die Schwierigkeiten, welche sich einer auf staatliches Gebot gestützten durchgreifenden Versicherung aller Arbeiter gegen die Gefahren des Alters und der Invalidität entgegenstellen, sind groß, aber mit Gottes Hülfe nicht unüberwindlich. Als die Frucht umfänglicher Vorarbeiten wird Ihnen ein Gesetzentwurf zugehen, welcher einen gangbaren Weg zur Erreichung dieses Zieles in Vorschlag bringt."

Daß der vorgeschlagene Weg ein gangbarer sei, stieß im Reichstage bei der parlamentarischen Beratung des Gesetzes allerdings auf den entschiedensten Widerspruch. Nur dem persönlichen Eingreifen des Reichskanzlers Fürsten Bismarck gelang es, das Gesetz, welches im Reichstag vielfach amendiert worden, in der entscheidenden Abstimmung mit knapper Majorität durchzubringen. Gegenüber dem Fürsten Bismarck, der seine Autorität ganz für das Gesetz einsetzte, wagten viele Konservative nicht zu widersprechen und stimmten trotz großer Bedenken schließlich für das Gesetz. Um so befremdender, wenn man diesen Verlauf der Dinge sich in das Gedächtnis zurückruft, mußte die jüngst durch die Zeitungen laufende Mitteilung erscheinen, Fürst Bismarck habe sich dahin vernehmen lassen, daß er die Lust an diesem Gesetz verloren habe, nachdem die Arbeiter zu Versicherungsbeiträgen herangezogen worden. Socialpolitisch hätte das Gesetz nur dann erheblichen Wert gehabt, wenn die Arbeiter von Beiträgen ganz freigeblieben und die dann fehlenden Mittel von Staats wegen in anderer Weise aufgebracht wären, also etwa mit Hülfe des vom Fürsten nie aufgegebenen Tabaksmonopols, des „Patrimonium der Enterbten". Glaublicher als diese innerlich unwahrscheinliche Nachricht ist die andere, daß der Fürst die Verantwortlichkeit für die Einzelbestimmungen des Gesetzes abgelehnt habe mit dem Bemerken, „das hat Bötticher besorgt". Denn es war seine Art in den letzten Jahren, nur das gesetzgeberische Problem in den Grundzügen aufzustellen, so zu sagen die Generalidee anzugeben, die Einzelausführungen aber seinen Mitarbeitern zu überlassen. Unmöglich ist es daher wohl nicht, daß die Schwierigkeiten, die das Gesetz in der Praxis bietet, die Unannehmlichkeiten und die Unbequemlichkeiten, die es für jeden, besonders für die großen Arbeitgeber, wie der Fürst einer ist, mit sich bringt, demselben wohl jetzt in seiner ländlichen Stille durch Klagen seiner Beamten u. s. w. voll zum Bewußtsein gekommen sind und ihn zu einer Aeußerung des Unwillens veranlaßt haben. Schwerlich wird er aber um deswillen sein eigenes Werk vollständig verleugnen.

Was man im einzelnen an dem Gesetz auch aussetzen, wie verbesserungsfähig und -bedürftig man es auch halten mag, es bleibt doch ein großartiger Gedanke, dessen Kern sich sicherlich als richtig bewähren wird. Fangen doch bereits die anderen Nationen an, unsere sociale Gesetzgebung zu studieren und sie nachzuahmen. Ist doch schon der französischen Kammer ein Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vorgelegt, das, wie es scheint, obwohl es nach dem unseren gemacht ist, doch an Güte nicht dasselbe erreicht.

Darüber darf man sich freilich nicht täuschen: Bisher hat sich das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz nicht viele Freunde bei uns erworben, ja selbst begeisterte Anhänger desselben sind stutzig geworden und abgekühlt, nachdem sie gesehen, wie ungemein schwierig und kostspielig sich seine Durchführung gestaltet. Dazu kommt noch, daß kein anderes Gesetz so wie dieses in alle Privatverhältnisse oft störend und unbequem eingreift mit Strafandrohungen auch bei kleinen Versehen. Obwohl fast jedermann bei diesem Gesetz interessiert und jeder an seinem Teil bei dem Vollzuge desselben mitzuwirken hat, alle Arbeiter sowohl, wie alle Arbeitgeber, vom größten herunter, der Tausende von Arbeitern beschäftigt, bis zum kleinsten, der vielleicht nur einige Wochen im Jahr ein Dienstmädchen in seinem Dienst hat, so ist es doch wunderbar, wie unbekannt dasselbe ist, wie wenig die vielen neuen Organisationen und Institutionen, die auf Grund desselben geschaffen, dem Bewußsein des Volkes nahe getreten sind, so daß noch Jahr und Tag vergehen kann, ehe dieselben in Fleisch und Blut übergegangen sein werden.

Deutschland zerfällt in 31 Versicherungsanstalten, die sich aus der nachfolgenden Uebersicht ergeben. Nach der Berufsstatistik vom 3. Juni 1882 ist die ungefähre Anzahl der Versicherungspflichtigen, die jeder Anstalt angehört, in der letzten Spalte angegeben:

Uebersicht über die Versicherungsanstalten.

Nummer.	Bezeichnung und Sitze der Versicherungsanstalten.	Annähernde Zahl der versicherungspflichtigen Personen.
I	Ostpreußen (in Königsberg in Pr.)	522 000
II	Westpreußen (in Danzig)	357 000
III	Berlin (in Berlin)	343 000
IV	Brandenburg (in Berlin)	594 000
V	Pommern (in Stettin)	380 000
VI	Posen (in Posen)	430 000
VII	Schlesien (in Breslau)	1,092 000
VIII	Sachsen-Anhalt (in Merseburg)	677 000
IX	Schleswig-Holstein (mit Fürstentum Lübeck) (in Kiel)	291 000
X	Hannover (mit Fürstentum Pyrmont, Schaumburg-Lippe und Lippe) (in Hannover)	542 000
XI	Westfalen (in Münster)	511 000
XII	Hessen-Nassau (mit Fürstentum Waldeck) (in Kassel)	355 000
XIII	Rheinprovinz (mit den Hohenzollernschen Landen und Fürstentum Birkenfeld) (in Düsseldorf)	957 000
XIV	Oberbayern (in München)	280 000
XV	Niederbayern (in Passau)	177 000
XVI	Pfalz (in Speyer)	149 000
XVII	Oberpfalz (in Regensburg)	131 000
XVIII	Oberfranken (in Bayreuth)	129 000
XIX	Mittelfranken (in Ansbach)	171 000
XX	Unterfranken (in Würzburg)	128 000
XXI	Schwaben (in Augsburg)	159 000
XXII	Königreich Sachsen (in Dresden)	808 000
XXIII	Württemberg (in Stuttgart)	383 000
XXIV	Baden (in Karlsruhe)	326 000
XXV	Großherzogtum Hessen (in Darmstadt)	194 000
XXVI	Mecklenburg (in Schwerin)	193 000
XXVII	Thüringen (8 Staaten) (in Weimar)	285 000
XXVIII	Oldenburg (ohne Birkenfeld und ohne Lübeck) (in Oldenburg)	61 000
XXIX	Braunschweig (in Braunschweig)	105 000
XXX	Hansestädte (in Lübeck)	192 000
XXXI	Elsaß-Lothringen (in Straßburg)	363 000

Jede Versicherungsanstalt hat ein Statut, welches von dem Ausschusse beschlossen und vom Reichsversicherungsamte nach Anhörung der zuständigen Landesregierung genehmigt ist.

An der Spitze jeder Anstalt steht ein Vorstand, der aus Beamten desjenigen Bundesstaates besteht, in dem die Anstalt ihren Sitz hat, oder des weiteren Kommunalverbandes, wenn für einen solchen eine Anstalt errichtet ist. Diese Beamten, deren Gehalt von der Versicherungsanstalt vergütet wird, werden von dem betreffenden Bundesstaate oder weiteren Kommunalverbande angestellt. Sie bleiben Beamte ihrer Anstellungsbehörde, unterliegen den allgemeinen, für Beamte geltenden dienstpragmatischen Bestimmungen, unterstehen aber bezüglich ihrer Thätigkeit der Aufsicht des Reichsversicherungsamtes. Dem Vorstande können außerdem nach Bestimmung des Statuts auch noch andere Personen angehören. Weitere Organe der Anstalt sind der Ausschuß,



der Aufsichtsrat, die Vertrauensmänner und die etwa von ihr behufs Einziehung der Beiträge errichteten örtlichen Hebestellen. Zu letzterem Zweck werden vielfach Krankenkassen, z. B. sehr umfangreich im Herzogtum Braunschweig, benutzt.

Der Ausschuß, den jede Versicherungsanstalt haben muß, ist eine Vertretung der beteiligten Arbeitgeber und Arbeitnehmer, welche in gewissen Beziehungen die Generalversammlung ersetzen soll. Er besteht aus mindestens je 5 Vertretern der Arbeitgeber und der Versicherten. Die Anzahl der Ausschußmitglieder beider Kategorien muß gleich sein. Die Zahl der Vertreter bestimmt das Statut.

Für jeden Vertreter sind ein erster und ein zweiter Ersatzmann zu wählen. Die Wahl erfolgt nach einer von der Landescentralbehörde, oder bei Versicherungsanstalten, deren Gebiet sich über mehrere Bundesstaaten erstreckt, vom Reichsversicherungsamte zu erlassenden Wahlordnung. Wahlkörper sind die Vorstände der im Bezirk der Versicherungsanstalt vorhandenen Orts-, Betriebs- (Fabrik-), Bau- und Innungskrankenkassen, Knappschaftskassen, Seemannskassen und ähnlichen obrigkeitlich genehmigten Vereinigungen von Seeleuten. Soweit die versicherungspflichtigen Personen solchen Kassen oder Vereinigungen nicht angehören, ist den Vertretungen der weiteren Kommunalverbände oder den Verwaltungen der Gemeindekrankenversicherung eine angemessene Beteiligung an der Wahl der Ausschußmitglieder eingeräumt. Ueber die Obliegenheiten und Befugnisse und über die Art der Berufung der Ausschüsse haben die Statute Bestimmung getroffen. Da das Reichsversicherungsamt ein Normalstatut herausgegeben hat, das wohl überall den Beratungen der ersten Versammlung zu Grunde gelegen, auch die Statute demnächst sämtlich vom Reichsversicherungsamte vor ihrer Genehmigung geprüft sind, so werden die Statute aller Anstalten in ihren wesentlichen Bestimmungen übereinstimmen und nur lokale Abweichungen enthalten. Den Ausschüssen ist gesetzlich vorbehalten: die Wahl der Schiedsgerichtsbeisitzer, die Prüfung der Jahresrechnung, der Beschluß über die Bildung von Rückversicherungsverbänden, die Abänderung des Statuts und falls ein Aufsichtsrat nicht gebildet ist, die Ueberwachung der Geschäftsführung des Vorstandes.

Die Bildung eines Aufsichtsrates ist fakultativ. Nur in dem einen Falle, wenn dem Vorstande Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht angehören sollten, muß ein Aufsichtsrat errichtet werden. Derselbe besteht aus Vertretern der Arbeitgeber und der versicherten Arbeiter. Die Zahl derselben muß aus beiden Kategorien gleich sein. Die wesentlichste Aufgabe des Aufsichtsrates ist die Ueberwachung des Vorstandes. Die Mitglieder des Aufsichtsrates und des Ausschusses dürfen nicht Mitglieder des Vorstandes sein. Dieselben, sowie die unbesoldeten Mitglieder des Vorstandes verwalten ihr Amt als Ehrenamt. Sie erhalten nur Ersatz für bare Auslagen, die Vertreter der Versicherten außerdem Ersatz für entgangenen Arbeitsverdienst. Sie haften der Versicherungsanstalt für getreue Geschäftsverwaltung wie Vormünder ihren Mündeln. Die Vertrauensmänner endlich, welche aus den Kreisen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Zahl bestellt werden müssen, sind örtliche Organe der Versicherungsanstalten. Sie müssen von den Vorständen gehört werden bei Bewilligung von Invalidenrenten und bei etwaiger späterer Entziehung bewilligter Invalidenrenten. Wenn es gelingt, für diese Stellen geeignete Männer zu erhalten, die mit Eifer und Umsicht arbeiten, kann das Institut der Vertrauensmänner, denen durch die Statute der Anstalten noch weitere Funktionen zugewiesen werden können, sehr segensreich wirken. Anderenfalls werden sie nur ein überflüssiges Zierrat sein, das nur aufhält und Kosten verursacht, ohne zu nützen.

Jeder Versicherungsanstalt ist ein von der Landescentralbehörde mit Zustimmung des Reichskanzlers ernannter Staatskommissar beigeordnet. Seine Aufgabe besteht in der Wahrung der Interessen der übrigen Versicherungsanstalten und des Reiches. Bei der Bewilligung von Renten werden in der Regel außer der Versicherungsanstalt, welche über den Anspruch auf Bewilligung einer Invaliden- und Altersrente zu befinden hat, auch andere Versicherungsanstalten, an welche der Versicherte früher einmal Beiträge

entrichtet hatte, beteiligt sein. Das Reich aber hat einmal das ideelle Interesse, daß das Gesetz zweckentsprechend ausgeführt wird, d. h. daß jeder der einen begründeten Anspruch auf Rente hat, eine Rente auch wirklich erhält, und zum anderen, das materielle Interesse, daß unbegründete Ansprüche zurückgewiesen werden. Denn das Reich zahlt zu jeder Rente, deren Bewilligung oder Abweisung zunächst nicht in den Händen der Reichsbehörden, sondern der Landesbehörden liegt, den Reichszuschuß von jährlich 50 Mark. Das Reich bedurfte daher eines Organs zur Wahrung seiner Interessen, und dies Organ ist der Staatskommissar. Der Staatskommissar hat daher die Befugnis erhalten, allen Verhandlungen der Organe der Versicherungsanstalten mit beratender Stimme und ohne Stimmrecht auch den Verhandlungen vor den Schiedsgerichten beizuwohnen, Anträge zu stellen, gegen solche Entscheidungen, durch welche die Erwerbsunfähigkeit anerkannt oder eine Rente festgesetzt wird, Rechtsmittel einzulegen und Einsicht in die Akten zu nehmen. Er bekommt daher nicht nur rechtzeitig Kenntnis von den Verhandlungsgegenständen, sondern auch Abschrift jedes Bescheides, durch welchen ein Rentenanspruch anerkannt und eine Rente festgestellt wird, sowie Abschrift der Entscheidungen des Schiedsgerichtes und des Reichsversicherungsamtes. Der Staatskommissar hat daher etwa die Stellung eines Staatsanwalts.

Die Versicherungsanstalten sind zwar Landeseinrichtungen. In denjenigen Staaten aber, die kein Landesversicherungsamt errichtet haben, sowie bei denjenigen Versicherungsanstalten, die sich über mehrere Staaten erstrecken, führt die Aufsicht über dieselben, soweit es sich um die Beobachtung der gesetzlichen und statutarischen Vorschriften handelt, das Reichsversicherungsamt. Dasselbe ist befugt, jederzeit eine Prüfung der Geschäftsführung der Versicherungsanstalten vorzunehmen und die Vorlegung der Bücher, Papiere und Geldbestände mit Geldstrafen zu erzwingen.

Für den Bezirk jeder Versicherungsanstalt muß mindestens ein Schiedsgericht errichtet werden. Die Zahl und der Sitz der Schiedsgerichte werden von der Centralbehörde des Bundesstaates, zu welchem der Bezirk der Versicherungsanstalt gehört, oder, wenn der Bezirk über einen Bundesstaat hinausgeht, im Einvernehmen mit den beteiligten Landes-Centralbehörden von dem Reichsversicherungsamt bestimmt. Diese Schiedsgerichte sind im allgemeinen denen der Unfallversicherungsgesetze nachgebildet und dazu bestimmt, Berufungen gegen die Bescheide der Vorstände der Versicherungsanstalten über Bewilligung von Renten und Rückzahlung von Beiträgen zu entscheiden. Jedes Schiedsgericht besteht aus einem ständigen Vorsitzenden, der von der Centralbehörde des Bundesstaates, in welchem das Schiedsgericht seinen Sitz hat, aus der Zahl der öffentlichen Beamten ernannt wird, und aus Beisitzern, welche von den Ausschüssen der Versicherungsanstalten und zwar zu gleichen Teilen aus den Arbeitgebern und den Versicherten in der durch das Statut bestimmten Anzahl auf 5 Jahre gewählt werden. Das Schiedsgericht entscheidet aber stets nur in der Besetzung von drei Mitgliedern, unter denen sich ein Arbeitgeber und ein Versicherter befinden muß. Die Kosten des Schiedsgerichtes und des Verfahrens trägt die Versicherungsanstalt. Das Schiedsgericht kann jedem Beteiligten solche Kosten des Verfahrens auferlegen, welche durch unbegründete Beweisanträge desselben veranlaßt sind. Nur dem Staatskommissar werden keine Kosten erstattet, es dürfen ihm aber auch keine auferlegt werden.

Das Verfahren vor den Schiedsgerichten ist durch kaiserliche Verordnung geregelt. Die Schiedsgerichte sind zwar Gerichte, aber sie sind wesentlich Laiengerichte. Sie entscheiden nicht über Ansprüche, die aus strengem Civilrecht herrühren, sondern über Ansprüche, die beruhen auf einem Gesetz, welches dem socialen Frieden dienen will, welches bestimmt ist, Leid und Kummer von dem alten und gebrechlichen Arbeiter abzuwehren. Diesem Charakter der zur Entscheidung stehenden Ansprüche hat die kaiserliche Verordnung Rechnung getragen. Sie hat den Schiedsgerichten eine ungemein freie Stellung eingeräumt. Nirgends sind dieselben an formelle Rechtsregeln gebunden, nirgends sind sie in ihren Entscheidungen und Verfügungen auf die Anträge



der Parteien beschränkt, wie im Civilprozeß. Nicht formelles Recht soll gefunden werden, sondern die Wahrheit soll an den Tag gebracht werden auf jede Weise und auf jedem Wege, die sich im Laufe des Verfahrens etwa darbieten möchten. Die Schiedsgerichte können daher Zeugen vernehmen, Urkundenbeweise erheben, Lokalbesichtigungen vornehmen, richterliche Eide auferlegen nach ihrem freien Ermessen, ohne durch irgend welche Vorschriften beschränkt zu sein. Es steht zu ihrem freien Ermessen, ob sie einen angetretenen Beweis für genügend oder für ungenügend geführt erachten wollen. Nur eins dürfen sie nicht, sie dürfen nicht nach Willkür entscheiden, sie dürfen nicht über das Gesetz hinweggehen. Sie dürfen nicht, wenn das Gesetz die Bewilligung einer Rente an bestimmte Voraussetzungen gebunden hat, sich etwa durch Mitleid verleiten lassen, von diesen Voraussetzungen abzugehen und, obwohl diese nicht oder nicht in der vom Gesetz vorgeschriebenen Form vorhanden sind, trotzdem die Rente bewilligen. Diese Gefahr, sich durch das Gefühl leiten zu lassen, liegt namentlich Laienrichtern sehr nahe. In vielen Berufungsschriften, die gegen ablehnende Entscheidungen der Vorstände erhoben werden, wird auch in der That oft gar nicht versucht, den Nachweis zu führen, daß die gesetzlichen Voraussetzungen des geltend gemachten Anspruches vorhanden sind, sondern es wird ohne weiteres an die Barmherzigkeit appelliert, es wird die Milde, nicht die Gerechtigkeit angerufen, es wird hingewiesen auf den Zweck des Gesetzes, den Armen und Notleidenden zu helfen u. s. w.

Damit die Schiedsgerichte sich nicht durch falsche Milde hinreißen lassen, damit auch sie wissen, daß sie noch einen Herrn über sich haben, und daß sie in ihren Entscheidungen nicht souverän sind und damit die Rechtseinheit im Reiche gewahrt bleibt, ist die Revision an das Reichsversicherungsamt eingeführt. Die Revision kann nur darauf gestützt werden:

1. „daß die angefochtene Entscheidung auf der Nichtanwendung oder auf der unrichtigen Anwendung des bestehenden Rechts oder auf einem Verstoß wider den klaren Inhalt der Akten beruht.
2. daß das Verfahren an wesentlichen Mängeln leidet."

Diese Vorschriften entsprechen im allgemeinen den für das preußische Verwaltungsverfahren geltenden Regeln. Dadurch aber, daß auf Beschluß des Reichstages der Zusatz „Verstoß wider den klaren Inhalt der Akten" eingeschoben ist, ist die Stellung des Reichsversicherungsamtes als Spruchbehörde eine ungemein freie geworden und ist es ihm möglich, in weitem Umfange nicht nur die Rechtsfrage, sondern auch die Thatfrage einer Nachprüfung zu unterziehen, um unzutreffende Entscheidungen der Schiedsgerichte auch aus thatsächlichen Gründen zu reformieren.

Gemäß dem föderativen Charakter des Reiches sind bei Ausführung der meisten Reichsgesetze die Reichsbehörden und die Landesbehörden auf gegenseitige Unterstützung und Mitwirkung angewiesen. Bei keinem Gesetz tritt dies so hervor, wie bei dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. Sonst pflegten die Reichsbehörden nur zu den höheren Landesbehörden in Beziehungen zu treten, hier knüpfen sie Verbindungen auch mit den unteren Landesbehörden an und können diese ohne Vermittelung der vorgesetzten Landesbehörden in weitem Umfange zu ihrer Unterstützung requirieren. Sonst pflegten die für die Landesverwaltung erforderlichen Behörden von der Landesverwaltung, die für die Reichsinteressen notwendigen von der Reichsverwaltung ernannt oder bezeichnet zu werden. Hier tritt vielfach eine Wechselwirkung ein. Beispiele ergeben sich aus dem schon Erörterten: die Vorstände der Versicherungsanstalten bestehen aus Landesbeamten, dieselben unterliegen jedoch der Dienstaufsicht des Reichsversicherungsamtes. Die Staatskommissare haben wesentlich die Interessen des Reiches zu vertreten. Ihre Dienstanweisungen erhalten sie nur vom Bundesrat. Sie sind aber Beamte der Einzelstaaten und werden ernannt von den Landescentralbehörden, allerdings unter Zustimmung des Reichskanzlers. Die Schiedsgerichte werden wesentlich im Interesse des Reiches thätig. Aber nur wenn eine Versicherungsanstalt mehrere Bundesstaaten umfaßt,

werden Zahl und Sitze der Schiedsgerichte von dem Reichsversicherungsamte im Einvernehmen mit den beteiligten Centralbehörden bestimmt, sonst von der Centralbehörde des Bundesstaates, zu welchem der Bezirk der Versicherungsanstalt gehört. Den Kreis der versicherungspflichtigen Personen bestimmen, abgesehen von den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes in der Revisionsinstanz, selbstverständlich im Rahmen des Gesetzes, im Streitfalle die höheren Landesbehörden. Dadurch sind gewisse Verschiedenheiten in der Ausführung des Gesetzes mit Notwendigkeit bedingt. Mögen diese Verschiedenheiten einige Unzuträglichkeiten mit sich führen, z. B. wenn Personen in einem Bundesstaate für versicherungspflichtig, in einem anderen für nicht versicherungspflichtig erklärt sind, so ermöglicht doch das Mit- und Durcheinanderwirken der Reichs- und Landesbehörden, daß die Besonderheiten und partikularen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Staaten und Landesteile Deutschlands ausreichliche Berücksichtigung finden. Auch ermöglichen sie eine Probe und Vergleichung, ob diese oder jene Maßregel oder Einrichtung zweckmäßig und brauchbar ist. Im Königreich Preußen z. B. ist in jedem Kreise ein Schiedsgericht, für die Versicherungsanstalt Mecklenburg dagegen nur ein Schiedsgericht in Schwerin eingesetzt. Letztere Maßregel bewirkt, daß das Schiedsgericht in dauernder Verbindung mit dem Vorstande und dem Staatskommissar bleibt, ermöglicht leicht eine gegenseitige Verständigung und nachträgliche Erledigung mancher Berufung auf gütlichem Wege vor der mündlichen Verhandlung, hat aber den Nachteil, daß das Schiedsgericht mit sehr vielen Berufungen belastet wird, nicht immer leicht zu erreichen ist nnd die wünschenswerte persönliche Vernehmung der Berufung einlegenden Personen und von Zeugen und Sachverständigen häufig sehr erschwert und teurer wird. Bei den Schiedsgerichten mit kleinen Bezirken fallen diese Nachteile, aber auch jene Vorteile fort; ferner wird sich nicht so leicht eine gewisse Rechtskontinuität und gerichtliche Ueberlieferung bilden, wie im ersten Falle. Welches System das richtigere ist, kann erst die Zukunft lehren. Heute läßt sich wohl nur so viel sagen, daß ein Schiedsgericht für einen Bezirk von der Größe der beiden Großherzogtümer Mecklenburg kaum ausreicht, und Schiedsgerichte in jedem Kreise, wie in Preußen, wohl zu viel sind.

Mit die wichtigsten Behörden für die rechte Handhabung des Gesetzes sind die unteren Verwaltungsbehörden. Alle Anträge auf Altersrente und Invalidenrente sind zunächst an diese zu richten, sie haben dieselben zuerst einer Prüfung zu unterziehen und mit ihrer gutachtlichen Aeußerung den Vorständen der Versicherungsanstalten zur Entscheidung vorzulegen.

Welche Behörden im Sinne des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes als untere Verwaltungsbehörden fungieren, haben die Centralbehörden der einzelnen Bundesstaaten bestimmt. Da nun aber die Verwaltungsorganisationen derselben sehr verschiedenartig sind, so fungieren auch ganz verschiedenartige Behörden als untere Verwaltungsbehörden. In dem einen Staat sind die Bezirke derselben ganz klein, in dem anderen sowohl räumlich als an Seelenzahl ungemein umfangreich.

Im Königreich Preußen z. B. werden thätig im Sinne des § 161 des Gesetzes für die Ausstellung der für die im Bezirk beschäftigten Arbeiter erforderlichen Arbeits- und Krankheitsbescheinigungen: die Ortspolizeibehörden und Vorstände der Gemeinden und der selbständigen Gutsbezirke. Untere Verwaltungsbehörden in allen übrigen Beziehungen, namentlich bezüglich der Erfüllung der wichtigen Aufgabe des § 75 des Gesetzes sind die Landräte, in den Hohenzollernschen Landen die Oberamtmänner, aber in den Städten von mehr als 10 000 Einwohnern, sowie in denjenigen Städten der Provinz Hannover, für welche die revidierte Städteordnung vom 24. Juni 1858 gilt, mit Ausnahme der in § 27, Abs. 2 der Kreisordnung vom 6. Mai 1884 bezeichneten Städte — die Gemeindevorstände (Magistrate).

Im Königreich Bayern sind untere Verwaltungsbehörden im Sinne der §§ 75, 85, 161 des Gesetzes: die Gemeindebehörde, doch wird das Gutachten (§ 75) von dem Bezirksamt, in den einer Kreisregierung unmittelbar untergeordneten Städten rechts des

Rheins von dem Stadtmagistrat abgegeben. Im übrigen gelten als untere Verwaltungsbehörde die Distriktsverwaltungsbehörden, in München der Stadtmagistrat.

In den Großherzogtümern Mecklenburg sind untere Verwaltungsbehörden die Ortsobrigkeiten, jedoch in den Fällen des § 3 (Festsetzung des Durchschnittswertes der Tantiemen und Naturalbezüge), sowie in den Fällen des § 126 Abs. 2 und § 146 (Fälle der Bestrafung von Arbeitgebern wegen Unterlassung der ihnen obliegenden Pflichten), falls die Arbeitgeber bezw. Selbstversicherer zugleich Inhaber obrigkeitlicher Rechte sind, das Ministerium des Innern zu Schwerin, beziehungsweise die Landesregierung in Neustrelitz, und in den Fällen der §§ 100 Abs. 3, 122—125 (Streitigkeiten über die auf eine Arbeitsleistung verwandte Zeitdauer, über Versicherungspflicht einer Arbeit u. s. w.), falls die Arbeitgeber zugleich Inhaber obrigkeitlicher Rechte sind, die Gewerbekommission. In den Fällen des § 4 Abs. 3 (ausnahmsweise Befreiung von der Versicherungspflicht), § 75 (Gutachten), § 83 (Zustellung von Bescheiden), § 84 (Wiederholung schon einmal abgelehnter Ansprüche auf Rente) treten an die Stelle der ritterschaftlichen Gutsobrigkeiten die Polizeiämter, auch dürfen erstere sich in allen Fällen durch letztere vertreten lassen.

Diese wenigen Beispiele — in den anderen Bundesstaaten ist es nicht anders — mögen zum Nachweise genügen, wie mannigfaltig die Behörden sind, die mit dem Vollzug des Gesetzes betraut, und wie verschiedenartig ihre Zusammensetzung ist. In dem einen Staat haben dieselben ganz kleine Verwaltungsbezirke, vielleicht nur aus einem Dorf, einem Hof oder einer kleinen Stadt bestehend, in dem andern wieder sehr weite Bezirke, einen ganzen Kreis mit Tausenden von Einwohnern. Hier sind die Behörden kollegialisch, dort bureaukratisch organisiert, hier mit studierten, dort mit unstudierten Beamten besetzt. Bald treten staatliche, bald Behörden der Selbstverwaltung in Thätigkeit.

Diese Verschiedenartigkeit wird und muß von großem Einfluß sein auf die Ausführung des Gesetzes in den einzelnen Staaten. Dies wird namentlich hervortreten bei der Handhabung des § 75 des Gesetzes, dessen richtige und sachgemäße Ausführung, man kann fast sagen entscheidend für das Schicksal des Gesetzes ist.

Derselbe lautet:

„Personen, welche den Anspruch auf Bewilligung einer Invaliden- oder Altersrente erheben, haben diesen Anspruch bei der für ihren Wohnort zuständigen unteren Verwaltungsbehörde anzumelden. Der Anmeldung sind die Quittungskarte sowie die sonstigen zur Begründung des Anspruches dienenden Beweisstücke beizufügen. Handelt es sich um Bewilligung einer Invalidenrente, so hat die untere Verwaltungsbehörde die für den Wohnort des Antragstellers zuständigen Vertrauensmänner zu hören und dem Vorstande derjenigen im § 48 Absatz 2 bezeichneten Krankenkasse u. s. w., welcher der Antragsteller angehört, Gelegenheit zu geben, sich binnen einer angemessenen Frist über den Antrag zu äußern. Die untere Verwaltungsbehörde hat den Antrag unter Anschluß der beigebrachten Urkunden und entstandenen Verhandlungen mit ihrer gutachtlichen Aeußerung dem Vorstande derjenigen Versicherungsanstalt zu übersenden, an welche ausweislich der Quittungskarte zuletzt Beiträge entrichtet worden sind.

Der Vorstand der Versicherungsanstalt hat den Antrag zu prüfen und, sofern derselbe nicht ohne weiteres abzuweisen ist, die früheren Quittungskarten einzufordern. Erscheinen die beigebrachten Beweisstücke zur Abgabe einer Entscheidung nicht ausreichend, so sind weitere Erhebungen zu veranlassen. Die Kosten derselben fallen der Versicherungsanstalt zur Last.

Wird der angemeldete Anspruch anerkannt, so ist die Höhe der Rente sofort festzustellen. Dem Empfangsberechtigten ist sodann ein schriftlicher Bescheid zu erteilen, aus welchem die Art der Berechnung der Rente zu ersehen ist. Abschrift des Bescheides ist dem Staatskommissar zuzustellen.

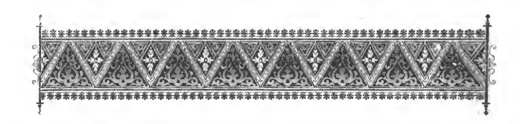
Wird der angemeldete Anspruch nicht anerkannt, so ist derselbe durch schriftlichen, mit Gründen versehenen Bescheid abzulehnen."

Dieser Paragraph regelt also das Verfahren bei Feststellung der Renten. Der Schwerpunkt liegt hierbei nicht in den Vorständen der Versicherungsanstalten, sondern in der Thätigkeit der unteren Verwaltungsbehörden, welche ihren Abschluß erreicht in dem Gutachten, das sie den Vorständen der Versicherungsanstalten bei Uebersendung der Anträge auf Renten erstatten. Die Vorstände der Anstalten entscheiden nur auf Grund der Akten. Sind die Akten formell in Ordnung, sind die gesetzlich erforderlichen Voraussetzungen des Anspruchs aktenmäßig erfüllt, befürwortet die untere Verwaltungsbehörde die Bewilligung der Rente, so müssen die Vorstände der Anstalten die Rente bewilligen. Sie sind nach ihrer Organisation regelmäßig weder berufen, noch befähigt, zu prüfen, ob ein formell begründeter Anspruch auch materiell gerechtfertigt ist. Es ist fast Zufall, wenn es sich bei Bewilligung der Rente herausstellt, daß ein formell begründeter Anspruch an materiellen Mängeln leidet, die zu seiner Ablehnung führen, oder wenn nach Bewilligung einer Rente dem Staatskommissar sich die Möglichkeit bietet, aus einem solchen Grunde die Berufung an das Schiedsgericht einzulegen. Die materielle Vorprüfung eines Anspruches ist in erster Linie wesentlich Sache der unteren Verwaltungsbehörden. Diese stehen den Personen und Verhältnissen nahe, sie besitzen Personal- und Lokalkenntnis oder können sich dieselbe leicht verschaffen. Sie verfügen über geeignete Organe, um die notwendigen Ermittlungen anzustellen. Nur wenn die unteren Verwaltungsbehörden genau und gründlich arbeiten, jeden angemeldeten Anspruch einer sorgfältigen, sachlichen Prüfung unterziehen, namentlich untersuchen, ob die zur Begründung eines Anspruchs geltend gemachten Beweisstücke, die vorgelegten Urkunden 2c. der Wahrheit entsprechen, und auf Grund solcher Ermittlungen ihr Erachten abstatten, haben die Vorstände ein ausreichendes Fundament, um den Bewilligungs- oder Ablehnungsbescheid zutreffend zu erlassen oder zur Vervollständigung der noch nicht ausreichenden Unterlagen kraft ihres weitgehenden Requisitionsrechtes weitere Ermittlungen zu veranstalten.

Es liegt daher auf der Hand, wie wichtig es ist, daß die Centralbehörden der Einzelbehörden geeignete Behörden mit den Funktionen der unteren Verwaltungsbehörden betraut haben. Sind die Bezirke derselben sehr groß, sind die Behörden selbst bereits mit anderen Berufsgeschäften überladen, so haben sie keine Zeit, in die oft schwierigen, verwickelten sachlichen Prüfungen einzutreten. Sie stehen zwar objektiv den Sachen und Personen gegenüber, aber Zeit und Lust, ja auch bisweilen die Möglichkeit fehlt ihnen, ein anderes als ein nur formelles Gutachten zu erstatten. Sind die Bezirke andererseits wieder ganz klein, sind die unteren Verwaltungsbehörden vielleicht selbst Träger der Ortsarmenlast, oder von den Trägern derselben angestellt und abhängig, so liegt die Gefahr nahe, daß ihnen die genügende Objektivität fehlt und sie sich in ihrem Urteil durch außerhalb der Sache liegende Motive oder Einflüsse bestimmen lassen.

Soweit es sich übersehen läßt, ist das Verfahren, welches die unteren Verwaltungsbehörden geschäftlich beobachten, ein ganz verschiedenes in allen Teilen Deutschlands. Die einen unterwerfen jeden Anspruch der allereingehendsten Prüfung, stellen umfangreiche Ermittlungen an und statten weitschichtige Gutachten ab, andere wieder scheinen sich hauptsächlich als Briefträger anzusehen und ihr Erachten wesentlich als ein formelles zu betrachten. Dies verschiedene Verfahren ist natürlich auf die Zahl und die Höhe der bewilligten Renten und auf den ganzen Geschäftsbetrieb der Versicherungsanstalten von allerwesentlichstem Einfluß.

(Schluß folgt.)



Aus meinen musikalischen Lehrjahren.

Von einem Dilettanten.

Ich stehe, einem der vielseitigsten Berufe angehörend, in einem außergewöhnlich arbeitsreichen Amte. Dennoch werde ich meinen beiden ältesten Kindern, die jetzt Musikunterricht empfangen sollen, diesen selbst erteilen. Die Zeit dazu wird und muß sich finden. Schon seit Jahren erwäge und plane ich, wie und was ich meine Kinder auf dem Gebiete der holden Musika soll lernen lassen, um ihnen eine musikalische Erziehung zu sichern. Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Je länger, desto lebhafter aber drängt sich mir dabei die Erinnerung an meinen eigenen musikalischen Entwicklungsgang vor die Seele. Dieser Pfad meines musikalischen Werdens führt zum guten Teil durch Waldesdickicht und Einsamkeit, weit ab von den Wegen, auf welchen sonst der junge Mensch musikalisch gebildet zu werden pflegt. Zugleich ist dieser Pfad mir allewege ein wunderseliger Weg gewesen. Ich habe in manchem Betracht eine überaus glückliche Jugend gehabt; aber meine musikalischen Jugenderinnerungen versetzen mich in ein wahres Entzücken.

Ich weiß, wie gefährlich es ist, das hier auszusprechen. Man wird den Verdacht schöpfen, im Nachstehenden sollten Brombeerranken wohlfeiler Dichtung sich breitmachen, die einige Steine und Stümpfe trockener Wahrheit umspinnen. Ich kann dem gegenüber im voraus weiter nichts als einfach versichern, daß ich nicht „Dichtung und Wahrheit“, sondern nur schlichte Wiedergabe der Wirklichkeit bieten werde, der Wirklichkeit, wie sie gewesen. Wer mich daraufhin lesen will, möge nachher nach dem empfangenen Eindrucke urteilen, ob ich mein Versprechen gehalten.

Um ganz aufrichtig zu sein: ich habe auch sogar eine gewisse Tendenz bei meinen Mitteilungen. Ich will sie am Schlusse verraten. Aber indem ich sie hier schon ankündige, bin ich mir wiederum bewußt, daß die nackte Thatsächlichkeit dessen, was ich erzählen will, durch die Tendenz nicht im geringsten gefärbt oder verschoben werden wird.

Ich war sieben Jahre alt, als wir aus der fernen Heimat nach Godesberg zogen. Mein Vater hatte dort eine Stellung angetreten. Fast keine Evangelischen gab es an dem Orte, der damals noch nicht wie heute durch die Herrlichkeit seiner Lage weltbekannt war. Meine Eltern besuchten Sonntags die evangelische Kirche in Bonn und zuweilen durfte ich sie dorthin begleiten. Mein Vater meldete mich in Godesberg in der katholischen Schule an. Als ich acht Jahre geworden und in die Oberklasse der zweiklassigen Schule aufgenommen war, sollte ich Klavierunterricht erhalten. Der Oberlehrer, ein wackerer Mann, erteilte mir ihn. Ein Klavier konnte mein Vater nicht gleich anschaffen, so mußte ich für die erste Zeit bei dem Lehrer üben. Es ging langsam

vorwärts; rascher erst, als ein mächtiges Tafelklavier unser Eigentum geworden war, dessen „Orgelton" (es hatte 50 Thaler gekostet) ich meinen Schulkameraden nicht genug zu rühmen wußte. Anton Diabelli, Charles Czerny, Muzio Clementi, Friedrich Kuhlau: das waren die Sterne, die mir leuchteten. „Leichte und angenehme" Sonatinen, ich fand sie bisweilen schwer und unangenehm; aber die „100 récréations", das einzige, was ich von Czerny zu kosten bekam, reizten nicht nur meine Spiellust, sondern auch mein Nachdenken und mein Vergleichen. Nur erinnere ich mich, daß, wenn es zu Hause etwas vorzuspielen galt, ich bald einen ersten Satz einer Kuhlauschen oder Clementischen Sonatine zu wählen pflegte; da erschienen mir Czernys Stücklein doch zu kurz und nicht gewichtig genug.

Das katholische „Oratorium" auf dem Godesberge, die alte Schloßkapelle in späterer Erneuerung, bildete damals zugleich die Pfarrkirche des Ortes. Sie ward für mich ein Gegenstand geheimnisvoller Anziehung, als sie eine kleine pedallose Orgel (im Unterschied von einer Orgel „Aeoline" genannt) erhielt. Ich bat den Lehrer, mich doch einmal mit hinaufzunehmen, wenn Gottesdienst sei. Ich merkte mir die Wirkung der verschiedenen Registerzüge. Ach, wer auch einmal darauf spielen dürfte! Der Lehrer erlaubte es, und da gerade Ferien waren, so pflegte ich jeden Tag um 11 Uhr, zur Zeit des Mittagläutens, mit einigen Kameraden, die wohl ähnlich musikhungrig waren wie ich (wenigstens waren sie unermüdlich, mir den unentbehrlichen Wind zu machen), mich in die Kirche zu begeben und meine Klavierstücke daselbst auf der Orgel zu probieren. Aber ich merkte bald, daß die Andantes, welche ich mir so wirkungsvoll gedacht, mehr drehorgelmäßig klangen, so regelmäßig sie mir auf dem Klavier erschienen waren. Der Unterlehrer lieh mir eine Sammlung kleiner Orgelstücke und ich ruhte nicht, bis ich sie samt und sonders abgeschrieben hatte. Nachdem ich sie durchprobiert, erlaubte der Lehrer, daß ich im Nachmittagsgottesdienste um 2 Uhr, bei welchem der Geistliche fleißig deutsche Lieder singen ließ, spielen durfte. Unvergeßlich ist mir der Gemeindegesang, die weichen, süßen Marienlieder, aber auch ein „Hier liegt vor deiner Majestät", welches das Volk mit hinreißender Devotion sang, etwa wie ich später im Wupperthale Tersteegens „Gott ist gegenwärtig" gehört habe. Unangenehm war nur, daß das Volk Varianten sang, während im Choralbuch die reinen Lesarten standen. Der Lehrer hatte mich vorher darauf aufmerksam gemacht, und ich half mir bei der Begleitung so gut ich konnte.

Vor oder nach dem Gottesdienste saßen wir Jungen uns sonnend und plaudernd auf der Kirchhofsmauer, und dieser oder jener aufgeklärtere Dorfbewohner geruhte sich mit mir in ein musikalisches Gespräch zu verwickeln; z. B. welcher Lehrer besser spiele, wie laut man spielen müsse u. dgl. Ich erinnere mich unter anderem, daß ein Dorfweiser, der sich vom Suchen von „Salamandern, Molchen und Drachen" nährte, welches Getier er in Bonn den Naturwissenschaftlern der Universität verhandelte, einmal über den Wert der verschiedenen Instrumente einen Vortrag hielt. „Ja," sagte er, „Klavier is schön, Orgel is och schön, Vigelin is sihr schön, ävver weeßte, wat och schön is? — Klavier un Jita zesamme" (Klavier und Guitarre zusammen). Ob der Edle in Bonn einmal K. M. von Webers Divertimento für Klavier und Guitarre gehört hatte? Ich glaube viel eher, daß die Erinnerung an den Kirmestanz, zu welchem in Ermangelung eines anderen Orchesters Klavier und Guitarre in jenen Dörfern am Vorgebirge der Eifel orchestral sich geberdeten und den Salamandermann in wildem Wirbel sich drehen machten, ihm dieses Urteil eingegeben.

Wenigstens einen ebenso tiefen Eindruck als der Klavierunterricht machte auf mich die Gesangstunde, welche der Lehrer in der Schule gab. Ich weiß noch genau die Tageszeit, und den Platz, den ich in der Schule einnahm, wenn dieses oder jenes neue Lied zum ersten Male geübt wurde. Den tiefsten Eindruck machte auf mich „Brüder, reicht die Hand zum Bunde", wobei der Lehrer anmerkte: das sei von Mozart. Der sei nur 35 Jahre alt geworden und habe doch viele unsterbliche Lieder gemacht. Wir sangen es zweistimmig, und, wie mir schien, wunderschön. Auch „Komm lieber Mai



und mache" entzückte mich, und von Nägeli „Stehe fest, mein Vaterland". Der Lehrer spielte diese und andere Lieder auf der Geige aus einem Büchlein, welches 4 Sgr. kostete. Ich hatte es mir von ihm geliehen und schwelgte darin, ward auch nicht müde, meinen Vater zu bitten, es mir zu kaufen. Allein bis er nach Köln kam, um meinen Wunsch erfüllen zu können, dauerte es mir viel zu lange. Ich erkundigte mich bei den Handwerkern, die mein Vater beschäftigte, und bei den Mitschülern nach Liederbüchlein, und bald sammelten sich bei mir allerlei alte Hefte, Soldatenliederbücher, zum Teil aus der Zeit der Freiheitskriege, oft von Pulver geschwärzt; hier lernte ich nun einen großen Schatz vaterländischer Volkslieder kennen. Eins dieser Büchlein trug ich immer bei mir. „Ahnungsgrauend, todesmutig", „Schön ists unter freiem Himmel", „Als der Sandwirt von Passeier": diese und viele andere sang ich stundenlang, auf dem Klaviere die Begleitung zu den Noten suchend. Am liebsten aber sang ich sie auf dem Wege von Godesberg nach Mehlem, wohin mich Aufträge der Eltern häufig führten; da habe ich in Sturm und Regen hinein mit höchster Jugendlust diese Lieder gesungen, und kein König konnte glücklicher sein als ich.

Inzwischen war ich zehn Jahre alt geworden. Da war die evangelische Kirche in Godesberg eingeweiht, und ein Geistlicher sammelte mit Ernst und Liebe die Evangelischen in der Diaspora der Umgegend. Es war der selige Schubring. Ich sollte bald in das Verhältnis eines Schülers zu ihm treten und für Zeit und Ewigkeit viel, viel von ihm empfangen. Vom zehnten bis zum zwölften Jahre machte ich in seinem Privatunterrichte den Lehrgang der Sexta und Quinta durch. Das war heiße Arbeit, während deren bald die Klavierstunden eingestellt werden mußten, zumal ich zugleich noch die katholische Volksschule besuchte. Doch sang und spielte ich für mich weiter.

Im Frühling 1861 bekam ich zu meinem Geburtstage ein Geschenk, welches für mein ganzes späteres musikalisches Leben entscheidend werden sollte. Es waren elf Sonaten von Haydn, die erste Hälfte des ersten Bandes der Holleschen Ausgabe; zu Weihnachten erhielt ich die zweite Hälfte des ersten, und zum nächsten Geburtstage den ganzen zweiten Band. In diesen 34 Sonaten und den übrigen Klavierstücken von Haydn habe ich nun jahrelang, ohne Lehrer und ohne Anleitung, ohne einen Begriff davon, in welchem Zeitalter und in welcher Reihenfolge diese Stücke entstanden seien, wie in einer Waldeinsamkeit mich getummelt. Nur hatte ich keine Ahnung davon, daß ich einsame Wege ging. Ich glaubte, wer überhaupt Klavier spiele, der spiele Haydn. Ich vermutete, alle Schüler und Schülerinnen wie alle Meister und Virtuosen spielten Haydnsche Sonaten. Niemand wies mir, welche Sonaten die leichteren, welche die verständlicheren, welche die melodischeren, reicheren seien. Ich machte meine Entdeckerfahrten ganz allein. Aber um keinen Preis der Welt möchte ich diese Lust eigenen Erwerbens und Eroberns der Haydnschen Sonatenwelt missen. Sie bildet eine der lichtesten Erinnerungen meines Lebens. Bald konnte ich nicht wenige der Sätze auswendig. Die schwerste (es-dur), die einzige, welche viele wohl heutzutage noch gelten lassen, als die sich neben Mozart oder Beethoven könne hören lassen, ließ ich damals beiseite. Sie ist mir erst, als ich längst Beethoven spielte, inneres Eigentum geworden. Aber die Haydnsche Welt blieb mir auch ohne das Hochwaldsdickicht und die Frühlingsfluren dieser Sonate wundervoll und unermeßlich weit genug. So vieles Rätselhafte lockte und neckte mich in diesen Stücken, z. B. war mir unbegreiflich, warum in offenbar mächtigernsten, feierlichen Sätzen so viel Doppelschläge und Pralltriller vorkämen. Auch mit manchen Menuetts wußte ich nicht fertig zu werden: war das Ernst oder Humor, was der Meister da auftischte? Mußte das in lebhaftem oder in behaglichem Zeitmaße gespielt werden? Aber bald hatte ich bei einer Reihe von Stücken festen Fuß gefaßt, welche mir zu den anderen den Weg bahnten. Das waren vor allem die ersten drei: die graziöse c-dur-Sonate mit der Triolenbegleitung und dem unvergeßlichen Gesang, dann die duftige e-moll-Sonate, zu zart, um eigentlich leidenschaftlich zu sein, für mich unausschöpflich in der Romantik der Stimmung. Dann, grandios in ihrem Bau, die

dritte (es-dur): das Klopfen der Achtel gegen den Schluß jedes Teiles hatte für mich etwas Unheimlich-Bannendes, bis sichs dann alles wieder löste in froh dahinflutendem Gesange. Den Anfang des zweiten Teiles des ersten Satzes konnte ich wohl hundertmal nacheinander spielen: wie jauchzte das in unerschöpflicher Wonne! Herrlich erschien mir auch jene zweisätzige g-dur-Sonate (Holle I. Nr. 15), deren beide Sätze in Variationen gehalten sind. Ich hatte sie längst für mich „Frühlingssonate" getauft, ehe ich in späteren Jahren von anderer Seite sie so nennen hörte. Und nun erst der ritterliche Geist der d-dur-Sonate mit dem pathetischen kurzen largo zwischen den beiden frohgemuten Sätzen (Holle I. Nr. 11)!

Es dauerte nicht lange, so zeigte mir jede, jede der 34 Sonaten ihr besonderes Antlitz, erschien mir jede als eine Blume von nur ihr eigentümlichem Wuchs und Duft und Farbenschmelz. Ich wußte nicht von Mozarts, nicht von Beethovens Sonaten; ich spielte meinen Haydn und dachte: wenn du den ganz kannst, dann gehts an Mozart und Beethoven. Ich spielte Haydn auch vor. Wohin immer ich kam und wer immer zu uns kam: ich ließ mich nicht lange drängen, sondern trug eine Sonate vor. Auswendig konnte ich deren nicht wenige. Und weil ich die kurzen Finales am leichtesten und sichersten auswendig behielt, sie auch am kurzweiligsten fand, so spielte ich deren, so viel einer hören mochte. Wenn ich aber glaubte, daß unter den Hörern auch ernstere Leute, z. B. Lehrer oder Pastoren, waren, so mußte ein erster Sonatensatz daran; denen, dünkte mich, dürfe ich nur so leichte Ware wie ein Finale nicht bieten. Man mochte es schön finden oder nicht, man mochte zuhören oder nicht: ich hielt diese Musik für unbeschreiblich und unübertrefflich schön, und meinte, jeder müsse es so finden. Und wenns einer nicht that: ich thats um so hartnäckiger.

Diese Musik also trieb ich für mich. Eine andere daneben trieb ich zu einem praktischen Zwecke. Aber auch sie mit Begeisterung. Längst hatte ich mich nach einem Choralbuche gesehnt, und im Sommer 1861 wurde mir dieser Wunsch erfüllt: ich bekam das von Lohmeyer. Bald hatte ich es so durchgeackert, daß es mir nicht schwer fiel, Melodien in mancherlei Weise vierstimmig zu setzen.

In unserer kleinen, schönen evangelischen Kirche war eine gute Orgel. Mit welcher Spannung horchte ich während des Gottesdienstes auf jeden Choralsatz, auf jedes Vor- und Zwischenspiel! Zu Weihnachten machte ich mir das Ferienvergnügen, den Choral „Vom Himmel hoch" auf einen großen Bogen auszuschreiben, dazu ein langes Vorspiel und sechs Zwischenspiele von gleichfalls ansehnlicher Länge, zusammengetragen aus den Schätzen des katholischen Unterlehrers. Als der Sylvesterabend mit seinem Gottesdienste da war, beschritt ich heimlich, klopfenden Herzens die Orgeltreppe, stellte mich dem Organisten, einem Lehrer, der jedesmal aus Bonn herüberkam, vor, und zeigte ihm, nachdem ich mich überzeugt, daß, wie ich vermutet, „Das alte Jahr vergangen ist" gesungen werden sollte, meine Arbeit so dringend, daß er wohl nicht gut anders konnte, als fragen: ob ich denn spielen wolle. Beglückt sagte ich ja. Er zog die Register recht kräftig, und ich spielte erst zitternd, dann mit wachsender Freude darauf los. Es ging alles gut. Der Orgelsitz lag seitwärts versteckt, so daß man mich von der Kirche aus nicht hatte sehen können. Meine Mutter aber hatte die Zwischenspiele wiedererkannt, welche sie zu Hause wohl zum Ueberdrusse oft von mir gehört, und war einer Ohnmacht nahe gewesen. Indessen, ich hatte jetzt Erlaubnis, auf der Orgel zu üben so oft ich wollte. Sie hatte ein freies Pedal, und so konnte ich richtige Orgelkunst erlernen. Mein treuer Lehrer Schubring, der auch meinem Vater geraten hatte, mir den Haydn zu schenken, sorgte für ein gutes Orgelbuch (des großen Meisters Herzog „Praktisches Handbuch für Organisten" op. 33), und jeden Sonntag fortan wurde das zu Hause geübte auf der Orgel mit Pedalstudien orgelgerecht gemacht.

Mein Lehrer war Pastor Schubring jedoch seit Herbst 1861 nicht mehr. Ich war auf die Quarta des Gymnasiums in Bonn aufgenommen und machte jeden Morgen und



jeden Nachmittag den für mich 1½ Stunden weiten Weg zu Fuß. Dank der trefflichen Vorbildung, die ich von Schubring erhalten, wurde mirs auf der Schule leicht. So konnte ich auch der musica trotz des zeitraubenden Weges noch manches Stündlein widmen. Zu Ostern 1862 überraschte mein Vater, der Presbyter war, mich mit der Mitteilung: ich sei für den im Sommerhalbjahr stattfindenden Nachmittagsgottesdienst von der Gemeinde als Organist angestellt worden. Das war mein erstes Kirchenamt, welches ich 6 Jahre lang aus Herzenslust verwaltet habe. Auch manchen Vormittag habe ich die Orgel gespielt, z. B. an den hohen Festen und sonst, wenn der Lehrer in die Ferien gereist war. Bald bekam Godesberg auch eine evangelische Schule, und der Lehrer derselben wurde, an Stelle des bis dahin aus Bonn herübergekommenen, Organist. Aber meine Stellung blieb dabei die alte.

Eines Tages — über Haydn war zwischen uns merkwürdigerweise nie die Rede gewesen — zeigte Pastor Schubring mir einen dicken Band Stücke pour le clavecin par J. S. Bach. Es war ein sehr alter Druck aus dem Verlage von Peters in Leipzig. Die alten knorrigen Notencharaktere in tiefstem Schwarz schauten mich wunderbar verführerisch an. Ich bat Schubring, mir das Buch ein wenig zu leihen. Zu Hause wollte ich darüber her, aber ach! was so leicht aussah, war tückisch schwer! Mühselig paukte ich mir einige der kleinen Stücke ein. Dann ging ich wieder zu Schubring. Er spielte mir eine ganze Reihe vor. So etwas hatte ich nie gehört. Ich sah meinen Lehrer an wie einen Zauberer, daß er das so spielen könne; Bach aber hielt ich für den größten Zauberer — denn daß hier noch etwas ganz anderes darinsitze, als im Joseph Haydn, ahnte mir stark. Ich radebrechte denn auch zu Hause eine Anzahl der Stücke. Auf dem Klavier klangen sie mir so regelmäßig. Ich dachte, du willst sie einmal auf der Orgel probieren. Das mißlang kläglich. Hier merkte ich: es war ächteste Klaviermusik.

Nur einen Augenblick wollte mir gegenüber diesen mächtig-ernsten Gängen, dieser unerbittlichen Stimmführung, dieser ununterbrochenen Melodie in jeder Stimme der einstimmige Gesang der Haydnschen Musik mit seiner mehr nur andeutenden Begleitung geringwertiger erscheinen. Bald hielt ich mich überzeugt, daß jeder in seiner Weise schön und groß sei. Nur daß ich doch in den nächsten Jahren technisch nicht genug fortschritt, als daß ich den alten Bach völlig mir zu eigen gemacht hätte. Wohl hatte ich mir einzelne Hefte seiner kleinen Stücke in der Holleschen Ausgabe gekauft, aber namentlich in den beiden Jahren auf Sekunda wurde ich derartig durch das Interesse an den Gymnasialfächern gefesselt, daß ich in neue musikalische Regionen nicht eindrang. Nur meinen Haydn spielte ich mit immer neuer Lust. Er blieb Winter und Sommer meine wonnige Welt, wie manche von den jedesmal drei halben Stunden des Weges zwischen Bonn und Godesberg hat er mir abgekürzt, wenn im November der Regen troff und ich im Nachmittagsdunkel in den Mantel gehüllt einherschritt, oder wenn an einem frischen Wintermorgen im Osten überm Siebengebirge das Frührot erstrahlte, oder wenn die Sommerfrühe und der Lerchenjubel mich an seine lichte frohe Musik erinnerte. Denn es war mir stets ein wahres Ergötzen, vor meinem inneren Ohre eine Sonate feierlich und ausführlich unter Wiederholung aller Teile vorüberziehen zu lassen, und dazu bot der weite Schulweg Muße die Fülle.

Anmutende und zuweilen auch weniger anmutende Geselligkeit gab es genug auf diesem Wege, Geselligkeit des Erzählens, des Arbeitens, des Disputierens, auch gelegentlich des Streites. Oft jedoch gingen die anderen eine Stunde früher heim, oder fingen morgens die Schule eine Stunde später oder früher an — und dann hatte ich meinen Weg und meine Welt für mich. Und da war dann nicht selten Haydn mein Weggenosse. Besonders in jenem Winter, als ich der einzige war, der von Godesberg nach Bonn auf die Schule pilgerte. Sonst waren unser immer doch mindestens zwei, ein Semester sogar neun. Aber musikalisch war keiner unter ihnen. Auch meine Freunde von der Schule teilten mein musikalisches Interesse nicht.

Die Musik ist eine gesellige Kunst. Aber ich blieb damals meist einsam mit der meinigen. Viel Besuch, der in unserem Hause einkehrte, Tante und Bäschen, brachte seine Notenschätze mit: Oesten und Brunner und dergleichen, dazu das unvermeidliche „Gebet einer Jungfrau“ und „Die Klosterglocken“. Ich blickte mitleidig auf diese gefallsüchtigen Machwerke herab, zugleich zugestehend, daß ich sie vom Blatt nicht spielen könne. Nicht ohne einiges Leid ging es da zuweilen ab. Wenn ich am regnerischen Sonntagnachmittage so ein halb Dutzend Haydnscher Adagios und Finales, oder einige Hefte Variationen des Meisters zum besten gegeben hatte, so ließ sich wohl eine gestrenge Tante vernehmen: Aber ums Himmels willen, spiele doch einmal etwas Lustiges, einen Walzer oder einen Marsch! Ich hatte längst mich tief ins Wohltemperierte Klavier hineingegrübelt, als ein auf Besuch weilender Onkel mich aufforderte: Spiele einmal den Trauermarsch von Chopin — den kannte ich nicht; — nun, denn den Düppeler Marsch — den konnte ich nicht; nun, wenn du denn nichts anderes kannst: so spiele einen Choral: Wie groß ist des Allmächtigen Güte. Ach, auch den konnte ich nicht auswendig, wiewohl ich gewiß hundert Choräle auswendig konnte. Und mein Choralbuch lag in der Kirche. So mußte ich unverrichteter Sache und unter dem Brummen des Onkels den Klavierstuhl verlassen.

Diese und manche andere niederschmetternde Erfahrungen — so, wenn auf einer Landpartie das junge Volk im Reigen sich drehen wollte und ich keine tanzbaren Tänze spielen konnte — brachten jedoch nicht zuwege, daß ich nach der „Salonmusik“ meine Hände ausgestreckt hätte. Sie blieb mir fremd und ich ihr abgeneigt. Bisweilen ließen sich meine Freunde meinen Haydn vorspielen und freuten sich an den perlenden Tonreihen; dann war ich glücklich. Andernfalls hatten wir des Stoffes genug zu Spiel und Gespräch, daß wir der Musik nicht bedurften noch gedachten.

Inzwischen — die Zeit der Obersekunda neigte sich ihrem Ende zu — lud mich ein Klassengenosse ein, einmal sein Pianino zu probieren und mit ihm vierhändig zu spielen. Wir nannten ihn Jof und liebten ihn als einen humoristischen Kameraden. Niemand hatte von seinen musikalischen Neigungen gewußt. Er trug auch sonst das Herz nicht auf der Zunge, sondern der Humor umwallte ihn als ein Gewand, welches sein Innerstes mehr verhüllte als ausstrahlte. Er war kein Bonner. Vater und Mutter waren ihm gestorben. Sein Vormund hatte ihn bei einem Kaplan in Bonn untergebracht, wo er es gut hatte. Ich ging eines Vormittags mit ihm, spielte die Haydnsche d-dur-Sonate (Holle I. Nr. 11), und er antwortete mit einer Mozartschen d-dur (Holle Nr. 5). Dann zog er die Schubladen einer großen alten Kommode auf und holte einen schweren Notenband nach dem anderen hervor. Diese Schätze stammten teils von seinem älteren Bruder, teils von einem verstorbenen Freunde desselben. Des letzteren Klavierkunst ragte als ein lichtes Ideal in Jofs Gespräche und bald auch in meine Träume hinein. Da waren neben Beethovens und Mozarts auch Haydns sämtliche Sonaten; aber auch alles, was an vierhändigen Sachen dieser drei Meister bei Holle erschienen war. Jof hatte mit seinem Bruder schon vieles davon gespielt, und mich in diese Wunderwelt hineinzuführen war ihm eine Lust. So spielten wir täglich mindestens eine Stunde, meistens von 1—2 Uhr. Das war ein Leben! Von Mozart kannte ich noch nichts, jetzt leuchtete und lachte uns seine heitere Stirn und sein tiefes Auge aus seinen Symphonieen entgegen. Und Haydns Symphonieen erschienen uns nicht minder herrlich. Wie aber wurde uns, wenn wir uns an Beethovens Tongewalten wagten! Dunkel und geheimnisvoll berührte er uns, denn schon technisch waren wir dem Vomblattspielen der Symphonieen nicht gewachsen. Wir halfen uns so, daß wir aus den Sätzen die Themata auszogen und auswendig lernten, und seit wir die beherrschten, wurden uns allmählich die ganzen Stücke licht und enthüllten ihren wunderbaren Bau. Bei diesen Studien fehlte es uns nicht an Genossen. Nicht wenige Mitschüler fanden sich ein, unserem Spiele zuzuhören. Nicht selten stand auch der gute Kaplan oder eine seiner Schwestern hinter unseren Stühlen. Einzelne unserer Kameraden

setzten es bei ihren Eltern durch, wieder Musikunterricht zu nehmen. Freund W. trug aus der reichen musikalischen Bibliothek seines Vaters, eines musikgelehrten Dilettanten, uns allerlei Seltenheiten an Schriften und Noten zu. Jos selbst besaß Dehns Harmonielehre und Ph. E. Bachs „Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen". Auf der nächsten Bücherauktion kaufte ich um hohen Preis Forkels „Allgemeine Geschichte der Musik", von der ich Wunderdinge gelesen. Aber ich war wieder einmal arg enttäuscht. Denn noch vor Palestrina brach das Werk ab, und auf den und Bach und Händel und die folgenden hatte ich es gerade abgesehen gehabt. Freund W. tröstete, indem er Forkels „Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke" und Winterfelds „Palestrina" seinem Vater für mich abborgte.

Welch klassisch-idealer Schwung belebte unseren Kreis! Alles Virtuosenhafte war uns ein Greuel. Noten von Theodor Oesten, wären wir ihrer habhaft geworden: wir hätten sie verbrannt. „Honigkuchen", „Zuckerwasser" so und ähnlich betitelten wir, was nicht hohe edle Musik war. Sätze aus den durch W. uns zugänglichen Zeitschriften der Neuromantiker wider das musikalische Philistertum deklamierten wir mit Feuer, nicht ahnend, daß diese Sätze zum Teil unsere schlichten Klassiker Haydn und Mozart mittrafen. So groß war die Furcht, man möge einmal das Flache schön finden, daß eine seltsame Art, einander zu prellen, Platz griff. Auf den ersten Augenblick oder aus dem Zusammenhang gerissen, seicht klingende Takte Beethovens spielte einer dem andern vor und fragte: was ist das?, sich höchlich daran weidend, wenn der andere auf den Leim ging und verächtlich ausrief: ha, ein Zuckerbäcker, ein Flachkopf. So spielte Jos mir einst die letzten langsameren Takte des letzten Satzes der Beethovenschen Sonate „les adieux"; ich erklärte sie für fades Zeug — und für den Spott der Kameraden war reichlich gesorgt; ähnlicher Jubel brach aus, wenn jemand ein paar Takte einer Mode-Operette für Mozart oder Beethoven zu erklären sich hatte verführen lassen.

Wer war denn unser Lehrer? Der Beethovenverein. Jeden Mittwoch spielte derselbe, ein Kreis von Fachmusikern und gebildeten Dilettanten, eine Symphonie und ein kleineres Stück, meist eine Ouverture. Für wenig Geld erstand man jedes Semester eine „Studentenkarte", und kein Mittwoch verging, daß wir nicht wohlgerüstet den Saal der Lesegesellschaft — die Beethovenhalle stand noch nicht — aufgesucht hätten, unsere Klassiker in der orchestralen Originalgestalt mit Bewunderung und Begeisterung zu hören. Sobald das Programm aus der Zeitung ersichtlich war, verschafften wir uns die Klavierauszüge der Stücke und prägten uns alles möglichst genau vorher ein, oft debattierend, ja wettend, welchem Orchesterinstrumente diese oder jede Partie des Klavierauszuges angehören werde. Der Beethovenverein hat sich um unsere musikalische Bildung außerordentlich verdient gemacht. Welch eine Fülle klassischer Musik, die wir da hörten! Mehrere Male in jedem Semester war eine „öffentliche Aufführung"; reicheres Programm, auswärtige Kräfte zeichneten sie aus. Da hörten wir z. B. das Jean Beckersche Quartett. Sie spielten u. a. das g-dur-Quartett von Haydn mit dem wunderbaren Largo in e-dur. Wir waren nicht zweifelhaft, dies Largo für die Krone des ganzen Abends zu erklären und freuten uns, unsere Auffassung nachher in der Zeitung bestätigt zu finden. Auch einzelne Konzerte besuchten wir im Winter, bald aber durch glücklich gefundene Verbindungen alle Proben zu denselben, soweit die Schulstunden uns nicht daran verhinderten. Und wenn ich nach solchen genußreichen Stunden im Beethovenverein dann unter dem Sternhimmel der Sommernacht oder auch einmal bei unwirscher Witterung nach Hause ging: wie schwebten da die Melodien in lichtem Tanze um mich her; wie stand, himmlischen Gebilden vergleichbar, die schöne Form, der verklärte Aufbau der Kammer- und Orchestermusiksätze in festen Umrissen und doch duftig mir vor der Seele! Aber auch wenn wir Freunde das Siebengebirge durchstreiften, oder Jos mir von Meckenheim aus in den Kottenforst entgegenkam: wie verwandt, wie eins erschien uns der Laut der Natur, der Vögel Lied und des Waldes Rauschen und das Murmeln der Bächlein, mit den Schöpfungen unserer Haydn, Mozart, Beethoven, Bach.

Ja, Bach! der war mir doch in stillen Einsamkeiten, in den Ferienzeiten, wo Jof in der Ferne weilte, so übermächtig geworden, daß ich für mich allein jetzt schier nichts anderes spielte. Noch immer war ich nicht an Mozarts und Beethovens Sonaten gekommen. Ich besaß sie nicht, und Bach fesselte mich so, daß ich gleichsam nur in ihn hinein, nicht von ihm aufblickte. Ich wurde glücklich geführt auf meinen Bachgängen. Im Besitze seiner sechs Partiten (Chrysandersche Ausgabe, Holle, Band II, Heft 1—6) ward ich dessen ganz von selbst inne, daß er nichts weniger als ein bloßer „Kirchenkomponist" sei, oder nur ein gestrenger Fugensetzer, sondern zugleich ein Meister der Lyrik und Romantik, des Humors und der überschäumenden Phantasie. Allerwärts suchte ich auch für meinen Helden Stimmung zu machen und spielte seine Tänze vor. Mit den Menuettes und der Gique der ersten Partita (b-dur) hatte ich dabei meist Glück; auch mit manchen anderen Stücklein, vor allem den volksliedmäßigen Gavotten, Passepieds, Bourrees und der Sarabande der „Partita oder französischen Ouverture" (Holle II, Nr. 8) in h-moll, oder mit der Toccata der sechsten Partita (e-moll), wo der große Magus ins Wasser greift, und es ballt sich, und Nebelstreifen zittern vorüber, und dann erbrausen majestätisch kristallklare Fluten. An der zweiten Partita (c-moll), deren Sätze einen wahren Zauber auf mich ausübten, lernte ich den widerspenstigen vierten Finger befreien. Ueberhaupt ist ja das Bachspielen technisch außerordentlich bildend. Aber nie habe ich daran gedacht, daß es sich hier um so etwas wie Etüden handle, im Gegenteil: Bach galt mir als die erhabenste, absoluteste Musik und als die liebenswürdigste zugleich, und ich wußte mich ihr vertraut, wie das Eichhörnchen dem Walde. Als bei Schubring einmal ein ausbündiger Musikus zu Gaste war, ward ich auch geladen. Durchfroren kam ich am Winterabend vom Bonner Wege. Getrost aber spielte ich Partita II (c-moll), und als der Gast mich dann darauf hinwies, nicht nur die wechselnde Vortragsstärke, sondern vor allem auch das Zeitmaß jedes Stückes hätten wir bei Bach mit vollster Freiheit selbst zu bestimmen, und gar manches Stück des alten Löwen sei ein gar gemütvolles Adagio oder gehaltenes Andante: da ging mir fortan die Welt des Gesanges und der behaglichen Laune in Bachs Klavierwerken erst recht auf. Weiche Lyrik, bestrickende Phantasie, Herbigkeit und Süße, kurz alle Wunder der Romantik fand ich in meinem Bach. Mit leichter Mühe und reichem Genusse drang ich durch die „sechs kleinen französischen Suiten" (Holle I, Heft 3) und die „15 Inventionen und Sinfonieen" hindurch. Hier war es auch, daß sich mir der Sinn für die ältesten Haydnschen Sonaten (Holle II, 30 bis 34) erschloß. Ich lernte sie nun würdigen und geschichtlich verstehen. Daß Philipp Emanuel Bach zwischen seinem Vater und Joseph Haydn die Brücke geschlagen, ja daß Haydn eigentlich von diesem Sohn des alten Bach die Kunst der Sonate gelernt hatte: davon hatte ich keine Ahnung. Wir gingen einmal zu einem Bonner Antiquar: „Ob er nicht alte Noten, vielleicht vom alten Bach, habe?" „O ja," antwortete er und brachte mehrere Packen herbei. Ich besah und prüfte rasch. Ich sah, daß auf dem Titel „Ph. E. Bach" stand. Die Musik kam mir dann auch recht fadenscheinig vor, gar nicht so gedrungen, wie beim alten Bach. Auch rochen die Hefte übel. Wir entwichen schnell, ohne nur nach dem Preise zu fragen. „Große Väter haben kleine Söhne" rief ich ungeschichtlicher Mensch aus, und mein Freund (es war nicht Jof) stimmte mir zu. Uebrigens hatte ich damals Ph. E. Bachs „Wahre Art, das Klavier zu spielen" noch nicht kennen lernen.

Jetzt erhielt ich — es bildete einen Teil des Gehalts für meinen Organistendienst an der Kirche während des Jahres 1865 — anfangs 1866 das „Wohltemperierte Klavier". Als ich Jof mit Stolz davon berichtete, suchte er in seiner Kommode nach und fand es da auch vor. Eine neue Welt that sich uns auf. Soviel aber hatten wir schon von Bach weg, daß wir ihm gar nicht zutrauten, er habe jemals auch nur einen Takt um des strengen, steifen Satzes willen gesetzt. Und das „Wohltemperierte Klavier" bestätigte unsere Meinung, der alte Bach musiziere vom Herzen zum Herzen, vollauf. Aufs Geratewohl machte jeder seine Entdeckungsreisen. Jof überraschte mich mit der



elegischen Träumerei des es-moll-Präludiums im I. Teil, ich spielte ihm dann die b-moll-Stücke des I., und die es-dur- und e-dur-Fuge des II. Teils mit obligatem Pedal auf der Orgel vor. Wie manches Frühlingslied entdeckten wir unter den Präludien, wie manche leise sich ausweinende Klage, wie viel trotziges Ringen, süßes Sinnen, keckes Stürmen und Drängen, immer aber ein treuherziges und doch majestätisches Sichbehaupten. Ich lernte es hernach auf der Universität nur sehr langsam und spät begreifen, wie jemand, wie gar mancher Musiker vom Fach, im „Wohltemperierten Klavier" eine Art eherner Gesetzestafeln, steifer Scholastik, trockener Formalistik sehen mochte. Mir und meinem Freunde Jof war das Buch stets erschienen als eine Sammlung „Lieder ohne Worte", „Waldscenen", „Albumblätter" oder wie man sonst moderne Klavierstücke nannte, nur daß uns diese Namen nicht genügend dünkten, wie wir denn überhaupt der Programm-Musik so von Herzen abhold waren, als hätten wir Mendelssohns Reisebriefe gelesen, von deren Dasein wir doch noch nichts wußten. Aber wir hatten S. W. Dehn mit Nutzen gelesen.

Eines Tages zum Beginne der Passionszeit kam ich zu Pastor Schubring. Von Musik war zwischen uns sehr selten die Rede. Diesmal zeigte er mir den Sternschen Klavierauszug der Matthäuspassion und versprach mir ihn für einige Wochen zu leihen. Wie diese Musik auf mich wirkte — davon will ich nichts sagen. Jof war nicht minder ergriffen als ich. Als wir beide ein Jahr später, Palmsonntag 1867, nach Köln reisten, um im Gürzenich unter Ferdinand Hillers Leitung die Matthäuspassion zu hören, da hatten wir wahrlich länger als die ausführenden Künstler und Chormitglieder uns auf diese Aufführung vorbereitet: in der That ein volles Jahr der Rüstzeit auf diese Stunden, denn kein Tag war vergangen, wo nicht jeder von uns sich mit der Matthäuspassion irgendwie beschäftigt hätte.

Inzwischen war ich in den Besitz des Messias und des Samson gekommen. Andere Klavierauszüge lieh mir mein Freund W. Und so ward nun auch das Orgelspiel in der Kirche gründlich umgestaltet. Der verehrte Schubring wird manchmal gelächelt haben, aber er ließ mich freundlich gewähren, wenn in der Passionszeit: „Kommt ihr Töchter", „Wir setzen uns mit Thränen nieder" oder die Einsetzungsworte aus der Matthäuspassion, sorgfältig der Orgel angepaßt, als Vorspiel erklangen, oder Ostern: „Doch du ließest ihn im Tode nicht" und „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet", und Himmelfahrt der Chor aus Samson: „Zum glanzerfüllten Sternenzelt." Auch die Zwischenspiele zwischen den einzelnen Versen erweiterten sich allmählich zu selbständigen kurzen Sätzen aus den Arien von Bachs und Händels Oratorien. Nur die großen Orgelfugen und Toccaten wollten sich auf dieser Orgel nicht recht zur Wirkung bringen lassen: das Instrument war dazu nicht groß und mächtig genug. Schön aber ließen sich manche Präludien und Fugen aus dem Wohltemperierten Klavier (z. B. die d-dur-Fuge oder das b-moll-Präludium des I. Teils) und viele Choralvorspiele Bachs ausführen.

Als Schubring die Intensivität unserer musikalischen Arbeit und das Unbändige unserer Lust an ernster Musik bemerkte, gab er aus seinem reichen Schatze manch trefflichen Wink und guten Rat. Dabei gewahrte ich denn, daß seine Lieblingsmeister wohl vor allen Schubert und Schumann waren. Doch ich ließ mich für jetzt auf diese Musik keineswegs ein. Ich vermeinte nun vor allem Mozart und Beethoven in Angriff nehmen zu müssen. Mozarts Sonaten bewältigte ich in nicht sehr langer Zeit. Glücklich, daß ich mit der technischen Schulung Bachs und der formalen Haydns an seine Sonaten und Phantasieen für Klavier zu zwei Händen herantreten durfte, habe ich in Mozart nie, wie die meisten Klavierspieler, den Schulautor gesehen, den man der Technik wegen spielt, sondern den Klassiker, den man leicht und lustig sich zu eigen macht. Dann gings an Beethoven. Einzelne seiner Sonaten kannte ich schon. Nun aber eroberte ich mir diese Welt, wie ich mir die Haydns und Bachs erobert hatte. Ich machte ihn mir zu eigen, indem ich mich ihm zu eigen gab.

Wenn ich noch hinzufüge, daß wir Primaner fleißig zusammen Mendelssohnsche und andere Männerquartette sangen, und daß ich in Godesberg einem Kränzchen angehörte, in welchem aus Haydns Oratorien, aus Beethovens Fidelio, Weigls Schweizerfamilie u. a. Terzette, Quartette u. dgl. und fleißig Schubertsche Lieder gesungen wurden, so wird man vielleicht fragen: wie wir musikalischen jungen Leute denn unseren Schulpflichten gerecht wurden? Auch mein Vater warf zuweilen diese Frage auf. Er war, obwohl er nur ein wenig Guitarre und Flöte gespielt hatte in seiner Jugend, doch eine vielseitig gebildete und musikalische Natur. Er hatte fleißig in Musikvereinen mitgesungen in früheren Jahren, und erzählte gern von den Tagen, da er in Kassel unter Spohrs Leitung allerlei Meisterwerke hatte kennen und lieben lernen. Er freute sich des Musiktreibens, und da die Schulzeugnisse seine aufkeimenden Besorgnisse jedesmal völlig vernichteten, so hatte er keinen Grund, wider mich einzuschreiten. In der That aber darf ich versichern, daß — so wenig wir uns darauf verstanden oder darnach verlangten, „Musterschüler“ zu sein — die Interessen der Schule wohl von niemand lebhafter gepflegt wurden, als von dem kleinen musikalischen Kreise, der in unserer Prima sich gebildet hatte. Zurückschauend darf ich wirklich von einer bewahrenden, ja von einer reinigenden und festigenden Kraft reden, welche unser musikalisches Leben auf uns ausübte. Die Musik hat uns nie unlustig oder schlaff für die nächsten und für die höchsten Pflichten der Schule gemacht. Und wenn die Klassenarbeiten geschrieben wurden, ja auch als die schriftlichen Abiturientenleistungen uns oblagen, gingen wir um so frischer und freudiger an die Klausur, nachdem wir vorher etwa mit einem Satze der Jupitersymphonie uns die Seele gestärkt hatten. „Laß uns,“ pflegte Jos wohl zu sagen, „mit Mozartscher Heiterkeit gerüstet in die Arbeit gehen.“ Dann wurde Homer oder Horaz geschlossen und ein Allegro vierhändig gespielt, und es verfehlte nie seine Wirkung, mochte es auch nur fünf oder zehn Minuten lang sein, oder wohl vielmehr, weil es nicht über zehn Minuten lang war. Denn es ist mit der Musik wie mit einem Bade; lange im Wasser bleiben schadet mehr als es nützt.

So ging ich, achtzehnjährig, froh meines Haydn und meines Bach, ebenso froh meines Mozart und Beethoven, zur Universität. Wie ich mit voller Kraft den Gymnasialstudien obgelegen, so und noch mehr wollte ich fortan mit ganzer Seele Theologe sein. Und das hat mich bis auf diesen Tag nicht daran gehindert, an allerlei Schöpfungen alter und neuer, neuester und ältester Musik mich zu freuen und zu bilden. Die ersten Bücher, die ich auf der Universität las, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich: es waren Tholucks Predigten und Thibauts Reinheit der Tonkunst.

Darf ich aus diesem Bruchstück eines musikalischen Entwicklungsganges das Ergebnis ziehen? Ich wende mich damit an solche, welche darüber einig sind: nicht Musikunterricht, sondern vielmehr musikalische Erziehung sind wir unserer Jugend schuldig, soweit sie überall musikalisch ist. Und da trete ich aus persönlicher Erfahrung, die sich mir seit meinen Jugendjahren stetig bewährt hat, für den Satz ein: das Fundament der musikalischen Erziehung sei das Klavierspiel. Ich weiß wohl: gerade in Kreisen, in welchen man es mit der Erziehung durch die Musik und zur Musik ernst nimmt, sieht man in der Geige vielmehr das klassische Instrument musikalischer Bildung. Ich verstehe und würdige vollkommen, was man wider das Klavier ins Feld führt: es sei ein charakterloses, zu gedankenlosem, geistig und sittlich erschlaffendem, über die musikalische Befähigung oft hartnäckig täuschendem Musiktreiben verführendes Instrument. Aber selbst der Bahnbrecher wahrhaft pädagogischer, künstlerischer, sittlicher Grundsätze musikalischer Bildung, W. H. Riehl, will doch für die Durchführung einer musikalischen Erziehung, die z. B. der litteraturgeschichtlichen irgendwie ebenbürtig sei, des Klavieres nicht entraten. Er fordert darum: erst die Geige, dann das Klavier. Ich fürchte, das wird bei Dilettanten nur zu selten möglich sein. Entweder sie bleiben im Violinspiel



stecken, oder sie leisten auf beiden Instrumenten technisch etwas so Mangelhaftes, daß ihnen darüber die Freude am Musizieren und die Fähigkeit des Zusammenspiels mit anderen dauernd verkümmert wird. Bei den Schulverhältnissen, wie sie heute sind und auch in Zukunft sich gestalten werden, wird man darum sich in der Regel auf die Erlernung eines Instrumentes beschränken müssen. Und dies sei das Klavier überall da, wo nicht womöglich schon im Elternhause selbst die Gewähr geboten ist, daß der ein Streichinstrument spielende allezeit im Zusammenspiel mit anderen alle Art Musik, vor allem klassische Musik, kennen und genießen lernen kann. Und wie selten ist es heute uns beschieden, daß ein Quartett oder auch nur ein Trio sich zusammenfindet! Vollends aber — für die intensivsten Studienzwecke sind die Mitspielenden nicht nur nicht zu haben — solche Studien fordern doch geradezu Einsamkeit.

Gewiß, bei der Geige bildet der Spielende den Ton selbst, und unvergleichlich mehr als beim Klavier wird da der Sinn für Reinheit und Wesen des Tones, für Natürlichkeit und Schönheit des Gesanges geweckt. Aber was uns vornehmlich heutzutage abhanden gekommen ist, das ist der Einblick in den Bau der Tonsätze, vor allen in die Architektonik der Sonate, jenes Tongebäudes, welches zugleich die Form des Quartetts darstellt wie der Symphonie, ja fast der ganzen instrumentalen Kammer- und Konzertmusik der Epoche der großen Meister Haydn, Mozart, Beethoven und vieler ihrer Vorgänger und Nachfolger. „Die Form ist ein Geheimnis der Meisten": und doch, und darum sehen wir gerade darin die Aufgabe musikalischer Erziehung, diese Form in ihrer lichten Schönheit, in ihrer unverrückbaren Festigkeit, in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit zur Anschauung zu bringen. Das ist aber beim Klavierspiel unendlich viel leichter möglich, als beim Violinspiel, wo die Gefahr naheliegt, immer nur Gefühlsergüssen, immer nur Solos das Wort zu geben.

Und vollends wenn diejenigen Formen lebendig geschaut werden sollen, welche der Musik des vorhaydnschen Zeitalters das Gepräge verliehen: die Suite und die Fuge; wenn für Händel und Bach und ihre Zeitgenossen ein tieferes Verständnis geweckt werden soll; wenn die Werke der instrumentalen und vokalen Polyphonie sich erschließen sollen: so thut dabei die Geige doch nur geringere, das Klavier die höchsten Dienste. Sich erst aus Klavierauszügen, dann aus Partituren die großen Gesangwerke, dann aber auch die Kammermusik und die symphonischen Schätze unserer Meister zu eigen zu machen: dazu bedarf es der Klaviertechnik.

Ist es aber möglich, außer dem Klaviere noch ein anderes Instrument dem Schüler zuzumuten, so halte ich im Interesse des Verständnisses für Stimmenführung und Polyphonie die Pflege des Orgelspiels für außerordentlich bildend. Nur möchte ich raten, nicht zu früh damit zu beginnen, sondern erst, wenn eine verhältnismäßige Klaviertechnik erworben ist. Sonst rostet das Musizieren leicht ein in landläufiges Organisteneinerlei. Es wird ein hoher Genuß sein, Bachsche Choralvorspiele und Werke der Schüler Bachs, vor allem auch eine Reihe von Oratoriensätzen auf der Orgel wiederzugeben. Die Orgel steht doch im Zentrum der gesamten gewaltigen Kunstentfaltung J. S. Bachs und seiner Zeit und von ihr aus allein gewinnt man den rechten Blick in deren Tiefe und Herrlichkeit.

Klavier und Orgel sind diejenigen beiden Tonwerkzeuge, welche, dieses vor Alters, jenes in unseren — doch auch schon in unserer Väter Tagen als „Instrument" („Organon") der Musik schlechthin bezeichnet wurden und werden.

Das Klavier aber verdient diesen Namen doch noch in höherem Maße, als die Orgel. Gerade die Klavierwerke unserer drei Wiener Meister, so klaviermäßig sie sind, gemahnen uns überall an die eigentlich absolute Musik. Sie weisen über das Klavier selbst hinaus. Das macht, daß das eigentlich virtuosenhafte, das Laufwerkgeklingel und Phrasenspiel, in ihnen gänzlich zurücktritt, der herrliche Bau aber um so klarer und schlichter ins Auge fällt. Haydn hat ebensosehr violinmäßig, als klaviermäßig seine

Sonaten geschaffen; Mozarts Musik wiederum weiset auf den Gesang der menschlichen Stimme hin; Bachs Klavierwerke aber führen gleichfalls über sich selbst hinaus in das wunderbare Tonweben der Orgel hinein, von so vollendeter Klaviermäßigkeit sie an sich sind.

So gewährleistet das Klavierspiel, recht getrieben, doch am sichersten eine allseitige musikalische Durchbildung und den reichsten musikalischen Genuß.

Aber wie wird es denn recht getrieben? Sollte es denn nicht möglich sein, nach den ersten Anfängerübungen in ähnlicher Weise, wie mir dem Schüler einst es sich ungesucht ergab, planmäßig mit Haydnscher Klaviermusik beginnen? Ist es denn richtig, zunächst mit den vollgriffigen, pedalrauschenden, mit chromatischen Modulationen übersättigten, gespreizten und im Grunde doch empfindungsarmen Stücken, mit Banalitäten und Sentimentalitäten, mit geo- und ethnographischen „Charakterstücken", mit lüsternem Operntand und der unendlichen Melodieenöde des Weltschmerzes unserer Jugend die Ohren zu zwacken und den Magen zu verderben, und dann hernach erst auf „höherer" Stufe, nachdem alle Naivetät ausgetrieben, zu versuchen, für Haydns oder Bachs Musik ein Interesse zu erwecken, das dann doch nur ein lächelndes und achselzuckendes Historisieren sein wird.

Fängt unsere Jugend in der Litteratur von Rechts wegen nicht mit der Romanleserei, sondern mit den strengen schlichten Klassikern an: auch in der Musik kann sie nicht früh genug und zunächst nicht ausschließlich genug in die einfache, keusche, frühlingszarte, sonnige Welt eines Haydn und Mozart und Bach geführt werden. Da ist etwas von ewiger Jugend, was unsere Jugend anziehen muß und erziehen wird. Diese Musik wird wirklich zu einer erziehlichen Macht für Geist und Gemüt und Willen.

Und weil ich es als eine seltene Gunst, die mir geworden, Gott von Herzen danke, daß ich die lieben großen Meister, vor allem Haydn und Bach, in meinen jungen Jahren unberührt vom Modemarkt hinwelkenden Musiktreibens habe üben und lieben und für sie erglühen dürfen; weil die Reinheit und Hoheit, die kindliche Fröhlichkeit und der mannhafte Ernst ihrer Tonschöpfung auf mein innerstes Leben bildend und bessernd eingewirkt: darum hielt ich mich berechtigt, bescheidentlich hier das Wort zu ergreifen, ob vielleicht dem einen oder anderen des nachwachsenden Geschlechtes die Jugendtage verschönt würden durch solche Kunstübung, wie meine Jugend dereinst durch sie verklärt und gesegnet worden, und damit zugleich mein ganzes späteres Leben.





1791 — 23. September — 1891.

Theodor Körner, der deutsche Tyrtäus.

Ein Palmblatt auf das Grab eines Frühvollendeten

von

A. Brachmann.

> Laßt Vater und Mutter, Weib und Kind,
> Freund und Geliebte entschlossen zurück! Stoßt
> sie von Euch, wenn sie Euch halten wollen!
> Den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!
> „Deutsche Treue“, Drama von Körner.

Anläßlich der bevorstehenden hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Theodor Körners hätte es kaum des Mahnrufes von seiten des Hofrates Dr. Emil Peschel, des hochherzigen Direktors und Begründers des Körnermuseums in Dresden, bedurft, das deutsche Volk möge die Erinnerung an den Heldenjüngling und den gottbegnadeten Sänger, der für Deutschlands Ehre in den Tod ging, wieder aufleben lassen. Ist doch diese Lichtgestalt, deren Schicksale Liebe und Pietät von Geschlecht zu Geschlecht forterben, ganz und voll der Besitz unserer Nation. Der einfache Wanderbursch singt ein herzinniges Körnersches Lied, an seinen markigen Schlachtgesängen begeistert sich der Soldat, und der kecke Musensohn fühlt sich zu diesem idealen Sänger der „drei freundlichen Sterne, welche ins Dunkel des Lebens hereinblinken“, aus tiefster Seele hingezogen. Nun wohl, sie alle haben sich zusammengeschart, Sänger, Turner und Krieger, Handwerker, Künstler und Musensöhne, und Theodor Körners Bild in sich durch begeisternde Schilderung seines Lebens, durch kraftvollen Gesang seiner Lieder, durch künstlerische Aufführung seiner Dichtungen und durch froh bewegte studentische Kommerse wachgerufen. Und mit dem Gedenken an jenen Freiheitskämpfer wird die gewaltige Zeit wieder vor unser geistiges Auge gezaubert, in welcher unsere Ahnen sich zum Kampfe entflammen ließen und als leuchtendes Vorbild die Söhne unserer Zeit mit gleicher, heiliger Begeisterung für Ehre und Freiheit erfüllten, daß sie die Früchte der damaligen Tage mannhaft wahrten!

Und wahrlich, es lohnt der Mühe, auch für solche, denen Körners Leben in seinen großen Zügen bekannt ist, dasselbe gerade in unseren Tagen des litterarischen Realismus und der politischen Vaterlandslosigkeit sich vor die Seele rufen zu lassen. Welch ein Kontrast zwischen dem Ueberschwang von Idealismus in den Jugendwerken des genialen Sängers und den Plattheiten und Gemeinheiten der Zola-Schule, an denen heute „das jüngste Deutschland“ sich letzt! Welch ein Gegensatz: die Vaterlandsliebe der schwarzen Jäger, die mit Lust in den Tod gingen, wo es das Höchste galt, und der Hohn unserer Roten auf den „Sedan-Klimbim der Mordspatrioten“!

Körners Vater, Dr. Christian Gottfried Körner, war Rechtsgelehrter und starb als preußischer Staatsrat zu Berlin; er war ein Mann, welcher sich der ernsten Wissenschaft, der strengen Berufspflicht, der heitern Kunst wie der frohen Geselligkeit mit gleichem Interesse und mit gleicher Fähigkeit zuwendete. Seine Gemahlin, eine Frau von treuem, liebevollem Herzen, war die anmutige, geistig hochstehende Tochter des Kupferstechers Stock, Minna geheißen. Die innige Verbindung des alten Körner mit seinem Herzensfreund Schiller und den ausgezeichnetsten Geistern seiner Zeit ist bekannt. Diese wie seine eigenen geistigen Erzeugnisse gehören der Litteraturgeschichte an. Seine noch heute für Eltern und Erzieher höchst lesenswerten Schriften wurden von Ad. Stern unter dem Titel „Ges. Schriften, (Leipzig, Grunow, 1881)" herausgegeben, die „Ideen über Freimaurerei" zum erstenmal von Kohut 1891.

Der glücklichen Ehe entsprossen zwei Kinder, eine Tochter Emma Sophie, geb. 1789, und unser Theodor, geb. am 23. September 1791, welcher in der Taufe den Namen Karl Theodor bekam. Er selbst nannte sich später Theodor, während er im Elternhause Karl gerufen ward. Schiller rief aus Jena (3. Oktober 1791) dem „angelangten Stammhalter des Körnerschen Geschlechts seinen besten Segen" zu.

Der Vater war, wie wir noch aus späteren Aeußerungen an den Sohn entnehmen werden, ein vollendeter Menschenkenner und Pädagoge; ihm verdankt der Sohn in erster Linie die Beeinflussung seines geistigen Entwicklungsganges. Dazu kam der Umstand, daß die Elite der Dresdener Intelligenz, Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, sowie berühmte Männer und Frauen aller Herren Länder im gastlichen Körnerschen Hause in Dresden verkehrten. Ich nenne nur einen Mozart, den späteren Historiker Friedrich Förster (Biograph und Waffengenosse Körners), den dänischen Poeten Adam Oehlenschläger, den Sänger und Helden Heinrich von Kleist, ferner Friedrich Schlegel, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Novalis (von Hardenberg) und die Dichterfürsten Schiller und Goethe. Umgeben von idealen, hochsinnigen und uneigennützigen Eltern und einem Kreis auserlesenster Geister, verlebte Theodor seine glücklichen Kinder- und Lehrjahre und sog die Ideen von Freiheit, Liebe und vaterländischer Begeisterung ein. Schillers Balladen mögen seine erste Lektüre gewesen sein.

Wenn es auf die Gemüts- und Bildungsrichtung eines Knabencharakters von günstigem Einfluß ist, eine um einige Jahre ältere Schwester zu besitzen, so hat seine Schwester Emma nächst den Eltern seinen Genius und seine Eigenart am besten verstanden und ihm zeitlebens ihre innigste Teilnahme geschenkt.

Ein bedeutendes Vermögen stand Theodor nicht in Aussicht. Daher mußte er einen Beruf erwählen, welcher ihm künftig einmal ein hinlängliches Auskommen sicherte. Der Bergbau, welchem eine poetische und naturwissenschaftliche Seite gleicherweise innewohnt, fesselte den Jüngling bei seiner Vorliebe für mechanische Künste am meisten; wir begleiten den kaum Siebzehnjährigen 1808 auf die Bergakademie zu Freiberg. Sein Vater entließ ihn ohne Winke, weil er sie da für unnötig hielt, wo er Grund zum Vertrauen besaß.

Die ersten dichterischen Versuche des Knaben hatten in Nachahmung und Entlehnung bestanden, ich erwähne hier nur eine Uebertragung von 17 Liedern Anakreons aus seinem 13. Jahre. Selbständiger, origineller wird er in den Jahren 1808—10. Bis dahin ein Muttersöhnchen, in Freiberg ein freier, ungezwungener Student, dem das „Glück auf", der Berge uralt Zauberwort, überall entgegentönte, fand er Gefallen an dem Bergmannsleben und schilderte die Anstrengungen und Gefahren desselben plastisch und begeistert in dem „Berglied" („In das ewige Dunkel nieder") und anderen Poemen („Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht"). Daß diese Versuche sich auf der Bahn Schillerscher Lyrik bewegten, darf bei der Bewunderung und Liebe der Familie Körner zu dem großen Dichter nicht wunder nehmen. Da Theodor früh eine „verliebte Seele" war, wie uns sein Freund Förster verrät, und nur allzu leicht Feuer fing, wenn ein Paar freundliche Augen ihn grüßten, oder ein holdseliger Mund ihm zulächelte,

so besang er Frauenminne und Anmut, die Liebe, der Schönheit Gewalt, das Reich des Gesanges, Apoll, den Frühling und den Morgen des Glaubens. 1810 erschien die erste Sammlung der Körnerschen Gedichte im Verlage von G. J. Göschen, betitelt „Knospen“ mit einem Einleitungsgedicht. Der Vater selbst hatte die Veröffentlichung gewünscht, damit sein Sohn frühzeitig durch die Kritik die ihm anhaftenden Mängel erführe. Diese ließ auch nicht auf sich warten. Man sah in ihm „einen sehr empfänglichen, von mancherlei Dichterlektüre, besonders von Schillerscher, kräftig angeregten Geist und eine reizbare, zwischen verschiedenen Bildungsformen noch schwankende Phantasie sich in diesen Versuchen offenbaren.“ (Allgem. Hallesche Litteraturzeitung 1811, Nr. 343 S. 765.) In der Jenaischen Litteraturzeitung hieß es, sein Ausdruck „schillere“ noch zu sehr, denselben Vorwurf machte ihm sein Lehrer Dippold (gest. als Professor in Danzig). Der Vater, welcher viel zu hoch von der Kunst dachte, als daß er bloße Neigung und Leichtigkeit in der Form schon für das Anzeichen eines entschiedenen Berufes zur Poesie angesehen hätte, begrüßte diesen Vorfrühling des poetischen Lebens seines Sohnes mit Aufmunterung. Er fand sonderlichen Gefallen an den „Erinnerungen aus Schlesien“ und den „geistlichen Sonetten“; bei den ersteren rühmte er die gelungene Lokalfärbung, letzteren merkte er die Entstehung aus innerem Drange an, welcher die Religion als seelenerhebende Freundin auffaßt.

Allmählich entschloß sich Körner, mit dem Gedanken an die Uebernahme einer späteren Professur, zum Studium der Naturgeschichte. Indessen schon aus dem Jahre 1809 erhellte, daß Theodor nicht gleichgültig über die politischen Verhältnisse dachte. In derselben Zeit unternahm er eine sechswöchentliche, wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Fußreise. Auch allerlei lustigen Streichen und Händeln in Verbindung mit flotten Kumpanen war er nicht abgeneigt; die bösen Folgen fröhlicher Kommerse berichtete er ab und zu launig seinen Eltern. Der Vater kannte diese wild aufbrausenden, jugendlichen Renommistereien und freute sich seines Theodor, unterdrückte aber gelegentlich nicht die Anschauung, daß „es schade wäre, wenn sein Söhnchen dem Körper doch vielleicht manchmal zuviel zumutete und in den Momenten eines jugendlichen Rausches nicht Meister seiner selbst bliebe. „Auch für die Freude giebt es einen Rhythmus.“ Sommers 1810 verließ Körner Freiberg, es folgte eine Karlsbader Reise, wo er eine gefeierte, geistreiche Schönheit, Marie Saling, kennen lernte. Von ihr war er wie gebannt und gefangen, wenn sie im duftigen Morgennegligé, mit leichtgehobenem Arme, mit allen Reizen der Anmut geziert, den Becher zur rosigen Lippe führte, oder im sächsischen Saal anmutig im Walzertakte dahinschwebte. Die „Erinnerungen an Karlsbad“, wo damals auch Goethe weilte, schließen mit dem stimmungsvollen Gedichte „Als sie vom Brunnen Abschied nahm“.

Im Herbst 1810 treffen wir Körner in Leipzig, wo er sich cameralistischen Studien, einer Fortsetzung seiner theoretischen Bergkollegia, widmen wollte. Er wurde Mitglied einer ästhetischen Gesellschaft, der Makaria (Vorläuferin der Burschenschaft?), welche der Arbeit und dem Vergnügen huldigte. Dort suchte der schnell aufgewachsene, schmächtige Musensohn den Umgang mit jugendlich-kräftigen Menschen, deren Roheiten er leider annahm. Auch in ihm tobte der Sturm und Drang seiner Tage; sein leidenschaftliches, geniales Wesen, sein feuriger Geist suchte nach Sprengung jeglicher ihn beengender Fesseln, nach energischer Bethätigung. „Mit dem Brotstudium wollte er nichts zu thun haben.“

So blieben ihm in des Lebens labyrinthisch irrem Lauf mancherlei Wirrungen nicht erspart. Mit Vorliebe präsidierte Theodor an der Kommerstafel beim „Landesvater“, oder er vertrat die Partei der Konstantinisten, — er war bald aus der Verbindung der Makaria, „der philisterhaften Schäfer an der Pleiße“ ausgesprungen —, als guter Schläger gegen die Amicisten. Auf der Straße erschien er in schwarzer Tuchmütze mit schwarz-rot-weißem Band und einer Troddel, in der einen Hand die Tabakspfeife mit Quasten derselben Farbe, in der anderen einen armstarken Ziegenhainer. Der

Vater zeigte sich weder als Sittenprediger noch Strafrichter, er gab nur den Rat, sein Sohn „möge nicht allzusehr zu seiner Umgebung herabsinken, sondern sie zu sich hinaufziehen und seinem Ideale treu bleiben“. In der That jedoch ging Körner den anderen mit üblem Beispiel voran. Selbst an einer Straßenschlägerei beteiligte er sich in seinem gekränkten Ehrgefühl, eine That, welche ihm achttägige Karzerstrafe und das cons. abeundi einbrachte. Neue Paukereien versetzten den um die bürgerlichen und akademischen Gesetze Unbesorgten in ernstliche Kollision mit den Behörden: sechsmonatliche Karzerstrafe und Relegation standen in Aussicht. Körner wartete im Verborgenen die Heilung einer Kopfwunde ab und entfernte sich dann eiligst durch die Flucht. Dem Vater, einem Regierungsbeamten in dem nahen Dresden, war die Sache peinlich genug. Er war bereits von dem Konsistorium über die unleidlichen Vorgänge avisiert, verlor in einem Brief vom 10. März 1811 kein Wort über das Vergangene, bat indes den Sohn, Leipzig nicht heimlich wie ein Verbrecher zu verlassen, da dies unanständig sei. Dennoch that es Theodor, worauf der Alte ihm dringende Vorstellungen machte, fürder nicht im Taumel der Leidenschaften Schritte zu unternehmen, welche seinen Eltern Kummer und Sorge bereiteten. „Die Ruhe meines Lebens beruht auf dem Glauben an deinen persönlichen Wert und an deine Liebe zu mir. Diesen Glauben habe ich auch jetzt noch nicht verloren. Ich weiß, daß du unfähig bist, unedel zu handeln, daß es dich schmerzt, mich zu betrüben, und daß es dein eifriger Wunsch ist, mir Freude zu machen.“ (23. März 1811). Nun hatte der fidele Bursche Ruhe vor den Pedellen und wieder ein ständiges Quartier, aber seine Leipziger Geliebte, welche er besang und mit Ständchen ehrte, verloren. (Vergl. das Sonett „An Henriette“, die „Leipziger Katastrophe“ und ein Stammbuchblatt von Körners Hand, Berlin, 16. April 1811.) Letzteres trägt die humorvolle Unterschrift „Toll aber klug“ und lautet:

„Ausgeschmiert und relegiert,
Hat mich alles nicht gerührt!
Bin drauf nach Berlin spaziert;
Doch trotz der Philosophie
Blieb ich ein fideles Vieh!
Pereat Sulfuria!“

Theodor Körner aus Dresden,
rel. cons. carcerisque candidatus.

Ostern 1811 erblicken wir unseren Studenten auf seinen Wanderjahren in Berlin, welcher dem Zauber der unseligen, akademischen Verhältnisse entrissen war und sich nunmehr durch Maß und Anmut, Reinheit und Adel des Benehmens auszeichnete. Hofrat Parthey (Besitzer der Nicolaischen Buchhandlung), Graf von Hoffmannsegg, der Komponist Zelter, zu welch letzterem sich Theodor mächtig hingezogen fühlt, nahmen den burschikosen Jüngling herzlich und wohlwollend auf, während ihn Schleiermacher kühl behandelte. Ein längerer Aufenthalt in Berlin wurde durch ein hartnäckiges Fieber, welches den jungen Mann befiel, verkümmert. Zur Kräftigung seiner Gesundheit reiste er im Juni mit seinen Eltern in das geliebte Karlsbad.

Er siedelte dann nach Wien über, um ein neues Leben zu beginnen. Der Wildheit der Jugend war der Tribut gezollt, seine Sturm- und Drangperiode war vorüber und „die gesättigte Kraft kehrte zur Anmut zurück“. Mit Begeisterung besingt der neu Gestärkte seinen zweiten Lebensfrühling.

„So ist es auch Frühling in meinen Träumen,
So wird auch mein Herz wieder jung und grün.“

Seine Eltern haben nie wieder Grund zur Klage und Beschwerde über ihn gehabt. Alle Wiener waren dem liebenswürdigen, maßvollen und anhänglichen jungen Manne, dessen steigender Ruhm ihn nie zur Anmaßung verführte, herzlich zugethan. Von dem Aufenthalt in der glänzenden Hauptstadt erwartete der Vater „die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen“. Die lieblichen Flußufer der schönen, blauen Donau, reizende Blicke vom Schiff aus auf die Salzburger Alpen, alte Schlösser, stolze

Klöster und der Reichtum der Natur fesselten seine Sinne und sein Herz. Zuerst entstanden die „Schifferlieder" („Glück zu, Glück zu auf der spiegelnden Bahn"). — Er überzeugte sich hier alle Tage mehr, daß Poesie das sei, wozu ihn Gott in die Welt gesendet. Das Geschichtsstudium wählte er wegen der Dichtkunst; er sog aus ihr Materialien zum Drama. Ahnungsvoll klingt auch damals aus einem rührenden Brief sein künftiges Schicksal, Beweis, daß er die Politik offenen Auges neben aller dichterischen Arbeit verfolgte. Es heißt darin: „Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde, aber wenn jeder so denkt, so muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, aber es giebt nichts Besseres, als dafür zu fechten und zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkannt." Nach Wien sandte ihm der über die Vaterlandsliebe und das Pflichtgefühl des Sohnes beglückte Vater eine philosophisch-pädagogische Abhandlung über die Wahl des Berufes (in Streckfuß Nachlaß), welche die Kenntnisnahme aller Edeldenkenden noch heute verdient. Immer erinnerte er ihn daran, neben der Poesie an ein Amt zu denken, welches ihm ein Auskommen sicherte. Den Gedanken, sich „dies auf eine bequeme Art durch eine reiche Heirat zu verschaffen, um sich dafür dem Joche drückender Familienverhältnisse zu unterwerfen," hielt er seines Sohnes für unwert. Neben der Geschichte trieb Körner Litteratur und lernte praktisch die Technik des Dramas durch Theaterbesuche kennen. Aus dem Theater an der Wien, einem „vorzüglichen Schauspielhause", berichtete er allerlei „g'spaßige Geschichten" nach Hause, selbst kleine unschuldige Liebesabenteuer.

In Wien entstanden die ersten kleinen Dramen „die Braut" und „der grüne Domino" und wurden am 17. Januar 1812 am Wiener Burgtheater aufgeführt. Die talentvolle Schauspielerin Antonie Adamberger trug wesentlich zu dem Erfolge, welchen die Stücke bei dem lebensfrohen und unbefangenen Wiener Publikum ernteten, bei. Die „Braut" machte bald die Runde durch viele deutsche Städte, sie wurde auch in Weimar mit Beifall aufgenommen; Goethe meldete dem beglückten Vater (16. Nov. 1812), daß das kleine Lustspiel einen günstigen Eindruck gemacht habe. Die Kritik, z. B. der „Wiener Beobachter", spendete unumwunden Lob. Bald folgte die humorvolle Posse „der Nachtwächter" mit der köstlichen Figur des kleinstädtischen Philisters Tobias Schwalbe, welcher von den übermütigen Studenten Ernst Wachtel, in welchem sich der Dichter wohl selbst gezeichnet hat, und Karl Zeisig verspottet wird. In allen 3 Stücken, welche noch zumeist auf Liebhabertheatern gespielt werden, ist das Motiv der Verkleidung angewendet. Körners feinstes Lustspiel ist „die Gouvernante". Hier packen der zopfige Ernst, die Prüderie und altjüngferliche Klugheit der Gouvernante in ihrer Komik den Zuschauer mit wirklicher Gewalt, ingleichen der Umstand, daß eine siebzehnjährige Naive sich als siebzigjährige Matrone verkleidet und ihrer Erzieherin über die verderbte Welt eine wundervolle Moralpredigt hält. Mit feinstem Gefühle für Bühneneffekte ausgerüstet, verstand der Dichter es meisterhaft, kurz und bündig die Schwächen der Menschheit in ein heiteres Gewand zu kleiden. 1811 entstand auch „der Vetter aus Bremen", ein Einakter.

Der Vater wünschte bald Höheres als die Lieferung kurrenter Ware für das Wiener Theater. „Ich möchte, daß du einmal aufhörtest, deine Zeit auf kleine Stücke zu verwenden, und dich ernstlich an den „Konradin" machtest. Leider wurde gerade dieses großartig angelegte Trauerspiel nicht fertig. Allem Anscheine nach vermochte Körner die gewaltigen Vorarbeiten nicht zu überwältigen. Der Kleistschen Novelle „die Verlobung auf Domingo" entsprang der Dreiakter „Toni", ein Drama, in welchem Antonie die Hauptrolle spielte. Die Aufführung am 17. April 1812 übertraf seine kühnsten Erwartungen. Die Schauspielerin Adamberger hatte auch einen wesentlichen Anteil an dem Erfolg der „Sühne", einem Drama, das eine „gräßliche Geschichte" behandelt und als Schicksalstragödie erster Sorte trotzdem nicht ungeschickt in Scene gesetzt war. Ein

so kompetenter Urteiler wie Goethe äußerte gar bald seine Meinung über Theodor. Er erkannte in dem Verfasser der Stücke (Jena, 23. April 1812) „entschiedenes Talent, das aus einer glücklichen Jugendsfülle, Leichtigkeit und Feinheit sehr gute und angenehme Sachen hervorbringen könne." Der Altmeister freute sich insonderheit darüber, daß die Objekte so behandelt waren, als wenn sie in der moralischen und ästhetischen Welt abgeschlossen wären, ohne mit der politischen in Verbindung zu stehen. Eingehend kritisierte er auch das Technische, Verse und Rhythmus. Nimmermehr erkaltete sein Interesse an dem jungen Dichter, ja er wünschte, wohl mit Bezug auf das allzu zügellose Schweifen des dichterischen Talentes in „der Sühne", ein Uebersiedeln Körners aus dem „großen Wien" in das „kleine Weimar", um ihm dort Gelegenheit zur Klärung zu geben.

Der ganzen Welt wurde Körner hauptsächlich durch sein Trauerspiel „Zriny" bekannt. Das patriotisch-heroische, von einer glühenden Sprache getragene Stück, die darin gezeichneten Charaktere ergreifen mächtig. Zriny erscheint wie ein antiker Held, ein Leonidas oder Regulus, daneben seine hoheitsvolle Gattin, seine blühende Tochter Helene und der Heldenjünglich Juranitsch, ihr Liebhaber, welcher sie nach schwerem, innerem Kampfe selbst tötet. Am 30. Dezember 1812 wurde die Tragödie aufgeführt, sie ward während der Sommervilleggiatur des Dichters zu Döbling bei Wien geschrieben. W. von Humboldt und Fr. Schlegel hatten dieselbe vor der Aktion gehört und der Vater schrieb (8. September 1812), er erkenne nunmehr den Beruf seines Sohnes als Dichter an, er wolle ihn nicht mehr hindern, seiner Neigung zu folgen.

„Auf den Flügeln der Dichtkunst soll die gesunkene Nation sich erheben. Viel hast du empfangen und viel zu hoffen; daher deine Verbindlichkeit, die Würde deines Berufes nie zu vergessen. Dein Geschäft ist, alles Edle, Große und Heilige zu pflegen, wodurch die menschliche Natur sich verherrlicht." Doch warnt der Vater vor übertriebenen Hoffnungen. Die glänzende Aufführung des „Zriny", wobei der Dichter, eine damals ganz ungewöhnliche Erscheinung, gerufen ward, lenkte den Erzherzog Karl, den Helden von Aspern, auf ihn, er lud ihn (Jan. 1813) zu sich und freute sich „solch wackern jungen Deutschen kennen gelernt zu haben." Mit Wilh. von Humboldt hatte Theodor das Schlachtfeld von Aspern besucht und die Ballade „Hoch lebe das Haus Oesterreich" sowie das patriotische Lied „Auf dem Schlachtfelde von Aspern" gedichtet.

Schon ganz die Luft hereinbrechenden Kampfes atmet das einaktige Drama „Joseph Heiderich oder deutsche Treue". Dasselbe führt die That eines österreichischen Unteroffiziers vor, welcher mit Verlust seines Lebens dasjenige seines Lieutenants rettet. Es ist durch und durch ein patriotisches Stück und stellt die Pflichttreue und Vaterlandsliebe in glänzendem Lichte dar. „Der Tod, ruft der Held des Stückes aus, hat nichts Schreckliches, wenn er die blutigen Lorbeeren um die bleichen Lippen windet. Bei dem Allmächtigen! der Sänger Horaz hat Recht! es ist süß für sein Vaterland zu sterben! . . . Zum Opfertode für die Freiheit und die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Schnell zu den Fahnen, wenn euch die innere Stimme treibt!" Die folgenden Worte des einzig von Körner in Prosa geschriebenen Stückes, welches an patriotischen Gedenktagen eine Aufführung verdient, stehen als Motto am Eingange dieser Skizze.

Die übrigen großen Pläne des Dichters zerstörte sein früher Tod. Seine Tragödien insgesamt, welche einen inneren und äußeren Fortschritt in der Technik bekunden, eine zunehmende Läuterung seines Geschmackes, zeichnet reine, tiefe Sittlichkeit aus, welche von dem Boden der Gemeinheit und Sinnlichkeit zu idealen Höhen hebt. Ein Mangel seiner Dramen besteht darin, daß er vollendete Bösewichte neben vollendet edle Charaktere stellt. Ein tragischer Held darf weder durchaus gut noch durchaus edel sein; er verliert sonst seine Menschlichkeit und damit die Teilnahme der Menschen. Auch motiviert der Dichter das Böse in seinen Uebelthätern nicht, wodurch dem Hörer die psychologische Vertiefung in ihren Charakter vollständig zur Unmöglichkeit wird. Der „Zriny" läßt ahnen, daß Körner diese Mängel mit der Zeit überwunden haben würde.



In Wien stand der Dichter auf der Höhe des Glückes. Die Stadt hatte in reichstem Maße erfüllt, was Vater und Sohn davon erhofft hatten. Reich und Arm jubelte ihm zu, man sang seine Lieder, hörte seine Stücke, hohe Frauen und Männer buhlten gleicherweise um seine Gunst. Die Gräfin Engel, Frau von Weißenthurn und Karoline Schlegel luden ihn in ihre schöngeistigen, aristokratischen Zirkel. Dort las der Poet seine Werke vor, ehe sie den Weg in die weite Welt nahmen. Dort vernahm er anmutige Erzählungen, die Damen gaben Stoff zu Liedern und der Dichter sattelte den Pegasus. Wilhelm von Humboldt, welcher Körners geistige Entwicklung stets im Auge hatte, blieb es nicht verborgen, daß der Aufenthalt des Dichters in Wien, wo er meist in schauspielerischen Kreisen verkehrte, für die Dauer seinem dichterischen Schaffen nicht von Segen sein könne. Auch betrachtete er, bei aller Teilnahme für die geistigen Produkte des Jünglings, doch die allzu große Fruchtbarkeit und Ueberhastung seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit Mißtrauen. Daher gab er den Rat zu einer Uebersiedelung nach Weimar. Dort sollte unter Goethes weiser Leitung ein ernstes poetisches Streben ins Auge gefaßt und alte und ausländische Poesie tüchtig studiert werden. „Nur ein gleichsam uneigennütziges, frei durch das Interesse am Gegenstand geleitetes Studium, vermochte, nach Humboldts Ansicht, dem Dichter den wahren inneren Gehalt zu geben, den niemand entbehren kann, auch nicht der Poet, da sonst sein unmittelbares Gefühl ihn in die Gefahr bringt, für Gehalt zu nehmen, was es nicht ist." Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. Denn Körner war zu fest von der Liebe Banden gefesselt. Sein Schutzengel, seine traute Fee, welche der Himmel ihm erlesen, war die schon genannte Schauspielerin des k. k. Hofburgtheaters in Wien, Antonie Adamberger. Er hatte sie bei den Leseproben seiner Erstlingsstücke kennen gelernt. Schon am 20. Mai 1812 konnte er dem Vater berichten, daß seine Liebe erwidert werde. Und nun schildert er in überschwänglichen Briefen den Eltern sein hohes Glück, die Vorzüge seiner angebeteten Geliebten und ihren veredelnden Einfluß. Hören wir über sie auch die Stimme der Mutter Körners, welche wohl bei der Wahl ihres geliebten Sohnes die schärfste Kritik anlegte: „Toni", heißt es in einem Briefe vom 27. September 1837, „war sehr schön, sehr liebenswürdig und ihr Ruf tadellos. Der Vater war entzückt wie der Sohn und hatte seine Einwilligung in Wien, wo wir im Jahre 1812 waren, gegeben." Sie bezauberte den Dichter namentlich durch den Gesang rührender Lieder. An den Vater schreibt er: „Was hat sie für unendliche Gewalt über mich! Sie hat mich aus all den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Lust an Trinkgelagen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war und mich geliebt! Gott, das verdiene ich nicht so! —" „Wie der letzte Sommer und der jetzige mich so ganz verschieden begrüßen! Damals war ich krank und schwach und ein roher, wilder Bursche obendrein, der sich in seichter Gesellschaft von Studenten herumschlug, und jetzt bin ich so stark und frisch und glücklich überdies, und etwas abgeschliffen von Zeit und Menschen."

Antonie galt in den feinsten Wiener Kreisen, wo sie überall gern gesehen war, als ein Muster unantastbarer Sittenreinheit und jungfräulicher Würde. Man nannte sie im Scherz einen „dragon de la vertu".

Körners Eltern erschienen im August 1812 in Wien, prüften und segneten die Wahl. Und Toni als Künstlerin fühlte sich ihrerseits zu einem Manne wie dem alten Körner hingezogen, welcher das feinste ästhetische Verständnis besaß und allem wahrhaft Edlen eine unbegrenzte Hochachtung entgegenbrachte. Nach der Abreise der Dresdener korrespondierte sie fleißig mit ihnen. Einer ihrer Briefe, handschriftlich in der königl. Bibliothek zu Berlin niedergelegt, lautet: „Ich habe Ihnen freilich gar nichts anzubieten, was Ihnen das Glück meines geliebten Theodors sicherte, — als Liebe, aber herzliche, reine, wahre Liebe. Weder Verstand noch Witz, weder Talente

noch Reichtum, ein Herz voll Liebe und Treue, voll vom Bilde meiner Mutter, deren Ebenbild zu werden ich mich bestrebe."

Die Zukunft erschien im rosigsten Lichte, als der Dichter, damals 21 Jahre alt, zum k. k. Hoftheater-Poet ernannt wurde. Das war ein Amt, welches ihn vor materiellen Sorgen vollständig schützte, seine Arbeitskraft nicht aufrieb und ihm freie Zeit und Urlaub zu Reisen genugsam gewährte. Auch wurde ihm eine Pension in Aussicht gestellt. Der Vater war über dieses unverhoffte Glück hoch erfreut, mahnte aber, die höheren Aufgaben des Dichters nicht aus den Augen zu verlieren. Im Geiste Schillers rät er, sein Theodor möge ein wirklicher Erzieher und Lehrer seines Volkes werden, und als solcher für Wahrheit, Recht und menschliche Würde eintreten. „Was die Propheten des Alten Testamentes waren, ist für das jetzige Zeitalter der Dichter." „So hätte auch ich gern gewirkt, aber wohl mir, wenn du ausführst, was ich gewollt."

Körners Glück stand auf dem Höhepunkt, als der Sturm losbrach, welcher die junge Eiche knickte. Schon immer war es sein Entschluß gewesen, für Deutschlands Rettung als Kämpfer einzutreten. Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte er wiederholt die politischen Ereignisse verfolgt. Mit den Besten des preußischen Volkes erwartete er das Morgenrot der Freiheit. Seine glühende Vaterlandsliebe und die echt deutsche Gesinnung waren ein Erbteil seines Vaterhauses. Fleißig korrespondierte er mit seinem Freunde Friedrich Förster, der damals in Dresden weilte, über die politische Lage. „Himmel Element!" ruft er in einem Briefe aus, „hier ist ihnen meine Zunge zu scharf (er meint die geheime Polizei Napoleons) und ich sehne mich dahin, wo meine Klinge noch nicht scharf genug sein wird." Und in einem anderen (20. Februar 1813) heißt es: „Während auf der Bühne der Weltgeschichte große Rollen verteilt werden, sitze ich noch hier und schmiere Verse für die Kulissenreißer." Auch dem Vater offenbart er, daß nun ein großer Augenblick des Lebens für ihn heranrückt. „Sei überzeugt, Ihr findet mich Euer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte." Nun erscholl der berühmte preußische Aufruf König Friedrich Wilhelms III. Nichts hielt ihn nun noch an Wien zurück: „Deutschland" rief er aus, „steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Brust seufzt nach ihrem Vaterlande — laßt mich ihr würdiger Jüngling sein! —" Das Soldatenleben will er gegen das sorgenfreie Leben eintauschen, kein Opfer dünkt ihm zu groß für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. „Eine große Zeit will große Herzen, und fühl ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in diesem Völkerbrand, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? . . . Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kanns Euch nicht ersparen!" (Wien, 10. März 1813.) Der Brief enthält am Schlusse die Mitteilung, daß er in wenigen Tagen von Wien abreisen und in Breslau eintreffen werde, und daß seine geliebte Toni, wenn sie ihn auch unter Thränen scheiden sähe, doch in rechter Seelengröße seinen Entschluß billige. Dennoch wurde ihm der Abschied von Wien, seinen Freunden und vor allem von seiner herzigen Braut recht schwer. „Wäre das schon überstanden, warum mußte die gerade Straße der Pflicht unbarmherzig manch stilles Blümchen niedertreten, das gerne am Wege aufgeblüht wäre?" In Breslau, wohin sich der Dichter begab, warb gerade Major von Lützow die bekannte Freischar. An 1500 Männer und Jünglinge aus den besten Ständen: Gelehrte, Künstler, frühere Offiziere, Gutsbesitzer und Studenten, welche der gemeinsame Tyrannenhaß und treue Vaterlandsliebe geeinigt hatte, folgten dem Rufe.

Noch kurz vor der Abreise von Wien hatte Körner das Lied „Durch" gedichtet; Veranlassung dazu war ein Petschaft gewesen mit einem Pfeile, der auf eine Wolke zufliegt. Er übersendete das Gedicht seinem Freunde Förster mit der Bemerkung:



„Durch“, so heißt der Wahlspruch des Petschafts, der nun auch der meine geworden ist. „Ich fühle mich als Pfeil und mein Weg liegt vor mir.“

„Durch, Brüder, durch! Dies werde
Das Wort in Kampf und Schmerz.
Gemeines will zur Erde,
Edles will himmelwärts!“

In einer Dorfkirche zu Rogau, unweit Zobten, geschah die feierliche Einsegnung der Lützower. Einen Choral zu der Handlung hatte Körner gedichtet. Darauf folgte die ergreifende Rede des Ortspastors. Kein Auge blieb trocken. Dann wurde der Eid geschworen, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder zum Tode zu gehen. Der Kriegseid wurde auf die Schwerter der Offiziere geschworen. „Ein feste Burg ist unser Gott“ schloß die ergreifende Feier.

Seine militärischen Pflichten erfüllte der Dichter pünktlich und eifrig; dabei kam ihm seine körperliche Gewandtheit und seine Uebung im Reiten und Fechten recht zu statten. Die Waffengenossen gewannen den allezeit treuen und freundlichen Kameraden herzlich lieb. Manch düstere Stunde wurde durch seinen Humor, seine geselligen Talente verschönt. Die Neueintretenden unterrichtete der Dichter mit Lust im Exerzierreglement, im Wach- und Felddienst. Man brach bald von Schlesien nach Sachsen auf. In den Mußestunden dieser Marschtage entstanden die Kriegslieder, welche eine von Körner begründete Feldkapelle nach bekannten, oder von dem Dichter selbst komponierten Melodien sang. Das feurige Lied gab den Ermüdeten neuen Mut und frische Kraft, es entflammte die Zagen und Schwachen und stärkte die Beherzten. Dem Aufruf des Königs antwortet der Dichter mit der Mahnung, die wie Posaunenton die deutschen Lande durchzieht:

„Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.“

Und auf die volkstümliche Bedeutung des Befreiungskrieges weist er hin mit den Worten:

„Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!“

Im Lied der „schwarzen Jäger“ wird der Geist, der diese Schar der Rache beseelt, geschildert:

„Klein ist die Schar, doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott!
Mit Gott — Einst geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf.
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf.“

Dieses ernste Vertrauen auf die weise Führung des Höchsten spricht sich aus in dem „Reiterlied“:

„Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja, Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott.“

Namentlich die sangeslustigen deutschen Studenten im Freikorps begeisterten sich an den Freiheits- und Kampfesliedern. Diese flotten Burschen, welche aus allen Universitäten zusammengeströmt waren, deren Roheiten und Gemeinheiten indes durch die heilige Weihe ihres Berufes gebändigt wurden, fühlten, daß diese markige Sprache den lang darniedergehaltenen Haß gegen den Tyrannen, ihren Haß, predigte, daß in den herzigen Liedern sich die Sehnsucht nach einem freien Vaterlande offenbare. Und auch etwas von dem philosophischen Gehalt Fichtes, von dem sittlichen Pathos Schillers

fand sich in diesen Zeitgedichten, Mahnungen an das Herz zur Bekämpfung der Leidenschaften, der unreinen Mächte des Innern klangen hindurch und predigten den Sieg über dieselben in Verbindung mit dem Sieg über die Feinde. Jeder Funken zündete. Die kriegerische frohe Stimmung fand ihr Echo im weiten Vaterlande.

Durch die Stimmen der Kampfgenossen erhielt Körner die Stelle eines Oberjägers im Korps. Als Marschkommissar traf er die Seinigen in Dresden am 6. April zum letzten Male. Sein Vater segnete ihn zu dem hehren Berufe. Vergeblich, wie es scheint, forderte der Dichter vor seinem Abschied in einem Aufrufe: „An das Volk der Sachsen von ihren Brüdern" die wehrbaren, jugendlichen Landsleute auf, sich zu den Lützowern zu sammeln. „Wer nicht mitziehen kann, helfe der allgemeinen Sache mit Rüstung und Zuspruch! Nicht Söldner sind wir; der Frieden, das Glück führt uns auseinander, wie uns Rache und Kampf zusammengeführt. Wenn der Feind darniederliegt, wenn die Feuerzeichen von den Bergen des Rheins herüberrauschen und das deutsche Banner im Hauche französischer Lüfte flattert, dann hängen wir das Schwert in den Eichenwäldern des befreiten Vaterlandes auf und ziehen heim in Frieden."

In Leipzig wurde Körner zum Lieutenant befördert. „Lützows wilde Jagd" ist während eines einwöchentlichen Aufenthalts daselbst entstanden. Die Freischar nahm nicht an den Schlachten von Großgörschen und Bautzen teil, man verwendete sie zum sogenannten Guerillakampf. Sie sollte durch blitzschnelle Bewegungen, durch rastloses Aufsuchen und Angreifen des Feindes im Rücken und auf den Flügeln dem Heere voranleuchten. Ganz Deutschland hatte Großes von ihr gehofft und nun hatte sie keinen Erfolg aufzuweisen. Das Vertrauen zu ihr sank daher in Deutschland. Es ist möglich, daß zum großen Teil ungeeignete Führung des Korps dasselbe zur verhaßten Unthätigkeit verdammte. Körner brach darüber in Klagen aus, als er bei Sandau die Elbufer Tags und Nachts bewachen mußte:

„Gieb mir Lieder oder Tod!"

Endlich wurde sein heißester Wunsch erfüllt. Major von Lützow nahm ihn zu einem glänzenden Rekognoscierungszug durch Thüringen mit. Die tolle Reiterschar schädigte die Franzosen nicht unerheblich, Kuriere mit wichtigen Depeschen wurden aufgefangen, allerlei Transporte wurden abgekniffen, schwächere Militärposten überwältigt, die Kommunikation der Feinde unterbrochen. Die weiteren Erfolge der Schar müssen wir hier übergehen, sie sind trefflich in Beitzkes Geschichte der deutschen Freiheitskriege dargestellt.

In Hof erhielt die Freischar am 9. Juni Kenntnis von dem am 5. Juni abgeschlossenen Waffenstillstand, nach dessen Bestimmungen alle Streifzügler des linken Elbufers spätestens am 12. Juli auf das rechte Elbufer zurückgekehrt sein mußten. Als Napoleon, welcher am 10. Juni in Dresden eintraf, erfuhr, daß Lützows Reiterei wider den Vertrag sich noch auf dem linken Elbufer umhertrieb, beschloß er, an der „schwarzen Schar" unter dem Vorwande des Vertragsbruchs Rache zu nehmen. „Sachsen sollte von den Räubern befreit und sie vernichtet werden, wo man sie auch fände." Der Major hatte die Absicht, auf dem kürzesten Wege zu seinem Fußvolke zu stoßen und gelangte, da die feindlichen Befehlshaber ihm freien Durchzug gewährleisteten, auf der Chaussee bis nach Kitzen, einem in der Nähe von Lützen gelegenen Dorf. Plötzlich sah er sich von zehnfacher Uebermacht angegriffen. Mit einem Trompeter, mit Körner als Parlamentär, welcher das Schwert in der Scheide trug, sprengte Lützow an den Standort des französischen Generals Fournier, Aufklärung heischend. Da wird ihm die Antwort zu teil: „Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für Sie!" Und nun folgte sofort der Angriff der Franzosen auf die 3 Schwadronen der Lützower, die teils gefangen, teils niedergehauen wurden. Körner erhielt von dem feindlichen Anführer drei schwere Kopfhiebe, er sank zurück, raffte sich indes auf, sein Pferd trug ihn noch rechtzeitig in einen nahen Wald, wo er sich, von nächtlichem Dunkel geschützt, im Dickicht barg.

Dort verband er mit einem Kameraden seine Wunde, als die Feinde nahten. Körner verlor seine Geistesgegenwart nicht, er kommandierte: „Die vierte Eskadron soll vorrücken.“ Die Franzosen hemmten, Uebermacht fürchtend, ihren Schritt, sie waren zu feig, tiefer in das Gehölz einzudringen. Körner, bereit zu sterben, schrieb mit zitternder Hand in seine Schreibtafel das rührende Sonett: „Abschied vom Leben“ („Die Wunde brennt, — die bleichen Lippen beben“) mit dem tiefergreifenden Schluß:

„Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ichs nun Freiheit, ob ichs Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh ichs vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.“

Dann schlief er ein. Am Morgen retteten den durch starken Blutverlust erschöpften Dichter zwei Bauersleute und brachten ihn auf abgelegenen Pfaden nach Groß-Zschocher. Dort haben ihn patriotische Männer, welche sich nicht durch französisches Geld bestechen ließen, gepflegt, bis ihn ein Leipziger Freund, Kunze, welchen er brieflich benachrichtigt hatte, in Begleitung eines geschickten Professors der Medizin aufsuchte, ihn mit bürgerlicher Kleidung versah und in einem Kahn bis zu einem Gartenpförtchen der Vorstadt brachte, wo er dann sicher in Leipzig geborgen ward. Mit sich hatte er die Kriegskasse dem Vaterlande erhalten. Major Lützow rettete sich damals bis an den Harz, von da auf vielen Umwegen auf das rechte Elbufer. Von jener Zeit an hatte das Freikorps aufgehört, als selbständiger Truppenkörper zu gelten, die Reiterei hob sich zwar wieder, wurde aber mit der Artillerie und den Jägern zu Fuß dem an der Niederelbe stationierten General Wallmoden zugeteilt, dessen Aktionen nicht von Bedeutung waren.

Körner erholte sich zusehends rasch. Schon nach fünf Tagen finden wir ihn auf einem Landgute bei Borna, drei Stunden von Leipzig. Von dort eilte er unter einem fremden Namen nach Karlsbad, um völlige Heilung zu suchen. Eine mütterliche Freundin, Elisa von der Recke, pflegte ihn, seine Lieben daheim erhielten Trostbriefe.

Nach 14 Tagen verließ Körner Karlsbad und begab sich über Schlesien nach Berlin, um nach Beendigung des Waffenstillstandes wieder an seinen Posten zu treten. In Berlin lebte er einige Tage im Hause des Hofrats Parthey, wo er eines Abends aus einem kleinen Heftchen, „Leyer und Schwert“ betitelt, seine Kriegslieder vortrug. Nach einem längeren Aufenthalt beim Grafen Geßler, wo er unter anderen berühmten Leuten auch Ernst Moritz Arndt kennen lernte, traf der Dichter am 13. August wieder bei seinem Korps ein, welches bis zum 26. tägliche Kämpfe zu bestehen hatte. Mit Begeisterung griff Körner zu den Waffen und dichtete sein berühmtes Kriegslied: „Männer und Buben“ („Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“). C. Maria von Weber hat dieses sturmartig fortreißende Lied komponiert, es ist Gemeingut des deutschen Volkes.

„Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann.“

Wenige Tage vor seinem Tode schrieb Körner an Parthey in Berlin: „Liebster Hofrat! Ich lebe noch, seit dem 17. schlagen wir uns alle Tage. Die Truppen haben sich konzentriert; ich erwarte in diesen Tagen einen Hauptschlag. Das Biwak hindert mich am längeren Schreiben. Tausend Grüße an Alle. Meinen Eltern Nachricht, so bald es möglich ist; den Brief bitte ich zu besorgen. Gott mit Euch und mit uns! Theodor Körner.“

Am 26. August beschloß Lützow, mit einem Teil der Jäger einen Streifzug im Rücken der Feinde auszuführen. Man setzte den Weg bis zu einem unweit Rosenberg gelegenen Walde fort und erwartete im Versteck einen Kundschafter, welcher über die Zugänge zu einem einige Stunden entfernten Lager Nachrichten bringen sollte. Am dämmernden Morgen jenes Tages hatte Körner während der Rast im Gehölz sein unsterbliches „Schwertlied“ gedichtet. Er las es seinen aufgeregten Kameraden vor,

welche es sogleich nach einer bestehenden Melodie sangen und in das „Hurra! Hurra!" lebhaft einstimmten, wobei sie munter mit den Schwertern klirrten. Auf einer Anhöhe spähten Kosaken nach dem Feinde aus. Um 7 Uhr morgens gewahrten sie eine von zwei Kompagnien Infanterie begleitete Transportkolonne. Major von Lützow gab Befehl zur sofortigen Aufhebung derselben. Die Kosaken mußten den Angriff an der Spitze machen, Lützow selbst beabsichtigte mit einer halben Eskadron dem Feinde in die Flanke zu fallen, die andere Hälfte wurde kommandiert, geschlossen den Rücken zu decken. Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, in einem westlich von Rosenberg gelegenen Gehölz, kam es zum Kampfe. Der Feind leistete nur kurzen Widerstand und flüchtete über eine schmale Ebene in ein Unterholz. Von diesem Hinterhalte aus entsandten Tirailleurs ihre Kugeln. Körner verfolgte sie mit Ungestüm. „Wir wollen noch mal drauf gehen, Bruder!" rief er dem Oberjäger Hellfritz zu, und als stark auf die Lützower aus dem Wäldchen gefeuert wurde: „Die Hallunken! wer ein braver Kerl ist, der folgt mir!" Auf mehrmaliges Appellrufen von seiten des Korps hörten die Kühnen nicht. Da erhielt der weithin leuchtende Schimmel Körners, die Zielscheibe der Feinde, einen Schuß durch den Hals, worauf das tödliche Blei dem Dichter in den Unterleib drang. Vom Pferde sinkend, rief er seinen Kameraden zu: „Da hab ich eins — schadet weiter nicht!" Zum Tode verwundet, färbte er mit seinem Herzblut die grüne Heide. Der edle Friesen, Hellfritz und der Wachtmeister Zenker eilten herzu, um den Fuß des Dichters, welcher noch im Bügel hing, herauszubringen. Körner hatte geendet. Sein Schimmel jagte davon. Sanft trug man ihn in den nahen Hochwald und übergab ihn einem geschickten Wundarzte. Aber alle menschliche Hülfe war vergebens. Das Gefecht nahm bald ein Ende, da nunmehr die Lützowschen Reiter wie gereizte Löwen in das niedrige Gebüsch eindrangen und dem Feinde den Garaus machten. Außer Körner war auch ein russischer Freiwilliger, Graf Hardenberg, der Führer der Kosaken, und drei Lützowsche Jäger gefallen. Man legte die gefallenen Krieger auf Wagen und führte sie nebst den Gefangenen und der erbeuteten Transportkolonne nach Wöbbelin. Am selben Tage, wo der Sänger und Held sein Leben aushauchte (26. August 1813), siegte Blücher an der Katzbach.

Herrliche Worte widmete dem Dichter später Immermann auf dem Feste der Freiwilligen zu Köln. „Ein schönes, beneidenswertes Leben! Indem er den Kriegsrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab; er ist ein anderer geworden. Von Feldwacht zu Feldwacht, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, eigene, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen stellt; er dichtet ein Schwertlied, einen der höchsten Laute unserer Sprache; da werben schon die Trompeten; er wirft den Stift weg und ergreift die Eisenbraut, welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glückes tritt ihn der Tod an, rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat, und die Brüder geben ihm den Feuergruß in die erkämpfte Gruft. Er fehlte im Siegesheimzuge; aber er ruht, wie er es gehofft, in freier Erde, und lebt, wie er es verdient, im deutschen Volke fort, von Geschlecht zu Geschlecht: denn was berauscht die Leyer einst besungen, das hat des Schwertes freie That errungen."

Mit tiefer Rührung trafen die edlen Waffengenossen Förster, Ackermann, von Thümmel, von Nostitz Anstalten zur Bestattung ihrer Kameraden. Man wand Kränze aus Eichenlaub und baute ein Paradebett in einem eingangs des Dorfes Wöbbelin gelegenen Bauernhause auf, legte den Leichnam des Dichters in einen Sarg und umwand das geliebte Haupt mit einem Eichenkranz. Viele sahen ihn noch. „Ein ernster Friede war über die edlen Züge des Gesichts gebreitet, vollkräftig in jugendlicher Schöne lag er da, dem Anscheine nach mehr noch dem Leben wie dem Tode angehörig." Zwei Maler zeichneten ihn, dann wurde er hinausgetragen, um unweit der Straße, welche durch Wöbbelin von Ludwigslust nach Schwerin führt, unter den herabhängenden Aesten einer kräftigen hohen Eiche bestattet zu werden. Gedämpfter Trommelschlag begleitete den Trauerzug. Wegen Nähe der Feinde mußte die Ehrensalve aus Gewehr und



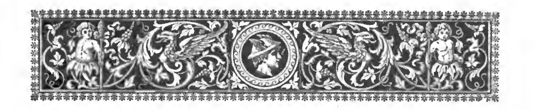
Geschütz unterbleiben. Die ernsten Männer stimmten den erhabenen Totengesang, das Körnersche „Gebet vor der Schlacht" („Vater ich rufe dich") an und senkten den Helden in die Gruft. Dann schied die Zeltgenossenschaft mit dem Abschiedsgruß: „Das war Lützows wilde verwegene Jagd." Ein alter Lehrer aus Berlin schnitt Namen und Datum: „Theodor Körner, den 26. August 1813" in die das Grab überschattende Eiche.

Die unglücklichen Eltern erfuhren erst lange nach dem Tode ihres Sohnes bestimmt die traurige Mär, nachdem bereits Berliner Zeitungen dieselbe gemeldet hatten. Mit wahrhaft römischer Standhaftigkeit ertrug der Vater Körners das Geschick seines Sohnes, dessen Tod für ihn eine „seelenerhebende Wirkung" hatte. In einer Anzeige der Leipziger Zeitung vom 10. November 1813 schrieb er: „Einen solchen Verlust zu überleben, findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert." Mutter und Schwester ertrugen nur schwer den herben Verlust. Zwei Jahre nach dem Tode des Bruders (15. März 1815) folgte ihm die Schwester ins Grab nach; sie konnte seinen Verlust nicht verschmerzen. Nun standen die alten Leute allein. Körner wurde nach Berlin versetzt, wo er von 1815—1831 als Staatsbeamter und Freund von Kunst und Wissenschaft lebte. Der lichtvollen Gestalt des Vaters reihte sich im Tode Tante Doris an. Beide wurden zu Wöbbelin bestattet, wo auch die Schwester Emma ruhte. Nur die alte Mutter überlebte ihre ruhmreiche Familie. Aus einem Briefe an Frau von Wolzogen ersehen wir die stille Resignation der hehren Greisin: „Obs auch nun dunkelt um mich und mich Schatten umfangen — vergesse ich nicht, wie mir Gottes Sonnenlicht an tausend Morgen erschienen, heiter und unendlich glücklich, und mein weinendes Auge hängt an der Vergangenheit in stiller Zuversicht — wie lange kann es noch dauern? (1833.) Sie starb uralt 1843; auch sie ward in Wöbbelin beigesetzt. In der Mitte des Platzes vor der Eiche ist Theodor Körners Grab, davor steht ein einfaches Denkmal. Leyer und Schwert, von einem Eichenkranz umwunden, sind auf einem vierseitigen Altar postiert. Auf der Vorderseite desselben stehen die Worte:

„Hier wurde
Karl Theodor Körner
Von seinen Waffenbrüdern
Mit Achtung und Liebe
Zur Erde bestattet."

Körners Muse trägt einen jugendlichen Charakter. In seinen Liedern missen wir nicht Lebensfreude, Witz, Frische, natürliche Beredsamkeit und Klarheit. Seine Liebe zum Vaterlande, für die Freiheit und Größe der deutschen Nation spiegelt sich in seinen Liedern. Er selbst hat seinen Idealismus in Thaten bewiesen und mit dem Tode besiegelt.

„Wir haben sie gesungen diese Lieder in unserer Jugend, unsere Söhne singen sie, sie begleiten die Heere aufs Schlachtfeld, sie erschallen beim Wachtfeuer nach dem blutigen Tage, sie werden die Herzen erheben, so lange ein deutsches Herz schlägt und sa lange unsere Eichenwälder noch rauschen," sagt von unserem Theodor der treffliche Hermann Lingg, und Heinrich von Treitschke urteilt über den Dichter wohl am wahrsten in seiner Geschichte „Keiner hat den Sinn und Ton der schwärmerischen Jugend jener Heldenzeit glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leyer und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie des Befreiungskrieges."



Moltke.

Mit den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ des Grafen Moltke, deren dritter Band vorliegt, erhält das deutsche Volk ein Werk, das an Reichtum des Inhalts und Klarheit des Stils gerade so ausgezeichnet ist, wie der Mann selbst. In seiner Darstellung des deutsch-französischen Krieges ist jedes Wort von ihm selbst niedergeschrieben, während das Generalstabswerk, von mehreren Verfassern bearbeitet, nur unter seiner Leitung entstand und in erster Linie mehr für das Heer als wie für das Volk bestimmt ist. Wie es der Generalfeldmarschall selbst anerkannt hat, ist dieses Werk zu fachmännisch gehalten, und bedürfte es einer auszugsweisen Bearbeitung, um es auch für einen großen Leserkreis lesbar zu machen. Dieser Ausgabe hat sich nun der große Stratege selbst unterzogen, indem er noch einmal vom Standpunkte des Generalstabschefs aus die Ereignisse an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt und in knappster Form die einzelnen Kriegsbilder dem Leser klar vorführt. Wenn gegenwärtig, beinahe ein Menschenalter nach jenem großen Waffentanze, eine Darstellung des Krieges erscheint, so erwartet jeder zunächst, neben der Darstellung der Ereignisse, daß auch eine *kritische Beurteilung* der handelnden Personen, ihres Auftretens, ihrer Entschlüsse, ihres Anteils am Erfolge, oder ihrer Schuld an Mißerfolgen gegeben werde. Und wer wäre mehr befähigt und berechtigt zu einer solchen Kritik, als der große Stratege, der im militärischen Wissen und Können allen anderen Heerführern „über“ war, und der dank seiner Stellung im Mittelpunkt der Ereignisse die Handlungen jedes Einzelnen übersah, ihre Schwächen, ihr Zögern, ihre Unselbständigkeit, ihre taktischen Fehler ganz genau kennen lernte. Der Feldmarschall ist sich jedoch im Unterschied von vielen seiner Zeitgenossen der Pflicht zur Diskretion und der Rücksicht auf Mitlebende derart bewußt gewesen, daß er es ziemlich geflissentlich vermieden hat, eine solche vielleicht an sich berechtigte Kritik zu üben. Ja er geht so weit, daß er es für „eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe“ erklärt, „gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen“ — ein Satz, dem doch nur sehr bedingte Allgemeingültigkeit zugestanden werden kann. Wie weit Moltke selbst ihn gleichwohl zur Richtschnur seines Verhaltens gemacht, ergiebt sich z. B. daraus, daß die Mißhelligkeiten mit dem General *von Steinmetz*, welche zu dessen Abberufung vom Kriegsschauplatz führten, mit keinem Worte erwähnt werden. Nur an einzelnen Stellen läßt die Wahl des Ausdrucks eine maßvolle und zurückhaltende Kritik, einen Hinweis, wie dieses oder jenes zweckentsprechender hätte angeordnet werden können, zwischen den Zeilen herauslesen.

Was nun aber vor allem das Werk auszeichnet, ist die völlig unparteiische, von keiner Nebenabsicht geleitete Darstellung des großen Kampfes. Das ist es, was ihn von allen anderen Feldherren unterscheidet, die in gleicher Weise zur Feder gegriffen haben. Xenophon läßt sein Verdienst bei Leitung des denkwürdigen Rückzuges nicht allzu schüchtern hervortreten, Cäsar schrieb seinen Gallischen Krieg in nicht mißzuverstehender Absicht für seine Parteigenossen in Rom. Die Denkwürdigkeiten von St. Helena werden kaum noch von irgend jemandem als Geschichtsquelle ernst genommen; sie sollen nur den Korsen rechtfertigen, ihn von allen Sünden und Fehlern rein waschen, ihn als schuldloses Opfer darstellen und den Wunsch nach seiner Rückkehr in Frankreich lebendig erhalten. Von allen solchen Nebenabsichten ist das Moltkesche Werk frei. Klar, einfach und sachlich vom ersten bis zum letzten Wort; man lese nur einmal seine gelegentlich des Eingreifens des pommerschen Armeekorps bei Gravelotte und an anderen Orten (S. 58, 131, 169) geübte Selbstkritik, weder ein Xenophon, Cäsar oder Napoleon würden jemals solche Worte geschrieben haben. Deutlich gewinnt man den Eindruck, wie sehr es dem Verfasser darauf ankommt, dem Gegner gerecht zu werden, dessen Mut er bei jeder Gelegenheit in das hellste Licht stellt, und dessen Niederlage er im Grunde auf die Kopflosigkeit der obersten Kriegführung Frankreichs zurückführt. Die einzelnen Korps sollen durch den bloßen Anprall auf die deutschen Linien gut machen, was die Führung vom Anfang bis zum Schluß des Krieges verschuldet hat, und die Verwirrung ist so verhängnisvoll, daß sie sich mit jedem Tage zu steigern scheint. Unvorbereitet wird der Krieg begonnen, und unvorbereitet wird der letzte entscheidende Kampf aufgenommen, der zur Uebergabe von Paris

und damit zum Friedensschluß zwingt. Die Einführung, die der große Marschall der Geschichte des Krieges vorausschickt, berührt meist schon bekannte Erscheinungen, Betrachtungen wie sie derjenige, welcher die Geschichte mit offenem Auge verfolgt, angestellt haben wird; aber die einfachen und schlichten Sätze der Einführung geben Wahrheiten in so überzeugender Weise Ausdruck, daß wir sie im Wortlaute unseren Lesern bringen wollen, zumal manche davon von dem großen Marschall im Reichstage wiederholt verfochten, als Kampfmittel in dem Wortstreit um die Frage der Heeresvermehrung und Neugliederung ausgesprochen worden sind: „Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen.“ (Das war der Krieg mit beschränktem Ziel und beschränktem Einsatz.) — „Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel.“ (Das ist der Krieg der Völker in Waffen, der Krieg, der um Sein oder Nichtsein geführt wird, der Krieg, der seiner eigensten Natur wiedergegeben wurde und in dem es heißt, Alles an Alles setzen.) „So lange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können“ (Wer würde hier nicht an des Marschalls Brief an Bluntschli erinnert?), „aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind.“

„Ueberhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem Einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein würde, und öfters wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden, als eine Volksvertretung von Weisen. Die großen Kämpfe der neueren Zeit sind gegen Wunsch und Wollen der Regierenden entbrannt. Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessenten ins Feld zu rufen vermag. Mexiko und Aegypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren. Weniger kommt es heute darauf an, ob ein Staat die Mittel besitzt, Krieg zu führen, als darauf, ob seine Leitung stark genug ist, ihn zu verhindern. So hat das geeinigte Deutschland seine Macht bisher nur dazu gebraucht, den Frieden in Europa zu wahren; eine schwache Regierung beim Nachbar aber ist die größte Kriegsgefahr.“

„Aus solchen Verhältnissen ist auch der Krieg von 1870/71 hervorgegangen. Ein Napoleon auf dem Thron von Frankreich hatte seinen Anspruch durch politische und militärische Erfolge zu rechtfertigen. Nur eine Zeit lang befriedigten die Siege der französischen Waffen auf fernen Kriegsschauplätzen; die Erfolge des preußischen Heeres erregten Eifersucht, sie erschienen als Anmaßung, als Herausforderung und man verlangte Rache für Sadowa. — Die liberale Strömung des Zeitalters lehnte sich auf gegen die Alleinherrschaft des Kaisers; er mußte Bewilligungen zugestehen, seine Machtstellung im Innern war geschwächt, und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle.“

Die Darstellung der Geschichte des Krieges selbst zerfällt in zwei Abschnitte. Der eine derselben reicht vom Kriegsbeginn bis zu der Schlacht, die den Krieg gegen das Kaisertum beendet, bis zur Schlacht von Sedan am 1. September; der zweite umfaßt den Rest des Krieges. Art und System der Kriegsführung auf beiden Seiten werden klar beleuchtet, Schlußurteile fassen dort, wo ein Wendepunkt in der kriegerischen Thätigkeit eintritt, die Lage klar zusammen, aus welcher heraus in neues Handeln übergegangen wird.

Auf Grundlage einer vom Chef des preußischen Generalstabs ausgearbeiteten Denkschrift wurden die gesamten mobilen Streitkräfte in drei gesonderte Heere gegliedert. Die drei Armeen zusammen zählten 384,000 Mann.

Sonach war das deutsche Heer dem französischen an Zahl erheblich überlegen. Alle Besatzungs- und Ersatztruppen mitgerechnet, standen nahezu 1,000,000 Mann und über 200,000 Pferde in Verpflegung.

Die Nacht zum 16. Juli hatte den Allerhöchsten Befehl zur Mobilmachung gebracht, und als 14 Tage später Se. Majestät sich nach Mainz begab, waren am Rhein und vorwärts desselben bereits 300,000 Mann eingetroffen.

„Der vom Chef des Generalstabs eingereichte und vom König genehmigte Feldzugsplan faßte von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge, welche in Frankreich von größerer Bedeutung ist, als in anderen Ländern. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hülfsmitteln reichen Süden ab- und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Maßgebend vor allem aber war der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, unverzüglich anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuhalten, daß es mit überlegener Zahl geschehen könne.“ Moltke sagt dann sehr wahr weiter: „Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu thun vermag.

Das Abrücken der französischen Truppen in immobilem Zustand, eine an sich sehr bedenkliche

Maßregel, schien den Zweck zu haben, mit den gleich anfangs verfügbaren Streitmitteln und so vielleicht mit augenblicklicher Ueberlegenheit den sich erst entwickelnden Aufmarsch des deutschen Heeres zu überraschen.

Dennoch wurde die Absicht nicht aufgegeben, diesen ersten Aufmarsch gleich vorwärts des Rheins zu bewirken. Der Eisenbahntransport zwar sollte für die Korps der zweiten und dritten Armee am Rhein enden, von dort aber der Fußmarsch in Kantonnements fortgesetzt werden, welche am linken Ufer des Stroms vorgesehen waren. Dort hatten die zuerst eintreffenden Staffeln nur in dem Maße vorzurücken, wie nötig, um den Nachfolgenden Raum zu gewähren; zunächst bis an die Linie Bingen—Dürkheim—Landau. Erst wenn geschlossene Divisionen und Korps versammelt und mit dem nötigsten Fuhrwerk versehen waren, sollte der weitere Vormarsch gegen die Grenze angetreten werden, und zwar so, daß man jeden Augenblick bereit war, dem Feinde zu begegnen."

In knappen, kurzen Schilderungen erhalten wir ein Bild von den Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Spichern. Wir gewahren, mit welcher Ruhe die deutschen Führer dem in Verwirrung geratenen französischen Heere folgen, und es leuchtet uns die Notwendigkeit der einzelnen Bewegungen auf deutscher Seite ein. In jedem Augenblick planvolles Handeln, kluge Vorsicht, scharfe Berechnung der Lage des Gegners, und dabei im Urteil über den erlangten Sieg ein maßvolles Sichbescheiden bei gerechter Würdigung des Mutes auf gegnerischer Seite.

Nach der Schlacht bei Wörth fand bekanntlich nur eine ungenügende Verfolgung statt, und es gingen dadurch die wichtigsten Erfolge des heißen Tages verloren; die französischen, in Auflösung zurückgehenden Truppen fanden Zeit, die Vogesen zu durchschreiten und mit der Eisenbahn Chalons zu erreichen. Hierzu wird bemerkt: „Bei der deutschen dritten Armee war der aufgelöste Zustand des geschlagenen Feindes und selbst die Richtung seines Rückzuges nicht erkannt worden. Man erwartete ihn jenseits der Vogesen zu erneutem Widerstande geordnet zu finden, und da das Gebirge nur in getrennten Kolonnen durchschritten werden konnte, so wurde mit großer Vorsicht und in kurzen Tagemärschen vorgerückt. Obwohl die gerade Entfernung von Reichshofen bis zur Saar nur 6 Meilen beträgt, wurde dieser Fluß erst nach 5 Tagen erreicht. Einen Feind hatte man dabei nicht vorgefunden, außer in den kleinen, aber sturmfreien Plätzen, welche die Hauptstraßen im Gebirge sperren. . . . . Der linke Flügel (nämlich die dritte Armee) hatte keinen Feind mehr vor sich und konnte wieder näher an das Centrum herangezogen werden. Um alle drei Armeen in gleiche Höhe zu bringen, wurde eine Rechtsschwenkung erforderlich, aber da die Armee erst am 12. an der Saar anlangte, mußte der Vormarsch der ersten und zweiten verlangsamt werden." Das Fehlen einer jeden Verfolgung hätte zu bedeutenden Unzuträglichkeiten führen können und ist daher der vorsichtige Tadel völlig berechtigt.

Die sehr bedenkliche Lage, in welche die Regimenter der 14. Division durch ihr allzu kühnes Draufgehen bei Spichern geraten waren, hatte bekanntlich ihre Ursache in dem Nichterscheinen der 13. Division auf dem Schlachtfelde, das durch einige sehr merkwürdige Mißverständnisse und Unklarheiten verschuldet war. Dieselbe hatte die denkbar günstigste Marschrichtung auf Stiering-Wendel und mußte, wenn sie nur geradeaus vorging, den größten Erfolg haben. Von ihr heißt es: „Entscheidend hätte jetzt die 13. Division eingreifen und dem ganzen Gefecht ein Ende machen können. Dieselbe war, allerdings nach einem Marsch von 4 Meilen, bereits um 1 Uhr in Püttlingen eingetroffen, kaum mehr als eine Meile von Stiering entfernt. Als das Gefecht bei Saarbrücken vernommen wurde, rückte auch wirklich die Avantgarde um 4 Uhr nach Rossel vor. Im dortigen Waldgelände soll Geschützfeuer nicht hörbar gewesen sein; man hielt den Kampf für beendet, und die Division bezog Biwaks bei Völklingen, als dem Punkt, welchen das Korpskommando in einem früher erlassenen Befehl als Marschziel bezeichnet hatte, freilich zu einer Zeit, wo die jetzt eingetretene Situation nicht vorhergesehen werden konnte." . . . . . . Und zum Schluß der Schlacht: „Auch war jetzt die Avantgarde der 13. Division gegen Forbach vormarschiert, rückte aber dort nicht ein, da sie sich durch abgesessene Dragoner täuschen ließ." Welch bitterer Tadel liegt in diesen milden, glatten Worten! Der Vorwurf, ohne Aufklärung, ohne Fühlung mit dem Feinde und mit den Nachbartruppen geblieben zu sein, sich der Ruhe hingegeben zu haben, während die Schwesterdivision neben ihr verblutete! Man hat den Führern einen Vorwurf gemacht, den Feind bei Spichern von vornherein zu scharf angegriffen zu haben; auch hier sind Moltkes Worte von Interesse. „Man hat nachträglich behauptet, die Schlacht von Spichern sei am unrechten Orte geschlagen und habe höhere Pläne durchkreuzt. Allerdings war sie nicht vorgesehen. Im allgemeinen aber wird es wenig Fälle geben, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar acceptiert und ausgenutzt werden. Durch die Schlacht bei Spichern war das zweite französische Korps verhindert, ungeschädigt abzuziehen; es war Fühlung mit der feindlichen Hauptmacht gewonnen und der oberen Heeresleitung die Grundlage für weitere Entschließung gegeben."

Ueber die Ursachen der mangelhaften Aufklärung am 17. und in den Morgenstunden des 18. August erfahren wir nichts, wohl wird aber in milder Weise angedeutet, wen die Schuld für diese Unterlassung trifft, daß wir das französische rechte Flügelkorps bei Montigeny, dann bei Amenvilliers suchten und es schließlich bei Roncourt, nördlich St. Privat, fanden; ganze Armeekorps können sich doch nicht im Gelände verstecken!

Die Schlacht von Gravelotte bietet dem Verfasser Gelegenheit zur Selbstkritik: „Lebhaft sprach sich der Wunsch der Pommern aus, heute noch an den Feind zu gelangen. Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee dies Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intakte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr



erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen." Die Beschreibung der gewaltigen Kämpfe ist geradezu als ein Meisterwerk geschichtlichen Stils anzusehen, an Stelle der den Laien ermüdenden Einzelangaben tritt die Kürze der Julius Cäsarschen Schlachtendarstellung, der gedrängte Bericht läßt nicht ein einziges der zum Verständnis notwendigen Momente außer acht. Es heißt hier zum Schluß, nachdem es gelungen war, den Feind nach Metz hineinzuwerfen: „Nur durch die Kämpfe am 14. und 16. August war der Erfolg am 18. ermöglicht worden."

Die Franzosen geben ihren Verlust auf 13,000 Mann an. In Metz standen im Oktober noch 173,000 Mann. Somit verfügte der Gegner in der Schlacht vom 18. August jedenfalls über mehr als 180,000 Mann. Die genaue Stärke der 7 deutschen Korps an diesem Tage betrug 178818 Mann. Mit nur annähernd gleichen Kräften war sonach der Feind aus einer Stellung vertrieben, die kaum vorteilhafter gefunden werden kann.

Natürlich mußte dabei der Verlust des Angreifers sehr viel größer sein, als der des Gegners, er betrug 20,159 Mann, darunter 899 Offiziere.

Wenn nach dem Kriegsetat auf durchschnittlich 40 Mann ein Offizier vorhanden ist, so war in dieser Schlacht schon auf 23 Mann ein Offizier gefallen, ein rühmliches Zeugnis für das Beispiel, mit welchem die Führer ihrer tapferen Mannschaft vorgeleuchtet hatten, aber auch ein Verlust, der im Laufe des Feldzuges nicht mehr ersetzt werden konnte. Ueberhaupt hatten gleich die ersten 14 Tage des August dem deutschen Heere in 6 Schlachten 50,000 Mann gekostet. So schnell konnte in der Heimat ein Ersatz nicht ausgebildet werden, indes waren Neuformationen aus gedienten Mannschaften bereits vorgesehen.

Zunächst wurden noch abends die ersten Trainstaffeln und Lazarette vom rechten Moselufer herangezogen, auch die Munition überall ergänzt. Nur mit Mühe war es gelungen, in dem mit Verwundeten angefüllten Rezonville ein Dachstübchen für den König und ein Unterkommen für seinen Generalstab zu finden. Diesem lag es ob, nach während der Nacht alle die Anordnungen zu entwerfen, welche eine durch den Sieg geschaffene ganz neue Lage der Verhältnisse unverzüglich erheischte. Schon am Morgen des 19. konnten sämtliche darauf bezüglichen Ordres Sr. Majestät zur Beschlußnahme vorgelegt werden.

Es hatte nicht im ursprünglichen Feldzugsplan gelegen, Metz zu belagern; man wollte, während die Armee an dem Platz vorüber gegen Paris rückte, sich mit einer bloßen Beobachtung desselben begnügen und die dazu bestimmte Reserve-Division in Stärke von 18 Bataillonen, 16 Eskadrons und 36 Geschützen befand sich im nahen Anmarsch.

Unter den eingetretenen Verhältnissen war nun aber die förmliche Einschließung von Metz nötig geworden, was eine durchgreifende Aenderung in der ganzen Heereseinteilung bedingte.

Allerdings blieb dabei die Einschließungsarmee schwächer als der einzuschließende Gegner. Es stand zu erwarten, daß dieser erneute Anstrengungen machen werde, gegen Westen durchzubrechen, und die Hauptkräfte sollten daher am linken Moselufer verbleiben. Alle diese Befehle gingen nach Genehmigung des Königs schon um 11 Uhr an die Truppenführer ab."

Ein besserer Einblick in das Getriebe im Hauptquartier einer großen Armee, in den aufreibenden Dienst des Generalstabsoffiziers kann nicht anschaulicher gewährt werden. Man kann es begreifen, daß sich oft genug der Unmut gegen das zahlreiche Gefolge im großen Hauptquartier wird gellend gemacht haben, welches den Stäben oft genug den zur Arbeit unbedingt erforderlichen Raum wegnahm. So heißt es an einer Stelle:

„Nach Beendigung der Schlacht war der König, da man alle näheren Ortschaften mit Verwundeten belegt fand, nach Buzenen zurückgeritten. Wie schon in Clermont machte sich hier die schwere Belästigung geltend, welche aus Hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolge erwuchs, wenn das Hauptquartier nicht immer nach großen Städten, sondern auch einmal nach den militärisch wichtigen kleineren Städten verlegt wurde. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht ein Unterkommen für diejenigen zu erlangen, welche für den folgenden Tag die nötigen Befehle vorzubereiten hatten."

Wir kommen nun zu einem der interessantesten Abschnitte im ganzen Feldzuge, zu den Heeresbewegungen, die zur Schlacht von Sedan führten, welche den Meister der Kriegskunst und der Feder, damals in Frankreich und jetzt in Wiedergabe der Ereignisse auf seiner ganzen Höhe zeigen.

Am 24. August hatten bereits deutsche, auf Paris streifende Reiterabteilungen das Lager von Châlons geräumt gefunden, aus aufgefangenen Briefen entnahm man die Nachricht, daß der Marschall Mac Mahon bei Rheims stehe; am 25. ging im großen Hauptquartier bei Bar le duc ein Telegramm aus Paris über London ein, daß Mac Mahon bei Rheims stehe und die Vereinigung mit Bazaine erstrebe.

„Es ist immer bedenklich, einen einmal gefaßten, wohl überlegten Plan (hier Marsch auf Paris) ohne die zwingendste Notwendigkeit gegen einen neuen nicht vorbereiteten zu vertauschen. Auf Gerüchte hin und Nachrichten, die sich später vielleicht als unbegründet erweisen, eine völlig veränderte Marschrichtung einzuschlagen, war nicht gerechtfertigt. Es mußten mancherlei Schwierigkeiten daraus erwachsen, die Anordnungen für den Nachschub von Lebensmitteln und Ersatz wurden durchkreuzt, und zwecklose Märsche konnten auf das Vertrauen der Truppen in die Heeresleitung zurückwirken." — — —

„Man hat im Kriege vielfach nur mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen und das Wahrscheinliche ist meist, daß der Gegner die richtigste Maßregel ergreift. Als eine solche war nicht anzusehen, wenn

das französische Heer Paris entblößte und längs der belgischen Grenze nach Metz marschierte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich, aber möglich war er doch. Der Chef des Generalstabes entwarf daher mittags für alle Fälle ein Marschtableau, nach welchem die drei Korps der Maaßarmee mit den beiden zunächst stehenden bairischen in drei nicht allzu großen Märschen in der Gegend von Danvilliers am rechten Ufer der Maaß versammelt werden konnten. —

Dies Marschtableau sollte sehr bald zur Ausführung gelangen. Noch im Laufe des Vormittages liefen neue Nachrichten ein. Die Zeitungen plauderten das Geheimnis aus; sie brachten heftige Reden in der Nationalversammlung: „Der französische General, welcher seinen Gefährten im Stiche lasse, verfalle dem Fluch des Vaterlandes." Man erklärte als eine Schmach für das französische Volk, wenn der tapfere Bazaine ohne Unterstützung bliebe, und bei der Macht, welche die Phrase in Frankreich übt, war anzunehmen, daß die militärischen Rücksichten sich den politischen würden unterordnen müssen. Ein Telegramm aus London teilte denn auch aus dem Pariser „Temps" mit, daß Mac Mahon plötzlich den Entschluß gefaßt habe, Bazaine zu Hülfe zu eilen, obwohl ein Aufgeben der Straße nach Paris die Sicherheit Frankreichs gefährde."

Auf Grund dieser keineswegs völlig verbürgten, aber wie vom Feldmarschall oben lichtvoll ausgeführt, nicht unglaubwürdigen Nachricht wurde der Rechtsabmarsch angeordnet, dessen Ergebnis die Waffenstreckung der französischen Armee war:

„Für den Marschall Mac Mahon war es ein besonderer Glücksfall, daß er schon am Anfang der Schlacht verwundet worden war, sonst wäre unausbleiblich er der Unterzeichner gewesen und obwohl er nur die Befehle ausgeführt hatte, die ihm von Paris aus aufgedrungen waren, würde er schwerlich später über den Waffengenossen zu Gericht gesessen haben, dessen Befreiung ihm nicht gelungen war.

Schwer zu verstehen ist, weshalb wir Deutsche den 2. September feiern, an welchem nichts Denkwürdiges geschah, als was unausbleibliche Folge war des wirklichen Ruhmestages der Armee, des 1. September."

Es hätte allerdings näher gelegen, hier Aufschlüsse über den Gang der Verhandlungen mit dem General Wimpffen zu erwarten, die bekanntlich zur Waffenstreckung der umstellten französischen Armee führten, sie bleiben aber unerwähnt.

Ein besonderes Interesse gewährt der Abschnitt „Rückzug des General Vinoy nach der Schlacht bei Sedan." Diese eigentümliche Episode, die einen der dunkelsten Punkte der sonst so rühmlichen deutschen Kriegsführung 1870/71 ausmacht, ist bekanntermaßen im Generalstabswerk mit wenigen Zeilen abgethan worden, wahrscheinlich weil man sich in Verlegenheit befand, den Vorgang eingehend zu schildern, ohne die drei deutschen Führer, die sich dort unglücklicherweise zusammengefunden hatten — General von Tümpling, von Rheinbaben und Prinz Wilhelm von Mecklenburg — bloßzustellen. Merkwürdigerweise hat sich auch im Laufe der verflossenen 20 Jahre keine Feder gefunden, welche die sonst unglaublich erscheinende Thatsache des Entkommens der Division Blanchard vom Korps Vinoy angesichts eines vollen deutschen Armeekorps und zweier Kavallerie-Divisionen (5 und 6 mit 60 Schwadronen!) aktenmäßig dargelegt und die begangenen Fehler aufgedeckt hätte. Es schien, als solle der Mantel der Liebe auf ewig diese Episode zu decken. Graf Moltke aber widmet derselben 3 Seiten und enthüllt die Thatsachen soweit, daß jeder Sachverständige das Erstaunliche des Vorgangs begreift und den Tadel — allerdings in allermildester Form — zwischen den Zeilen herauszulesen vermag. Die beiden Reiterführer sind gar nicht mit Namen genannt, der kommandierende General des 6. Armeekorps nur einmal flüchtig erwähnt. Vernichtend aber klingt der eine Satz: „Nicht aber leicht konnte dies (der Abzug auf Paris) gelingen, denn das preußische 6. Korps, welches an der Schlacht von Sedan keinen Teil genommen, stand in Attigny so, daß es bis Laon hin, der Entfernung nach, jede Rückzugslinie des Gegners früher als dieser oder gleichzeitig mit ihm zu erreichen vermochte!" Dabei hatte die Division Blanchard keine Reiterei bei sich, ihre Munition war erschöpft, und dennoch gelang es ihr ungeschädigt Paris zu erreichen!

Als dann beim Eintreffen der deutschen Truppen vor der französischen Hauptstadt die lose gefügten Bataillone Vinoys am 17. und 19. September bei Valenton und Petit-Bicêtre zersprengt und bis an die Forts verfolgt wurden, bemerkt der Feldmarschall dazu: „Man hat nachträglich geschlossen, daß es möglich gewesen wäre, sich schon an diesem Tage eines der Forts durch Eindringen mit dem Feinde sogleich zu bemächtigen und so die ganze Einschließung wesentlich abzukürzen. Aber die Forts brauchten ihre Thore den Flüchtlingen nicht zu öffnen, welchen ja die von Paris offen standen. Eine Erkletterung der 18 Fuß hohen Futtermauern konnte niemals ohne besondere Vorbereitungen gelingen. Dergleichen Wagnisse sind überhaupt nicht von oben her zu befehlen, sondern können nur unter Benutzung des Augenblickes von den Nächststehenden versucht werden. Hier hatte das voraussichtliche Mißlingen den wichtigen Erfolg des Tages wieder in Frage gestellt.

Die hier ausgesprochene Ansicht ist gewiß maßgebend. Leider aber haben an jenem Tage die „Nächststehenden" die seltene Gunst des Augenblicks nicht benutzt. Das Gefecht von Valenton-Creteil am 17. September führte die deutschen Kompagnien bis an das Glacis des Forts Charenton (im Südosten von Paris). Dasselbe war nicht armiert und anscheinend nicht einmal besetzt. Leider wurde die vordere Linie, die sich dreist in den Besitz des Forts setzen wollte, durch strengen Befehl von höherer Stelle zurückgerufen, und die schöne That unterblieb.

Sehr fesselnd ist sodann, was über die französische Kriegsleitung gesagt wird; es muß aber betont werden, daß es nicht sowohl die Fortführung des Widerstandes, als vielmehr die Art der Heeresleitung ist, die vom Feldmarschall verurteilt wird.

(S. 113.) „Trotz des bisher unglücklichen Verlaufs des Krieges war das an Hülfsquellen so reiche Frankreich nichts weniger als wehrlos. Noch stand General Vinoy im Felde. Ihm konnten Versprengte aller Korps, Marinetruppen und Gendarmerie sich anschließen. Der umsichtigen, nur zu früh unterbrochenen Reorganisation des Marschalls Niel verdankte das Land eine Territorialmiliz von 468,000 Mann. Verfügbar waren ferner das neu ausgehobene Rekrutenkontingent von 100,000 Mann und die Garde nationale. Auch wenn Francitireurs und Freischaren nicht eingerechnet werden, ergiebt sich, daß Frankreich noch eine Million Männer aufzustellen vermochte.

Ein Vorrat von 2000 Geschützen und 400,000 Chassepotgewehren sicherte die Bewaffnung, aus deren Vervollständigung die Werkstätten des neutralen Englands bereitwillig ein Geschäft machten. Solche Streitmittel, getragen von der regen Vaterlandsliebe der Nation, konnten langen Widerstand leisten, wenn ein kräftiger Wille sie in Thätigkeit setzte.

Und ein solcher fand sich in der Person Gambettas.

Als Kriegsminister fiel ihm nach dem in Frankreich geltenden System zugleich die Leitung der Operationen zu, und freilich durfte er den Oberbefehl nicht aus der Hand geben; denn in einer Republik wäre ein siegreicher General an der Spitze eines Heeres alsbald an seiner Statt Diktator geworden. Ueber ihm amtete gewissermaßen als Chef des Generalstabes ein zweiter Nichtmilitär, Herr de Freycinet, und ihre nachdrückliche, aber dilettantische Befehlsführung ist Frankreich teuer zu stehen gekommen. Mit seltener Thatkraft und unerschütterlicher Beharrlichkeit wußte Gambetta die ganze Bevölkerung des Landes zu bewaffnen, nicht aber die ins Leben gerufenen Schemen nach einheitlichem Plan zu lenken. Ohne ihnen Zeit zu lassen, sich zu kriegstüchtigen Truppen heranzubilden, schickte er sie mangelhaft ausgerüstet mit rücksichtsloser Härte in unzusammenhängenden Unternehmungen gegen einen Feind, an dessen fester Fügung ihre Tapferkeit und ihre Hingebung zerschellen mußten. Er verlängerte den Kampf mit allen Opfern auf beiden Seiten, ohne das Schicksal zu Gunsten Frankreichs zu wenden. Jedenfalls blieben der deutschen Heeresleitung noch große Schwierigkeiten zu besiegen."

(S. 267.) „Selbstverständlich konnte ein einheitliches Zusammenwirken der drei großen Heereskörper nur an erster Stelle angeordnet und geleitet werden. An Gambetta entsandte daher der General am 23. Dezember einen Offizier seines Stabes nach Lyon und sprach die Ueberzeugung aus, daß nur ein gemeinsames und baldiges Vorgehen den Fall der Hauptstadt zu verhindern vermöge. Aber der Minister glaubte ein besseres Mittel zu wissen. Von einer ganz anderen, bereits in der Ausführung begriffenen Verwendung der Armee Bourbakis gelangte am 29. Dezember an General Chanzy die erste Kenntnis. Im übrigen enthielt die Antwort weder gemessene Befehle noch genügende Auskunft. »Vous avez décimé les Mecklenbourgeois, les Bavarois n'existent plus, le reste de l'armée est déjà envahi par l'inquiétude et la lassitude. Persistons et nous renverrons ces hordes du sol, les mains vides.« Der von der Regierungsdelegation verfolgte Plan sei derjenige, qui démoralisera le plus l'armée allemande. Bei so unklaren Aeußerungen der obersten Heeresleitung beschloß General Chanzy, eigener Kraft vertrauend, den Zug auf Paris ohne andere Hülfe auszuführen, aber bald sah er sich selbst aufs ernsthafteste angegriffen."

Ueber Bazaine heißt es dann: „Es ist zweifellos, daß Marschall Bazaine nicht bloß nach militärischen, sondern auch nach politischen Rücksichten gehandelt hat; aber es fragt sich, ob er bei der in Frankreich eingetretenen Verwirrung anders handeln konnte. Aus der eben erwähnten Korrespondenz wie schon aus seinem Verhalten in den Schlachten vor Metz geht eine entschiedene Abneigung hervor, sich von diesem Platz zu trennen. Unter seinen Mauern vermochte er eine bedeutende Heeresmacht bis zum gegebenen Augenblick ungeschwächt zu bewahren. An der Spitze der einzigen noch nicht zertrümmerten Armee Frankreichs konnte ihm eine Machtstellung zufallen, wie keinem andern im Lande. Freilich mußte diese Armee erst von dem Bann befreit sein, welcher sie zur Zeit gefesselt hielt. Der gewaltsame Durchbruch hätte sie, selbst wenn er gelang, erheblich geschwächt, und ganz undenkbar war es nicht, daß der Marschall als stärkste Autorität im Lande einen Preis werde bieten können, welcher den Gegner bestimmte, den Abzug zu gestatten. Denn wenn es endlich zum Friedensschlusse kam, mußte man auf deutscher Seite fragen: „Wie ist in Frankreich die Macht, mit welcher nach Zusammensturz des Kaiserreiches verhandelt werden kann, und welche in ihrer Stärke die Bürgschaft dafür leistet, daß übernommene Verpflichtungen auch gehalten werden." Daß der Marschall, wenn seine Pläne zur Ausführung gelangt wären, anders als im Interesse Frankreichs gehandelt haben würde, ist weder bewiesen noch vorauszusetzen.

Bald aber trat in Paris eine Anzahl von Männern zusammen, welche, ohne die Nation zu befragen, aus eigenem Auftrag sich als die Regierung des Landes hinstellten und die Leitung seiner Angelegenheiten in die Hand nahmen. Diesen freilich gegenüber konnte der Marschall, gestützt auf seine Armee, rivalisierend, ja sogar feindlich auftreten, er konnte, und das war in den Augen der Pariser Regierung sein Verbrechen, die Autorität des Kaisers, dem er Treue geschworen, wiederherstellen. Ob er dadurch dem Lande nicht längere Leiden und größere Opfer erspart hätte, mag dahingestellt bleiben. Wenn man ihn aber nachmals des Verrats beschuldigte, so geschah dies wohl, weil die nationale Eitelkeit der Franzosen durchaus eines Verräters bedarf, um erklärlich zu machen, daß sie unterliegen konnten."

Auch die Beweggründe, weshalb so spät mit einer Beschießung von Paris begonnen wurde, erscheinen uns der Erwähnung wert. „Man hat getadelt, daß dies Mittel der Beschießung nicht früher als geschehen in Anwendung gebracht wurde, dabei aber wohl die Schwierigkeiten nicht in Anschlag gebracht, welche sich der Ausführung entgegenstellten. Es darf behauptet werden, daß der Angriff eines großen Kriegsplatzes im Innern feindlichen Landes geradezu unmöglich wird, solange man nicht Herr

der dahin führenden Eisenbahnen oder Wasserstraßen ist, um das erforderliche unermeßliche Material heranzuführen. Die Fortschaffung desselben auf gewöhnlichen Landwegen ist selbst auf kurze Entfernung eine Riesenarbeit. Nun verfügte die deutsche Armee zur Zeit erst über eine Eisenbahn auf französischem Boden und diese war voll in Anspruch genommen, um für die Ernährung der Feldarmee Lebensmittel, ferner Ersatz und Ausrüstung heran-, Verwundete, Kranke und Gefangene zurückzuschaffen. Aber ihre Benutzung endete schon bei Toul und der Versuch, diesen Platz durch Schienenbiegung zu umgehen, fand in der Bodengestaltung unbesiegbare Schwierigkeiten. Weiterhin bildete ein kaum geringeres Hindernis die gründliche Zerstörung des Eisenbahntunnels bei Nanteuil, dessen Wiederherstellung voraussichtlich erst nach Wochen gelingen konnte. Selbst dann waren für den Weitertransport von 300 schweren Geschützen nebst 500 Schuß von Nanteuil bis Paris 4500 vierrädrige, mithin nicht landesübliche Wagen und 10,000 Pferde erforderlich. An ein Bombardement war daher zunächst nicht zu denken, überhaupt konnte ein solches nicht den Zweck haben, Paris zu zerstören, sondern einen letzten Druck auf die Bevölkerung zu üben, welcher wirksamer als im ersten Anfang werden mußte, wenn eine längere Einschließung die Standhaftigkeit der Eingeschlossenen zuvor erschüttert hatte."

Dann einige Seiten weiter: „Paris war jetzt drei Monate lang eingeschlossen. Das immer unliebsame Mittel eines Bombardements konnte allein gegen einen so ausgedehnten Platz nicht die Entscheidung herbeiführen, und auf deutscher Seite hatte man wohl erkannt, daß nur die förmliche Belagerung das Ziel erreichen werde. Aber der Ingenieurangriff mußte verschoben werden, bis die Artillerie in der Lage war, ihn zu unterstützen."

Es würde zu weit führen, hier, wenn auch nur auszugsweise, das Urteil Moltkes über den Verlust der Schlacht von Coulmiers, über den Sieg von Le Mans, über die Kämpfe von Belfort hier wiederzugeben; wir erwähnen nur schließlich noch die latente, aber nicht mißzuverstehende Kritik, die für den, der die Ereignisse kennt und zwischen den Zeilen zu lesen weiß, auch an den Dispositionen des Prinzen Friedrich Karl die Tage vom 7.—10. Dezember geübt wird, wo dieser Heerführer die ihm unterstellte Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg, die „mit vier Infanterie-Divisionen gegen elf französische" stand, gleichviel aus welchen Gründen, nicht unterstützte, sondern, trotzdem er größere Truppenkörper disponibel hatte, im Stich ließ. Auf erfolgte Meldung des Großherzogs nach Versailles, daß die Verweigerung der Hilfe von seiten des Prinzen das Vordringen der bayrischen und mecklenburgischen Truppen hemme und große Verluste zur Folge habe, die anderenfalls vermieden werden könnten, trat man im Hauptquartier sofort dem Großherzog bei. Man hielt „für dringend geboten, daß vor allem der Großherzog durch mindestens eine Division direkt unterstützt werde. Der Befehl dazu (an den Prinzen Friedrich Karl) lief telegraphisch am 9. Dezember 10 Uhr ein." — Es ist dies, was Moltke nicht erwähnt, das einzige Mal im Verlauf des ganzen Krieges, daß einem Armee-Führer nicht Direktive, sondern gemessener „Befehl" zugegangen ist. Der edle Großherzog hatte überdies im großen Hauptquartier seine Demission als Armeeführer angeboten, wenn irgendwie durch dies persönliche Opfer ein Nutzen für die Sache des Vaterlandes erwachsen könne.

Die Schlußworte Moltkes mögen auch diese Besprechung beenden.

„Der mit Aufbietung gewaltiger Kräfte von beiden Seiten geführte Krieg war bei rastlos schnellem Verlauf in der kurzen Zeit von 7 Monaten beendet.

Gleich in den ersten 4 Wochen fallen 8 Schlachten, unter welchen das französische Kaiserreich zusammenbrach und die französische Armee aus dem Felde verschwand.

Neue massenhafte, aber geringwertere Heeresbildungen glichen die anfängliche numerische Ueberzahl der Deutschen aus und es mußten noch 12 neue Schlachten geschlagen werden, um die entscheidende Belagerung der feindlichen Hauptstadt zu sichern.

Zwanzig feste Plätze sind genommen worden, und kein Tag ist zu nennen, an welchem nicht größere oder kleinere Gefechte stattgefunden haben.

Den Deutschen hat der Krieg große Opfer gekostet; sie verloren:

6,247 Offiziere,
123,453 Mann,
1 Fahne,
6 Geschütze.

Der gesamte Verlust der Franzosen entzieht sich der Berechnung, aber allein an Gefangenen befanden sich

		Offiziere		Mann
in Deutschland	11,860	Offiziere	371,981	Mann,
in Paris	7,456	„	241,686	„
entwaffnet in der Schweiz	2,192	„	88,381	„
	21,508	Offiziere	702,047	Mann.*)

Erobert wurden:

107 Fahnen und Adler,
1915 Feldgeschütze,
5526 Festungsgeschütze.

Straßburg und Metz, in Zeiten der Schwäche dem Vaterlande entfremdet, waren wieder zurückgenommen und das deutsche Kaisertum war neu erstanden."

*) Der Rechenfehler ist auf den Grafen Moltke zurückzuführen.



Monatsschau.

Politik.

In unserer letzten Chronik, die vor zwei Monaten geschrieben wurde, hatten wir die Erneuerung des Dreibundes und die Besiegelung der französisch-russischen Allianz in Kronstadt zu berichten. Im Sinne dieser grundlegenden Ereignisse haben sich die Dinge inzwischen langsam aber stetig weiter entwickelt, und die europäische Lage ist demgemäß wieder einmal eine so gespannte gewesen, wie sie es nur zur Barackenzeit des verflossenen Boulanger war.

Auch an maßgebender Stelle hielt man es nicht mehr für nötig, das zu verbergen. Kaiser Wilhelm hat bei Gelegenheit der Manöver, die er besuchte, eine ganze Reihe von politischen Ansprachen gehalten und der gemeinsame Inhalt dieser Kundgebungen war es, der die Lage kennzeichnete. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß, wenn bei jeder Gelegenheit der Kaiser mit beabsichtigter Deutlichkeit von dem bald vielleicht kommenden Ernstfall gesprochen hat, nur die allerbestimmtesten thatsächlichen Momente den Anlaß dazu gegeben haben können.

Solcher Momente aber liegen einige offen am Tage, andere sind für den Uneingeweihten noch Gegenstand der Vermutung und Kombination; aber der Wahrscheinlichkeit entbehrt auch hier schon manches nicht mehr.

Unzweideutig in die Erscheinung getreten ist ein Ministerwechsel in Konstantinopel. Die verbündete franco-russische Macht hat zunächst ihre Hebel am Bosporus angesetzt. Es ist ihr gelungen, die Pforte vom Dreibund abzudrängen und für ihre eigenen Pläne zu gewinnen. Ohne Versprechungen kann das nicht gegangen sein und diese Versprechungen können sich nur auf Aegypten bezogen haben. Für sich selbst hat Rußland wider den Pariser Vertrag mit französischer Unterstützung bei der Pforte die freie Durchfahrt seiner Kreuzer, die nichts anderes als Kriegsschiffe sind, durch die Dardanellen durchgesetzt.

Natürlich ist dieses Abkommen den Engländern sehr schmerzlich und weit unangenehmer als dem Dreibund. Die englische Presse beeilte sich denn auch, die Sache zu einer europäischen Angelegenheit zu machen und die übrigen Mächte aufzufordern, gegen die Durchführung des Pakts Maßregeln zu ergreifen. Damit hat aber die englische Presse kein Glück gehabt. Im Gegenteil wurde sie nicht mit Unrecht ein wenig verhöhnt und England ironisch darauf aufmerksam gemacht, daß es doch wohl ohne festländische Verbündete seinen Einfluß in Europa nicht aufrecht halten könne, daß es sich zwischen zwei Stühle gesetzt habe und bald erkennen werde, wie die Politik der freien Hand nicht immer durchführbar sei. Gewiß hatten die „Hamburger Nachrichten“ recht, wenn sie in einem Artikel über die Dardanellenfrage die Behauptung vertraten, der Berliner Vertrag sei durch Bulgarien zu Ungunsten Rußlands verletzt, unter Duldung und Zustimmung verschiedener Mächte; man besitze daher kein Recht, die Hinwegsetzung Rußlands über den Pariser Vertrag zu beklagen. Dagegen ist nichts zu sagen. Auf

der anderen Seite liegt aber ebensowenig Anlaß für uns vor, auch nur eine Hand zu Gunsten der unzuverlässigen Engländer zu rühren. Es ist zu bedauern, daß Fürst Alexander den Berliner Vertrag in Ostrumelien durchstieß. Aber durchstoßen ist er nun. Und Deutschlands Sache ist es so lange nicht, die Brüche zu heilen, als Oesterreich im Osten das bleibt, was es ist.

Uebrigens hat England nicht gezögert, wenigstens symbolisch, seine Auffassung des neuen Pakts und seine Stellungnahme in kommenden Konflikten anzudeuten. Eines Morgens wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, die englische Bosporusflotte habe den Hafen Sigri auf Mytilene besetzt — eine Besetzung, die, wenn sie erfolgt war, den Krieg bedeuten mußte. Das Gerücht tauchte auf, wurde im ersten Augenblick vielfach geglaubt, rief lebhafte Aufregung hervor und — wurde dann von englischer Seite als willkürliche Erfindung bezeichnet. Es habe sich um ein gegenstandsloses Manöver gehandelt. Das war es nun freilich nicht, auch nicht militärisches, wohl aber diplomatisches Manöver. Es sollte in Petersburg darauf aufmerksam gemacht werden, daß England selbst nach der Besetzung der Dardanellen durch Rußland Mittel und Wege zu finden wissen würde, um das Debouchieren der russischen Flotte in das Mittelländische Meer zu hindern. Und man braucht nicht zu zweifeln, daß der Wink in Petersburg verstanden sein wird.

Deutschland kann einstweilen zu alledem nur abwartende Stellung einnehmen und sein Pulver trocken halten. Die Frage der Wehrkraft ist und bleibt aber eben darum eine der wichtigsten. Sind wir annähernd im stande, mit doppelter, vielleicht mit dreifacher Front auch nach Dänemark hin zu fechten? Wird unsere Volkszahl so ausgenutzt, wie wenigstens das um 12 Millionen Menschen ärmere Frankreich die seine ausnutzt? — Diese Fragen haben sich auch jetzt wieder in den Vordergrund der Diskussion geschoben und sind sogar, wie es scheint, von einem Offiziösen in der „Kölnischen“ verneint worden. Die volle Ausnutzung unserer Kräfte werde erst dann möglich sein, wenn die zweijährige Dienstzeit an Stelle der dreijährigen getreten.

Wir stimmen dem zu. Es ist der Standpunkt, den wir seit Jahren in dieser politischen Chronik vertreten haben. Nur in ihm liegt unseres Erachtens die Möglichkeit, auch ohne Bundesgenossen fertig zu werden, und wir wünschten, daß man sich auch durch drohende Wolken nicht von entscheidenden Schritten abhalten ließe, ja daß die notwendige Neuerung nicht erst wie die Scharnhorstsche auf den Mißerfolg des Ueberlebten zu warten brauchte. Früher oder später — der Moment rückt näher, wo wir Deutschen den letzten Mann und den letzten Groschen an die Vertheidigung der heimatlichen Erde werden setzen müssen. In dieser Entwicklung, so schmerzlich sie dem Friedensfreunde ist, liegt etwas Elementares. Sie ist unausbleiblich wie die „kritischen Tage“; und wer das Spiel mit den Volksleidenschaften bei unseren Gegnern beobachtet, der erinnert sich der bekannten weltgeschichtlichen Lehre, daß eine Stunde immer kommt, wo den erst rollenden Stein auch die Großen der Erde nicht mehr zu hemmen vermögen, am wenigsten solche Regierungen, die in ihrem Verhalten auf Strömungen und Stimmungen des Volkslebens angewiesen sind.

Eine vorübergehende Milderung der Lage ist neuerdings dadurch eingetreten, daß Deutschland den Paßzwang in Elsaß-Lothringen beseitigt hat; eine wirkliche Besserung noch nicht.

Erfreulich im Sinne der deutschen Einheit war es, daß die Manöver in Bayern, welche zum erstenmal im Beisein des deutschen Kaisers stattfanden, der Hauptsache nach glücklich und freundlich verlaufen sind. Wer Bayern kennt, der weiß, daß dort zwar die peinliche Erfüllung alles dessen zu erwarten war, was die Verträge bestimmen, darüber hinaus aber nichts. Und so sind die Dinge gegangen. Man hat das schon äußerlich kund gethan, indem die in anderen Bundesstaaten so genannten Kaisermanöver hier offiziell als Königsmanöver bezeichnet wurden. Zweifellos ist der Kaiser kraft seines Inspektionsrechtes berechtigt, Manövern auch in Bayern beizuwohnen; er muß sich jedoch



— anders als in Sachsen und Württemberg — darüber mit dem Könige von Bayern „ins Einvernehmen" setzen, und das Recht des Kaisers erstreckt sich bezüglich Bayerns nicht so weit — da ihm der volle Oberbefehl im Frieden nicht zusteht —, daß er daselbst Manöver abhalten, daß heißt anordnen und leiten könnte.

Es hat ja nun unleugbar etwas Unerfreuliches, daß der vorliegende Anlaß auch Erörterungen gezeitigt hat, die besser vermieden wären und für welche die Schuld auf beiden Seiten liegt. Aber es ist ebenso zweifellos, daß ein volles Vertrauen unter den deutschen Stämmen um so sicherer Platz greifen wird, je mehr die Ueberzeugung sich befestigt, daß an den Verträgen nicht gedeutelt wird und daß auf allen Seiten der gegenwärtige Stand der Dinge nicht als Uebergang, sondern als Definitivum (soweit es dergleichen auf Erden giebt) angesehen wird. Politisches Mißtrauen herrscht eben selten ganz ohne Grund.

Im übrigen wird ja die Bedeutung und die Wirkung der Anwesenheit des Kaisers im Lager der bayerischen Truppen weder durch Blätterstreit, noch durch staatsrechtlichen Kleinkram beeinflußt. Man hat den Kaiser in München wie auf der Frötmaninger Heide als den obersten Kriegsherrn und als Verkörperung der deutschen Einheit mit derselben Herzlichkeit begrüßt, wie nur irgendwo in deutschen Landen, und denen draußen gezeigt, daß alles das noch fest gegründet steht, was die deutschen Stämme sich durch schwere und blutige Opfer errungen haben.

Einen ähnlichen Gang elementarer Entwicklung wie die auswärtigen Dinge, geht die Umsturzpartei in Deutschland. Die „Jungen" machen den jetzigen Führern Bebel und Liebknecht das Leben immer schwerer. Kaum drehen die Parteiautoritäten den Rücken, so fängt ein großer Lärm an und selbst ins Gesicht hinein sagt man sich die entsetzlichsten Sachen und wirft sich Bestechlichkeit und Korruption im weitesten Umfange vor. Besonders haben die „Jungen", wie immer die Jugend, keine Lust zu warten. Ein Flugblatt dieser Richtung spricht sich darüber mit liebenswürdiger Offenheit aus:

> Socialismus und Demokratie haben nichts gemein mit den Reden unserer Abgeordneten.
> Es ist ein Betrug, wenn man die Genossen glauben zu machen versucht, daß mittelst des Parlamentarismus, innerhalb der heutigen Gesellschaft eine Socialisierung der verschiedensten Klassen möglich sei.
> Es ist ein Unsinn, dem Volke glauben zu machen, den Königen werde ihr Handwerk schließlich zu schwer.
> Das Reden vom Hineinwachsen der heutigen Gesellschaft in den socialistischen Staat ist ein Blödsinn. Die solches sagen, sind weit schlimmeres als politische Kindsköpfe.

Da die Träger dieser Ideen vordringen und auch Mandate zum Parteitag sich sichern, so können die Umsturzleiter den Zusammentritt desselben kaum noch erwarten. Der „Vorwärts" bringt eine Auslassung des Parteivorstandes, der den Renitenten mit Hinausfliegen droht. Den Nutzen, den die Opposition, soweit sie ehrlich sei, habe stiften wollen, konnte sie in loyaler Weise erreichen, aber der Schaden, den sie angerichtet, sei nun auf lange hinaus nicht wieder gut zu machen, und gebühre ihr für die gewissenlose Art ihres Vorgehens der schärfste Tadel und eine exemplarische Zurechtweisung.

Nun kann es ja sein, daß der Parteitag mit Hülfe einer Mehrheit von „Alten" die „Jungen" aus der Partei weisen wird. Aber wer glaubt, daß sie sich dann ruhig verhalten werden? Es geht auch jetzt genau so, wie es in allen Revolutionen gegangen ist. Erst die „Gironde", dann „der Berg". Erst köpfte Robespierre, dann wurde er selbst geköpft. Erst reißen die Herren Bebel und Liebknecht alle Autoritäten im Himmel und auf Erden ein und verlangen Respekt nur vor der eigenen. Aber solchen wunderlichen Inkonsequenzen hilft stets die Logik der Thatsachen in unerbittlicher Weise nach. Und die „Jungen" sind eben am Werk, sich wider Wissen und Willen zu Exekutoren der weltgeschichtlichen Grundgesetze zu machen und aufs neue der alten Menschheit vor Augen zu führen, wie schwankend und hinfällig die Gebäude sind, die auf dem Fundament der Volksgunst errichtet werden.

Fast noch nervöser als über „die Jungen" ist übrigens Herr Liebknecht, wenn man ihn auf den „Zukunftsstaat" anredet. Erscheint da soeben in Nürnberg aus socialdemokratischer Feder ein Werk, das sich zur speziellen Aufgabe gemacht hat, zu zeigen, „was auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse als nächstes Ziel seitens der Socialdemokratie ins Auge zu fassen wäre, d. h. welche Maßregeln von derselben, sobald sie die Majorität im Volke erlangt hat, zu treffen wären, um die heutige Gesellschaft in den socialdemokratischen Staat hinüberzuleiten". Der Verfasser kommt bei Herrn Liebknecht übel an. Es sei ein Zeichen von absolutem Mangel an Einsicht in die thatsächlichen Verhältnisse, so wird er belehrt, wenn jemand sich der überflüssigen Mühe unterzieht, vom Stande der heutigen ökonomischen Entwicklung und der heutigen politischen Gegensätze aus Maßnahmen auszuklügeln, wie der socialistische Staat „einzurichten" sei. „Jeder vernünftige Socialdemokrat" sei sich darüber klar, daß die Entscheidung, welche Maßnahmen zur Durchführung der socialistischen Forderungen erforderlich und angebracht, abhängig seien vom Stande der Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse „zu der Zeit, da wir zur Lösung dieser Frage berufen sind". Herr Liebknecht bleibt also dabei, daß der socialistische Staat ohne Zweifel alle Menschen glücklich machen wird, daß es aber, solange nicht er selbst das deutsche Reich oder die Welt regiert, „müßige Spielerei" ist, zu überlegen und sagen, auf welchem Wege diese Glückseligkeit herbeigeführt werden soll. Daß die „Jungen" auf den Moment, „da wir berufen sind" nicht lange warten mögen, kann man ihnen im Grunde so arg nicht verübeln.

Von kommenden Reichstagsvorlagen ist bisher nur ein Trunksuchtsgesetz publiziert, wesentlich ähnlich einer früher gemachten und abgelehnten Vorlage. Das Gesetz findet in der Presse sehr verschiedenartige Beleuchtung. Schon die vorgeschritten liberale Presse lehnt es in lebhafter Weise ab. Ein Organ dieser Richtung kommt zu dem Schluß, daß der Entwurf „für jeden Abgeordneten, der auf den Namen eines Volksvertreters Anspruch macht, unannehmbar ist." Der Mißbrauch geistiger Getränke würde durch die Vorschriften desselben, wenn überhaupt, so nur ganz minimal eingeschränkt, zum Teil sogar befördert, das Publikum und die Wirte in hohem Grade belästigt werden, und die letzteren in eine solche Abhängigkeit von der Polizei geraten, daß dadurch die politische Freiheit in hohem Grade benachteiligt werden würde. Die vielen Strafvorschriften würden zu ewigen Denunciationen führen und über dem Haupte jedes Wirtes künftig das Damoklesschwert hängen, welches jeden Augenblick auf ihn niederfallen könne, sobald es nämlich der Polizei beliebe.

Noch härter urteilt das socialdemokratische Organ. Es handle sich um ein „Klassengesetz", das nur die Armen treffe, die Reichen aber frei lasse. Beide arbeiten mit dem beliebten Argument, daß man durch Polizei die Menschen moralisch nicht bessern könne.

Diese Beweisführung ist hinfällig und oft widerlegt. Gewiß wird man keinen Gewohnheitstrinker durch Haftstrafe zur Mäßigkeit bringen, vielmehr sind die geistigen Mächte der Kirche und Religion die am letzten Ende maßgebenden Faktoren, wenn es sich darum handelt, die einen zur Umkehr vom Laster zu bewegen, die anderen vor dem Versinken in dasselbe zu bewahren. Keineswegs aber ist es gleichgültig, wie sich der Staat zu den moralischen Faktoren stellt, ob er sie fördert, ignoriert oder gar hemmt. Ohne zu allen Einzelheiten im voraus Zustimmung erklären zu wollen, glauben wir doch, daß das Gesetz im ganzen nur freudig zu begrüßen ist. „Gelegenheit macht Diebe" gilt auf diesem Gebiet so sehr wie auf vielen anderen, und es wird nur als heilsam bezeichnet werden können, wenn die Gesetzgebung, besonders auf dem Konzessionsgebiet, wieder eine Anzahl wohlthätiger Schranken aufrichtet.

In Danzig hat wieder ein Katholikentag stattgefunden, der an Beschlüssen nichts Bemerkenswertes brachte, was auch kaum zu erwarten war, da man Steuerfragen oder konstitutionelle Fragen nicht zur Debatte stellt und grundsätzlich nichts auf die Tagesordnung setzt, was nach der katholischen Lehre nicht jeder gläubige Katholik unterschreiben müßte. Natürlich nahm man den Mund sehr voll und der Vorsitzende Graf



Ballestrem stellte sich in Bezug auf die Windthorstschen Schulanträge in breitspuriger Weise als „Testamentsexekutor" vor. Leider hinderten politisches und konfessionelles Ehrgefühl weder den Oberpräsidenten v. Goßler, noch den Bürgermeister Baumbach, der Versammlung ein weit mehr als zulässiges Entgegenkommen zu beweisen, eine Courtoisie, die ihnen natürlich auch schlecht genug gedankt wurde. Wenigstens mußte Herr von Goßler eine Rede über den Schulgesetzentwurf mit anhören, die ihn zum Hinausgehen veranlaßte. Die Verhimmelung Windthorsts überstieg alles Dagewesene und grenzte an Blasphemie, z. B. in der Rede des bekannten Demokraten Dr. Lieber. Ganz richtig hat offenbar der Abg. von Schorlemer operiert, wenn er im Vatikan gegen die Verquickung der katholischen Sache in Deutschland mit vatikanisch-französischen Plänen protestierte. Aber man sollte sich doch unter Nicht-Centrumsleuten hüten, das Verdienst zu übertreiben, das er sich mit dieser Stellungnahme erworben hat.

Wie es bei den Katholiken aussieht, sobald sie das evangelische Deutschland verlassen, kann man u. A. auch aus dem Verhalten des internationalen Katholikenkongresses in Mecheln ersehen. Hier entpuppte sich die Mehrheit als manchesterlich im höchsten Grade. „Die fromme Litanei" — so urteilt ein socialistisches Blatt über diesen Kongreß — „sollte die fatale Thatsache blos verhüllen. Der Kapitalismus beherrscht nun einmal die moderne Welt, und der ahnenstolze, ritterliche Junker und der Entsagung predigende Pfaffe, sie verneigen sich beide gleich ehrfurchtsvoll vor dem Gebieter der modernen bürgerlichen Welt: vor dem heiligen Mammon."

Recht betrübend ist die Niederlage, welche die deutsche Schutztruppen-Expedition unter Führung des Premierlieutenants Zelewski in Ostafrika durch die Wahehe erfahren hat. Das Ansehen der Deutschen hat dadurch in den Augen der Eingeborenen zweifellos gelitten, wenn auch die deutsche Herrschaft in Ostafrika dadurch nicht in Frage gestellt werden kann. Darüber, ob die Niederlage nicht zu vermeiden gewesen wäre, wird das Urteil wohl noch zurückzuhalten sein, obschon es nicht an Afrikakennern fehlt, die schon heute auf Grund des der Natur der Sache nach noch lückenhaft vorliegenden Materials die Frage kurzer Hand bejahen. Zu bedauern ist jedenfalls, daß man den Major v. Wißmann nicht an der Stelle gelassen hat, wo er hingehörte und in allen Lagen sich so trefflich bewährt hat. Es hieß, der Grund von Wißmanns Beseitigung sei eine gewisse Unordnung in der „civilen" Verwaltung gewesen. Das mag ja sein; warum man aber zur Hebung dieses Mißstandes nicht Wißmann einige Beamte unterordnete, ist nie bekannt geworden. In einem Moment, wo auf die Machtfrage noch alles ankommt, hätte man auch alles daran setzen sollen, nicht das persönliche Prestige Wißmanns so rücksichtslos zu zerstören.

* * *

In **Frankreich** hat sich wochenlang die öffentliche Diskussion um Wagners „Lohengrin" gedreht. Die sogenannten „Patrioten" wollten absolut die Aufführung in der großen Oper zu Paris hindern und drohten, öffentliche Ruhestörungen herbeizuführen, um die Regierung in die Notwendigkeit zu versetzen, die Aufführung eben im Interesse der öffentlichen Ordnung zu untersagen. Cassagnac und Rochefort griffen mit vereinten Kräften das Ministerium an und suchten es als preußisch in Mißkredit zu bringen. Aber die Regierung blieb fest, und so konnte „Lohengrin" mit glänzendem Erfolge, wenn auch unter Tosen und Lärmen der außerhalb des Opernhauses stehenden Menge, von der etwa 1000 Personen verhaftet werden mußten, in Scene gehen.

Der Umstand, daß in Paris eine Regierung dem Pöbel die Stirn bietet, wenn es sich um Deutschenhaß handelt, ist ein so auffallender, daß er der Erklärung bedarf. Der Schlüssel des Rätsels liegt offenbar in dem russischen Bündnis und in dem Wunsch der französischen Regierung, sich vor den Augen Rußlands als stark und bündnisfähig zu zeigen. Es liegt sehr nahe, die Aufhebung des Paßzwanges in Elsaß-Lothringen auch als eine deutsche Anerkennung der bewiesenen Festigkeit zu betrachten, die im Gegensatz zu den Vorgängen bei Anwesenheit der Kaiserin Friedrich, ihre internationalen Pflichten

nunmehr erfüllt hat, oder wenigstens als die Erklärung, daß man in Deutschland nicht mehr als das beansprucht.

Unter den Toten des Monats ist der langjährige Präsident Jules Grevy zu nennen, der dem allzu schwunghaften Ordensschacher seines Schwiegersohnes Wilson zum Opfer fiel. Auf den Namen eines Staatsmanns kann Grevy in keiner Weise Anspruch machen. Man wählte ihn, weil man keinen anderen hatte. Seine Politik bestand lediglich in dem begeisterten Streben nach voller Farblosigkeit, um bei allen Parteien möglich zu bleiben. Im übrigen war er der Typus jener Politiker, die man im üblen Sinne „Bourgeois“ nennt, ein gelehriger Schüler Guizots, der das geflügelte Wort: „enrichissez vous“, d. h. „bereichert euch“, seinen Parteigängern zurief. Auch Grevy betrachtete ohne den allergeringsten Idealismus sein Amt nur als Mittel, sich die Taschen zu füllen, und legte zur Entrüstung der Pariser sogar die Repräsentationsgelder im Grundstückswucher an, mit denen er den seiner Stellung entsprechenden Aufwand bestreiten sollte. Billardspiel und Kaninchenjagd waren die hervorragendsten Regententugenden des nunmehr heimgegangenen großen Republikaners, an dem das merkwürdigste ist, daß man auf den Gedanken kam, ihn zum Präsidenten zu machen.

* * *

Der chilenische Bürgerkrieg ist beendet. Die Kongressisten haben auf der ganzen Linie gesiegt; nachdem sie Valparaiso nach mehrtägigen mörderischen Kämpfen gewonnen, fiel ihnen die Hauptstadt Santiago ziemlich mühelos in die Hände. Von Iquique nach Santiago ist nun auch die provisorische Regierung übergesiedelt. Balmaceda hat sich selbst entleibt. Mit den Erfolgen der Kongressisten gingen Pöbelexcesse und Greuelthaten Hand in Hand. Beide Parteien warfen sich gegenseitig die größten Gemeinheiten und Grausamkeiten vor und es steht kaum zu bezweifeln, daß sie alle beide vollkommen recht hatten. Ob nun geordnete Zustände in Chile wieder einkehren werden, steht dahin. Anerkannt ist die neue Regierung von den europäischen Großmächten. Aber eine starke Partei werden die Balmacedisten auch in Zukunft bleiben.

* * *

Unser Mitarbeiter auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik hat im verlaufenen Monat Ferien gemacht. Wir wollen ihm nicht ins Handwerk pfuschen, nur kurz einen Blick auf die nennenswertesten Ereignisse des Monats werfen.

Zunächst ist hier die Freigebung des amerikanischen Schweins von Bedeutung. Das Einfuhrverbot ist aufgehoben. Was zu dieser Maßregel den Anlaß gegeben, ist Gegenstand der Kombination. Es wird viel von den amerikanischen Untersuchungs- und Krankheitsverhütungsmaßregeln gesprochen. Indes giebt darauf kein verständiger Mensch etwas. Viel wahrscheinlicher ist, daß nur die hohen Preise der Lebensmittel den Anstoß zur Aufhebung des Verbots gegeben haben. Wenn wenigstens man hoffte, daß infolge desselben auch Amerika zur Herabsetzung derjenigen Industriezölle schreiten würde, welche die deutsche Fabrikation so schwer geschädigt haben, so ist das eine Täuschung gewesen. Leider scheint eine gegenteilige Wirkung einzutreten. Wie ein Brief des Pariser „Temps“ mitteilt, steht schon jetzt fest, daß die deutsche Aufhebung für die republikanische Partei, für die Schutzzöllner, für Mac Kinley und die Regierung des Präsidenten Harrison ein wahres Glück ist. Ihre Kandidaten bemächtigen sich dieses Erfolges, um ihn als unwiderleglichen Beweis dafür auszubeuten, daß eine energische Drohmaßregel Großes vermag. Wenn die Dinge wirklich so liegen — und es scheint so —, so bieten sie neuen Beleg, wohin im internationalen Verkehr und geriebenen Gegnern gegenüber zu große Nächstenliebe führt. Entgegenkommen wird fast stets als Schwäche aufgefaßt, dem materiellen Schaden folgt noch der Spott, und das erste Zugeständnis an den Gegner wird nur mit der Erwartung neuer Zugeständnisse beantwortet.

Die Roggenpreise sinken, und zwar einerseits infolge der besseren Gestaltung der Ernte, und andererseits infolge der riesenhaften Zufuhren, welche in den 16 Tagen vor dem Bekanntwerden bis zum Inkrafttreten des russischen Roggenausfuhrverbots von



Rußland über unsere Grenze eingeführt wurden. So wurden allein über Eydtkuhnen vom 21. bis 27 August 14,260 Tonnen Roggen eingeführt. Nach Königsberg sind in jenen 16 Tagen für mehr als 6 Millionen Mark Roggen gebracht worden. Die Zufuhren nach Danzig waren aber noch viel größer; über Eydtkuhnen kamen dort allein in den letzten drei Tagen ca. 1200 Waggon Roggen an. Auf der Weichsel wurden über Thorn vom 24. bis 27. August 65,251 Centner, und über Leibitsch insgesamt 42,000 Centner eingeführt. Nicht minder stark war die Zufuhr nach der Provinz Posen. An der Berliner Börse ist infolgedessen der Roggenpreis von 250 M. auf 210 M. gefallen. Er würde längst schon nach der ganzen Konjunktur viel tiefer stehen müssen, wenn nicht so viele Händler zu Schwindelpreisen in Rußland gekauft hätten. Auch die Börsenblätter wiegeln ab. Die „Berliner Börsen-Zeitung", also ein Organ, welches über den Verdacht erhaben sein wird, „agrarisch" oder börsenfeindlich zu sein, bringt einen Artikel von staunenswerter Offenheit. Das Blatt hält das Ende der Aera für gekommen, in welcher es „dem Differenzspiel gelang, eine künstliche Preishöhe zu schaffen". Was die Haussepartei aus der „Kornzollstürmerei" und aus den Notstandsnachrichten habe „herausschlagen" können, das sei herausgeschlagen. Der Wiener Saatenmarkt habe „ein unerwartet großes Quantum disponibler Ware" feststellen müssen, außerdem wachse das inländische Angebot mit jedem Tage. So sei der Augenblick gekommen, wo die Preise sinken müßten.

Ob die Landwirte noch erheblichen Nutzen aus der Hausse haben werden, steht dahin. Unbestreitbar ist der Schaden aller Konsumenten. Den Rahm abgeschöpft haben die Russen und eine Börsenpartei. Und es hätte nicht viel gefehlt, daß sie auch noch den Zoll in die Tasche gesteckt hätten. Zu bedanken hat sich das deutsche Volk für diese Entwicklung bei den Zeitungen, die es liest, die mit geringen Ausnahmen im Dienst der Börse stehen, aber gleichwohl nicht nur von Städtern, sondern auch von Landwirten mit Abonnements unterstützt und mit Inseraten gefuttert werden.

Ueber die große russische Anleihe in Paris, die sogenannte Kriegsanleihe, weiß die „Kölnische" zu melden, daß alles stockt. Wohl hieß es, eine bestimmte Gruppe erhalte die Anleihe. Thatsächlich sollen aber die Pariser Banken so wenig geboten haben, daß die Russen glaubten, auf den Vorschlag nicht eingehen zu können. Die französischen Banken haben mit dem Abschluß der Anleihe offenbar keine Eile, da sie sich sehr richtig sagen, daß ihnen dieses Geschäft niemals davonlaufen wird. Sie besitzen für dasselbe gewissermaßen ein Monopol, da Berlin und London russischen Anleihen verschlossen sind und das Haus Rothschild die Vermittlung einer russischen Anleihe nachdrücklichst ablehnt. Unter diesen Umständen glaubt man, daß sich die Russen schließlich den Forderungen der französischen Banken werden fügen müssen.

Statt des kirchlichen Berichts:

Ein paar Beobachtungen auf dem Wege nach Trier.

Von R. Bode.

In meinen Jünglingsjahren habe ich längere Zeit in katholischen Landesteilen des Königreichs Bayern gelebt und dabei den Eindruck von einer großen Neigung des katholischen Landklerus zu einem harmlosen und gemütlichen Lebensgenuß erhalten. Die Herren aus einer gemeinsamen Nachbarschaft kamen jeden Nachmittag in der Woche die Reihe herum auf einem ihrer Dörfer zusammen, kegelten in einem Wirtshause und tranken Bier, viel Bier dazu, bis ein jeder spät abends nach Hause ging — für eine Predigt brauchte man ja nicht zu sorgen, da sonntägliche Predigt nicht Sitte war. Dieses gemütliche Treiben bezeichnet die Haltung der Geistlichen, wie ich sie damals vorfand. Ich habe jetzt nach einigen dreißig Jahren, an der Lahn, am Rhein und auf

der Eifel diese Gemütlichkeit nicht wieder gefunden, und ich weiß nicht, liegt das an meiner gereifteren Beobachtung, an dem anderen Landesteile oder daran, daß der katholische Klerus seitdem überhaupt ein anderer geworden ist; möglicherweise sind alle drei Gründe richtig, wenn auch der letztere der überwiegende sein mag. Jetzt waren die Herren höflich und freundlich, wie der Rheinländer überhaupt ist, aber ohne gemütliches Sichgehenlassen, immer auf dem Posten, beobachtend, zurückhaltend gegen Unbekannte, immer ganz Priester und nur wenig Mensch.

Nicht ohne Neid, aber im guten und berechtigten Sinne, habe ich den Verkehr zwischen Klerus und Bevölkerung beobachtet. Auch ganz Fremde versäumten es selten, den Priester zu grüßen, sie grüßten eben nicht den Menschen, sondern das Amt, doch nicht wie in Oesterreich, wo vielfach die Hand ergriffen und geküßt wird, sondern einfach auf die bei uns übliche Art. Nur in den großen Städten, im trubulösen Verkehr der Straßen, Dampfschiffe und Eisenbahnen fiel dies Grüßen weg, dafür suchten sich die Herren, wenn zwei oder mehrere von ihnen beisammen waren, von der Menge zu isolieren, und ich habe öfter bemerkt, daß die Eisenbahnschaffner, wenn es irgend anging, unaufgefordert den Geistlichen eine separate Wagenabteilung überwiesen. Trafen aber Bekannte mit dem Priester zusammen, zumal Glieder seiner eigenen Gemeinde, so war es erstaunlich, mit welcher Devotion der Mann behandelt wurde, und wie ihm besonders die Frauen eine geradezu kindliche Verehrung und Hingebung entgegenbrachten. Es ist klar, wer in solchem Grade die Achtung des Volkes besitzt, der kann auf dasselbe, wenn er will, einen schrankenlosen Einfluß ausüben. Der Verkehr der Frauen mit den Priestern, auch der gebildeten, hatte einen unverkennbar religiösen Charakter, und ich habe nie bemerkt, daß ein Geistlicher sich dabei taktlos benommen hätte. Aus Spanien wurde mir einmal erzählt, daß ein Mädchen, welches ein Priester habe küssen wollen, demselben erst eine Ohrfeige gegeben und dann die Hand geküßt habe — die Maulschelle für den Mann und der Handkuß für den Priester. Dergleichen dürfte in Norddeutschland wenigstens nicht vorkommen, und obgleich ich den Verkehr mit weiblicher Jugend nicht oft beobachtet habe, so schien mir doch an der beiderseitigen Haltung, daß es auch hierin an Takt nicht fehlen wird. Diese allgemeine Achtung der Bevölkerung gegen den geistlichen Stand hat ja viele Gründe: Dogmatische (er ist der Mittler zwischen Volk und Gott), kirchliche (er ist der Beichtvater) und äußere. Als solche äußeren Gründe möchte ich zwei bezeichnen: einmal die sittliche Haltung des Mannes und andererseits sein Gewand. Man mag denken und sagen, was man will, aber wenn ein Stand in so allgemeiner Achtung steht, so muß er sich auch danach benommen haben, er hat sich keine groben Unwürdigkeiten und Ausschreitungen zu schulden kommen lassen, was in diesem Falle, bei dem Cölibat, gewiß ein Ruhm ist, und ich habe daneben gefunden, daß die weibliche Bevölkerung der Rheinlande von durchweg ehrenhafter Haltung und Gesinnung war. Und gewiß wird dieses würdevolle Benehmen der Geistlichen außerordentlich unterstützt durch ihre Kleidung; der katholische Priester befindet sich immer und überall in Amtstracht, der eine unpassende Annäherung sowohl von seiner wie von der anderen Seite so gut wie ausschließt — was in den Pfarrhäusern vorgeht, weiß ich nicht. Unwillkürlich seufzt ein evangelischer Mann in diesen katholischen Ländern: hätten doch unsere evangelischen Geistlichen auch eine solche Amtstracht für Straße und Verkehr, ohne welche sie sich gar nicht zeigen dürften! während sie sich heutzutage häufig in ein Inkognito hüllen, das an und für sich schon unwürdig ist, und wer soll den Respekt bewahren, wenn er seinem Beichtvater und Seelsorger im hellen Strohhut und Jackett, grauen Beinkleidern und gelben Handschuhen begegnet!

Ich glaube nach meinen Beobachtungen, daß es falsch und ungerecht ist, bei der katholischen Kirche, wenigstens in Westdeutschland, durchweg von einem Verdummungssystem zu reden. Nein, der niedere Klerus wenigstens glaubt, was er sagt und lehrt; er ist von den Wahrheiten und Dogmen seiner Kirche ebenso fest überzeugt, wie wir von denen der unseren, er denkt eben so einfältig wie das Volk, ja, er wird von



Zweifeln und Skrupeln viel weniger angefochten als wir — in der Diözese von Trier glaubt er auch steif und fest an die Echtheit und Vollständigkeit des heiligen Rockes, obgleich er die erste nicht beweisen kann und von der Abwesenheit der letzteren sich durch Zeugnisse und Augenschein überzeugen könnte. Diese starre, zweifellose Gläubigkeit hat ihren Grund in seiner Erziehung und Bildung. Durch das Priesterseminar wird er auf den absoluten Autoritätsglauben geradezu dressiert, statt der heiligen Schrift, zumal in den Ursprachen, und gelehrten Kommentaren dazu hat er nichts wie seine Scholastiker studiert, Welt-, Litteratur- und unparteiische Kirchengeschichte sind ihm so gut wie gänzlich fremd geblieben, und ist er im Amte, so studiert er überhaupt nicht mehr. Wozu auch? Die römische Kirche hat das Christentum mechanisiert, den hohen Inhalt desselben größtenteils und für den täglichen Gebrauch in äußerliche, greifbare, sinnlich wahrnehmbare Formen verwandelt, und nun entsteht der Irrtum bei Priestern und Laien: wer diese äußere Gestalt hat, der hat das Christentum. Das ist die innere Schwäche, aber die äußere Stärke der katholischen Kirche. Denn diese Aeußerlichkeiten sind bequem zu begreifen und zu behalten, Priester und Volk bleiben leicht bei der Sache. Allenthalben trat mir das Verhältnis entgegen: die Ungebildeten sind gläubig und kirchlich, die Gebildeten sind nicht gläubig aber kirchlich. Und darum konnte der Mann wohl recht haben, der mir versicherte: „Hier auf der Eifel hat es mit der Socialdemokratie keine Not, hier ist die Kirche zu stark." Denn die Socialdemokratie ist der populär gewordene Materialismus, und ein gläubiger oder auch nur im Respekt vor der Kirche stehender Christ und, sei er selbst ein Katholik, kann kein eigentlicher Socialdemokrat sein. Wie aufrichtig der Priester in seinem Glauben befangen ist, das ging mir aus einem Gespräch hervor, welches hinter meinem Rücken geführt wurde und bis zu meinen Ohren drang. Es war auf einem Dampfschiffe der Mosel, und wir kamen von Trier, von der Ausstellung zurück. Ein älterer Priester aus einem Moselstädtchen erzählte einer Dame seiner Gemeinde ganz erfreut und mit allen Zeichen wirklicher Befriedigung, daß es ihm durch seine Verbindungen in Trier gelungen sei, einen neben dem heiligen Rocke Wache haltenden Priester auf eine Stunde abzulösen, und er habe diese Stunde, neben dem Rock sitzend, in tiefem Gebet zugebracht.

Auffallend war mir in den ganzen Rheinlanden die große Toleranz, womit beide Konfessionen nebeneinander stehen und hergehen. Diese Toleranz ist ja auf keiner Seite ein Verdienst, sondern sie ist die notwendige Folge der durchgängigen Vermischung beider Bekenntnisse, die sich fast an jedem Ort findet. Die Evangelischen und Katholischen müssen eben mit einander leben, und also leben sie mit einander und lernen eine die andere Partei kennen, achten und tragen, während man in ungemischten Bevölkerungen auf beiden Seiten häufig einem wahren Haß gegen die andere Konfession begegnet, und die Unkenntnis über die Gegenpartei geht im Volke oft so weit, daß man bei uns die Katholiken, bei den Katholiken uns Evangelische nicht einmal mehr zu den Christen rechnet. Wie ganz anders im Rheinland!*) Die Evangelischen gingen über die Ausstellung des heiligen Rockes durchgängig mit einem leisen Spott hinweg, wie man über die Schrulle eines Nachbars lächelt, mit dem man sonst gut Freund ist, aber sie erbosten sich nicht darüber, und sie schimpften nicht darauf. Ich habe in Norddeutschland überall die tiefste Entrüstung über den „Trierer Schwindel" gehört, bei den Evangelischen im Moselthale aber nicht ein Wort des Unwillens. Ja, noch mehr! In Wetzlar teilen sich beide Konfessionen brüderlich in den alten Dom, der allerdings durch eine dünne Scheidewand in zwei ungleiche Hälften geteilt ist. In Trarbach an der Mosel ging ich am Sonntag in die evangelische Kirche und besah mir nach dem Gottesdienste das merkwürdige Gebäude. Die Kirche besteht aus zwei Schiffen, zwischen denen die

*) Diese Beobachtung des geehrten Herrn Verfassers stimmt nicht mit unseren Erfahrungen, die auch an Ort und Stelle gesammelt sind. Nirgends giebt es so viele Thümmel wie im Rheinland! Und dem evangelischen Nordländer, der an den Katholiken doch auch einiges Gute lassen will, wird unzählige Male erwidert: Ihr kennt sie nicht!

Pfeilerreihe hinläuft. Das eine Schiff ist kleiner als das andere, weil in demselben noch der Turm der Kirche steht, während Altar und Kanzel sich in dem größeren befinden. Ich sprach gegen den Küster meine Verwunderung aus über diese sonderbare Zweiteiligkeit der Kirche und erfuhr, daß bis vor kurzem beide Konfessionen gemeinsam, nur zu verschiedenen Stunden, aber ohne Scheidewand, ihren Gottesdienst hier abgehalten hätten; da aber besonders bei Festzeiten, wenn der Gottesdienst der einen Partei etwas länger gedauert habe und die Mitglieder der anderen Seite sich zu ihrem Gottesdienst schon eingefunden hätten, öfters Störungen eingetreten seien, so hätten die Katholiken ihre kleinere Kirchenhälfte lieber aufgegeben und sich eine eigene Kirche gebaut. — Eine merkwürdige Unterscheidung der Geistlichen macht man in diesen Gegenden: Der katholische Priester führt im Volsmunde durchweg den Titel Pastor, während der evangelische Geistliche eben so feststehend Pfarrer heißt. — Und noch ein anderes Bild der dortigen Zustände. Das Städtchen Berncastel und der Doppelort Trarbach-Traben liegen in gerader Linie nur eine Stunde voneinander, durch einen Berg getrennt. Ich kam am Sonnabend nach Berncastel und fand den Ort halb ausgestorben, weil sämtliche Männer auf der Wallfahrt zum heiligen Rock abwesend waren. Ich ging über den Berg nach Trarbach und fand beide Städte in der größten Aufregung, weil an den beiden folgenden Tagen, Sonntag und Montag, das Lutherfestspiel jeden Tag gleich zweimal hintereinander aufgeführt werden sollte, und wirklich strömten an beiden Tagen die Bevölkerungen der Städte und der Dörfer aus weiter Umgegend zusammen, am Montag kamen die Schulen von den Dörfern in geschlossenen Zügen singend mit ihren Lehrern herein, alles wohnte den Aufführungen mit der größten Begeisterung bei, und keinem Katholiken fiel es ein, darin etwas Anzügliches gegen seine Kirche zu finden. Das ist rheinische Toleranz.

Ich kam in der Woche vor der Ausstellung des heiligen Rockes von Norden und wanderte das Lahnthal hinab, das Moselthal hinauf. Bis zum Rhein kein Wort vom heiligen Rock, kein Mensch wollte nach Trier, auch in ganz katholischer Gegend Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit. Noch in Cochem im Moselthale, halbwegs zwischen Koblenz und Trier, trat mir ungenierter Spott entgegen über den Bischof und sein Treiben. Es war, als wenn außerhalb der Diözese Trier die Geistlichkeit nicht drängend und drückend hinter der Sache stände, sei es aus Eifersucht, sei es aus Scham. Dann aber änderte sich die Stimmung mit Gewalt. Je näher man der Sonne kam, desto mehr wärmten ihre Strahlen. In und um Trier (ich wohnte auf einem Dorfe in der Nähe), an der Mosel, der Saar, der Sauer, auf der Eifel alles Feuer und Flamme für den Bischof, den katholischen Glauben und den heiligen Rock. Der Bischof war sehr beliebt als großer Redner und liebenswürdiger Mann.

Zunächst ein paar Worte über den Bischof Korum selbst. Derselbe dürfte augenblicklich unter den katholischen Prälaten Deutschlands der gefährlichste Gegner der evangelischen Kirche sein, und wer weiß, ob man nicht in Berlin es bereits als einen schweren Fehler erkennt, daß man diesen Mann seiner Zeit aus Straßburg geholt und, vielleicht durch Damenhände, auf den bischöflichen Stuhl von Trier gesetzt hat. Korum fühlt sich völlig als Franzose. Er redet in seinem Hause nur französisch, und die Nationalfranzosen selbst müssen ihn als einen der Ihrigen betrachten, denn ganz auffallend war bei der Eröffnungsfeier die Anwesenheit einer großen Menge französischer Priester; jedesmal, wenn ich auf der Straße in Trier einen Geistlichen anredete, traf ich auf einen Franzosen. Ich will gegen den Patriotismus der Trierer kein Wort sagen, aber wenn ich gegen ihren Bischof einwandte, daß er doch eigentlich ein Franzose sei, so erwiderten sie lachend: „Wir sind ja selbst bis 1815 Franzosen gewesen!“ Aber Korum ist mehr als das, er hat seine kirchliche Bildung im Jesuitenseminar zu Innsbruck erhalten, und wer diese Anstalten kennt, der weiß, wie tief sie den Geist ihres Ordens ihren Zöglingen einzuprägen und wie fest sie besonders begabte junge Männer an sich zu ketten verstehen, und ein begabter Mann in den besten Jahren seiner Kraft ist der Bischof jedenfalls. Große Gewandtheit in den feinsten Umgangsformen, eine bedeutende



Beredsamkeit, außerordentliche Thatkraft und Energie, kluge, berechnende Vorsicht und fanatischer Ultramontanismus, wie er in der römischen Kirche mit ihrem jesuitischen Geiste jetzt so verbreitet ist — alles dies vereinigt sich in diesem Manne, um ihn, wie der Papst sagt, „zu einem sehr geliebten Sohne der katholischen Kirche" zu machen. Und zu dem allen gesellt sich nun noch eins. Während der evangelische Bund redet, hat der Bischof von Trier gehandelt. Scheinbar ohne jede Veranlassung hat er nach 47 Jahren — er konnte nicht einmal die 50 abwarten — den heiligen Rock wieder ausgestellt. Einer Stärkung des Glaubens bedurfte seine Diözese wie der deutsche Katholizismus überhaupt nicht, und eine Stärkung des katholischen Glaubens kann auch nicht darin liegen, wenn man den Leuten eine seidene Decke in Rockform zeigt, hinter der sich, ungesehen, ein Stück graues Zeug befindet, welches möglicher- aber unwahrscheinlicherweise ein Stück von dem Gewande Christi sein könnte. Aber wozu denn sonst der Lärm? Nun, der wahre Grund dürfte in einer einzigen Silbe enthalten sein, und diese Silbe heißt: Geld. Es müssen enorme Summen sein, die in den mächtigen Opferstöcken des Bischofs unter den Augen des dabei Wache haltenden Priesters zusammenfließen. Und niemand kontrolliert ihm diese Summen, und niemandem ist er über ihre Verwendung Rechenschaft schuldig, und zur Restaurierung des Domes, der sich allem Anscheine nach in einem sehr guten Zustande befindet, werden sie kaum nötig sein. Aber zum Kriegsführen gehört vor allen Dingen Geld, und in der Hand dieses Mannes, der es in der Eröffnungsrede selbst aussprach, daß sein brennendster Wunsch die Einheit der Kirche sei, soll dies Geld offenbar ein Hauptmachtmittel sein zur Ueberwindung der evangelischen Kirche, die jener Einheit noch immer so hartnäckig widerstrebt.

An der Echtheit und Vollständigkeit des heiligen Rockes war, wie gesagt, in der Bevölkerung gar kein Zweifel. Kaum daß man auf meine Einwendungen zugab, der Glaube an den Rock sei nicht gerade nötig zur Seligkeit und der Beweis für seine Echtheit sei nur „ein Beweis des Glaubens." Selbst die Lehrer, die doch sonst so gern nörgelnd und unzufrieden mindestens neben der Kirche und ihren Interessen stehen, hier sind sie nicht ihre Feinde, sondern ihre überzeugten Verfechter. Ja, einen jüngeren Arzt lernte ich kennen, der noch strammer als die Lehrer in seiner katholischen Ueberzeugung und noch unumwundener in ihrer Aussprache war. Wie erzielt nun die katholische Kirche solche Festigkeit in Kreisen, die uns längst verloren gegangen sind? und ich rede hier nicht mehr blos von dem Glauben an den heiligen Rock, nicht mehr von der Diözese Trier allein, sondern von den Beobachtungen, die ich auf meiner Reise im allgemeinen gemacht habe. Daß die halb und die ganz gebildeten Katholiken noch kirchlich feststehen, das bewirkt die Kirche nicht direkt, sondern indirekt durch den kirchlichen Geist, der noch in den Familien wohnt, und den erhalten zu haben und ferner zu erhalten die besondere Kunst der katholischen Kirche ist. Daher ihre Macht über die Massen und über die Wahlen. Und zwar wendet die katholische Geistlichkeit dazu drei Mittel vorzugsweise an: 1. ihre Gewalt in der Beichte, ihre sorgfältige Kontrolle über das kirchliche und weltliche Leben der Gemeindemitglieder, ihre ganz ungenierte Forderung des kirchlichen Gehorsams, des Kirchenbesuchs u. s. w. 2. Dazu kommt ihre persönliche Macht in dem Verkehr mit dem Volke, es sei jung oder alt, und zwar verkehren die Priester, wie schon bemerkt, immer nur in Amtstracht, die jede Ausschreitung von beiden Seiten verbietet, und immer mit der Absicht, die Leute für die Kirche zu erziehen oder zu erhalten; und man mag sagen, was man will: die Kirche, jede Kirche ist doch zuletzt der stärkste, wenn nicht der einzige Halt des Menschen im Leben. Dazu kommt, daß die Jugend beiderlei Geschlechts, die konfirmierte wie die unkonfirmierte, sorgfältig an der Hand festgehalten und immer wieder unterwiesen wird, wie sie sich kirchlich zu benehmen hat; die Formen des kirchlichen Lebens in Haus und Kirche werden ihr eingeprägt, und in diesen Formen, worin alle Katholiken ganz sicher sind, erhält sich die Anhänglichkeit und das Gefühl der Zugehörigkeit, wenn nicht der Glaube selbst. 3. Man geht mehr auf die laufenden Bedürfnisse der menschlichen Seele ein und sucht

sie zu befriedigen auf Schritt und Tritt, nicht mit ewigem Gepredige, sondern durch die immer offenen Kirchen, in zahlreichen Gottesdiensten zu allen Tageszeiten und Gelegenheiten, in Vereinen und Blättern, die ohne Ausnahme unter kirchlicher Leitung stehen. Die katholische Kirche ist bekanntlich weit reicher an Geistlichen als wir, und alle müssen thätig sein für Kirche und Volk; sie sind gewiß nicht so gebildet und gelehrt wie die evangelischen, aber gerade darum stehen sie der Masse des Volkes näher. Die katholische Kirche hat eine fehlerhafte Lehre von der Sünde, sie faßt den Begriff derselben zu oberflächlich und macht ungehörige Unterscheidungen, trotzdem arbeitet sie mehr gegen die Sünde und giebt dem erwachten Gewissen mehr Gelegenheit, zum Frieden zu kommen, als die evangelische (man denke nur an unsere allgemeine Beichte und Absolution!), und sie nimmt sich der bekümmerten Seelen mehr an, als die unsrige. Ich sage nicht, daß sie den rechten Frieden und den rechten Trost bietet, aber sie ist fleißiger und eifriger in der Darbietung dessen, was sie hat, und tritt den angefochtenen Herzen öfter und dichter zur Seite als wir, kurz, sie bietet ihnen und sie ist ihnen mehr als unsere Kirche trotz ihrer größeren inneren Armut. Sie ist ärmer an Schätzen, aber reicher an Mitteln, sie darzubieten, und daher kommt es, daß sie weit populärer ist. — Seit der Reformation hat die römische Kirche, ohne daß sie es gestehen will, viel gelernt und angenommen von der evangelischen; es wäre hohe Zeit, daß wir anfingen, auch von ihr zu lernen, so weit es sich mit dem Geist unserer Kirche und — mit ihrer Abhängigkeit von der Staatsgewalt verträgt.

Zeichen der Zeit.

Herr von Egidy, der Apostel des neuesten Rationalismus, hat seinen Weg folgerichtig gemacht und steht jetzt am Anfang vom Ende. Seine „Ernsten Gedanken" und die deswegen erfolgte Kassierung als Oberstlieutenant verschafften ihm Berühmtheit, welche durch die zahllosen Gegenschriften noch wesentlich erhöht wurde. Dann fing er an, seinen angekündigten Zukunftsdom in Broschüren auszubauen, wobei sich denn bald herausstellte, daß ihm weder ein Fundament noch irgend ein haltbarer Baustein zur Verfügung stand. Eine geschlossene Pfingstversammlung zu Berlin sollte beides beschaffen, bewirkte aber nur, daß der verhängnisvolle Mangel an „festem Material" auch seinen bisherigen Anhängern zum Bewußtsein kam. Nun wollte Herr v. Egidy im Juli d. J. nach Berlin ziehen und daselbst eine neue Zeitschrift, „Das angewandte Christentum", gründen, und damit dürfte diese Sache für die große Menge abgethan sein. Man übersiedelt nach Berlin und „gründet" ein „Organ", das ist ja das Ergebnis der meisten neuauftauchenden Richtungen im neuen deutschen Reiche. Ein langes Leben pflegen ja glücklicherweise alle solche Organe nicht zu haben.

Was Herr v. Egidy selbst betrifft, so kann man ihm bei der ernsten und aufrichtigen Gesinnung, die er stets gezeigt hat, ein Stillestehen mit nachfolgender Umkehr ja nur von Herzen wünschen. Der naturgemäße und geschichtlich oft bewahrheitete Verlauf aber ist das nicht, der ist vielmehr durch die schiefe Ebene bestimmt, auf die er sich begeben hat. Das läßt sich schon jetzt beobachten: Dem Protestantenverein scheint die Sache schon bedenklich, zum mindesten nicht praktisch, er will nicht mehr mitmachen. Mehr Gegenliebe findet Egidy bei offenbaren Atheisten und Socialdemokraten; die „Jungdeutschen" äußern sich in ihrem Organ, M. G. Conrads „Gesellschaft", höchst anerkennend über ihn, und der socialdemokratische Schriftsteller Bruno Wille, der zur Egidyschen Pfingstversammlung eine Einladung hatte, hat auch sehr viel Verwandtes bei dem neuen Reformator entdeckt. Er bildet das ungeheuerliche Wort „christlicher Anarchismus", und meint nur, daß Egidy diesen Begriff, der die eigentliche Religion Christi bezeichne, noch nicht klar und konsequent genug erfaßt habe. Wenn Herr von Egidy bei dieser Freundschaft nicht bange wird, — dann wird das „angewandte Christentum" sich wohl bald nach einem neuen Titel umsehen müssen.

Drei Gedichte

von

Freifrau M. von Reitzenstein.

Mondlicht.

I.

Die weißen Lilien sind verblüht —
Die roten Rosen sind verglüht —
Dahin des Lenzes Prangen!
Doch leise, leise in der Nacht,
Kommt über der erlaschnen Pracht
Das Mondenlicht gegangen.

II.

Es zittert hell durch Busch und Baum,
Weckt den versunknen Liebestraum
Der Frühlingsgeister wieder —
Es rühret an das Menschenherz:
D'raus quillt hervor der alte Schmerz —
Die alten, sel'gen Lieder.

Ich suchte bei den Sternen.

I.

Ich suchte bei den Sternen
Ein selig Glück, —
Ich schweifte in die Fernen:
Kam leer zurück.

II.

Ich fragte bei den Rosen
Im lichten Mai,
Wenn lind die Lüfte kosen —
Vorbei, vorbei!

III.

Ich ging zu einem Herzen
Und klopfte an:
Da ward, in Lust und Schmerzen,
Mir aufgethan.



Sonnenschein.

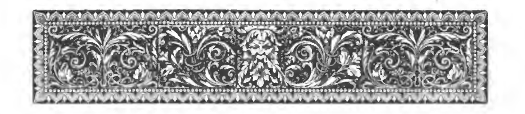
I.

Ich saß schon manches Mal allein —
Doch einsam nimmer;
Denn heimlich schaute Sonnenschein
Mir in das Zimmer.

II.

Ich ging schon manches Mal allein —
Verlassen nie,
Mir folgte stets der Sonnenschein
Der Poesie.





Neue Schriften.

1. Politik.

— **Die sociale Reform als Gebot des wirtschaftlichen Fortschrittes** von Dr. Heinrich Herkner, a. o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. Br. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Die Notwendigkeit der socialen Reform ist bisher in der Regel dargethan als eine Forderung des praktischen Christentums unter der Devise: „Liebet die Brüder", oder als eine Maßregel vorbeugender Klugheit, um der Socialdemokratie den Boden zu entziehen durch Erfüllung der berechtigten Forderungen der Arbeiter. Verfasser sucht dagegen die sociale Reform als durch den Fortschritt der wirtschaftlichen Entwicklung geboten nachzuweisen. Sein Ziel ist, „die Bedenken mit zerstreuen zu helfen, welche weniger in der Wissenschaft, als in der öffentlichen Meinung so oft gegen die sociale Reform vom wirtschaftlichen Standpunkt aus erhoben werden". Die gewandt und leicht verständlich geschriebene kleine Schrift richtet sich „nur an diejenigen, welche zwar das Massenelend als brennenden Schmerz empfinden, aber dennoch socialpolitischen Maßnahmen achselzuckend und zweifelnd gegenübertreten, weil sie von denselben eine Verzögerung und Einschränkung unserer wirtschaftlichen Fortschritte und insofern noch eine Verschlimmerung der traurigen Zustände befürchten". Dagegen aber soll dargethan werden, „wie eine sociale Reform im Sinne einer größeren Anteilnahme der arbeitenden Klassen am Reinertrage der nationalen Produktion die wirtschaftliche Entwicklung nicht nur nicht schädigen kann, sondern vom Standpunkt der wissenschaftlichen Nationalökonomie geradezu als ein Gebot des wirtschaftlichen Fortschrittes zu gelten hat". Dieser Nachweis wird auf zwei Wegen geführt, indem einmal in mehr specieller Weise, der Lehre Brentanos über die Lohnsteigerung folgend, gezeigt wird, daß Lohnerhöhungen mit keinerlei Gefahr für den wirtschaftlichen Fortschritt verknüpft sind, sondern ihn zu fördern geeignet erscheinen, und indem sodann in allgemeinerer, genereller Weise bewiesen wird, „daß die äußerst ungleichmäßige Güterverteilung, welche dem sich selbst überlassenen Verkehre eigentümlich ist, schließlich zu einem Hemmschuh weiterer wirtschaftlicher Fortschritte sich entwickeln muß. Unter Anknüpfung an Lauderdale, Sismondi und Rodbertus und die Ergebnisse der Einkommenbesteuerung in Basel, im Großherzogtum Baden und im Königreich Sachsen kommt Verfasser zu dem Schlusse, daß die Tendenz der Einkommenverteilung in dem System der freien Konkurrenz dahin geht, „daß die Reichen immer reicher und mächtiger an Zahl werden, daß keine Tendenz zu einer Ausgleichung der grellen Einkommensunterschiede besteht, daß es aber nicht richtig ist, daß die Armen immer ärmer werden. Sie nehmen an der Steigerung des Wohlstandes teil, freilich in weitaus geringerem Maße, als die Reichen". Während die Produktivität der Arbeit in den letzten Zeiten fortdauernd im Steigen begriffen ist, ist die Kaufkraft der Arbeiter nach Meinung des Verfassers nicht im gleichen Verhältnis gewachsen. Die Folgen dieses Mißverhältnisses sind Ueberausfuhr und Ueberkapitalisation.

Bis hierher kann man den Verfasser, wenn auch mit einigen Einschränkungen, mit Zustimmung begleiten. Ueberflüssig waren die versteckten Angriffe gegen unsere zur Zeit noch geltende Schutzzoll- und Handelspolitik und die offenen gegen die Getreidezölle. Dieselben gehören nicht zur Sache, und Verfasser weiß bezüglich der ersteren nichts Besseres vorzuschlagen. Daß er aber ein Anhänger der Freihandelspolitik sein sollte, ist bei seiner wirtschaftlichen Stellung nicht anzunehmen; auch würde er sich dann der Inkonsequenz schuldig machen. Unbekannt sind uns ferner wenigstens in Deutschland — und deutsche Verhältnisse werden doch behandelt — „gewisse kirchliche Strömungen, denen das irdische Leben als ein Schachspiel erscheint, ein Schachspiel mit der Erde als Schach-

brett und den Armen als Schachfiguren, mittels deren die Reichen und Mächtigen das Spiel zu gewinnen haben. Das Fortbestehen einer Klasse von in Not Befindlichen gilt von diesem Standpunkt schließlich als ein Mittel, um das Heil Einzelner zu verwirklichen".

Etwas erheblicher werden unsere Bedenken durch das Kapitel, in welchem der Verfasser die „Einwände gegen die sociale Reform" bespricht. Zur Reform der Einkommensverteilung erscheint demselben folgendes, das er unter dem Namen „sociale Reform" zusammenfaßt, erforderlich: Arbeiterschutz-Gesetzgebung, Arbeiterversicherung, stark progressive Ertrags-, Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftssteuern, Verwendung der auf diesem Wege gewonnenen Beträge zur Entlastung der ärmeren Schichten der Bevölkerung, Verstaatlichung und Kommunalisierung gewisser Betriebe im Verkehrs-, Versicherungs- und Kreditwesen, anderweitige Regelung des Erbrechts, Aufhebung der Fideikommisse, innere Kolonisation, Organisation der Arbeiter in Berufsverbänden, Konsum- und Produktivgenossenschaften; in der That eine große Reihe von Gesetzentwürfen, von denen unser Volk noch Jahrzehnte und länger leben kann. Verfasser meint, daß keiner dieser socialpolitischen Gedanken sich nicht schon irgendwo, und sei es auch bei unseren Antipoden, durchaus bewährt und als lebenskräftig erwiesen habe.

Und was erwartet Verfasser von der Durchführung der Gesamtheit dieser Maßregeln: In erster Linie eine günstigere Einkommensverteilung, die Bildung eines neuen, breiteren, durch stufenweise Hebung der arbeitenden Klassen gewonnenen Mittelstandes aus dem großindustriellen Arbeiterstand, daneben den Untergang aller mittleren und kleineren Industrie und Handwerksbetriebe, ferner, daß zeitweise Arbeiter, die durch die Verschiebung der Produktion überschüssig sind, brotlos werden. Diese begleitenden Umstände erscheinen ihm bedeutungslos. Wo diese überschüssig werdenden Arbeiter bleiben sollen, davon spricht er nicht. Das sind eben schmerzliche Uebergangserscheinungen. Die Mittel- und Kleinbetriebe sind nach seiner Meinung so wie so dem Großbetriebe gegenüber dem Untergange geweiht. Jedes staatliche Eingreifen zu ihren Gunsten verlängert nur den Todeskampf und macht ihn schmerzlicher. „Erscheint es aber nicht," so schreibt er, „im höchsten Maße gefährlich, das Wohl und die Erhaltung des Staatswesens immer noch auf eine Bevölkerungsschicht gründen zu wollen, welche, wie die der Kleinmeister, durch die unaufhaltsame technische und ökonomische Entwicklung doch größtenteils auf den Aussterbeetat gesetzt wird? Die Zukunft des Staates erscheint nur dann auf einem »rocher de bronce« festgestellt, wenn der Staat denjenigen Schichten der Gesellschaft zu entsprechen vermag, denen die wirtschaftliche Zukunft zufällt. Und das sind die arbeitenden Klassen der Großindustrie."

Es ist nicht möglich, sich in dem Rahmen einer Recension mit diesem großen Programm eingehend auseinander zu setzen. Wir beschränken uns auf zwei kurze Bemerkungen. Erstens: Die Verstaatlichung gewisser Betriebe im „Verkehrs-, Versicherungs- und Kreditwesen" genügt uns nicht. Wir gehen mit Adolf Wagner weiter. Und zweitens: Den „Todeskampf" des Handwerks und der Kleinbetriebe faßt Verf. viel zu radikal pessimistisch auf. Es giebt auch heute noch kleine Betriebe, die durchaus nicht an Sterben denken, sondern ein frisches, gesundes Leben führen, das ihnen, will's Gott, noch lange zum Wohle unseres Volkes erhalten bleiben soll.

— **Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit.** Vier Vorträge von Georg Friedrich Knapp. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.) Preis 2 Mark.

Unter diesem Titel hat der Agrarhistoriker Georg Friedrich Knapp, Professor in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Straßburg, vier Vorträge zusammengefaßt, die er in letzter Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat.

Der erste in dieser Reihe beschäftigt sich mit dem Ursprung der Sklaverei in den Kolonieen; Knapp beantwortet darin die Frage, welche Rolle bei der Gründung der spanischen und portugiesischen Kolonieen Amerikas die Sklaverei gespielt habe. Die drei übrigen Vorträge stützen sich ganz auf das Werk „G. F. Knapp, die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens." Eine philosophische Zusammenfassung der darin enthaltenen socialpolitischen Gedanken über die Landarbeit auf unseren großen Gütern wird in diesen drei Vorträgen versucht.

Sehr wohlthuend berührt die durchaus vorurteilslose Art der Forschung und Darstellung bei Knapp, die sich von der landläufigen liberalen Geschichtsschreibung weit unterscheidet. Die nur kurzen Vorträge sind voll von anregenden, feinen Gedanken, denen nachzusinnen es sich lohnt. Im zweiten Vortrage „bäuerliche Leibeigenschaft im Osten" führt er z. B. aus, daß über die Leibeigenschaft im deutschen Osten so viele verkehrte und irrige Anschauungen verbreitet, habe seinen Grund darin, daß unsere gelehrte Forschung zu liberal, daß unsere Rechtsgeschichte zu antiquarisch ohne Berücksichtigung der Wirtschaftsgeschichte verfahre, und zu biographisch sei.

„Die Liberalen malen alles," so sagt er an einer Stelle treffend, „in möglichst düsteren Tönen, was die ältere Agrarverfassung betrifft: denn gegen das Junkertum darf man sich ja wohl einige Uebertreibung erlauben; sie leiden noch unter dem Haß gegen das Vergangene — und wie köstlich trifft es sich, daß man hier zugleich das Junkertum brandmarken und die Verdienste der preußischen Könige grell beleuchten kann, die ja dem Junkertum entgegentraten. Der liberale Schriftsteller ruft den Königen zu: „Heil Euch, denn Ihr gehört zu uns!" Und er verliert alle Ruhe und Besonnenheit, wenn er Befreiungsthaten zu erzählen hat, gerade, als wenn der bloße Akt der Befreiung auf wirtschaftlichem Gebiete das einzig nötige, das endgültige Mittel der Beglückung wäre. Gewiß war es ein großes Ver-

dienst der liberalen Gedankenrichtung, daß die That der Befreiung eintrat; und sie trat ein, aber nicht im 18. Jahrhundert und nicht durch Aufhebung der Leibeigenschaft, die nicht viel zu bedeuten hatte, sondern erst durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die der wahre Eckstein der alten Verfassung war. So wurde die alte Verfassung zerstört. Mit dem Zerstören allein, so nötig es sein mochte, ist aber nicht alles gethan. Wie kann man heute noch bei der Freude über den Sturz des Alten stehen bleiben, heute, wo es längst klar ist, daß es auch galt, eine neue ländliche Verfassung aufzubauen! Das ist es, was der liberale Schriftsteller so leicht vergißt, und das ist der Grund, weshalb er, mit Unverständnis für den Neubau, vor allem in der Schwarzmalerei der Vergangenheit schwelgt."

Der dritte Vortrag behandelt die Erbunterthänigkeit und die kapitalistische Wirtschaftsweise. Für den Bedarf seiner Untersuchung stellt Knapp zunächst den Begriff der kapitalistischen Wirtschaft fest. Er bestimmt sie als eine Wirtschaft, die im Gegensatz steht zum Kleinbetrieb und das Kennzeichen des Großbetriebes haben muß; ferner muß die kapitalistische Wirtschaft dem Naturalbetrieb entgegengesetzt sein, sie muß für den Markt schaffen. Ihr Zweck ist der Gewinn, der sich nach Abzug der Herstellungskosten ergiebt. Aus diesem Gewinn soll ein bedeutendes Einkommen erwachsen. Die Erlangung und Steigerung eines solchen Einkommens bis zur Bildung eines bedeutenden Vermögens ist der Traum dessen, der die kapitalistische Wirtschaft betreibt. Das Wort ist jung. Die Sache, die dadurch bezeichnet wird, ist weit älter. Knapp verlegt die Entstehung des landwirtschaftlichen Großbetriebes in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Aber erst die Verwüstungen des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges haben das Rittergut in seinem jetzigen Umfang geschaffen, auf welchem der Ritter als Landwirt, Unternehmer wohnt. Es ist derselbe Vorgang, wie er später auch in der Industrie auftritt, Aufsaugung vieler kleiner Betriebe zur Herstellung einer weit geringeren Anzahl von Großbetrieben. Nur wird dabei gewöhnlich eins übersehen: Die Versorgungspflicht des Gutsbesitzers seinen Leuten gegenüber.

„Wer ein echter altmodischer Junker war, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte und auf seine Standespflichten hielt, der wollte die Erbunterthänigkeit neben anderen Gründen auch deshalb beibehalten, weil sie dem unfreien Arbeitsmann eine sichere Stätte für den Fall der Not gewährte. Der unterthänige Mann sollte alle Zeit in jeder Lage des Lebens einen gnädigen Herrn über sich haben. Der Gutsbezirk sollte das verkleinerte Abbild der göttlichen Weltordnung sein. Der Gutsherr wollte darin wie die Vorsehung wirken, allweise und gütig, vorausgesetzt, daß er auch allmächtig bleibe. So dachten viele, und nicht die schlechtesten unter ihnen. Der Freiherr Edwin v. Manteuffel hat noch als kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen mit Vorliebe das Gespräch darauf gebracht, wie unbegreiflich es ihm sei, daß man dem kleinen Mann erlaubt habe, von den Rittergütern weg zu ziehen. Er wäre aber auch gewiß der letzte gewesen, der seine unbrauchbaren Leute im Stiche gelassen oder gar davon gejagt hätte. Diese Art von Gutsherren hielten also die unfreie Arbeitsverfassung für menschenfreundlich, und in gewisser Beziehung mit Recht. Für die Erbunterthanen galt der Rechtssatz, daß sie alle nicht nur verpflichtet waren, auf dem Gute zu bleiben, sondern daß sie dazu auch berechtigt waren. Der Gutsherr durfte sich auf keine Weise seiner Erbunterthanen entledigen; er durfte sie allerdings für sich arbeiten lassen. Aber wenn sie dazu wegen Krankheit oder Alter unfähig waren und keine eigene Wirtschaft führten, so mußte sie der Gutsherr ernähren; er durfte sie nicht gegen ihren Willen hülflos in die magere Freiheit verstoßen. Auf dem Gutsherrn ruhte der Versorgungszwang. Das kommt uns heute sehr seltsam vor, gerade so altmodisch, wie die Zwangsarbeit der Unterthanen; aber ist es unmenschlich? — Ganz im Gegenteil. Es ist die liebenswürdige Seite der alten Verfassung; man redet selten davon, aber gerecht ist es eigentlich nicht, nur vom Arbeitszwang der Unterthanen zu reden und vom Versorgungszwang des Gutsherrn zu schweigen."

Im folgenden weist Knapp darauf hin, daß sich hier etwas sehr Merkwürdiges herausstelle: daß nämlich die früheste Arbeitsverfassung des kapitalistischen Betriebes, die Erbunterthänigkeit, bereits die Berechtigung des Arbeiters auf Versorgung kenne! —

Im vierten Vortrag „Die Landarbeiter bei der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung" wird gezeigt, daß diese den „Landmann ohne Dienst" und den „Dienstmann ohne Land" geschaffen; sie hat nur den Großbauern freies Eigentum gebracht, dem Kleinbauern aber, das heißt dem, der nur ein Haus besessen oder einen Morgen Acker, zwar nicht absichtlich, aber doch thatsächlich auch noch das genommen, was er gehabt. Dies war eine Folge des Umstandes, daß die damaligen preußischen Gesetzgeber mit Ausnahme des Freiherrn von Stein in allen ihren Anschauungen beherrscht und geleitet wurden von dem wirtschaftlichen Liberalismus, dem laissez faire et aller. Daher wurden die alten Polizeigesetze zum Schutze der Kleinbauern beseitigt. Da nun aber die Ritter zur Bestellung ihrer Güter schlechterdings Arbeitskräfte haben mußten, so wurden die jetzt schutzlosen Kleinbauern zum Tagelöhner, zum Kathenmann, zum „Dienstmann ohne Land" herabgedrückt. Heute leiden wir unter den Folgen dieser Maßregel, die eine proletarische Arbeitsverfassung auf dem Lande geboren. Daß die ländlichen Arbeitsverhältnisse heute nicht mehr befriedigen, leugnet niemand. Es klagen alle Arbeitgeber über mangelnde Arbeitskräfte, wohlwollende Arbeitgeber aber, wie Arbeiterfreunde über den niederen geistigen und sittlichen Zustand derselben. Wie und wo hier zu helfen, das ist das Problem der Zukunft, dessen Lösung Verfasser von der Thatkraft und Einsicht unseres hochsinnigen und hochgebildeten Beamtenstandes erwartet.

— Schwarz · weiß · rot! Eine Ethik des Patriotismus. Von Th. Brecht. (Halle a. S., Eugen Strien.) 554 S. 6 M.

Der Verfasser beabsichtigt „keinerlei prinzipielle Umgestaltung der ethischen Begriffe"; das erkennt man aus dem Titel: „Schwarz-weiß-rot", was sollte uns eine neudeutsche Reichs-Ethik? „Eine Ethik des Patriotismus" erweckt dagegen schon eher den Gedanken, als ob an Stelle der überlieferten christlichen Moral eine ganz neue Moral, die Moral des Patriotismus, Gegenstand der Erörterung sein solle. Die Meinung des Verfassers geht aber dahin, daß, „da die christliche Idee, kaleidoskopartig in den verschiedensten Farben spielend, dermalen noch nicht hoffen kann, ein allen oder auch nur einigen Parteien zusagendes System zu liefern, versucht werden muß, ob man nicht auf jener Idee, welche nächst der religiösen die Menschen vielleicht am mächtigsten zu packen im stande ist, ein System aufzubauen vermag, auf der Idee des Patriotismus."

Das „System" des Verfassers, welches „das Prinzip der Ethik des Patriotismus", „die Individualethik", „Erziehung und Schulwesen", „die Socialethik", „die Berufs- und Erwerbsorganisationen" und „die öffentlich rechtliche und politische Organisation unseres Volkslebens" umfaßt, läßt an Reichtum des Inhalts und an tüchtiger, im wesentlichen dem Gemeinsamen der sg. Kartellparteien entsprechender Begründung nicht viel zu wünschen übrig, ob aber mit dieser Wissenschaft, mit diesem stattlichen Buch Leitartikel praktisch irgend etwas erreicht wird, insbesondere der doch eigentlich vaterlandslosen, kosmopolitischen Umsturzpartei der Socialdemokraten gegenüber, möchte ich bezweifeln. Ich glaube, daß auch hier das Wort gilt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Die Bergpredigt enthält die beste Socialethik.

Deutsche Patrioten wollen alle sein, am Ende auch die Socialdemokraten; die dem deutschen Reich mehr oder weniger feindlich gesinnten Parteien werden sich deshalb Brechts Belehrung über die Pflichten des wahren, echten und rechten Patriotismus nicht gefallen lassen. Christen wollen nicht alle sein. Auf religiösem Gebiet den Nichtchristen zeigen, was ihnen fehlt, was ihnen insbesondere im Blick auf ihre Stellung zum Vaterland fehlt, die alte Moral von neuem predigen, das würde mehr Aussicht auf Erfolg haben, ich will nicht sagen viel Aussicht. Soll der Patriotismus einstweilen das bewirken, was „die christliche Idee" nicht bewirken kann, so werden Täuschungen nicht ausbleiben.

Auf das System des Verf. gehe ich nicht ein. Ich glaube, zur Empfehlung seines trotz allem und allem lesenswerten, gehaltreichen Buches mehr beitragen zu können, wenn ich auf Einzelheiten aufmerksam mache.

„Die sogenannten nationalen Parteien sind saturiert (!) — d. h. auf deutsch sie sind satt — d. h. sie haben im deutschen Reich das erreicht, was sie wollten, und daher bei ihnen weniger Arbeit, weniger Parteiorganisation, als bei den unzufriedenen Parteien" (S. 9). — Der Verfasser will alle Fremdwörter benutzen, „welche der deutsche Sprachgeist sich für bestimmte Begriffsnüancen gebildet und zurechtgelegt hat." Ich glaube, daß er hier den Sprachgeist der deutschen Gelehrten mit dem deutschen Sprachgeist verwechselt hat. Mir ist der deutsche Sprachgeist seit fast fünfzig Jahren in Hunderten von Büchern erschienen, mit den Fremdwörtern saturiert, premieren, Dupe, Decandance, leger, kartellieren, Rekreation, importieren, prädisponieren, Deroute, Afot ist er mir aber noch nicht begegnet. Auch sollte sich der süddeutsche Verfasser vor dem pluralis borussicus Defizits, Streiks und dergleichen hüten.

„Zur moralischen Stärke eines Volkes gehört vor allem, daß es sich nicht vor dem Ausland, am allerwenigsten vor dem Feinde wegwirft." Das gilt nicht nur den Eiffelturm-Pilgern, sondern auch den Malern, den Romanschreibern, den Leitern deutscher Theater. „Wir brauchen mehr Patriotismus als andere," wie „ein gesteigertes Maß von Patriotismus zur moralischen Unterstützung unserer leidenden Brüder im Auslande. — — Statt daß vom Rhein bis zur Memel ein Schrei der Entrüstung über die beispiellose, nur mit den Dragonaden Ludwigs XIV. zu vergleichende Mißhandlung der russischen Ostseeprovinzen ertönt wäre, hat man es der englisch-schweizerisch-amerikanischen „Evangelischen Allianz" überlassen, gegen die russischen Niederträchtigkeiten zu protestieren." —

Eine Stelle, die Brecht aus Dr. Kirchners „Deutscher Zeit- und Streitfrage" über den „Mangel eines allgemeinen Moralprinzips in unserer Zeit" (S. 29) anführt, sei auch hier angeführt: „Der allgemeine Charakter unserer Zeit ist friedloser Materialismus. Pessimisten der Theorie nach, Sybariten wo es geht in praxi, abwechselnd ausgenützt oder ausbeutend, für die idealen Güter entweder ohne Sinn oder ohne Muße — sind unsere civilisierten Zeitgenossen bei aller Gier nach Genuß meist unglücklich, trotz aller Examina untüchtig, bei aller Bildung ungebildet, trotz aller Gesetze unsittlich."

„Der Deutsche thut, wenn er patriotisch ist, auch nicht viel anderes, als was er sonst zu thun pflegt: er trinkt. — Geht unser Volk zu Grunde, so geht es am Suff zu Grunde."

„Es ist kein geringer Ruhm des deutschen Volkes, daß es die alte Griechengymnastik in seiner deutschen Eigenart wieder im Turnplatz aufleben ließ."

„Das Deutschtum muß aber, und davon giebt es keinen Dispens, auch bei der Aneignung des Fremden das beherrschende bleiben."

„Der Zusammenbruch der religiösen Weltanschauung unter unseren Zeitgenossen richtet furchtbare sittliche Verheerungen an, mehr fast noch durch die Schwächung der Willensmotive und des Willens, als durch die Verursachung grober sittlicher Vergehungen. — — Wir leben im Zeitalter einer toten Rechtgläubigkeit. — — Man betet unsere Klassiker an, aber wer eignet sie sich an, so daß sie in succum et sanguinem übergingen! Man schwärmt für die

alten Griechen, aber mehr als man auf der Schulbank von ihnen gelernt hat, weiß man von ihnen nicht. Man lebt mit Stolz im Zeitalter der Naturwissenschaften, aber wie viele unserer Gebildeten, die „Fachleute“ natürlich ausgenommen, beherrschen auch nur eines der naturwissenschaftlichen Gebiete! Man wiederholt unzähligemale: die Zeit ist ernst, die Revolution steht vor der Thüre, wer aber macht mit dem Gedanken, daß die Zeit ernst sei, Ernst! —

„Wenn es sich herausstellen sollte, daß die Kunst ohne eine an Lascivität streifende „Freiheit“ nicht bestehen kann, wenn die Kunst in ihren öffentlichen Darstellungen für sich Grundsätze in Anspruch nehmen zu müssen glaubt, deren Bethätigung in die Herzen des Volkes, vor allem der Jugend den Zunder der geschlechtlichen Reizungen wirft, also korrumpiert, dann fahre hin, Kunst; dann weg mit dem Kunstgötzen.“

„Exklusivität, übertriebenes Halten auf Repräsentation, auf die untadellose Eleganz der Kleidung ist vom Offizierkorps naturgemäß übergegangen auf seine Zwillingsbrüder, die studentischen Korps, die es nun glücklich durch immense Opfer ihrer „Alten“, d. h. ihrer Väter und älteren Philister dahin gebracht haben, daß fast jedes derselben sein abgesondertes, vornehmes Klubhaus besitzt, in welchem es vor jeder näheren Berührung mit dem allgemein menschlichen und speciell studentischen Pöbel bewahrt bleibt. — — Lustig wäre es mit anzusehen, wenn es nicht gar zu traurig wäre, wie die meisten übrigen Studentenkorporationen, voran die im Gegensatz zu den Landsmannschaften, d. h. Korps gegründete Burschenschaft, fast aller Orten in all jenen Aeußerlichkeiten, im möglichst prunkvollen Repräsentieren, in Festen und Arrangements, in Kleidung und Lebensgewohnheiten nach Kräften den Korps nachzueifern suchen. — — Wie können denn unsere gebildeten Kreise hoffen, die große sociale Frage zu lösen, wenn sie bis jetzt nicht einmal im stande waren, die kleine, für unsere Zukunft aber sehr wichtige sociale Frage des „Studententeufels“ am eigenen Leibe zu bewältigen!“ —

„Wer alles, was vom Staatsoberhaupt und der Regierung aus geschieht, kritiklos gutheißt, und auf etwaige Schäden des öffentlichen Lebens gar nicht hinzudeuten wagt, der ist schuld daran, wenn die Radikalen solche Schäden in riesenteleskopmäßiger Vergrößerung uns vormalen. In einem idealen Staatswesen müßte der Wahrheitsmut der regierungsfreundlichen Parteien die Opposition unnötig machen.“ —

„Sehr schwer trägt unser höheres Schulwesen an den durch das Berechtigungswesen zum Einjährig-Freiwilligendienst hereingekommenen zweifelhaften Elementen und dadurch das Volksleben an der Züchtung ungesunder, aufgeblasener Halbbildung.“ —

„Da seither unser Bildungswesen für alle anderen Nationen vorbildlich gewesen ist, da unser gründliches, nüchternes Wissen es ist, das unser Volk zu einem Kulturvolk ersten Ranges gemacht hat, so ist gar nicht einzusehen, warum nun seit etwa zehn Jahren sich eine absolute Reformbedürftigkeit unserer höheren Schulen herausgestellt haben sollte.“ —

„Es sind wirklich nicht bloß die Franzosen, welche unsere guten Sitten verdorben haben. Auch unsere deutschen Klassiker, zumal Goethe, tragen einen Teil der Schuld daran, daß die normale Ehe nicht diejenige Stellung in unserer Litteratur einnimmt, welche ihr gebühren würde.“ —

„Es kann die Zeit kommen, wo über die Fabrikhöfe, die jetzt vom Pochen der Hämmer, vom Sausen der Räder widerhallen, der deutsche Bauer dereinst wieder seine Furchen zieht. Der eigene Grund und Boden ist die letzte Reserve der Nation. — Die Kornzölle sind das bescheidene Minimum von Rücksichten, welche die übrigen Stände, vor allem die Industrie auf die Erhaltung der Landwirtschaft zu nehmen, nicht umhin können. — Der Bauernstand ist der geschworene Gegner der Socialdemokratie, so lange ihm nicht die Existenzmöglichkeit gänzlich abgeschnitten ist.“ —

Eine ganze Reihe sonstiger politischer und socialpolitischer Wahrheiten aus dem Brechtschen Buche hierherzusetzen, muß ich mir aus Raummangel versagen. —

Ausstellungen sind in geringem Umfange zu machen. Das Citat S. 8 aus der Bismarcks-Rede vom 11. März 1867 lautet richtig so: Setzen wir Deutschland so zu sagen in den Sattel, reiten wird es schon können! Geflügelte Worte darf man nicht in bearbeiteter Fassung anführen.

Wenn der Verf. die Abschaffung der Civilehe einen Anachronismus nennt, so könnte er der fakultativen Civilehe diesen Vorwurf nicht machen. Unseliger Radikalismus hat dem kirchlichen Eheabschluß seine Jahrhunderte alte rechtliche Bedeutung genommen.

Der Verf. behauptet, daß sich in der Konfliktszeit beide Teile gleich ehrenwert gegenübergestanden hätten. War es ehrenwert, wider den Willen des Königs den undeutschen Parlamentarismus dem Parteihochmut zuliebe durchsetzen zu wollen? Zu S. 126 ist zu bemerken, daß die Gegner des Königs nicht die Rechte der Volksvertretung zu verteidigen, sondern maßlos zu erweitern suchten. Ebenso ist es ein Irrtum S. 318, daß die Heeresorganisation nicht im Einklang mit dem Volksgeist zu stande gekommen sei. Sie ist im Widerspruch mit der Mehrheit der Vertreter des Volks zu stande gekommen, die sind aber nicht der Volksgeist.

Wenn der Verf. im Gedanken an den obendrein recht unglücklich ausgefallenen Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches die Veröffentlichung des Entwurfes einer allgemeinen Familienordnung wünscht, so muß ihm entgegengehalten werden, daß er von toten Büchern Leben erwartet.

Daß auf dem Gebiete des Wuchers „das Judentum einen unheilvollen Einfluß geübt hat und übt, sollte ein Mensch mit gesunden Sinnen nicht leugnen wollen. Wo der Prozentsatz jüdischer Wucherer (wie der jüdischen Gründer) ein solch horrender ist, da sollte man nicht mit der schalen Ausrede kommen, es gebe auch christliche Wucherer.“ — Wenn man aber vom Wuchervolk der Juden spricht, dann ist es ganz überflüssig und obendrein

unwahr, in einer begütigenden Anmerkung zu sagen, daß es eine große Zahl von Juden gebe, welche Deutsche seien und den Krebsschaden am Charakter ihrer Stammesgenossen anerkennen und beklagen. Die Zahl der musterhaften Juden ist sehr klein, man begegnet ihnen fast nur in Büchern: in Romanen, Novellen und derartigen freien Erfindungen. O. K.

2. Kirche.

— **Der Bilderstreit, ein Kampf der griechischen Kirche um ihre Eigenart und um ihre Freiheit** von Dr. Karl Schwarzlose. (5 Mk.)

Die griechisch-katholische orthodoxe Kirche hat den Bildern und dem Bilderdienst noch eine größere Bedeutung und Wertschätzung gegeben als die römische Kirche. Sie hat sich ihre Bilder und ihren Bilderdienst von heute in heißen Kämpfen erstritten. — Wie aber ist sie überhaupt dazu gekommen, den Bildern eine Verehrung entgegenzubringen? Es ist eine seltsame Wandlung, welche die Christenheit in dieser Beziehung durchgemacht hat. Gewiß, daß sie nicht einen prinzipiellen Kunsthaß hegte, wie man ihr zuweilen vorwirft. Das beweisen die Bilder, welche die Cömeterien schmücken. Aber das ist doch auch sicher, daß in den ersten Jahrhunderten niemand daran gedacht hat, die Bilder zu verehren. Römische Theologen wollen freilich die Bilderverehrung zur Arcandisciplin jener Zeit zählen, aber das ist geradezu ein Gewaltstreich. Erst nach 300 vollzieht sich der Umschwung der Anschauung und der Sitte in Bezug auf die Bilder und deren Gebrauch, und im VI. Jahrhundert hat die Bilderverehrung im Morgenlande schon die Höhe erreicht, auf welcher sie heute noch dort gestanden. Jede falsche Richtung, wenn sie einmal in die Bahn gekommen, hat auch den Jugendtrieb, sich zu vollenden. Schwarzlose setzt die Bilderverehrung in einen inneren Zusammenhang mit dem Entwicklungsgange des Dogmas von der Menschwerdung des Sohnes Gottes; das haben auch die Bilderfreunde gethan; wenn der Damascener den Satz aufstellt: die Menschwerdung Jesu Christi giebt uns das Recht zur bildlichen Darstellung, so ist das ganz richtig, aber von da bis zur Verehrung ist noch ein weiter Schritt; und es war um so verhängnisvoller ihn zu thun, als hernach das Leben die Lehrunterschiede zwischen einer göttlichen Verehrung und einer einfachen Verehrung eilend verlöschte. Auch kann man dem ja zustimmen, daß der Bilderdienst einer griechischen Eigenart entspricht, welche symbolisch realistisch angelegt ist, und welche begehrt die Erlösung vor Augen zu sehen, um so zur völligen Heilsgewißheit zu gelangen. Was Leo den Isaurier bewogen, den Kampf gegen die Bilder einzutreten, läßt sich nicht mehr voll sicher bestimmen. Man denkt an jüdische, an mostemische Einflüsse. Auch findet man innerhalb der Großkirche selbst einen Kreis, welcher bilderfeindlich war. Daß die politische Gewalt an die Spitze dieser Partei trat, erzeugte den Ikonoklasmus, die Bilderstürmerei. Schwarzlose zeigt uns den Verlauf des Streites und führt uns dann in die Theologie der Bilderfreunde ein, deren Hauptvertreter der schon genannte berühmte Theologe Johannes von Damaskus war. In den Bilderstreit mischen sich nun ähnliche Strebungen ein, wie die abendländische Kirche sie in den Kämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum kennt. Strebungen nach der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche von der byzantinischen Staatsgewalt. Die griechische Kirche, meint Schwarzlose, hat im Bilderstreit wohl ihre Eigenart bewahrt, aber sie hat ihre Freiheit eingebüßt. Jedenfalls ist das eine neue und hochinteressante Weise, diese Phase der morgenländischen Kirchengeschichte zu betrachten. Ganz vermag ich aber dem Verfasser nicht darin zu folgen. Indem er die Bilderverehrung auf die griechische Eigenart zurückführt und wie er das thut, giebt er ihr mehr als eine Erklärung, giebt er ihr eine Art von naturalistischer Rechtfertigung, sie bleibt aber doch immer ein Irrtum in der Anschauung, ein Auswuchs und Mißbrauch im Gottesdienst. Ich denke, daß die lutherische Kirche auch hierin das Rechte getroffen hat als sie zwar wohl dem Bilde eine Stätte im Heiligtum gewährte, aber den Kultus, auch den indirekten, relativen Kultus davon ausschloß. Wir können in diesem Fall einen Papst als Zeugen für uns aufrufen, keinen geringeren als Gregor den Großen, der an den Bischof Serenus von Massilia schreibt: Wir loben es durchaus, daß du die Bilder zu verehren verboten hast, wir tadeln es, daß du sie zerbrochen hast; ein anderes ist es, ein Bild verehren, ein anderes durch das Bild die Geschichte lernen von dem, was man verehren müßte; denn was den Gebildeten die Schrift ist, das leistet den Ungebildeten im Anschauen das Bild. Man hat freilich in einem anderen Briefe Gregors das Gegenteil von dem schreiben lassen, was er hier geschrieben hat, um diesen allerdings sehr unbequemen Zeugen abzustoßen, aber dieser Brief ist eben eine Fälschung. D.

— **Wohlthätigkeit.** Ein Vortrag von Dr. Heinr. Behm, Pastor an St. Marien zu Parchim. (Güstrow 1891. Opitz & Co.) 20 S. 40 Pf.

Ein lesens- und was mehr ist, ein beherzigenswerter Vortrag. Vorangestellt ist eine dem Grundtext genau entsprechende Uebersetzung der Stelle Hebräer 13, 16: „Vernachlässigt die Wohlthätigkeit und Gemeinschaftspflege nicht." Die christliche Wohlthätigkeit hat zur **Voraussetzung** das Reich Gottes, „die Gemeinschaft der Menschen, in welcher Gott der Herrscher ist" und sie hat zum **Zweck** die Pflege und Förderung dieser Gemeinschaft. Die Wohlthätigkeit der Heiden fällt im großen Ganzen unter das Wort: „und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts." — Elisabeth Fry hat gesagt: „Die Barmherzigkeit gegen die Seele ist die Seele der Barmherzigkeit." Diese Barmherzigkeit kennt nur das Christentum. — Der in der Gegenwart gestiegene Wohlthätigkeitseifer ermangelt der **kirchlichen Armenpflege**, der allerersten Ordnung der jungen Kirche.

Der gemeinverständliche Vortrag hat S. 8 oben das ganz entbehrliche Fremdwort Ataraxie. Es haben doch nicht alle Leser Heyses Fremdwörterbuch und schließlich steht dieser zu den allerseltensten Vögeln gehörende Ausdruck nicht einmal im Heyse.
O. K.

— Antirömisches.

„Die Stellung der evangelischen Christen zur römischen Kirche" ist gegenwärtig ein viel verhandeltes Thema. Doch herrscht, infolge der Entwicklung auf der römischen Seite, jetzt viel weniger Unklarheit darüber als früher. Der unevangelische, widerchristliche Charakter einzelner Lehren in Institutionen der römischen Kirche liegt zu klar zu Tage, und der Zusammenhang derselben mit dem falschen Grundprinzip ist genügend nachgewiesen. Ist somit die theologische und die kirchliche Frage einfach zu beantworten, so ergeben sich Schwierigkeiten, wenn wir uns auf das politische Gebiet begeben. In Deutschland sind nun einmal ein Tritteil Katholiken mit zwei Tritteilen Protestanten vereinigt und bei vielen Fragen des öffentlichen Lebens, der Schule, der Ehe, der socialen Frage, wird sich eine unwillkürliche Bundesgenossenschaft dieser beiden Parteien gegen den Atheismus ergeben. Pastor Adolf Bender in Kolberg hat unter dem oben angegebenen Titel (die Stellung rc. Berlin, 1891 G. Nauck, 108 Seiten) eine Schrift erscheinen lassen, die sich wesentlich mit der kirchlichen und dogmatischen Frage beschäftigt. Ausführlich und verständlich wird der Gegensatz der römischen Kirche gegen die evangelische und gegen die christliche Wahrheit nachgewiesen, und zwar an Theorie und Praxis, besonders die letztere findet eingehende quellenmäßige Beschreibung und Würdigung und kann recht viel in den Gemeinden verwertet werden. Allein auch er schon kommt gelegentlich auf den Kulturkampf zu sprechen (bes. in der Anm. 23 auf S. 71) und weiß nichts zu sagen von der leichtfertigen und unbesonnenen Art, wie derselbe begonnen ist, scheint vielmehr die Schuld des trüben Ausgangs lediglich der Schwachheit der Regierung und der falschen Stellung von „gläubigen Vertretern der ev. Kirche" zuzuschreiben und würde also wohl heute den Kulturkampf gern von neuem beginnen. — Noch entschiedener tritt das Urteil hervor in einem Vortrage, den P. Dr. Burchard-Unmendorf über „das Sperrgelder-Gesetz und den Kampf mit Rom" vor Gemeindeältesten und Vertretern gehalten hat (Barmen, Hugo Klein, 0,40). Wir freuen uns des Bestrebens in diesen Fragen die evangelischen Gemeinden aufzuklären; der treffliche Schluß verlangt: lebendige evangelische Gemeinden, die allein wider Rom helfen können. Allein wir fragen: was soll denn nun mit Rom geschehen? Die Konsequenz der dort eingenommenen Stellung ist eine staatliche Unterdrückung der römischen Kirche im deutschen Reiche. Daß die römische Kirche ihrem Prinzip nach ein staatsgefährliches Institut ist, haben wir stets behauptet, allein sollen wir den dritten Teil der Deutschen aus dem Lande jagen? Und wenn der Staat als solcher religiöses Leben pflegen und schützen will, so muß er diese Pflege in evangelischen Gegenden den evangelischen und in katholischen Gegenden den katholischen Gemeinden angedeihen lassen, — da ist nicht zu helfen. Damit ist keineswegs die unkluge und ungerechte Verhätschelung Roms anerkannt, die jetzt von den Behörden in natürlicher Reaktion nach dem Kulturkampf geübt wird. Prof. D. Tschackert sagt in seiner Schrift: „Die Unvereinbarkeit des Jesuitenordens mit dem deutschen Reiche (Berlin, 1891, H. Reuther; 0,60): „Es liegt auf der Hand, daß für diese hohen Zwecke (den deutschen Volksgeist auf gesunde Bahnen zu leiten rc.) Protestanten und Katholiken bei uns zusammen arbeiten sollen. Mögen beide Konfessionen ihre verschiedenen dogmatischen Standpunkte charaktervoll wahren; mögen sie sich auch auf geistigem Gebiete mit ehrlichen Mitteln offen bekämpfen: die Personen beider Kirchen brauchen sich nicht gegenseitig zu verbittern, sollen praktisch zusammenwirken. Für diese hohe Aufgabe fordert unsere Staatsraison gebieterisch die Wahrung des konfessionellen Friedens unter allen Staatsbürgern." Gerade von diesem Gesichtspunkte aus weist er nun aber die Unmöglichkeit nach, daß die Jesuiten im Reiche geduldet würden, deren einziger Zweck lediglich in der Störung des konfessionellen Friedens gesetzt sei. Er bringt dazu aus den anerkannten Institutionen und Regeln des Ordens die wörtlichen Belege.

Eine sehr dankenswerte Arbeit hat Lic. K. Rönnecke geleistet in seinem Buche: Pius IX Encyklika und Syllabus vom 8. Dezbr. 1864 als ein Beitrag zum Verständnis der kirchlichen Lage der Gegenwart für evangelische Christen verdeutscht und erklärt (Gütersloh, 1891. C. Bertelsmann; 111 S.). Es wird von der Encyklika und dem Syllabus so viel geredet, und doch werden die Wenigsten wissen, wie es sich damit verhält. Hier sind nun die beiden päpstlichen Erlasse in lateinischem Original und deutscher Uebertragung nebeneinander gedruckt nebst geschichtlicher Einleitung und sehr reichhaltigen Fußnoten. — Eine Fülle von volkstümlicher antirömischer Litteratur läßt in ununterbrochener Folge der Verlag von Hugo Klein in Barmen ausgehen. Vor uns liegen von einer Sammlung „Schriften für das evangelische Deutschland" Nr. 8, 19, 20, 21, à 10 Pf. Die Titel lauten: Der heilige Rock zu Trier, Sonderabdruck aus der „Christlichen Welt". — Gott will es, oder Unserer lieben Frau von Afrika, behandelt die römischen Missionsanstrengungen für Afrika (erweiterter Sonderdruck aus den deutsch-evangelischen Blättern). — Die deutsche Lutherstiftung von D. H. v. d. Goltz, Propst an St. Petri in Berlin und: Was die Päpste thaten. II. Clemens VII., Luthers Zeitgenosse von Dr. Fr. Cöstlin. — Ebenda ist erschienen: Der Jesuiten-Sensationsprozeß des Pfarrers Hartmann von Kronungen, verhandelt vor dem Schwurgericht in Naumburg. 0,20. Den Lesern wird die Sache im allgemeinen durch die Zeitungen bekannt sein; hier wird uns die greuliche Sache im einzelnen vorgeführt, wie ein katholischer

Pfarrer zum Vorteil des Jesuitenordens eine Frau direkt zum Meineid angestiftet und mit den widerwärtigsten frommen Reden sie stets dabei beruhigt. Treffend ist das Wort des Verteidigers hervorgehoben, der zur Entlastung Hartmanns sagt: „Der Vorwurf trifft in erster Linie diejenigen, welche diese Verquickung religiöser und weltlicher Dinge aufgebracht haben, die Jesuiten, und diejenigen, welche diese Richtung im Staatsleben dulden — die Regierung."

In die Vergangenheit führt uns Fr. Franz Schleichl: Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich, 1564—1618. (Gotha, 1890. Fr. A. Perthes. 1 Mk.) Vielleicht hätte das reiche Material, das hier auf wenig Blättern zusammengetragen ist, noch etwas mehr zu wirklichen Bildern gestaltet werden können. Aber auch die hier gegebenen Mitteilungen über die große Verbreitung des Luthertums in Oesterreich und die Gegenmittel, bleiben an sich interessant. Wie schade, daß die Hauptgegner der römischen Kirche, z. B. in Tirol, „Wiedertäufer" waren! — erst ihrer Vertreibung folgt dann die der Lutheraner. — In eine etwas spätere Zeit, aber in eine ganz andere Gegend versetzt uns: die Mission der Jesuiten in Paraguay. Ein Bild aus der alten römischen Missionsthätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas. Nach den Quellen zusammengestellt von J. Pfotenhauer P., Mitglied der geographischen Gesellschaft zu Hannover. 1. geschichtlicher Teil. (Gütersloh, 1891. C. Bertelsmann. 280 S.) Der 2. Teil soll das hauptsächlichste zur Beurteilung der Erfolge und der Praxis der Jesuiten geben. Doch kann schon von dem ersten gesagt werden, daß er eine sehr sorgfältige Arbeit bringt, durch die wir gründlich und anschaulich in diese ganz außergewöhnliche Mission der Jesuiten in Paraguay im 17. und 18. Jahrhundert eingeführt werden. Nie ist der Streit der Leidenschaften von Haß bis zur höchsten Verehrung so geschäftig um eine Sache gewesen, wie um diese Mission. Wir glauben, daß man sagen kann, daß die ganze Größe und die ganze Schwäche des Ordens gerade in dieser Mission sich in deutlichen Einzelbildern zeigt. Nur auf Grund einer so eingehenden Darstellung, wie die des gelehrten Verfassers ist, wird sich ein Urteil fällen lassen. Wir können dieselbe deshalb den christlichen Kreisen, die in der Beurteilung der Fragen nach der Praxis der Mission und Kolonisation, sowie der römischen Kirche, speziell der Jesuiten, sich genauer orientieren wollen, angelegentlich empfehlen. M. N.

3. Pädagogik.

— Christliche Kindererziehung. Eine Volksschrift für alle Stände von Zacharias Schalin, Seminardirektor. (Leipzig, Akademische Buchhandlung [W. Faber].) 1891. 80 S.

Das Buch ist aus dem Schwedischen übersetzt und stellt sich dar als ein warmer Appell zur Erziehung der Jugend in echter, christlicher Frömmigkeit, entsprechend seinem vorangesetzten Motto, welches lautet: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes." Die Jugend zu Christo zu führen, das ist das Ideal aller Erziehung; dies wird im ersten Teil theoretisch ausgeführt, und dann im zweiten erörtert, wie das in der Praxis am besten zu geschehen hat. Wenn dabei gelegentlich ein wenig Phantasie und Rhetorik dem Verfasser mitunterläuft, wie das z. B. S. 21 und 22 bei Darstellung der Kindheitsgeschichte Jesu geschehen, so wird man das sehr milde beurteilen dürfen. Und da es thatsächlich so steht, wie es auf S. 4 heißt, daß „mancher für die Erziehung seiner Kinder für seinen Teil genug gethan zu haben glaubt, wenn er sie buchstabieren und lesen gelehrt, sie in die Schule geschickt, ihnen Essen und Kleider und dann und wann eine Tracht Prügel gegeben hat", so ist die ernste und eindringliche Schrift zur Verbreitung sehr zu empfehlen. P. P.

4. Biographisches.

— Alexander M. Mackay, Pionier-Missionar von Uganda. Von seiner Schwester. Uebersetzt von J. H. Rebinger. Mit einer Skizze seiner Persönlichkeit aus persönlichem Verkehr von Wilhelm Baur, Dr. theol. und Generalsuperintendenten der Rheinprovinz. (Leipzig, J. C. Hinrichs.) XXXII und 421 S. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Alexander Mackay, geboren am 13. Oktober 1849 zu Rhynie in der Grafschaft Aberdeen als der Sohn eines der schottischen Freikirche angehörenden Pfarrers, gestorben am 8. Februar 1890 in Usambiro, studierte in Edinburg und Berlin, war in dieser Stadt und in Kottbus als Ingenieur thätig und trat als solcher in den Dienst der kirchlichen Missionsgesellschaft seiner Heimat, um von 1876 an bis zu seinem frühen Tode sich dem entsagungsvollen, geplagten Berufe eines Laien-Missionars zu widmen. Sein Mitarbeiter im Weinberge Jesu Christi, Rev. Ashe, hat nach seinem Tode von ihm gesagt: „Er gehörte zu den Wenigen, welche furchtlos vorwärts blicken und nur den Eindruck machen, als ob sie das Antlitz des lebendigen Gottes suchen. — — Er war ruhig, stark, geduldig, entschlossen und tapfer, ein Mann, auf den man sich verlassen konnte. Vierzehn Jahre in Afrika hat er ausgehalten — vierzehn Jahre voll Widerspruch von Schwarzen und Weißen; vierzehn Jahre voll Gefahr, Fieber, Herzeleid, Enttäuschungen — und bei alledem blieb er fest und unbewegt, ein treuer Missionar, der sich ganz der Arbeit des Herrn hingegeben hatte." In demselben Jahre, in welchem Mackay sein Leben für nichts achtete und bei den mordgierigen Negern Ugandas seine Wohnung nahm, hat Alban Stolz in echt römischer Sattheit und in echt römischer Ignoranz das leichtfertige Wort geschrieben, daß die protestantischen Missionare „sich niemals in Gegenden niederlassen, wo irgend eine Lebensgefahr zu fürchten wäre." Alban Stolz müßte vor Scham rot werden, wenn er aus dem Leben der Blutzeugen Hannington, Bischofs von

Uganda, und der Missionare Smith, O'Neill, sowie aus Mackays Leben erführe, daß und wie seine fahrlässige Verleumdung der Wahrheit ins Gesicht geschlagen hat. Nun, es wird ihm inzwischen ein Licht aufgegangen sein über seine vermeintlich im Alleinbesitz der Wahrheit und aller Gnadenmittel befindlichen „römischen" Kirche! —

Als junger Ingenieur hat Mackay von Berlin aus seinem Vater geschrieben: „Ich lebe hier unter den reinen Heiden; fast alle sind Atheisten und geben die Existenz Gottes nur durch den ständigen Ausruf „Ach Gott" zu, oft kehrt er mehr als einmal in einem Satze wieder." — Aber die heidnische Wüste Berlins hat auch ihre Oasen. Mackay fand eine solche Oase im Hause des Hofpredigers W. Baur. Dieser war in jener Zeit gerade mit der deutschen Bearbeitung des Lebens des Blutzeugen und Missions-Bischofs Patteson beschäftigt. Ohne Zweifel hat das Bekanntwerden mit dem Leben dieses Märtyrers Einfluß auf Mackays Entschluß gehabt, sich ganz der Mission unter den Heiden zu widmen. —

Schon auf der Reise von Sansibar nach dem Viktoriasee erkannte Mackay, daß die Trunksucht der Fluch Afrikas ist: „wo man hinkommt, kann man jede Woche, und wenn genug Getreide vorhanden ist, jede Nacht alle Männer, Frauen und Kinder, sogar Säuglinge betrunken sehen. Hauptsächlich aus diesem Grunde habe ich, seit ich die Küste verlassen, mich aller Spirituosen enthalten und bin jetzt der Ansicht, daß in dieser Enthaltsamkeit das Geheimnis zur Erhaltung der Gesundheit unter den Tropen liegt. Wer wünscht die Civilisation in Afrika einzuführen? Die conditio sine qua non dieses Unternehmens muß vollständigste Enthaltsamkeit sein."

In Uganda predigt Mackay sonntags dem König Mtesa und seinen Häuptlingen, werktags hat er seine Leseschule: „Zu jeder Tagesstunde stellen sich Leseschüler ein. — Wenn ich ein bis zwei Stunden in der Werkstätte arbeiten kann, so habe ich selbst hier immer jemand bei mir, der liest, während ich am Schraubstock beschäftigt bin oder schmiede." — „Mechanische Geschicklichkeit ist eine ebenso wichtige Sache für die Mission, wie die Heilkunde es ist." — Ja, er hält dafür, „daß die Ausbreitung der Mission in unserem Jahrhundert mehr noch dem Fortschritt in den mechanischen Künsten als der Heilkunde zu verdanken ist." Was Mackay von der Blutgier der heidnischen Könige und Häuptlinge einerseits und von der Feigheit der von Algier aus sich einnistenden römischen Priester andererseits berichtet, was er von der Christenverfolgung im 9. Kapitel und dem standhaften und bis zum qualvollen Feuertode getreuen Bekennen kaum getaufter Neger erzählt, was er über die mühsame Arbeit der Bibelübersetzung und die täglichen Bedrängnisse äußerer Art mitteilt, muß der Leser in dem vortrefflichen Buche selbst nachlesen. Bei dem billigen Preise ist zu erwarten, daß das im höchsten Grade fesselnd geschriebene Buch in weiten Kreisen Eingang finden wird. Das Leben eines tüchtigen Fürsten oder Generals oder Gelehrten oder Künstlers in allen Ehren, hier ist mehr, denn hier ist das Leben eines Mannes, der sein Leben preisgiebt, um die verlorenen Söhne Afrikas zu retten. Ich kenne keine erhebendere, herzerquickendere Lektüre als das Lesen eines Buches wie das vorliegende. Selbst für bloße Zeitungsleser bietet es viel Interessantes, denn es weiß u. a. von den Beziehungen und dem Zusammensein Stanleys und Emin Paschas mit Mackay zu berichten. — Was die Evangelisation Afrikas anlangt, so ist es Mackays feststehende Ueberzeugung, daß die Bekehrung der Heiden von der Kirche ausgehen muß und nicht so nebenbei betrieben werden darf. „Erst wenn man der völligen Unwissenheit, der Geistesnacht so einer Million Menschen gegenübersteht, kann man die Notwendigkeit von Tausenden und Zehntausenden von Missionaren ermessen." — Der englischen Politik und dem englischen Krämergeiste tritt Mackay scharf entgegen. Es ist ein Hinken nach beiden Seiten, wenn dieselben Schiffe Missionare und Bibeln, Enfieldgewehre und Hinterlader nach Afrika bringen. Etwas Christentum und Humanität, aber viel, sehr viel Geldgier und mittelbare Schädigung von Christentum und Humanität. O. K.

— Erinnerungen aus dem Leben und Wirken der Diakonisse Harriet Monsell von Rev. T. T. Carter. Deutsche vom Verfasser autorisierte Bearbeitung von M. v. K. (Berlin. Wiegandt & Grieben.) 86 S. 1 Mk.

Harriet O'Brien, einer der ältesten Familien Irlands entstammend, geboren 1811 in Dromoland, gestorben am ersten Ostertage 1883 in Folkestone, war, nach dem frühen Tode ihres vier Jahre jüngeren, dem geistlichen Stande angehörenden Gatten Charles Monsell, zwei Jahrzehnte hindurch die thatkräftige, umsichtige, durch und durch fromme Oberin der an das Magdalenenstift von Johannes dem Täufer in Clewer (Südengland) sich unter ihrer Leitung anschließenden Anstalten christlicher Barmherzigkeit. Mit der Losung „Christus in uns" suchte sie alle äußeren Formen der schwesterlichen Genossenschaft zu beleben. Als erfahrene Christin war sie allen Einseitigkeiten abhold. Sie wußte, daß sich die Dinge von verschiedenen Gesichtspunkten aus ansehen lassen. „Wir sind wie Reisende, die einen Berg besteigen. Ist nicht der Anblick, den die Höherstehenden haben, ein anderer, als der der Tieferstehenden?" Zur rechten Zeit war Harriet Monsell an ihrem Lebensabend bereit, den Stab niederzulegen. Das verstehen nicht alle Oberinnen, zur rechten Zeit zurückzutreten und das Gedeihen einer Anstalt höher zu stellen als liebgewordenes, hergebrachtes Regieren. Von einer Schwester gepflegt rüstete sie sich in Folkestone in der „Einsiedelei", mit dem Blick auf das Meer, auf den Abschied aus diesem Leben. —

Der Archidiakonus Carter in Clewer, ihr treuer, langjähriger Freund und Berater, ist ihr Biograph geworden. In seiner Lebensskizze handelt es sich lediglich um ihre Person, nicht um eine Geschichte der unter ihrer Führung entstandenen Anstalten. Der anfänglich kleine Baum in Clewer hat seine Aeste bis nach New-York ausgebreitet. —

Die Ehe mit Charles Monsell war durch das Siechtum des Gatten die Vorbereitungszeit für den Diakonissenberuf. — Als die Witwe in Neapel am Grabe ihres irdischen Glückes stand, that sie das Gelübde, von jetzt an sich ausschließlich dem Dienste Gottes zu widmen. „Und dieses Gelübde hat sie gehalten als „eine rechte Witwe“, von der St. Paulus 1. Tim. 5 schreibt. O. K.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Dr. Wilh. Junkers Reisen in Afrika 1875—1886. Zweiter Band (1879—1882). Nach seinen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von dem Reisenden. Mit 35 Vollbildern, 130 Illustrationen im Text und 6 Karten. (Wien und Olmütz. Eduard Hölzel). 1890.

Der vorliegende Band schildert den ersten Abschnitt der zweiten großen Reise Junkers, welche ihn bis 1887 von Europa fernhielt und gegen deren Ende in der Heimat Expeditionen ausgerüstet und abgesendet wurden, um den Verschollenen aufzusuchen und zu retten. Junker beabsichtigte mit dieser zweiten Reise zunächst die Erforschung der Mangbattu-Länder südlich des Uelle; der Weg dorthin führt von Chartum über Meschra von Rek in südwestlicher, später in südlicher Richtung durch die A-Sandé (Niam-Niam) Gebiete, wo beim „Fürsten“ Ndoruma die Ausgangsstation Lacrima angelegt wurde. Von da wandte sich Junker nach dem Mangbattugebiet und fand hier Gelegenheit, recht eindringlich die schnelle Vergänglichkeit innerafrikanischer politischer Verhältnisse kennen zu lernen, denn Munsa, der noch bei Schweinfurths Anwesenheit (1871) mächtige Fürst, war tot, seine damals glänzende Residenz ein von üppiger Vegetation überwucherter Schutthaufen, sein Reich zersplittert, sein Nachfolger ohne rechte Macht. Der Reisende gelangte dann, nach einem mißlungenen Versuch und nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen südlich und nördlich des Uelle Ende 1881 zum Fürsten Bakangai, dessen Herrschaft im Lande der A-Barmbo sich südlich jenes großen Nebenflusses des Kongo ausdehnte. Außer zahlreichen geographischen Mitteilungen über die vor ihm zum Teil noch nie von Europäern betretenen Länder, giebt Junker auch geschichtliche Angaben über die einzelnen Negerreiche, deren Zustand freilich das Bild fortwährenden Wechsels und größter Unruhe darbietet; vor allem aber fand er Gelegenheit, während seines langen Aufenthalts unter den Negern ihre Sitten, Bildungsstufe, Charakter, geistige Anlagen u. s. w. kennen zu lernen, und hat auf Grund seiner Beobachtungen auch in diesem Lande ein lebensvolles, farbenreiches Bild Innerafrikas entworfen. Abgesehen von einem wissenschaftlichen Wert hat seine Schilderung der Bevölkerung auch Bedeutung für uns, weil manche seiner Schlüsse und Beobachtungen sich sehr wohl auf die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas anwenden lassen. Sein Urteil über die Neger ist nicht unbedingt ungünstig; so sagt er z. B. Seite 198: „Der schwarzen Rasse im allgemeinen sind intellektuelle Fähigkeiten, die sie gleich dem Kulturmenschen zu geistiger Vervollkommnung durch Beispiel und Belehrung befähigen, nicht abzusprechen; dafür liegen genügende Beweise vor. Die gewöhnlich aufgeworfene Frage: „Ist der Schwarze kulturfähig, einer höheren Kultur zugänglich?“ bedarf keiner Antwort, aber die Ansichten, auf welchem Wege er zu seinem eigenen Wohl der besseren Kultur teilhaftig werden kann, bedürfen der Berichtigung“. Ueber die Heranziehung der Neger zur Arbeit äußert er: „Gerade die gute Verwaltung einer Negerprovinz erfordert vermehrte Arbeit des Negers, und aus freien Stücken leistet er die nicht, denn er ist doch meist faul und arbeitsscheu. Das Gedeihen des Landes und des einzelnen Individuums, die sog. Negerkultur, ist ohne Arbeitszwang des Negers unmöglich. Dies mag nach europäischen Begriffen Beschränkung persönlicher Freiheit sein und von zimperlichen Philantropen als leichte, aber dennoch unstatthafte Form der Sklaverei verschrieen werden; sicher ist, daß Erfolge in der Kultur der Negerländer noch für Generationen die Zwangsarbeit voraussetzen u. s. w.“ Junker warnt auch vor Ueberlassung zu großer Macht an Negerfürsten, er habe bei Raubzügen derselben erkannt, „daß alle Neger die in ihre Hand gegebene Macht rücksichtsloser ausüben, als die mohammedanischen Halbaraber des Sudan“. Der Italiener Geisi, damals egyptischer Beamter im Sudan, sei den eingeborenen Häuptlingen viel zu sehr entgegengekommen. „Hoffentlich“, fährt Junker fort „werden die Deutschen in Ostafrika, ohne sich von Scheinerfolgen bei den Eingeborenen und vorübergehenden Negerlaunen blenden zu lassen, die Gefahr im voraus richtig erkennen.“ Auf der Reise war Junker zum Teil von Bohndorff begleitet, von dessen Abenteurerleben er eine interessante Uebersicht giebt; auch die Mitteilungen über Gessi, Marno und den jetzt viel genannten Casati verdienen Beachtung. Dieser Band bietet also Lehrreiches und Interessantes in Hülle und Fülle und schließt sich auch in Bezug auf Druck, Bilder und Kartenbeilagen ebenbürtig seinem Vorgänger an. v. H.

— Quer durch Süd-Amerika. Reiseskizzen aus dem Jahre 1890 von Moritz Schanz. Rio Grande do Sul. — Montevideo. — Argentinien. — Paraguay. — Anden-Uebergang. — Chile. (Hamburg, Mauke). Preis 2,50 Mk.

„Der Verfasser dieser Reiseerinnerungen war viele Jahre Chef eines großen Handelshauses in Rio de Janeiro und ist er mit den Verhältnissen in Süd-Amerika wohl vertraut. Mit scharfem Blick und ruhigem sicheren Urteil sieht er den Dingen auf den Grund. Seine mannigfachen Beziehungen zu maßgebenden Kreisen lassen ihn überall freundliche Aufnahme und sachliche Auskunft sowie bewanderte Begleiter finden. In jeder Zeile erkennt man den weltgewandten Mann und klar blickenden Kaufmann, dessen anschauliche Darstellung sich ganz außerordentlich angenehm liest und einen tiefen Blick namentlich in den Sumpf der argentinischen Verhältnisse thun läßt. Ueberaus interessant ist der fesselnd geschriebene gefahrvolle Uebergang über die Anden von Paraguay

nach Chili, sowie vor allem auch die Beschreibung der Zustände im letzteren Lande, welche schließlich zum Bürgerkrieg führten. Die lebenswahren Reiseskizzen dürfen auf allgemeinstes Interesse Anspruch machen." — So lautet die Offiziat-Rezension, welche dem Buche beiliegt. Wir können dieselben im wesentlichen bestätigen. Allein und für sich reicht das Buch freilich nicht aus, um ein abgerundetes Bild von Land und Leuten zu geben. Wer aber einigermaßen orientiert ist, wird gern diese frisch und wahr geschriebene Ergänzung lesen, die den Vorzug größter Neuheit hat.

6. Poesie.

— Otto Ludwigs gesammelte Schriften. 5.—14. Lieferung. (Leipzig, F. W. Grunow.)

Der zweite Band (648 S.) enthält die meisterhafte Erzählung „Die Heiterethei" und ihr Widerspiel „Aus dem Regen in die Traufe", außerdem „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen", „Aus einem alten Schulmeisterleben" und „Maria". Der dritte Band umfaßt die dramatischen Meisterstücke „Der Erbförster" und „Die Makkabäer", das nach E. T. A. Hoffmanns Erzählung gedichtete „Fräulein von Scuderi" und die Trauerspiele „Die Pfarrrose" und „Die Rechte des Herzens."

In einer Anzeige, wie der Raum der Monatsschrift sie in der Abteilung „Neue Schriften" gestattet, kann man einem Dichter wie Otto Ludwig unmöglich gerecht werden. Ich behalte mir vor, nach Vollendung der neuen Gesamtausgabe in einem besonderen Aufsatz auf einen Dichter zurückzukommen, der, den jetztlebenden Poeten gegenübergestellt, unter die klassischen Dichter gezählt werden muß. O. K.

— Junges Leben. Gedichte von Ernst Röder. 3. Aufl. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.) 120 S.

Der Verf., 1862 geboren, hat 1882 unter dem ohne Zweifel berechtigten Titel „Junges Leben" Gedichte und vier Jahre später kurzer Hand ein Bändchen „Gedichte" erscheinen lassen. Von beiden Büchelchen sind neue Auflagen nötig geworden. Der Verf. hat beide Büchelchen vereinigt und aus den zweiten Auflagen kurzer Hand eine dritte Auflage gemacht. — Sein Vorwort beginnt mit einem Sprachfehler. „Wenn ich der Ansicht bin, daß Vorreden zu Gedichten meist überflüssig und oft unnütz sind, sehe ich mich doch zu zwei Worten veranlaßt." Es muß heißen: „Wenngleich, obgleich, obschon, wiewohl ich der Ansicht bin u. s. w. — Der Verf. hat nach seinem Urteil „Unbedeutendes" der früheren Auflagen in der 3. Auflage weggelassen. Hätte ich diesen Maßstab anzulegen gehabt, dann würde die ganze dritte Auflage ungedruckt geblieben sein, denn unbedeutend sind alle Gedichte Ernst Röders. Alltägliche prosaische Gedanken, schwache poetische Gedanken in recht unvollkommenen Versen — mehr vermag der zwanzig- beziehungsweise vierundzwanzigjährige Poet nicht darzubieten. —

In vier Gedichten weiß er — abgesehen von den üblichen, frei erfundenen und in Reime gebrachten Liebesaffären — von der „Herbstesnacht" zu singen und zu sagen. Das eine Mal ist sie „öd und still", das nächste Mal ist sie „grausig", das dritte Mal „dunkel", das vierte Mal „stürmisch". — Eine untreu gewordene Geliebte hat dem Verf. „ein schwarzes Kreuzlein" „um den Hals" gelegt. Wie ist das zugegangen? Man kann doch nur ein Band, eine Kette und dergl. um den Hals legen: was an diesen Gegenständen befestigt ist, hängt man einem um den Hals. — Warum „das Mühlrad" im Erlengrund „so eigen" rauscht, während „vor Schön-Liebchens Fenster" doch die Rosen gerade so wie früher blühen, wird dem Leser nicht klar. Eigen, im Sinne von sonderbar, ist es dagegen, daß die Geliebte bis in den Juni und Juli hinein spinnt. — Von einer „Schänke am Meer" berichtet der Verf., daß er in finster stürmischer Nacht den Kreis der zechenden Genossen verlassen, Möwen habe schreien und Schiffe habe scheitern hören. Für die ertrunkenen Schiffer betete er, „und ins Herz mir schlich sich unendliches Weh und bange Zweifel erwachten." — Zweifel? Worüber? Mit einem schlichten Gedankenstrich und mit dem Bericht, daß er zu den fortzechenden Kameraden zurückgekehrt ist, scheint mir die Unklarheit über die Zweifel nicht gehoben zu sein. — „Den Zweiflern" sagt der Verf., daß sie dereinst sterben müssen, daß dann „das Gericht" über sie komme, und daß es dann „zu spät" für sie sei. Wie stimmt damit der Schluß der ersten Strophe: „Daß die Schöpfung ihr verachtet, wird dereinst an euch gesühnt"? Mir scheint der Verf. die Sühne mit ihrem Gegenteil: mit der Strafe, der Rache, dem Gericht verwechselt zu haben. — Das Gedicht „Knalleffekt" berichtet von einem neuen Pfarrer, der seinen ersten Geburtstag in der Gemeinde mit der Einladung von „Schulmeister, Küster und andrer Beraler" zu einem Glase Wein, dem schließlich noch der Knall einer Flasche Champagner folgte, in höchst berechnender Weise gefeiert hat, denn

Ihn freute noch lange der Knalleffekt,
Denn wißt ihr, was er damit bezweckt?
Die Leute strömten zur Kirche in Chören,
Den guten Pfarrer und Pred'ger zu hören.

Und das soll Poesie sein? Das ist ja noch nicht einmal vernünftige Prosa. O. K.

— Ein Streit um die Krone. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Heinrich Geffcken. (München, Buchholz) 1891.

Ohne Zweifel ein sehr fesselndes Drama — Recensent las es in der Eisenbahn und fand sich plötzlich am Ziel seiner Reise, ohne daß er etwas von der Länge der Fahrt empfunden hätte. Der geistvolle Verfasser hat in meistens wohlgelungenen Jamben und unter Einstreuung einer großen Menge schön geprägter allgemeiner Lebensweisheit, im besonderen den Streit um die deutsche Kaiserkrone zwischen Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben behandelt, bei welchem die Kurie und ihre Vertreter eine so bedeutungsvolle Rolle spielten. Verf. hat also gerade ein Gebiet dichterisch

betreten, das er wissenschaftlich in vollkommenster Weise beherrscht. Ob das Stück bühnenfähig oder nicht, mag die Praxis entscheiden. Der letzte Akt auf dem Schlachtfelde wird wohl seine Schwierigkeiten haben, wie alle Schlachtscenen, in denen bei der Aufführung das Erhabene und das Lächerliche oft sehr nahe bei einander liegen. — Was den dramatischen Aufbau betrifft, so haben wir freilich die Empfindung gehabt, daß in etwas ein Wechsel des Helden eintritt. Zuerst hielten wir dafür, daß es Heinrich sei, dann aber bleibt es Rudolf. — Verf. teilt in der Vorrede mit, daß die Aufführung an verschiedenen größeren Bühnen bevorsteht. Der Erfolg wird entscheiden, ob unsere Bedenken gerechtfertigt waren oder nicht.

— **Gedanken und Stimmen des Herzens.** Geistliches und Weltliches in Gedichten von W. Trute. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) VII und 334 S.

Ist der Dichter von Beruf ein Künstler, so ist W. Trute ein Handwerker, und zwar ein Handwerker, der sein Metier nicht versteht. In dem ganzen Band findet sich auch nicht ein poetischer Gedanke, dagegen eine Fülle von Sprachwidrigkeiten, prosodischen und metrischen Verstößen. Wörter wie Menschgestalt, Schuldenfrage (für Schuldfrage), gelbbehandschte, Gefert'ge, Muck, muckelnd; zusammengezogene Wörter wie Tier'n, Fortdau'r, Schön'n, tön'n, Bettl'rin, heft'g'rer u. s. w. sind unstatthaft. Jovis ist der Genitiv von Zeus, aber kein anderer Nominativ (S. 7). Wo Trute keinen Reim finden kann, begnügt er sich mit der Assonanz, wo er der Jamben überdrüssig ist, geht er mitten im Gedicht zu Trochäen über. Seine Sonnette haben allerdings nur 14 Zeilen, aber was für Zeilen! Es genügt der Anfang eines Beispiels:

„Grün, grün ist meine Welt!"
So sprach der Förster Heine;
Doch seine Frau: „Goldgelb
Ist, lieber Mann, die meine!" u. s. w.

Der Wechsel der stumpfen und klingenden, die Reihenfolge der Reime ist bei Trute ein Spiel dichterischer Willkür. Auch die Casuslehre ist diesem Dichter Nebensache, wenn der Silbenfall es verlangt. Sogar zu Liebesliedern hat er sich begeistert! Ein Beispiel wird auch hier genügen:

Mein Herz war lang ein Bildersaal,
Von jungen, hübschen Mädchen;
Vertreten war'n in großer Zahl
Aus Dörfern sie und Städten.

Auch in dem mit platt-rationalistischen Füßen betretenen religiösen Gebiet fehlt es nicht an unvollziehbaren Gedanken:

Ein recht Gebet selbst Nutzen schafft,
Wird's auch vom Höchsten nicht erhört;
Weils sättigt die Einbildungskraft,
Daß diese es fast selbst gewährt.

Es? Was? Das Gebet? Doch wohl die Erhörung! —

Zwei Gedichte hat Herr Trute fabriziert, um das Verbum lieben im Aktiv und Passiv der ersten Person durchzukonjugieren! Gewiß eine höchst geistreiche Idee! Der „Hainbuche im Frühling" werden acht Strophen gewidmet, aus welchen sich mit Evidenz ergiebt, daß auch diese Baumsorte grün wird. Blankenburg wird in sieben Strophen als liebe, schöne, gesunde, solide, ernste, stolze Stadt u. s. w. gepriesen. —

Daß Herr Trute wie tausend andere seine Gereimtheiten zu Papier bringt, ist am Ende nicht zu verwundern, daß er aber einen Verleger gefunden hat, der das Machwerk auf seine Kosten hat drucken lassen, darüber kann ich mich nicht genug verwundern. O. K.

— **Markgraf Otto mit dem Pfeil.** Poetische Erzählung von M. Quednow. (1,20.)

Die bekannte Verfasserin hat sich die romantische Geschichte des Markgrafen Otto mit dem Pfeil zum Gegenstande einer erzählenden Dichtung ausgewählt. Es ist ihr ein vaterländisch märkischer Stoff und es klingt ein vaterländisch märkischer Ton hindurch, welcher der Dichtung gewiß Freunde erwerben wird. Dieselbe geht aus in einen Gruß an den Kaiser und die Kaiserin: Im Kaiserhause du hohes Paar, „daß Gott dein Glück behüte!" — so rauscht das letzte Blatt am Liederkranze. D.

— **Gerhart Hauptmann. Einsame Menschen.** Drama. (Berlin, S. Fischer.) 112 S. 2 M.

Fünf Akte. Keine Abteilung in Scenen. Das Personen-Verzeichnis hinten. Vorne die Bemerkung, daß die Vorgänge dieser Dichtung in einem am Müggelsee gelegenen Landhause zu Friedrichshagen bei Berlin geschehen. Einheit des Schauplatzes: saalartiges Zimmer mit den Bildnissen Darwins, Häckels und anderer moderner Gelehrten. „Sonst an der Wand mehrere biblische Bilder nach Schnarr von Carolsfeld."

Der Domänenpächter Vockerat und seine Frau sind bei ihrem Sohne, dem Privatgelehrten Dr. Johannes Vockerat, eingetroffen, um der Taufe ihres Enkels beizuwohnen. Die Großeltern sind fromme, gottesfürchtige Leute. Die Eltern des Täuflings sind ungläubig. Frau Käthe Vockerat, eine Pastorentochter, hält die Taufe nur für eine Form, sie ist mit ihrem Manne der Ansicht, daß man sich in diese Form der Großeltern wegen finden müsse. Dr. Vockerat ist ein Schüler Häckels. Wie den Socialdemokraten sind ihm „die zufriedenen Menschen Drohnen im Bienenstock". Er schreibt an einem gelehrten Werk und hält sich darum ohne Zweifel für eine Arbeitsbiene. Seine Religion lautet: „Wer die Natur zu erkennen trachtet, strebt Gott zu erkennen. Gott is Natur" (is für ist. Die einsamen und nicht einsamen Menschen Hauptmanns sprechen genau so schlecht, wie man im Alltagsleben spricht). Gar nicht wie im Alltagsleben, vielmehr romanartig hereingeschneit erscheint plötzlich in der Wohnung Dr. Vockerats die Züricher Studentin Anna Mahr. Diese Person macht auf alle einen sehr günstigen Eindruck; selbst auf Frau Käthe, die gutmütigerweise ihre Zustimmung giebt, daß der von dem Wissen und der Urteilsselbständigkeit

der Mahr berauschte Gemahl diese — ganz gegen die gemeinbürgerlichen Gepflogenheiten — zu mehrwöchigem Aufenthalt in der geräumigen Sommerwohnung einlädt. Der Verkehr zwischen der Mahr und Dr. Vockerat wird bald so, daß die alte Frau Vockerat die Alternative stellt: entweder geh ich aus dem Hause oder „diese Person". Der Doktor ist darüber sehr entrüstet; er erklärt die Sache für Freundschaft — „zum Donnerwetter" —; ohne „Donnerwetter" sagt er der von seinem im Entstehen begriffenen Buche entzückten Mahr, daß er „einen neuen höheren Zustand der Gemeinschaft zwischen Mann und Frau" ahne. „Ja, den ahne ich, den wird es geben, später einmal. Nicht das Tierische wird mehr die erste Stelle einnehmen, sondern das Menschliche. Das Tier wird nicht mehr das Tier ehelichen, sondern der Mensch den Menschen. Freundschaft, das ist die Basis, auf der sich die Liebe erheben wird. Unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau geradezu. Aber ich ahne noch mehr: noch viel Höheres, Reicheres, Freieres." Die Mahr ist daraufhin doch so ehrlich, zu erklären: „Wenn es Käthe gelänge — zu leben — neben mir, dann . . dann würde ich mir selbst doch nicht trauen können. In mir . . . in uns ist etwas, was den geläuterten Beziehungen, die uns dämmern, feindlich ist, auf die Dauer auch überlegen, Herr Doktor."

Der Kopf des jungen Vockerat wird immer toller, er droht sich zu erschießen, falls die Mahr abreist. Seinem Vater gegenüber ruft er aus: „Es ist nicht wahr, daß wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, die Ehe bricht"; der Mahr gegenüber sagt er: „Ich habe nur noch Ekel in mir und Lebenswiderwillen. Mir ist alles entwertet, beschmutzt, besudelt, entheiligt, in den Kot gezogen." Er nennt sie: „Anna! Schwester!" Sie nennt ihn unter Thränen: „Bruder Johannes." Vor der Trennung auf ewig fragt er sie, ob sich Bruder und Schwester nicht küssen dürfen. Sie erklärt: „Hannes, nein" Er erklärt: „Ja, Anna! Ja, ja!" Dann umschlingt er sie „und beider Lippen finden sich in einem einzigen, langen, indrünstigen Kuß". Die Mahr stürzt dann über die Veranda ab. Es scheint, daß sie sich nach dem nahen Bahnhof begiebt, um abzureisen. Auch Dr. Vockerat stürzt später über die Veranda ab. Er scheint auf den Müggelsee gefahren zu sein, um nicht wieder ans Land zurückzukehren.

Was soll der Titel dieses Dramas besagen? Soll er andeuten, daß der Doktor und seine Freundin einsame Menschen waren mitten in der anders als sie denkenden Menschenwelt? Oder soll er sagen, daß sie durch die Unmöglichkeit, dauernd beisammen zu sein, einsam geworden sind? Vielleicht wäre beiden mit einer Isolierzelle zu helfen gewesen, denn so etwas wie verrückt waren sie ohne Zweifel. —

Auf eine Charakteristik der Personen, insbesondere des willensschwachen Phantasten Johannes und seiner albernen Frau, die immerfort zwischen Eifersucht und Bewunderung der Friedensstörerin Mahr hin und her schwankt, überhaupt auf eine Beurteilung des Dramas als solchen einzugehen, verlohnt sich nicht der Mühe. — Von dem schlechten Deutsch war schon die Rede. Nichtberliner werden obendrein an einer Anzahl Berliner Redensarten und Ausdrücke wenig Gefallen finden. — Modern gedacht ist das Hauptmannsche Drama. Den Leuten der alten Schule muß es, weil unerfreulich von Anfang bis Ende, weil pessimistisch von A bis Z, im höchsten Grade widerwärtig sein. Wie das Schauspiel „Ehre" von H. Sudermann, enthält das vorliegende Stück so etwas wie „Zukunftsmusik", an die kein Verständiger glaubt. Die Korrekturen des Begriffs der Ehre, wie sie Sudermann aufstellt, werden den Beifall der künftigen auf Ehre haltenden Geschlechter ebensowenig finden, als die von Hauptmann in Aussicht genommene Umgestaltung des Verkehrs von Männern und Frauen.

Sudermann wie Hauptmann kennen keine überlieferte, über der Menschheit stehende Autorität. Ihnen geht alles in menschlicher Konvention auf. Von diesem Standpunkt aus wollen sie Neues gestalten. Das muß ihnen mißlingen, denn die überlieferte Autorität ist mächtiger als das jeweilige Belieben eines litterarischen Kometen. O. K.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Im Klosterhof. Roman von Anny Wothe (Richters Verlag in Chemnitz).

Der Name der Verfasserin war mir bisher unbekannt. Das will indessen nicht viel bedeuten. Wer kennt alle Namen männlichen und weiblichen Geschlechts, die jetzt das deutsche Litteratentum ausmachen? Ich berühme mich dessen gewiß nicht. Aus dem Umschlag ersehe ich, daß Anny Wothe mindestens etwa zwei größere Romane vor diesem geschrieben hat. Romane, die in verschiedenen Blättern gelobt sind, es ist also lediglich meine Schuld, wenn ich sie noch nicht kenne. Beim Klosterhof braucht man nun nicht an römische Verhältnisse zu denken. Das alte sächsische Kloster, wo der Roman spielt, ist eine königliche Domäne geworden, und füllt sich mit dem Leben der Gegenwart, sonderlich mit dem Leben der Liebe, es fehlt darin sogar nicht an Einquartierung und Lieutenants und an einem Ball. Die Verfasserin geht mit dem Lieben und Sichverlieben noch etwas wild um, rasch entzünden sich die Herzen bei ihr und das giebt denn manche Wirrsal und Trübung des Lebens, aber ihre Menschen gehören auch nicht zu jenem Stamme Asra, welche sterben, wenn sie lieben und ihre Liebe keine Erhörung findet. Es ist die höchste Aufgabe der darstellenden Kunst, der Plastik, wie der Malerei, den wirklichen, den lebendigen Menschen zu schaffen; die höchste, aber auch die schwierigste: in der beschreibenden Kunst ist es nicht anders; je besser es ihr gelingt, den wirklichen, den lebendigen Menschen zu schaffen, desto größer ist das Interesse, welches sie weckt. Natürlich soll damit nicht einem falschen Realismus das Wort geredet sein, am wenigsten der Wollust, mit welcher sich derselbe auf die Häßlichkeiten des Menschen wirft und das leiblich wie realistisch Häßliche möglichst naturgetreu abkonterfeit. Dazu giebt auch das: Im Namen der Wahrheit! so

heilig groß es uns gilt, kein Recht. Wundersam, dieselben Menschen, welche die Lehre der Kirche von der Erdsünde leugnen und aufs Heftigste bestreiten, malen sie und beschreiben sie als das wahrhaft Menschliche, das Grundnatürliche des Menschen, ohne sich des inneren Widerspruchs bewußt zu werden! Nun, in der Kunst, den wirklichen, den lebendigen Menschen darzustellen, muß Anny Wothe noch wachsen, ihre Menschen sind noch zu sehr erfunden, gedacht, die seelischen Vorgänge vollziehen sich noch nicht natürlich genug. Daraus entstehen denn solche Menschenkarrikaturen, solche Teufelinnen wie ihre Gerda, deren Bekehrung dann auch schließlich ziemlich unvermittelt hereinbricht. Sonst ist das Buch gut gemeint, in einer Weise sogar gläubig und jedenfalls frei von Unziemlichkeit. D.

— **Der Stellvertreter.** Eine Erzählung von **Hans Hopfen.** (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.)

Ein vornehmes Buch: vornehme Menschen, vornehme Verhältnisse, eine vornehme Behandlung der Dinge und zuletzt auch noch eine vornehme Ausstattung, und doch bei all dieser auswendigen und inwendigen Vornehmheit das Verderben der Sünde und ihrer Leidenschaften. Hans Hopfen ist ein eleganter Schriftsteller, aber seine Eleganz fährt etwas obenhin mit den Menschen und mit den Fragen der Menschen, ja zuweilen auch mit dem, was man den Stil nennt; einen Satz wie den, welcher die zweite Seite füllt, sollte keine Feder sich erlauben. Zuerst läßt es sich so an, als wolle die Erzählung das jetzt so beliebte Problem der Ehre im Zusammenhange mit der Duellfrage behandeln; aber wenn sie auch jene Auffassung richtet, wonach die Ehre darin besteht, daß man sich den Vorurteilen und Sitten gewisser Lebenskreise unterwirft, um sich damit die Anerkennung der Vollbürtigkeit und Gleichgeltung bei ihren Mitgliedern zu erwerben, dringt sie doch nicht bis zur Anerkennung der sittlichen Persönlichkeit des Menschen als der wahren Ehre hindurch. Sie springt vielmehr von diesem Probleme ab und beschäftigt sich dafür mit dem Problem der Liebe und mit den Irrungen des Menschenherzens an diesem Problem. Protestantismus und noch mehr Katholicismus, schlimmster römischer Katholicismus geben die Hintergründe für die Verwicklung und ihre Lösung dar. Bei einer tieferen Erfassung aber dieser kirchlichen Gegensätze würde die Erzählung auch das haben aufweisen müssen, daß ein Protestant, der um die Ehe zu erlangen, seine Nachkommen dem Romanismus zusagt, damit gewiß ein Gericht auf sich lädt, und es wäre nicht schwer gewesen, dies Gericht in die Tragik der Verwicklung hinein zu flechten. Die Lösung hätte dann eigentlich dahinführen müssen, daß die Frau nach den Erfahrungen, die sie an dem Römling in St. Peter gemacht hat, evangelisch würde. Aber, wie gesagt, der kirchliche Gegensatz dient nur, das Interesse an dem Problem der Liebe und ihrer Treue, ihrer Beständigkeit zu verstärken, es hat für den Schriftsteller keine selbständige Bedeutung. Warum übrigens Hans Hopfen seine Erzählung: Der Stellvertreter genannt hat, ist schwer zu sagen. Das ist doch nur ein ganz untergeordnetes und verschwindendes Moment in der Verwicklung, und noch dazu ein ungesundes, verschrobenes, welches aus dem Wahnakte eines verkommenen Menschen entsprungen ist. Freilich ist auch das schwer zu sagen, welchen anderen Titel er hätte wählen sollen. Die Sühne, welche der päpstliche Nobelgardist sich auflegt, Priester zu werden und sich in der Pflege der Cholerakranken in Neapel aufzuopfern zu dem Zweck, um sich das Zeugnis geben zu können: Spät, aber denn doch gerecht geworden! ist allerdings echt römisch, aber wenig christlich gedacht. Durch Selbstopfer und Selbstwerk wird kein Lebendiger gerecht! Aber es mag Protestanten genug geben, die sich davon ergreifen lassen und es schön und groß finden wie der Protestant in der Hopfenschen Erzählung. Da denkt und fühlt indessen die Römerin viel richtiger und gesunder, die für diesen Menschen und seine vermeintliche Sühne kein Mitleiden und keine Thräne mehr hat. D.

— **Das Recht der Gegenwart.** Roman von **Erich Meyer.** (Berlin, O. Janke.) 276 S.

Dieser gutgeschriebene, etwas zu kurz geratene Roman hätte den Titel „Im Banne der Vergangenheit" erhalten können, wenn dieser Titel nicht bereits für eine andere Dichtung verwendet worden wäre. — Von wesentlichem Einfluß auf den Gang der Geschichte sind drei Duelle, von welchen zwei vor Beginn des Romanes stattgefunden haben — Die Charaktere sind scharf gezeichnet, der Stil knapp und klar. — Ein bejahrter evangelischer Geistlicher ist mit dem herkömmlichen ehrwürdigen weißen Haar versehen, dagegen ist die Theologie und das Christentum dieses Pastors auf ein Minimum reduziert. Der Verf. wird wohl nicht mehr haben geben können. — Uebertreibungen finden sich auf S. 76, wo ein Einarmiger sagt, daß er mit zwei Armen gar nicht existieren könnte, S. 81, wo einige Offiziere „ohne auf ihre Kleidung zu achten" (!), um Lampions und Kerzen zu befestigen, bis in die äußersten Spitzen harzreicher Tannen klettern und S. 171, wo eine junge Dame „leidenschaftlich" einen Hund an sich zieht. — Ob der Verf. seinen Satz auf S. 110: „welch trübseliger Trost im Leben, daß es uns einmal vergönnt sein wird zu sterben!" im Ernst gemeint hat? O. K.

— Der Verlag von Neufeld und Henrius in Berlin beglückt Deutschland mit einer Auswahl — natürlich heißt es Kollektion — französischer Romane. Ein verheißungsvolles Unternehmen. Man denke nur an Titel, wie: Der verliebte Löwe, ein Evastöchterlein, zwei Maitressen, Memoiren eines Kusses, der galante Kater, und man faßt eine Ahnung von dem Schmutz, der hier in der Form des Romans für deutsche Leser aufgetischt wird. Ich habe eines von diesen Büchern gelesen: **Mein Onkel Benjamin** von **Claude Tillier.** Deutsch von Paul Heichen. Das Buch soll den französischen Humor darstellen. Nun, die Franzosen haben Geist, Witz, glänzende, blendende Gedanken und Redeweisen, aber der

Humor ist nicht bei ihnen zu Hause, was sie dafür ausgeben, ist eine Karrikatur, man kann kaum dabei lachen, viel weniger noch weinen, man müßte denn darüber weinen, daß die Menschen ihren Geist und ihre Gaben an die Hervorbringung so elenden Zeuges wenden. Dieser Onkel Benjamin lebt unter Ludwig XV. Er ist gerade so verrottet wie das damalige Frankreich. Er säuft und frißt sich durch das Leben, er begeht vielerlei Unfug und selten eine Gutthat, er lästert das Heilige und verhöhnt die Priester, er haßt den Adel und stellt ihn an den Pranger, ohne daß sein Bürgertum einen Deut besser wäre und eine größere Berechtigung zur Existenz für sich aufweisen könnte als die verkommene Aristokratie, die er uns vorführt, er wälzt sich in der Nacktheit und Liederlichkeit wie eine von den fünfhundert Sauen, von denen die Studenten im Faust singen, und er fühlt sich so wohl dabei wie diese, er wird gezwungen, einen französischen Grandseigneur an einem Ort zu küssen, wo man sonst nicht gerade einen Menschen küßt, und er nimmt sich die Rache, sich von eben demselben ebenda wieder küssen zu lassen. Und mit solchen Ekelhaftigkeiten speist man das deutsche Gemüt! Das französische Lustspiel und Schauspiel ist Gift für unsere Bühnen. Dieser französische Roman ist es nicht weniger für unsere Leihbibliotheken, durch welche er sich einen Weg zu unserem Volke suchen wird. Denn er ist auch nur wohlfeil, er kostet auch nur 3 M.! Aber würde er umsonst ausgeboten, wäre er noch viel zu teuer. Denn es steckt eine Macht der Fäulnis darin. Weg damit!

— Aus vergilbten Blättern. Roman von Konrad Telmann. (Berlin, O. Janke.) 1891. 358 S.

Der Roman beginnt in der Gegenwart: der letzte Sproß eines alten Stettiner Kaufmannsgeschlechtes, der dem Berufe seiner Väter untreu geworden ist, kommt nach mehrjährigen Reisen in die Heimat zurück, um das Erbe seiner Großmutter, ein Landgut in der Nähe Stettins, anzutreten. Er findet hier zunächst seine zukünftige Braut, sodann aber auch eine Menge alter Familienpapiere, aus denen er die ihm bis dahin absichtlich vorenthaltene Geschichte seines Geschlechtes kennen lernt. Diese Geschichte der „vergilbten Blätter" bildet nun den eigentlichen Inhalt der Erzählung. In drei Generationen lernen wir das ehrenhafte, angesehene, dabei starrköpfige und in einzelnen Gliedern genial angelegte Patriziergeschlecht der ehemaligen Hansestadt kennen. Leidenschaftliche Familienkonflikte, die meistens mit lebenslänglicher Entfremdung enden, sind die Regel: ein Vater stürzt seinen Sohn ins Unglück, verfolgt seine verhältnismäßig schuldlose Schwiegertochter mit unauslöschlichem Haß; diese letztere macht es später mit ihrem eigenen Sohne fast ebenso und treibt dessen, allerdings schuldigere Gattin in die Fremde, — und das alles geschieht nur, um die äußere Ehre des Hauses zu wahren, um dieses fast götzenhaften Ehrbegriffs willen richten sich die einzelnen Familienglieder gegenseitig zu Grunde. Den Abschluß der Erzählung macht wieder die Gegenwart, und hier ist in glücklicher Weise das Prinzip gewahrt: „der Lebende hat recht." „Der Lebende", d. i. jener letzte Sproß der Kaufmannsfamilie, gewinnt sich sein Mädchen, von dem man ihn wegen der in den „vergilbten Blättern" beschriebenen Familienzerwürfnisse hatte trennen wollen und giebt dadurch den alten Zwistigkeiten einen versöhnenden Abschluß. Dann zieht er nach Berlin, bereichert den Stand des deutschen Professors und wird, wills Gott, der Stammvater eines neuen, glücklicheren Geschlechts. —

Konrad Telmann versteht zu erzählen, mehr noch Charaktere zu zeichnen. Er schablonisiert seine Helden und Heldinnen nicht, sondern giebt uns Originale; zudem ist sein neuester Roman, wenn auch nicht gerade von hohem moralischen Wert, doch unbedenklich zu empfehlen, da er von sittlichen, resp. unsittlichen Zweideutigkeiten gänzlich frei ist. Eine Folge der großen Fruchtbarkeit des Verfassers ist es wohl, daß die Aus- und Durcharbeitung im einzelnen manchmal zu wünschen übrig läßt. Dahin gehören gelegentliche kleine Wiederholungen, auch einmal (wie S. 255) eine unklare Situation, vor allem aber einige sehr lange, pathetische Redeschlachten. Mediziner ist Telmann ja nicht, von der Thätigkeit des Herzens aber hat er eine auch für den Laien reichlich naive Vorstellung: nach ihm setzt „das Blut den Herzmuskel in Bewegung" (S. 28), oder „die Wogen des Blutes peitschten ihr Herz zu wahnsinnigem Klopfen auf" (S. 307); in der That ist das Kausalverhältnis doch gerade umgekehrt. — Seltsam ist auch, daß „welke Blumen" in alten Stammbuchblättern „einen schweren, betäubenden Duft ausströmen" können (S. 63); giebt es solche Blumen? — Eine mehr als gnartige Rolle spielt im Stile des Verfassers „der Himmel", dies oft so kläglich mißbrauchte Wort, das zwischen den Begriffen „Gott" und „Zufall" vermitteln soll und gern von solchen Leuten gebraucht wird, die es am liebsten mit Niemandem verderben und allen Weltanschauungen Rechnung tragen möchten. Dieser „Himmel" macht sich überall bereit: bald „gefällt" es ihm, irgend etwas zu „verhängen", ein andermal hat er etwas „nicht gewollt", das infolgedessen auch nicht geschehen konnte, ein drittes Mal „zürnt" er, hat aber schließlich doch wieder „ein Einsehen" — „Dank sei ihm" dafür! — und „läßt etwas geschehen", was anfänglich „nicht in seinem Plane lag". Du lieber Himmel, was so ein „Himmel" alles kann! Es war daher nicht ganz konsequent, wenn Telmann seinen Roman mit dem Satze: „Das walte Gott!" schloß, da bis dahin doch der Himmel alle Hauptsachen prompt und gut gewaltet hatte. — Zum Ausdruck ist weit weniger anzumerken, als man nach Lektüre der ersten Halbseite des Buches fürchten muß. Hier finden sich nämlich in den 21 Zeilen drei Sonderbarkeiten: „leben transitiv mit dem Akkusativ konstruiert (= erleben), „überdrängen" statt verdrängen, und das mindestens seltene Wort „unlebhaft". Um so angenehmer ist man enttäuscht, wenn man dergleichen Kleinigkeiten später nur noch sehr selten antrifft. A. W.

8. Verschiedenes.

— **Das Geheimnis des Glückes von Wilhelm Faber**, Pastor zu Tschirma bei Greiz. (Leipzig, Akademische Buchhandlung [W. Faber]). 80 S. 1 Mk.

Die Drummondschen Ansprachen haben dem Verf. und dem Verleger als Vorbilder gedient, aber nachgeahmt ist nur die typographische Ausstattung. Wie Drummond als schottischer, so findet Faber als deutscher Christ, das Geheimnis, glücklich zu werden und glücklich zu bleiben nur in dem Leben und Sein in Jesu Christo. „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen. — Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." —

Was für eine Bewandnis es mit dem Schein-Glück des natürlichen und mit dem wahren Glück des geistlichen Menschen hat, zeigt der Verf. an zahlreichen, aus der Vergangenheit und Gegenwart genommenen Lebenserfahrungen.

Faber mit Drummond zu vergleichen, wäre thöricht, jeder hat seine Weise, aber beide Weisen klingen aus in dem Lobpreis des Mensch gewordenen Gottes. O. K.

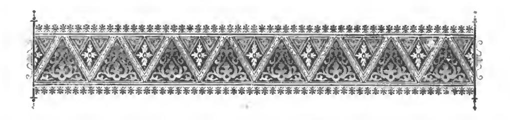
— **The Tauchnitz Magazine.** An English monthly Miscellany for continental readers. Nr. 1. August 1891.

Der Tauchnitzsche Verlag hat ja große Verdienste um die Einführung englischer Litteratur in Deutschland. Wie könnte in Deutschland so viel englisch gelesen werden, wenn uns nicht Tauchnitz mit seinen billigen Bänden à 1 M. 60, versorgte. Und nun macht er es uns noch billiger. Das elegant ausgestattete Heft von 80 Seiten des Magazine kostet nur 50 Pf. Ob es jedem Geschmack zusagen wird, ist eine andere Frage. Die Absicht ist, in jedem Hefte eine Reihe kleinerer, jedesmal abgeschlossener Erzählungen u. desgl. zu bringen, so daß man nicht auf das „Fortsetzung folgt" zu warten braucht. Nun ist aber bekanntlich nichts schwerer, als eine wirklich befriedigende kurze Geschichte zu schreiben, und eine Reihe selbst gut geschriebener Kleinigkeiten zu lesen, ermüdet. Das ist ganz schön, um in einer müßigen Stunde der Eisenbahnfahrt einmal davon zu naschen, aber im Leben des Hauses verlangt man nach ausgeführteren Geschichten, mit deren Personen man sich einlebt. Was das erste Heft bringt, ist wirklich meist recht hübsch, (besonders die kalifornische Skizze von Bret Harte), aber auf die Dauer wird es ja nicht gehen. Wir möchten der Verlagshandlung raten, wenigstens bisweilen auch einmal eine ein ganzes Heft füllende Novelle zu bringen. Das Feuilleton »table talk« ist nicht bedeutend, die Bücherbesprechungen »the Papercutter« beschäftigen sich mit den neuen Publikationen der Tauchnitz-Edition und sind somit im Interesse des Verlegers, aber auch des Lesers. Zu wünschen wäre noch, daß die Hefte, wie die Hefte dieser Monatsschrift, aufgeschnitten ausgegeben werden möchten.

— **Die Pflege des gesunden und kranken Menschen** nebst einer Anleitung zur ersten Hülfsleistung bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. Von Dr. med. Th. Huperz. Mit Abbildungen. 2. Aufl. (Berlin, Bodo Grundmann.) 1890. 476 S.

Im allgemeinen wird man nicht viel davon halten, daß der Laie sich mit medizinischen Schriften befaßt. Das vorliegende Buch — und übrigens auch noch manches andere — bildet eine Ausnahme, man kann sein Studium nur empfehlen und besonders auch den Kreisen anraten, für die es in erster Linie bestimmt ist, nämlich den ländlichen. Es will freilich den Arzt nicht ersetzen, und Heilmittel oder Kurmethoden für bestimmte Krankheiten anzugeben, liegt ihm ganz fern; vielmehr stellt es sich die Aufgabe, durch Verbreitung der allgemeinen Gesundheitslehre für eine verständige Lebensweise Propaganda zu machen und so Krankheit zu verhüten, Gesundheit zu fördern. Der zweite Teil handelt von der Krankenpflege, soweit sie den Laien zufällt, und hier werden sowohl im allgemeinen klare und praktische Anweisungen gegeben, als auch spezielle Verhaltungsmaßregeln für besondere Krankheiten eingeschärft. Der dritte Teil ist besonders für die Landbevölkerung wichtig, insofern hier von der ersten Hülfeleistung in plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen die Rede ist, und auf dem Lande der Arzt in solchen Fällen oft erst zur Stelle ist, wenn die Zeit, in der noch Hülfe möglich war, schon vorüber ist. — Diese zweite Ausgabe des nützlichen Buches ist zur Erleichterung der Anschaffung lieferungsweise erschienen. P. P.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Die Frau Försterin.

Novelle

von

Marie von Welck.

Das Herrenhaus des Rittergutes Lorenzhof machte einen herrschaftlichen Eindruck. Die lang hingestreckte Fassade mit den großen Fenstern, hinter welchen schwere Gardinen in reichen Falten bis auf die glänzenden Parketts niederfielen, die große Rampe, die zur Auffahrt diente, und die kleine, mit Clematis und wildem Wein überzogene Veranda, alles zeugte von gediegener Eleganz und modernem Geschmack. Die Rückseite des Hauses stieß an den großen, parkähnlichen Garten, und der Wirtschaftshof war von so vielen und so verschiedenartigen Stallgebäuden eingefaßt, daß man daraus auf die Größe des Gutes schließen konnte. Es war seit langen Jahren im Besitz der Familie Keller, eigentlich bäuerlichen Ursprungs, und sich dessen sogar rühmend, weil sie behauptete, daß ihre Vorfahren auf freiem Grund und Boden gesessen hätten, zu einer Zeit, da man die Namen mancher ihrer Nachbarn und Bekannten noch gar nicht kannte. Thatsache war es jedenfalls, daß die Besitzer von Lorenzhof den Kopf so hoch trugen wie die Ersten des Landes, und es an Tüchtigkeit und ehrenhafter Gesinnung von jeher mit den Besten aufnehmen konnten.

Zu der Zeit, da diese Geschichte spielt, hing aber eine Wolke über dem Geschlecht: Es war nahe am Aussterben! Der jetzige Besitzer von Lorenzhof, Landrat Keller, war der einzige noch lebende Zweig des dahinwelkenden Stammes. Ein Bruder und zwei Vettern von ihm waren in den Schlachten von 1866 und 1870 gefallen, er selbst hatte die Vierzig schon überschritten, war unverheiratet und nicht geneigt, diesen Fehler noch zu verbessern, zum großen Kummer seiner alten Mutter, welche bei ihm wohnte und das Hauswesen gern den Händen einer Tochter übergeben hätte. —

An einem trüben Novemberabend rasselte ein leichter, offener Wagen über den gepflasterten Gutshof und fuhr in raschem Trabe die Rampe vor dem Herrenhause hinauf. Ein Herr, in einen weiten Mantel gehüllt, führte die Zügel der feurigen Rappen, warf dieselben, als die Tiere vor der Hausthür still standen, mit nachlässiger Bewegung dem neben ihm sitzenden Kutscher zu und schwang sich leicht von seinem Sitz herab. Es war Landrat Keller, welcher von seinem Bureau in der nahen Kreisstadt zurückkehrte. Gleich darauf trat er in den Salon seiner Mutter, die er, wie gewöhnlich, mit einer feinen Näharbeit beschäftigt fand, und nahm nach der ersten, herzlichen Begrüßung die auf dem Tisch zerstreut liegenden Zeitungen zur Hand. Das Auge seiner Mutter haftete liebevoll

an seinem bereits leicht ergrauten Scheitel, dann zog sie einen Brief aus der Tasche, glättete ihn sorgfältig und legte ihn vor sich auf den Tisch.

„Ich habe eine gute Nachricht bekommen, Werner," sagte sie freundlich. „Elschen Bernheim wird meiner Einladung folgen und mir alten Frau ein paar Wochen Gesellschaft leisten."

Der Landrat blickte von seinen Zeitungen auf. „Das freut mich für dich, Mama," sagte er, „und ich will gleich hinzufügen, es freut mich auch für mich. Elsbeth Bernheim ist ein gutes und ein selten talentvolles Mädchen, das eine angenehme Abwechslung in unser winterliches Stillleben bringen wird. Ich freue mich darauf, mit ihr vierhändig zu spielen, und mehr noch, ihre eigenen Phantasieen am Flügel und ihr angenehmes Geplauder am Theetisch zu hören. Wann erwartest du sie?"

„In ungefähr acht Tagen."

„Wenn nur der Fuchs bis dahin wieder flott ist," fuhr der Landrat nachdenklich fort. „Ich werde morgen gleich noch einmal zum Tierarzt schicken. Wir werden allen Anzeichen nach noch eine Weile das weiche, warme Wetter behalten, und da wäre es doch zu schade, wenn der Damensattel auf dem Boden modern und ich meine Gefährtin von früher auf meinen Ritten durch Wald und Feld entbehren müßte."

Frau Kellers Gesicht hatte sich bei den Worten ihres Sohnes mehr und mehr aufgehellt und zuletzt einen beinah strahlenden Ausdruck angenommen. Der Landrat sah es, und über seine Stirn flog ein momentaner Schatten.

„Du mußt mir nur eins versprechen, Mama," sagte er etwas kurz, „daß du nämlich keinerlei Hoffnungen an diesen Besuch knüpfen willst. Fräulein von Bernheim und ich sind von jeher zwei gute Kameraden gewesen, welche genau wissen, wie sie zu einander stehen, und werden es hoffentlich auch fernerhin bleiben. Aber ich bitte dich, alle weiteren Pläne zu unterlassen, sie würden nur dazu dienen, mich so viel als möglich von zu Hause fernzuhalten, so lange du Besuch hast. Du mußt dich schon daran gewöhnen, daß die Besitzer von Lorenzhof einmal einen andern Namen tragen werden wie den unsrigen. Was schadet es auch? So lange wir leben, geschieht es doch nicht, und später? — Nun, après nous le déluge!"

Er reichte seiner Mutter mit freundlichem Lächeln die Hand und vertiefte sich wieder in seine Zeitungen.

Frau Keller stieß einen leisen Seufzer aus, sagte aber nichts. Eine Zeit lang war es totenstill im Zimmer.

„Ich bin nur neugierig, was noch aus den Zuständen in Rußland wird," sagte der Landrat nach einer Weile. „Sie scheinen mir doch ganz unhaltbar zu sein. Hier steht, daß man nach Entdeckung der letzten Nihilisten-Verschwörung auch unter dem Militär viele Verhaftungen vorgenommen hat. Ein Hauptmann Panin wird sogar überall steckbrieflich verfolgt. Hier steht sein Signalement."

„Glaubst du, daß man seiner habhaft werden wird?" fragte Frau Keller, ihre Arbeit sinken lassend.

„Natürlich! Der geheimen Polizei entgeht so leicht niemand, weder in Rußland, noch bei uns!"

„Der Arme!"

„Ach was! Da habe ich gar kein Mitleid. Mag der Panin essen, was er sich eingebrockt hat. Ich möchte gleich mit helfen, den Kerl zu fangen. Na, wenn mir einmal irgendwo ein großer, blonder, verkommen aussehender Mensch mit einer Narbe über dem rechten Auge begegnen sollte, den halte ich auf offener Straße an und liefere ihn der Polizei aus."

„Aber Werner!" —

„Denke doch nur, Mama, es ist doch abscheulich, daß sich dieses revolutionäre Gift sogar bei der Armee Eingang verschafft hat," sagte der Landrat erregt. „Da ist es bei uns doch noch besser. Ich bin froh, daß ich nicht Kaiser von Rußland bin. Wenn ich

über eine so verlotterte Bande herrschen müßte —." Der Eintritt eines Dieners unterbrach seinen Redefluß.

„Der neue Förster ist eben angekommen, Herr Landrat," meldete er, in der Thür stehen bleibend.

„Ah!" sagte dieser, sich rasch umwendend. „Führe ihn in meine Stube," fuhr er fort, „oder bringe ihn gleich hierher. Du erlaubst doch, Mama?"

Ein zustimmendes Lächeln war die Antwort, und wenige Minuten später wurde die Thür abermals geöffnet. Auf der Schwelle stand ein Mann in demütiger Haltung, einen abgetragenen Filzhut in der Hand haltend. Der Landrat winkte, näher zu treten, und mit einigen festen Schritten näherte sich der Eingetretene dem Bereiche der auf dem Tisch brennenden Lampe. Er hatte eine hohe, schlanke, etwas nach vorn gebeugte Gestalt, einen dunklen, bereits ins Graue spielenden Vollbart, ebensolche Haare, welche wirr und unordentlich in dichter Fülle bis tief in die Stirn fielen. Die Kleidung war einfach, beinah ärmlich, zeigte aber eine gewisse Sorgfalt und Sauberkeit. Die Hände steckten in groben, wollenen Handschuhen, die blauen Augen blickten offen und ruhig zum Landrat auf.

Letzterer betrachtete den vor ihm Stehenden einen Augenblick von oben bis unten. Dann sagte er: „Sie sind der Förster Ninoff und kommen aus Eichbusch bei Riga vom Baron Philippi?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr!" lautete die in unterwürfigem Ton und mit starkem russisch-deutschen Accent gegebene Antwort. Zugleich knöpfte der Mann seinen Rock auf und zog einen Brief aus der Brusttasche, den er ohne ein weiteres Wort mit militärischem Anstand dem Landrat überreichte.

Dieser öffnete ihn und überflog den Inhalt. Dann wandte er sich dem regungslos Dastehenden wieder zu:

„Mein Freund, der Baron Philippi wiederholt mir in diesem Schreiben, was er mir schon früher mitgeteilt hat, als ich ihn bat, mir von seinen ausgedehnten Besitzungen einen zuverlässigen Beamten für meine Waldungen zuweisen zu wollen. Er rühmt Sie des Vertrauens, welches ich bei meinen vielfältigen Abwesenheiten in Sie setzen muß, als durchaus würdig, und in jeder Hinsicht in Ihrem Berufe tüchtig und erfahren. Ich nehme Sie auf seine Empfehlung hin in meinen Dienst, es wird von Ihnen abhängen, mein im voraus geschenktes Vertrauen zu rechtfertigen."

„Zu Befehl, gnädiger Herr!"

„Sie sind Russe?"

„Meine Mutter war eine Deutsche."

„Ihre Papiere, wenn ich bitten darf."

Schweigend griff der Mann wieder nach der Brusttasche und überreichte dem Landrat ein umfangreiches Couvert, dessen Inhalt von diesem einer genauen Prüfung unterzogen wurde.

„Es ist gut," sagte er, indem er es zurückgab. „Noch eins: Wie lange waren Sie beim Baron Philippi?"

„Ein halbes Jahr, gnädiger Herr. Ich war nur zur Aushülfe dort, weil einer der Förster des Herrn Baron erkrankt war. Der Herr Baron kennt mich aber von früher, wie der gnädige Herr aus meinen Papieren sehen können."

„Es ist gut," wiederholte der Landrat. „Sie können jetzt gehen. Morgen werde ich Sie in Ihre hiesige Thätigkeit einführen." Mit diesen Worten stand er auf und zog an der Klingel.

„Du kannst dem Förster Ninoff für diese Nacht das zweite Verwalterzimmer anweisen," sagte er zu dem eintretenden Diener. „Morgen wird er dann die Försterwohnung auf dem Vorwerk beziehen."

Er neigte mit leichtem Gruß den Kopf gegen seinen neuen Förster und setzte sich wieder an den Tisch.

Aber Rinoff blieb unbeweglich stehen und drehte in sichtlicher Verlegenheit seinen Hut zwischen den Fingern.

„Nun?" sagte der Landrat, erstaunt aufblickend.

„Gnädiger Herr," stammelte der Mann, „ich — ich bin verheiratet!"

„Verheiratet?" rief der Landrat aufspringend, „und wo ist Ihre Frau?"

„Sie wartet im Krug auf mich."

„Haben Sie Kinder?"

„Nein!"

„Aber ich hatte dem Baron Philippi doch ausdrücklich geschrieben, daß ich keinen verheirateten Förster brauchen kann. Wußte er, daß Sie eine Frau haben?"

„Ja, gnädiger Herr! Der Herr Baron sagte, er wolle es dem Herrn Landrat schreiben, und ich solle dennoch die Stelle annehmen. Wenn der gnädige Herr den Brief zu Ende lesen wollte —"

Der Landrat beachtete die letzten Worte nicht, aber um seinen Mund spielte ein freundliches Lächeln.

„Nun," sagte er, „der Baron Philippi muß Sie als ganz besonders passend für mich angesehen haben, und da muß ich wohl eine meiner Bedingungen fallen lassen. Im Verwalterzimmer können Sie natürlich mit Ihrer Frau nicht bleiben, Sie mögen auf meine Kosten im Krug übernachten. Wie sich Ihre Frau freilich auf dem Vorwerk einrichten wird, weiß ich nicht, es ist nicht für eine Familie gebaut worden und wird, fürchte ich, etwas eng sein. Nun, wir werden ja sehen. Was möglich ist, soll geschehen, um es Ihnen behaglich zu machen. Für jetzt gute Nacht."

Der Landrat machte eine entlassende Bewegung mit der Hand und nach einer tiefen Verbeugung folgte der neue Ankömmling dem voranseilenden Diener.

II.

Vierzehn Tage waren vergangen. Der Landrat hatte in der Wirtschaft viel zu thun gehabt, allerlei wichtige und ärgerliche Geschäfte hatten ihm auf seinem Bureau zu schaffen gemacht, — mitten hinein war die Ankunft von Fräulein von Vernheim gefallen, welche durchaus den glücklich wiederhergestellten Fuchs probieren wollte, — kurz er hatte kaum Zeit gefunden, seinem neuen Förster die nötigsten Mitteilungen zu machen und ihn in der Hauptsache sich selbst überlassen. Von seiner Frau hatte er nichts gesehen, er wußte nur, daß beide die Wohnung auf dem Vorwerk bezogen hatten.

Endlich konnte er einen freien Nachmittag benutzen, um sich nach der kleinen Familie umzusehen. Als er die Hausthür des dicht am Walde gelegenen Vorwerks öffnete, fiel sein erster Blick auf eine rüstige Person, welche einige Holzgefäße mit Bürste und Seife bearbeitete und bei seinem Anblick alles was sie in der Hand hatte, fallen ließ, um ihn wortlos anzustarren.

„Guten Abend, Frau Försterin," sagte der Landrat freundlich, indem er den Hut abnahm, „ich bin gekommen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Sie sich gut eingerichtet haben, und freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Die Person verzog bei diesen Worten ihren Mund zu einem breiten Grinsen. „Wenn Sie zu der Frau wollen," sagte sie, „so müssen Sie hinaufgehen, sie ist in der Schlafstube. Ich bin die Köchin."

Der Landrat wandte sich etwas betroffen der wackligen Holztreppe zu. Einen Förster, der verheiratet war und sich eine Köchin hielt, hatte er noch nicht gehabt, und er machte sich so allerhand Gedanken über die passende oder unpassende Wahl, welche der Baron Philippi für ihn getroffen hatte, während er die Stufen hinaufstieg.

Oben angelangt, klopfte er aufs Geratewohl an eine der beiden Stubenthüren. Eine tiefe melodische Frauenstimme rief: „Herein!" und der Landrat, einen höflichen

Gruß auf den Lippen, trat ein. Aber das Bild, welches sich ihm darbot, war so eigentümlich, daß er wie gebannt auf der Schwelle stehen blieb.

Das Gemach war so ärmlich wie möglich ausgestattet. Ein alter Tisch in der Mitte, ein paar wurmstichige Stühle, eine alte Kommode, ein ebensolcher Kleiderschrank und ein schmales, dürftiges Bett an der einen Wand, — das war alles. Aber die scheidende Sonne des kurzen Novembertages durchbrach eben die bleierne Wolkenschicht, die sie bis dahin verhüllt hatte, und warf einen breiten Goldstreifen durch die beiden Fenster in die Stube hinein. Und mitten in diesem Lichtglanz saß die Frau Försterin.

Sie hatte ihr Antlitz halb dem Fenster zugewendet, so daß der Landrat nur das unendlich feine Profil sehen konnte, und schien seinen Eintritt nicht zu bemerken.

Sie trug einen Anzug von grober, dunkelblauer Wolle, der aber nur dazu gemacht schien, das schlanke Ebenmaß ihrer Formen noch deutlicher hervorzuheben. Der weite, faltenreiche, kaum bis an die Knöchel reichende Rock war mit einem feuerroten Streifen besetzt, unter welchem die zierlichsten Füßchen hervorkamen. Das Mieder war ebenfalls reich mit Rot verziert, und ein rotes Band nachlässig durch die üppigen, schwarzen Haare geschlungen, bildete gleichsam den Abschluß eines Kostüms, welches ebensogut eine Nationaltracht, als wie der Ausfluß phantastischer Laune sein konnte. Ein Duft wie von frisch gepflückten Veilchen kam dem Landrat entgegen und schien von dem jungen, regungslos vor ihm sitzenden Wesen auszugehen. War das wirklich die Frau seines Försters Ninoff? die Gattin des ältlichen Mannes, dessen Aeußeres so gar nicht zu dem ihrigen paßte? Wie waren sie zusammengekommen? Waren sie glücklich miteinander?

Diese Fragen durchkreuzten blitzartig des Landrats Gehirn, während er noch immer die Thürklinke in der Hand hielt.

Da wandte sich die junge Frau nach ihm hin, schlug die großen, sammetschwarzen mandelförmig geschnittenen Augen auf und neigte, wie grüßend, ein klein wenig den Kopf.

Dies gab dem Landrat seine Fassung wieder. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung," sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit, „daß ich mir erlaubte, sans façon hier einzutreten, — ich —

„Nadeshda, einen Stuhl für den gnädigen Herrn!" rief eine befehlende Stimme hinter ihm. Auf der Schwelle stand Ninoff Seine Augenbrauen waren finster zusammengezogen, die Haare hingen ihm wirrer denn je auf die Stirn herab, er erschien dem Landrat in diesem Augenblick äußerst unsympathisch und abstoßend.

Die junge Frau war bei ihres Mannes Worten mit dunkler Glut übergossen worden. Hastig sprang sie auf, rückte den Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, an den Tisch und zog sich dann bescheiden in den äußersten Winkel des Zimmers zurück. Dies war so schnell geschehen, daß der Landrat es nicht verhindern konnte. Jetzt eilte er, der ihm peinlichen Scene ein Ende zu machen.

„Ich werde ganz gewiß nicht zugeben, daß Sie meinetwegen Ihren Platz verlassen," sagte er, indem er einen anderen Sitz herbeizog und Nadeshdas Stuhl ans Fenster zurückstellte. „Wenn Sie mir ein klein wenig Gastfreundschaft gewähren wollen, so ist die erste Bitte, die ich an Sie richte, die, daß Sie sich genau wieder dahinsetzen, wo ich Sie gefunden habe."

Es entging ihm nicht, daß die junge Frau einen raschen, ängstlichen Blick auf ihren Mann warf. Als dieser beinahe unmerklich mit dem Kopfe nickte, nahm sie gehorsam ihren alten Platz wieder ein und legte die schmalen, weißen Hände mit einer müden Bewegung ineinander.

Der Landrat fühlte sich seltsam bewegt. „Sie haben Ihre Sachen noch nicht erhalten?" wandte er sich, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, an Ninoff. „Es thut mir leid, daß ich das nicht gewußt habe, vielleicht hätte ich Ihnen aushelfen können."

Ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen des Mannes.



„Unsere Sachen, gnädiger Herr? Wir erwarten nichts weiter."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie mit Ihrer Frau ohne jeden Hausrat aus Rußland gekommen sind und mit den paar alten Möbelstücken, die meine unverheirateten Förster nicht für ausreichend fanden, zu hausen gedenken?"

„Wir sind arm, gnädiger Herr, und brauchen nicht viel, und über die russische Grenze bringt man so leicht keinen Hausrat mit," war die ruhige Antwort. „Später, wenn ich etwas Gehalt bekommen habe, will ich sehen, daß ich da oder dort etwas Billiges kaufen kann. Einstweilen behelfen wir uns."

„Das darf nicht geschehen, lassen Sie mich dafür sorgen," sagte der Landrat eifrig. „Es wäre ohnehin meine Pflicht und Schuldigkeit gewesen, besser für Ihre und Ihrer Frau Unterkunft zu sorgen. Aber ich bin so in Anspruch genommen gewesen." — Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um häßliche Gedanken zu verscheuchen. „Nun, ich werde alles nachholen. Sagen Sie mir nur, wie Sie es möglich gemacht haben, die ganze Zeit in diesem Elend zu existieren?"

„O, es ging ganz gut. Meine Frau schläft hier, ich habe mir in der Kammer nebenan ein Strohlager zurecht gemacht, ich bin nicht verwöhnt." —

„Und — die Köchin?"

Ninoff machte große Augen.

„Die — was? gnädiger Herr?"

„Die Frau, die ich unten traf, und die mir sagte, sie sei Ihre Köchin?"

„Ach die? Das ist nur eine Magd für die grobe Arbeit, welche früh kommt und abends wieder geht. Sie nennt sich nur mit Vorliebe „die Köchin". Meine Frau ist zart und kann nicht viel aushalten. Der gnädige Herr dürfen aber nicht denken" —

„Ich denke gar nichts, lieber Ninoff, als daß ich unverantwortlich an Ihnen und besonders an Ihrer Frau gehandelt und viel wieder gut zu machen habe," sagte der Landrat aufstehend. „Ehe ich aber gehe, möchte ich wissen, ob die Frau Försterin mir meine Unaufmerksamkeit verzeihen kann?"

Er heftete einen durchdringenden Blick auf die junge Frau, welche scheu nach ihrem Mann hinüberblickte und dann rasch aufstand.

„Der gnädige Herr ist sehr gütig," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und eigentümlich verschleierter Stimme, „und ich — ich bin sehr — dankbar."

Der Landrat sah eine große Thräne an den langen, schwarzen Wimpern hängen, die sie hastig abwischte. Er fühlte, wie ihm ein zusammenpressendes Gefühl im Halse aufstieg. Sich stumm vor Nadeshda verneigend, und Ninoff mit dem Kopfe leicht zunickend, verließ er das Zimmer und gleich darauf auch das Haus.

Er war merkwürdig bewegt. Die schöne Frau, die so vornehm aussah und so unglücklich zu sein schien, wollte ihm gar nicht aus dem Sinn kommen. In tiefe Gedanken versunken legte er den Weg nach Hause zurück und war den ganzen Abend so zerstreut, daß er seiner Mutter einige Male ganz verkehrte Antworten gab und sich außer stande fühlte, auf Fräulein von Bernheims Geplauder einzugehen. Beide Frauen mußten die Unterhaltung allein führen und sahen mehrere Male besorgt zu ihm hinüber, ohne daß er es bemerkte.

Am andern Morgen begann er eine unruhige Thätigkeit zu entfalten.

Das erste war, daß er einige Gemächer aufschloß, in welchen eine Anzahl alter und beiseite geschobener Geräte aufbewahrt wurden, um mit ihrer Hülfe Ninoffs Einrichtung zu vervollständigen. Aber nichts war ihm gut genug, und seine Mutter fand ihn endlich hülflos inmitten eines Haufens alter Möbel, immer wieder aufs neue auswählend, prüfend und musternd. Als sie erfahren, um was es sich handelte, gelang es ihrem klaren, verständigen Sinn, endlich eine passende Auswahl zu treffen, und am Nachmittag hielt ein Leiterwagen vor dem Vorwerk, mit allem beladen, was das Heim einfacher Leute behaglich und wohnlich machen konnte. Aber jetzt ergab sich eine neue Schwierigkeit.

Der Landrat fand mit einem Male die Wohnung des Vorwerks einer gründlichen Erneuerung bedürftig, die Decken geschwärzt, den Kalk von den Wänden gefallen, die Oefen baufällig und ungenügend, — kurz, das Ganze nicht geeignet, um einen hinreichenden Schutz für die herannahenden Winterstürme zu bieten. Er drang daher darauf, daß der Förster mit seiner Frau für die kalte Jahreszeit in ein leerstehendes Gebäude am Wirtschaftshof umziehen solle, bis im Frühjahr die nötigen Reparaturen am Vorwerk vorgenommen werden konnten.

Rinoff protestierte. Er behauptete sich sehr wohl zu befinden, schützte die nahe Lage des Hauses am Walde vor, die seinen Dienst sehr erleichtere, wollte „dem gnädigen Herrn nicht beschwerlich fallen“, kurz, man sah es ihm an, daß ihm der Gedanke einer Umsiedlung nichts weniger wie angenehm war. Aber der Landrat ließ sich von seiner einmal gefaßten Idee nicht abbringen. Seine Stimme nahm, als er immer neue Gründe für die Notwendigkeit eines zeitweisen Wohnungswechsels anführte, schließlich einen befehlenden Ton an, so daß Rinoff endlich unterwürfig schwieg und in seiner gewohnten demütigen Haltung alles weitere mit anhörte, was ihm sein Herr zu sagen hatte. Nadeshda saß während dieser Verhandlungen völlig teilnahmlos zwischen den Männern. Sie ließ über sich und ihre nächste Zukunft bestimmen, ohne ein Wort zu verlieren und neigte nur ein wenig das Haupt zu nachlässig-vornehmem Gruß, als der Landrat sich lebhaft verabschiedete, um zu Hause den Befehl zu ihrer Aufnahme zu geben. So wurde denn der bepackte Leiterwagen wieder zurückgefahren und der alte Holzbau in der Nähe des Herrenhauses für die Ankömmlinge eingerichtet.

Frau Keller leistete ihrem Sohn hierin getreulich Beistand. Sie fühlte sich nach seiner lebenswarmen Beschreibung aufs lebhafteste für die junge Frau interessiert und stand auf der Schwelle, um sie zu empfangen, als sie mit ihrem Mann ihren Einzug in das neue Heim hielt. Der Landrat hatte einen Wagen nach dem Vorwerk geschickt, um das Ehepaar holen zu lassen, aber Rinoff hatte gedankt und es vorgezogen, zu Fuß zu gehen, was Frau Keller sehr taktvoll fand. Als beide endlich kamen und die junge Frau in ihrer ganzen fremdartigen Schönheit vor ihr stand, streckte sie ihr gütig beide Hände zum Willkommen entgegen.

Aber ehe sie es verhindern konnte, sank Nadeshda vor ihr nieder und küßte den Saum ihres Gewandes.

„Nicht doch, meine Tochter!“ sagte die alte Frau erschrocken, indem sie die Knieende aufzuheben suchte. Da schlang Nadeshda die Arme um ihren Hals und weinte an ihrem Herzen.

III.

Der Landrat hatte allen Grund, mit seinem Förster zufrieden zu sein. So wenig angenehm er ihm auch im Zusammensein mit Nadeshda erschienen war, so mußte er sich im Lauf der Zeit doch sagen, daß der Baron Philippi keine schlechte Wahl für ihn getroffen hatte. Rinoff erfüllte seine Pflichten mit einer Gewissenhaftigkeit und Treue, wie sie dem Landrat noch nicht vorgekommen war, und welche deutlich zeigte, daß der ihm anvertraute Wald mit Liebe von ihm gepflegt wurde. Das Holzstehlen ließ nach, mehrere Wilddiebe wurden zur Bestrafung eingeliefert, eine größere Holzauktion mit militärischer Pünktlichkeit und Genauigkeit abgehalten, die winterlichen Jagden waren gut und verständnisvoll arrangiert, des Landrats Bekannte behaupteten einstimmig, noch niemals so gut dabei placiert gewesen zu sein wie dieses Jahr, und beneideten ihn um „die Perle aus Rußland“, wie sie Rinoff scherzweise nannten.

Hatte der Landrat einmal Zeit, um sein Revier, wie er gern zu thun pflegte, selbst zu begehen, so erteilte Rinoff so verständige Ratschläge wegen Durchforstung oder Abholzung der einzelnen Bestände, und zeigte sich durchweg so bescheiden und ruhig in seinem ganzen Wesen, daß ihm der Landrat seine Anerkennung nicht versagen konnte.



Dennoch war ihm der Mann unsympathisch. Er fühlte sich in seiner Gegenwart merkwürdig gereizt und ungeduldig, und hatte ordentliche Kämpfe mit sich zu bestehen, weil er sich sagen mußte, daß seine Abneigung völlig grundlos sei und er ohne Rinoff wohl kaum mehr würde bestehen können. Von seiner Frau sah er nur wenig. Dann und wann huschte sie in ihrer phantastischen Tracht über die alten Holzgalerien, die zu ihrer Wohnung gehörten, oder wurde an der Seite ihres Mannes im Walde gesehen, — das war alles. Rinoff schien ein eifersüchtiger Gatte zu sein und seinen Schatz streng zu hüten. Einen Besuch des Landrats hatte er zwar in gewohnter Unterwürfigkeit, aber entschieden kühl aufgenommen, eine Einladung von Frau Keller an Nadeshda war dankend abgelehnt worden, — man sah es deutlich, daß kein Verkehr mit dem Herrenhause gewünscht wurde, und mußte die Leute gewähren lassen.

Eines Tages, es war ein Sonntag-Nachmittag im Februar, saß der Landrat behaglich in seinem Zimmer und las. Er hatte seinen Stuhl dicht an den Kamin gerückt, dessen Flammen in der zunehmenden Dämmerung einen roten Schein auf den Fußboden und auf sein Buch warfen. Fräulein von Bernheim war schon vor Weihnachten wieder abgereist, seine Mutter über Land gefahren, um einen Besuch zu machen, es herrschte vollständige Stille im ganzen Hause. Da wurden verworrene Stimmen auf dem Vorsaal laut, die Thür ward aufgerissen, ein Haufen Menschen drängte herein, und ehe der Landrat noch recht zur Besinnung kam, lag Nadeshda vor ihm auf den Knieen und hob flehend die Hände zu ihm empor.

„Hülfe!" stammelte sie heiser.

„Was ist geschehen?" rief der Landrat entsetzt, indem er sich bemühte, die Knieende vom Boden aufzuheben.

„Mein Mann" — weiter kam sie nicht. Die Arme sanken schlaff an ihrem Körper herab, der Kopf neigte sich nach vorn und fiel, halb emporgezogen, wie sie war, in schwerer Ohnmacht dem Landrat an die Brust. Ein leiser Veilchenduft quoll ihm entgegen und eine Blutwelle überströmte sein männliches Antlitz. Doch sich schnell fassend, hob er die zarte Gestalt Nadeshdas wie eine Feder in die Höhe und legte sie sanft auf die Kissen des Sofas nieder. Dann deutete er mit einer ungeduldigen Handbewegung nach der Thür, an welcher noch immer die ganze Dienerschaft des Hauses in wortloser Neugier versammelt war.

„Du bleibst, und Sie auch, Mamsell," herrschte er den Diener und die davonschleichende Wirtschafterin an. „Und nun erzählt," sagte er mit einem tiefen Atemzug, als die Thür sich hinter den anderen geschlossen hatte.

„Sie haben den Förster leblos nach Hause gebracht," berichtete der Diener, „er hat einen Schuß in der Brust und ist ganz mit Blut überströmt. Seine Frau war wie wahnsinnig, als sie ihn sah, sie hat so laut geschrieen, daß alles zusammengelaufen ist, deshalb sind wir auch alle nachgekommen," fügte er entschuldigend hinzu. Der Landrat ging während dieser Erzählung mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Also liebt sie ihn doch!" war sein erster Gedanke. Im nächsten Augenblick hätte er sich ein Leid anthun mögen vor Scham darüber.

„Ist Rinoff tot?" fragte er hastig.

„Ich glaube noch nicht, Herr Landrat."

„Wie ist das Unglück geschehen?"

„Genau weiß man es nicht, aber der Herr Inspektor sagte, daß Herr Rinoff einem Wilddieb auf der Spur wäre und ihm heute auflauern wollte."

Der Landrat hielt mit seiner Wanderung inne. „Ein reitender Bote wird sofort in die Stadt geschickt, um den Arzt zu holen," sagte er in befehlendem Tone. „Oder nein! Der Kutscher soll anspannen und den Arzt gleich mitbringen. Rasch! Er soll die Pferde laufen lassen, was sie können. Sie, Mamsell," wandte er sich an die Wirtschafterin, „sorgen für die Frau Försterin. Ich gehe zu dem Verwundeten." Er beugte

sich einen Augenblick über das blasse Gesicht auf dem Sofa und ein rasches Zucken flog über seine Züge. Dann verließ er das Zimmer.

Rinoff bot einen schrecklichen Anblick dar. Der Inspektor und ein herbeigerufener Tagelöhner hatten ihn zu entkleiden versucht, aber da bei jeder Bewegung ein neuer Blutstrom aus der Wunde quoll, hatte man es bis zur Ankunft des Arztes aufgeben müssen. Rinoff lag mit blutgetränkten Kleidern auf seinem Bett, die Augen waren eingesunken, die Lippen bläulich gefärbt, das wirre Haar entstellte ihn noch mehr. Der Landrat sah ihm erschüttert in das totenähnliche Antlitz.

„Lebt er?“ fragte er leise.

Der Inspektor nickte. „Wenn der Mann stirbt,“ sagte er, „so ist er ein Opfer seiner Pflichttreue. Einen zweiten bekommen wir nicht wieder.“

Der Landrat wandte sich ab. Er haßte sich in diesem Augenblick selbst. War es nicht schrecklich, daß er auch jetzt noch nicht seine Abneigung überwinden konnte? Was hatte ihm Rinoff gethan? „Er hat eine schöne Frau,“ flüsterte ihm innerlich eine leise Stimme zu, „und du —.“ Er stampfte leicht mit dem Fuße auf, dann trat er dem Lager wieder näher.

„Ich bleibe hier,“ sagte er, einen Stuhl heranziehend, „bis der Arzt kommt und werde auch die Nacht bei ihm wachen.“

„Herr Landrat, wenn das nötig ist, können Sie mir den Verwundeten getrost überlassen,“ erwiderte der Inspektor.

„Ich weiß, ich weiß, lieber Freund, aber vier Augen wachen besser wie zwei. Vielleicht können wir uns ablösen. Gott! wenn er stürbe!“ Als ihm diese Worte entfuhren, hatte er das Gefühl, ein vollendeter Heuchler zu sein. Der Inspektor blickte mitleidig zu ihm hinüber, er bewunderte die Fürsorge und Aufopferung seines Herrn. —

Der Doktor war dagewesen. Er hatte die Achseln gezuckt und wenig Hoffnung gegeben. Alles hänge von den gesunden Säften des Verwundeten ab und von dem Verlauf, den das Wundfieber nehmen würde. Alsdann hatte er Rinoff entkleidet und einen kunstgerechten Verband angelegt. Jetzt war es spät am Abend. Der Landrat hatte es sich nicht nehmen lassen, die erste Hälfte der Nacht zu wachen. Um zwei sollte ihn der Inspektor ablösen. Jetzt war es zehn Uhr. Nadeshda war, wie man ihm berichtet hatte, in den pflegenden Händen seiner Mutter. Er hatte nichts wieder von ihr gesehen.

Rinoff fing an, unruhig zu werden; die durch seinen Blutverlust hervorgerufene Ohnmacht begann in Fieberphantasieen überzugehen. Seine weitgeöffneten Augen schweiften unruhig im Zimmer hin und her, seine Lippen murmelten unverständliche Worte. Eine grün verhangene Lampe brannte mit mattem Schein auf einem Nebentischchen, daneben stand in einem halbgefüllten Wasserglas eine Arzneiflasche mit fieberstillendem Inhalt. Vor der Stubenthür in der Kälte befand sich ein Kübel mit klein geklopftem Eis, welches der Landrat von Zeit zu Zeit in kleine Schweinsblasen füllte und dem Kranken auf Kopf und Brust legte.

Eben war er wieder damit beschäftigt, das kühlende Mittel zu erneuern, als Rinoff seine fieberglänzenden Augen mit unverhohlenem Entsetzen auf ihn richtete.

„Fort!“ rief er und streckte abwehrend die Hände aus, „fort! und rührt mich nicht an, ich bin —“ das Weitere erstarb in unverständlichem Murmeln.

Der Landrat hielt einen Augenblick mit seiner Beschäftigung inne, bis Rinoff sich wieder beruhigt hatte, dann beugte er sich abermals über ihn und legte den Beutel mit Eis leise auf die vom Arzt bezeichneten Stellen. Aber Rinoff zuckte unter der Berührung zusammen, als hätte ihn eine Flamme gestreift. „Habt Erbarmen!“ wimmerte er und schlug die Hände vor das Gesicht. „Habe ich noch nicht genug gelitten? Giebt es niemand auf der weiten Welt, der sich meiner annimmt?“ Mit einer gewaltsamen Anstrengung versuchte er sich aufzurichten, sank aber kraftlos in die Kissen zurück. „Ich

schwöre es bei dem allmächtigen Gott, ich bin" — weiter kam er nicht. „Rinoff!" sagte der Landrat in beruhigendem Ton und strich ihm sanft das Haar aus der Stirn.

Aber plötzlich legte sich eine eiskalte Hand auf seinen Arm. „Sie dürfen ihn nicht anrühren, ich will es nicht!" sagte eine Stimme neben ihm. Der Landrat wandte sich erschrocken zur Seite.

„Nadeshda!"

Das Wort entfuhr ihm wider seinen Willen.

„Warum soll ich Ihren Gatten nicht anrühren, Frau Försterin?" fügte er gleich darauf, sich verbessernd, hinzu. Sie senkte den Kopf und schwieg, aber mit sanfter Gewalt zog sie seine Hand, die noch immer auf Rinoffs Stirn ruhte, zurück.

„Ich bleibe jetzt hier" sagte sie leise.

„Es wäre Sünde, Sie davon zurückzuhalten. Ich werde Ihnen ein Lager im Nebenzimmer zurecht machen und die Thür nach hier offen lassen," erwiderte er."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bedarf der Ruhe nicht mehr, die lästige Schwäche ist vorüber", sagte sie bestimmt. „Mein Platz ist an dieser Stelle, und — ich möchte allein sein," fügte sie, kaum hörbar hinzu.

Der Landrat fühlte sich verletzt. „Nadeshda, ist Ihnen meine Gegenwart, meine Hülfe so unsympathisch, daß Sie mich fortschicken wollen? Ist das der Dank? — doch was rede ich da" — Sie unterbrach ihn, indem sie ihre Hand wie bittend auf seinen Arm legte. „Es ist mein Schicksal," sagte sie traurig, indem sie die großen, wundervollen Augen zu ihm aufschlug, „daß ich mir selbst den bittersten Schmerz zufügen muß, indem ich Sie, — gerade Sie — verletze. Doch es kann nicht anders sein. Was Sie auch von mir denken mögen, ich muß es ertragen, nur um das eine bittend: Lassen Sie mich allein!"

Sie war so rührend anzusehen bei diesen Worten, daß der Landrat wie bezaubert vor ihr stand und ein Gefühl hatte, als ob es in seiner Seele Frühling werden wollte. „Wie Sie wünschen!" sagte er weich. „Aber ich darf doch da drüben bleiben, um bei der Hand zu sein, wenn Sie mich brauchen sollten?" „Ich danke Ihnen" sagte sie, und gehorsam zog sich der Landrat ins andere Zimmer zurück, dessen Thür Nadeshda hinter ihm schloß.

Diesem ersten Tage folgten viele andere, in welchen Rinoff zwischen Tod und Leben schwebte. Wie Nadeshda diese Zeit überstand, blieb allen ein Rätsel. Sie war nicht von dem Lager ihres Mannes wegzubringen und nahm keine Hülfe an, außer der einzigen, die sie dem Landrat in jener Nacht gestattet hatte, — sie duldete es, daß jemand in der Nähe blieb. Ins Krankenzimmer selbst ließ sie niemand eintreten, außer den Arzt. Wenn der Kranke in einen unruhigen, kurzen Schlummer verfiel, legte sie sich auf ihr Bett und schloß die Augen, um bei der geringsten Bewegung wieder an ihres Mannes Seite zu stehen. Dies waren ihre einzigen Ruhepausen.

Kein Wunder war es deshalb, daß sie bald einem Schatten glich und endlich dem Uebermaß der Anstrengung erlag. Aber als man sie eines Tages fiebernd und gebrochen in eins der Gastzimmer des Herrenhauses bettete, damit sie die Ruhe ungestört genießen könne, war auch bei Rinoff das Schlimmste vorüber; er war bei vollem Bewußtsein, und der Doktor hatte ihn bei gehöriger Pflege und Schonung außer Gefahr erklärt. Nadeshdas Hingebung war belohnt worden.

Was in diesen ganzen Wochen in des Landrats Seele vorging, ist schwer zu beschreiben. Es war ein Widerstreit von Gefühlen. Nadeshdas aufopfernde Liebe zu ihrem Mann erregte einen Sturm in ihm, den er vergebens zu beschwichtigen suchte. „Sie liebt ihn dennoch," war sein unaufhörlicher Gedanke, bei welchem er einen brennenden Schmerz empfand. Aber wenn er sich in finsterem Brüten diesen Betrachtungen hingab, schwebte die Erinnerung an jene Worte Nadeshdas: „Es ist mein Schicksal, daß ich mir selbst den bittersten Schmerz zufügen muß, indem ich Sie — gerade Sie — verletze," wie fernes Glockengeläute über seine Seele dahin.

Dann wieder kam es über seine edle Natur wie eine vernichtende Scham und er

konnte sich nicht genug thun an Fürsorge und Aufmerksamkeit für den Kranken, um sein Gewissen zum Schweigen zu bringen. Aber es wollte nicht gelingen.

Er wurde unter diesen fortwährenden Kämpfen elend und hohläugig, seine Stimmung gereizt und seine Mutter, welche dies alles für eine Folge der Ueberanstrengung hielt, denn Rinoffs Krankheit hatte des Landrats Arbeitskraft bedeutend vermehrt, wünschte, der russische Förster möchte ihr Haus nie betreten haben.

IV.

Nach bangen, langen Wintertagen war es endlich Frühling geworden. Die Hecken säumten sich lichtgrün, im Wald und auf den Wiesen sproßten die ersten Frühlingsblumen, die Vögel gaben ihre Morgen- und Abendkonzerte und die weiche, warme Luft lockte Gesunde und Kranke hinaus ins Freie. Auch Rinoff war aus der Zimmerhaft entlassen und hatte mit seiner Frau das neu und zierlich hergestellte Vorwerk bezogen. Am Tage nach seiner Uebersiedlung ritt der Landrat in der Morgenfrühe dort vorüber. Das Haus war neu angestrichen, der Zaun um den Obstgarten ausgebessert, die Fenster blitzten in der Morgensonne, alles sah schmuck aus, und befriedigt ließ der Landrat seine Augen über das Ganze schweifen. Als er langsam am Gartenzaun entlangritt, sah er Nadeshda unter den blühenden Bäumen dahinwandeln. Sie trug ihren gewöhnlichen, phantastischen Anzug, nur waren Rock und Mieder heute mit blau ausgeputzt, anstatt mit dem gewöhnlichen Rot, und durch die glänzend schwarzen Haare schlang sich ein blaues Band. Sie erschien dem Landrat noch schöner als gewöhnlich, und unwillkürlich hielt er sein Pferd an, um sie zu betrachten. Augenscheinlich hatte sie im Garten gearbeitet. Sie trug ein mit Erde beschmutztes Messer in der Hand, und aus der zusammengehaltenen Schürze quoll seitwärts allerlei Grünes heraus, das sie dem Hause zutrug. An den Händen hatte sie lange, sorgfältig zugeknöpfte Handschuhe, und wie sie so, langsam und gesenkten Hauptes unter den blühenden Bäumen dahinging, sah sie so vornehm und edel aus wie eine verkleidete Fürstin.

„Nadeshda!"

Sie blickte auf und lächelte, als sie den Landrat bemerkte. Dann trat sie zu ihm und reichte ihm einen Strauß duftiger Frühlingsblüten. „Doch nein!" sagte sie plötzlich errötend und die Blumen zurückziehend, „sie würden Ihnen beim Reiten lästig sein, ich werde Ihr Pferd damit schmücken."

Er war abgestiegen und ließ sie lächelnd gewähren. Wie sie so dastand, mit erhobenen Armen, und die Blumen am Kopfstück des Pferdes befestigte, die bräunlichen Wangen vor Eifer gerötet und die kirschroten Lippen leicht geöffnet, so daß die kleinen, weißen Zähne hervorschimmerten, sah sie unbeschreiblich schön aus.

„So!" sagte sie nach einigen Augenblicken und trat ein paar Schritte zurück, um ihr Werk wohlgefällig zu betrachten. „Nun müssen Sie sich noch ein paar Blumen ins Knopfloch stecken, dann sehen Sie aus wie der leibhaftige Frühling."

„Wie der Frühling, Nadeshda? Mit meinen grauen Haaren?"

Sie sah ihm voll in die Augen.

„Die habe ich noch niemals bemerkt," sagte sie eifrig, „und die schaden auch nichts."

Er ergriff ihre Hand. „Wenn das ist, wollen Sie mir dann nicht die Blumen anstecken? Oder soll dieser Liebesdienst nur meinem Pferde zu teil werden?"

Sie lachte. „Es giebt genug Blumen überall," sagte sie und —

Doch plötzlich ihre Hand aus der seinigen ziehend, flog sie, ohne ein weiteres Wort, dem Hause zu und verschwand in dem dunklen Schatten des Eingangs.

Dicht neben dem ruhig grasenden Pferde stand Rinoff, wie aus der Erde gewachsen, in strammer, militärischer Haltung.

Der Landrat fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Er kam sich vor wie



ein bei einem dummen Streich ertappter Schulknabe. Aergerlich griff er nach den Zügeln, aber Ninoff kam ihm zuvor. Mit ruhiger, sicherer Bewegung wandte er das Pferd, ließ es ein paar Schritte zurücktreten, überreichte seinem Herrn die Zügel und die zur Erde gefallene Reitpeitsche und hielt ihm die Steigbügel, als er aufsitzen wollte. Der Landrat schwang sich, ohne eine Wort zu sagen, in den Sattel, nickte Ninoff flüchtig zu und drückte seinem Braunen mit solcher Heftigkeit die Sporen in die Seite, daß dieser mit einem weiten Sprung den Förster bei Seite schleuderte und in rasendem Galopp dem Walde zuflog.

Erst als es ganz einsam um ihn herum war, hielt der Landrat an. Er ärgerte sich über Ninoff, über Nadeshda, am meisten über sich selbst. Wie albern hatte er sich benommen! War es denn ein Unrecht, wenn er mit der Frau seines Beamten ein freundliches Wort wechselte? Hätte er nicht ruhig standhalten sollen, anstatt feige die Flucht zu ergreifen? Was mußte Ninoff von ihm denken? mußte er nicht glauben, seinen Herrn bei einem verabredeten Stelldichein überrascht zu haben? Er hatte sich, seinem Untergebenen gegenüber, eine Blöße gegeben, die schwer wieder gut zu machen war.

Und Nadeshda? warum mußte sie so plötzlich auf- und davonlaufen und dadurch ihrem Manne auch sich gegenüber eine Waffe in die Hand geben? Was dieser wohl sagen würde? Das Blut kochte dem Landrat bei dem Gedanken, daß er seine Frau schelten, vielleicht gar mißhandeln könne. Wenn das geschah, so war er daran schuld. Der Gedanke war ihm martervoll, aber er konnte ihn nicht loswerden. Dann wieder sah er im Geist Nadeshda vor sich, wie er sie im Garten erblickt hatte. „Was ist sie?“ mußte er sich fragen. „Wie kommt ein niederer Forstbeamter, der nicht einmal eine Staatsstellung bekleidet, zu einer Frau, welche sich eine Köchin hält, Handschuhe anzieht, wenn sie im Garten arbeitet, und den Anstand einer Königin hat?“

Er konnte sich keine Antwort hierauf geben. Jedenfalls nahm er sich vor, Ninoff keine Gelegenheit zu weiteren Beobachtungen zu verschaffen. Der Entschluß bereitete ihm Schmerz, aber er wollte ihn ehrlich halten.

Nichtsdestoweniger machte er am anderen Morgen in aller Frühe wieder einen Spazierritt. „Seiner Gesundheit wegen,“ die das viele Sitzen auf dem Bureau nicht vertragen konnte. Und als er „ganz zufällig“ am Vorwerk vorüberkam und Nadeshda nirgends zu erblicken war, mußte er doch „notwendig“ einmal hinausgehen und sehen, wie das Haus nach seiner Renovierung innen aussah. „Es war dies um so nötiger, als er ja gestern ganz versäumt hatte, Nadeshda zu fragen, ob sie sich in ihrer neuen Wohnung wohl fühle und ob alles nach ihrem Geschmack sei.“ Ninoff konnte unmöglich etwas darin finden, ja der Landrat wünschte sogar, daß er kommen möchte, um die blamierende Flucht von gestern wieder gut zu machen und um ihm zu zeigen, daß er eine Begegnung mit ihm in keiner Weise und unter keinen Umständen zu scheuen habe.

Aber Ninoff ließ sich nicht blicken. Der Landrat fand nur Nadeshda in hausfraulicher Thätigkeit, die sie ihm doppelt reizend erscheinen ließ, und ritt nach einer Viertelstunde von dannen in einem Zustande traumhafter Seligkeit, der ihn erschreckt haben würde, wenn er sich denselben klar gemacht hätte.

Als er nach Hause kam, war es neun Uhr vorüber. Seine Mutter hatte mit dem Frühstück auf ihn gewartet und sein ungewöhnlich langes Ausbleiben hatte ihr Sorge gemacht. Im Hofe stand seit einer Stunde der Wagen angespannt, der ihn in die Stadt bringen sollte.

Der Landrat zankte mit dem Kutscher, daß er die Pferde so lange der Sonne und den Fliegen aussetze, obgleich der Wagen ganz im Schatten stand, dann trank er stehend eine Tasse Kaffee, beantwortete kaum die besorgten Fragen seiner Mutter und fuhr von dannen.

Von diesem Tage an ritt er jeden Morgen spazieren und fand sich jeden Morgen vor der Försterwohnung ein. Er war wie von einem Rausch befangen und hatte den

ganzen Tag keine Ruhe, wenn ihn nicht die Erinnerung an einen Blick aus den dunklen Sammetaugen zu seiner Tagesarbeit begleiten konnte.

Gewöhnlich war Nadeshda im Garten. Sie kam herbei, wenn sie das Geräusch der Pferdehufe hörte, und begrüßte ihn in der ihr eigenen vornehm-scheuen Weise. Dann wechselten beide ein paar Worte miteinander, so gleichgültig, daß sie jedermann hätte hören können, oder der Landrat stieg ab, band sein Pferd an den Gartenzaun, und ging mit Nadeshda plaudernd auf und ab. Aber diese schien das letztere nicht gern zu sehen, auch einen weiteren Besuch des Landrats im Hause lehnte sie ab. Ueberhaupt war sie sehr zurückhaltend und nie wieder so kindlich unbefangen wie am ersten Morgen, als sie dem Landrat die Frühlingsblumen gab. Einige Male war sie auch nirgends zu sehen und der Landrat war ihr dann, Arm in Arm mit Rinoff, im Walde begegnet. War sie vor ihm geflohen? Wollte sie ihm zeigen, daß ihr seine Besuche unlieb seien? Die dunkle Röte aber, welche bei des Landrats Anblick in ihrem Antlitz aufstieg, schien das Gegenteil anzudeuten, und — der Landrat kam wieder.

Auf diese Weise war der Frühling vergangen und der Sommer herbeigekommen.

An einem heißen Juli-Nachmittag saß der Landrat, an einen großen Felsblock gelehnt, im Walde. Er hatte seine Büchse mitgenommen, denn er wollte auf den Reh-Anstand gehen. Obgleich es dazu noch zu zeitig war, hatte es ihn doch jetzt schon hinausgetrieben, um ungestört seinen jetzt oft recht quälenden Gedanken nachhängen zu können. Er befand sich an einem lauschigen Platze. Zerstreut umherliegende Felsstücke gaben der Gegend ein wildromantisches Ansehen, dicht vor ihm war eine Lücke in die dichte Fichtenschonung gehauen worden, so daß man von hier aus eine köstliche Fernsicht genoß, während sich hinter ihm der Wald in unberührter Schönheit meilenweit ausbreitete. Der Landrat saß sehr still. Eine Grille zirpte neben ihm im Grase und ein leiser Windhauch rauschte in den Zweigen. Plötzlich hörte er ganz deutlich einen schweren, schmerzlichen Seufzer wie aus einer Menschenbrust. Er erhob sich leise und vorsichtig, that einige Schritte und blieb dann stehen. Auf der andern Seite des Felsblocks saß ein Mann in vorgebeugter Stellung. Er war in Hemdsärmeln und hatte die Arme auf die Kniee und den Kopf in die Hand gestützt, als ob ihn schwerer Kummer drücke. Das Haar war lichtblond und kurz abrasiert, und ehe der Landrat noch mit sich im reinen war, ob er den Mann anreden sollte oder nicht, stieß dieser abermals einen Seufzer aus. Den Landrat fing dies an zu interessieren und er versteckte sich unwillkürlich hinter etwas Gebüsch, um besser beobachten zu können, und doch nicht selbst gesehen zu werden.

Nach einigen Augenblicken hob der Mann den Kopf empor und zeigte ein bleiches, bartloses Gesicht. Ueber dem rechten Auge lief eine tiefe Narbe hin.

Der Landrat stutzte. Wo hatte er das Gesicht schon gesehen? Er konnte sich nicht darauf besinnen, so sehr er sich auch anstrengte. Und doch —. Wie mit einem Zauberschlag stand der Abend vor seiner Seele, an welchem Rinoff angekommen war und er seiner Mutter die Geschichte von der steckbrieflichen Verfolgung des Hauptmanns Panin vorgelesen hatte. „Wenn mir einmal irgendwo ein großer, blonder, verkommen aussehender Mensch mit einer Narbe über dem rechten Auge begegnen sollte, den halte ich auf offener Straße an und liefere ihn der Polizei aus,“ hatte er damals gesagt.

Als der Landrat mit seinen Gedanken so weit gekommen war, sprang er besinnungslos vorwärts, aber im nämlichen Augenblick duckte sich der Mann vor ihm hinter einen Felsenvorsprung und war spurlos verschwunden, und nur das Knacken von Zweigen im Dickicht ließ die Richtung ahnen, die der Flüchtling genommen. Der Landrat gab die Verfolgung auf, aber die Sache war ihm sehr merkwürdig. So unwahrscheinlich es ihm auch erscheinen wollte, daß der seit beinah Jahr und Tag verfolgte russische Nihilist seine eigenen deutschen Wälder unsicher machen sollte, so wollte ihm das Gesicht doch nicht aus dem Sinn kommen. Es kam ihm auch so bekannt vor, und den Hauptmann

Panin hatte er doch gewiß noch niemals gesehen. Da ließen sich Schritte von der andern Seite her hören und Rinoff kam auf den Landrat zu.

„Wenn der gnädige Herr belieben wollte, ein wenig dort hinüber zu gehen,“ sagte er, „der Bock steht drüben an der Eichenschonung.“

Der Landrat fuhr wie aus einem Traume auf.

„Rinoff,“ sagte er, ohne zu überlegen, „kennen Sie den Hauptmann Panin?“ Die Büchse, welche Rinoff in der Hand hielt, fiel klirrend zu Boden. Er bückte sich, um sie aufzuheben.

„Den Hauptmann Panin, gnädiger Herr?“

„Ja! ich dachte, weil Sie aus Rußland sind, müßten Sie von der Geschichte wenigstens gehört haben, sie machte ja damals viel Aufsehen. Aber was ist Ihnen? Können Sie sich nicht aufrichten?“

Rinoff war auf die Kniee gesunken und preßte die Hände gegen die Brust.

„Es ist nur wegen der Wunde,“ keuchte er mühsam; „wenn ich mich bücke, schmerzt sie noch immer und versetzt mir den Atem.“

Der Landrat half ihm sich aufrichten und ließ ihn auf einen Stein niedersitzen. Dann bot er ihm etwas Wein an, den er in einer Feldflasche zu seiner eigenen Stärkung bei sich hatte, und begleitete den immer noch Angegriffenen nach Hause.

Der Rehbock wurde an diesem Abend nicht geschossen, und von dem unbekannten blonden Mann zeigte sich nirgends wieder eine Spur.

V.

Fräulein von Bernheim war seit einigen Wochen wieder als Gast in Lorenzhof eingezogen. Sie war Frau Kellers Patenkind, die Tochter einer früh verstorbenen Jugendfreundin, und ihr von Kind auf lieb und wert. Bald nach dem Tode ihrer Mutter kam die kleine elternlose Waise zu Verwandten, die sie nicht sehr gut behandelten und sie nur zu oft fühlen ließen, daß man sie aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte und im Grunde ihrer überdrüssig war. Frau Keller, welche das sehr bald bemerkte und ein inniges Mitleiden mit der kleinen Elsbeth fühlte, trug sich deswegen lange Zeit mit dem Gedanken, sie zu sich zu nehmen und sich an ihr eine Tochter zu erziehen. Aber die Rücksicht auf die beiden heranwachsenden Söhne und auf die kleine Waise selbst veranlaßte sie, diesen Plan immer wieder aufzugeben. Es wäre ihr ja die größte Freude gewesen, wenn sich zwischen ihrem Patenkind und einem ihrer beiden „Jungen“ mit der Zeit ein innigeres Verhältnis angebahnt hätte wie das einer Kinderfreundschaft, aber sie besaß großes Zartgefühl und war allen „Kuppeleien“, wie sie sich ausdrückte, gründlich abgeneigt.

„Ehen werden im Himmel geschlossen,“ pflegte sie zu sagen; es widerstrebte ihr, auch nur das Geringste zu thun, um mit menschlichen Mitteln eine Heirat zu stande zu bringen, und der Gedanke, daß andere Leute ihr solche Pläne schuld geben könnten, war ihr geradezu entsetzlich.

Deshalb blieb die kleine Elsbeth bei ihren Verwandten und Frau Keller begnügte sich, mit wachsamem Auge die Entwicklung des ihr so teuren Kindes aus der Ferne zu beobachten. Dennoch war „Elschen Bernheim“ bald eine bekannte Persönlichkeit in Lorenzhof.

Frau Keller bestand darauf, daß sie jährlich zweimal, gewöhnlich während der großen Schulferien und zu Weihnachten einige Wochen bei ihr zubringe, und für das an wenig Liebe gewöhnte Kind waren dies Zeiten ungetrübten, sonnigen Glücks.

Bald war es in allen Ställen ebenso heimisch wie im Hause, kannte die Lebensgeschichte jeder Kuh und jedes Schafes, ließ sich im Garten von den beiden jungen Leuten Werner und Rudoph bis in die höchsten Gipfel der Bäume schaukeln und gab

willig ihre langen, blonden Zöpfe als Zügel her, wenn sie sie im Uebermut als Pferd betrachten wollten.

„Elschen Vernheim! Elschen, wo bist du?“ tönte es während ihrer Anwesenheit den ganzen Tag durch Haus und Garten, und Frau Keller freute sich daran und gönnte „den Kindern“ die fröhliche Zeit.

Daß sie durch diese Einladungen nicht ganz konsequent ihre Ansichten befolgte, machte sie sich nicht klar, und ebensowenig bemerkte sie es, daß sie nach und nach doch anfing, gewissen, immer dringender werdenden Wünschen Vorschub zu leisten.

Ihre Söhne waren schon längst zu selbständigen Männern herangereift, Fräulein von Vernheim war zur Jungfrau herangewachsen, da traf sie der zu Anfang erwähnte schwere Schicksalsschlag. Ihr jüngster Sohn fiel im französischen Kriege, und sie glaubte diesen Kummer nie überwinden zu können.

Das erste, was in dieser Zeit ihrem verwundeten Gemüte wohlthat, war ein Besuch von Fräulein von Vernheim. Das junge Mädchen hatte bei seiner kränklichen, oft grilligen Tante eine gute Schule durchgemacht. Es war in seiner sanften, geräuschlosen Weise die verkörperte Dienstfertigkeit und Aufmerksamkeit auf die Wünsche Anderer und besaß außerdem so allerliebste Talente und eine so wohlthuende Heiterkeit, daß Frau Keller unter Elschens Pflege neu wieder auflebte und sie nur ungern in die Stadt und zu ihren Verwandten zurückkehren ließ.

Seitdem war eine Reihe von Jahren vergangen. Elschen Vernheim hatte die Grenze der ersten Jugend bereits überschritten, aber sie war mit siebenundzwanzig Jahren beinahe lieblicher als mit achtzehn und noch immer ein gern gesehener Gast in Lorenzhof. Frau Keller liebte sie wie eine Tochter, und je älter ihr Sohn, der Landrat, wurde, ohne an eine Lebensgefährtin zu denken, desto mehr setzte sich in seiner Mutter der Herzenswunsch fest, daß er Fräulein von Vernheim heimführen möchte. Sie ließ sich in ihrem Eifer sogar zu allerhand kleinen, unschuldigen Intriguen hinreißen, deren sie sich früher nicht für fähig gehalten hätte, die aber von gar keinem Erfolg begleitet waren. Der Landrat und Fräulein von Vernheim blieben die zwei guten Kameraden, die sie immer gewesen waren, und Frau Keller suchte vergeblich die beiden, ihr so teuren Herzen einander näher zu bringen.

Als „Elschen Vernheim“ in diesem Sommer ihren gewohnten Einzug in Lorenzhof hielt, bemerkte sie sogleich, daß der Landrat durch irgend etwas verstört und seine Mutter besorgt um ihn war. Aber sie ließ sich nichts merken und beschloß, nur eine stille Beobachterin zu sein.

Allen that ihre Anwesenheit wohl. Dem Landrat half sie unbewußt, wieder an anderem Interesse zu finden, als nur an der schönen Frau auf dem Vorwerk, seiner Mutter war sie die unermüdliche, heitere Begleiterin und Vorleserin — kurz es schien, als ob die Wolke, welche seit einiger Zeit dunkel und unheilverkündend über Lorenzhof hing, sich zerteilen und verschwinden wollte.

Dazu kam noch etwas anderes. Als der Landrat eines Abends am Theetisch saß, dem fürsorgenden Walten des jungen Mädchens zusah und die liebevollen Blicke wahrnahm, welche seine Mutter auf ihm ruhen ließ, kam ihm ganz plötzlich ein eigener Einfall: „Wie wäre es,“ sagte eine Stimme in ihm, „wenn du Elschen Vernheim doch noch zu deiner Frau, und damit zugleich einen scharfen Schnitt machtest zwischen dir und den unseligen Sammetaugen auf der Försterei?“

Er erschrak förmlich vor diesem Gedanken und war den ganzen Abend sehr still, aber als er nach einer schlaflosen Nacht am anderen Morgen sein Lager verließ, war sein Entschluß gefaßt. Es mußte ein Ende gemacht werden mit der Leidenschaft, die ihn gefangen hielt und die ihn, wie er wohl fühlte, früher oder später ins Unglück stürzen mußte, wenn er sich nicht gewaltsam von ihr befreite, und welches Mittel konnte wohl geeigneter dazu sein, als eine Ehe mit seiner Jugendfreundin? Er konnte ihr keine Liebe entgegenbringen, das wußte er wohl, aber er hatte den ehrlichen Willen

sie glücklich zu machen, und hoffte mit der Zeit, an ihrer Seite selbst zufrieden, wenn auch nicht glücklich zu werden.

Die erste Folge seines Vorsatzes war, daß er die täglichen Besuche bei Nadeshda aufgab und die Morgenstunden bei den Frauen verbrachte, zur größten Freude seiner Mutter. Er bewegte sogar bei sich den Gedanken, ob es nicht am besten sei, Ninoff ganz zu entlassen, aber dazu fand er den Mut nicht. Er entschuldigte sich vor sich selbst damit, daß es den Baron Philippi beleidigen würde, daß es doch nicht von heute auf morgen geschehen könne und schob den Gedanken beiseite.

Eine Zeit lang ging alles ganz gut. Der Landrat blieb fest bei seinem Entschluß und die Erleichterung, die er dadurch in seinem beunruhigten Gewissen empfand, machte ihn freundlicher und zugänglicher, als er seit lange gewesen war.

Frau Keller sonnte sich in neuen Hoffnungen, wenn sie „ihre beiden Kinder" so einträchtig mit einander verkehren sah, und Elschen Vernheim ging bereitwillig auf alle Pläne und Vorschläge des Landrats ein. Der Damensattel wurde wieder hervorgesucht und auf den alten Fuchs gelegt, ganze Berge von vierhändigen Noten wurden aus der Stadt verschrieben, und bis spät in die Nacht tönten wundervolle Melodieen aus den geöffneten Fenstern des Hauses in den stillen Hof und den schweigenden Garten hinaus.

Und doch, und ohne daß er es sich selbst so recht eingestand, litt der Landrat unsäglich unter diesem, von ihm selbst herbeigeführten Zustand, und mit einem Schlage solle alles anders werden.

An einem wundervollen Sommerabend kam der Landrat aus der Stadt zurück. Ungefähr in der Hälfte des Weges ließ er den Wagen halten, schickte ihn nach Hause und schlug zu Fuß einen Seitenpfad ein, der ihn nach dem großen Weizenschlag bringen sollte, welchen er heute besehen wollte. Als er ungefähr hundert Schritte gegangen war, zeigte sich ihm ein liebliches Bild: Seitwärts, am Rande der Wiese und am Saume eines kleinen Gehölzes, saß Fräulein von Vernheim. Sie hatte den Hut abgenommen, und die Abendsonne warf einen goldenen Schein über ihren hellblonden Scheitel. Sie hatte eine Menge Blumen gesammelt und hielt aufmersam ein großes Maßliebchen in der Hand, dessen weiße Blätter sie langsam abzupfte, wobei sich ihre Lippen unaufhörlich leise bewegten.

Der Landrat blieb stehen und lächelte. Das alte Spiel, das sich von Generation zu Generation erneuert, wem anders konnte es gelten als ihm? Und konnte er sich eine bessere Frau wünschen? Würde sie nicht der Typus einer echt deutschen, liebreizenden Hausfrau sein? War sie nicht wie dazu geschaffen, um mit weicher Hand die Falten auf seiner Stirn zu glätten, wenn Alter und Sorgen sein Leben verdüstern sollten? Er empfand einen heftigen Schmerz, während er so dachte, aber gleichviel! Zurück konnte er nicht mehr, er war bereits zu weit gegangen, das sagten ihm die Maßliebchen. Also vorwärts, es war das Beste!

Er ging entschlossen auf das junge Mädchen zu. Als sie ihn kommen hörte, hob Fräulein von Vernheim den Kopf, errötete leicht und warf die Blumen beiseite. Er grüßte und setzte sich neben sie.

„Darf ich nicht mitspielen, Fräulein Elsbeth?" Seine Stimme bebte leicht bei dieser Frage, und als sie nicht antwortete, pflückte er eine der weißen Blumen, die in Menge ringsumher standen, und begann ernsthaft ihre Blätter abzuzupfen. „Sie liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen —"

Sie unterbrach ihn. „Wer denn, Herr Landrat?" sagte sie heiter. „Darf ichs nicht wissen?"

Der Landrat sah sie an. „Das möchte ich Sie fragen," sagte er weich, „können Sie mirs nicht sagen?" Sie schüttelte den Kopf.

„Muß ich mich noch näher erklären?" fuhr er fort und ergriff ihre Hand. „Soll ich das Spiel umkehren und sagen: Er liebt sie von Herzen —" er stockte. Ach, er

konnte das ja eigentlich nicht sagen. Wollte er das heiligste Verhältnis, das es auf Erden giebt, wollte er die Ehe mit einer Lüge beginnen?

Sie half ihm über die entstehende peinliche Pause hinweg. Sie nahm ihm die Blume aus der Hand, und mit zitternden Fingern die Blätter abzupfend, begann sie von neuem, gleichsam in seinem Namen: „Sie liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen —" und hielt inne. „Meinen Sie damit die Frau Försterin?" sagte sie langsam und ohne aufzusehen.

Der Landrat fuhr zurück. Ihm war zu Mute, als habe er einen Schlag ins Gesicht bekommen, als drehe sich die ganze Welt mit ihm im Kreise herum. Er mußte für einen Moment die Augen schließen. Als er wieder aufsah, war er allein.

Er warf sich ins Gras und stöhnte. War das das Ende seines heroischen Kampfes, daß ihm Elschen Bernheim, seine Jugendgespielin, das Mädchen, das er zu seinem Weibe machen wollte, die Anklage, daß er eine verheiratete Frau liebe, ins Antlitz schleuderte? Woher wußte sie es? Sprach man etwa bereits im Hof und unter der Dienerschaft von seinen Besuchen auf der Försterei? Wie war das herausgekommen? Hatte man ihn belauscht? Diese und ähnliche Fragen jagten sich in seinem Gehirn, bis es ihm schien, als könne er keinen klaren Gedanken mehr fassen. Dann richtete er sich auf und brach in ein kurzes, bitteres Lachen aus.

„Sei es drum!" murmelte er vor sich hin. „Wenn man dem Sträfling, der vielleicht nur aus Not oder Leidenschaft sich verging, wenn man ihm die Möglichkeit nimmt, ein neues, ehrenwertes Leben zu beginnen, so sinkt er noch tiefer als vorher. Was sollte ich vor einem solchen voraus haben?" Er stand rasch entschlossen auf und entfernte sich, — nicht in der Richtung, die nach seinem Hause führte. — — —

Nadeshda saß im Walde an ihrem Lieblingsplatz, unter dem breiten Geäste einer alten Eiche. Sie war jetzt immer sehr müde, und die Traurigkeit, welche eine Zeit lang von ihr gewichen war, hatte sich ihrer in noch höherem Grade wie früher bemächtigt. Sie saß auf einer Moosbank, welche Rinoff für sie zurecht gemacht hatte, und lehnte den feinen Kopf an den Stamm des Baumes. Die Augen waren geschlossen und die Hände lagen müde in ihrem Schoß. Ueber ihr in den Zweigen girrte eine wilde Taube, und über die Stämme der Bäume liefen scharfe, rote Streifen — von der sinkenden Abendsonne.

„Nadeshda!" Eine Stimme sprach es dicht neben ihr, und die junge Frau fuhr zusammen und öffnete die großen, schwarzen Augen in jähem Schreck. Vor ihr stand der Landrat.

Das Blut, welches bei dieser Anrede in dunkler Glut ihr Antlitz übergossen hatte, verließ es ebenso schnell wieder und ließ es bleich werden bis auf die Lippen.

Der Landrat nahm neben ihr Platz.

„Es hilft nichts, Nadeshda," sagte er heiser, „ich muß wiederkommen, ich ertrage es sonst nicht mehr. Ich weiß wohl, daß ich kein Recht habe, so zu reden, kein Recht, mich Ihnen anders zu nähern als mit der Höflichkeit eines Fremden. Ich habe mich selbst von Ihnen verbannt, um Ihren Frieden nicht zu stören, aber einmal muß es gesagt sein, was mir die Seele erfüllt mit namenlosem Leid und namenloser Seligkeit. Dann komme was da wolle. Ich liebe Sie, Nadeshda, liebe Sie mehr als mein Leben, obgleich Sie das Weib eines andern sind.

„Und einmal, nur einmal will ich das Recht eines Liebenden und Geliebten beanspruchen. Nur einmal, hören Sie wohl? Aber das eine Mal haben Sie Mitleid mit mir."

Er schloß sie mit einer Leidenschaft in seine Arme, die um so heftiger war, je länger er das Gefühl für sie in seiner Brust verschlossen hatte. Er küßte ihr wieder und wieder Mund und Wange, und sie ließ es willenlos geschehen. Dann machte sie sich sanft aus seinen umschlingenden Armen los, bedeckte das Antlitz mit den Händen und ging schwankenden Schrittes dem Vorwerk zu. Der Landrat sah ihr mit brennenden Augen nach. Er wollte sie zurückrufen, er wollte ihr nacheilen, — beides vermochte er nicht.

Seitwärts zwischen den Bäumen stand regungslos, einem Geiste gleich — Rinoff. Der Landrat sah ihn nur einen Augenblick, dann waren er und Nadeshda verschwunden!

Da fühlte sich der Landrat von Entsetzen gepackt. Der Rausch der Leidenschaft war verschwunden und die Wirklichkeit stand klar und deutlich vor seinen Augen. Was hatte er gethan? Er, der nüchterne Mann von vierzig Jahren, der bis jetzt jeder Leidenschaft abhold gewesen war, und in dessen Herz noch niemals ein wärmeres Gefühl für ein weibliches Wesen Eingang gefunden hatte? Er hatte zwei Menschen unglücklich gemacht, welche ohne seine Dazwischenkunft ein friedvolles Leben geführt haben würden. Denn daß Rinoff das, was er gesehen, verzeihen würde, daran war nicht zu denken. Was sollte nun werden? Würde er ihn fordern? Der Diener seinen Herrn? Oder würde er in gewohnter Unterwürfigkeit den Schimpf tragen und seinen Zorn nur an dem unschuldigen Weibe auslassen? Unschuldig? Dem Landrat stieg in der Erinnerung an Nadeshda das Blut ins Gesicht. Er vermochte keinen zusammenhängenden Gedanken zu fassen, ziel- und zwecklos irrte er im Walde umher, und als er endlich seine Schritte nach Hause lenkte, geschah es mehr mechanisch und aus alter Gewohnheit, als mit klarem Bewußtsein.

Im Garten begegnete ihm seine Mutter, welche verstört aussah.

„Denke dir, Werner,“ rief sie ihm schon von weitem entgegen, „Elschen Bernheim ist ganz plötzlich abgereist. Sie bekam einen Brief, der sie schleunig nach Hause rief. Ihre Tante ist krank geworden.“

„So?“ erwiderte der Landrat gedehnt. Er wußte kaum, was er sagte.

„Es ist wirklich zu schade,“ fuhr Frau Keller fort, „wir hatten uns gerade so hübsch zusammen eingelebt. Sie hat mir aber versprechen müssen wiederzukommen, so bald sie von dort abkommen kann. Uebrigens läßt sie dich noch vielmals grüßen.“

„Aeußerst verbunden! ich werde mich außerordentlich freuen, das Fräulein wiederzusehen.“ Der Landrat lachte spöttisch.

„Aber Werner, was ist dir?“ —

„Kopfweh, Mama, ich habe mich überarbeitet und bin dann noch im Walde herumgelaufen. Das hat den Schmerz noch verschlimmert. Ich hätte direkt nach Hause kommen und mich ruhig hinlegen sollen. Du entschuldigst mich wohl, wenn ich nicht zum Abendessen komme.“

Die ganze folgende Nacht ging der Landrat in seinem Zimmer auf und ab. Als der Morgen dämmerte, warf er sich angekleidet aufs Bett und verfiel in einen unruhigen Schlaf. Nadeshda und Elschen Bernheim sah er im Traume abwechselnd vor sich stehen und ihn anklagen, daß er ihr Lebensglück zerstört und sie betrogen habe. Er schrie endlich laut auf und erwachte. Die Sonne stand schon hoch und man klopfte an seiner Thüre. Er fuhr sich rasch mit der Bürste durch die Haare, rückte die verschobenen Kleider zurecht und öffnete. Der Inspektor trat herein.

„Wissen der Herr Landrat schon,“ sagte er leise, „daß Rinoff vermißt wird?“

Der Landrat antwortete nicht.

„Ich kam vor einer Stunde am Vorwerk vorbei,“ fuhr der Inspektor fort, „und ging hinein, um Rinoff etwas zu fragen. Da fand ich ein leeres Nest. Alle Thüren waren offen, in den Stuben standen Tische und Stühle unordentlich herum, wie nach einer Abreise, Schränke und Kästen waren leer.“

„Und seine Frau?“

„Ist ebenfalls verschwunden. Es scheint, daß Rinoff seinen Dienst verlassen will. Soll ich ihn verfolgen lassen? So plötzlich —“

„Nein!“ sagte der Landrat scharf. „Ich kann mir denken, weshalb er fort will. Ich habe ihn gestern wegen einer Liederlichkeit, die er sich zu schulden kommen ließ, scharf tadeln müssen. Leute, die das nicht vertragen wollen und gleich ans Fortlaufen denken, kann ich überhaupt nicht brauchen. Lassen Sie ihn hingehen, wohin er will!“

VI.

So traurige Tage wie die, welche jetzt anbrachen, waren lange nicht über Lorenzhof gekommen. Der Landrat war wie verwandelt. Er konnte Nadeshda nicht vergessen und das Unrecht, welches er an ihr, an Elsbeth und an Rinoff begangen hatte, lag ihm wie Blei auf der Seele. Seine sensitive Natur bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß er zwei Menschen unglücklich gemacht und mit einer dritten falsches Spiel getrieben habe, und doch konnte er sein Herz vor dieser Thatsache nicht verschließen. Infolge der inneren Vorwürfe und der ihn trotzdem verzehrenden Leidenschaft bemächtigte sich seiner ein reizbares, nervöses Wesen; seine Beamten kannten ihren gütigen Chef mit dem klaren Kopf und den raschen Gedanken gar nicht wieder, der Inspektor sah verwundert drein, wenn er in kurzer Zeit die widersprechendsten Befehle erhielt, und die Tagelöhner gingen ihrem Herrn schen aus dem Wege, weil er an allem etwas zu tadeln fand, und eine Ungeduld zeigte, die ihm sonst ganz fremd war.

Seine Mutter verzehrte sich in Sorge. In ihrer Nähe verstummte der Landrat gänzlich, die Mahlzeiten vergingen in schweigendem Hinbrüten, die Abende verbrachte jedes einsam in seinem Zimmer. Frau Keller konsultierte in ihrer Herzensangst mehrere Aerzte, welche von Gemüts-Affektionen sprachen und zur Unterbringung in einer Heilanstalt rieten. Doch der Landrat wies jede Anspielung auf eine Reise, auf eine Luftveränderung und Zerstreuung kurz und bestimmt zurück, und die Dinge blieben beim alten. Von Rinoff wurde nichts wieder gesehen noch gehört.

Eines Tages, es war gegen den Herbst hin, brachte die Post einen Brief aus Curland.

„Lieber Freund,“ schrieb der Baron Philippi, „Du hast so lange nichts von Dir hören lassen, daß ich jetzt ernstlich auf eine Antwort dringen muß. Weil aber das Papier nur mangelhaften Ersatz bietet für mündlichen Verkehr, so mache ich Dir den Vorschlag: benutze die schönen Tage, die wir voraussichtlich noch haben werden, und komme zu mir. Ich bin hier festgefahren durch allerlei Nöte, als da sind Kränklichkeit meiner Frau, Inspektorenwechsel u. s. w., sonst würde ich zu Dir kommen, denn mich verlangt nach Deinem guten Gesicht und Deinen lustigen Späßen. Ueberdies bist Du der Jüngere von uns beiden, also ist das Kommen unbedingt an Dir. Mache Dich also schlennig auf, ich habe Dir viel zu erzählen, was Dich interessieren wird.

Dein Edmund Philippi.“

Der Landrat schüttelte den Kopf. „Meine lustigen Späße!“ sagte er mit bitterem Lächeln und legte das Schreiben beiseite. Dennoch wollten ihm die Worte seines Freundes nicht aus dem Sinn kommen. Bei ihm konnte er vielleicht etwas von Nadeshda erfahren, jedenfalls war er der einzige Mensch, der ihn ganz verstand, dem gegenüber er sich vielleicht aussprechen und die Last von seiner Seele wälzen konnte. Bei dem Gedanken daran wurde es ihm schon leichter ums Herz, und er überraschte seine Mutter beim Abendessen mit einer Gesprächigkeit, welche diese ganz glücklich machte.

Einige Tage später war sein Entschluß zur Reise gediehen; er betrieb die Vorbereitungen zur Abreise mit fieberhafter Hast und befand sich in kurzer Zeit auf dem Wege nach dem Norden.

Eichbusch, das Gut des Baron Philippi, war von großer Ausdehnung, und das schöne, im Renaissance-Stil erbaute Wohnhaus lag inmitten eines großen Parkes. Hügeliges Waldland wechselte mit ausgedehnten Rasenflächen, sorgfältig gepflegten Blumenbeeten und lauschigen Bosketts, und der Landrat, der schon zu öfteren Malen hier gewesen war, fühlte sich immer wieder aufs neue von der Lieblichkeit der Szenerie angenehm berührt. Auch jetzt, als der Wagen, der ihn von der Eisenbahnstation abgeholt hatte, mit ihm durch die schon herbstlich gefärbten Laubgänge des Parkes rollte, war ihm leichter und freier zu Mute wie seit langer Zeit. Der Baron Philippi, eine vornehme und zugleich herzgewinnende Erscheinung, empfing ihn mit einer Freude, die

dem Landrat ungemein wohlthat, die Baronin suchte ihren Gemahl an Liebenswürdigkeit womöglich noch zu überbieten, und es währte nicht lange, so fühlte sich der Landrat so heimisch unter dem gastlichen Dache, als ob er sein Leben hier verbracht habe. Nur eins fiel ihm dann und wann auf: der Baron Philippi erwähnte niemals Rinoff, von dessen Weggang aus des Landrats Diensten er doch gewiß Kenntnis hatte. Ja es schien, als ob er alle Versuche des Landrats, sein beschwertes Herz durch eine offene Aussprache zu erleichtern, beharrlich zurückweise, und dem Gespräch auf seine Weise eine andere Wendung zu geben wisse, wenn der Landrat die jüngste Vergangenheit berühren wollte.

Eines Abends wandelten beide im Garten auf und ab. Die Luft war auffallend mild für diese Jahreszeit in so nördlicher Gegend und gestattete ein Verweilen im Freien, nachdem die Sonne schon gesunken war. Der Duft von spät blühender Reseda stieg von den Beeten des Gartens auf, über den Laubmassen des Parkes stand eine schmale Mondsichel.

„Ich muß dir doch auch sagen," hob der Baron Philippi nach einer Pause, die im Gespräch eingetreten war, wieder an, „daß wir morgen Besuch erwarten. Nein, erschrick nicht, sondern laß mich erst mehr erzählen. Du weißt, daß ich dir allerlei interessante Dinge bei mir versprach, als ich den Versuch machte, dich über die Grenze zu locken. Nun, dieser Besuch hängt damit zusammen."

Er hielt einen Augenblick inne, wie um Atem zu schöpfen, dann sagte er ohne jeden Uebergang:

„Hast du jemals vom Hauptmann Panin gehört?"

Der Landrat fuhr leicht zusammen. Er erinnerte sich sofort wieder des Abends, an welchem er seiner Mutter die Zeitung vorgelesen hatte, und der merkwürdigen Begegnung mit dem fremden Mann im Walde. „Ja," sagte er rasch, „hat man ihn gefangen genommen?"

„Das nun gerade nicht," erwiderte der Baron lächelnd. „Seine Unschuld an der damaligen Verschwörung ist im Gegenteil aufs glänzendste an den Tag gekommen, seiner angegriffenen Ehre ist vollständige Genugthuung widerfahren, und ich erwarte ihn morgen als Gast in meinem Hause."

„Kennst du ihn denn?"

„Ich kenne und schätze ihn seit lange. Er ist einer der edelsten Menschen, die meinen Lebenspfad gekreuzt haben. Seine Mutter war eine Deutsche, und von ihr hat er das weiche Gemüt, und die ideale Lebensanschauung, welche dem Russen von Geblüt sonst nicht eigen sind. Ich lernte ihn bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Petersburg kennen, und wir fanden gegenseitig großes Gefallen aneinander. Er war dann oft hier bei uns, und als ich die Geschichte jener Verschwörung und den unglücklichen Verdacht erfuhr, der auf ihm lastete, da wußte ich sofort, auch ohne ihn gesehen zu haben, daß eher alle anderen Menschen sich eines so niedrigen Vergehens schuldig machen könnten, als wie Panin. Er schien eine Ahnung davon zu haben, daß bei uns treue Herzen für ihn schlugen, denn eines Abends kam er, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, bei mir an, und — ich half ihm über die Grenze."

„Aber war das klug?" warf der Landrat ein. „Wäre es nicht besser gewesen, wenn er auf seinem Posten geblieben wäre, und im Gefühl seiner Unschuld dem Kommenden fest ins Auge gesehen hätte?"

„Lieber Freund, „das Kommende" wäre im besten Falle Deportation in die Bergwerke von Sibirien gewesen, es hätte aber leicht auch noch schlimmer werden können. Du kennst unsere Polizei nicht und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie vorgeht, sobald auf jemand nur der Schatten eines Verdachtes ruht. Zudem hatte Panin noch auf andere Rücksicht zu nehmen, wie auf sich selbst. Kurz, — ich verhalf ihm zur Flucht. Meine eigene Sicherheit war nicht sonderlich gefährdet, ich habe weitverzweigte Verbindungen und konnte mich bei der ganzen Geschichte sozusagen im Schatten halten."

„Und wo hielt er sich die ganze Zeit bis zu seiner Freisprechung auf?“ fragte der Landrat gespannt.

„Das soll er dir selbst erzählen. Die Geschichte ist so merkwürdig und interessant, daß ich nicht vorgreifen möchte. Doch nun komm! Ich sehe meinen alten Gotthelf schon eine geraume Zeit in respektvollster Haltung in der Thür stehen, ein sicheres Zeichen, daß der Thee serviert ist und meine Frau uns erwartet.“ Mit diesen Worten ergriff Baron Philippi den Arm seines Gastes und führte ihn ins Haus.

Der Landrat war den ganzen Abend sehr schweigsam. Der Gedanke an den morgenden Besuch wollte ihn nicht verlassen und bedrückte ihn dermaßen, daß er etwas von der Schwermut empfand, welche ihn zu Hause so lange unglücklich gemacht hatte.

„Was ging ihn,“ so fragte er sich wieder und wieder, „der Hauptmann Panin an? Was sollte er mit diesem fremden, unsympathischen Russen anfangen? Hätte der Baron Philippi seinen Besuch nicht etwas hinausschieben können, ihm zu Liebe? Er hätte sich doch denken können, daß ihm, dem preußischen Landrat, ein Zusammentreffen mit derartigen revolutionären Elementen unmöglich angenehm sein konnte. Freilich, der Hauptmann war freigesprochen, seine Ehre war repariert, — aber gleichviel! — etwas nihilistische Luft umgab heutzutage jeden Russen, und die war dem Landrat in den Tod zuwider. Nadeshda freilich —“

Der Landrat fühlte einen so heftigen Stich am Herzen, daß er hätte aufschreien mögen. Er zuckte zusammen und mußte sich die besorgte Frage gefallen lassen, ob er sich unwohl befinde?

Es wurde ihm unendlich schwer, eine lächelnde Miene und eine fließende Konversation aufrecht zu erhalten. Der Strom seiner Gedanken ließ sich nicht mehr hemmen. Wohin er auch die Augen wenden mochte, überall sah er das holde Antlitz vor sich, das ihm schon so viel Kummer bereitet hatte, glaubte den leisen Veilchenduft zu empfinden, der Nadeshdas Person umgab, und als er endlich sein einsames Zimmer erreicht hatte und sich zur Ruhe begeben wollte, fühlte er sich körperlich und geistig wie gebrochen.

Der nächste Morgen brachte keine Besserung, und unter dem Vorwand, Briefe schreiben zu wollen, zog er sich gleich nach dem gemeinsamen Frühstück in sein Zimmer zurück. Gegen Mittag hörte er Wagengerassel und begrüßende Stimmen und schlich sich ans Fenster, um womöglich etwas von dem neuen Ankömmling zu erspähen. Ob er dasselbe Gesicht hatte wie der Mann, den er im Walde gesehen? Er konnte nichts entdecken und begann in steigender Unruhe auf- und abzugehen. Nicht lange danach öffnete Baron Philippi seine Thür.

Jetzt hast du aber genug den Einsiedler gespielt, altes Haus! rief er lachend; „du mußt nun mit mir kommen und die Bekanntschaft meines neuen Gastes machen, es wird dich nicht gereuen.“

Der Landrat seufzte. Aber es half nichts, sich zu sträuben, das wußte er wohl, und schweigend folgte er seinem vorangehenden Wirte. Schweigend und widerwillig überschritt er die Schwelle des Empfangssalons und stand im nächsten Augenblick vor seinem — Förster Rinoff.

Ja, da stand Rinoff, wie er ihn Tag für Tag zu Hause gesehen hatte. Die Haare hingen ihm noch ebenso wirr auf die Stirn herab, der ergrauende Bart war womöglich noch struppiger geworden — nur die Kleidung war jetzt sorgfältig gewählt, von vornehmem Schnitt, und das sonst bleiche Antlitz trug eine gesundere Farbe.

Die Ueberraschung war so vollständig, daß der Landrat kein Wort hervorbringen konnte. Er hatte eine Stuhllehne ergriffen und stützte sich darauf. Einen Augenblick herrschte Totenstille. Rinoff war der erste, welcher sich faßte. „Gnädiger Herr,“ sagte er leise, „können Sie mir verzeihen?“

„Ich — ich wüßte nicht — Herr Hauptmann“ — stotterte der Landrat und warf

einen hülfeflehenden Blick nach dem Baron Philippi, welcher still neben ihm stand und sich eine Thräne aus dem Auge wischte.

„Lieber Freund," hob dieser jetzt an und legte seine Hand auf des Landrats Schulter, „wenn jemand unter uns um Verzeihung bitten muß, so bin ich es, weil ich dich so hintergangen habe. Aber ich sah keinen Ausweg, um diesen da zu retten, als indem ich dich über seine Person ein wenig täuschte und ihn dir verkleidet zuschickte. Denn ich glaube nicht, daß der Landrat Keller den steckbrieflich verfolgten Hauptmann Panin sehr bereitwillig aufgenommen haben würde. Mit dem „Förster Ninoff" war es aber eine andere Sache, und ich kann dir versichern, daß mir dein Brief, in welchem du mich so vertrauensvoll um Empfehlung eines tüchtigen Forstbeamten batest, wie von Gott gesandt erschien. Denn ich wußte, daß Panin Forstwissenschaft studiert, und nur aus Liebe zum Militär später umgesattelt hatte, und ich wußte ferner, daß ich dir mit ihm auch sonst keinen Unwürdigen ins Haus senden würde. So spedierte ich ihn denn mit nicht geringer Mühe über die Grenze, und — nun das übrige weißt du ja.

Nun gieb deinem ehemaligen Förster die Hand, ich denke du kannst es, denn er wird seine Sache nicht schlecht bei dir gemacht haben. Aber halt! unterbrach er sich, erst wollen wir uns ehrlich und ohne Mummerei ins Auge schauen — bitte, lieber Panin, erlauben Sie, daß ich Ihnen behülflich bin." Und indem er lächelnd auf diesen zutrat, verschwanden unter ein paar raschen Griffen die struppigen Haare und der ergrauende Bart, und vor dem erstaunten Landrat stand der Mann im Walde mit der Narbe über dem rechten Auge. Nur die blonden Haare waren nicht mehr kurz geschoren und über den Lippen kräuselte sich ein Schnurrbart, den der falsche Bart nur noch unvollständig verdeckt hatte. Der Landrat war noch immer sprachlos, es flimmerte ihm vor den Augen.

„Gnädiger Herr!" begann Ninoff von neuem.

„O bitte!" sagte der Landrat, sich aufraffend und mit abwehrender Bewegung, „spielen wir die Komödie nicht weiter."

„Gestatten Sie mir nur noch für ein paar Augenblicke die altgewohnte Form, unter welcher ich Sie kennen und lieben lernte," erwiederte Ninoff, oder vielmehr Panin mit gewinnendem Lächeln. „Für mich ist sie keine Komödie." Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort:

„Gnädiger Herr, ich war nicht allein bei Ihnen, ich hatte eine Schwester —"

„Sie hatten eine Schwester?" —

„Die sich durchaus nicht von mir trennen wollte," fiel Ninoff ein. „Wir liebten einander innig, wir waren Waisen, und ich mußte schließlich einsehen, daß ihr Verbleiben in Rußland bei dem Makel, der auf unsern Namen gefallen war, kaum möglich sein durfte. Ich willigte also ein, sie aufs ungewisse mit mir zu nehmen; wir flüchteten zusammen, und um ihr in der Fremde möglichste Sicherheit zu bieten, gab ich sie als meine Frau aus. Nadeshda —" Hier stieß der Landrat einen Schrei aus und lag im nächsten Augenblick in Panins Armen.

„Wo, wo ist sie?" stammelte er.

„Geduld," sagte Ninoff—Panin lächelnd. „Nadeshda wird Ihnen auf alle Fragen selbst antworten, nur Eins lassen Sie mich noch hinzufügen. Weder als verheiratete Frau, noch als Schwester des gebrandmarkten Verbrechers durfte Nadeshda in ein näheres Verhältnis zum Landrat Keller treten, deshalb unser plötzliches Verschwinden. Und nun frage ich Sie noch einmal: Können Sie mir verzeihen?"

Eine lange, schweigende Umarmung war die Antwort. „Bruder!" stammelte der Landrat, „wenn sie damit einverstanden ist."

Der Baron Philippi hatte sich seit einigen Augenblicken leise entfernt. Jetzt öffnete sich die Thür und, auf seinen Arm gestützt, trat Nadeshda zögernd und schüchtern über die Schwelle. Panin führte ihr den Landrat entgegen.

„Nadeshda," sagte er bewegt, „ich habe einen Freund gefunden, und an Stelle unseres verstorbenen Vaters bitte ich dich: laß ihn auch den deinigen sein."

Aber das junge Mädchen stand mit niedergeschlagenen Augen und hochgeröteten Wangen vor den beiden Männern und erwiderte nichts.

Auch der Landrat rang vergeblich nach Worten.

„Lassen wir sie," sagte Panin zum Baron Philippi, und beide verließen das Gemach.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages nahm der Landrat einen Briefbogen und schrieb folgende Zeilen:

„Liebe Elsbeth!

Sie hatten ganz recht! Das Maßliebchen, welches ich damals zupfte, als wir zusammen auf dem Grasrain saßen, galt der Frau Försterin; ich wußte es nur nicht, und hätte es auch nicht eingestehen mögen. Da Sie aber einen solchen Scharfblick bewiesen haben, so sollen Sie, meine alte Spielgefährtin und Jugendfreundin, auch die erste sein, welcher ich, nach meiner geliebten Mutter, mitteile, daß durch eine ganz merkwürdige Verkettung der Umstände die Frau Försterin sich entschlossen hat, diesen Titel aufzugeben und mit dem einer Frau Landrätin zu vertauschen.

Und hieran knüpfe ich die Bitte, daß Sie Ihre schwesterliche Liebe und Zuneigung nicht entziehen wollen Ihrem

alten Jugendfreunde

Werner Keller."

Es dauerte eine Weile, bis eine Antwort kam. Aber eines Morgens, als der Landrat mit Nadeshda im Park lustwandelte, und beide nicht enden wollende Pläne für die Zukunft schmiedeten, brachte der Postbote ein kleines rosenfarbenes Billet. Es enthielt nur wenige Zeilen:

„Die herzlichsten Glückwünsche zur Frau Landrätin, und die schwesterlichsten Grüße an die Frau Försterin von Ihrer

treuen Spielgefährtin

E. von Bernheim."

Und wieder eine Weile später war das Herrenhaus von Lorenzhof festlich geschmückt. Fahnen wehten aus den Fenstern, Blumenguirlanden schmückten die Hausthür, Ehrenpforten standen im Hof und im Dorf, der Schullehrer mit der Schuljugend, der Schulze, die Beamten des Hofes, ja die Bewohner des halben Dorfes standen die Straße entlang, auf welcher jetzt ein offener vierspänniger Wagen in scharfem Trabe herangebraust kam. Der Kutscher hatte einen Strauß am Hut, die Köpfe der Pferde waren mit Blumen geschmückt. An den verschiedenen Ehrenpforten wurde angehalten, Reden wurden gehalten, Hüte geschwenkt, Hurra gerufen, dann fuhr der Wagen in den Hof ein. Donnernd rollte er über das Pflaster und die Rampe hinauf. In der bekränzten Hausthür stand Frau Keller und streckte ihre Arme der zarten Gestalt entgegen, welche der Landrat aus dem Wagen hob.

„Meine Tochter!" sagte sie mit Freudenthränen in den Augen, und fing die Niedersinkende in den Armen auf. Der Landrat aber sagte leise, indem er sich auf ihre Hand beugte:

„Jetzt, Mama, sage ich nicht mehr wie einstmals: Après nous le déluge."





Die deutsche Litteratur und die Unsittlichkeit.*)

III.

Karl Bleibtreu.

Von

Dr. Eberhard Schalden.

Wie es einerseits oft keine leichte Aufgabe ist, bei Schriftstellern, die in ihren Werken an denjenigen Stellen, wo es sich nicht übel ausnimmt, wo es sich nun einmal nicht umgehen läßt, oder wo es der gebildete Leser verlangt, von Tugend triefen und als Unschuldslämmer einherwandeln, nachzuweisen, daß Wölfe unter dem Schafspelze verborgen sind, denen Emancipation des Fleisches ihrer Natur nach erstes Lebensprincip ist, so ist es andererseits nicht schwer, bei denjenigen, die auf der dürren Heide des Realismus behaglich grasen, zu erkennen, wer eigentlich in der Haut des Löwen steckt. In letzterem Falle befindet man sich Karl Bleibtreu gegenüber. Wenn es sich daher nur darum handelte, zu zeigen, daß dieser Schriftsteller in seinen realistischen Novellen absichtlich unsittliche Dinge in unsittlicher Sprache behandelt, was er allerdings durch wohlklingende Phrasen zu beschönigen versteht, so würde der Abdruck auch nur einiger Seiten genügen, um den Leser von dieser Thatsache zu überzeugen. Schwieriger jedoch ist es, den Nachweis zu führen, daß die große Rolle, die fremde und eigene Reklame dem vielschreibenden Verfasser verschafft hat, den „man“, wie er selbst versichert, als Doppelgänger von Byron und Napoleon bezeichnet hat, der vielleicht der Lessing oder gar der Messias unserer Litteratur ist, ihm in keiner Weise zukommt, und daß er seine angemaßte Löwenrolle höchstens vor denen zu spielen vermag, die sich von seinem „Größenwahn“ genügend imponieren lassen.

Wer es unternehmen will, B.s Werke zu besprechen, der muß sich zu dem ihm bevorstehenden Kampfe in ganz besonderer Weise rüsten, denn wie B. sich eine außergewöhnliche Stellung in der zeitgenössischen Litteratur geschaffen hat, so kämpft er auch mit ganz besonderen Mitteln, um diese Position zu behaupten, und der Angreifer muß darauf gefaßt sein, nicht nur wohlgezielte ritterliche Hiebe an der ehernen Stirne des Gegners abprallen zu sehen, sondern auch — um realistisch zu reden — den Stinktöpfen seiner Antikritik die Stirne zu bieten. Vor allem aber muß er B. selbst genügend zu Wort kommen lassen, denn die besten Waffen, die man gegen ihn wenden kann, liefert er selbst. In klarem Bewußtsein dessen, was uns von B. bevorstehen kann, wenn wir es wagen, ihn nicht zu loben, halten wir es für unsere Pflicht, der Wahrheit

---

*) Die Publikation dieses Essays erfolgt nach Verabredung mit dem deutschen Männerbunde zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Dieselben werden sämtlich als Separatabzüge gedruckt.

die Ehre zu geben und an den charakteristischsten und relativ verbreitetsten seiner Werke den schädlichen Einfluß nachzuweisen, den er als Schriftsteller ausübt.

Mit welcher Taktik B. bei Bekämpfung seiner Kritiker verfährt, hat er mit löblicher Offenheit und anmutiger Selbstgefälligkeit S. 90 seines „Der Kampf ums Dasein der Litteratur" enthüllt: „Da ich von allen Seiten und aus allen möglichen Hinterhalten Kleingewehrfeuer erhalte, so fahre ich einfach aus der Fernfeuerzone dicht an die feindlichen Linien heran und schieße auf hundert Schritt mit Kartätschen — da bleibt denn natürlich nichts mehr stehen und das Feld vor mir wird frei, ob ich auch selbst schweren Verlust erlitt. Ja, ich bin ihnen furchtbar, den kleinen Schlaubergern." Mit stolzem Selbstbewußtsein führt B. diesen Kampf ganz allein: „Keiner meines Ranges hat je so freche Unbill erduldet, keiner mehr Gelegenheit gehabt, den Kelch der litterarischen Gemeinheit bis zur Hefe zu leeren. Nirgends sehe ich Rettung gegen die weitverzweigte geschlossene Verschwörung des ästhetischen Ungeschmacks und der Interessenpolitik. Wessen Charakter wäre stark genug, wessen Kenntnis der litterarischen Verhältnisse umfassend genug, um für mich meine Sache zu führen? Arzt, hilf dir selbst! Nur bei mir selbst steht die Rettung, nur mein eigenes Schwert kann die Fechtparaden und Finten der zahllosen Feinde und Verräter mit einem ehrlichen Alexanderhieb durchhauen.

„Denn in der Menge weiß ich Einen nur,
Der unverrückbar seinen Stand bewahrt,
Vom Andrang unbewegt. Daß ich der bin,
Auch hierin laßt es mich ein wenig zeigen."

Leider kann B. den Riesenkampf um seinen Ruhm nicht immer so ritterlich führen. Die Horde „winziger Gassenbuben und altersschwacher Faselhänse — unheilbare Dummköpfe, feige Kanaillen" packt er an anderer Stelle (S. 16) und schmeißt sie in ihren „eigenen von lahmen Schindmähren geschleppten Kotkarren" hinein. Diese Heldenthat ist B. um so höher anzurechnen, als er auf der Seite vorher prophezeit, daß dieselben Leute ihn in wenigen Jahren beweihräuchern werden. Wahrlich also eine Handlung edler Selbstlosigkeit, um so edler, als B. sonst gegen ihm gespendetes Lob, von welcher Seite es auch kommen mag, nicht gleichgültig zu sein pflegt. Nur wird es ihm nicht gerade oft zu teil. Daher kommt es denn auch, daß „man beschämt gestehen muß, daß in den meisten neudeutschen Kritikbeflissenen ein charakterloser Lump sich verbirgt, dessen neidgrüne Selbstsucht das offenbarste Verdienst besudelt und jede Wahrheit zu fälschen versteht. — Ich bin daher auf jede Schandthat gefaßt. Nun, ich habe euch wenigstens mein Brandmal aufgedrückt, das keine Zeit verlöschen wird." Im weiteren Verlauf dieser Strafrede kommt der schöne Passus vor: „ich kreische nicht aus meinen feuchten Windeln", der doch nur bildlich gemeint sein kann, wenn auch B. allerdings noch sehr jung war, als er anfing, die Welt mit seinem Geschrei zu erfüllen. Wahrhaft furchtbar aber sind die Drohungen, mit denen B. die böse Kritik einschüchtert: „Natürlich hat jede Geduld ihre Grenze. Mögen sowohl die journalistischen Grünspechte, als die guten alten Herrn ihr Mütchen in Artikelchen kühlen. Wir wollen nicht indiskret sein und, wie Paula Erbswurst so schön sagt, „nicht vorgreifen". Sollten aber nochmals Artikelchen erscheinen, worin man von imaginären „Jüngstdeutschen" faselt und dazu Männer rechnet, die mehr reife Männlichkeit (vgl. die Windeln) im kleinen Finger haben, als welterfahrene Modefexe im ganzen Mumienleibe, — so werden wir diesmal ein Exempel statuieren, wie man es noch kaum erlebte." S. 17 beehrt B. mit einigen wohlgemeinten Fußtritten, S. 19 verabreicht er den Preßpanduren eine so gediegene Ohrfeige, daß sie sich ordentlich kreiselnd überschlagen. Ja, B. geht noch weiter. In berechtigter Wahrung seines arg bedrohten Nachruhms, einer natürlichen Tochter des Skandals, um mit Heine zu reden, scheut er nicht davor zurück, Mittel anzuwenden, die sonst unter gesitteten Leuten nicht gebräuchlich sind. So wirft er einem Kritiker sogar ein körperliches Gebrechen vor, bei anderen dient ihm wiederholt der Name zur Zielscheibe wohlfeiler Witze, er entblödet sich sogar nicht, zu schreiben: „Die Schrift ist

einer Dame namens Meyer gewidmet, und steht zu hoffen, daß sie nicht den Weg alles Druckpapiers zu „Tante Meyer" wandelt." Der anonyme Kritiker des Schauspiels „Schicksal" in der Kreuzzeitung, der eine allerdings scharfe, aber durchgängig begründete Recension dieses Werks brachte, wird, weil er von B. nicht mit Dummheit entschuldigt werden kann, da, wie B. naiv sagt, die getadelten Stellen „nichts weniger als komisch, sondern im Gegenteil schön sind — was mir jeder unbefangene Leser bestätigen wird" — als dreister Verleumder und gehässiger Fälscher gebrandmarkt und die Kreuzzeitung ersucht B. daraufhin zu verklagen.

Es gehört aber, wie man aus diesen leicht um das doppelte und dreifache zu vermehrenden Proben von B.s eigentümlicher Kampfesweise sieht, eine Art persönlichen Mutes dazu, sich mit diesem Schriftsteller, den „man," (wer ist „man"?) wie er selbst nicht vergißt mitzuteilen, an „Glanz des Verstandes" mit den allerersten des In- und Auslandes verglichen hat, überhaupt in eine litterarische Diskussion einzulassen. Und gar welche Ausdauer ist dazu nötig!

Bleibtreu stellt die Forderung: „Man sollte nicht eher ein allgemeines Urteil wagen, bis man nicht wenigstens meine sämtlichen Werke las." B.s sämtliche Werke! Wir glauben kühn sagen zu können, daß kaum ein anderer Schriftsteller unserer Zeit sich einer so großen Produktivität rühmen kann — und natürlich auch rühmt — daß keiner in einem Zeitraume von 15 Jahren so vieles und so vielerlei geschrieben hat, wie Karl Bleibtreu. In „Größenwahn", dem großen pathologischen Roman, wie ihn B. selbst nennt, findet sich II. 150 in einem Gespräche zwischen Leonhart und Krastinik folgende Stelle:

„Welches Ihrer Werke empfehlen Sie mir zur ersten Lektüre?"

„Alle" erwidert jener lakonisch.

„Alle? Das ist etwas viel."

„Bedaure. Meine Werke bilden in sich ein System, ein zusammenhängendes Gebäude. Lassen Sie eins aus, haben Sie nicht mehr den ganzen Dichter."

Selbst auf die Gefahr hin, nicht mehr den ganzen Dichter zu haben, müssen wir uns jedoch, auch mit Rücksicht auf die Leser, auf die verhältnismäßig wichtigsten Arbeiten B.s beschränken, von denen auch nicht eine wirklich reinen künstlerischen Genuß gewährt. Darüber, daß man lieber andere Werke liest, als die seinen, scheint sich B. keiner Täuschung hinzugeben, denn er sagt: „Wenn einer der grünen Jungen oder Würdegreise, der über mich Brocken des akademischen Jargons wiederkäut, nur beweisen kann, daß er auch nur zwei meiner Hauptwerke gründlich kenne, so — will ich ihm eine warme Semmel spendieren." —

Der einzig tröstliche Gedanke, der alle die, welche nicht ganz so günstig von B.s schriftstellerischen Leistungen denken, wie er selbst, einigermaßen erheben kann, ist der, daß B. überhaupt die ganze Litteratur unserer Zeit und ihre Leistungen nicht gerade hochschätzt. Wie fällt aber auch alles andere gegen das, was er geleistet, so gewaltig ab! „Alle Mächte dieser Tagespresse und der altersschwachen Senilität haben sich nun vereint, um mit den perfidesten Mitteln anzukämpfen gegen die gewaltige Bewegung, die unser Geistesleben durchwogt. Voll der stieren Verbohrtheit einer unergründlichen Dummheit stehen diese Nachtwächter immer noch vor den Oelgötzen der verflossenen Litteraturepoche —" Ist es da zu verwundern, daß „all die verschiedenen Versuche, etwas Erschöpfendes über meine Eigenart zu bieten, entweder an dem Mangel höherer Gesichtspunkte oder an der Einseitigkeit des Beurteilers scheitern mußten?" B. muß sich daher selbst kritisieren. „So mosaikartig setzt sich in einem so unlitterarischen Volke bei einem solchen Zufallspublikum der „Ruhm" zusammen. Will man mir also verwehren, wenn ich wenigstens andeutend (mit dem Zaunpfahl s. u.) eine Selbstkritik übe, um auf die wahre Bedeutung meiner Werke hinzuweisen, da bei einer so seichten und unreifen, so parteilichen und niedrigen Kritik, wie der unseren, ja doch nur Winke mit dem Zaunpfahl fruchten können?"

Aber nicht nur die deutsche Litteratur, das ganze deutsche Volk taugt nichts. Was ist auch ein Volk wert, das seinen B. verkennt, seine Bücher nicht kauft und seine Werke nicht lobt? Wir gehören der litterarisch verständnislosesten Nation der Welt an. „Unser geliebtes Deutschland, die Barbarenheimat des Servilismus." „Man bekommt einen gesunden Ekel vor dieser Nation, in welcher Gamaschenknopf und Zopfperrücke sich als höchste Rangstufe der Civilisation blähen." (Ein sich blähender Knopf ist nicht übel, zumal als Rangstufe der Civilisation!) Die Deutschen, die „stupide Nation", „das deutsche Barbarenvolk, dieser Mörder seiner Dichter." „Täuschen wir uns doch darüber nicht, daß der preußische Staat ein einfacher Barbarenstaat ist." Dagegen „hat Zola doch immer das Vorrecht, Franzose zu sein, d. h. dem litterarisch gebildetsten Volke anzugehören." B. giebt sich nämlich der Täuschung hin, daß seine Werke, wenn er Franzose wäre, in Frankreich gekauft würden, wobei er übersieht, daß es ihm vor allem an Feinheit und Anmut fehlt, wenn er auch über „Gouvernantenmoral" genügend erhaben ist. „Ein solches Buch kauft man aber in Deutschland bekanntlich nicht. Das überläßt man untergeordneten Völkern, den kleinen Skandinaven, den leichtfertigen Franzosen und den barbarischen Russen. Der Deutsche — säuft dafür möglichst viele Biere und verliert jeden Abend sein Geld beim Skat. Das sind die geistigen Erhebungen, die einem deutschen Manne geziemen. Denn wir sind das Volk der Dichter und Denker." Trotz alledem ist B. ein „deutscher Chauvinist," wie er selbst versichert. — Wahrhaft furchtbar wird daher das Strafgericht werden, das über Deutschland hereinbrechen wird, weil es B's Werke nicht liest und nicht kauft. „Ich will dir sagen, o Volk der Dichter und Denker, was dir gesund wäre: eine gewaltige Zuchtrute, die Gott der Herr über dich schwingt und dich auspeitscht aus deiner Trägheit, Rohheit, Sinnenlust und servilen Hundegesinnung. Und er wird sie schwingen, verlaß dich darauf!" Der Gott, von dem hier B. spricht und der sich so lebhaft für seine Schriftstellerei interessiert, ist „nicht der Gott der Pfaffen und Junker, aber der Gott der Weltgeschichte. Im Sturme wird er einherfahren, der Herr der Heeresscharen, und die sterbende Poesie wird noch einmal jubeln: Hallali! Hallali! Hallali!"

In diesem traurigen Chaos was ist nun Karl Bleibtreu? Er ist der Fels, auf dem die moderne Welt ruht, er ist der Heerrufer im Streit für das Dasein der realistischen Litteratur, er ist das Genie, das sich selbst der blinden Welt enthüllt, er ist „der Geistesmonarch", er ist — der Realismus selbst, die erhabene Verkörperung dieses größten Fortschritts unseres Jahrhunderts. B. sagt mit nackten Worten: „Ich (d. h. der Realismus großen Stils) befinde mich in dem Zustande." Er ist aber wahrscheinlich noch mehr. Vielleicht ist er sogar der Messias. Nicht der Messias der Juden, sondern der, den die jüngstdeutschen Lyrik-Revolutionäre in ihrer Mitte suchten. „Merian und Wolff belehren uns, daß der wahre Messias noch kommen werde. Mir schon recht! Zeige er sich nur, dieser Begnadete, und ich, der ich so neidlos jede Bedeutung neben mir anerkannt, werde der erste sein, der mit Begeisterung dem über mir das Knie beugt — — Messias oder nicht, — ich habe nie, wie Heine dem Platen vorwirft, eine große That in Worten prahlend angekündigt" und „von künftiger Unsterblichkeit geflunkert, sondern habe gearbeitet, gehandelt, geschaffen." Jeder halbwegs einsichtige Leser wird so viel Takt haben, zu erkennen, wer schließlich trotz aller Bescheidenheit der Messias doch ist. Die Menschen sehen so oft das Nächstliegende nicht „Die Stürmer und Dränger haben wir nun. Aber weder Lessing und Herder, noch Goethe und Schiller erscheinen. Oder vielleicht sind sie schon da, aber man erkennt sie nur nicht?" Freilich sind Sie da, Herr Bleibtreu, und man erkennt Sie auch.

Ist es da zu verwundern, daß „all die verschiedenen Versuche, etwas Erschöpfendes über meine Eigenart zu bieten, scheiterten entweder an dem Mangel höherer Gesichtspunkte oder der Einseitigkeit des Beurteilers, so geistvoll und warm „man" sich auch über das Einzelne äußerte. Der eine will mich in erster Linie als Dramatiker gelten

lassen, andere als lyrischen Bahnbrecher! — — Ein Rest endlich kennt und schätzt (oder haßt) gar nur den „gefürchteten" Kritiker und „schneidigen" Essayisten." B. ist eben so groß, daß er allein sich nur selbst verstehen kann. Der eine schätzt das an ihm, der andere jenes, er allein alles zusammen. B. darf eben nicht mit gewöhnlichem Maßstabe gemessen werden. Wer das thun wollte, würde Gefahr laufen, auf den von lahmen Schindmähren geschleppten Kotkarren B.s zu kommen. Wir glauben daher größere Nachteile zu vermeiden, wenn wir bei Erschließung der Geistesschätze B.s denjenigen Schlüssel verwenden, den er selbst als den dafür geeignetsten bezeichnet, und uns frei machen von dem „öden nüchternen Doktrinarismus der Schablone". B. paßt eben in keine Schablone, dazu ist er zu groß, zu einzig. „Meine Werke stehen sämtlich in einem inneren Zusammenhang. Meine Lyrik wäre unmöglich ohne meine Epik, meine Epik ohne meine Dramatik, meine Dramatik ohne meine litterar-historischen Arbeiten. Man muß den Schlüssel dieses Systems suchen. — Darum eben sah ich den einzigen Ausweg im Labyrinth subjektiver Wertung darin, immer in erster Linie zu fragen, ob etwas originell und bedeutend sei." Fragen wir daher stets nach der Originalität der Werke B.s und suchen wir zu ergründen, inwiefern sie bedeutend sind, so kann unsere Kritik nicht irre gehen. So gefährlich es aber ist, B.s Arbeiten auf eigene Faust untersuchen zu wollen, so harmlos wäre diese Beschäftigung, wenn es glückte, den Hauptvertreter des Realismus, der alle anderen in sich schließt, nach seiner eigenen „Wertung" gebührend zu schätzen.

Er hat dazu eine kleine Handreichung geleistet in dem Nachweise, daß die „ganze Zukunftspoesie der Gegenwart (wohl im Gegensatz zu der Vergangenheitspoesie der Gegenwart so genannt?) drei Stadien hat, welche in ihren Hauptvertretern sich ausprägt." (Andere Leute würden hier lieber „ausprägen" setzen, doch wäre das wohl nicht so realistisch. Auch sind die Stadien, die sich ausprägen, jedenfalls originell und bedeutend.) Das lyrische in Liliencron, dem frischen, naturwahren, blutvollsinnlichen Stimmungsmaler. (Man bewundere hier das prächtige Beiwort, dessen Bedeutung durch Umstellung der einzelnen Teile noch sehr erweiterungsfähig ist: vollblutsinnlich, sinnvollblutig u. s. w.) Das epische in Kretzer, dem socialen Romancier. Das dramatische (im weitesten Sinne, das lyrische, epische und zugleich das psychologisch-philosophische umfassend) in mir. Wo aber steckt der Lessing, der St. Beuve, dessen unbestechlicher Blick nicht am Aeußerlichen kleben bleibt, sondern ins Innere der Dinge dringt? der nicht die elenden Schabloner-Formeln des verwerflichen „Künstlertums" tratschig breittritt? (Tratschig breittreten ist überaus anschaulich. Man hört es ordentlich tratschig quatschen.) Er existiert nicht, außer — —." Diese zwei Gedankenstriche sind das größte und in seiner Art einzige Zugeständnis, das B. seiner Bescheidenheit abringt. Für jeden, der nur einigermaßen seine Bedeutung, wie er sie selbst versteht, kennt, ist kein Zweifel, daß an Stelle der Gedankenstriche zu stehen hat: „in mir." Und das ist, so seltsam es klingt, vollkommen wahr. B. ist der Realismus selbst, er ist auch der Lessing dieses Realismus. Hat er auch anfangs in liebenswürdiger Zurückhaltung für die zwei ersten Stadien einstweilen andere Vertreter eingesetzt, so sind diese Stadien doch im dritten und höchsten mit inbegriffen (das psychologisch-philosopische geht sogar gratis), und Karl Bleibtreu vertritt alle zusammen, d. h. er ist der Realismus großen Stils höchstselbst.

Welches ist nun die Mission dieses Realismus? „Unsere Litteratur ist so gründlich herabgebracht, daß die Reaktion des Realismus nunmehr mit rücksichtsloser Brutalität" erfolgen muß. Hier haben wir also neben der Anforderung, daß die Werke des Realismus darauf geprüft werden, ob sie „originell" und „bedeutend" sind, noch eine dritte, diejenige, sie darauf anzusehen, ob sie rücksichtslos brutal verfahren. Und so oft wir auch in der Lage sein werden, die Verwirklichung der beiden ersten Bedingungen zu verneinen, so werden wir fast ausnahmslos konstatieren können, daß die dritte vollauf erfüllt ist. Wie trefflich ist aber auch B. der Nachweis geglückt, daß

unsere bisherige Litteratur wert war, daß sie zu Grunde ging. Wie verderblich war z. B. der Einfluß der ästhetischen Salonthee-Romane Wilhelm Meister und der Wahlverwandtschaften, deren Genialität da, wo sie sich mit derjenigen B.s berührt, vor seinen Augen Gnade findet. „Unbedeutend" ist alle Lyrik Goethes, die nicht dem Schmerze entquoll. „Die Verrücktheit des sentimentalen Werther, der sich an einem alltäglichen Frauenzimmer seine moralische Verstopfung weiterpäppelt, bleibt doch das tiefste, was der spätere Geheimerat — seiner Persönlichkeit abzuzwingen wußte." Wie schlimm hat Hebbel, diese „krankhafte Mißgeburt aus Lenz und Grabbe" gewirkt! Nur „naive Unkenntnis" wird auf ihn und Grillparzer noch Wert legen. Der Platenide Geibel — welches Zeichen der Decadence, daß er überhaupt Anerkennung gefunden hat! Wie werden unsere Enkel über ihn denken! — und Scheffel haben uns auch nur heruntergebracht. Sie werden wohl fast alle vergehen. „Bleiben wird der knorrige brutale Realist, mit dem die Idee der Zukunft dröhnend dahinschreitet."

Worin aber bestehen die Haupterfordernisse dieses knorrigen Realismus? B. nennt deren drei: „Wahrhaftigkeit des Localtons, Erdgeruch der Selbstbeobachtung und dralle Gegenständlichkeit des Ausdrucks. Nur der ist zum Realisten tauglich, der die Gabe des technischen Sehens und die Kraft, mechanische Dinge plastisch zu schildern, besitzt." (Welch dankbarer Vorwurf müßte für einen solchen Dichter z. B. die Darstellung eines Wachsfigurenkabinetts oder einer Maschinenanlage bieten! Welche Triumphe könnte da sein plastisches Sehen feiern!) „Diese Gabe wird ihn dann auch befähigen, die seelischen Vorgänge in ihren intimsten Verschlingungen mit dem Mikroskop psychologischer Forschung zu verfolgen und, wie ein beliebiges mechanisches Geschehnis der Außenwelt, mit sinnlich greifbarer Gestaltung zu photographieren." Wie einfach das alles! Wozu haben sich die alten Herren, die „Oelgötzen der verflossenen Litteratur-Epoche", mit ihren riesenhaften Gemälden jahrelang abgequält? Meßphotographie in Taschenformat, gleich fertig zum Mitnehmen, ein Gedicht auf der Rückseite gratis, Stück für Stück 50 Pfennige, eingerahmt eine Mark! das ist wahre, realistische Kunst. So arbeitet unsere Zeit.

Wie recht hat daher B., wenn er sagt: „Mut allerdings bedürfen Dichter wie Leser — Mut und Charakter. Wer einen schwachen Magen hat, mag seekrank werden beim Anblick der aufgeregten Daseinselemente. Ist das stürmische Meer darum minder schön, minder erhaben, weil Ihr es nicht vertragen könnt?" Das Seekrankwerden seiner Leser, das B. voraussieht, könnte seine Erklärung auch dadurch finden, daß er in dichterischer Phantasie für tosendes Meer hält, was in Wirklichkeit nur eine aufgerührte Kloake ist. Und welcher Erdgeruch!

Drei Gattungen Dichter kennt B., die nicht alle sein Meer befahren. Die konventionellen, die in veralteten Formen weiterdichten, die Schöpfer, welche Neues aus sich herausgestalten, und die Weltdichter, die einen ewigen Gedanken in eigenartige künstlerische Form umgießen. Um aber zu verstehen, wer bei B. überhaupt ein Dichter oder gar ein echter Dichter ist, muß man die wunderbare Theorie kennen, die er sich zur Rechtfertigung seiner Poesie gebildet hat. „Da der Mensch nur zum Leiden geboren, so ist nur der ein Dichter, der die Fähigkeit des Leidens, die Wonne des Leids, virtuos in sich ausgebildet. Alle Poesie ist, objektiv betrachtet, nur eine Gehirnaffektion, die sich für den nicht davon behafteten etwa ebenso lächerlich ausnimmt, wie das Anschmachten einer Dirne seitens eines Sentimentalisten. Die Dirne ist in diesem Falle die Welt, die Wirklichkeit — und der erotisch Kranke, der eine andere Welt in sie hineindichtet, ist der Poet." Es ist kaum eine Aeußerung so charakteristisch für die Unklarheit und Unwahrheit der Vorstellungen, die sich B. von dem Wesen der Poesie und ihren Gesetzen gebildet hat, als die, daß derjenige ein Dichter sein soll, der „die Wonne des Leids virtuos in sich ausgebildet hat." Was hat das Leid mit Virtuosität zu thun? Wie kann man diese Wonne in sich ausbilden? Wer das Leid in sich ausbilden könnte, der müßte über dem Leid stehen. Das Leid bildet uns aus, nicht wir



das Leid. So viel Worte, so viel Verkehrtheiten. — Die Poesie ist ferner „objektiv betrachtet“ eine Gehirnaffektion! Es ist wohl unnötig, diesen Satz zu erläutern.

Wer sind nun nach B. die echten Dichter? Der einzige Weltdichter seit Lord Byron ist — Zola, obwohl auch nur „in beschränkter Form.“ (In unbeschränkter wäre wohl noch ein dritter zu nennen, und hier könnten die zwei Gedankenstriche von oben wieder aushelfen, doch der Leser kennt ihn auch ohnedies schon.) „Dasjenige Buch, welches mit erschütterndem Ernst den Sohn unserer Zeit in jeder Fiber packt, ist Zolas „Germinal“ — ein Buch der Mannhaftigkeit, das alle Weiber beiderlei Geschlechts wie das Bild von Sais vor Schreck versteinern könnte. — Der Weltschmerz der heutigen Eisenzeit hat im „Germinal“ seine ewige Formel gefunden. Und das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. — Wenn nun aber, fährt B. fort, Fritz Mauthner seine Besprechung „Germinals“ mit dem merkwürdigen Satze schließt: „Vielleicht wird aus seiner Schule der große Dichter der Gegenwart hervorgehen, der auf Zolas Schultern stehen wird,“ so gilt diese Prophezeiung (die, beiläufig gesagt, gar keine Prophezeiung, sondern eine Vermutung ist) für uns Deutsche sicherlich nicht. Deutschland ist litterarisch zu weit zurück, seine Kritik zu erbärmlich und sein Publikum zu verächtlich, um das Entstehen eines Zola — — zu ermöglichen. Wohl schlummert der Stoff für eine große befreiende Dichtung in unsrer Zeit, den eine kühne Hand wohl heben mag; doch das müßte eine stählerne Hand sein. Aber in einigen Geistern lebt wenigstens etwas von dem heiligen Geist, der von Aera zu Aera in der Litteratur urplötzlich zu wehen pflegt. Ueber „Germinal“, der Bibel des dichterischen Naturalismus, rufe ich in den kernigen Bajuvarenruf der „Coming race“ entgegen: „Habt's a Schneid!“ — (Der letzte Satz mit seiner widerwärtigen Sprachmengung ist für B.s Deutsch nicht weniger charakteristisch, als für seine undiskutierbaren litterarischen Anschauungen.)

Wie die Dichter in drei Arten unterschieden werden — B. liebt Dreiteilungen: auch die Schriftsteller überhaupt werden gelegentlich eingeteilt „in drei Kategorien (Ausnahmen bestätigen nur die Regel): Schurken, die Lumpe und die Dummköpfe“ —, so teilt sich nach B. unsere Litteratur äußerlich in mehrere Schichten, von denen er die letzte inne hat: „I. die feststehenden Berühmtheiten der alten Generation, II. die Modeberühmtheiten, III. die Preßberühmtheiten und Tagesschriftsteller. Sie gehören gar nicht zur Litteratur. (Warum zählt sie denn aber B. hier auf?) IV. die Stürmer und Dränger. Alle unoriginell und klein im Stil, aber von selbstherrlichem Dichterlingsbewußtsein erfüllt. V. eine Reihe von Namen, auf welchen die Zukunft der Litteratur und auch ihr gegenwärtiger Wert beruht. Einige davon sind berühmt und haben „Erfolg“; andere — sei es, daß sie Reklame und Streberei nicht verstanden, sei es, daß das Publikum für das Verständnis ihrer Bedeutung noch nicht reif ist — haben wenig oder gar keinen. — Keiner hat sich von der Lyrik ins Kleine verlocken lassen; mit mächtigen Armen klammern sie sich ans thatvolle Leben und reißen es an sich zu epischer oder dramatischer Gestaltung.“ Zu dieser letzten Klasse, auf der Zukunft und Gegenwart beruht, gehört nach seiner eigenen „Wertung“ Karl Bleibtreu. (Wenn ihn nur die undankbare Nachwelt nicht eine Klasse vorsetzt!) Die Männer „erzwangen oft nur durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit“ endlich die Aufmerksamkeit der Welt, nachdem „ihre genialsten Produkte klanglos zum Orkus gesunken“, sie „entrissen fernab vom Lärm des Marktes den innersten Eingeweiden ihres Wesens Originalschöpfungen in blutender Frische“, die sie dann natürlich frisch zu Markte bringen. Auf die Lyrik, die allerdings trotz aller biederen Mühe, sein Gebiet nicht ist, wie er wohl fühlen mag, ist B. schlecht zu sprechen. Er sagt ausdrücklich: „Ein rechter Kerl belästigt die Welt überhaupt nur mit Lyrik nebenbei, neben seinen größeren Arbeiten.“ Also zufällig gerade so, wie es B. als „rechter Kerl“ selber gemacht hat.

Eine nicht auf Vollständigkeit Anspruch machende Uebersicht dessen, was B. seit 1879 in blutender Frische seinen Eingeweiden entrissen hat, diene zum Beweis der

hervorragenden Arbeitskraft und zähen Ausdauer dieses produktivsten und vielseitigsten aller Realisten. Wie viele von B.s genialsten Produkten dabei noch klanglos zum Orkus gesunken sind, sind wir leider nicht im stande anzugeben. Ohne Rücksicht auf chronologische Folge ordnen sich, nach Stoffen gruppirt, B.s Werke etwa folgendermaßen: von Romanen und Novellensammlungen haben wir Der Traum, Der Nibelungen Not, Größenwahn in 3 Bdn., Propaganda der That, Aus Norwegens Hochlanden, Kraftkuren, Schlechte Gesellschaft; von Gedichten Gunnlaug Schlangenzunge, Lyrisches Tagebuch, Lieder aus Tirol, Welt und Wille, Kosmische Lieder, Bayard Taylors Gedichte; von Dramen Lord Byrons letzte Liebe, Seine Tochter, Harold der Sachse, Der Dämon, Rache, Ein Faust der That, Auferstanden, Schicksal, Weltgericht, Volk und Vaterland, Das Halsband der Königin, Tragikomödie Der Erbe, sociales Schauspiel; von Schlachtenbildern, militärischen Novellen, politischen Schriften Dies Irae, Wer weiß es?, Deutsche Waffen in Spanien, Friedrich der Große bei Collin, Die Entscheidungsschlachten der europäischen Kriege (Bochnia, Schlacht bei Belfort, Die Schlacht bei Chalons), Napoleon bei Leipzig, nebst einem Anhange: Ideen zur Entwicklung des europäischen Gleichgewichts, Cromwell bei Marston Moor, Wellington bei Talavera, Heroica, Napoleon I.; von litterarhistorischen Arbeiten, Streitschriften, Philosophie Paradoxen der konventionellen Lügen, Revolution der Litteratur, Götzen, Der Kampf ums Dasein der Litteratur, Geschichte der englischen Litteratur, 2 dicke Bände, Psychologie.

Außerdem hat B., da diese Werke nicht genügten, um alles zu sagen, was er der Welt mitzuteilen hatte, noch das wöchentlich erscheinende Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes allein herausgegeben (allerdings nicht lange, denn seine Leistung ist dem Magazin nicht recht bekommen) und mit Conrad zusammen die Monatsschrift Die Gesellschaft, abgesehen von den Aufsätzen, die in anderen Zeitschriften aus seiner Feder erschienen sind.

Da es bei der Ueberfülle des von B. Produzierten geradezu unmöglich ist, in dem hier gegebenen Rahmen eine auch nur annähernd erschöpfende Behandlung seiner Werke zu versuchen, müssen wir uns darauf beschränken, die „typischen Hauptwerke", wie er sie selbst nennt, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Der „publizistische Erstling" B.s war das Epos „Gunnlang Schlangenzunge, eine Inselmär". Eine annähernde Vorstellung von dem Werte dieser Inselmär kann man sich machen, wenn man erwägt, daß B. selbst sie „teilweis stümperhaft", „formell mißraten" nennt und der Presse — ausnahmsweise — nicht zum Vorwurf macht, daß sie dies Werk größtenteils ignorierte. Würde man, sagt er jedoch weiter, die Dichtung glätten, so möchte man hier „ein erfrischendes Zeugnis unverbrauchter Poetenunschuld gewinnen". Er nennt das Gedicht ferner „ein fremdartiges Etwas, an welchem die Treue des Lokalkolorits und das kulturhistorische Wissen auffielen." (Wem sie auffielen, sagt er uns nicht.) Das klingt doch schon etwas wohlwollender. Um aber dem Leser eine volltönende Formel zu geben, an die er sich bei Beurteilung der Tragweite des ersten Flügelschlags unseres deutschen Byron halten kann, sagt er in gewohnter Bescheidenheit: „Gunnlang bildet eine Art Childe Harold, wenn auch ohne Didaktik und in lebhafte Handlung umgesetzt." (Also eigentlich nur verbessert.) Auch in ihm ist „offenbar Selbsterlebtes in ein so entlegenes historisches Kostüm gezwängt, es dürfte einem wahren Analytiker wichtig sein, das zu erkennen." „Treue des Lokalkolorits" rühmt also B. heute noch dieser Dichtung nach. Die Erzählung spielt in Island ums Jahr 1000. Damals stellten sich die Helden einander folgendermaßen vor:

„Ich bin ein Bonde,
Hochberühmt mein Wort,
Drüben da wohn' ich
Zu Borg in Borgafiord. —



Mein Vater war Egil
Skallagrimsson, —
Deß Vater war Kwedulf,
Der war Herse schon
Drüben in Norge. —
Wohl die Gattin mein
(Joffrid ihr Name!)
Wird dir freundlich sein."

Gerührt von solchem Entgegenkommen, antwortet der andere Held, der mit seinem „Rangen" zugegen ist („grüne Jungen" gab es damals auch schon):

„Ich bin der Illugi, der „Schwarze",
Und hause am „weißen" Strom —
Von duftigem Fichtenharze
Spürst du nicht den Arom?!

(Das Ausrufezeichen setzt B. selbst hinter den Arom.)

Mit wunderbaren Namen und Bezeichnungen treibt B. großen Luxus. Das erhöht das Lokalkolorit ungemein. So finden sich S. 42 in 17 Zeilen folgende nordische Namen: Oennud, Goden, Mossell, Skapti, Oelfus, Thorodd, Hjalli, Thorfinn, Raudamel, Thorstein, Thorgils, Eiolf, Thorir, Eindridi, Thorarin, Hrafn, darunter einige auch noch doppelt. S. 245 heißt es bei einer Herausforderung:

— „Demnach macht die Sache so sich:
Hrafn, Olaf, Grim, zwei Knechte auf einer Seite stehn,
Mich, Halfred, Thorkel, item zwei Knechte zu bestehn."

Wie virtuos B. den Reim zu behandeln weiß, dafür folgende Proben aus acht aufeinanderfolgenden Zeilen: Streitfuchs — Reitfuchs; da war es — sah klar es; ungebühre — Thüre. Auch von merkwürdigen Bräuchen auf Island weiß B. zu erzählen: Als Illugi seinem Sohne vorschlägt, eine Reise zu unternehmen

„Gunnlaug dem Vater reißt die Faust aus dem Gelenke
(So ist es Mode bei besondern Festlichkeiten.)"

Auch in Norwegen müssen ums Jahr 1000 seltsame Sitten geherrscht haben:

„Blutrot der Jarl da wurde vor Zorn und — Wein!
Den Thronsitz wütend packt er am Schemelbein.
(Besonders Trinker lieben dies als Waffe.)"

Ist das nur in Norwegen „Mode" gewesen ums Jahr 1000, oder meint B., daß überhaupt gern Trunkenbolde mit Schemelbeinen von Thronsitzen um sich schlagen?

Die Reise Gunnlaugs geht nicht ohne Unfall ab.

„In Norwegen herrschte grade
Eirek Jarl von Schwertes Gnade
Hakons Sohn. (Ermordet worden
Der durch seine Diener war.) —
Gunnlaug an des Bordes Runde
Stieß am Knie sich eine Wunde.
Sonst sie landeten im Norden
Ohne Unfall und Gefahr.

Noch in Norwegen hat Gunnlaug mit dieser Wunde zu schaffen, die er sich zum Glück an des Bordes Runde und nicht an einer Ecke gestoßen hatte.

„Grau war Gunnlaugs Mantel, doch von Seide,
Weiße Strümpfe trug er am Unterkleide.
Am Gelenk die Wunde schmerzte ihn sehr,
Die er sich gestoßen am Borde schwer.
Blut den Schuh benetzt' ihm, wenn er sich rührte,
Ohne Hinken, aufrecht er spazierte."

Zu allem Unglück erkältet er sich auch noch unterwegs:

— „Oho!
Du hast dir einen Schnupfen zugelegt?
Jaja, du bist noch nicht so abgehärtet."

Sehr weit vorgeschritten muß um jene Zeit die Bildung bei den Angeln gewesen sein, deren König folgendermaßen „sich verlautbart" (ein geschmackvolles Lieblingswort B.s):

„Wohlan! Ich spreche deutlich klar:
Dich liebt ein Königstöchterlein,
Ich biete ihre Hand dir dar,
Mein halbes Reich — es werde dein!
Du weißt, du bist ein Skalde nur,
Gleichbürtig nicht der Königin,
Doch einzige Fürstin ist Natur,
Nur sie beherrscht der Menschen Sinn!"

Viel wilder geht es bei den Normannen her:

„Und weiter hinunter,
Wo der Plaid noch bunter,
Gen Man, gen Argyleshire wir fuhren
Am Loch Cornisk und
Des Mad Streams Schlund
Und an Canna's Fels
Wir ließen zurück unsere Spuren."

Auch bei einem Wetttrinken geht es etwas lebhaft her:

„Gunnlaug schluchzt bekümmert,
(Bleibt aber völlig dabei gescheidt!)
Trinkt gelassen und wimmert.
Hrafn aber in wilder Hast,
Stürzend hinunter die Becher,
Hat sich bald zu Ende gerast —
Unvorsichtiger Zecher!
Jetzt fängt er selber zu greinen an,
Mit Armen und Beinen er strampelt,
Schluchzt, wie ein geschlagener Mann —
Dann wie ein Kalb er trampelt,
Brüllt wie ein Ochs und grunzt wie ein Schwein!

Ein Kalb, das wie ein Betrunkener trampelt, muß, wenn nicht eine Verwechslung mit der jugendlichen Vorstellung vom Trampeltier vorliegt, eine specifisch isländische Art sein. Auf Island war man früher überhaupt sehr munter. Man sang dort Lieder wie folgendes:

„Nur wer da murkst und nörgelt und quängelt,
Nur, wer da schnöde, öde und blöde
Mürrisch an allem mäkelt und mängelt,
Nur, wer sein Leben sittig geregelt,
Der sei verbannt von unserem Tisch!
Ob er sich bengelt
Oder sich flegelt
Ob er von losen und lockeren Sitten
Das gilt gleich!"

Kein Wunder, wenn dann die Nasen blau werden:

„Nur eure Nase, die ist blau,
Krebsrot das übrige, schau, schau!" —

und daß mancher dort lebt,

„Der mit Blutthat
Statt mit Gutthat
Befleckte die Hände."

Auch heutzutage mangelt es an Menschen, die mit Gutthat ihre Hände beflecken. Welch „unverbrauchte Poetenunschuld!" Es ist milde ausgedrückt, wenn man sich in Beurteilung dieses in jeder Art verunglückten Jugendopus den Worten auf S. 99 anschließt:

„Ich sag es ohne Scheu vor allen:
Das Ding ist keinen Stüber wert! —
Ja, Selbstbewußtsein kann nur schaden!
Jedoch der Dichter ist sehr jung." —

Der Stoff des ganzen Gedichts, die eigentliche Erzählung, ist gerade so dürftig, wie die Behandlung desselben. Ueberall große, volltönende Worte und nichts, auch rein gar nichts dahinter. Wie man die unsägliche Naivetät haben kann, dieses Machwerk mit Childe Harold in einem Atem zu nennen, wäre unbegreiflich, wenn eben der Verfasser nicht Karl Bleibtreu wäre. „Originell und bedeutend" daran ist nur die Kourage, mit welcher der Dichter es in die Welt geschickt hat.

„Gunnlaug" ist der Vorläufer des ersten der „symbolischen Hauptwerke". Im Jahre 1879 entrang sich B.s „gefoltertem Dichterleben" der Roman „Der Traum". Die „Norwegischen Novellen" und „Kraftkuren" reisten damals, wie der Verfasser zur Beschämung aller deutschen Verleger mitteilt (Ehre ihrem gesunden Urtheil!) vergeblich verlagdürstend in der Welt umher, auch für andere „viel bedeutendere" epische und dramatische Arbeiten, als „Gunnlaug", hatte er keinen Verleger gefunden. Als nun aber gar auch „Der Traum" mit wenigen Ausnahmen spurlos vorüberging, da wußte B. bereits, was er „von der deutschen Kritik zu halten hatte." Denn in dem „Traum" offenbarte sich zum erstenmal (B. läßt ungewiß, ob überhaupt in der Welt oder nur bei ihm) die spekulative Theoretisierung umfassenden Wissens und überschauenden Weltblicks. Betrachten wir daher den „Traum" etwas näher.

B. begann seine litterarische Laufbahn, wie er, von „Gunnlaug" absehend, selbst erzählt, mit einer Dichtung, die man in gewissem Sinne als revolutionär bezeichnen kann: „Der Traum", in welchem eines echten Dichters, Byrons, Entwicklung im Kampf mit der Welt „bis zu völliger Welt- und Selbstüberwindung durch den Schmerz" geschildert wird. (Was sich B. unter Byrons Selbstüberwindung vorstellt, wird wohl sein Geheimnis bleiben. Byron und Selbstüberwindung!) „Dieses Werk wird von Vielen" (darunter wohl der so oft von B. angeführte „man") als „das erste Sturmsignal der litterarischen Revolution" bezeichnet, in der wir nunmehr, dem großen Haufen unsichtbar, mitten drin stecken. Stolz verrät uns der Autor das Alter, in dem er stand, als er den Traum schrieb. „Auf die Jugend kommt es allerdings nicht an. Büchner hat „Dantons Tod" mit 20 Jahren, Lenz ähnlich tiefgründige Werke in ebenso jugendlichem Alter, ich selbst den „Traum" mit 19 Jahren geschrieben. In einer Anmerkung registriert B. in dankbarer Anerkennung die Aeußerung eines Kritikers: „man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Zwanzigjähriger dies Buch geschrieben". Wenn man die frivolen Unterhaltungen liest, die das Buch enthält, dann wundert man sich allerdings, daß ein junger Mensch sich nicht entblödet, diese Zeugnisse seiner „Weltkenntnis" einem größeren Leserkreise vorzulegen. Die hohlen Deklamationen jedoch, an denen das Buch überreich ist, z. B. S. 324—332 u. a. verraten nur allzu deutlich, daß sein Verfasser noch recht grün war, als er es schrieb. Wenn sich B.s Byron die hundert Fäuste des Briareus wünscht, „oder könnt' ich doch mindestens meine Haut zu Markte tragen, daß aus ihr eine Lärmtrommel der Empörung gemacht würde, wie aus der Haut des Hussitenführers Ziska", oder wenn er leidenschaftlich ruft: „O, ich möchte die Steine aus der Erde reißen, oder predigen, bis daß die Steine schreien und den Tyrannen fluchen. Wohl hab ich noch manchen Ossa auf den Pelion zu türmen, eh ich den Olympiern in die Perrücken fahre," so spricht aus diesen Reminiscenzen von der Schulbank her doch sehr deutlich der 19jährige Bleibtreu. Schon ganz in der

Weise seiner späteren Werke bringt B. im „Traum“ mit Behagen eine Ueberfülle von einleitenden Worten großer Männer neben dem eigentlichen Titelmotto und einem poetischen „Motiv“ von fast drei Seiten, außerdem eine Vorrede, eine Kapitelübersicht mit einem Dutzend dazugehöriger Citate und über jedem einzelnen Kapitel nochmals 3, 4, 5 verschiedene Mottos deutsch, englisch oder französisch, ja sogar griechisch, was sich vorzüglich ausnimmt. Das nennt man praktische Verwendung seiner ersten Lesefrüchte. Auch ein Zeichen recht jugendlichen Alters!

Interessant ist es, zu sehen, mit welcher Sicherheit der Neunzehnjährige das Programm seines dichterischen Schaffens bereits in seiner Erstlingsarbeit enthüllt. „Der Unwissende wird stets auf der „guten alten Zeit“ der Klassizität und Romantik herumharfen, statt die Neuromantik in dem modernen Großmachts- und Welthandelsgewühl zu entdecken. High Life oder Einsamkeit, London Traphic (so schreibt der Neunzehnjährige statt traffic, vermutlich aus Verwechslung mit Graphic) oder der Justedalsbrä und Niagara oder aber das Ringen der Kultur mit dem Naturzustand, Chicago in Prairie und Urwald — das paßt für den Poeten, das ist die Poesie der Neuzeit —“. Unmittelbar vorher hatte B. seinen Helden mit breiter Ausschmückung der Thätigkeit jedes einzelnen seufzen lassen: „Ha, wär ich ein Corsar — wär ich ein Gondolier — wär ich ein Wüstenritter — wär ich die Möwe — wär ich der Alpenwind — wär ich lieber der Weih — wär ich eine Blume — ein Kiesel — ein Ginsterbusch (anderthalb Seiten Wünsche!) — alles und jedes, nur nicht atmender Staub, ein Glied der endlosen Fleischeskette und der äsenden Herde, eingepferdt in diesen schmutzigen, rauchigen Augiasstall. Wär ich lieber ein Besen, ihn rein zu fegen, oder ein Rolandshorn von Roncesvalles, das — mit triumphierenden Fanfaren die Richtigkeit und den Fall Ninivehs, dieses aus Blut und Eisen gekitteten Babelturms verkündet!“ Ein Besen, ein Rolandshorn, Niniveh und Babel in einem Atem! „Wie die Aloe über Nacht ihre Krone öffnet, so sprengte seine Seele urplötzlich ihre Rinde und zeigte ihm ihre Schönheit. Aber in dieser Nacht war das Kupfer der Härte dem Silber der Empfindung legirt, das sich ungemischt im Strom des Lebens nicht oben erhalten kann.“ Das nennt man technisches Sehen! Eine Legierung von Kupfer und Silber, die im Strome des Lebens schwimmt! Dieses Bild vom Silber und Kupfer gefällt B. so gut, daß er es noch zweimal fast wörtlich wiederholt. Es passiert ihm überhaupt zuweilen, daß er sich selbst ausschreibt. S. 177 in „Schlechte Gesellschaft“ heißt es: „Ja, wer dem Silber keinen Kupfer der Weltlichkeit und keinen Stahl der Härte legieren kann, der kann sich im Strom des modernen Lebens nicht aufrecht erhalten.“ Das ist doch schon etwas logischer ausgedrückt. In „Größenwahn II, 46“ ist derselbe glänzende Gedanke noch vollkommener gestaltet: „Der Stahl der Härte verschmolz sich dem ideellen Silber und dem materiellen Kupfer seiner Seele.“ Das nennt man mit seinen Gedanken haushälterisch umgehen, hübsch aufgewärmt lassen sie sich dreimal servieren. — Noch mehr muß man das „technische Sehen“, diese Hauptkunst der Realisten, im folgenden Satze bewundern: „Ein schwerer, langer Tropfen schlug wuchtig und deutlich, wie ein bleierner Hammer von der Dachrinne aufs Fensterbrett — monoton wie eine sich langsam reibende Feile.“ Wer die Schönheiten einer solchen Schilderung nicht selbst fühlt, dem kann man sie auch nicht erklären. Sollte man es für möglich halten, daß dieser nämliche Regentropfen genau so wie hier von B. noch ein zweites Mal verwandt wird? In „Kraftkuren“ S. 53 steht: „Ein schwerer, langer Tropfen schlug wuchtig und deutlich nieder, monoton wie eine sich langsam reibende Feile.“ Man darf bei Beurteilung B.s solche Einzelheiten nicht übersehen, denn er sagt stolz: „Man widerlege mich im einzelnen — man weise mir Uebertreibung nach, dann werde ich mich gerne beugen. Aber das wird man wohl bleiben lassen.“ Nein, das wird man nicht bleiben lassen. — Im weiteren Verlaufe des „Traum“ trabt Byron dem kasernenartigen Schulgebäude von Harrow entgegen und singt: „Weithin scholl die gewaltige Hymne durch die klare Herbstluft, und die wenigen Schnitter, die

rings im Brachfeld kauerten, horchten hoch auf und sahen fragend himmelan, als hörten sie eine Lerche. Ja, es war eine Lerche. Nicht die an der Scholle haftende, die dem Cottage-Dichter par excellence (Wordsworth) als sein eigenes Symbol erschien, nicht der Cherub voll Wohllaut, — wie ihn der Schäfer des schottischen Forstes (Hogg) besingt, sondern die herrliche Lerche des Genius, der „spurner of the ground", der nur in den Wolken und wie ein Chamäleon nur von Luft und Licht, Ruhm und Liebe, lebt." — (Das arme Chamäleon! Kein Wunder, daß es bei dieser Nahrung so oft die Farbe wechselt!) — Das Lied der Lerche klang — und nun giebt uns der jugendliche Schriftsteller gelegentlich die Fülle seines historischen Wissens und seinen Geschmack zu bewundern — „wie das Rauschen des Unionspaniers auf der Schanze von Bunkershill, wie das Flattern der Trikolore bei Jemappes, wie das Horn von Uri, wie der Schlachtgesang des Robert Bruce am Markstein von Bannokburne, wie die Ode Arezzas, wie das Chorlied von Harmodius und Aristogiton — wie ein zusammenschwellender Akkord all der tausend Stimmen, die nach Freiheit schrieen gegen jedwede Unterdrückung: „Aux armes, citoyens!"" So klang das Lied der chamäleonartigen Lerche. Und das soll nicht die abgeschmackteste Uebertreibung sein, die sich denken läßt? Und da will ein Kritiker nicht glauben, daß der Verfasser 19 Jahre alt sei? Hält er ihn denn für noch jünger? Geistreiche Bemerkungen wie: „Dornen haften an jeder Krone — so hat auch jede Dornenkrone etwas von einer Krone an sich" sprechen auch gerade nicht für höheres Alter. Ein entsetzlicher Ausdruck, für den B. große Vorliebe hegt, ist „sich verlautbaren": „Ich hätte nichts gegen Schwindsucht, verlautbarte sich der Lord." Als Beispiel für die Art der Darstellung B.s folge ein Teil der Beschreibung eines Korsos in London. „Es war gerade Mittag und die übliche Cavalkade — wogte durch Greenpark Arch von dem aristokratischen Südwestviertel Belgravia, Brompton, South Kensington her nach Hydepark Corner. Schon war die Ladiesmill am Serpentine von oben bis unten mit einer noch durch den Zuzug von Kensington Gardens her verstärkten Wagenreihe gefüllt und Rotten Row zeigte den gewöhnlichen Troß von Sonntagsreitern und Heiratsjägerinnen. Denn es waren die letzten Tage der Season und die meisten Mansions um Cleveland Row, Park Lane und Constitution Hill herum waren von den erlauchten Bewohnern für ihre Renaissanceschlösser im Tudorstyl in the country vertauscht —. Schon wandelte der „schäbig-genteele" affektierte Cockney-Swell, Sandwiches kauend, mit der Ladenmamsell einher, wo jüngst Lady Violet Delicate dem in einsamer und unnahbarer Größe schlendernden Lord Augustus Sweetheart mit rosaseidenem Sonnenschirm und Veilchenstrauß zugewinkt hatte. Schon hockte der Pall-Mall Sportsman, der mit vollendeter Eleganz die vorbeirasenden Matronen lorgnettierte, auf der Schnepfenjagd in den Mooren und Sümpfen des Herzogs von Blair Athole. Die emancipierte Miß Ellinor versucht lieber romantische Ausflüge nach Arran in der Yacht des Duke of Argylle, statt sich hier mutterseelenallein umherzutreiben, während der Bediente, ihr officieller Wächter und Privatamateur, in richtiger Erkenntnis seiner Pflichten am anderen Ende der Reitbahn zu finden ist u. s. f." Wie muß B. von dieser Schilderung entzückt sein, wenn er in zwei Erzählungen seiner „Kraftkuren" in genau denselben Ausdrücken den schäbig-genteelen Cockney-Swell, Lady Adelaide (eine liebliche Variation für Lady Violet) mit rosa Sonnenschirm, Lord Augustus, den Duke of Athole und den Bedienten, der in richtiger Erkenntnis seiner Pflichten am anderen Ende der Reitbahn zu finden ist, S. 348 nochmals ausnutzt. Dieser Bediente, der „in richtiger Erkenntnis" ꝛc. kommt gerade so geschildert als „Privatamateur" sogar noch ein drittes Mal vor S. 20. Das nennt man originell!

Die Charakterisierung einzelner Personen im „Traum" ist nicht übel gelungen, leider sind es meist solche, die nur eine Nebenrolle zu spielen haben, während der jugendliche Byron dem jugendlichen Bleibtreu allzu ähnlich sieht, um genießbar zu sein. Die erste Hälfte des Buches macht in ihrem einfachen Verlaufe im ganzen einen einheit-

lichen Eindruck und liest sich — trotz aller seitenlangen Unterbrechungen durch Byron — Bleibtreus Deklamationen — nicht schlecht; sowie aber der eigentliche Traum, der Traum der Liebe, vorüber ist. und B. versucht, aus einem ursprünglich in kleinem Rahmen gedachten Bilde ein den ganzen Byron umfassendes Gemälde zu machen, wird das Mißverhältnis zwischen wollen und können so groß, daß der Genuß des Lesers schwindet.

Und diesen „Traum" wußte Deutschland nicht zu schätzen! Es nahm offenbar nicht einmal die Entschuldigung B.s an, daß dem ursprünglichen Entwurfe nach der Stoff zu einem „Romane großen Stils" bestimmt war und daher bei der Umarbeitung und Reducierung auf den beschränkten Raum der Novelle manche Glieder der Entwicklungskette ausgefallen sind. B. faßte, wie er erzählt, den Plan zu diesem Roman in der Byron-Exhibition der Albert Hall angesichts eines dort ausgestellten Buches mit der Signatur „M. A. Chaworth". Nun würde wohl jeder andere 19jährige Autor in richtiger Erkenntnis seiner Kräfte sich darauf beschränkt haben, die Liebe Byrons zu dieser Dame zu schildern; für B. aber ist es überaus bezeichnend, daß er sofort den Plan zu einem „Romane großen Stils" faßt. Wenn das verunglückte Werk dann keinen Beifall fand, so war doch offenbar die niederträchtige deutsche Kritik schuld daran. Eine andere Folgerung aus dieser Thatsache zu ziehen geht über B.s Kräfte.

Mit „Staunen und Grauen", wie B. von einem seiner Kritiker selbst sagt, beginnt nun der Leser wohl allmählich die Bedeutung B.s „zu ahnen", ganz zu erfassen wird er sie überhaupt nicht vermögen. Ein „wirklicher Analytiker" wird seine Mühe haben, einzudringen in den Kern der „tiefgründigen" Werke B s. Um ihm jedoch die Arbeit zu erleichtern, hat B. in der Schrift, die mit Recht den Titel trägt: „Der Kampf ums Dasein der Litteratur von Karl Bleibtreu", da es sich darin in der That hauptsächlich um die Litteratur von K. Bleibtreu handelt resp. um den Nachweis, daß dieselbe von der undankbaren Mitwelt verkannt wird, einige seiner Arbeiten so kurz und doch so erschöpfend charakterisiert, daß wir uns fast darauf beschränken können, diese Urteile anzuführen — der Leser wird ohnehin nun ungefähr wissen, woran er sich zu halten hat —, um Raum zu gewinnen für eine eingehendere Betrachtung derjenigen Werke, in denen sich B.s schriftstellerische Sittlichkeit etwas deutlicher ausprägt.

Auch für „Dies Irae", das 1882 erschien und „seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen bekannt machte", fand B. mit einer ruhmvollen Ausnahme „bei allerwärmster Anerkennung" kein wirklich verständnisvolles Urteil. „Dies Irae" ist eine mit recht viel Geschick und Phantasie und guter Sachkenntnis abgefaßte kurze (ca. 100 Seiten) Darstellung der Schlacht bei Sedan, die angeblich von einem französischen Oberst, einem Freunde Wimpffens, geschrieben ist und in dieser Gestalt eine Uebersetzung ins Französische unter dem Titel „Sedan" erlebte. Was ist aber „Dies Irae" nach B.? Ein „realistisches Weltgeschichtsepos (in Gestalt einer Militärnovelle) das in seiner symbolischen Bedeutung kaum übertroffen werden wird und in voller Abrundung alle Kunstgesetze des neugeschaffenen Genres erfüllt." — Bequemer kann man es sich wohl nicht machen, als angeblich ein neues Genre zu erfinden und dann zu versichern, daß man alle Gesetze desselben „in voller Abrundung" erfüllt habe. Dieser Gedanke ist so naiv, daß er selbst für B. etwas stark scheint. „Wer weiß es?" hat manche koloristische Vorzüge, „Friedrich der Gr. bei Collin" eine Großthat realistischer Charakteristik aufzuweisen. Die drei „Entscheidungsschlachten" „interessieren nur den Fachmann", und selbst den, wie es scheint, nicht in erwünschtem Maße. Denjenigen, welche die Novellen „Aus Norwegens Hochlanden" so besonders hochstellen, kann B. selbst nicht beipflichten. Warum? sagt uns B. nicht, vermutlich wandeln sie noch zu sehr in alten Bahnen. Diese Erzählungen treffen die Sprache gut, schreiten rasch und energisch vorwärts, entbehren nicht der nötigen Kraft und Spannung und würden durchaus zu loben sein, wenn es B. gelungen wäre, sich von den ihm eigentümlichen Uebertreibungen frei zu halten. Wo in der Welt kommt es z. B. vor,

daß ein Bauer, der allsonntäglich zur Kirche geht, seinen neuen Pfarrer besucht und zu ihm sagt: — „ich bin gekommen, um mich mit dir zu schlagen. Nur so zur Einweihung, weißt du! — Man muß doch seine Ehrfurcht beweisen. Also, Herr Prediger, thu mir die Ehre an, zieh deinen schäbigen Talarkittel da aus und dann machen wir einen Tanz!" Oder warum ist es nötig, daß in dem teilweise recht schön erzählten „Kulturkampf" der Pfarrer von seiner verrotteten, schnapstrinkenden Gemeinde gleich 15 Personen auf einmal niederschlägt? Und zwar „Männer, die den Bären auf zehn Schritt niederschossen, den Wolf mit dem Speer bestanden"?

Die Naturschilderung, auf die sich B. besonders viel zu gut zu thun scheint, weil sie den nötigen Lokalton besitzt, ist seine stärkste Seite nicht. Dieser Lokalton besteht vor allem darin, daß die Farben handdick aufgetragen werden und daß mit der größten Konsequenz alle Berge, Seen, Fjorde u. s. w. stets mit ihren meist recht schwierigen Namen genannt werden, auch wenn es den Leser nicht im geringsten interessiert zu erfahren, wie sie heißen, und daß die Erzählung infolgedessen von Fremdnamen wimmelt. Als Beispiel folge ein Sonnenaufgang, bei dem der Schulmeister „die Höhe der Straße oberhalb Moldestad erreichte. Längst war hinter ihm der Sölstersee zurückgewichen, lange sah er nicht mehr über die Helgheim-Kirche die Gletscher hinüberragen, letzte Ausläufer des Suphellebrä im Kirchspiel Fjärland. Dort gähnt der Schluchten Rachen, mit spitzen Zacken, wie mit Raubtierzähnen besetzt — schier wie höhnisches Grinsen. Aber die Füßchen der Jötuninnen in eisgezackten Schlittschuhen lugen dort hervor: die scheerenscharfen Jökulglieder, die der Hauptbrä ins Thal herniederstößt. — Das liebliche Thal bis Förde hin hatte er noch in der Abendsonne durchwandert. Auf den blauen Wellen des Bredheim, wo er im Boote übersetzte, und den dunklen Wäldern des Söndford lagerte die erste Dämmerung, als er nach Fyrdafylke gelangte", dann schritt er über die Wiese, wo „Audun Hugleiksjön Hestekorns Burg gestanden haben soll. — Frisch und erquickend wehte der Morgenwind vom Gaasemyrvandet herauf. — Die Perlenschnur der Bäche wurde zu Rubinen, und die Wipfel schillerten bunt und bunter im Morgenstrahl, als wären sie ein einziger Pfauenwedel, der das Haupt des Berggreises umfächelt. Auf diesem Riesentabernakel der Schöpfung schienen die taufrischen, duftenden Wälder buntglühende Weihrauchkerzen. (?) Und die Spitze des Skjorta reckte sich blutrot aus dem ewigen Schnee hervor, wie aus weißem Festtalar die blutige Rechte eines Opferpriesters."

Wiederholungen kann sich B. nicht so leicht versagen. In der zweiten Novelle hat der Held „eine tiefe Falte über der Nasenwurzel — diese bekannte Falte, die nie vom Denken geritzt wird," der Held der dritten hat ebenfalls „die tiefe Falte über der Nasenwurzel, jene Falte, die nie von der Pflugschar des Gedankens, sondern von dem Schlangenbiß verzehrender Leidenschaft geritzt" wird. - Bei einem Schriftsteller, der wie B. so viele Personen auszustaffieren hat, kann man unmöglich jedesmal ein anderes Gesicht verlangen. Auch wirkt es etwas einförmig und erhöht nicht gerade die Glaublichkeit, daß der Held der ersten Novelle ein riesenstarker Pfarrer, der der letzten ein riesenstarker Schulmeister ist. An und für sich sind aber besonders diese beiden Novellen recht gut, und wenn es B. geglückt wäre, sich von dem Gedanken an den „Roman großen Stils", dem er trotz all seiner Größe nun einmal nicht gewachsen ist, frei zu machen, hätte sein Erzählertalent noch manches Schöne schaffen können. Leider aber war er zu groß, um auf diesem Wege weiter zu gehen. Anzeichen davon enthalten die Novellen auch bereits. Die Unklarheit der Gedanken des Verfassers prägt sich z. B. aufs deutlichste in den am Anfange und am Schluß enthaltenen Worten aus. In dem einleitenden Gedichte, das nun einmal nicht zu umgehen ist, sieht B. die „verlorene Kirche" sich erheben, jenes Traumesparadies der Gedankendämmerungen, dieses „Ideal der Kirche", dem er eine gläubige Gemeinde bauen will, und in den Schlußworten heißt es: „Und für Liebe, Glaube, Hoffnung tauschen wir Freiheit, Freiheit ein!"

B.s Dramen, auf die wir weiter nicht eingehen können, sind, wenn man sich

seinem Urteile anschließen will, einfach großartig. In „Schicksal“ wird „die Methode des Realismus auf die Politik angewandt, indem die physischen Wurzelfasern der immanenten Idee sich bloßlegen“. „Diese Vorzüge entfalten sich jedoch noch ausgiebiger in der Tragödie „Weltgericht“, worin das gegenseitige Auffressen im politischen Kampf ums Dasein zu lapidarem Ausdruck gelangt. Die ideelle Conception wird in ununterbrochen fortrollender Handlung dargereicht, und die Fülle der Charakteristik verschmäht jedwede rhetorische Uebertünchung. Ueberall die wahre Sprache des Lebens, nach jeder Einzelfigur abgetönt.“ Und dieses Stück hat das Licht der Lampen noch nicht erblickt! Mit „Weltgericht“ ist, wie es in der Anzeige heißt, das historisch-politische Drama großen Stils und zugleich das realistische Drama großen Stils geschaffen. Was kann man noch mehr verlangen? —

In ihrer Art noch bedeutender sind jedoch die Erzählungen, die B. unter den verlockenden Titeln „Kraftkuren“, „Schlechte Gesellschaft“ und „Größenwahn“ veröffentlicht hat und die wir etwas eingehender betrachten müssen. „Kraftkuren“ sind der kärgliche Niederschlag eines Aufenthaltes in England und Norwegen, aufgebessert durch Bleibtreusche Lyrik, in der sich der unwiderstehliche Drang des Dichters kundgiebt, sich ins All aufzulösen“, die Elemente als verwandt zu grüßen:

„Wär ich im Wogenschwall
Die Blase Schaumes nur zu meinen Füßen!“

Ihren Gesamtnamen verdanken die neun verschiedenen Arbeiten des Buches, die sich mit dem Namen „Realistische Novellen“ zieren, obgleich nur drei davon Novellen, die anderen nur unbedeutende Skizzen und Gedichte sind, dem Umstande, daß in der einen ein Mädchen einem Lord, der ihr eine Erklärung macht, eine Ohrfeige giebt, und daß in der anderen die Halbweltdame durch Erzählung ihrer Lebensschicksale einen Lebemann davon abhält sie zu heiraten. Mylord wird geschildert, wie er „wie „knowing“ die Adelsprozession zu Santa Fashion, die durch Marble Arch hereinflutet, lorgnettiert.“ Seitenlang wird dieses Kauderwelsch von deutschen und englischen Brocken durchgeführt, und der Verfasser scheint darüber sein gutes Deutsch zu vergessen und schreibt dann Sätze wie folgende: „Er wollte die Fortschritte der modernen Fabrikation studieren, beileibe aber die Produkte abholen, o nur ja nicht.“ Oder: „Auch unterwand sich der Patriotismus dieses Eßreisenden eines recht substantiellen Thees, trotz der hiesigen Unsitte um sieben, der Dinerstunde jedes respektablen Wesens, ein sogenanntes Abendbrot zu verspeisen.“ Geradezu einfältig sind die Betrachtungen über das Angeln des Lords: „Wenn er ruhevoll nach der Angel schaute, so wurde ihm plötzlich heiß bis ans Herz hinan. Ist doch das ganze Leben nur ein Angeln — nach Wahrheit! Das ist aber eine Perle, welche die Tiefe liebt. Man muß also im Trüben fischen?! . . . (Die Interpunktion ist von B.!) Ganz hübsch, wenn ein Goldfischchen an der Schnur zappelt. Meist stößt man dabei auf einen bornierten Stockfisch, den man sich zu geschmolzener Butter und Milch der Menschenliebe zu Gemüte führt. Manchmal aber auch auf einen Schwertfisch, und das ist dann fatal.“ Das Naturkind der Berge, in das sich der blasierte Lord sofort verliebt, ruft ihm, an einem Bache stehend, als es ihn zum erstenmal sieht, zu: „Bitte, Sir, Sie da — helfen Sie mir ein wenig“ und nachdem es ein paar Worte mit ihm gewechselt hat, fragt es mit wundervoller Naivetät: „Sind Sie sehr reich?“ — Es ist der Wahrheit wenig entsprechend, wenn die Unterhaltung vornehmer Engländer fast durchgängig in dem versimpelten Tone von S. 35 bis 37 geführt wird. „Wandlungen“ enthält ein Bild aus der Londoner Welt und Halbwelt, besonders aus letzterer, das an Unwahrscheinlichkeiten und breit erzählten Unanständigkeiten aller Art leidet. In „Metaphysik der Liebe“ ist der Kern eine seitenlange philosophisch klingende Abhandlung, zwei Menschen in den Mund gelegt, die bei einem Schiffbruche in einem Mastkorbe zwischen Tod und Leben schweben und dabei Zeit finden, von Encyklopädisten und Sensualisten sich zu unterhalten. Um sich von dem Werte dieses „Seestücks“ eine Vorstellung zu machen, genügt die Kenntnis des



demselben vorgesetzten, diesmal von Karl Bleibtreu selbstverfaßten Mottos, das in philosophischer Erhabenheit also orakelt:

„Du glaubst nicht an Unsterblichkeit? Wohlan,
Nur wer sie glaubt, sie auch verdienen kann.
Du glaubst noch an Unsterblichkeit? Du Wicht!
Wer ihrer noch bedarf, verdient sie nicht." —

Wenn in den bisher betrachteten Werken B. im großen und ganzen, abgesehen von einzelnen Stellen im „Traum" und in den „Wandlungen" seine Schriften von ausgesprochenen Unanständigkeiten frei gehalten hat, so ist er mittlerweile in seiner Kunst- und Welterkenntnis so weit vorgedrungen, daß er vor nichts mehr zurückscheut. Wenn daher bis dahin die Kritik sich darauf beschränken konnte, Verfehltes zu tadeln und unbillige Anmaßung zurechtzuweisen oder zu belächeln, so muß sie von nun an die Außerachtlassung der einfachsten moralischen Forderungen mit aller Entschiedenheit und Entrüstung brandmarken und vor einem Autor warnen, der seine Aufgabe darin erblickt, als knorriger, brutaler Realist Dinge zu sagen, die nach dem gesunden, wohlbegründeten Urteile der ganzen gebildeten Welt in anständiger Gesellschaft nicht gesagt werden.

Reich eingeführt durch ein Motto, eim Gedicht B.s an Conrad, als Zuneigung, in dem Bleibtreu und Conrad, die beiden Vorkämpfer des Realismus, ganz bescheiden als Hagen und Volker gefeiert werden, eine Dankesrede Conrads, merkwürdigerweise datiert „in den Hundstagen 1885", ein poetisches „Motiv" von sieben Strophen und noch eine Vorrede, die ihrerseits auch wieder zwei Mottos hat, beginnt die „Schlechte Gesellschaft," realistische Novellen. Die schlechte Gesellschaft ist nach Conrad „die beste, denn sie ist die ehrlichste selbst in ihrer Verworfenheit". Dieser Satz ist von vornherein so unwahr, wie er nur sein kann, denn in der schlechten Gesellschaft wird in einer Weise gelogen und betrogen, die aller Beschreibung spottet. B. wünscht seinem Buche dreierlei: daß der Heuchler es unmoralisch, die Sentimentalen brutal und gewisse jugendliche St. Beuvés der Realistenschule es sentimental finden mögen. Dieser „Wunsch" sieht mehr wie eine treffende Selbstkritik aus. Man braucht weder Heuchler, noch sentimental, noch jugendlicher Kritiker der Realistenschule zu sein, um das Buch nicht nur unmoralisch, brutal und stellenweise sentimental zugleich zu finden, sondern dabei noch in hohem Grade sinnlos und ekelerregend gemein.

Conrad und Bleibtreu rühmen sich, ihr Werk zu verrichten eingedenk des Schopenhauerschen Satzes: „Ist die Wahrheit ein Skandal, nun so geschehe der Skandal und die Wahrheit werde gesagt." Sie übersehen dabei, daß ihr Herr und Meister befohlen hat, daß die Wahrheit gesagt werde, selbst auf die Gefahr hin, daß sie Aergernis erregt, aber nicht, daß sie in skandalöser Weise gesagt werde. Das aber geschieht von B. in seiner „Schlechten Gesellschaft", wenigstens in den drei darin enthaltenen Novellen, in ausgiebigstem Maße. Nach hergebrachter Weise sind nämlich in dieser „Novellensammlung" wieder zugleich eine ganze Sammlung lyrischer Gedichte an allen passenden und unpassenden Stellen, eine „dramatische Novelle" und eine Abhandlung „Ueber die Wechselbeziehung von Kunst und Leben in der Poesie" untergebracht. — Man sieht, B. versteht es, nichts umkommen zu lassen und Verlegern wie Lesern nichts zu schenken. Um jedoch dieses Conglomerat als aus einem Gusse erscheinen zu lassen, bemerkt er in der Vorrede „technisch", daß die „Einzelstücke unter sich zusammenhängen, und daß von der burschikosen Einleitungsfaree „Der dumme Brutus", die nur als historisches Catilinasymbol (hierunter kann man sich denken, was man will) hierher gehört, zu dem Schluß des Werkes eine wohlberechnete Steigerung hinaufführt. Warum der kleine Essay eingefügt ist, wird der verständige Leser erraten." — So sehr B. sonst auf den Leser und seine Dummheit im allgemeinen schimpft, so wird ihm derselbe plötzlich verständig, klug, wenn er ihn dazu bringen will, daß er sich einbilden soll, da eine wohlberechnete

künstlerische Absicht zu entdecken, wo in Wirklichkeit nur ein dürftiger Zufall oder ein ordinärer Zweckmäßigkeitsgrund vorliegt. Große Worte und nichts dahinter!

„Symbole“ will B. schaffen und dann erzählt er uns in zwei dieser Novellen in widerwärtigster Breite, wie ein junger verkommener Mensch, von dem er uns versichert, daß er ein Schriftsteller oder ein Künstler sei, obwohl, außer an seinen ewigen Reden, davon wenig genug zu merken ist, sich in eine noch verkommenere Biermamsell verliebt und elend daran zu Grunde geht. „Mit solchen Einzelstudien des neudeutschen Lebens muß begonnen werden, ehe es gelingt, die komplizierte Mechanik der Gesellschaftsordnung analytisch in ihre Teile zu zerlegen.“ (!) Ist es nicht, als ob sich B. mit solchen wohlklingenden Worten über die Dummheit seiner „verständigen“ Leser moquieren wollte, wenn er sie zur Beschönigung der Thatsache gebraucht, daß er dasselbe armselige Thema, verbrämt mit volltönenden Phrasen, zweimal, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, tratschig breittritt in „Die Prostitution des Herzens“, dem Tagebuch eines Ueberflüssigen, und in „Raubvögelchen“? In „Eine feine Familie“ erzählt ein Künstler in unsäglich gemeiner Weise, wie er seine Frau dadurch, daß er mit ihrer Mutter ein schandbares Verhältnis schon vor seiner Ehe unterhielt und später fortsetzte, zum Selbstmord trieb. Selbstmord ist überhaupt die natürliche Folge all dieser mit so viel langweiliger Gründlichkeit geschilderten Verhältnisse des „neudeutschen Daseins“.

Daß wir die realistischen Gemeinheiten, mit denen B. für nötig gefunden hat seinen Erzählungen aufzuhelfen, nicht wiedergeben, wird der Leser begreifen. Mit cynischster Offenheit ist überall „die Wahrheit gesagt“, wie B. das nennt, und wer sich darüber entrüstet, daß solch unkünstlerischer Schmutz hier bearbeitet wird, der ist eben „ein Heuchler“.

Gottlieb Ritter, stud. phil. im dritten Semester, der Held der ersten Novelle, ist der Ueberzeugung, daß aus männlicher Selbstbeherrschung bittere Enttäuschung und melancholische Magenkrankheit bei den Schwachen, gleichgültiger Trotz und kalter Cynismus bei den wenigen Starken folge. Daraufhin ergiebt er sich, wie er selbst sagt, allmählich „gemeiner Liederlichkeit; pfui, pfui darüber! — O Ekel, Ekel!“ — Geistig ist er bereits so tief gesunken, daß er Verse macht wie:

„Der Alexander braucht die Thais.
Und für Athena und Sixtina
War Phidias' Modell die Lais
Und Rafaels die Fornarina“ —

und noch schlechtere, die B. sich nicht scheut drucken zu lassen. Er besitzt eben keine Spur von Kritik und alles, was aus seiner Feder kommt, ist würdig, der Nachwelt überliefert zu werden. Daher die kolossale Produktivität und der kolossale Schund. — Wahrhaft blasphemisch werden jedoch diese Poesien, wenn Ritter die Bekanntschaft einer nichtsnutzigen Sängerin in einem Bierlokale macht und mit Beziehung auf diesen Ort die Verse dichtet:

„Zum Bethlehem kann jeder Ort
Für dich, o Seele, werden.
Du kannst gebären fort und fort
Den Heiland hier auf Erden.
Denn wie Maria unbewußt
Den heil'gen Geist empfangen,
So kann in ahnungslose Brust
Der Liebe Keim gelangen.“

Und was für eine Liebe! Diese Sängerin treibt sich nun mit seinem Wissen noch mit anderen herum, und da Gottlieb Ritter ihre „Seele“ liebt, von der man sonst nichts merkt, und sie ihn nicht erhört, so schießt er sich tot, worauf sie sich — höchst unwahrscheinlicherweise, denn sie macht sich gar nichts aus ihm — ins Wasser stürzt.

Im „Raubvögelchen“ verliebt sich Ernst von Bullrich, „ein verwöhnter junger Mann von wählerischem Geschmack, von Familie, in der besten Gesellschaft aufgewachsen,

außerdem ein unbestritten großes Talent und bereits vom Nimbus angehender Berühmtheit umschimmert", in ein Buffetmädchen, in das „die Hälfte des jungen Berlin (!) verliebt war oder gewesen war". (Welch wählerischer Geschmack!) Das Urteil über diese „Toni" lautet sehr verschieden, der eine tauft sie: „Das raffinierte Naturmensch" und erklärt sie für eine abgefeimte Kokette. Doch B. meint: „Auch die Natur ist kokett; man beobachte die Löwin. — Das richtige Urweib treibts überall in gleicher Weise. Sie war ganz Natur, das fesche Mädel. — Ist „Poesie nur Leidenschaft", so mochte man sie getrost ein hochpoetisches Wesen nennen." Außerdem war sie weiblicher Naturbursche, hatte einen Kopf, wie eine griechische Gemme, eine Fülle hirschblonden Haares und schien „eine Patrizierin der Natur". Auf Weihnachten glich „das Buffet einem Juwelierladen. Dienstmänner rannten ab und zu und dedicierten der „schönen Toni" billet-doux von jeder Sorte nebst dazu gehörigen Präsenten —." In diese Person verliebt sich nun der wählerische Herr von Bullrich. Eine Gesellschaft seiner Freunde, darunter der in der ersten Novelle gestorbene Gottlieb Ritter (man bewundere die klug berechnete Steigerung!), die sich im Wirtslokale stundenlang Bleibtreus Gedichte vorlesen, die sie auch noch ungebührlich günstig recensieren, und gemeine Redensarten führen, bringt noch etwas Abwechslung in die öde Erzählung. Bullrich reist mit dem fortgejagten Buffetmädchen nach Wien, wo er sie für seine Frau ausgiebt, wird in bodenlos niederträchtiger Weise mit dem ersten besten von ihr hintergangen und schießt sich dann mit ihrem ersten Verführer, der auch plötzlich auftaucht, wobei er den Tod findet, während sie plötzlich, nachdem sie vorher kerngesund war und nur ein paarmal gehustet hatte, am Blutsturz stirbt.

Wenn auch, wie wir hier sehen, bei B. das Laster nirgends triumphiert und insofern die poetische Gerechtigkeit gewahrt scheint, so ist doch die Darstellung des Lasters eine so rückhaltlos gemeine d. h. eben: realistische, denn das Laster ist gemein, daß sich jedes gesunde Gefühl mit Ekel davon abwendet. In welche Barbarei der Sitten würden wir zurückfallen, wenn die Sprache der Realisten aus ihren Werken ins tägliche Leben übergeführt würde, wenn man sie gar, da sie nach B. die Sprache der Wahrheit ist und Kinder vor allem wahr sein sollen, aus dem Munde der Kinder hören müßte! — Die Art, in der das schamlose Treiben dieser Lokale mit Damenbedienung geschildert wird, die Gespräche an und hinter dem Buffet, die Unterhaltung der Gäste, das Privatleben dieser verkauften Weiber — das alles ist mit einer Ausführlichkeit und Wichtigkeit behandelt, daß man deutlich sieht, welchen Wert B. diesen „Studien" beilegt, und für wie unumgänglich nötig er sie hält, um die Mechanik der Gesellschaftsordnung analytisch in ihre Teile zu zerlegen, wie er es so schön ausdrückt, aber auch wie interessant sie ihm waren und seinen Lesern sein sollen, diese Menschen, die sich, den Tod im Herzen, noch vorstellen, „wie glücklich doch die Lebenslust der Gemeinheit beanlagt sei, was für schwarzgallige trostlose Grillensängerei in dem sogenannten ernsten Pflichtgefühl und kategorischen Imperativ des Nordländers stecke." Die Menschen, die B. hier zeichnet, sind so durch und durch halt- und charakterlos, so verlogen, innerlich verschlammt und verfault, sie haben mit einem Wort eine so prostituierte Seele, daß, wenn es keinen anderen Weg gäbe die Wahrheit zu sagen, als daß man sie reden läßt, es tausendmal besser wäre — zu schweigen und diese Art Wahrheit sich selbst zu überlassen. Die Dinge, die hier vorgehen, gehören zu denjenigen, die man, um mit dem Dichter zu reden,

— „und wären sie geschehn
Mit Nacht bedecken sollte."

Besonders abstoßend wirkt auch die Lüge dieser Menschen, wenn sie ihre Personen ansingen und von ihrer „reinen Liebe", ihres „Odems Balsam" und „der Lippen reinem Blut" seufzen und gleichzeitig die gemeinsten Reden mit ihnen führen, aus denen hervorgeht, daß sie sich auch nicht die geringste Illusion über den Charakter derselben machen. Doch vielleicht ist die „realistische" Art der Darstellung der Verworfenheit nötig, weil

ohne dieselbe die „tiefgründigsten" Werke der Realisten gar nicht gekauft würden und nicht einmal Herr Friedrich es riskieren könnte sie zu verlegen. — Bereits in diesen Novellen leiden einige Personen an jenem Größenwahn, der dann in dem pathologischen Romane „Größenwahn" vollständig zum Ausbruch kommt.

Bei all dem wüsten Schmutz, den B. im Interesse der Wahrheit vor unseren Augen ausbreitet, berührt es eigentümlich, zuweilen Beweise dafür zu finden, daß allein seine traurig verkehrte Welt- und Kunstanschauung ihm die Einsicht in ein ideales, besseres Dasein verschließt. Er hat nachgedacht — anders darin, als so viele seiner realistischen Genossen — über das Wesen des Christentums, und besitzt eine gewisse Wertschätzung christlicher Ideen. Ist es nicht auch ein Zeugnis für die unzerstörbare Kraft des Christentums, wenn B. einem der cynischsten Menschen, die in seiner Novelle vorkommen, der u. a. „das volle Gewicht aller Fabrikmädel und Kellnerinnen", die ihn nebst zwölf Dutzend anderen (!) geliebt hatten, als „Lebensbekenntnis" in die Wagschale geworfen hatte, am Ende der Erzählung folgende Worte in den Mund legt: „Schon der ernste Wille, uns zum Himmel der christlichen Weltanschauung emporzuringen, erhebt und läutert uns. Aus den lichten Höhen der Bergpredigt schallt es ewig zu uns her: Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! — Kommt, ihr verbitterten Gemüter, ihr mit dem Zeitgeist Ringenden, kommt zur Erkenntnis, daß nur das Christentum gegenüber heidnischer und jüdischer Selbstsucht, welche nur die Macht und Kraft vergötterte, die Arbeit und das Dulden heilig spricht. Das heilige Mitleid aller mit allen ist die Vorstufe jener werkthätig schöpferischen Liebe, welche allein das Unglück der Menschheit überwinden kann. Christus ist der Heiland der Armen. Darum sollten duldende Herzen der Himmelfahrt zu ihm teilhaftig werden und das Höchste finden: den Frieden."

Schade, daß solche Worte am Schlusse eines Buches stehen müssen, das Dinge enthält, so unsauber, wie die schlimmsten Kolportageromane. — Auch in der Vorrede zu „Größenwahn" befinden sich die einem an B. gerichteten Briefe entnommenen und von ihm gebilligten Worte: „Nur wer im Ewigen webt und atmet, wem alle Erscheinungsformen nur Symbole sind, wer alles Sinnliche aufs Ewige bezieht und im Zeitlichen als solchem keinen Frieden findet, — nur dessen Weltauffassung ist eine dichterische. Eine ernste Kunst ist die Poesie, ernst und groß wie das Christentum. Lang genug haben wir eine heidnisch-griechisch-antike Aesthetik und Poesie gehabt. Zeit ists, daß wir endlich eine christlich-germanisch-moderne Dichtung bekommen." Auf diese Sätze folgt dann der „Größenwahn" in seiner ganzen unchristlichen und ungermanischen, leider aber modernen Scheußlichkeit. Uns sind diese Worte — leider nur Worte — wegen welcher B. offenbar fürchtet, von den jüngeren Realisten als „sentimental" bezeichnet zu werden, ein trauriges Zeichen dafür, daß B., wenn ihn seine schriftstellerische Richtung nicht auf falsche Bahnen gedrängt hätte, etwas Besseres zu leisten vermocht hätte, als seine „Schlechte Gesellschaft" oder gar „Größenwahn".

„Größenwahn" bietet gleichfalls sechs Mottos, „auch eine Vorrede" und ein einleitendes Sonett an den „Geist der Zukunft". In der Vorrede setzt B. auseinander, daß er den Roman „pathologisch" genannt habe, daß er ihn aber auch als „symbolisch" hätte bezeichnen können. Vielleicht hätte sich auch noch eine andere Benennung finden lassen. Dann warnt er vor einer „Fußangel". Erst im letzten Schluß (!) Buch XIII, Bd. III wird der wahre Sinn des Ganzen offenbar und man gewahrt vielleicht (vielleicht auch nicht), daß man bis dahin in einem begreiflichen Irrtum schwebte. Diese Andeutung zu verstehen, bleibt dem klugen Leser überlassen." — Also auch hier wieder eine „captatio benevolentiae" des klugen Lesers, dessen Existenz B. nur dann anerkennt, wenn er ihn braucht. Und wie schlau wird der Leser, der sonst nicht auf den Leim ginge, durch drei Bände hindurch im Irrtum schwebend gehalten bis zum letzten Schlusse! Ja, der Leser ist zwar klug, aber B. ist doch noch klüger.

Heutzutage leidet so ziemlich jeder Mensch in einer oder der anderen Weise an „Größenwahn". Diesen Satz, den B. für unumstößlich hält und der leider in ganz bedeutungsvoller Weise vor allem auf seine eigene schriftstellerische Thätigkeit seine Anwendung findet, bemüht er sich in möglichst zahlreichen Beispielen zu illustrieren. Es werden uns da Größenwahnsinnige aller Art in erschreckender Anzahl vorgeführt. Der eine leidet „als neuer Lessing an hochgradigem Größenwahn", eine andere „raste einfach vor Gr., so daß sie zeitweilig in einer maison de santé sich beruhigen mußte." Auch wird geschimpft „über den Gr. der modernen Bierpaläste". S. 50 beginnt eine Rede von 22 enggedruckten Seiten über den „Gr. des Militarismus und der Schulmeisterei", in der, neben mancherlei leider wahrem, in B.scher Art weit über das Ziel hinausschießend, zugleich eine Menge unerwiesener und übertriebener Behauptungen aufgestellt werden und u. a. z. B. nachzuweisen versucht wird, wie der deutsche Schulmeister in seinem Gr. „als würdiger Bruder des Unteroffiziers und geistiger Knote jede freie Geistesentfaltung zu nivellierender Uniformität herabdrillen möchte." Diese Rede wird dann ihrerseits wieder von einem der Anwesenden mit den Worten kritisiert: „Ein solcher Gr. ist reif fürs Irrenhaus." Auch Bismarcks Gr. wird sodann erwähnt, der darin besteht, daß er „jede Antastung seiner unfehlbaren Makellosigkeit als eine Art Gotteslästerung, auch „Bismarckbeleidigung" genannt, auffaßt. (Diese Behauptung steht in direktem Gegensatz zu der Erklärung des Begriffs Gr. und der Nutzanwendung, die B. selbst daraus zieht. Er sagt nämlich: „Zerlegt man das Wort in seine Bestandteile, um sich über den Begriff klar zu werden, so ergiebt sich „Wahn" einer „Größe", die nicht existiert. Wo also wirkliche Größe hervorleuchtet, bleibt der Wahn ausgeschlossen". Bismarcks Größe bezweifelt aber B. sonst nicht.) Auch „dem dummen Gr. der alleinseligmachenden Socialdemokratie wird ein kräftig Wörtlein zu schlucken" gegeben. Raskolnikow geht einfach hin, um solch 'ne alte Geldlaus totzuschlagen aus Faulheit und Gr." S. 142, 143, 144, 145 u. s. w. finden sich weitere Arten Gr., eine Fülle, die in ihrer Eintönigkeit schließlich langweilig wird. Man bedenke, daß auf 150 Seiten des ersten Bandes all dieser bis jetzt erwähnte Gr. zusammengedrängt ist und daß der ganze Roman 1150 Seiten umfaßt. Im weiteren Verlaufe der Erzählung finden wir „den Bayreuther Meister des Gr.", den naiven Gr., der in jedem Weibe schlummert, den größenwahnsinnigen Weltbeglückungsunsinn, den rechten juristischen Gr., hochgradigen Gr. auf der Basis nervöser Zerrüttung, theologischen Gr., Mediziner Gr., Gr. mit einer liebenswürdigen und rührenden Kindlichkeit verbunden, kompletten Gr., allzutollen Gr., den Cäsarenwahnsinn, diesen Gottähnlichkeitsdünkel des Gr.s, verkniffenen Gr., Redakteur-Gr., den Gr. des schönen Mannes, republikanischen Gr., den Gr. der Halbbildung, den Gr. eines Ich-Sklaven, den der sklavischen Thorenmenge, neidverfressenen Gr., selbstverzehrenden Gr., den Gr. eines mönchisch Cäsarenwahnsinnigen in seinem Alpenschloß, den „eines Zitterers an der Newa", den Gr. des Gottesgnadendünkels allerorts, den Gr. der Anarchie, des Nihilismus, demokratischen Gr., nationalen Gr., kulinarischen Gr., größenwahnsinnig aufgeblähtes Froschtalent, drolligen Gr. und einen „Verein der Größenwahnsinnigen". Bd. II. 56 behauptet jemand: „Man hat sich die Mär von der Unsterblichkeit erfunden. Das ist auch so eine Art Gr. des Menschen." „Vielleicht verdanken wir unserem Gr. auch unser bischen Größe." S. 58 ist Gr. oft Selbstunterhaltungstrieb. „Ja, mit dem Gr. ist das ein eigen Ding. So müssen z. B. Mohamed, Christus, Buddah sich für Uebermenschen ausgeben, weil die Menschen nur die Person, nie die Sache sehen und daher ohne dies das Große in ihnen nicht siegen könnte. Solch ein Gr. scheint also notwendig, wird sogar zur Tugend!" Am gelindesten kommt merkwürdigerweise der „semitistische Gr." weg. Einer, der dabei noch für einen Antisemitisten gelten will, schließt seine Rede mit folgenden Worten: „Der semitische Gr. gründet sich auf wirkliches Kraftgefühl und sein Nützlichkeitsprinzip verbindet sich sogar mit warmblütigem Gefühl. Eigentlich liebe ich die Juden, diese willensstarke napoleonische Rasse, ebenso wie ihre Weiber oft den ältesten Blutadel der Welt im

Gesichtsschnitt aufweisen." (Die Logik dieses letzten Satzes ist selbst für einen Philosemiten etwas dürftig; ich liebe ꝛc. — wie die Judenweiber aufweisen!)

Auch ein besonders geistvoll ausgefallenes Epigramm auf den Gr. erhalten wir:

„Der Esel vertraut es dem Schafe,
Das blöckte fromm mumuh.
Sie schreien sogar aus dem Schlafe
Gar manche Ziege und Kuh.
Der Fuchs und der Wolf mit Trauern
Das Tier in der Wüste bejahn.
Der — Löwe ist zu bedauern:
Er leidet an Größenwahn!"

So „platzt Größenwahn hier auf Größenwahn", wie es I. 252 heißt. Aller dieser Gr. rankt sich aber wieder um ein großes, originelles, uns nicht ganz unbekanntes Thema: um die Liebe eines jungen Künstlers zu einer Biermamsell, die ihm mit anderen so lange täuscht, bis er sich selber den Tod giebt! Dazwischen wieder die herkömmliche Sammlung von lyrischen Gedichten, die an den denkbar ungeeignetsten Stellen seitenlang eingeschoben werden, von langweiligen Tagebuchauszügen, von weitschweifigen Erörterungen über litterarische Verhältnisse, der Abklatsch persönlicher Auseinandersetzungen B.s mit seinen Gegnern, von halbvollendeten albernen und gemeinen Skizzen, das meiste genau wie in den realistischen Novellen, nur noch konfuser, planloser, cynischer, ein unbarmherziges Gemisch Bleibtreuscher Offenherzigkeiten! — Mit dem „Größenwahn" hat sich B. den unbestrittenen Ruhm erworben als neuen Typus in den Roman der Berliner Kellnerin eingeführt zu haben. „Ein sehr zweifelhafter Gewinn", wie Mielke in „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts" sehr mit Recht sagt, — diese weiblichen Figuren sind so eintönig und langweilig, wie es nur die Gemeinheit sein kann, und der angebliche Vorzug, daß sie zwar eine schlechte, doch eine ehrliche, offenherzige Gesellschaft sind, trifft für die Wirklichkeit sicherlich nicht zu, für die Kunst aber besagt er gar nichts." — Nicht nur trifft die angebliche Ehrlichkeit für die Wirklichkeit nicht zu, sondern auch in B.s Roman selbst erscheinen diese Personen so grundmäßig schlecht und verdorben, so verlogen und verlumpt, daß man es nur mit der bei ihnen vorhandenen grenzenlosen Begriffsverwechselung erklären kann, wenn er seinen Lesern zumutet, sich auf hunderten von Seiten für die alltäglichen Vorkommnisse eines Lebens voller Schamlosigkeit zu interessieren, und wenn er uns dann auch noch in hochtrabenden Worten versichert, das sei die beste Gesellschaft und jeder, dem diese Unsauberkeiten nicht gefallen, sei ein Heuchler. Eine solche Behauptung ist so widersinnig, daß sie sich selbst richtet. Die Phrasen, mit denen B. diese Art Litteratur in Deutschland auch in die Kreise einführen will, die sich bisher davon rein gehalten haben, werden nicht einmal seinen „klugen" Leser überzeugen. Er klagt: „Wenn ein genialer Neuschöpfer in seine „idealen" (dafür hält er sie nämlich!) Conceptionen sachgemäße Cynismen verwebt, heißt er ein schmutziger Zolaist." (Sachgemäße Cynismen, eine entschiedene Bereicherung unserer an solchen beschönigenden Redensarten Mangel leidenden deutschen Sprache!) Auch in diesem Werke wird nur „der sittliche Zweck verfolgt, die Nichtigkeit der Sinnengier zu zeigen und ihre Strafe." Aber in welch schamloser Darstellung, in welch brutaler Sprache! Doch, was kümmert sich die Kunst um die Anstandsbücher einer Gouvernante! Wir gehen einer ernsten Zeit entgegen, wo der hohle Schönheitskultus, die ästhetische Formfexerei sich endlich verkriechen müssen!" Die höhere Moral des Künstlers hat nicht nötig, die gewöhnlichen Begriffe der Sittlichkeit zu respektieren.

Um die Leidenschaft und die Not an der „abgründigsten Wurzel" bloßzulegen, bringt B. mit Vorliebe die gemeinsten Frauenzimmer in seine Erzählungen. Daß ein Dichter, der diese großartige Arbeit übernimmt, sich, trotz seiner realistischen Anschauungen, wenn es ihm nicht paßt, sich nicht einmal an die Beobachtung der einfachsten Wahrscheinlichkeit zu binden braucht — von den hergebrachten Gesetzen der Komposition ganz



zu geschweigen — ist einleuchtend. Bd. III. 253 citiert z. B. jemand „rasch aufs Geratewohl“ mitten in einem Gespräch acht vollständige Gedichte von 3 eng gedruckten Seiten, und die anderen hören ihm auch noch zu! Daß sich auch im „Größenwahn“ B. gelegentlich selbst ausschreibt, ist erklärlich: wer so viel produziert, kann unmöglich wissen, was er produziert. Bd. I. 288. 289 findet sich teilweise wörtlich wieder in der „Propaganda der That“, dem socialen Romane B.s, dessen Hauptvorzug ist, daß er — darin besser, als andere Werke B.s — nur 125 Seiten hat, obgleich er sich stolz „socialer Roman“ nennt. — Die affektierte Redensart: „Dieses blasse Gesicht ist mein Schicksal!“ wird B. nicht müde zu wiederholen. Auch in „Größenwahn“ läßt die realistische Redeweise nichts zu wünschen übrig. Was kann man auch von Menschen anders erwarten, die kaum, wie es beständig heißt, „ins Leben hineingespuckt haben?“ Der Dichter verselt unwillkürlich, er kann nichts dafür. Wer in Prosa redet, verlautbart sich dagegen immer noch. Ab und zu wird auch gekindischt. Nebel ist meistens branstig, auch gelbbranstig. Das gewöhnliche Wort schlüpfrig, das schon die Oelgötzen der verflossenen Litteraturepoche gebraucht haben, ist durch das realistischere schlüpflich ersetzt. „War ihr Fuß so glitschrig geworden auf ihrer schlüpflichen Laufbahn?“ Eine Stimme kann, was bisher nur wenige Leser werden beobachtet haben, einen „butterigen, fettklebrigen Ton“ bekommen. Die „salzig bitteren Seufzer der Meersirenen dünsteten über Bord.“

Als Beispiel für das wunderbare Gemisch gemein-pathetischen Stils diene folgende Stelle aus einem auf das Gespräch einiger Realisten folgenden Monologe: „Ein großartiger Kerl, der Schmoller“ — und wenn er auch ein Schweinehund sein mag, er hat sicher auch gute Seiten. Allerdings bleibt er ewig in seiner beschränkten Sphäre kleben. Ueber all solchen Detailarbeiten thront aber die kosmische Individualität in ihrer umfassenden Bedeutung, in der wie in einem Brennspiegel alle Strahlen des Realismus sich einen. Hocherhaben über neidisches Gekläff wie über die Blindheit unreifer Philister, schreitet die große Dichtkunst des idealen Realismus und realen Idealismus ihre dornige, nebelverhüllte Bahn hinauf zum Gipfel des Berges. Haltet den Mund und arbeitet! Das möge sich jeder zurufen, der sich berufen fühlt zum großen Werk der Erneuerung!“ — „Haltet den Mund!“ möge sich jeder zurufen, der an dem Werke der Erneuerung arbeitet. B. arbeitet daran, ob er aber noch einmal so weit kommt, seinen eigenen Rat zu beherzigen? Wir wagen es nicht zu hoffen. Es berührt peinlich, zu sehen, wie B. in seinem „Kampf ums Dasein der Litteratur“ und in der „Revolution der Litteratur“ sich mit Gewalt eine Stellung erschreien, erschimpfen, ertoben will, die er nie und nimmer erreichen wird. Wenn irgendwo, so liegt in diesem Gebahren entschieden gerade so viel Größenwahnsinniges, wie in den zahlreichen von ihm gebrandmarkten Arten egoistischer Großmannssucht. Was B. auch sagen mag, ein Genie, ein Neuschöpfer, ein Geistesmonarch ist er nicht. Talent hat er allerdings, Kenntnisse, Vielseitigkeit, Fleiß, Produktivität, wie er sich stets rühmt — letztere sogar in allzuhervorragendem Maße. Geschmack, Maßhaltigkeit, gesundes Urteil gehen ihm dagegen vollständig ab. Die durchgängige, grundsätzliche Verkennung dessen, was uns not thut in Poesie und Leben, der Umstand, daß er fast nirgends — trotz aller großen Worte, die den Eindruck machen, als ob man sie schon irgendwo anders ähnlich gelesen hätte — wahrhaft originell ist, außer auf dem trüben Gebiete der Berliner Unsittenschilderung und auf demjenigen pöbelhafter Schimpferei; daß er von keiner Seite irgend welchen Tadel erträgt und sich mit rücksichtslosester Anmaßung und Grobheit den Ruhm nehmen will, den Mit- und Nachwelt freiwillig geben müssen, ihm aber wohl stets vorenthalten werden, verhindern, daß er bei aller Begabung sein Ziel auch nur annähernd erreicht. B. bietet das klägliche Schauspiel des verkannten Genies und spielt seine Rolle mit aller Bloßstellung seines besseren Selbst. Das stete Hervordrängen seiner eigenen Persönlichkeit wirkt im höchsten Grade abstoßend. Nicht einmal in seiner ...nglischen Litteraturgeschichte vermag er seine eigenen dichterischen Leistungen zu unter-

drücken. Bd. II, 436 giebt er ein Gedicht, „ein Kunststück aus eigener Mache"! Dann das ewige Jammern und Klagen über versagte Anerkennung: „Was hilfts, ein geniales Werk nach dem andern in die Welt zu setzen?" Schreibst du „tiefsinnige Lyrika", geniale Novellen und Romane, geniale Dramen — alles vergebens. Darum „Krieg bis aufs Messer den despotischen Gewalten und Falschmünzern der Presse!" „Unerbittlich habe ich das Schlangennest enthüllt, aus welchem die Vipern des Neides und der Gehässigkeit gegen jeden Dichter-Märtyrer zischen. Mit dem Feuer eines unermüdlichen Zornes muß man sie ausbrennen, die Köpfe der Hydra". — Alfred de Musset ist einer der Dichter, die sich B. als „Leitsterne" erwählt hat. Wie wenig aber hat er ihn in der Hauptsache verstanden! B.s Kunstprinzip, das nur Wahrheit, auch die plumpe, ekelerregende, cynische Wahrheit fordert, wie weit steht es ab von dem Schönheitsideal Mussets, der ausdrücklich sagt: „Nichts ist wahr als das Schöne, nichts ist wahr ohne Schönheit," der also mit klaren Worten B.s Lehre direkt widerspricht. In „Après une lecture VIII." stehen die schönen Verse:

»Rien n'est beau que le vrai, dit un vers respecté;
Et moi, je lui réponds, sans crainte d'un blasphème:
Rien n'est vrai que le beau, rien n'est vrai sans beauté!«

Und wie wahr sind seine erhaben schönen Worte:

»Le coeur d'un homme vierge est un vase profond.
Lorsque la première eau qu'on y verse, est impure,
La mer y passerait sans laver la souillure;
Car l'abîme est immense, et la tache est au fond.«

Für diese Zeilen geben wir gerne B.s ganze Lyrik. — Der andere Leitstern B.s, den er in Aeußerlichkeiten stets nachzuahmen bemüht ist, ist Byron. Bei seiner Verehrung für diesen Dichter begreift man nicht, wie es möglich, daß er seinen „Gunnlaug" und seine Gedichte „Welt und Wille", ein ganz ungemein schwaches Werk, in einem Atem mit „Childe Harold" nennt. In der Vorrede dieser Sammlung, die, bis auf verschwindend wenige Ausnahmen, außer den hergebrachten volltönenden Phrasen auch gar nichts von Bedeutung, wohl aber langweiliges Reimgeklingel in Fülle enthält, setzt B. auseinander, daß er sich aus Konkretem zu Symbolischem aufschwinge, wie eben Byron im „Childe Harold" es verstand. Proben dieser symbolischen Poesie schenken wir uns und dem Leser.

Man mag Musset und Byron als Menschen so tief stellen, wie man will; daß sie aber Dichter, wirkliche, geniale Dichter waren, kann nur der Urteilslose leugnen. B. aber hat, abgesehen von Aeußerlichkeiten, so sehr er sich darum bemüht, wenig, sehr wenig mit ihnen gemein, und das Verständnis, das beide Dichter bei ihm finden, ist meist auf dem Gebiete zu suchen, auf dem auch Heine so offenherzig, so naiv-brutal erklärt, von seinen Freunden gleich verstanden worden zu sein. Wenn es genügt, angeblich resigniert sich ins All auflösen zu wollen, Hetären zu besingen, große Worte im Munde zu führen, um Byron und Musset zu sein, dann ist auch Bleibtreu ein großer Dichter. Sonst aber fehlt ihm dazu so ziemlich alles, was er sich einbildet zu besitzen. Auch in den schwächsten, in den anstößigsten Versen Mussets und Byrons atmet doch stets Poesie, während selbst in Bleibtreus besten Gedichten gar oft die platteste Prosa heraussieht.

Ein Wort Björnsons, dem B. seine Novellen „Aus Norwegens Hochlanden" gewidmet hat und das komischerweise in der Anzeige der Werke B.s als Reklame dienen muß, verurteilt in härtester Weise den in der „Schlechten Gesellschaft" und im „Größenwahn" herrschenden Geist. Björnson erklärt, daß ihm ein Werk des Autors gefallen habe: „weil Sie aristokratisch sind: wir sind immer bei Ihnen in guter Gesellschaft, wie es sich gebührt, wo das höchste Geistesleben der Menschheit zur Schau

gestellt wird." Nachdem B. das Geistesleben der Menschheit so ausschließlich in Lokalen mit Damenbedienung und in deren Hinterstuben zur Schau gestellt hat, und, wie Mielke sagt, „in Cynismen schwelgt", kann er sich auf dieses Lob doch unmöglich noch etwas einbilden. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß B. zuweilen gelinde aristokratische Anwandlungen hat oder vielmehr in seiner ersten, besseren Zeit gehabt hat, daß von Haus aus ein aristokratischer Zug durch sein Wesen geht, so hat er leider im Gange seiner Entwicklung diesen Vorzug vollständig eingebüßt und in sein Gegenteil verkehrt; übrig geblieben ist nur der „knorrige, brutale Realist". —

Welche Hoffnung, muß man sich fragen, könnte man für die deutsche Litteratur noch hegen, wenn B.s und seiner Genossen Anschauungen die herrschenden würden in unserem Vaterlande? Dann wäre der glücklich zu preisen, der überhaupt kein Buch mehr in die Hand zu nehmen brauchte, und es nahte die Herrschaft roher Barbarei. Ist es doch B. selbst offenbar schon angst geworden, wenn er die Fortschritte der „jüngstdeutschen" Schule sah. Wie verwahrt er sich dagegen, zu diesen Faselhänsen gerechnet zu werden! Anfangs hatte er erklärt, „in bevormundendem Protektorverhältnis" zu ihnen zu stehen, „von jetzt ab werde ich jede Preßkanaille gerichtlich belangen, die mich in Verbindung mit dieser angeblichen „Schule" setzt." „Die ich rief, die Geister —!"

Uns aber bewahre der Himmel davor, daß je von deutschen Schriftstellern das Wort Platens vergessen werde:

„Alles taucht die Hand des Dichters
In der Schönheit Ocean!" —



Aus der Praxis der Invaliditäts- und Altersversicherung.

Von

C. von Oertzen,

Staatskommissar der Versicherungsanstalt Mecklenburg.

II.

Die Bewilligung von Invalidenrenten wird erst im Laufe des Monats November ihren Anfang nehmen. Bisher handelt es sich vorerst nur um die Durchführung der einen Uebergangsbestimmung des § 157 des Gesetzes, wonach für siebenzigjährige Personen, welche für die Jahre 1888, 1889 und 1890 eine Beschäftigung in der Dauer von 141 Wochen nachweisen können, der Anspruch auf Altersrente sofort beginnt.

Diese Bestimmung, welche namentlich deshalb freudig begrüßt wurde, weil sie als ein wirksames Mittel galt, um der Bevölkerung rasch ein Beispiel von Rentenempfängern zu geben, und sie so mit dem Gesetz befreundet zu machen, scheint dem Vollzug wenige Schwierigkeiten zu bieten, und doch haben sich in der Praxis die Schwierigkeiten ganz ungemein gehäuft. Die Zahl der zur Anmeldung gelangenden Renten war, vorzüglich in den Versicherungsanstalten mit überwiegend ländlicher Bevölkerung eine weit größere, als nach den Durchschnittsberechnungen angenommen worden. Die Feststellung derselben, die Prüfung der beizubringenden Beweismittel, überhaupt die ganze Verwaltung der Versicherungsanstalten hat einen weit größeren Geschäftsaufwand verursacht, als im allgemeinen vorausgesetzt war. Die einstweilen gewählten Geschäftsräume reichten zum Teil bald nicht mehr aus. Zur Bearbeitung der in ungeahnter Weise, besonders in den 3 ersten Monaten anschwellenden Eingänge, mußten Hülfsbeamte sowohl für die Vorstände selbst, als auch in den Registraturen und Schreibstuben herangezogen werden.

Daß die Zahl der angemeldeten Ansprüche auf Altersrente die Durchschnittsberechnungen weit übersteigt, ist erklärlich. Es liegt dies in der Natur der Verhältnisse und findet sich vorzüglich bei den Versicherungsanstalten, deren Angehörige wesentlich mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt werden. Im großen und ganzen werden die ländlichen Arbeiter mit mehr Wohlwollen von ihren Arbeitgebern behandelt, als die industriellen und städtischen Arbeiter. Auf dem Lande bildet sich, wenigstens in vielen Teilen Deutschlands, leichter ein persönliches Verhältnis aus zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, als in der Stadt, so daß einem alten Arbeiter auch dann noch eine Arbeitsverrichtung belassen wird, wenn seine Kräfte schwinden und ihm die Arbeit nicht mehr so flott von der Hand geht, wie früher. Dazu kommt, daß im landwirtschaftlichen

Betriebe in der That sehr viele Arbeiten vorkommen, die ein alter Mann bei etwas geringerem Lohn ebensogut machen kann, wie ein junger mit hohem Lohn, weil es nicht darauf ankommt, daß die Arbeit schnell und rasch gemacht wird, sondern die Natur des Betriebes es gestattet, daß dieselbe langsam mit demselben wirtschaftlichen Erfolge gemacht wird. Endlich bringt der Zug der Arbeiter in die Städte es mit sich, daß die jungen in die Stadt gehen, die alten auf dem Lande bleiben und Verrichtungen jüngerer übernehmen müssen, weil das entvölkerte Land keine andere Arbeitskräfte bietet.

So wirken eine Reihe von Ursachen zusammen, die in durchaus natürlicher und berechtigter Weise ein Anwachsen der Altersrenten über das erwartete Maß verursachen. Dazu treten dann freilich in großem Umfang auch andere unberechtigte und unerlaubte hinzu.

Es ist leicht begreiflich, daß alle Personen, welche das siebenzigste Lebensjahr erreicht haben und entweder dem Arbeiterstande angehören oder nur annähernd dazu gerechnet werden können, sich eine Rente zu verschaffen suchen. Geht es nicht auf geradem, so geht es vielleicht auf krummem Wege. Das Interesse der betreffenden Personen selbst, ihrer Angehörigen und nicht selten auch der Armenverbände wirken zusammen, um behufs Erlangung der Altersrente versicherungspflichtige Arbeitsverhältnisse zu konstruieren, die nie existiert haben. So werden Arbeitsbescheinigungen ausgestellt, obwohl nie ein Dienstverhältnis bestanden, sondern die betreffenden Personen in gemeinsamer Wirtschaft auf gemeinsamen Gedeih und Verderb gelebt haben; so wird barer Lohn bescheinigt, obwohl ein solcher nie bezahlt ist, oder höchstens ein Taschengeld gegeben ist. Es liegt in solchen Fällen nicht immer direkt die Absicht des Betruges vor. Viele begreifen gar nicht, um was es sich eigentlich handelt, warum z. B. von zwei alten Leuten, die beide in ganz gleichen Verhältnissen leben, beide immer gearbeitet haben, der eine, der bei einem Fremden gegen Wohnung, Kost und vielleicht nur geringen Tagelohn von 30 oder 40 Pf. täglich gearbeitet hat, eine Rente bekommt, der andere, der die Wirtschaft seines Sohnes oder Schwiegersohnes mit dem Aufwande derselben Arbeitsleistung besorgt hat, keine Rente erhält, weil er nicht baren Lohn, sondern nur freien Unterhalt und Bargeld nach Bedarf erhalten.*)

Durch amtliche und nicht amtliche Kundgebungen in Flugschriften, Broschüren und Zeitungsartikeln ist ferner darauf immer wieder hingewiesen, daß das Gesetz den Alten und Schwachen, den Armen und Notleidenden zu helfen bestimmt ist, daß seine Bestimmungen möglichst milde und nicht nach strengem Recht auszulegen sind. So will es den Interessenten und Beteiligten gar nicht begreiflich erscheinen, daß diese Wohlthaten, die kraft der Uebergangsbestimmungen allen Siebenzigjährigen zunächst unverdient in den Schoß fallen, doch an gewisse Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft sind, Voraussetzungen und Bedingungen, denen man ja gern und in der That ohne Mühe entsprochen haben würde, wenn man nur einige Jahre vorher eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ein solches Gesetz werde erlassen werden. Man denke doch nur an die Fälle, wo Vater und Sohn gemeinsame Wirtschaft führen oder das Haus besorgen, und wo Mutter und Großmutter im Haushalt des Sohnes oder der Tochter die Kleinen behüten, während Sohn und Tochter auf Arbeit gehen. Dieselben erhalten freilich keinen vertragsmäßig vereinbarten baren Lohn, aber an Naturalien und gelegentlichem baren Geld vielleicht ebenso viel, als wenn sie bei Fremden in Dienst getreten wären. Ihre Arbeitsleistung ist reichlich ebenso viel wert, als die ihrer Altersgenossen, die durch die Verhältnisse gezwungen, in Dienst getreten sind. Da liegt es so nahe, das Rechtsverhältnis, das den Beteiligten oft selbst nicht ganz klar ist, noch etwas mehr zu verdunkeln und auf Rat wohlwollender guter Freunde, oft selbst der Dorfsautoritäten, alles daran zu setzen, um auch dem Buchstaben des Gesetzes gerecht zu

*) § 3 Absatz 2 des Gesetzes bestimmt nämlich: „Eine Beschäftigung, für welche als Entgelt nur freier Unterhalt gewährt wird, gilt im Sinne dieses Gesetzes nicht als eine die Versicherungspflicht begründende Beschäftigung".

werden, das man dem Geiste nach doch sicherlich erfüllt zu haben meint. Selbst Staatsanwaltschaften haben dieser Volksmeinung insofern und vielleicht nicht mit Unrecht Rechnung getragen, als sie auf erfolgte Anzeige solcher Fälle nach untersuchter Sache das eingeleitete Verfahren wegen Betrugsversuches eingestellt, weil sie sich überzeugt hatten, daß, obwohl objektiv der Thatbestand des Betruges gegeben gewesen, doch subjektiv das Bewußtsein und der Vorsatz gefehlt haben.

Auch die Versicherungsanstalten selbst können oft schwer trotz der genauesten Recherchen entscheiden, ob solche älteren Personen, welche in ihren Familien häusliche Dienstverrichtungen verrichten und dafür eine geringe Vergütung erhalten, als Dienstboten anzusehen sind oder nicht. Die Grenze der Versicherungspflicht und damit des Rentenanspruchs ist hier eine ungemein feine. Häufige Zurückweisung von Personen, die im Vertrauen auf ihre Versicherungspflicht und demnächstige Altersrente Beiträge bezahlt haben, würde das Institut der Altersversicherung diskreditieren, eine zu entgegenkommende Behandlung das Budget der Versicherungsanstalten zu sehr belasten.

Ein weiterer für die Praxis sehr heikler Punkt liegt in der Beantwortung der Frage, ob die Personen, welche Altersrente beanspruchen, noch rüstig genug waren, um überhaupt in die Organisation einbezogen zu werden. § 4 des Gesetzes schließt nämlich die Versicherungspflicht für diejenigen Personen aus, welche infolge ihres körperlichen oder geistigen Zustandes nicht mehr im stande sind, durch eine ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechende Lohnarbeit mindestens ein Drittel des ortsüblichen Tagelohns gewöhnlicher Tagearbeiten zu verdienen. Diejenigen Arbeiter, welche nun nahe am 70. Lebensjahr stehen, haben ein sehr erklärliches Interesse, eine vorhandene Gebrechlichkeit zu verschweigen, um gegen das geringe Opfer kurzer Beitragszahlung in den Genuß der Altersrente zu kommen, und da die betreffenden Personen häufig die gemeindliche Unterstützungspflicht zu beanspruchen haben, so suchen auch die Träger der Armenlast, Magistrate, Gutsobrigkeiten u. s. w., die Rentenansprüche derselben nicht selten in unzulässiger Weise zu befördern. Die Akten der Versicherungsanstalten und die Verhandlungen vor den Schiedsgerichten liefern hierfür den vollgültigsten Beweis. Hier wird für einen „fahrenden Nachtwächter", der wegen Schwäche in den Beinen nicht mehr zu Fuß, sondern auf einer bespannten Schleife seines Amtes wartet, eine Altersrente beansprucht, dort für einen taubstummen Holzhauer, der, wie in der mündlichen Verhandlung es sich herausstellt, nie einen Groschen baren Lohn erhalten hat, und dem es nicht begreiflich zu machen ist, um was es sich eigentlich handelt. Dann wieder beansprucht ein städtischer Anlagen-Aufseher Altersrente, der nach ärztlichem Erachten an beginnender „dementia senilis" leidet.

Kein Wunder, daß die Vorstände der Versicherungs-Anstalten, die anfänglich die Rentenansprüche mit einer gewissen socialen Begeisterung schnell erledigt hatten, anfangen, „schwierig" zu werden. Sie begnügen sich bei jedem neuen Anspruch, dessen Berechtigung nur einigermaßen zweifelhaft erscheint, nicht mehr mit dem häufig recht kurzen Gutachten der unteren Verwaltungsbehörden, sondern fordern mit Recht eingehende Erhebungen, protokollarische Zeugenvernehmungen, ärztliche Zeugnisse u. s. w. Diese Erhebungen belasten die in Anspruch genommenen Behörden in ganz erheblicher Weise, ohne daß immer eine genügende Klarstellung der Verhältnisse erreicht wird. Häufig auch finden die Versicherungsanstalten sowohl bei Behörden, als bei Privaten nicht das Entgegenkommen und diejenige Unterstützung, auf die sie zu rechnen ein Recht haben, und ohne die dies schwierige Gesetz nur mangelhaft ausgeführt werden kann.

Je umständlicher das Verfahren sich gestaltet, desto kostspieliger wird es; je mehr Renten an Unberechtigte bewilligt werden, je weniger Marken geklebt werden, desto eher und um so höher werden die Beiträge gesteigert werden müssen.

Das Gesetz selbst schreibt die Entwertung der Marken nicht vor, ein heute, wo wir in der praktischen Handhabung des Gesetzes stehen, nicht mehr zu bezweifelnder

Mangel, ein Mangel, der wesentlich der Thätigkeit der Freisinnigen und der Socialdemokraten zu danken ist. Die Brief-, die Wechsel-, die Urkundenwerte, sie alle werden entweder durch Stempel oder durch Schrift entwertet, als ein Zeichen, daß sie einen Dienst erfüllt haben und zur Verhütung nochmaliger Benutzung. Nur die „Rentenmarke" braucht nicht kassiert zu werden. Das ist nicht nur unpraktisch, sondern der Gedanke selbst ist unklar. War man der Ansicht, daß man dem von so vielen Seiten, u. E. aber meistens zu Unrecht, befürchteten Mißbrauch bei der Kassierung der Marken zur geheimen Zeugnisausstellung begegnen müsse, so war dies nur ausführbar, indem man jegliche Entwertung untersagt hätte. Das wäre wenigstens klar, wenn auch, wie der Vergleich mit der Handhabung bei anderen Marken ergiebt, unpraktisch gewesen.

Aber unklar und ebenso unpraktisch ist es, die Entwertung und zwar sowohl dem Arbeitgeber, als dem Arbeiter anheimzustellen. Daran werden auch die vom Bundesrat ergangenen Verfügungen, betreffend die Entwertung, nichts ändern. Wenn für die freiwillige Entwertung vorgeschrieben ist, daß dieselbe nur durch „einen schmalen schwarzen Strich" in gerader Linie erfolgen dürfe, so wird damit der gesetzgeberische Zweck der Verhütung eines Mißbrauchs nicht unbedingt gesichert. Denn — ganz abgesehen davon, daß die Farbentöne von schwarz schon verschieden sind, mithin mannigfaches Schwarz denkbar und auch zulässig ist — was heißt „schmal"? So lange dieser Begriff nicht durch Millimeter ausgedrückt ist, wird es immer Geschmacksache bleiben, einen mit spitzer Feder und ebenso einen mit breiter Feder gezogenen Strich „schmal" zu nennen; auch kann der Strich dünn und dick aufgezogen werden und bleibt dennoch „schmal". Es können also Merkmale für die gesetzgeberisch entschieden verpönte Kennzeichnung leicht gegeben werden. Sie sind aber auch schon dadurch möglich, daß derselbe Arbeitgeber die Quittungsmarke des guten Arbeiters entwertet, die des ihm nicht gefallenden Arbeiters nicht kassiert, oder umgekehrt. Es steht lediglich in seinem Belieben, die Marke zu entwerten oder nicht. Das ist vom Uebel, wie auch der Umstand nicht genug beachtet wird, daß die nichtkassierten Marken leicht mehreren Personen, also mehrfachem Zweck dienen können. Es wird z. B. ein versicherungspflichtiger Arbeiter selbständig und versicherungsfrei; er löst die nicht entwerteten Marken ab und giebt sie einem Versicherungspflichtigen zur nochmaligen Benutzung, wodurch die Gemeinschaft der Arbeitnehmer und das Reich Schaden erleiden.

Nach den im Reichs-Versicherungsamt angefertigten Zusammenstellungen betrug am Schluß der ersten acht Monate seit dem Inkrafttreten des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes (Ende August 1891) die Zahl der erhobenen Ansprüche auf Bewilligung von Altersrenten bei den 31 Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalten und den acht zugelassenen Kassen-Einrichtungen 149,026. Von diesen wurden 111,325 Rentenansprüche anerkannt, 21,614 zurückgewiesen und 2594 auf andere Weise erledigt, sodaß 13,493 Ansprüche unerledigt auf den Monat September übergegangen sind. Von den erhobenen Ansprüchen entfallen auf Schlesien 15,910, Ostpreußen 14,823, Brandenburg 11,060, Rheinprovinz 9930, Hannover 8857, Sachsen-Anhalt 8208, Posen 6240, Schleswig-Holstein 6069, Westfalen 5693, Pommern 5683, Westpreußen 5121, Hessen-Nassau 3631 und Berlin 1559. Auf die acht Anstalten des Königreichs Bayern kommen 14,833 Altersrentenansprüche, auf das Königreich Sachsen 6381, auf Württemberg 3390, Baden 2862, Gr. Hessen 2970, beide Mecklenburg 3128, Thüringische Staaten 3361, Oldenburg 511, Braunschweig 1122, Hansestädte 937, Elsaß-Lothringen 4706 und auf die acht zugelassenen Kasseneinrichtungen insgesamt 2041. Von den sämtlichen Ansprüchen waren 140,568 in den sieben ersten Monaten des Jahres, 8458 im Laufe des Monats August erhoben worden.

Bei prozentualer Berechnung der bewilligten Renten auf je 100 Versicherte ergiebt sich, daß die weitaus meisten Altersrentenansprüche in den Versicherungsanstalten zur Anmeldung gelangt sind, deren Versicherte zum größten Teil der Land- und Forst-

wirtschaft angehören, die wenigsten in den Versicherungsanstalten mit rein städtischer Bevölkerung. In den Hansestädten und Berlin entfallen auf je 100 Versicherte etwa nur 0,40 % und 0,38 % der angemeldeten Ansprüche, in Ostpreußen dagegen 1,98 %. Das ergiebt einen ganz gewaltigen Unterschied. Damit ist eine sehr große Belastung dieser Anstalten gegenüber den mit städtischer, industrieller oder gemischter Bevölkerung gegeben. Diese anfängliche Mehrbelastung war allerdings erwartet, doch möge es dahingestellt bleiben, ob in dem wirklich eingetretenen Umfang. Wegen dieser vorausgesetzten Mehrbelastung ist zu Gunsten der ländlichen Versicherungsanstalten im § 160 des Gesetzes die Bestimmung getroffen, daß das Rechnungsbüreau des Reichsversicherungsamtes, welchem es obliegt, die endgültig bewilligten Renten anteilmäßig auf die einzelnen Versicherungsanstalten zu verteilen, mit den während der ersten fünfzehn Jahre nach dem Inkrafttreten des Gesetzes bewilligten Invaliden- und Altersrenten die Versicherungsanstalten, in deren Bezirken der Versicherte während der dem Inkrafttreten dieses Gesetzes unmittelbar vorangegangenen 15 Jahre nachweislich in einem die Versicherungspflicht nach dem Gesetz begründenden Arbeits- und Dienstverhältnis gestanden hat, so zu belasten hat, als ob während dieser Zeit fortlaufend Beiträge in der Lohnklasse I an diese Anstalten entrichtet worden wären.

Wer es aber aus der Praxis weiß, wie schwer es in vielen Fällen ist, auch nur aus den ersten drei der Inkraftsetzung des Gesetzes unmittelbar vorangehenden Jahren genügende Arbeitsbescheinigungen zu erlangen, woran doch die Beteiligten selbst das allergrößte Interesse haben, wird kaum glauben, daß die Versicherungsanstalten, ohne die Mitwirkung des Eigeninteresses der Rentenberechtigten sich über die Thätigkeiten derselben während der letzten 15 Jahre ausreichliche Bescheinigungen werden beschaffen können. Diese Bestimmung dürfte also ziemlich gegenstandslos bleiben.

Während die ländlichen Versicherungsanstalten zur Zeit mit den meisten Renten belastet sind, sind gleichzeitig ihre Einnahmen aus dem Markenverkauf geringer, als die der Anstalten mit städtischer oder gemischter Bevölkerung. Es mag dies zum Teil seinen Grund in den verschiedenen Lohnzahlungsperioden haben und bald daher seinen Ausgleich finden. Auf dem Lande pflegen vierteljährige, halbjährige oder ganzjährige Lohnzahlungsperioden die Regel zu bilden. In den Städten und in den Industriegegenden überwiegen achttägige, vierzehntägige und monatliche Lohnzahlungsperioden. In den größeren Städten und in den Industriegegenden gehören sodann die Arbeiter meistens der III. und IV. Lohnklasse an, zahlen daher höhere Versicherungsbeiträge, haben aber auch höhere Renten demnächst zu beanspruchen. Auf dem Lande und in den kleinen, hauptsächlich Ackerbau treibenden Städten gehört die Masse der Versicherten der I. und II. Lohnklasse mit niedrigeren Beiträgen an. Wenn diese auch demnächst geringere Renten erhalten, als die erstgenannten, so ist doch die Anzahl der bewilligten Altersrenten zunächst hier eine weit größere. Immerhin wird wahrscheinlich nach Bewilligung von Invalidenrenten mit der Zeit hierin eine Ausgleichung stattfinden. Kaum ausgleichen läßt sich aber der Uebelstand, daß es in den größeren Städten und in den Fabrikcentren ohne zu große Umstände und Kosten kontrolliert werden kann, ob alle Versicherungspflichtigen Karten haben, und ob dieselben mit Marken in ausreichlicher Höhe beklebt sind. Solche Kontrolle ist auf dem Lande mit dünner Bevölkerung und weiten Entfernungen ganz ungemein schwierig und unverhältnismäßig teuer. Nach den bisherigen Erfahrungen muß man annehmen, daß einmal für viele Versicherungspflichtige keine Marken in die Quittungskarten eingeklebt werden oder in unzureichender Höhe, und daß zum anderen Versicherungsberechtigte ohne Benutzung der gesetzlichen Zusatzmarken kleben, oder daß sogar Personen, die weder versicherungsberechtigt noch verpflichtet sind, sich eine Karte zu verschaffen gewußt und sich nun selbst eine Rente zurecht kleben. Aus der Provinz Posen wird z. B. mitgeteilt:

Der Vorstand der Versicherungsanstalt der Provinz Posen hat sich veranlaßt gesehen, die Arbeitgeber der Provinz darauf aufmerksam zu machen, daß er mit

Ordnungsstrafen gegen sie vorgehen würde, wenn, wie leider bisher, noch weiter die Wahrnehmung gemacht werden sollte, daß zwar die Verpflichtung zum Einkleben der Beitragsmarken in die Quittungskarten den Arbeitgebern bekannt ist, dieselbe aber in völlig unzureichendem Maße erfüllt wird. Nach Hunderten sollen die Fälle gezählt haben, in welchen bei Altersrentenanträgen eingereichte Quittungskarten für die Zeit vom Januar bis April 1891 statt der vorschriftsmäßigen Anzahl von Marken eine einzige im ersten Felde und dazu häufig die einer zu niedrigen Klasse aufwiesen. Es sind der Versicherungsanstalt sogar Fälle bekannt geworden, in welchen die Arbeitgeber bisher überhaupt nicht an die Erfüllung ihrer Verpflichtung zur Beitragsleistung gedacht haben. Die Einnahmen der Versicherungsanstalt haben denn auch bisher nicht diejenige Höhe erreicht, welche zu erwarten war, wenn vom ersten Tage an jeder Arbeitgeber der Provinz Posen der Verpflichtung zum Einkleben von Marken nachgekommen wäre.

In den Bezirken anderer Versicherungsanstalten liegt die Sache nicht viel anders.

Diese Beobachtungen haben zunächst die Versicherungsanstalt Hannover bewogen, Kontrollbeamte anzustellen. Manche andere Versicherungsanstalten werden diesem Beispiele baldigst folgen. Bei der Wichtigkeit dieser Sache gehen wir auf diese Einrichtung, wie sie in Hannover geschaffen, etwas näher ein.

Die Provinz Hannover ist eingeteilt in 34 Kontrollbezirke mit je einem Inspektor. Dieselben sind einem oberen Kontrollbeamten unterstellt, der seinen Wohnsitz in Hannover hat und den Titel Oberinspektor führt. Die Kontrollbeamten sind Beamte der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Hannover; sie unterstehen der Dienstaufsicht des Vorsitzenden des Vorstandes dieser Anstalt und des die unmittelbare Dienstaufsicht führenden oberen Kontrollbeamten.

Die Kontrollbeamten haben gesetzlich folgende Befugnisse:

1. Die Kontrollbeamten können von den Arbeitgebern Auskunft über die Zahl der von ihnen beschäftigten Personen und über die Dauer der Beschäftigung verlangen; sie können sich zu diesem Zweck von den Arbeitgebern diejenigen Geschäftsbücher und Listen, aus welchen jene Thatsachen hervorgehen, zur Einsicht während der Betriebszeit an Ort und Stelle vorlegen lassen.
2. Ebenso können die Kontrollbeamten von den Versicherten Auskunft über Art und Dauer der Beschäftigung verlangen.
3. Die Kontrollbeamten haben ferner das Recht, sowohl von den Arbeitgebern wie von den Versicherten die Aushändigung der Quittungskarten behufs Ausübung der Kontrolle und Herbeiführung der etwa erforderlichen Berichtigungen gegen Bescheinigung zu fordern.

Arbeitgeber und Versicherte können zur Erfüllung der ihnen dem Kontrollbeamten gegenüber obliegenden Pflichten von den unteren Verwaltungsbehörden durch Geldstrafen bis zu 300 M. angehalten werden.

Bei Ausübung der Kontrolle haben die Kontrollbeamten nach der ihnen erteilten Dienstinstruktion sich stets gegenwärtig zu halten, daß ihre Thätigkeit nur dann der Durchführung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes und damit dem Gemeinwohle förderlich sein kann, wenn der Kontrollbeamte sich bemüht, in taktvoller Ausübung seines Amtes der gern gesehene Freund und Ratgeber der Arbeitgeber und Versicherten zu werden, nicht aber, wenn er die polizeiliche Natur seines Amtes in den Vordergrund treten läßt.

Der Kontrollbeamte soll daher, namentlich in den ersten Jahren des Bestehens des Gesetzes, zunächst den Beteiligten mit seinem Rate an die Hand gehen und erst dann, wenn wissentliche (vorsätzliche) Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften des Gesetzes festzustellen sind, eine Bestrafung der Uebertreter des Gesetzes herbeiführen. Eine

Strafgewalt hat der Kontrollbeamte selbst nicht. Jede Ortschaft des Bezirkes soll möglichst oft besucht werden. Durch Nachforschungen Haus bei Haus ist dabei festzustellen, ob der Versicherungspflicht in der gesetzlichen Form und Ausdehnung genügt ist.

Die hannöversche Dienstanweisung schließt mit folgenden reichlich überschwenglichen und hochtrabenden Sätzen:

„Die vorstehende Dienstanweisung ist nur als eine allgemeine Anleitung aufzufassen. Ihre Bestimmungen sind zwar genau zu befolgen, der Kontrollbeamte hat jedoch zu beobachten, daß die Erfüllung seiner Amtspflichten nicht allein in der buchstäblichen Befolgung der Dienstanweisung — welche Verhältnisse behandelt, die erst entstehen sollen und für die zum Teil eine Gestaltung noch gefunden werden muß, zu suchen ist, sondern, daß auch hier das Wort gilt, daß der Buchstabe tötet, aber der Geist lebendig macht. Der geistige Inhalt des so hochwichtigen Gesetzes vom 22. Juni 1889 soll überall die Richtschnur für die Thätigkeit der Kontrollbeamten sein; Liebe und Interesse zur Sache und das Gefühl der Befriedigung, die Segnungen des Gesetzes durch thatkräftige Mitwirkung zur Erscheinung zu fördern, werden dem Kontrollbeamten die oft mühsame Arbeit wert, die Erfolge derselben aber ihn selbst zu einem unentbehrlichen Hülfsbeamten der Anstalt machen."

Indessen will es uns scheinen, als ob auch bei dem größten Takt — und wird es möglich sein, gleichzeitig immer taktvolle und doch energische Leute zu finden? — diese Kontrollbeamten ihrer Natur und ihrem Amte nach Polizeibeamte oder richtiger Zollwächter sind. Da sie gezwungen sind, um ihr Amt auszuüben, in die allerintimsten Familien- und Betriebsverhältnisse einzudringen, werden sie sich schwerlich viele Freunde im Volke erwerben, und der Ruf der Markenkontrolleure wird nicht besser werden, als der wailand Kaffeeriecher König Friedrich II. von Preußen. Trotz der großen Unkosten an Gehalten, Diäten, Zehrungsgeldern u. s. w. soll übrigens doch die Versicherungsanstalt Hannover mit dem pekuniären Erfolg ihrer Maßregel zufrieden sein.

Daher wird es wohl nicht lange dauern, bis alle Versicherungsanstalten, um ihre Etats zu balancieren, Kontrollbeamte angestellt haben werden. Nach dem gewählten Kapitaldeckungsverfahren sollen gegenwärtig durch die Beiträge nicht nur gedeckt werden die hohen Verwaltungskosten, die Rücklagen zur Bildung eines Reservefonds zur Erleichterung der Lasten der Zukunft, die durch Erstattung von Beiträgen voraussichtlich entstehenden Aufwendungen, sondern auch der Kapitalwert der von den Versicherungsanstalten aufzubringenden Anteile an denjenigen Renten, welche in der Periode bewilligt werden, für die die Versicherungsbeiträge festgestellt sind. Diese Periode ist erstmalig festgestellt auf 10 Jahre, nämlich vom 1. Januar 1891 bis 1. Januar 1901. Außerdem kann die Postverwaltung die Stellung eines Betriebsfonds von den Versicherungsanstalten nach Ablauf dieses Jahres verlangen. Man rechnet darauf, daß der Beharrungszustand, also derjenige Moment, von welchem an ein neuer Zuwachs an Renten nicht mehr zu erwarten ist, etwa nach 80 Jahren eintreten wird. Dann werden die Versicherungsanstalten rund 1¼ Milliarde Mark angesammelt haben. Gesetzlich sollen diese Gelder in Schuldverschreibungen des Reiches, der Einzelstaaten oder kommunaler Korporationen, oder ihrer Kreditanstalten belegt werden.

Auf Antrag der Versicherungsanstalten kann aber die Anlegung des Vermögens bis zum vierten Teil desselben in Grundstücken oder in anderen zinstragenden Papieren gestattet werden. Es ist zu hoffen, daß von dieser Freilassung bezüglich der Beleihung von Grundstücken zur Hebung des Hypothekenkredites Gebrauch gemacht werden wird. Freilich ist der Ankauf von Staatspapieren für die Vorstände bequemer und verantwortungsfreier. Die Beleihung von Grundstücken erfordert eine jedesmalige Prüfung der Beleihungsgrenze und belastet daher die Vorstände immer mit eigener Verantwortung, während zum Ankauf von Staatspapieren ein einfacher Auftrag an eine Bank genügt. Im Interesse des nationalen Wohlstandes und schließlich damit auch im Interesse der

Anstalten selbst muß man wünschen, daß dieselben sich dieser Mühewaltung nicht entziehen. Werden so große Summen, um die es sich handelt, nur in deutschen Staatspapieren angelegt, so wird der Kurs derselben über Gebühr gesteigert, und der Arbeit in Industrie und Landwirtschaft das befruchtende Kapital entzogen. Der Zinsfuß für produktive, landwirtschaftliche und industrielle Zwecke wird gleichzeitig steigen, damit die Produktion erschwert und eine Gefährdung des Nationalwohlstandes eintreten.

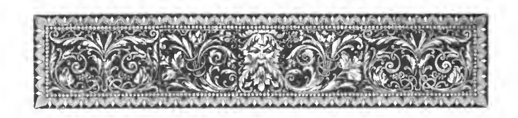
Wir erwähnten oben schon, daß die Postverwaltung vom Beginn des neuen Jahres an sich einen Betriebsfonds von den Versicherungsanstalten bestellen lassen kann. Die Ausgaben, welche das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz der Postverwaltung überwiesen hat, sind so große und für die Durchführung des Gesetzes so wichtige, daß ein kurzer Ueberblick über dieselben wohl gerechtfertigt sein dürfte.

Durch den Verkauf der Versicherungsmarken und die Auszahlung der Renten, sowie durch die als Folge beider Thätigkeiten sich darstellende Abrechnung mit den Versicherungsanstalten und dem Rechnungsbureau des Reichsversicherungsamtes ist die Geschäftslast der Postverwaltung bedeutend gesteigert. Durch Vermehrung der Beamten sind nicht unerhebliche Unkosten entstanden, die Deckung derselben ist ein weiterer Beitrag des Reiches zur Invaliditäts- und Altersversicherung. Im allgemeinen gleicht die Belastung der Post durch die Invaliditäts- und Altersversicherung derjenigen bei der Unfallversicherung, wo der Post auch die Rentenauszahlung übertragen ist. Dagegen macht sich bezüglich der Zinsen der zur Auszahlung gelangenden Renten ein Unterschied bemerkbar. Bei der Unfallversicherung hat die Postverwaltung die Renten eines vollen Jahres auszulegen bezw. aus Reichsmitteln flüssig zu machen, ohne Zinsen dafür zu erhalten. Nach Schluß des Rechnungsjahres zieht sie die verauslagten Beträge von den einzelnen Berufsgenossenschaften ein. Bei der Invaliditäts- und Altersversicherung wird dieses Verhältnis sich anders gestalten. Zwar bleibt das Geld für den Erlös der Versicherungsmarken nicht in den Kassen der Postverwaltung, es geht vielmehr an die Versicherungsanstalten und nicht die erstere, sondern die letzteren verfügen darüber bei der endgültigen Verwendung. Im laufenden Jahre zahlt auch die Post die zur Zahlung angewiesenen Altersrenten aus eigenen Mitteln aus. Mit Beginn des nächsten Jahres aber sind die Central-Postbehörden nach dem Gesetz berechtigt, von jeder Versicherungsanstalt einen Betriebsfonds einzuziehen, welcher allerdings die für die Versicherungsanstalt im abgelaufenen Rechnungsjahre vorgeschossenen Beträge nicht übersteigen darf. Es erklärt sich dieser Unterschied zwischen der Unfallversicherung einerseits und der Invaliditäts- und Altersversicherung andererseits daraus, daß die Berufsgenossenschaften die Beiträge mittels des Umlageverfahrens, also jedesmal nach Abschluß eines Rechnungsjahres nur für dieses aufbringen dürfen, die Versicherungsanstalten aber infolge des, wenn auch bedingten Kapitaldeckungsverfahrens bereits von vornherein im Besitze derjenigen Mittel sind, welcher die Postverwaltung zur Leistung ihrer Vorschüsse bedarf. Durch die Gewährung von Betriebsfonds an die Post wird gleichzeitig die Geldverwaltung der Versicherungsanstalten erleichtert. Die schließliche Abrechnung wegen der Renten nach Ablauf des Jahres wird übrigens nicht, wie bei der Unfallversicherung mit den Berufsgenossen, direkt mit den Versicherungsanstalten, sondern durch das Rechnungs-Bureau des Reichs-Versicherungsamtes erfolgen. Die Versicherungsanstalten erhalten fortlaufend durch Mitteilungen des Rechnungs-Bureaus schon im Laufe des Jahres Kenntnis über den Umfang ihrer Verpflichtungen.

Jahr und Tag wird noch vergehen, bis daß das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz sich eingelebt und in Fleisch und Blut übergegangen sein wird. Heute denkt wohl aber schon niemand mehr ernstlich daran, daß dieses sociale „Schlußgesetz“ jemals aufgehoben werden könnte. Sein Kern, sein Zweck wird sich mit der Zeit, ebenso wie früher das Unfallversicherungsgesetz bewähren. Es war ein „Sprung ins Dunkle“.

Manche Unklarheit, mancher falsche Formalismus hängt damit zusammen. Wie viel ist in dem Gesetz geändert, herumgeflickt und nicht aus sachlichen, sondern aus parteipolitischen Erwägungen in dasselbe hinein- oder hinausgebracht, während es sich in der Tretmühle der parlamentarischen Behandlung befand. Kein Wunder daher, daß sogleich über die wichtigsten und grundlegensten Bestimmungen zahlreiche Zweifel sich einstellten, die zu lebhaften litterarischen Erörterungen führten, ohne daß dieselben häufig zu einem befriedigenden Abschluß gelangten. Hierdurch wurde die Arbeit der das Gesetz einführenden und handhabenden Behörden ungemein erschwert, weil niemand wissen konnte, wie die höhere Instanz entscheiden würde. Es muß daher mit Freuden begrüßt werden, daß das Reichsversicherungsamt seinen ursprünglich anscheinend eingenommenen Standpunkt, nur in der Revisionsinstanz Entscheidungen abzugeben, sehr bald vollständig verlassen hat und in der Regel nach Kommunikation mit den Vorständen der Versicherungsanstalten oder den Landescentralbehörden, vorbehältlich einer instanzlichen Entscheidung, durch instruierende Bescheide seine Anschauung über Controversen von allgemeiner Bedeutung kundgiebt.

Es entspricht dies Verfahren durchaus der Stellung, welche das Reichsversicherungsamt in dem Behördenorganismus einnimmt. Es spricht zwar Recht, ist Gerichtshof, aber zugleich und in erster Linie Verwaltungsbehörde. Es ist daher berufen, nicht bloß Recht zu sprechen, sondern in seinen Bescheiden in gewissem Sinne auch Recht zu machen. Je schwieriger es ist, wünschenswerte Ergänzungen und Veränderungen des Gesetzes in Form von Novellen im Reichstage zur Verabschiedung zu bringen, um so bedeutungsvoller und wichtiger wird diese, in der Auslegung des Gesetzes sich äußernde Thätigkeit des Reichsversicherungsamtes.



Ein elsässischer Edelmann.

Erinnerungen an Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin,

geboren am 1. Juli 1812,
gestorben am 29. Juni 1891.

Von

Max Reichard.

Wenige Tage vor dem Eintritt in sein achtzigstes Lebensjahr ist zu Edla bei Amstetten in Oesterreich ein Edelmann echter Art entschlafen, wie deren unsere Zeit wenig trefflichere gesehen hat. Er war ein Mann, der in seiner Lebensführung, in seinen Geistesgaben, in seinem Charakter und seiner Sprache eine ganz eigentümliche Verbindung und Verschmelzung deutschen und französischen Wesens darbot, und, wie wir hervorheben dürfen, in seltener Weise weitaus die besten und liebenswürdigsten Seiten der beiden Volkseigentümlichkeiten in seiner Persönlichkeit abspiegelte.

Es dürfte wohl kaum ein Mann im öffentlichen Leben unserer Tage gefunden werden, in dessen Lebensführung so wunderbare, anscheinend völlig unlösbare Gegensätze zu Tage getreten sind, wie es in derjenigen des Grafen Dürckheim der Fall gewesen, und zwar ohne daß dadurch ein Vorwurf für ihn, oder eine Disharmonie in seinen Handlungen erwachsen wäre. Wo lebte gegenwärtig ein Mensch, der einmal den Kaiser Napoleon III. und später Kaiser Wilhelm I. in seinem Hause beherbergt, mit Guizot, Thiers und Persigny in langjährigem amtlichen Verkehr gestanden hätte, und wiederum vom Fürsten Bismarck einmal herzlichst umarmt worden wäre? Wo gäbe es einen Schriftsteller, der mit Lamartine französische Gedichte ausgetauscht, auch dessen schönste Lieder übersetzt, und dann wiederum mit Geibel eine wahrhaft brüderliche Freundschaft gepflogen hätte, wie sich solches in mehr denn einem herüber- und hinüberklingenden Lied geoffenbaret hat?

Und in allen diesen wunderbaren Lagen und Führungen ist der Verstorbene stets ein aufrichtiger und wahrer Mensch, ein ritterlich gesinnter Edelmann geblieben, treu in dem ihm von Gott angewiesenen Beruf, eifrig darauf bedacht, die ihm anvertrauten Gaben zum Besten seiner Mitmenschen und im Gehorsam gegen die ihm vorgesetzte Obrigkeit zu verwerten, auch in den verschiedenartigen Wandlungen, welche er unter derselben durchleben mußte, Gottes Wege erkennend und achtend, und immer bereit, seine Pflicht treulichst zu erfüllen.

Graf Dürckheim hat in einem überaus anziehenden Buche: „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit" (Stuttgart 1887) vor vier Jahren eine Selbstbiographie geschrieben, die mit Recht vielfache Verbreitung gefunden, und dem Verfasser warme Freunde in

ganz Deutschland erworben hat. Ich möchte durch nachstehende Zeilen diejenigen, welche das Buch noch nicht kennen, auf das Werk aufmerksam machen, indem ich einige der Hauptmomente desselben wiederzugeben versuche, zugleich aber auch aus der persönlichen Erinnerung an ein siebenjähriges, gemeinschaftliches Leben am Stammorte des Grafen, dem seit 20 Jahren weltberühmt gewordenen Dorfe Fröschweiler, einzelne Züge des edlen Charakterbildes des Verstorbenen, wie es sich mir durch eine langjährige Freundschaft unvergeßlich eingeprägt hat, hinzufügen.

Die Dürckheims gehören zu den ältesten und angesehensten Geschlechtern des niederelsässischen Adels. Sie besaßen in früheren Zeiten große und fruchtbare Herrschaften im schönsten Teil des Landes, die sich von Niederbronn aus bis in die bayrische Pfalz erstreckten; auch das Städtchen Dürkheim mit seinen rebumkränzten reichen Bergen soll ihnen im Mittelalter gehört haben. Prächtige Schlösser und Burgen, inmitten der herrlichsten Wälder gelegen, Schöneck, Windstein, Schreckenstein u. a. dienten ihnen zur Wohnstätte, in Fröschweiler und Langensulzbach grenzten sie mit den großen Besitzungen der Grafen von Hanau-Lichtenberg, einem anderen, noch mächtigeren und reicheren Geschlecht, dem ein großer Teil des Nieder- und Mittelelsaß gehörte. Treu hielten sie stets zu Kaiser und Reich im deutschen Lande, und ein Cuno Eckbrecht von Dürckheim war einer der ersten unter den Dynasten des Elsasses, die sich zu Luthers Lehre bekannten und in ihren Landen die Reformation einführten. Der große Besitz, über welchen die Familie verfügte, verringerte sich bedeutend infolge des 30jährigen Krieges und der Einverleibung des Elsasses in das französische Reich. Ein Wolf Friedrich von Dürckheim war einer der letzten Ritter, die noch die Unabhängigkeit ihres Landes gegen die habgierigen Pläne Ludwigs XIV. verteidigten, und die zerstörten Windsteiner Burgen im Jägerthal bei Niederbronn zeugen noch heute von der Bedeutung der Kämpfe, welche der „letzte Elsässer" gegen die eindringende Macht Frankreichs zu bestehen hatte.

Die Familie der Dürckheims zerstreute sich im Lauf des 18. Jahrhunderts nach verschiedenen Richtungen hin. Ein Zweig des Hauses blieb in Fröschweiler angesessen, andere Glieder der Familie siedelten sich in Deutschland, namentlich in Bayern an, wo sie die Herrschaft Thürnhoffen bei Ansbach erwarben, und sich im Staatsdienst um das Wohl des Reiches vielfach verdient machten. Vom deutschen Kaiser wurden sie in den Grafenstand erhoben, und treu pflegten sie von Geschlecht zu Geschlecht die ritterlichen, von den Vätern überkommenen Tugenden weiter.

In Thürnhoffen wurde am 1. Juli 1812 der jüngst entschlafene Graf Ferdinand als jüngster Sohn des Besitzers dieser Herrschaft geboren. Der Vater hatte das Elsaß infolge der Revolution verlassen müssen; seine großen Güter waren ihm teils eingezogen worden, teils hatte er sie um einen Schleuderpreis unter Napoleon verkauft, und nach der Rückkehr der Bourbonen nur einen Bruchteil seines früher sehr bedeutenden Vermögens wieder herstellen können. Die älteren Söhne waren in Bayern für den deutschen Staatsdienst herangebildet worden; da er aber selbst später sich auf ein kleines Landgut im Elsaß zurückzog, ließ er seinen Jüngsten, Ferdinand, in Straßburg bei einem bewährten Pädagogen, Professor Redslob, erziehen. Seine ganze Gymnasial- und Studentenzeit verbrachte Graf Ferdinand in dem vortrefflichen Hause Redslobs, aus welchem er feste religiöse und sittliche Grundsätze mit ins Leben hinausnahm. Schon als 20jähriger Jüngling bestand er seine Referendarprüfung und bildete sich nun unter der Leitung des mit seiner Familie nahe befreundeten Präfekten des Niederrheins, Lezay-Marrésia, für den Staatsdienst aus. In dem nahe belegenen Schlößchen Bläsheim, wo die Eltern wohnten und wo sie auch im Anfang der dreißiger Jahre starben, verbrachte der junge Referendar meistens seine Sonntage im Kreis der Familie; dort reifte auch in seinem Herzen eine innige und zarte Liebe zu der Tochter aus einem befreundeten und benachbarten Hause, die er im November 1834, als er sein Assessor-Examen bestanden hatte, als Gattin heimführen durfte. Die junge Frau war die Tochter des Straßburger Bürgermeisters Freiherrn Friedrich von Türckheim und eine Enkelin

jenes Bernhard von Türckheim, welcher Lili Schoenemann aus Frankfurt, Goethes erste Liebe, geheiratet hatte.

In reizender Weise entrollt sich das Bild dieses Jugendlebens und dieser Jugendliebe in Graf Dürckheims Erinnerungen vor unseren Augen. Die politisch sehr bewegte Zeit bis zur Julirevolution 1830, die Eindrücke, welche Ludwig Philipps Regierung und auch sein erster Besuch in Straßburg hinterließen, spiegeln sich ebenso getreu in den Schilderungen des Erzählers wieder, als der Zauber, der nach so langen Jahren noch aus der Erinnerung an die Zeit der ersten Liebe aus seinen Erzählungen hervorstrahlt.

Die beiden ersten Jahre des Ehestands verlebten die jungen Gatten in Straßburg selbst. Im Jahre 1836 wurde ihnen ein Söhnchen geboren, und beinahe gleichzeitig wurde Graf D. ganz unerwartet zum Unterpräfekten (Landrat) des Bezirks Espalion im Departement des Aveyron in Südfrankreich ernannt. Ungesäumt mußte er seinen Posten antreten und die unter den damaligen Verhältnissen ungewöhnlich lange und beschwerliche Reise von nahezu 14 Tagen im eigenen großen Reisewagen mit Weib und Kind, Amme und Diener durch ganz Frankreich hindurch bis ins Herz der Cevennen unternehmen.

Ein ganz eigentümliches Bild der Zustände, welche vor bald 60 Jahren in jenem verlorenen Winkel Frankreichs herrschten, gewährt die Beschreibung der vier Jahre, welche der neuernannte Unterpräfekt in dem kleinen Bergstädtchen zubrachte, und der ersten Erfahrungen, die er als jugendlicher Beamter auf dem Gebiete des Verwaltungslebens sammelte. Das Departement des Aveyron gehörte zu denjenigen in Frankreich, welche auf einer im Unterrichtsministerium befindlichen Karte ganz schwarz übertüncht waren, zum Zeichen, daß in denselben die Volksschule ganz im argen lag, daß es unter den Rekruten so gut wie keinen gab, der lesen oder schreiben konnte. Ebensowenig waren brauchbare Straßen vorhanden: in seinem Kreise konnte der Unterpräfekt nur zu Pferde mit den Eingesessenen verkehren, und auf Wegen, wie man sie etwa nur in Korsika oder im Kaukasus vermutet hätte, führten ihn seine Dienstreisen in die Dörfer, die, hoch auf den Bergen oder tief in den Thalschluchten, eine auch von jeder Kultur unberührte Bevölkerung bargen. Wie dem fein gebildeten, in den vornehmsten deutschen und französischen Ueberlieferungen erzogenen Manne und seiner Gattin zu Mute sein mochte, in dem kleinlichen Treiben einer Bevölkerung, der jeder Sinn für höhere Bildung abging, läßt sich leicht denken. Welche Ueberraschung mochte es z. B. für die Frau Landrätin sein, als bei der ersten Versammlung des Kreistages die sämtlichen Mitglieder, die sich auf 8 Tage häuslich in Espalion niederließen, morgens, mittags und abends die Gastfreundschaft der Madame Souspréfet in Anspruch nahmen, der sie allerdings ungezählte Vorräte an Fleisch, Eiern, Brot und Wein, Hühnern und Enten u. s. w. mitgebracht hatten, damit sie die Bewirtung nicht allzusehr am Beutel spüre!

So gab es ein Scheiden ohne allzugroße Wehmut, als nach vier Jahren Graf Dürckheim seine Versetzung nach einer anderen Unterpräfektur in Nantua, einem anmutigen Städtchen im Departement de l'Ain, erhielt. Konnte doch da der biedere elsässische Bediente, der bei seiner Herrschaft treu ausgehalten und mit seinem Herrn manch sauren Ritt über Stock und Stein gemacht hatte, nicht mehr wie in den Cevennen sagen: „O Herr! was isch das für ein wüschtes Land! Wäre wir doch d'heim geblieben!"

So angenehm das Leben in dem schönen Land sein mochte, begrüßt doch Graf Dürckheim mit größter Freude die Botschaft, die schon nach zwei Jahren ihn zum Unterpräfekten in Weißenburg im Elsaß ernannte. Dort in einem Kreise, in welchem die Stammgüter seiner Familie lagen, in welchem zahlreiche industrielle und gewerbliche Unternehmungen nicht weniger als eine hoch entwickelte Landwirtschaft sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen, fand der eifrige Verwaltungsbeamte einen wahrhaft günstigen Boden für seine Thätigkeit und konnte er Ersprießliches schaffen zum Heil seiner Pflegebefohlenen. An der Geistlichkeit beider Konfessionen fand er eine treue Stütze für seine, die sittliche Hebung des Volkes erzielenden Bestrebungen; die ihm befreundeten,

zum Teil mit ihm verwandten großen Grundbesitzer und Fabrikanten gingen gerne Hand in Hand mit ihm bei allen einzuführenden Neuerungen, und eine besondere Freude gewährte es ihm, zur Förderung des selbst im Elsaß damals noch vielfach daniederliegenden Schulunterrichts durch seine Einwirkung auf die Lehrerkreise und Kantonalschulvorstände manches beitragen zu können. Eine wichtige Angelegenheit, bei deren Behandlung er sich den warmen Dank der Kreiseingesessenen, schwerlich aber der Centralbehörden erwarb, betraf damals die Einführung der französischen Sprache beim Religionsunterricht in der Volksschule. Sowohl die evangelische wie die katholische Geistlichkeit sträubte sich mit aller Macht gegen die von Paris aus stets erneuerten Versuche, der Jugend, welche doch im Elsaß noch überall die Predigt und den Konfirmandenunterricht in der deutschen Muttersprache vernahm, die ihre deutsche Bibel las, deutsche Lieder sang und deutsch betete, nun in der Schule den Katechismus und die biblische Geschichte durch den Lehrer in französischer Sprache beibringen zu lassen. Mit größter Energie vertrat Graf Dürckheim nach oben hin die Ansicht, daß dem Volk seine Muttersprache im Religionsunterricht zu belassen sei, und eine kräftige Unterstützung fand er unter andern auch bei dem Straßburger Bischof Raeß, der es in einem amtlichen Bericht offen aussprach: „Schließlich erkläre ich, daß es meinem Gewissen widerstrebt, die ersten Begriffe der Religion und der Moral den Kindern in einer anderen, als in ihrer Muttersprache, beibringen zu wollen.“ — Wunderbar nehmen sich angesichts dieses Zeugnisses aus berufenstem Munde die neuerdings im deutschen Reichstage stets wieder vorgebrachten und von der Zentrumspartei blind unterstützten Proteste der ultramontanen elsässischen Geistlichen aus, welche mit Ach und Weh darüber klagen, daß durch die Beibehaltung und Vermehrung der deutschen Unterrichtssprache in der Schule den elsässischen Kindern seit 1870 die Muttersprache geraubt werde!

Nur vier Jahre beließ die Regierung den Grafen D. in seinem Weißenburger Kreis. Dem Ministerium Thiers behagten seine wahrheitsgetreuen Berichte über die geringen Sympathien, die Frankreich in der Pfalz besaß, nicht, da man sich damals so gern in Paris vorreden wollte, das ganze deutsche linke Rheinufer brenne nur danach, von Frankreich annektiert zu werden. Mit dem Ministerium Guizot dagegen verdarb es der Unterpräfekt dadurch, daß er sich zu Wahlintriguen nicht hergeben wollte, welche einen der Bevölkerung ganz mißliebigen offiziellen Kandidaten ins Abgeordnetenhaus bringen sollten. Ganz unerwartet, und trotz der lebhaftesten Vorstellungen seitens des Oberpräfekten in Straßburg wurde Graf D. im Jahre 1844 nach Péronne im Norden Frankreichs versetzt: zum Trost erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion und die Mitteilung, daß er sein neues Amt als eines der vertrauensvollsten betrachten müsse, da innerhalb seines Kreises die Festung Ham läge, in welcher gerade damals Louis Napoleon, zu lebenslänglicher Haft verurteilt, gefangen saß.

Es war wieder ein ganz anderes Feld der Thätigkeit, das sich dem Unterpräfekten eines durch seine Armut und sein Landstreichertum in ganz Frankreich berüchtigten Kreises erschloß, im Gegensatz zu den bisher von ihm verwalteten Bezirken. Mit redlichem Eifer wandte sich Graf D. den ihm erwachsenden Aufgaben zu, deren einigermaßen befriedigende Hinausführung allerdings einen längeren Zeitraum erheischt hätte, als ihm das Ministerium denselben bemaß. Daß dabei sein Interesse auch in hohem Maße durch den Gefangenen in Ham in Anspruch genommen wurde, versteht sich von selbst. Wir müssen es uns leider versagen, auf die Beschreibung der verschiedenen Besuche, welche der Unterpräfekt dem Prinzen amtlich abstattete, näher einzugehen: sie bilden eine der anziehendsten Stellen aus den Dürckheimschen „Erinnerungen“, und bieten auch heute noch dem Leser höchst interessante Züge zu dem Charakterbild des späteren Franzosenkaisers. Daß Graf D. wenige Jahre später seinen früheren Gefangenen als Präsidenten der Republik und dann als Kaiser in einem anderen Kreise begrüßen würde, konnte freilich keiner der beiden Männer, die sich an der bescheidenen Frühstückstafel in der Zelle zu Ham gegenübersaßen, ahnen. Manche Gedanken jedoch, die Louis Napoleon

im Laufe des Gespräches aussprach, mußten bei seinem Besucher damals schon den Eindruck hervorrufen, daß dieser Mann seine Lebensaufgabe, das Kaiserreich in Frankreich wieder aufzurichten, ganz ernst nahm, und daß hinter dem scheinbar idealistischen Träumer und Schwärmer doch auch ein gut Stück schlauen Realpolitikers steckte, als welcher sich Napoleon bald genug der Welt enthüllte.

Noch im Laufe desselben Jahres 1844 erhielt Graf D., diesmal auf seinen ausdrücklichen Wunsch, da das Klima in Péronne für seine sehr zarte Frau ganz unzuträglich war, einen anderen Posten, indem er als Unterpräfekt nach Provins berufen wurde, einer reizenden kleinen Stadt im Marnedepartement, nicht sehr weit von Paris, in anmutigster Gegend belegen. Es war nun schon der fünfte Kreis, der innerhalb weniger Jahre dem jungen Landrat zur Verwaltung übertragen wurde. Wie sollte bei solch beständigem Wechsel der Verhältnisse und Personen Ersprießliches für die Bevölkerung geleistet werden, wo alle Interessen hinter den je länger je mehr alle Fragen beherrschenden Wahlbewegungen zurücktreten mußten. Mit Riesenschritten ging alles damals in Frankreich schon dem Umsturz entgegen, den das Jahr 1848 brachte, und der auch im Sturm der Revolution den Unterpräfekten von Provins aus seiner Stellung wegtrieb. Die einzelnen z. T. tragikomischen Umstände, unter welchen die republikanischen Volksbeglücker ihren Einzug in das kleine Provinzialstädtchen hielten, schildert Graf D. mit beißendem Humor. Er selbst zog sich vorläufig ins Privatleben zurück, wozu ihn auch besonders der herbe Schlag trieb, der ihn in seinem innersten Gemütsleben betroffen hatte. Kurz vor Ausbruch der Revolution war ihm in Südfrankreich, wo sie den Winter bei ihren Eltern, um ihrer zarten Gesundheit willen, zugebracht hatte, seine edle Gattin gestorben, das einzige Söhnchen zurücklassend, das sie ihm geboren hatte.

Die Unthätigkeit wurde dem so eifrigen und arbeitstüchtigen Manne doch auf die Dauer unerträglich. Nachdem er ein volles Jahr bei seinen Schwiegereltern in Südfrankreich zugebracht, wurde ihm das Glück zu teil, in der Schwester seiner verstorbenen Gattin eine neue Lebensgefährtin und eine treue Mutter für sein Kind zu finden. Bald darauf stellte er sich auch der republikanischen Regierung zur Verfügung und erhielt einen Ruf als Unterpräfekt nach Schlettstadt in Mittelelsaß, dem schon abermals nach Jahresfrist die Beförderung zum Präfekten des Oberrheins folgte, eines der reichsten und um seiner großen industriellen Bevölkerung in Mülhausen, Than und Gebweiler willen wichtigsten Departements in ganz Frankreich. Da war es, wo Graf D. zum erstenmal wieder seinen früheren Pflegling aus dem Gefängnis in Ham nicht nur begrüßen, sondern in seinem Hause in Colmar bewirten mußte, als Louis Napoleon als Präsident der französischen Republik im Jahre 1851 eine Rundreise durch eine Reihe von Provinzen unternahm, um die Stimmung des Volkes zu prüfen, ehe er es wagte, den Staatsstreich auszuführen, der ihm den Weg zum Kaiserthron bahnen sollte. Die Einzelheiten dieses Wiedersehens schildert Graf D. in anschaulichster Weise: wohlthuend berührt dabei jedenfalls das Benehmen des damaligen Präsidenten, über den man sonst denken mag wie man will, der seiner Dankbarkeit für die Freundlichkeit, die ihm acht Jahre zuvor Graf D. bewiesen hatte, unumwunden Ausdruck gab, und sich dadurch vor so manchen Menschen auszuzeichnen verstand, die ihre Größe darin suchen, aus dem Unglück nichts zu lernen und erwiesene Wohlthaten zu vergessen. Der Präfekt mußte den Präsidenten mehrfach auf seinem Zug durch das ganze Departement begleiten, und der Prinz machte sich eine Freude daraus, eingehend mit ihm über die Lage des Landes, besonders über die Bedürfnisse der Arbeiterbevölkerung zu sprechen. Mit Vorliebe that er es in deutscher Sprache, die ihm ja völlig zu Gebote stand — allerdings zu nicht geringem Aerger seiner übrigen Begleitung, namentlich seines Sekretärs Mocquard, der sich selbst einmal die ungezogene Unterbrechung erlaubte: „Hoheit! wissen Sie noch, wie Voltaire einmal von der deutschen Sprache sagt: „in Potsdam sprächen und verständen sie nur die Fuhrknechte und die Pferde?““ Worauf ihm aber der Prinz mit scharfer Betonung

erwiderte: „Voltaire war sehr thöricht, als er das sagte; gerade wie alle diejenigen, die sich erlauben, von Dingen zu reden, die sie nicht verstehen."

In die Zeit der Kolmarer Verwaltung fiel Napoleons Staatsstreich vom 2. Dezember 1851. Graf D. weilte eben in Straßburg bei einem Diner, das der kommandierende General an dem Tage gab, an welchem die erste Kunde von den Pariser Ereignissen eintraf. Noch genau erinnere ich mich aus meiner Jugend, welche Bewunderung es allgemein erregte, als man später erfuhr, wie der pflichttreue Beamte sofort vom Tisch aufgestanden sei, auf dem Bahnhof eine Lokomotive habe requirieren lassen, und in dunkler Winternacht in kaum mehr als einer Stunde auf der Maschine nach Kolmar auf seinen Posten zurückgeeilt sei, um für alle Ereignisse am kommenden Tage bereit zu sein.

Noch weit mehr Bewunderung verdient eine andere That aus jener Zeit, die viel später erst bekannt geworden ist, und durch welche sich Graf D. die Dankbarkeit von Hunderten von Familien erwarb. Dem Staatsstreich folgten, wie bekannt, furchtbare Repressivmaßregeln gegen die Republikaner im ganzen Lande auf dem Fuße nach. Proskriptionslisten sollten in jedem Departement durch besondere Kommissionen aufgestellt werden, deren Mitglieder vielfach von wütendstem Haß gegen die Republikaner sich leiten ließen, und eine Menge von Leuten, die zum Teil unschuldig, großenteils aber nur unbesonnen in ihren Aeußerungen gewesen waren, nun als Staatsverbrecher nach kurzem Prozeß nach Cayenne oder nach Lambessa in Algerien deportieren ließen. Graf D. hatte als Präfekt den Vorsitz in der Kommission zu führen. Seine Kollegen wollten in übermäßigem Eifer drakonische Maßregeln ergreifen und hatten eine Menge Leute zur Deportation bestimmt. Der Präfekt reichte einen Separatbericht an den Minister Morny ein, mit der Bitte, dem Prinzen-Präsidenten vorzustellen, wie unselig eine solche Maßregel wäre, die Hunderte von augenblicklich nur verblendeten Männern auf immer verderben würde, und strich auf der miteingesandten Liste alle Namen derer, für die er sich verbürgen zu können glaubte. Der Bericht kam umgehend mit einer freundlichen Randbemerkung Napoleons zurück, welche Graf D.s Vorschläge billigte und alle seine Empfohlenen begnadigte. Die anderen Mitglieder der Kommission waren äußerst zornig auf den Präfekten; er konnte aber ihren Zorn in dem Bewußtsein auf sich nehmen, daß er seinem Departement den Jammer einer blutigen Schreckensherrschaft erspart, und der Obrigkeit dazu den besten Dienst geleistet hätte, wofür ihm auch der Minister Graf Morny noch besonders dankte.

Leider war Mornys Nachfolger, Graf Persigny, nicht von demselben Wohlwollen gegen den mutigen Präfekten beseelt wie sein Vorgänger. Schon im Laufe der nächsten Jahre spannen geheime Feinde, wie sie ein so offener und unerschrockener Beamte notwendig haben mußte, Intriguen aller Art gegen ihn an. Man verstand es, ihn in Paris als verkappten Orleanisten, als Protestanten zu verdächtigen; in der Umgebung Napoleons, der mittlerweile Kaiser geworden war, und dem es an Schmeichlern aller Art nicht fehlte, fanden solche Verleumdungen ein williges Ohr, und bald wurde die Lage für Graf D. so unerträglich, daß er die erforderlichen Schritte that, um Klarheit über die Gesinnung des Ministers ihm gegenüber zu erhalten. Das Ergebnis war seine Versetzung in den Ruhestand, die ihn ganz unerwartet traf. Wenige Monate vorher hatte er, als ob er ahnte, was ihm bevorstand, das alte Stammgut seiner Familie, Fröschweiler, allerdings in sehr zerrüttetem Zustand und nur noch auf einen bescheidenen Teil seiner früheren Ausdehnung beschränkt, durch Kauf an sich gebracht, und dahin zog er nun mit seiner Familie, nachdem er das Schloß neu aufgebaut, um sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen. Einflußreichen Freunden am Hofe Napoleons, welche mit Schmerz das ihm angethane Unrecht empfanden, das er selbst ohne Groll hingenommen, gelang es, den Kaiser zu bewegen, dem Manne, der seit 25 Jahren dem Lande treu gedient, eine ehrenvolle Entschädigung für die schmachvolle Behandlung, die ihm seitens Persignys widerfahren war, zu gewähren. Napoleon berief Graf D. zu einer

Audienz, empfing ihn in der alten huldvollen Weise und verlieh ihm nach kurzer Zeit schon die Stelle eines General-Inspektors der Telegraphie, welche er bis zum Jahre 1870 bekleidete.

Es war, wenn auch politisch kein bedeutsames, doch sonst ein den Wünschen und Neigungen des Grafen sehr entsprechendes Amt, das er 16 Jahre lang verwaltete. Neun Monate des Jahres konnte er auf seinem Schloß verbringen, während drei Monaten dagegen hatte er jedes Jahr in den verschiedenen Departements Inspektionsreisen zurückzulegen, die ihn durch ganz Frankreich bis nach Korsika und Algerien, ja selbst bis nach Tunis führten. Graf D. wußte auch dieser neuen Berufsthätigkeit einen großen Reiz abzugewinnen; sein Idealismus und Optimismus verließen ihn auch bei dieser Arbeit ebensowenig als solches bei den schwierigen Anfängen seines Präfekturlebens in Espalion der Fall gewesen war. Die Beschreibung seiner Fahrten, namentlich durch Korsika und Afrika bieten in dem Buch seiner Erinnerungen dem Leser einen großen Reiz und zeigen, wie viel Geist und Leben der Verfasser in die oft recht nüchterne Sphäre seiner damaligen Berufsarbeit zu tragen verstand.

Es war das die Zeit, während welcher ich die sieben ersten Jahre meines Amtslebens in seiner Nähe in Fröschweiler zubrachte. Ich kann auf jene Jahre unserer Gemeinschaft, die eine fast tägliche war, nur mit dankbarster Erinnerung zurückblicken. Das Familienleben im Schloß, wo eine hochbegabte, edle Schwiegermutter, geb. Gräfin Degenfeld, und drei Söhne aus zweiter Ehe — der einzige Sohn aus der ersten Ehe stand schon beim Heer — mit dem Grafen und seiner Gemahlin lebten, bot allen, die mit denselben verkehrten, reiche Anregung. Der Graf beteiligte sich aufs lebhafteste bei allen Angelegenheiten, die das öffentliche Wohl in Kirche, Schule und Gemeindeleben betrafen. Als treues Glied seiner Kirche gab er mit seiner Familie der Gemeinde das beste Beispiel eines schönen christlichen Familienlebens. Dabei war er ein fleißiger, sorgsamer Landwirt und Forstmann, der sich bemühte, den Landleuten in der Gemeinde mit gutem Beispiel bei der Bekämpfung des alten Schlendrians und eingerissener Uebelstände voranzugehen. An den Fragen der großen Politik nahm er natürlich auch regen Anteil, ohne jedoch in dieselben einzugreifen, da ihn damals schon schwere Sorgen um die Zukunft Frankreichs erfüllten, das er unter Napoleons späterer Herrschaft seinem Ruin entgegengehen sah. Mit großer und steigender Begeisterung wandte er sich litterarischen Arbeiten zu. Seine ersten dichterischen Versuche in deutscher Sprache fielen in jene Zeit, und großen Genuß bot der geistige Austausch zwischen Schloß und Pfarrhaus im täglichen Leben, gewürzt durch gemeinsame Musik und Lektüre, durch die gegenseitige Mitteilung aller möglichen Erzeugnisse in Prosa und Poesie, durch die Reisebeschreibungen des Grafen, der jedesmal bei der Rückkehr von seinen langen Fahrten eine reiche Ausbeute von Erlebnissen und Erfahrungen auf allen Gebieten des Lebens mitzubringen verstand.

Als der große Krieg 1870 ausbrach war Graf Dürkheim in Fröschweiler und schickte sich eben an, die herrliche Ernte, die ihm Gott in jenem Jahre beschert hatte, einzuheimsen. Wie ein Blitzstrahl traf auch ihn die Nachricht von der Kriegserklärung, und sofort entstand in ihm die Ahnung, daß das Sauerthal, welches schon während der ersten französischen Revolution der Schauplatz entscheidender Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland gewesen, noch einmal zur Wahlstatt im Ringkampf der Völker werden würde. Wie oft hatten wir in früheren Jahren, wenn dunkle Wolken den politischen Horizont umlagerten, bei unseren Gesprächen auf den Fröschweiler Höhen dieser Ahnung Ausdruck gegeben, und es uns ausgemalt, welchen Kampf es kosten würde, von Wörth und Gunstett herauf die Elsaßhauser und Fröschweiler Hügel zu erklimmen!

Die ersten Tage nach der Kriegserklärung, die Graf Dürkheim noch mit den Seinigen zubringen konnte, brachten furchtbare Unruhe. Die französischen Truppen sammelten sich massenweise in der ganzen Gegend, um von da aus den geplanten Vorstoß gegen die Pfalz auszuführen. Aber bald schon ward es den einsichtigen Bewohnern des Schlosses zur Gewißheit, daß ein solcher mit dem Heer, das um sie her zusammen-

kam, nicht bewirkt werden würde. Grenzenlose Ueberstürzung und Unwissenheit bei den Befehlshabern, Ratlosigkeit sondergleichen bei den Offizieren und Beamten, täglich wachsende Verwilderung bei den Truppen, die sich bis zur Ausplünderung der armen Landleute, zu Bettelei, Prügelei und Meuterei steigerte, das bildete die Signatur der letzten Julitage für die armen Bewohner von Fröschweiler. Im Schloß lag als Befehlshaber im Quartier ein alter, halb kranker General Moreno, der keinen deutschen Ortsnamen aussprechen oder behalten konnte, der den Rhein getrost bei Weißenburg und Lembach vorbeifließen ließ, der einen wichtigen Paß „die Pfaffenschlicke", auf den er aufmerksam gemacht wurde, stets als Dorf „Papperlick" bezeichnete! Dabei hatte er keine Ahnung von der Lage des Landes, von dem Aufmarsch der deutschen Truppen in der Pfalz, so wenig wie bald darauf General Ducrot und Marschall Mac Mahon selbst, der noch am 5. August die Schloßbewohner mit den Worten beruhigte: „Il n'y aura rien ici; ils n'oseront pas nous attaquer." (Hier wird es nichts geben, sie werden es nicht wagen, uns anzugreifen.) —

Selbst der mit Recht so berühmt gewordene Reiterzug des Grafen Zeppelin, der am 24. Juli durch Elsaßhausen bis in die Nähe von Reichshoffen sprengte, konnte die Sicherheit der französischen Generale eben so wenig erschüttern, wie die Versicherung der Eingesessenen, vor allem auch Graf Dürkheims, daß ein Kampf ernstester Art bevorstehe. Das blinde Selbstvertrauen der Generale wurde kaum erschüttert, als der jüngste Sohn des Hauses am Abend des 4. August mit unglaublicher Kühnheit bis nach Sulz den anrückenden deutschen Truppen entgegenritt und die Kunde von dem Gefecht bei Weißenburg und der Flucht des französischen Heeres mitbrachte.

Mittlerweile hatte aber Graf Dürckheim auf einen Befehl aus Paris hin Fröschweiler schon verlassen müssen. Am 24. Juli hatte er in Straßburg sein schönes Reitpferd verkauft, und zwar an den Gouverneur der Festung, den General Uhrich, einer der wenigen französischen Befehlshaber, die klar in die Zukunft schauten. Mit wehmütigem Lächeln sagte derselbe dem Grafen voraus, daß er den schönen Gaul wohl selten besteigen würde. „Dafür werden wir ihn aber wahrscheinlich verzehren müssen," fügte er hinzu. — Und wir haben ihn auch in der That während der Belagerung mit Tausenden seiner Genossen verspeist!

Der Graf verließ die Seinigen am 26. Juli, Schloß und Gut der Sorge seiner edlen Gemahlin und seinen beiden jüngeren Söhnen überlassend. Dieselben besuchten zu jener Zeit das Straßburger Gymnasium und waren schleunigst nach Hause zurückgekehrt. Der älteste Sohn, Graf Edgar, aus erster Ehe, stand bei den Hagenauer Lanciers, während der zweite, Graf Wolf, als Lieutenant der Mobilgarde nach Straßburg berufen worden war.

Graf Dürckheim selbst war nach Paris zu seinem Chef, Graf Vougy, befohlen worden, und hatte von demselben den Auftrag erhalten, sich sofort nach Metz zu begeben, um daselbst die Feld-Telegraphie für Bazaines Heer zu organisieren.

Von den unbeschreiblichen Zuständen, die damals in der französischen Armee walteten, geben die Erzählungen des Grafen Dürckheim ein anschauliches, furchtbares Bild.

So, um nur eines zu erwähnen, das sonst nie bekannt geworden, erkundigte er sich bei seiner Ankunft in Metz bei dem General Coffinières, dem General-Inspekteur der Ingenieure, nach dem Material der Feld-Telegraphie, die er einrichten sollte. Kein Mensch wußte etwas über den Verbleib dieses ganzen großen Inventars. „Das müssen die Telegraphen-Inspektoren wissen," hieß es überall bei der Militär-Verwaltung. Vergeblich wies Graf Dürckheim aus seinen Akten nach, daß vier oder fünf Jahre zuvor die ganze Verwaltung der Feld-Telegraphie mit dem dazu gehörigen großen Apparat von der Civilbehörde an das Kriegsministerium gegangen und dem Ingenieurkorps übergeben worden sei. Nirgends war eine Spur von dem ganzen Material zu finden oder eine Erinnerung an die Uebernahme vorhanden. Endlich verwies man den Grafen auf das frühere „Lager von Châlons", woselbst in den Vorjahren stets große Manöver

abgehalten worden waren. Dort, unter vielen anderen Gegenständen vergraben, in einem Zustand unsäglicher Verwüstung und Unordnung, lag der ganze Apparat, von dessen Vorhandensein niemand mehr etwas wußte. Es kostete Graf D. und seinen Leuten natürlich tagelanges Arbeiten, bis alles einigermaßen in Ordnung war und dem Ingenieurkorps ein erträgliches Material übergeben werden konnte! Die ersten Depeschen aber, welche die zwischen der Rheinarmee und dem Hauptquartier endlich hergestellte telegraphische Verbindung vermittelte, brachten die Nachrichten von der Wörther und der Spicherer Schlacht!

Mit dem Kaiser Napoleon traf Graf D. noch einmal am 8. August auf dem Bahnhof zu Metz zusammen, als eben die Nachrichten von den beiden Niederlagen eingelaufen waren. Gebrochen und geschlagen wankte der Kaiser in den Saal; wo waren die stolzen Pläne des Gefangenen zu Ham, wo die Siegesgewißheit des Kaisers hingeraten, der wenige Jahre zuvor den Grafen in den Tuilerien, damals auf der Höhe seines Ruhmes stehend, noch triumphierend empfangen hatte. Jetzt wollte er sich an die Spitze des Heeres stellen, um im Norden des Landes dem eindringenden Feinde entgegenzutreten! Und sein Weg führte ihn nach Sedan! Mit erloschenem Blick nahm er die Meldung des Grafen entgegen, der soeben wieder von seinem Chef nach Paris befohlen worden war; auf die Frage, ob er ihm keinen Auftrag an die Kaiserin oder an das Ministerium zu erteilen hätte, antwortete der Kaiser nur mit einem teilnahmlosen „Nein! ich danke Ihnen!“

In Paris traf Graf D. ebenfalls alles in der größten Verwirrung: sein Chef, der Generaldirektor der Telegraphie, war krank und überließ ihm den ganzen Dienst, der sich bei der wachsenden Unordnung im Lande bis zur Unerträglichkeit steigerte. Dabei nagten am Herzen des Grafen die schwersten persönlichen Sorgen. Seit Anfang August hatte er nichts mehr von den Seinigen vernommen; nur so viel hatte er gehört, daß bei Fröschweiler eine große Schlacht geschlagen worden, die mit der Erstürmung des Dorfes und der Flucht Mac Mahons geendet hatte. Was war aus Frau und Kindern, was aus dem ältesten Sohn geworden, der bei Mac Mahons Heer stand, was aus dem alten Heim? — Am 4. September erlebte der Graf noch den Zusammenbruch des Kaiserreichs, nach dem Eintreffen der Nachrichten über die Katastrophe von Sedan. Und nun sah er dasselbe Volk, das Jahrzehnte lang dem Kaiser zugejauchzt, das den Krieg mit Jubel begrüßt, den Sieg zum voraus als unumstößlich sicher gefeiert hatte, angesichts der furchtbarsten Niederlage, die je ein Land erlebt, sich dem tollsten Reigen revolutionärer Lust hingeben; ein Volk, das statt in sich zu gehen, alle Gebäude beflaggte, und dann den Thron umstürzte, den es selbst aufgerichtet hatte, und seine ganze Wut auf den Mann entlud, den es, wenn er als Sieger heimgekehrt wäre, bis zum Himmel erhoben hätte. Die empörenden Scenen, deren Zeuge Graf D. in Paris sein mußte, bei der Erstürmung der Tuilerien und der Austreibung der Kaiserin, ließen ihn in der tiefsten Seele ergrimmen und erfüllten ihn mit Ekel gegen den Geist, den er über Frankreich aufsteigen sah. Das elsässische, altdeutsche Blut in seinem Herzen, sagt er selbst, regte sich und erwachte zu neuem Leben, und fest entschlossen, seinem Heimatlande, dem Elsaß, nun vor allem seine Kraft zu weihen, reichte er seinen Abschied in Paris ein und eilte über die Schweiz und Baden dem geliebten Fröschweiler zu. Man muß in den „Erinnerungen“ selbst die Beschreibung des ergreifenden Wiedersehens zwischen dem Grafen und den Seinigen lesen, mit ihm die Schilderung der dazwischen liegenden Wochen seit der Wörther Schlacht mit allem, was ihr vorausgegangen und ihr gefolgt, durchleben, um die Gewalt der Eindrücke zu empfinden, die sein Herz durchmachte! Wie tragisch vor allem das Geschick des ältesten Sohnes, der, während die Schlacht am stärksten tobte, durch die Räume des väterlichen Schlosses eilte, um noch einmal seine Mutter und die Brüder zu umarmen, die im Keller geborgen waren und nichts von ihm wußten, auch nicht heraufkommen konnten, an dem stürmischen Schritt über ihren Häuptern aber den Geliebten zu erkennen glaubten! Und dann wurde er mit in die jähe Flucht der

Lanciers und der Kürassiere verschlungen — dann kämpfte er mit bei Sedan, wurde schwer verwundet und starb am Typhus im Lazarett zu Montmédy — fern von den Seinigen, die erst lange nachher die Nachricht von seinem Tod erfuhren! —

Der Friede war geschlossen — das Elsaß war deutsch geworden. Gott der Herr hatte es also gefügt, wie es keiner zuvor zu ahnen vermocht, zu hoffen gewagt. Graf D. hielt es nicht mit denen, die grollend beiseite traten, und die mißmutig über die kleineren oder größeren Leiden, die jeder Krieg und jede Wendung in der Weltgeschichte über den einzelnen bringen, sich in den Schmollwinkel verletzter Gefühle zurückzogen. Er sah über seinem Heimatland eine neue Zeit hereinbrechen, die demselben Heil bringen mußte, wenn es die Wege Gottes verstand, und hielt es für seine Pflicht, seinen Landsleuten zum Betreten dieser Wege Mut zu machen. Ein Aufruf, den Graf D. nach dem Friedensschluß in diesem Sinn ergehen ließ, verlieh den Empfindungen vieler seiner Landsleute einen beredten Ausdruck, verschaffte dem mutigen Verfasser aber auch viele Anfeindungen und Verdächtigungen seitens solcher, die des Grafen Schritt nicht zu würdigen verstanden oder denselben mißdeuten wollten.

Der Mann, der nur die besten Absichten verfolgte, nur seinem Vaterlande dienen wollte und selbstlos auf alles verzichtete, was Ruhm oder Gewinn bringen konnte, hat schwere Jahre durchleben müssen, die ihm Enttäuschungen und Demütigungen aller Art gebracht haben. Er ist von vielen, die ihm nahe standen, verkannt worden; einzelne Worte, die er vielleicht im übereifrigen Drang geredet, sind ihm übel gedeutet worden, selbst auch von Freunden und Gesinnungsgenossen! — Aber es darf ihm nachgerühmt werden, daß er sich im Glauben an die Zukunft seines Heimatlandes und in der Liebe zu demselben, die er fürsorgend stets zu bethätigen suchte, durch nichts hat erschüttern lassen. Treu hat er jede Gelegenheit benutzt, um seinem Heimatlande Dienste zu erweisen. Dazu bot ihm die offene Stellung, die er zu den deutschen Behörden, ganz besonders zu dem ersten edlen General-Gouverneur, Graf von Bismarck-Bohlen, einnahm, reichlich Gelegenheit. Auf dessen Wunsch fuhr er zu Anfang des Jahres 1872 mit vier anderen unabhängigen, nur für das Wohl ihres Stammlandes lebenden Männern, von welchen zwei, Präsident Seugenwald und Fabrikant Reichard, mein ältester Bruder, beinahe gleichzeitig mit Graf D. gestorben sind, zum Krönungsfest nach Berlin, wo dieselben mit großer Zuvorkommenheit empfangen wurden, und vor Kaiser und Kanzler die Interessen ihres Heimatlandes vertreten durften. Sie hatten sich alle aufrichtig auf den Boden des Frankfurter Friedensschlusses gestellt, und von dieser Grundlage aus konnten sie getrost für das Elsaß, dessen Lebensinteressen sie vertraten, eintreten. Reichen Ertrag in Bezug auf die dem Lande zu gewährenden Vorteile brachten sie bei ihrer Rückkehr mit; vor allem aber auch den lebendigen Eindruck davon, daß man in den maßgebenden Kreisen dem neuerworbenen alten Bruderlande die lebhaftesten Sympathieen entgegenbrachte und des Landes Wohl auf allen Gebieten fördern würde.

Vor allem waren es die ehrwürdigen und mächtigen Persönlichkeiten Kaiser Wilhelms und seines großen Kanzlers, des Kronprinzen, Moltkes, die den elsässischen Deputierten, und besonders auch dem Grafen Dürckheim, welcher mit denselben noch in nähere Berührung kam als seine Genossen, einen unvergeßlichen Eindruck hinterließen. Im Hause des Kanzlers fand der Graf damals und auch noch sonst, wenn ihn sein Weg wieder einmal nach Berlin führte, stets eine überaus freundliche Aufnahme, und wenn es ihm auch später nicht mehr möglich war, in die Geschicke seines Landes unmittelbar einzugreifen, da er es ablehnte, ein öffentliches Amt anzunehmen, so hat er doch durch das Vertrauen, dessen er sich besonders seitens des Fürsten Bismarck erfreuen durfte, noch oft zum Besten des Elsasses reden können. Seine letzte Begegnung mit dem Fürsten fand im Jahre 1874 statt, bei Gelegenheit eines Kongresses deutscher Landwirte, zu welchem Graf Dürckheim von der elsässischen Verwaltung nach Berlin abgeordnet worden war. Mehrmals wurde er damals zu kleineren Gesellschaften in das Reichs-

kanzlerpalais eingeladen, — und als er zum letztenmal daselbst war, um sich vom Fürsten zu verabschieden, durfte er ihm noch einmal die Geschicke seines lieben Elsaß warm ans Herz legen. Fürst Bismarck, augenscheinlich bewegt, wie Graf Dürckheim erzählt, umarmte denselben vor der ganzen Gesellschaft und sagte: „Sie können vollkommen ruhig sein, ihr Vaterland wird nie stiefmütterlich behandelt werden."

Es hat auch sonst an hellen Lichtblicken im Leben des Grafen im Laufe der zwanzig Jahre, die seit dem Kriege verflossen sind, nicht gefehlt.

Dazu gehörte zuerst der Tag, an welchem im Juli 1876 in Fröschweiler die herrliche Friedenskirche geweiht wurde, welche aus den Beiträgen aller deutschen Fürsten und Stämme, an Stelle des im Kriege zerstörten Gotteshauses errichtet worden war.

Bald darauf, im August desselben Jahres, widerfuhr der Gemeinde und dem Schloß Fröschweiler eine ganz besondere Ehre durch den Besuch des Kaisers Wilhelm und des Kronprinzen Friedrich. In den frühen Morgenstunden ritten die beiden Fürsten, von einem stattlichen Gefolge umgeben, über das Gefilde von Elsaßhausen. Nachdem die merkwürdigsten strategischen Punkte besichtigt waren, fand gegen elf Uhr der Einzug in Fröschweiler statt. An der Grenze der Gemeinde, unter dem sympathischen Andrang der Landbevölkerung der ganzen Umgegend, erwarteten der Bürgermeister und der Gemeinderat von Fröschweiler den Heldenkaiser.

Als der Monarch von weitem die gedrängte Menschenmenge gewahrte, ritt er in kurzem Jagdgalopp auf sie zu, und, den Grafen erkennend, reichte er ihm die Hand, und sagte mit bewegter Stimme: „Das Land ist doch sehr unglücklich, lieber Graf." „Bald wird sich dies deutsche Land von den Schmerzen des Krieges und der Trennung von Frankreich erholen unter der weisen Regierung unseres erlauchten Kaisers" — antwortete Graf Dürckheim mit leiser Stimme, und sich an die Spitze seiner Gemeinderäte stellend, begrüßte er hierauf den Kaiser im Namen der Gemeinde, die ihn damit beauftragt hatte, mit folgenden Worten:

„Majestät! Auf diesem historischen Boden, wo vor nahezu zweihundert Jahren das Elsaß dem deutschen Reiche gewaltsam entrissen, und kürzlich durch den erlauchten Kronprinzen mit seiner heldenmütigen Armee wieder gewonnen wurde, begrüßt heute Ew. Majestät als seinen rechtmäßigen Landesherrn, der Enkel jenes tapferen Soldaten, der hier für ein deutsches Elsaß den letzten Schwertstreich geführt hat!

In der festen Zuversicht, daß nimmermehr das neue Reich unser Elsaß lassen wird, rufen wir freudig aus: Hoch lebe der Erhalter und Mehrer des Reichs! Unser Kaiser Wilhelm lebe hoch!"

Die Volksmasse wiederholte dreimal ihr stürmisches „Hoch" und geleitete ehrfurchtsvoll den Monarchen bis zur Kirche.

Nach Besichtigung des Gotteshauses kehrte der Kaiser im Schloß ein, um daselbst eine kurze Rast zu halten. — Die Gräfin Dürckheim war auf so hohen Besuch nicht vorbereitet gewesen, allein die bekannte Herzensgüte des großen Kaisers und die Liebenswürdigkeit des Kronprinzen enthoben die Hausfrau jeder Verlegenheit. Daß es dem greisen Monarchen wohl that, zum erstenmal in ein ihm aufrichtig ergebenes Haus im Elsaß einzutreten, und daselbst ehrerbietig und herzlich empfangen zu werden, konnte man in seinen gütigen Augen lesen, selbst wenn er es nicht in den huldvollsten Worten ausgesprochen hätte.

Kaiser und Kronprinz verweilten eine Stunde im Schloß Fröschweiler, unterhielten sich gnädigst mit der Gräfin Dürckheim und dankten ihr für die milde Sorge, welche sie den deutschen Verwundeten bei der Wörther Schlacht hatte angedeihen lassen. Nach kurzer Rast begaben sich der Kaiser mit dem Kronprinzen in den Garten, wo das Landvolk mit Ungeduld ihrer harrte. Der Kaiser durchschritt die Reihen der Leute, betrachtete sie mit seinem wohlwollenden, freundlichen Blick, und richtete einfache und traute Worte voll wahrhaft väterlicher Güte an die ehrfurchtsvolle Menge, die gekommen war, um nach ihrer Aussage, einmal einen „rechten Kaiser" zu sehen! — Für das ganze Land blieb

von diesem Besuche ein wohlthuender Eindruck zurück, für das Haus und das Herz des Grafen Dürckheim blieb dieser Tag eine unvergeßliche Ehre. —

In der Mitte der siebenziger Jahre übergab der Graf sein Fröschweiler Gut, an das er viele Liebe und Pflege gekehrt, und es zu einem sehr freundlichen Wohnsitz gestaltet hatte, seinem jüngsten Sohne, und kaufte sich in der Nähe von Amstetten in Oesterreich ein kleines Gut, Edla, das er bis an sein Ende bewohnte.

Dorthin zog ihn besonders der Umstand, daß sein ältester Sohn aus zweiter Ehe nach dem Krieg in österreichische Dienste getreten war. Der zweite Sohn, ein begabter Jüngling, der sich dem Forstfach gewidmet hatte, war bald nach 1870 an einer Gehirnentzündung gestorben, abermals eine schwere Heimsuchung für den Vater, der den Schmerz um die beiden, in der Jugendblüte ihm entrissenen Söhne nie mehr hat überwinden können.

* * *

In der Stille hat der Mann, dessen Leben ein so reich bewegtes gewesen, die fünfzehn letzten Jahre seiner Erdenlaufbahn zugebracht. In seinem kindlichen, lebendigen Christenglauben, den er allezeit treu bekannt, und in der Pflege edler Dichtkunst hat er Erquickung für sein Herz gesucht und gefunden. Ein reizendes Büchlein über „Goethes Lili" war das erste Werk, mit dem er an die Oeffentlichkeit trat. Dann gab er einen Band Gedichte heraus, teils Eigenes, teils Uebersetzungen, darunter manche echte Perlen lyrischer Dichtkunst. Sein Bestes hat er aber in seinen „Erinnerungen" gegeben, als ein lebendiges Denkmal seines Wollens und Wirkens, besonders für seine Landsleute, das noch in fernen Zeiten von ihm zeugen wird. Vieles von dem was er im edelsten Idealismus erstrebt, ist für ihn unerreichbar geblieben, und wird auch für andere vielleicht ein bloßer Traum bleiben. Manches aber ist dennoch ein lebendiges Samenkorn geworden, das, wenn auch spät, doch noch einst zur Frucht reifen kann, wenn das Erdreich sich für dasselbe empfänglich zeigt, und Regen wie Sonnenschein zur rechten Zeit nicht fehlen. Und das Zeugnis wird jeder, der diese Erinnerungen liest, dem Verfasser geben müssen, daß er ein Edelmann im besten Sinn des Wortes, ein aufrichtiger Christ, ein hochbegabter Mann gewesen, der mit voller Treue seine Pflichten erfüllt, und nichts gewollt, als das Wohl seiner Mitmenschen zu fördern. Dem Lande, das ihn aufgenommen und erzogen, hat er seine ganze Manneskraft gewidmet, dann aber, als Gottes Hand ihn zu seinem alten Stammlande, dem großen deutschen Reiche, zurückführte, hat er mit hellem Blick die Zeitlage erkannt, und mit offenem Mut den Weg gezeigt, den seine Stammgenossen gehen sollten, um ihrem Heimatlande eine gedeihliche Zukunft zu sichern.

Have pia anima! —

Aus den Liedern des Grafen fügen wir eines von denen bei, die den tiefsten Blick in sein Herz werfen lassen, und schließen dann mit dem schönen Gedicht, das ihm Emanuel Geibel zugleich mit der Widmung seiner letzten Gedichte zugesandt hat.

O deutsches Lied! Du herrlichstes vor allen,
Wie hast du mich durchs Leben treu geführt!
Ich konnt' noch kaum ein sterblich Wörtlein lallen,
Da hatte schon dein Zauber mich berührt.
An meiner Wiege, als ob Engel sängen,
Klangst du so hold von süßen Lippen mir,
Der erste Schmerz entwich vor deinen Klängen,
Mein erstes Lächeln dankt die Mutter dir!

Seither, auf meines Lebens wirren Pfaden,
Vergaß ich nie dich, treues, deutsches Lied!
Und willig folgte deiner Leitung Faden
Mein Herz, was auch das Schicksal mir beschied;
Stets trieb mich weit hinaus auf fremde Bahnen,
Zu fremden Völkern feindlich mein Geschick,
Wenn kaum mir blieb von Deutschland fernes Ahnen,
Zogst du, mein Lied, zur Heimat mich zurück.

Doch deinen Zauber mußt' ich lang entbehren,
Von keiner lieben Stimme hört' ich dich:
Die Vögel nur, die jährlich wiederkehren,
Sie sangen deine Weisen hold für mich.
Ich hörte dich von allen Zweigen rauschen,
Du fülltest ganz den weiten Waldesraum,
Und ich blieb still, dem süßen Klang zu lauschen,
Bis mich das Frührot weckte aus dem Traum.

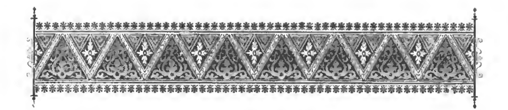
Oft lauscht' ich dir im wilden Meeresbrausen,
Wenn hoch die Wogen trieb der Stürme Wut:
Da klangs im Meer, da scholls im Wettersausen,
Wie deutscher Groll, wie deutscher Heldenmut.
Auch war ich fern von dir, du heimisch Singen,
Als erste Liebe mir ins Herz gelacht,
Und wenn kein fremdes Lied mir wollt' gelingen,
Deutsch klang mein Ständchen durch die stille Nacht!

Und als die Kinder blühten wie die Rosen,
Da lauscht' ich selig, wie der traute Klang,
Der ewig widerspenstig den Franzosen,
So lieb und frei von kleinen Lippen kam.
Jetzt bist du mein, o heil'ge Muttersprache,
Mein eigen auch, du deutscher Sängerton!
So schalle frei hinaus — verkünd' und sage:
„Da bring' ich heim den lang verlor'nen Sohn." —

Widmung von Emanuel Geibel

an Graf Dürckheim.

Ihm, der treu dem alten Stamme
Deutschen Geistes reine Flamme
Fromm gehütet Jahr um Jahr,
Der auf halb verwälschter Erde
Patriarch an seinem Herde,
Deutscher Sitte Vorbild war, —
Der in sturmbewegten Tagen
Hoch des Reichs Panier getragen
Sammelnd die zerstreute Schar,
Der, ein Priester im Versöhnen,
Und ein Held im Dienst des Schönen,
Jüngling blieb im Greisenhaar, —
Biet' ich, froh des innern Bandes,
Mit dem Dank des Vaterlandes,
Was ich sang, in Liebe dar. —



Eine arme Seele.

Von

Otto Kraus.

Im zweiten Bande des 1888er und im ersten Bande des 1889er Jahrgangs der Monatsschrift sind anziehend geschriebene „Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit" erschienen. Ganz gegen meine Gewohnheit schrieb ich Ende 1888 an die Verfasserin, deren Name mir von der Redaktion mitgeteilt worden, in der Absicht, sie zur weiteren Veröffentlichung ähnlicher Aufzeichnungen zu bereden. Auf diesem Wege erfuhr ich von einem Manuskript „Principiis obsta", welches die Verfasserin — Marie Bauer in Cannstatt — der Monatsschrift angeboten hatte. Mit jenem Titel war eine Liebesgeschichte überschrieben, welche von der Redaktion nahestehender Seite kurz und gut „ausgezeichnet" genannt und, wie auch in dem Aufsatz der Monatsschrift „Vom Weihnachtsbüchermarkt" (1890, S. 1301) angegeben, nur darum der Verfasserin zurückgegeben wurde, weil sie für die Monatsschrift „zu lang" war. Zwei Jahre später (1890) ist diese Liebesgeschichte im Verlag von Johannes Alt in Frankfurt am Main als ein 428 Seiten starkes Buch unter dem Titel „Eine arme Seele" erschienen. Ich habe der Redaktion versprochen, eine Beurteilung der „armen Seele" zu schreiben, und nachdem ich mittlerweile in den Besitz einer großen Anzahl von Recensionen und einer nicht geringen Zahl kritischer Auslassungen in Briefen gekommen bin, kann ich, von außen her wohl ausgerüstet, an die Erfüllung des Versprechens gehen.

Wer, wie ich, die wenig beneidenswerte Aufgabe hat, jahraus jahrein eine Menge neuer Romane zu lesen und zu beurteilen, und wer einigermaßen weiß, wie gering im Durchschnitt der ästhetische und sittliche Wert dieser Dichtungen ist, der wird es begreifen, mit welcher Freude ein geplagter Recensent endlich einmal wieder ein nach Inhalt und Form vortreffliches Buch auf dem fleißig bebauten Felde der Unterhaltungslitteratur kennen lernt.

„Eine arme Seele" ist, streng genommen, kein Roman, denn darunter versteht man doch ein nach allen Regeln der Kunst komponiertes Werk, nur inhaltlich, im populären Sinne kann man dieses Buch einen Roman nennen. „Eine arme Seele" ist eine nach dem Leben, in Tagebuchform erzählte Liebesgeschichte, welche Wahrheit und Dichtung in richtiger Weise vereinigt. Als E. Mörike seiner Zeit das Manuskript der „armen Seele" von der ihm befreundeten Verfasserin erhalten und mit kritischen Augen gelesen hatte, lobte er dasselbe um seiner „ergreifenden Lebenswahrheit", um seines „Reichtums an poetisch reizenden Zügen", besonders aber um seines „sittlichen Gehaltes" willen. „Eine gutgeschriebene Erzählung," fügte er hinzu, „muß den Eindruck hinterlassen, als könne sie sich genau so zugetragen haben, das braucht aber durchaus nicht der Fall zu sein, und noch weniger geht es den Leser an, zu wissen, was Dichtung und was Wahrheit ist."

Anfangs 1830 war eine Enkelin der Frau von Türkheim („Lili") in Weimar. Am 5. März unterhielt sich Soret mit Goethe über des Dichters „jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte seiner Liebe zu Lili". „Ich bin," sagte Goethe, „meinem eigentlichen Glück nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren! Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delikates und etwas so Eigentümliches, daß es jetzt in der Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von „Wahrheit und Dichtung" lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als eine Liebe in Romanen." „Dasselbige," erwiderte Soret, „könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dieses von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerem Vorteil erscheinen zu lassen, und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte."

Diese allgemeinen Wahrheiten treten dem Leser auch in dem besonderen Fall der „armen Seele" entgegen, und die nicht romanhafte, sondern erschütternd-wahrhaftige Schilderung des Liebesverhältnisses der achtzehnjährigen deutschen Erzieherin Margaret Bertrand mit Sir Algernon Lawrence, dem unglücklich verheirateten Vater ihrer Zöglinge, macht einen um so tieferen Eindruck auf den Leser, als das unglücklich liebende Mädchen völlig rückhaltlos die Geschichte ihrer Liebe ihrem Tagebuch anvertraut hat.

Francesca von Rimini ist es, und nicht Paolo Malatesta, aus deren Munde wir die Geschichte hören, welche mit den inhaltschweren Worten schließt: „An diesem Tage lasen wir nicht weiter." Der Dante-Erklärer Guerazzi tadelt den Dichter darum. Mit Unrecht, denn „durch ihre Erzählung," sagt Hettinger, „erfahren wir ihre Schuld; aber dieses offene und ungeschminkte und doch so zarte, delikate Geständnis, wie es nur ein Weib aussprechen kann, dieser furchtbare, bittere Schmerz söhnt uns mit ihr gewissermaßen wieder aus."

Ebenso ergeht es dem Leser mit den Tagebuch-Aufzeichnungen der Margaret Bertrand. Es ist sozusagen ein unmittelbarer Verkehr zwischen dem Leser und Margaret, der den Blick in das Ringen und Kämpfen und Unterliegen, in das Verzichten, Aufgeben und Entsagen eines Mädchens thun läßt, welches erst gar keine Ahnung davon hat, was aus ihrem Wohlgefallen an dem schönen Algernon Lawrence werden kann, dann über die strahlenden Augen des geliebten Mannes erschrickt, sich aber gleichwohl trotz Gewissensmahnungen der Süßigkeit leidenschaftlichen Bekennens der Liebe immer wieder hingiebt und nur darum vor dem Sturz in den Abgrund bewahrt bleibt, weil der Geliebte mit ihr darüber eins wird, daß nur die Entsagung sie vor dem Verbrechen schützen und auf den Weg führen kann, auf welchem sie mit Gottes Hülfe auch innerlich von einander loskommen können.

Ein Recensent der „Blätter für litterarische Unterhaltung", welcher berechtigte und unberechtigte Ausstellungen an der „armen Seele" macht, gesteht doch: „Die Gerechtigkeit zwingt mich zu sagen, daß von einer Dame vielleicht noch nie mit solcher Ehrlichkeit und Offenheit die Seelenkämpfe und das Ringen gegen ein mit aller Leidenschaft und Glut sich entwickelndes und stetig wachsendes Gefühl geschildert wurden, wie in dem Tagebuche dieses deutschen Fräuleins Bertrand." Und darin erblickt jener Recensent mit Recht die „Daseinsberechtigung" der armen Seele. Der Stoff ist an sich unzähligemal von anderen bearbeitet, das Liebesleid der Gouvernante ist unzähligemal in England und überall, wo es Gouvernanten giebt, durchlebt und erfahren worden, aber wer hat diese Erlebnisse und Erfahrungen so darzustellen gewußt, wie Marie Bauer? „Der Stoff ist nicht neu," heißt es in einer Recension der Allgemeinen Zeitung; „aber wenn sonst in romanhafter Behandlung derselben die sittliche „Verirrung" in einen einzelnen

dramatischen Akt zusammengeschlossen wird, dem dann das tragische Gericht Schlag auf Schlag nachfolgt, so hat man es bei der „armen Seele" ähnlich wie beim „Werther" mit der über einen breiten Zeitraum verteilten Ausmalung des ganzen psychologischen Vorgangs in allen seinen Entwicklungsstadien zu thun, und auch hier in der unmittelbaren Form des Selbsterlebten, des Bekenntnisses. Uns ist kein von Frauenhand geschriebenes Buch bekannt, in welchem dieser Stoff mit ähnlichem Ernst rücksichtsloser Wahrheit behandelt wäre, und darum hat die „arme Seele", vom Standpunkt des Schriftstellers aus gesprochen, ein ungewöhnliches stoffliches Interesse, sie ist gewissermaßen eine primäre Quelle für die Psychologie des Weibes."

„So einfach die „Fabel" der Erzählung ist," sagt ein Recensent der „Magdeburger Zeitung", „so hält die feine psychologische Durchführung des Motivs, die lebenswahre Schilderung sowohl der Entstehung und der Entwicklung der Leidenschaft beider Liebenden, als auch der sie umgebenden gesellschaftlichen Kreise den Leser in Spannung."

Die gesellschaftlichen Kreise sind die Kreise der vornehmen englischen Welt. Während nun der eine Beurteiler findet, daß das Buch in dieser Hinsicht nichts Neues (!) enthalte, bemerkt ein anderer mit Recht, daß jene Kreise seit den Tagen des Fürsten Pückler-Muskau nicht mehr mit so feiner Beobachtung geschildert worden seien. Und gerade die Tage, welche Margaret in den gesellschaftlichen Kreisen auf dem Lande und in London zubringt, bieten das heilsame Gegengewicht gegen die immer wieder angeknüpften Liebesbande, denn wer könnte ein Buch lesen, das nur mit solchen Dingen angefüllt wäre? Diese reizend erzählten Episoden machen den Leser mit einer Menge trefflich gezeichneter Nebenpersonen und mit einer Fülle von Einzelheiten des englischen Lebens bekannt. So ist kurz vor dem tragischen Ausgang Margarets Aufenthalt in dem gastlichen Hause der Familie Greaves in London eine wahre Erholung für diejenigen Leser, welche sich von dem Seelenkampf der Gouvernante allzusehr in das Mitleiden hineinziehen lassen. —

Wie anziehend und packend das Buch geschrieben ist, hat sich mir insbesondere aus der Thatsache ergeben, daß fast alle Briefschreiberinnen sich eifrig in Vorwürfen gegen Margaret und in unfruchtbaren Vorschlägen ergehen, wie sie es hätte anfangen sollen, um dem traurigen Ausgang zu entgehen. Solche Vorschläge und Tadelssprüche machen zwar der sittlichen Denkart der Briefschreiberinnen alle Ehre, sie sehen aber davon ab, daß es sich um ein Buch handelt, in welchem die Leidenschaften sündiger Menschen und nicht die Erlebnisse geschlechtsloser Engel geschildert werden.

Schon aus dem Bisherigen ergiebt es sich, daß die „arme Seele" kein Buch ist für junge Mädchen, obschon es auch achtzehnjährige giebt, welchen man das Buch ohne das geringste Bedenken in die Hand geben kann; es sind gereifte, erfahrungsreiche Leserinnen, für welche die „arme Seele" geschrieben ist. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt haben müssen. Man giebt übrigens auch Werthers Leiden und die Wahlverwandtschaften jungen Mädchen nicht in die Hand, und es ist noch keinem halbwegs verständigen Menschen eingefallen, aus diesem Umstand dem Dichter einen Vorwurf zu machen. Und wenn Vilmar sagt: „Goethes Wahlverwandtschaften zeigen das Gift, enthüllen schonungslos dessen tödliche Wirkungen, aber sie lassen es nicht in uns überströmen: sie behalten es in der klargeschliffenen Kristallflasche vollendeter künstlerischer Darstellung fest verschlossen und bieten es nur zum Anschauen dar, welches allerdings mit demselben grausigen Behagen verbunden ist, mit welchem wir physische Gifte, die in schöngeformte Kristallphiolen gebannt sind, zu betrachten pflegen," so beschaut sich in ganz gleicher Weise der Leser das süße Gift sündiger Liebe der armen Seele. In einer Zeit, in welcher Algernon und Margaret übereingekommen sind, „einen guten Kampf zu kämpfen", sieht sie ihn mit traurigem, fragendem Blick umhergehen. „Es gehörte eine beinahe übermenschliche Kraftanstrengung dazu, nicht zu ihm zu sagen: „Alles dieses ist nur Maske! meine Liebe ist unverändert heiß, tief und groß — und ich bin unermeßlich elend!" Das Herz spricht so in der

Stille, die Lippen sind verschlossen, und die Augen erhalte ich trocken. Früher habe ich manchmal gelesen und auch sagen hören: „sie ist aus Liebe“ oder „sie ist am gebrochenen Herzen gestorben!“ Ich glaube nicht daran, denn wenn „unglückliche“ Liebe den Leib töten könnte, würde ich da noch unter den Lebenden sein?! . . Und welches ist die unglücklichste Liebe? Ist es nicht vor jeder anderen die unerlaubte, die sich zu verbergen hat, und bei der das Gefühl dich peinigt, welches der Räuber haben muß, wenn er seine Hand nach fremdem Gut ausstreckt!“ — Wird hier nicht das Gift verschlossen, in klargeschliffener Kristallschale dem Leser vor Augen gestellt? Die Liebenden, vorab Algernon, bemühen sich zwar dann und wann, an der Stelle von dem, was man unter Gift versteht, von erlaubter süßer Frucht zu sprechen, solche Sophistereien halten aber nicht lange vor, die sittliche Wahrheit kommt dem Unrecht und der Sünde gegenüber immer rasch zur Geltung. Es wird darum aus der „armen Seele“ nur zu lernen sein, daß die Sünde des schuldigen Paares mit dem zweischneidigen Wort Gottes gerichtet werden muß. Das Wort Gottes ist darum, ohne daß viel Bibelstellen verwendet werden, das Mene Tekel an der dunklen Wand, das Licht, welches in die Finsternis menschlicher Hinfälligkeit und Verkehrtheit hineinscheint. In Uebereinstimmung hiermit sagt die greise Verfasserin in einem Briefe: „Die arme Seele sollte mein Testament werden für alle ähnlich Kämpfenden, Leidenden meines Geschlechtes, und diesen einen erschreckenden Spiegel vorhalten, der sie zur Vernunft, zur Einsicht und zum Katechismus zurückführt! Könnte ich mit meinem Buche nur eine Einzige vom Abgrund zurückhalten!“

Aengstlichen Gemütern, welche verkehrterweise aus der „armen Seele“ sich einen Giftstrom auf unverdorbene Seelen ergießen sehen, kann das entgegengehalten werden, was Goethe einmal — am 17. März 1830 — Soret und Riemer gegenüber — im Anschluß an ein vom „Werther“ handelndes Gespräch über die unmoralische Wirkung der Romane und Schauspiele im allgemeinen geäußert hat: „Es müßte schlimm zugehen, wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte als das Leben selber, das täglich der skandalösen Scenen im Ueberfluß, wo nicht vor unseren Augen, doch vor unseren Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterstücks keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch.“

Damit sollte nicht gesagt werden, daß das Lesen unmoralischer Bücher wirkungslos sei, Werthers Leiden bieten gerade einen Beweis dafür, welch traurige Wirkungen ein sittlich nicht ausreichend fundamentiertes Buch anrichten kann; es sollte nur gesagt werden, daß die Wirksamkeit eines Buches im allgemeinen nicht stärker sei, als die Wirksamkeit der Erfahrungen im täglichen Leben. Und das liegt in der Natur der Sache.

Das Leben ist ja unter allen Umständen die gut oder schlecht, ausreichend oder mangelhaft benutzte Schule, durch welche alle Romanschreiber gegangen sind. Die „arme Seele“ ist auch gerade darum alles Lobes wert, weil Marie Bauer nicht die Gebilde müßiger, willkürlicher Erfindung zu Papier gebracht hat. Nur der Schluß, der Teil, wo der Verfasserin der Lebensstoff ausgegangen war, hat sie, um doch zum Ende zu kommen, dazu gebracht, von der Erfahrung abzusehen und zu fabulieren. Alle Beurteilungen sind darüber einig, daß mit dem Augenblick, in welchem sich die Liebenden für immer Lebewohl sagen, das lebhafte, auf die innere Wahrheit sich verlassende Interesse aufhört. Was Margaret im Krankenhaus ins Tagebuch schreibt und was Algernon nach dem Tode der Geliebten niedergeschrieben hat, enthält zwar einen deutlichen Hinweis auf das Mene Tekel, es ist aber das, was beinahe alle Romane von A bis Z sind, etwas Gemachtes, das den Leser kalt läßt. Da die „arme Seele“ ohnehin kein Roman im technischen Sinn ist, wäre es wohl besser gewesen, das Ganze als Fragment, ohne förmlichen Abschluß erscheinen zu lassen.

Auch an der leiblich wie geistig höchst widerwärtigen Erscheinung der Gemahlin des Algernon Lawrence, der Lady Sophia, haben viele Beurteiler und viele Leser Anstoß genommen. Aus ihrer geringen Lebenserfahrung heraus sind sie der Meinung, daß es eine Lady Sophia in Wirklichkeit gar nicht geben könne. Ich muß das entschieden bestreiten. Frauen, welche ihre Männer quälen, ihre Kinder tyrannisieren, im Mechanismus religiöser Uebungen eine übertriebene Kirchlichkeit zur Schau tragen, mit ihren reichen Geldmitteln sich alles unterthan machen, daneben aber beispielsweise die Erzählung von Märchen am Sonntag oder das Lernen im Katechismus zwischen dem Vor- und Nachmittagsgottesdienst für Sünde erklären, im täglichen Leben vor keiner Lüge zurückscheuen, mit Mißtrauen und Bosheit ihren Untergebenen begegnen, vor Standesdünkel und Hochmut bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aus der Haut zu fahren drohen, ihre Herrschsucht überall geltend machen, sich aber schnell zurückziehen, sobald sie auf Widerstand stoßen, solche böse Weiber, solche Hausdrachen giebt es nicht bloß in England, auch in Deutschland lassen sich solche Exemplare aufweisen.

Wendet sich des Lesers ganze Abneigung gegen die Gemahlin des Algernon Lawrence, so wendet sich seine Zuneigung im höchsten Maße der liebenswürdigsten Person des ganzen Buches zu, dem Charles Lawrence, dem jüngeren Bruder des Helden. Darüber wird nur eine Stimme sein. Dieser liebenswürdige Mann stellt den älteren Bruder, auf welchen Margaret keinen Schatten fallen läßt — vorübergehende Verstimmungen ihrerseits wollen nichts bedeuten — in den notwendigen Schatten und zwar nur durch seine Erscheinung neben dem Bruder. Er macht der jungen, schönen, offenherzigen Margaret auch den Hof, aber er bleibt immer innerhalb der gezogenen Schranken.

Die eingehendste, gerechteste Beurteilung hat die „arme Seele" in der „Unterhaltungsbeilage der Württembergischen Volkszeitung" erfahren (21. Dez. 1890), die geistvollste Beurteilung hat die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" gebracht (11. Dez. 1890), die ungerechteste und engherzigste Kritik steht in der „Beilage zum Berner Tageblatt" (11. Dez. 1890), die oberflächlichste und armseligste Recension hat die „Deutsche Roman-Zeitung" (Nr. 8) geleistet. Meint doch der Recensent dieser Zeitung, Margaret ergehe sich in sentimentalen (!) Schilderungen des selbstverständlich platonischen (!) Verhältnisses. Wo hat der Mann das Recensieren gelernt? Er hat es wohl da gelernt, wo der Recensent des Hamburger Fremdenblattes in die Schule gegangen ist, in der Schule der Leichtfertigkeit und Unwissenheit. Meint doch der Hamburger, die arme Seele sei im Stil der englischen Gouvernantenromane gehalten. Gelesen hat der Mann das Buch ja nicht, er hat nur darin geblättert, vielleicht eine halbe Stunde lang, und dann seine Beurteilung aufs Papier geworfen, so eilfertig, so obenhin, so von oben herab, wie es eben vielfach üblich ist.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, der armen Seele da Eingang zu verschaffen, wo man sie noch nicht kennt, wo man aber ein offenes Auge für das menschliche Leben hat, wie es thatsächlich ist, für den althergebrachten, berechtigten, gesunden Realismus.





Deutsche Sprüche am und im Hause.

Von jeher hat sich der kurze kernige Spruch an unserm Volke als ein echter *Hausfreund* erwiesen, dem es seine ganze Welt- und Lebensanschauung, sein Glauben, Lieben, Hoffen in naiver *Unbefangenheit* und ehrlicher *Unbeholfenheit* anvertraut hat. Dieser Hausfreund war ihm der bewährteste Berater in Freud und Leid, auf den es mit fein gestimmtem Ohre horchte, der getreue Eckart, der ohne kunstgemäßen Schliff, doch voll Humor und sinnreicher Plastik in schlichtestem Hauskleid waltete, ein Hüter christlicher Volkssitte, der das Erbe der Väter von Geschlecht zu Geschlecht erhalten half. Die Sprüche sind Resultate der Gesamterfahrung des Volks und werden traditionell fortgepflanzt. Es ist alte, erlebte Volksweisheit. Doch tritt zu dieser geistigen Erbschaft der Väter noch ein anderes, sehr wesentliches Moment hinzu. Wenn Gott der Herr befiehlt, daß sein Volk seine Gesetze, Rechte und Sitten zu Herzen fassen, daß es sie die Kinder lehren und an die Pfosten seines Hauses und an seine Thore schreiben soll (Deut. 11, 20), so wurde aus diesem Befehl in Deutschland *eine Sitte*, in und mit der unser Volk sich zum Herrn mit freudigem Herzen bekannte. Dies öffentliche, freudige *Bekenntnis* galt wie im niedersächsischen und westfälischen, so auch im alemannischen und im fränkischen Hause zugleich als des Hauses schönster *Schmuck*.

Das Haus im Bekenntnisse und Schmuck des deutschen Spruchs hat ebenso die Gemeinschaft der volks- und stammesmäßigen Lebensordnung und Sitte, wie die lokalen Besonderheiten und heimlichen Bezüge des häuslichen Lebens offenbart, gleich aller wahren Volksdichtung, die ebenso universalen, wie individuellen Charakter hat. Neben die *Volksdichtung* stellt sich die *Kunstdichtung* auch auf dem Gebiete des Hausspruchs und der Inschriften, anspruchsvoller, bestechender, farbenreicher als jene, aber ohne die kindliche Einfalt, Ehrlichkeit und Tiefe, welche den Freund zum echten Hausfreund macht, zu jenem Hausfreund, den man immer um sich haben mag, dessen man nie überdrüssig wird. Sind doch auch unsere liebsten Singvögel einfarbig gleich jenen eintönigen Inschriften von naiver, grundsatzreicher Einfalt. So könnten wir die deutschen Inschriften einteilen in volks- und kunstmäßige, in solche, die gleich dem Volksepos das geistige Eigentum einer ganzen Volks- oder Stammesgemeinschaft sind, und solche, die dem sinnenden, reflektierenden Geiste Einzelner entstammen. Das ahnte wohl auch Hallbauer, der in seiner Sammlung „teutscher auserlesener Inscriptionen anno 1725" die Inschriften zwar ungeschickt, aber nicht ganz unrichtig einteilt in *gemeine* und in *scharfsinnige*.

Der Ursprung der Spruch-Inschriften ruht wesentlich in der mit dem Volkstum selbst gegebenen geistigen Volksart, ruht zuletzt in der thatkräftigen Gesinnung der Treue, die hier als offenes, freies Zeugnis und Bekenntnis sich offenbart, als ein sittenmäßiges Zeugnis und Bekenntnis zumeist von dem, was des Volkes, des Stammes, des Hauses höchster und bester Besitz, sein Merkzeichen, Hausmarke und individueller Charakter ist; oft als

ein Zeugnis und Bekenntnis von der ununterbrochen fortdauernden Geistes-, Lebens- und Glaubensgemeinschaft mit längst dahingegangenen Geschlechtern und Altvätern, deren irdisches wie geistiges Erbe von den Nachkommen treu bewahrt werden soll. Freilich erscheinen diese Sprüche, wie die Volksdichtung auch sonst, in einer fast rührenden Ungeschicklichkeit, denn es ist dem Volke vor allem um den Kern, nicht um die Schale zu thun, die es vielmehr vernachlässigt.

Wie die Sitte so oft als ein — leider noch nicht genug gewürdigtes — Bekenntnis erscheint, so auch hier die Volkssitte der Spruchinschriften. Solche Volkssitte macht noch oft genug auch ein armes Haus zu einem wahren echten Edelsitz in des Wortes eigenster Bedeutung.

Wenn in Schillers Tell die kluge Gertrud zu ihrem bekümmerten Gatten sagt:

> Da steht dein Haus recht wie ein Edelsitz,
> von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
> und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
> von vielen Fenstern glänzt es wohnlich hell,
> mit bunten Wappenschildern ists bemalt
> und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
> verweilend liest und ihren Sinn bewundert,

so hält das deutsche Bauernhaus solchen Vergleich mit einem Edelsitz vollkommen aus. Unser Wort edel ist ja nichts anderes als uodal, ôdil d. h. ererbter Grundbesitz (praedium avitum), ebenso wie arbi, Erbe (altnord. arf = liegendes Gut), das ererbte Grundeigentum, Erbgut (franz. heritage, span. heredat) bedeutet.

An den ererbten Grundbesitz aber knüpft sich in lebensvollem Zusammenhang die ererbte Sitte, der schönste geistige Grundbesitz unseres Volks.

Will man diesen Zusammenhang lebendig erkennen, so beachte man die westfälische Sitte, nach welcher man sogar den Namen des fast unvergänglichen Besitzes an den Besitzer knüpft, eine Sitte der Treue, die für das ganze westfälische Volksleben von der größten Bedeutung ist, wie z. B. Hartmanns „Bilder aus Westfalen“ zeigen.

Der junge Mann, der dort auf einen Hof heiratet, nimmt den Namen des Hofes an; dort wird auch schon die Verlobung gefeiert. Der eigentliche Grund hierzu liegt viel tiefer als etwa in dem Umstande, daß die Stätigkeit des Namens den Verwaltungs- und Handelsverkehr auf dem Lande sehr erleichtert.

Kinder kommen und gehen, d. h. werden geboren und ausgebracht; mancher Besitzer wird als Leiche unter dem mit kernigen Sprüchen beschriebenen Bogen der großen Einfahrtsthür weggetragen, und unverändert liegt das einem Herrensitze ähnliche Bauernhaus als ein echtes uodal im Schutze und Schatten hundertjähriger Eichen da, umgeben von seinen Aeckern und Wiesen. Niemand wagt es, den Hof anzutasten oder zu zersplittern, denn der jedesmalige Besitzer hält das von seinen Vorfahren überkommene Erbe heilig und ist bestrebt, es unverändert seinen Nachkommen zu hinterlassen. Da ist noch altdeutsche Erbsitzwonne, uodal-wonne im eigentlichsten Sinne.

Denn Wonne, hohe Freude, bedeutet ursprünglich Weide, Wiesenland. Wunn und weide war allitterierende Rechtsformel und bedeutet: bestelltes Wiesenland; daher erst unser wonnig und wonnesam, denn solches Land war der Väter höchste Freude (daher noch Ortsnamen wie Wunsiedel, Wunstorf).

Gemäß dieser ursprünglichen Bedeutung des Worts Wonne ist auch der Wonnemonat, wie seit Karl dem Gr. der Mai genannt ward, an sich nichts anderes, als Weidemonat, und erst später, als man das Wort nicht mehr verstand, wurde ihm der Begriff abstrakter Freude untergelegt.

Bei solcher echten Erbsitzwonne kann es uns nicht mehr wundern, wenn man in Westfalen den Namen des Erbsitzes lieber an den bleibenden Besitz, als an den hinwegsterbenden Menschen knüpft.

Wie im westfälischen Bauernhause der Name des Besitzers immer derselbe bleibt, so auch die deutsche Spruchinschrift als treuer Hausfreund; immer derselbe berät er die wechselnden Geschlechter, — ein Hüter alter Haus- und Volkssitte, wie sonst wohl nirgends. Ein Haus ohne Spruch aber ist, wie man dort sagt, wie ein Ei ohne Salz, oder auch wie ein Ei ohne Schale. So notwendig, wie dem Ei die Schale, das ohne sie keine Festigkeit hat und zerfließt; so notwendig, wie das Salz dem Ei, das ihm erst Schmackhaftigkeit verleiht, erscheint dort die Spruchinschrift dem Hause. Zugleich aber ist damit auf den Inhalt derselben hingedeutet, nämlich auf einen solchen, der wirklich dem Hause Festigkeit zu geben und das Hausleben vor Fäulnis zu bewahren imstande ist. Und da hat unser Volk vor allem das Wort Gottes, das Salz der Erde, auch als das Salz des Hauses erkannt, das aller innern Fäulnis wehrt, entweder so, daß man besondere Salz- oder Kernworte der h. Schrift an die Balken des Hauses schrieb, oder so, daß biblische Wahrheiten, oft mit eigenen Lebenserfahrungen verbunden, in kurze Reimpaare umgegossen wurden, wie es die christliche Volkssitte besonders liebt, die das Wort Gottes nicht sowohl in buchstäblicher Weise recitierend, als vielmehr in erfahrungsmäßiger Anwendung zu bieten pflegt. Und gerade da erscheint das Wort Gottes als das, was es für das Volksleben sein soll, nämlich als der Sauerteig, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward (Matth. 13, 33). Auch in den kurzen Hausinschriften (ebenso in den Grabschriften, die gerade darum eine besondere Beachtung verdienen) zeigt es sich, ob und wie die Kirche, das Weib, an unserm Volke gearbeitet hat, das einst, wie überall in der christlichen Volkssitte, so auch in dieser als ein sich zum Herrn freudig bekennendes erschien. Das wird schon aus den folgenden, leicht zu vermehrenden Inschriften klar werden. Wir bieten sie in verschiedenen Gruppen.

I. Das Bekenntnis des Hauses zum Herrn und zur rechten Assekuranz.

Das Bekenntnis Josuas, des Sohnes Nuns: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen" (Jos. 24, 15) ist auch das Bekenntnis unseres Volks in seiner Volkssitte geworden und kehrt in mancherlei Form am Balken des Hauses wieder, ob nun in der wörtlich biblischen Fassung, oder in anderer. Da bekennt der Hausvater:

Trät alles Volk gleich von Ihm fern:
ich und mein Haus wir stehn zum Herrn,

oder, wie in Württemberg:

Gott allein
sonst Kein'm.

In Hamburg (1697): Gott ist allein der Helfer mein.

In Willingen:

So mach ich denn zu jeder Stund
mit meinem Hause diesen Bund:
wich alles Volk auch von ihm fern,
ich und mein Haus stehn bei dem Herrn.

Ists doch auch der Herr, der das Haus bauet, wie denn unser Volk mit dem Psalmisten (Ps. 127, 1) bekennt: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen, und wo der Herr nicht die Stadt bewacht, wacht der Wächter umsonst, wie z. B. am Festungsturm Landskrone in Leipzig zu lesen ist:

Wo Gott die Stadt nicht selbst bewacht,
so ist umsonst der Wächter Wacht;

oder in Hildesheim aus dem Jahre 1570:

Ohn Gottes Hülf und Gunst
ist unser Thun umsunst;
schafft er nicht Rath im Haus,
richt unser Fleiß wenig aus.

Ebenso der oft wiederkehrende, schon in der Reformationszeit gangbare Spruch:

Wo Gott zum Haus nicht giebt sein Gunst,
da arbeit jedermann umbsunst.

In Niedersachsen ist der Spruch gemein:

Was hilft Wächter, Rat, Beistand, Macht,
wenn Gott nicht stehet, schützt und wacht.

Dazu sagt ergänzend eine andere Inschrift (Aichelberg):

Mit dem Herrn wird das Haus gebaut
und mit Verstand erhalten;

oder aus Elsfleth: Durch Gottes Hülf und Menschenhände
kommt manches schwere Werk zu Ende.

Im ganzen hält es unser Volk so, wie eine Inschrift in Oldenburg sagt:

Ein Haus, von Gott dem Herrn bewacht,
ist wohl begründet und bedacht (d. h. ist fest in Grund und Dach).

Weil es Gott der Herr ist, der das Haus baut und bewacht, so wird Seine Hülfe und Sein Schutz erbeten oder gerühmt, oder es wird in der Hausinschrift das Wort der hl. Schrift wiederholt und bekannt. So in Goslar:

Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet,
der aber alles bereitet, ist Gott,

oder in Hamburg vom Jahre 1697:

Gott ist allein
der Helfer mein.

An einem Pfarrhause in Nassau liest man die Bitte einer ganzen Gemeinde:

Herr, segne dies Haus, schütz gnädig es vor Brand,
Sturm, Wind und Wettersnot, nebst Kirch, Gemeine, Land,
laß Pfarrer und die ganze Gemein
in Gnaden dir empfohlen sein.

Gottes Hülfe und Beistand rühmt die Schweizerinschrift:

Den ewigen Gott in seiner Majestat
sollen wir rühmen früh und spat,
denn Er mit Seiner Hülf und Gnad
uns allen gnädiglich bistat
und uns nimmermehr verlat.

In Westfalen kehrt die Inschrift wieder:

Im Namen Gottes thät ich bauen,
Demselben will ich meine Sach vertrauen,
Derselbe woll uns bewahren
Vor Feuer, Krieg und allen Gefahren,

oder: Gott des Himmels und der Erden,
verwalt dies Haus, daß es mög werden
bewohnt in Ruh und Sicherheit
von nun an bis zur letzten Zeit.

Der Wunsch wird zur Bitte und zum Gebet in der Schweiz:

Herr, in Deinem Namen geh ich aus,
bewahr allzeit das ganze Haus,
mein Hausfrau und auch die Kinder mein
laß Dir, o Gott, befohlen sein!

Aus Gieboldshausen 1782:

Sei Du, Gott, mein Hüter,
mein Nam ist Adam Ritter;
ich stell das Meinige in Deine Hand,
bewahr mich Gott für Unglück, Feuer und Brand.

Aus Kammersohr am Weißenstein bei Solothurn:

Gott bewahr dies Haus, Feld, Vieh und Säu,
Jakob Baumann und Barbara Frey.

In Hannover:

Bewahr dies Haus und ganze Stadt,
o frommer Gott in Deiner Gnad!

Auch der zweifelhaften Freunde des Hauses wird wohl in solcher Bitte gedacht. So liest man an einem Hause zu Gellershausen im Waldeckschen:

O Gott, bewahre dieses Haus,
daß Doktor und Advkaten bleiben 'raus.

Sonst pflegen es Feuer, Sturm und Wassersnot zu sein, um deren Abwendung gebeten wird; so z. B. in der Schweiz:

Dies Haus steht in Gottes Hand,
ach behüts vor Feuer und Brand,
vor Sturm und Wassersnot,
mit eim Wort, laß sto wie's stodt.

Auch um Abwendung von Hagel wird gebeten, nur nicht von jenem Glaser in Wittlage und seinen Gesinnungsgenossen:

Der Herr beschütze Korn und Wein,
der Hagel schlage die Fenster ein.

Zu Feuer, Sturm, Hagel und Wassersnot kommt wohl auch teure Zeit, und neben Advokaten und Doktoren auch Maurer und Zimmerleute, denn diese bringen Teurung ins Haus, wie es in Tirol heißt:

Behüt uns Gott vor Feuersbrunst,
vor Miswachs und vor teurer Zeit,
vor Maurern und vor Zimmerleut.

Im Oberaargau sogar:

O Herr, b'hüt üs
vor Jesuite und Gwandlüs.
Bösi Wyber und falsches Geld
hat der Tüfel gsait i d' Welt;
Das sy alles Plaggeister;
Hans Roth, Zimmermeister.

Der Herr sendet Seine heiligen Engel aus als dienstbare Geister zum Schutze der Seinen. So heißt es in Hannover:

Der Herr durch seiner Engel Schar
deinen Ein- und Ausgang stets bewahr,

oder in Schöckingen:

Gott, bleib mit Deiner Engelwacht
in diesem Hause Tag und Nacht.

Der Engel Wacht ist die rechte echte Assekuranz des deutschen Hauses, neben der sich hin und wieder auch eine falsch berühmte findet, wie die der Mutter Maria, z. B. in Innsbruck:

Maria, Mutter, gnadenreich,
mild und barmherzig auch zugleich,
vor dem Feind bewahr uns gnädiglich,
deinen Sohn bewahr uns ewiglich.

Dagegen atmet evangelischen Geist die Konstanzer Inschrift vom Jahre 1608:

Zum Schafhirten heißt man dies Haus,
das behüte der gute Hirt überaus
und alle die gehn ein und aus.

Die Assekuranz des hl. Florian im Volkswitz ist besonders in Bayern beliebt:

Dies Haus steht in Florians Hand,
verbrennt es, ists ihm selbst ein Schand.

Ja in Steiermark hat der Volkswitz diesem Patron des Hauses sogar den Vorzug gegeben mit den Worten:

Dies Haus stellt ich in Gottes Hand,
da ist es dreimal abgebrannt.
Nun hab ichs dem heiligen Florian vertraut
und hoffe, daß er besser danach schaut.

Jagdhäuser stellte man wohl in den Schutz des hl. Hubertus, so am Jassinggraben in Obersteiermark:

Jagdhaus in Jassing bin ich genannt,
steh in Hubertus schützender Hand,
ich hoffe zu sehen auf Ewigkeit
waidgerechte fröhliche Jägersleut.

Heutzutage freilich ist selbst der hl. Florian nicht mehr zuverlässig genug gegenüber den Feuerversicherungs-Gesellschaften, wie es in Franken heißt:

Heiliger Florian, du sackrischer Schwanz,
wir brauchen dich nimmer, wir habn Assekuranz.

Wie seltsam altväterisch erscheinen da den glaubensschwachen Kindern des 19. Jahrhunderts evangelische Inschriften wie die hessische:

Die Lilien fallen, der Wermut blüht;
Herr Christ, mein armes Haus behüt,

oder die an der Ratsapotheke zu Hildesheim vom Jahre 1579:

Der gütig Gott all Feuer abwend
bis zu dem was der Welt soll bringen ein End.

Unser Volk wußte aber nicht nur vom lieben Gott, sondern auch vom Zorne Gottes, der im Feuer Gericht hält. So bekennt eine Inschrift zu Freienhagen in Waldeck:

Gottes Zorn riß uns nieder,
Gottes Güte baut uns wieder.

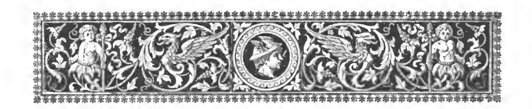
Da hatte man noch ein Verständnis für das verzehrende Feuer. „Das Feuer ist mein, spricht unser Gott, im Feuer halte ich Gericht. Mein Zeichen, o Welt, halt nicht für Spott, im Feuer mach ich die Welt zu nicht. Ich bins allein, der helfen kann. Wirf dich zur Erde und bete an!" (Vilmar.)

Doch weiß, gottlob! auch heute noch mancher, daß Gott der Herr des Hauses Schutz und Trutz ist, und daß Er wie ein Adler (Deut. 32, 11) über seinen Kindern schwebt und sie auf seinen Flügeln trägt. So heißt es zu beiden Seiten eines Adlers über dem Hause Münzstraße 3 in Berlin:

Durch den Adler stell ich hier
Gottes Schutz und Beistand für.
Er wirds ferner also machen,
Ihm befehl ich meine Sachen.

Im Schwarzwald aber:

Kein Sturm, kein Ungewitter,
kein Feind, kein Trug, kein List,
kann dieses Haus erschüttern,
wenn Gott der Schützer ist.



Monatsschau.

Politik.

Auf dem Gebiet der inneren Politik ist vielleicht nicht das wichtigste, aber sicher das meistbesprochene Ereignis der Erfurter Kongreß der Socialdemokraten gewesen, meistbesprochen weil er einen teilweise ganz anderen Verlauf nahm, als man im Interesse der Arbeiter hätte wünschen mögen.

Die Hauptaufgabe dieses Parteitages sollte die Beratung eines neuen Programm-Entwurfs sein. Auf dem Halleschen Tage im vorigen Jahre war man übereingekommen, daß das alte Gothaer Programm mit der „Wissenschaft" nicht mehr verträglich sei und daß der nächste Parteitag über ein neues verhandeln solle, das auf der Höhe der „Wissenschaft" stehe. Verschiedene Entwürfe lagen vor und niemand würde sich gewundert haben, wenn über die beste Methode, den Zukunftsstaat zu verwirklichen, ein harter Streit entbrannt wäre.

Aber was ist geschehen? Fünf Tage stritt und zankte man sich herum, ob die „Jungen" mit ihren Verdächtigungen der Fraktion und des Parteivorstandes noch würdig seien Genossen zu bleiben, und ob man die Münchener Reden Vollmars ausdrücklich mißbilligen sollte oder nicht, und am sechsten, letzten Tage nahm man den Programm-Entwurf nach einer Rede Liebknechts debattelos en bloc an. Debattelos, d. h. man war überzeugt, daß die 21 Kommissionsmitglieder, die mit der Vorberatung des Entwurfs betraut waren, in vier Sitzungen die wahre „Wissenschaft" gefunden und in die richtige Fassung gebracht hätten. „Indem Sie" — so sagte der Präsident Singer — „das Programm einstimmig angenommen haben, haben Sie erklärt, daß das Programm auf der Höhe der Wissenschaft stehen muß."

Es ist schwer, nicht satirisch zu werden angesichts dieser Thatsache und wenn man erwägt, daß Schäffle, Wagner und die hervorragendsten Vertreter der socialpolitischen Wissenschaft, die den Arbeitern und der socialen Reform gleich freundlich gegenüberstehen, den radikalen Socialismus für ein Wahngebilde erklären, daß dagegen Leute sich als Vertreter der „Wissenschaft" aufspielen, die nicht einmal wissen, was sie ist und was sie bedeutet. Und es ist schwer, nicht satirisch zu werden, wenn Herr Liebknecht eine prahlerische Besprechung des Parteitages im „Vorwärts" mit der Hoffnung schließt, daß „der Tag nicht fern ist, an dem die socialistische Gesellschaft allen Leiden der Menschheit ein Ende macht."

Und doch ist sicherlich der ironische Ton bei Besprechung dieser Dinge nicht der rechte. Sie sind zu ernst dazu. Ernst, weil sicherlich eine große Gefahr für unser ganzes Volks- und Staatsleben in den Wirren liegen muß, die nicht ausbleiben werden,

wenn die erregte Volksleidenschaft den Siedepunkt erreicht; ernst, weil viele Beschwerden des Arbeiterstandes wirklich berechtigt sind; ernst endlich, weil Staat und Gesellschaft manche Mittel der Abhülfe teils bisher verweigern, teils nur zögernd gewähren. Auf der anderen Seite braucht man sich nicht zu täuschen, daß auch die Gewährung aller von den Arbeitern geforderten Zugeständnisse die Radikalen der Partei niemals umstimmen würde, ja daß gewisse Elemente der Arbeiterpartei einfach unversöhnlich sind. „Unsere Aufgabe kann es nicht sein" — sagt Liebknecht —, „das Gaukelbild eines Zukunftsstaates auszumalen, wir haben den Arbeitern nur zu zeigen, was nötig ist, um das Ziel zu erreichen." Das ist schlechthin der Appell an die Gewalt, die sich trotz aller Wissenschaft auf Diskussionen nicht einläßt, und in der That geht denn auch die socialistische Kritik mit niemandem schärfer ins Gericht, als mit den Genossen, die sich um Mittel und Wege bemühen, den „Klassenstaat" in den „Socialstaat" hinüberzuführen. So war im letzten Monat ein socialistisch gesonnener schlesischer Ingenieur, namens Köhler, leichtsinnig genug gewesen, diskutierbare Vorschläge zu machen, wie die Socialisierung des Klassenstaats begonnen und eingeleitet werden könne. Aber noch ehe sein Buch ganz erschienen und gelesen war, hat Herr Liebknecht den Verwegenen schon moralisch enthauptet. Köhler habe „keinen Begriff" vom Wesen des Socialismus, seine Vorschläge zur Ablösung seien „unsäglich ungeheuerlich und albern". Herr Liebknecht bleibt dabei, die Frage könne erst erörtert werden „als eine Frage der Zweckmäßigkeit in jenem Moment, in welchem sie zu unserer Entscheidung steht."

Uebrigens verdienen ohne Zweifel auch die Debatten des Parteitages über die Taktik ernstlichste Beachtung. Nicht so sehr die Stellungnahme gegen die Berliner „Jungen". Diese „Jungen" sind Lärmmacher und Ehrgeizige, nicht besser und nicht schlechter, als die derzeitigen Machthaber, aber ohne anderes Streben als selbst an die große Parteikrippe zu gelangen. Wohl aber der Zwist, der zwischen dem Berliner Führertriumvirat und dem süddeutschen Abg. v. Vollmar ausgefochten ist. Durchweg herrscht die Ansicht vor, daß mit einer Partei von Vollmars Grundsätzen sich reden lassen würde. Dieser Mann ist wenigstens nüchtern genug, politisch zu denken und die Hindernisse ins Auge zu fassen, die sich jeder Reform, geschweige denn einer vollen Umwälzung entgegensetzen. Er warnte seine Genossen, sich nicht mit der Phantasie über alle Wirklichkeit hinwegzusetzen und redete von den fernen Zukunfts-Programm-Punkten mit beißender Ironie, daß es „Irrlichter", Ideen „verzückter Ekstatiker" und „Prophezeiungen à la Schäfer Thomas" wären.

Freilich ist auch die Ansicht allgemein, daß der Versuch Vollmars, die socialistische Partei auf eine höhere Stufe zu heben, scheitern mußte, weil die Hetzerei eben schon zu weit gediehen ist, als daß die Herren Bebel, Singer, Liebknecht noch zurück könnten. „Die Massen sind ungeduldig!" sagt Herr Bebel. Die nahe Zukunftsherrlichkeit, der große „Kladderadatsch" ist ihnen zu oft versprochen worden, als daß man nun den Mut haben könnte, zu sagen, was Vollmar sagte, daß man nämlich über Aussehen und Einrichtung der socialistischen Gesellschaft noch so gut wie gar nichts wisse.

Was nun den vorläufigen Erfolg betrifft, so ist derselbe bei den bisherigen Führern geblieben. Vollmar hat sich unterworfen. Die „Jungen" sind hinausgedrängt. Ob die Parteileitung dieses Sieges froh werden wird, das ist eine andere Frage. Denn daß die Opposition, die auf dem Parteitage mundtot gemacht worden, nun auch im Lande zum Schweigen gebracht wird, das ist in keiner Wesen anzunehmen. Und ebensowenig, daß ein überzeugter Mann, wie Vollmar, seine Ansichten, die denen der Partei schnurstracks entgegenstehen, von heut auf morgen ändern wird.

Soll nach alledem aus den Verhandlungen des Kongresses das Facit gezogen werden, so kann es diesmal kein anderes sein, als daß die bisher zweifelhafte Thatsache unzweifelhaft geworden ist, daß nämlich die Socialdemokratie sich in starker innerer Uneinigkeit befindet und daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Uneinigkeit wachsen wird. Denn Männer von so verschiedener Gesinnung, wie Bebel und Vollmar, können nicht

dauernd an einem Strange ziehen und Lärmmacher von so ausgesprochenem Skandalbedürfnis, wie Werner und Genossen, können sich nicht dauernd still verhalten.

Die Frage ergiebt sich: Wie haben sich die besonnenen und konservativen Parteien zu der teilweisen neuen Lage zu stellen?

Das Verkehrteste wäre, zu glauben, daß die Dinge nun von selbst wieder in ihr altes Geleise kehren werden und daß der Socialismus an den vorhandenen Spaltungen zu Grunde gehen könnte. Das wird sicherlich nicht geschehen. Zu Grunde gehen kann er nur an weitgreifenden wirtschaftlichen Reformen, an fernerer Ausdehnung der gemeinwirtschaftlichen Betriebe auf Kosten der Einzelwirtschaft. Zu den Verkehrsmitteln, die schon heute zu Aller Zufriedenheit socialistisch betrieben werden, muß noch viel anderes hinzukommen, in erster Linie der Bergbau, dann weite Gebiete der Groß-Industrie.

Wir haben in konservativen Blättern die Betrachtung gelesen, daß nur sittliche und religiöse Erneuerung unserm Volke helfen könne. Man kann Religion und Moral nicht höher stellen, als wir es thun. Aber den Socialismus schaffen sie nicht aus der Welt, wenn der Kapitalismus bleibt. Diesen Kapitalismus an der Wurzel zu fassen, muß noch für lange Zukunft die Aufgabe aller wirtschaftlichen Staatskunst bleiben. Und an der Wurzel fassen wir ihn nur, wenn wir — darüber darf man sich nicht länger täuschen — selbst etwas socialistisch werden. Daneben darf der Versuch nicht aufgegeben werden, die gegenwärtig meist staatsfeindlichen Vereinsorganisationen der Arbeiter in staatlich anerkannte und mit öffentlich-rechtlichen Befugnissen ausgestattete zu verwandeln, d. h. in Zünfte der Neuzeit.

Das Paradies auf Erden wird auch dann nicht anbrechen. Und solange es Menschen giebt, wird es Unvollkommenheit und Not geben. Aber möglich muß es sein, die großen Kontraste der Gegenwart noch unverhältnißmäßig mehr zu vermitteln und zu versöhnen, als dies bisher auch nur ernstlich versucht worden ist.

Entschieden wichtiger als der Kongreß ist das wieder durch Wahlen in Baden und in Sachsen bestätigte Anwachsen der socialistischen Stimmen. In die badische Kammer treten die ersten beiden, in Mannheim gewählten Socialdemokraten ein — ein Erfolg, den man freilich vom konservativen Standpunkt aus fast mit Schadenfreude begrüßen möchte in dem Lande, in welchem seit einem Menschenalter Regierung und Liberale einen unnatürlichen Kampf gegen jede konservative Regung führen und alle religiös nicht ganz zuverlässigen Elemente halb mit Gewalt in die Opposition getrieben haben. Schlimmer liegen die Dinge in Sachsen. Stellt man hier die Ziffern für die 30 Wahlkreise, um die es sich jetzt handelt, mit denen der letzten Wahlen in diesen 30 Kreisen zusammen, so erhält man das Ergebnis, daß die Zahl der abgegebenen Stimmen am 13. Oktober 1891 im ganzen 97250 gegen 66130 bei der früheren Wahl betrug. Davon erhielten die Socialdemokraten 35650 Stimmen gegen 18280 bei der letzten Wahl abgegebene Stimmen. Den Konservativen fielen diesmal 35250, den Fortschrittlern 13600, den Nationalliberalen 12750 Stimmen zu. Die Socialdemokraten haben somit zum erstenmale die verhältnismäßig größte Anzahl aller abgegebenen Stimmen erhalten — ein neues discite moniti an die besitzenden Klassen, in erster Linie an die Regierungen, aber auch an den Reichstag, der demnächst wieder zusammentreten soll.

Inzwischen wird der Reichstag sich zunächst nicht mit social-, sondern mit handelspolitischen Fragen zu beschäftigen haben, speciell mit dem deutsch-österreichischen Handelsvertrag und mit seinen Anhängseln. Soweit sich mutmaßen läßt, wird der Vortrag angenommen werden, obschon es an Widerspruch nicht fehlen wird. Speciell Fürst Bismarck kündigt an, daß er im Reichstag erscheinen und der Vorlage Opposition machen wird, wobei allerdings zu bedenken ist, daß Fürst Bismarck schon oft Entschließungen und Schritte in den Blättern hat ankündigen lassen, die dann doch nicht zur Ausführung gelangt sind. Seine Ansichten sind bekannt. Zum Ueberfluß hat noch Lothar Bucher unter dem Titel „Ablehnen oder Annehmen?“ eine als „Vorbemerkungen über den

deutsch-österreichischen Handelsvertrag" bezeichnete Broschüre geschrieben, welche in lebhafter Weise für Ablehnung des Vertrages eintritt. In den wirtschaftlichen Ausführungen findet sich viel Richtiges, aber auch Bekanntes. Das Interessanteste ist aber jedenfalls die allgemein politische Einleitung, weil sie von einem Manne herrührt, der Jahrzehnte lang hinter die Coulissen unserer auswärtigen Politik geblickt hat. Bucher ist der Ansicht, daß gegenwärtig auf allen Gebieten der auswärtigen Politik Fehler gemacht werden, und daß diese Fehler die französisch-russische Allianz hervorgerufen haben, „die an demselben Tage aktiv werden soll, an welchem zwischen Deutschland und Oesterreich der casus foederis eintritt". Die Anschauung, daß Deutschland die Rolle eines Garanten nicht nur des österreichischen, sondern auch des englischen Besitzes gegen Rußland auf sich genommen habe, herrsche allgemein und sei nicht ohne Begründung. Sie habe Rußland naturgemäß an die Seite Frankreichs getrieben und werde es dort so lange festhalten, bis diese Anschauung beseitigt sei. Der einzige Lebende, der die Arbeit der Beseitigung dieser Anschauung mit Aussicht auf Gelingen vollführen könnte, sei Fürst Bismarck; denn diese Arbeit wäre die Fortsetzung der Politik, die er zeitlebens vertreten habe. Sei das Zurücklenken in diese Politik nicht mehr möglich, so müsse man mit dem Kriege rechnen und dann — wohl gemerkt nur dann — komme der Krieg für Deutschland je eher, je besser, und wenn er komme, weniger erschreckend, wenn dann Fürst Bismarck wieder Reichskanzler sei und Herr v. Caprivi ein Korps führe, als wenn Herr v. Caprivi die diplomatischen Noten abfasse und Feldmarschall Fürst Bismarck ein Küstenkommando erhalte. Herr Bucher hält es sogar für „wahrscheinlich", daß Fürst Bismarck noch wieder Reichskanzler werden wird. Wir bezweifeln das; glauben auch nicht, daß auf die Wut der russischen Panslavisten und der französischen Chauvinisten das Kommen oder Gehen des Fürsten großen Einfluß üben könnte.

Außer mit den Handelsverträgen wird sich der kommende Reichstag auch mit der zweijährigen Dienstzeit befassen. Es soll sich nicht um Vorschläge der Regierung handeln, sondern aus den Parteien des Reichstages heraus soll die Anfrage gestellt werden, ob die Heeresleitung dem Plane einer Abkürzung der Dienstzeit näher zu treten gedenke. Die Frage ist aktual. Es verlautet, daß jetzt in allen Armeekorps Versuche mit Probe-Bataillonen stattfinden, aus denen alle Dreijährigen ausgeschieden werden, und daß die General-Kommandos nach Ablauf derselben über die praktischen Resultate ans Kriegsministerium zu berichten haben. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Versuche die Einleitung zur notwendigen Vermehrung unserer Armee bilden, einer Vermehrung, die auf anderem Wege, als auf diesem, doch schlechterdings nicht zu erreichen ist.

Wir können unseren Bericht nicht schließen, ohne zweier Kaiserlicher Erlasse zu gedenken, die im Lauf des letzten Monats im Anschluß an Tages-Ereignisse vor die Oeffentlichkeit gebracht worden sind. Der größere und bedeutungsvollere knüpft an den Prozeß Heinze an und beauftragt das Staatsministerium Mittel und Wege zu beraten, wie der Prostitution in Berlin und dem Zuhältertum entgegengetreten werden könne.

Der Erlaß legt den Finger in eine schwere Wunde, um deren Heilung oder Besserung sich kirchlich und sittlich bewegte Männer, besonders der „Männerbund zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" bisher vergeblich bemüht haben. Der Grund dieser Vergeblichkeit waren vor allem die laxen und unzureichenden Gesetze, unter deren Schutz das Laster wuchern und sich breit machen konnte. Besonders erfreulich ist darum, daß in dem Erlaß selbst bereits auf eventuelle Aenderung oder Ergänzung des bestehenden Strafrechts hingewiesen wird, denn ohne eine Aenderung, d. h. Verschärfung der bestehenden Gesetzgebung würde, wie jeder mit diesen Dingen einigermaßen Vertraute weiß, im Sinne einer durchgreifenden Besserung kaum etwas zu erreichen sein.

Natürlich fehlt es auch jetzt nicht an Stimmen, welche erklären, daß sich mit Polizei und Gerichten die Menschen nicht sittlich machen lassen, daß es daher am besten sei, die Laster, die man doch nicht aus der Welt schaffen könne, unbehelligt zu lassen. Diese Schlußfolgerung ist so falsch wie sie alt ist. Gewiß ruht alle Sittlichkeit am



letzten Ende auf religiösem Grunde, und nur durch religiöse Erneuerung ist eine durchgreifende Besserung der Schäden des Volkslebens zu erwarten. Aber ebenso gewiß ist hier, wie auf vielen anderen Gebieten die Erfahrungsthatsache, daß Gelegenheit Diebe macht, und daß nichts gefährlicher ist, als wenn das Laster und seine Trabanten in dem Gedanken befestigt werden, daß ihr Wesen und Treiben eine berechtigte und staatlich anerkannte Einrichtung sei. Das Laster soll stets auf der Flucht sein. Gelingt es dem kaiserlichen Erlaß in seinen Folgen, die öffentliche Unsittlichkeit auch in Berlin wieder auf die Flucht zu treiben, so wird nicht nur der Hauptstadt, sondern dem ganzen Reiche ein großer Dienst geleistet werden.

Natürlich gilt es sich nicht beschränken auf Strafbestimmungen, die etwa nur die Verführten der ärmeren Stände treffen, sondern vor allem auch den Verführer und Aushälter der besseren Stände, von dessen Goldstücken das Laster lebt, empfindlich zu fassen. Aber auch da wird alles vergeblich bleiben, wenn man sich nicht in erster Linie gegen die Theater und gegen die Presse aufrafft. Residenztheater und Berliner Tageblatt verrichten die Arbeit einer Legion von Kupplern im Großbetrieb. Bei diesen Verderbern aller gesunden Empfindung und reinen Sittlichkeit im Volksleben muß das Werk begonnen werden, wenn Berlin heraus soll aus dem Morast, in den es so tief versunken ist.

Ein anderer kaiserlicher Erlaß richtet sich formell an den Professor Helmholz, der ein Jubiläum feierte, thatsächlich aber gilt das Aktenstück — man wird das sagen dürfen, ohne an einem Kaiserwort zu deuteln — dem bekannten Professor Virchow, der wenige Tage zuvor gleichfalls „jubiliert“ hatte, aber mit Auszeichnungen irgendwelcher Art durchaus nicht bedacht war. Auch hier ist die Ehrung des einen, die Nichtehrung des anderen Gelehrten im Prinzip von allen konservativen Politikern mit Freude begrüßt worden.

Virchows Verdienste auf medicinischem Gebiet ficht niemand an. Und wenn es möglich gewesen wäre, den Gelehrten zu ehren, ohne auch den Politiker mit der Auszeichnung zu treffen, so wäre auch gegen eine Auszeichnung Virchows nichts einzuwenden gewesen. Diese Trennung ist aber die Quadratur des Zirkels. Es liegt auf der Hand, daß die ganze Berliner Judenpresse, die sich im Virchow-Kultus selbst überschlug, jede Ehrung des Gelehrten für den Politiker acceptiert und Agitationskapital daraus geschlagen haben würde.

In der That legt eine Regierung nur den Beweis politischer Klugheit ab, wenn sie den Schein vermeidet, als messe sie loyales Verhalten und Oppositionsmacherei mit gleichem Maße. Und es kann hier nur für richtig erkannt werden, wenn der Schein vermieden ist, als solle ein fast fünfzig Jahre hindurch der Regierung geleisteter politischer Widerstand zur Belohnung, daß er so lange gedauert, auch noch mit Titel und Orden dekoriert werden. Leider ist die entgegengesetzte Praxis in vielen Ländern eine sehr häufige und auch in Berlin ist oft genug ganz anders verfahren worden. Es giebt im großen deutschen Reiche manchen Hofrat, der ganz wohl in der Redaktion der „Volkszeitung“ oder gar des „Vorwärts“ hätte sitzen können und manchen Kommerzienrat, der nur durch besonders große Glücksfügung dem Spinnrad entgangen ist.

* * *

Vom internationalen Gebiet ist das Ereignis des Monats die Zusammenkunft des russischen Ministers des Auswärtigen, Herrn v. Giers, mit dem italienischen Ministerpräsidenten, Herrn von Rudini, in Mailand und der Empfang beider durch den König von Italien in Monza. Mit Recht ist die Begegnung fast allgemein in der europäischen Presse nicht als ein bloßer Höflichkeitsakt, sondern als ein Geschehnis von politischer Bedeutung aufgefaßt worden. Weiß man auch nichts Genaues über den Inhalt der Besprechungen, so darf doch als zweifellos betrachtet werden, daß die allge-

meine politische Lage Europas und die Allianzen behandelt worden sind. Gleichfalls zweifellos erscheint aber auch, daß zu pessimistischen Kommentaren keinerlei Anlaß vorliegt. Der Vermutung, daß es sich um eine russische Annäherung an Italien auf Kosten der Tripel-Allianz gehandelt hätte, wird mit ganz speciellem Nachdruck entgegengetreten, und sogar die „Hamburger Nachrichten", welche anfänglich mißtrauisch waren, haben insofern den Rückzug angetreten, als sie einräumen, die Besprechungen zwischen Rudini und Giers müßten nicht notwendig die Mitgliedschaft Italiens im Dreibunde betroffen haben. In leitenden russischen Kreisen herrsche die Ueberzeugung, daß, so lange der jetzige Zar an der Regierung und Herr von Giers Minister des Auswärtigen sei, kein Krieg gegen Deutschland unternommen werde. Der Zar sei nicht gewillt, die jetzige Stellung Rußlands auf das Spiel zu setzen, um Frankreich die Kastanien aus dem Feuer zu holen. — Und das offiziöse Wiener „Fremdenblatt" schreibt ganz offen, daß man in Wien und in Berlin von den Konferenzen im voraus Kenntnis hatte „und sie, wie eben jede andere Kundgebung friedlicher Gesinnungen, mit Genugthuung begrüßte".

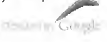
Ebenfalls im Dienste des Friedens soll ein sogenannter Friedenskongreß stehen, der am 3. November zu Rom beginnen und bis zum 8. des Monats dauern wird.

Bisher haben die Friedenskongresse meist mit großem Zank, gelegentlich sogar mit Schlägerei geendet. Und der bevorstehende schien bereits im Hafen zu scheitern, da der Präsident, der bekannte italienische Falk, Minister Bonghi, einen Brief gewissermaßen als Programm veröffentlichte, in dem er die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich als offene Frage behandelte. Fast mehr als bei uns in Deutschland hat der taktlose Brief in Italien verstimmt, wo man schneller einsah, daß nur der gegenwärtige Stand der Dinge die Grundlage der Verhandlungen bilden dürfe, und infolgedessen hat man Herrn Bonghi zum Rücktritt gezwungen. Der Kongreß wird nun stattfinden und auch wohl besucht werden, zumal eine große Reihe von Festen und Vergnügungen, u. a. ein Besuch von Neapel und Pompeji in Aussicht genommen sind. Dazu eine Preisermäßigung von 50 Prozent für die Fahrten auf italienischen Eisenbahnen und Dampfschiffen!

Was seine Beurteilung im Prinzip betrifft, so stehen wir nicht unbedingt ablehnend. Es ist ja gewiß nichts einzuwenden, wenn sich Männer verschiedener Nation zusammenthun, um neben dem nationalen auch dem gleichberechtigten internationalen Gedanken zu gesteigerter Geltung zu verhelfen. Und als Gegenwirkung gegen den undeutschen Chauvinismus könnte man kosmopolitische Bestrebungen als besonders deutsch bezeichnen, als Aufgabe desjenigen Volkes, das stets mit warmer Heimatsliebe die größte Wanderlust und ein offenes Auge und Verständnis für fremde Vorzüge verbunden hat. Leider hat nur der bevorstehende Rom-Kongreß einen stark demokratischen Beigeschmack. Es ist offenbar den Herren ebenso sehr darum zu thun, eine Parlamentsdiplomatie neben der Regierungsdiplomatie aufzurichten, als sie es anstreben, die Verbrüderung der Völker untereinander zu fördern. Inzwischen gilt es abwarten, ob wirklich ein Erfolg nicht nur für die römischen Hotelwirte, sondern auch für die Welt und ihren Frieden erzielt wird.

Im übrigen laufen leider neben den friedlichen auch sehr viel kriegerische Symptome nebenher. Hierher gehören die Agitationen zum besten des Friedens, die Rußland und Frankreich auf diplomatischem Gebiet betreiben, z. B. in Spanien und im Orient. Dann aber die Steigerung der militärischen Rüstung in diesen Ländern. Rußland richtet Rumänien gegenüber eine reguläre „Militär-Grenze" in Baracken ein, und Frankreich vermehrt seine Armee durch eine neue Kombination der Territorial- und Linientruppen um Zehntausende. Alles im Interesse des Friedens.

Ein Trost unter diesen Umständen kann es fast genannt werden, daß der abenteuerliche General Boulanger, nachdem er sein Geld und seine Mätresse verloren, sich selbst den Tod gegeben hat. Mit ihm hat zum zweiten Male in wenigen Jahren uf unrühmliche Art ein Mann geendet, der seine Hand nach der französischen Kaiser-



krone ausstreckte; und die Umstände, unter denen beide Prätendenten aus dem Leben schieden, werfen ein trübes Licht auf die sittlichen Zustände unter der Republik. Léon Gambetta, der erste, welcher nach der Krone der Napoleoniden strebte, starb vom Revolverschuß einer von ihm verlassenen Dirne hingestreckt; der andere, Boulanger, griff selbst zum Revolver, um sich auf dem Grabe einer Dirne zu entleiben, der er Geld und Erfolge verdankte — Thatsachen, die uns freilich zu pharisäischem Absprechen über Frankreich durchaus nicht Anlaß geben sollen. Leider ist auch in Deutschland viel derartiges Frankreich, in der Litteratur, auf der Bühne und auch im Leben.

Wirtschaftspolitik.

Von einer Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse kann auch heute noch nirgends die Rede sein. Die jetzt zur Veröffentlichung gelangenden Jahresberichte der industriellen Gesellschaften, deren Geschäftsjahr von Jahresmitte zu Jahresmitte läuft, weisen durchschnittlich schlechtere Ergebnisse auf, als in den vorhergehenden Jahren. Eine Ausnahme machen in der Hauptsache nur die Kohlenzechen und die Mühlen.

Die monopolartige Entwicklung des Kohlengeschäftes erregt allmählich auf allen Seiten Erbitterung. Wenn selbst Herr von Stumm und die Bielefelder Handelskammer, zwei Instanzen, denen die Gegnerschaft gegen Ringe und Kartelle gewiß am allerfernsten liegt, auf das gemeinschädliche Wirken der Kohlenverkaufsvereine hinweisen und mit praktischen Vorschlägen zur Bekämpfung des Kohlenmonopoles hervortreten, so muß dessen Preistreiberei in der That die Grenze des Erträglichen weit überschritten haben. Es ist nicht der Neid anderer, um ihre Existenz schwer kämpfender Industriezweige, wie die heuchlerische Presse der Kohlenzechen es glauben machen will, sondern die einfache Unmöglichkeit, bei den heutigen Kohlenpreisen die Hochofen- und Walzwerksindustrie in Deutschland lebensfähig zu erhalten, was die Opposition gegen die Kohlenringe hervorruft. Bis vor kurzem haben die Walzwerksverbände ja ähnliche Mittel angewandt, um die Inlandspreise hoch zu halten, Mittel, die sich selbst unter Anwendung von logischer Gewalt nicht mit dem nationalen Standpunkte der nationalliberalen Großindustriellen des Rheinlandes vereinigen ließen. Wenn aber die Zechen um 25 bis 60 Prozent billiger nach dem Auslande verschleudern, um nur den Deutschen ihre unerschwinglichen Preise aufzwingen zu können, wenn sie nunmehr für den Winter zu demselben Zwecke gar eine beträchtliche Einschränkung der Förderung verabreden wollen, so geht das doch weit über alles hinaus, was selbst die extremsten Vertreter der „nationalen Wirtschaftspolitik" gutheißen können. Den Kohlengruben ist wie jeder anderen Produktion ein gutes Gedeihen zu wünschen, und wenn sie unter sich durch Verabredung die innere Konkurrenz einschränken, so ist das gut und nützlich auch für die Gesamtheit. Rauben sie aber durch Anwendung von Gewalt in Zeiten schweren Darniederliegens der Industrie dieser die Möglichkeit, selbst unter den bescheidensten Ansprüchen weiter zu arbeiten, so treiben sie einfach Wucher. Leider reichen unsere Gesetze nicht aus, um gegen das Großwuchertum in dieser und in anderen Formen die Hülfe der Staatsgewalt anzurufen. Volkswirtschaftliche Gesichtspunkte liegen unserem Rechte ja überhaupt noch fern. Kein Wunder, daß da im Volke die Anschauung sich bildet, als sei das Sprichwort von den Großen und den Kleinen eine Art Rechtsgrundsatz.

Dieser Anschauung gab die socialdemokratische Presse recht drastischen Ausdruck, als in den letzten Wochen ein Beispiel von Getreidewucher an der Berliner Produktenbörse zur öffentlichen Kenntnis kam. Nicht ganz mit Unrecht wies sie darauf hin, daß das Börsengeschäft mit seinen Auswüchsen eine notwendige Konsequenz der modernen kapitalistischen Produktionsweise sei. Da nicht Produktion und Bedarf den Preis mehr bedingt, sondern Angebot und Nachfrage, so hat die Kapitalmacht es bis zu einem gewissen Grade in der Hand, den Preis zu bestimmen, indem sie entweder ein künstliches

Angebot, oder eine künstliche Nachfrage schafft. Und zu diesem Zwecke scheint recht eigentlich die Börse erfunden zu sein. Noch ehe über den Ernte-Ertrag in Europa und Amerika irgend Zuverlässiges bekannt sein konnte, trat eine kleine Berliner Spekulationsfirma als Aufkäuferin von Spiritus, Weizen und Roggen auf. Sie stützte sich auf eine Klientel von spekulierenden „Provinzkunden" und eine Schar von „Mitläufern" an der Börse, dann auch auf bereitwillig dargeliehenes Kapital, das sie von großen Berliner Banken erhielt. Ihre Engagements erreichten allmählich die Höhe von 18 bis 20 Millionen Mark. Der Erfolg war eine enorme Preissteigerung an der Börse, und da sich in Deutschland die Marktpreise fast überall nach den Berliner Börsennotierungen richten, so mußten die Konsumenten eben die Preise bezahlen, welche durch die künstliche Nachfrage der Spekulanten gebildet wurden. Von Zeit zu Zeit „arrangierte" sich die Haussefirma mit ihrer Gegenpartei. Diese Schachzüge haben in der Provinz nur deswegen nicht die verdiente Beachtung gefunden, weil sie nicht leicht verständlich sind und weil die liberale Presse sie absichtlich im Dunkel beließ, um nicht zu einer Kritik des Börsengeschäftes selbst herauszufordern. Hätte die Haussefirma, um sich etwas zu entlasten, am offenen Markte verkauft, so wäre ihre Gefolgschaft mißtrauisch geworden und hätte ebenfalls eilig zu verkaufen gesucht. Dadurch würden die Preise panikartig geworfen worden sein, und vielleicht wären auch viele Insolvenzen die Folge gewesen. Um dies zu vermeiden, einigte sich jene Firma mit ihren Hauptkontrahenten, welche die verkaufte Ware herbeizuschaffen im Begriff standen. Die Engagements wurden unter Zugrundelegung eines billigeren Preises, als es gerade an der Börse galt, ausgeglichen, die Haussefirma bezahlte die Differenz, und die Baissiers verkauften ihre schwimmende Zufuhr in der Provinz, mußten dabei aber ihren Abnehmern die Bedingung stellen, daß diese Ware nicht nach Berlin gelangen dürfe. Als dann schließlich der Markt sich zu Ungunsten der Hauſſepartei wandte, als ihre Manipulationen offenkundig wurden und die Banken, denen an ihrem guten Ruf etwas lag, den Kredit verweigerten, da löste jene Firma in aller Stille und unter Beihülfe großer Börsenfirmen auf dem Wege weiterer „Arrangements" ihre gesamten Verbindlichkeiten und zog sich mit dem kleinen Rest ihres Gewinnes zurück. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Reichsbank auf die kreditgebenden Banken einen Druck ausgeübt hat; dieselben mußten ja zur Beschaffung des Geldes für die zu gewährenden Lombarddarlehen auf die Reichsbank zurückgreifen, und diese machte es ihnen denn einmal klar, daß das Notenprivilegium der deutschen Reichsbank doch nicht dazu da sei, um Geld für Unterstützung des Getreidewuchers flüssig zu machen. Daß sich die große „Schwänze" auf dem Getreide- und Spiritusmarkt so im Sande verlaufen konnte, das ist dem festen Zusammenhalten der Spekulation zuzuschreiben. Bei einer heftigen „Beunruhigung des Marktes" findet da niemand seine Rechnung, denn wenn einzelne Glieder aus der Kette der Spekulanten ausfallen und zahlungsunfähig werden, so kommen große Summen von Spieldifferenzen in Gefahr. Außerdem vermeidet die Börse gern, auch unter Opfern, daß ihre „Geschäfte" Aufsehen erregen. Sie weiß genau, wenn sie es auch niemals zugeben wird, daß sie ein Schmarotzergewächs ist am Wirtschaftskörper der Nationen; was sie verdient, wird der Produktion und den Konsumenten entzogen. Neben dieser Aussaugungsthätigkeit verschwindet die befruchtende Vermittlerthätigkeit des reellen Handels an der Börse fast vollständig. Und daß das Warengeschäft immer mehr in die Terminspekulation hineingerissen wird, dafür liefert die neueste Roggenschwänze an der Berliner Börse ein schlagendes Beispiel. Hier ist es eine große Mühle, welche durch Terminkäufe alle an den Markt kommende Ware und die spekulativen Blanco-Abgaben aufnimmt, nicht etwa, um sich in Erwartung einer Preissteigerung im voraus Roggen zum Vermahlen zu billigeren Einkaufspreisen zu sichern, sondern um eine Preissteigerung hervorzurufen und Differenzen zu gewinnen. In den Zeiten künstlicher Preisentwertung durch die Börse hat die Regierung das Mindestgewicht für das an der Börse lieferbare Getreide sehr hoch festgesetzt, um damit das zu bewirken, was die Zölle nicht vermochten: einen

angemessenen Marktpreis für deutsches Getreide. In diesem Jahre nun ist in Deutschland der Roggen so leicht ausgefallen, daß nur ein kleiner Teil desselben an der Börse lieferbar ist. Vom Auslande ist infolge des russischen Ausfuhrverbotes nicht so viel Roggen zugeführt worden, um den Bedarf der Börse zu decken, zumal eine Zeitlang das Geschäft sehr große Ausdehnung gewonnen hatte. Die Folge ist, daß Lieferungs-Roggen sehr knapp ist trotz des für die Volksernährung völlig ausreichenden Vorrates an Roggen. So ist es für die Haussefirma nicht schwer, das an den Markt kommende Material einzusperren. Sie berechnet in der Prolongation den Baissiers hohe Leihgelder, steigert damit den Preis für greifbare Ware und hofft dabei allmählich ihre Hausse-Engagements mit hohem Gewinne zu realisieren. Gleichzeitig ist in Pest ein Weizenring gebildet worden. Wie viel in der Stille noch durch kapitalistische Gewaltthaten auf dem Getreidemarkte zur Preissteigerung der Brotfrucht geschieht, entzieht sich unserer Wahrnehmung, da die „Börsenkreise" immer verschwiegener werden.

Auf finanzpolitischem Gebiete ist das Ergebnis der russischen Anleihe das wichtigste Ereignis des abgelaufenen Monats. Es war an sich nicht so glänzend, als man erwartet hatte, und die etwa achtfache Ueberzeichnung ist nur eine verabredete Reklamelüge. Gewiß haben die französischen Kapitalisten der Provinz, welche über die Finanzlage Rußlands aufs dreisteste getäuscht wurden, die patriotische Anleihe freundlich aufgenommen, in dem Glauben, daß für ihr Geld Kanonen und Gewehre zum Kriege gegen Deutschland angeschafft werden würden. Die Angst vor Deutschland hat hierbei um so kräftiger mitgewirkt, als von dem offiziellen Rußland der nahe Krieg gegen den Dreibund immer wieder an die Wand gemalt wurde. Gleichzeitig aber hat Rußland auch stets seine friedliche Politik betont, so daß der französische Spießbürger glauben mußte, wenn er nur Rußland Geld gebe, so werde der Dreibund eingeschüchtert und der Krieg noch vermieden werden können. Die Pariser Börse stand dagegen unter dem Einfluß der Rothschilds, und diese machten der Anleihe in aller Stille eine sehr geschickte Opposition. In englischen Zeitungen wurde die Finanzwirtschaft Rußlands schonungslos kritisiert, an der Pariser und der Berliner Börse wurden russische Werte durch dritte Hand massenhaft angeboten, und so wurde denn die allgemeine Tendenz der Hauptgeldmärkte immer matter. Wyschnegradski ließ, um diesen Angriffen zu begegnen, fast täglich kühn erfundene Schilderungen der russischen Staatsfinanzen veröffentlichen, ja er leugnete es sogar ab, daß Rothschild Opposition mache, und gleichzeitig opferte er von dem Ertrage des Anlehens große Summen, um den Kurs der älteren Anleihen und der Valuta zu stützen. Doch erreichte er nicht viel: die neue Anleihe wurde schon vor der Subskription 1 % unter dem Ausgabekurse gehandelt und sank dann schnell noch um ein weiteres halbes Prozent. Es fehlt nicht an Sachverständigen, welche den Sieg der russischen Diplomatie über die Geschäftsklugheit der französischen Kapitalisten für ein Unglück Frankreichs erklären. Wenn man bedenkt, welche Stellung auf dem dortigen Markte die Nationalrente einnimmt, und dann erfährt, daß ihr in der letzten Zeit infolge der russischen Anleihe eine scharfe Baisse drohte, welcher nur durch umfangreiche Eskomptierungen seitens des Kredit Foncier vorläufig begegnet werden konnte, so hat jene Annahme viel Wahrscheinliches. In den letzten Jahren hat jede kleine Abwärtsbewegung des Rentenkurses Käufer in Masse angezogen; diesmal stritten sich die Kommissionäre darum, wer die Stücke zur Eskomptierung durch den Kredit Foncier liefern dürfe. Der Rentenkurs ist ein Gradmesser für das politische und wirtschaftliche Vertrauen Frankreichs. Kleinere Kapitalisten besitzen kaum andere Papiere als Rente; die Aktien und ausländischen Schuldverschreibungen sind fast ausschließlich im Besitze der Banken und Großkapitalisten. Seit 1871 ist der Rentenkurs dann auch im allgemeinen stetig gestiegen, von 50 auf 97 Frcs. Seit jener Zeit hat also fast jeder Käufer einen Kapitalgewinn erzielt. Sobald das einmal aufhört, die Gewohnheit unterbrochen wird, kann man mit Bestimmtheit auf eine nachdrückliche Verflauung des Effektenmarktes rechnen. Frankreichs Kapitalreichtum ist zwar enorm; man

berechnet ziemlich übereinstimmend seine jährliche Zinseneinnahme aus heimischen und ausländischen Effekten auf 4 Milliarden Francs. Die große Zahl kleiner und kleinster Rentiers läßt trotzdem eine ernste Beunruhigung des Effektenmarktes nicht als unbedenklich erscheinen.

Die Verhandlungen über die Handelsverträge mit Italien sind nun auch zum Abschlusse gelangt und die Veröffentlichung der Stipulationen steht unmittelbar bevor. Wir halten daher mit Erörterungen über diese wichtigen Fragen jetzt zurück, da wir über das, was bisher bekannt geworden ist, schon unsere Ansicht ausgesprochen haben. Es scheint übrigens, als ob eine differentielle Festsetzung der Getreidezölle nicht beabsichtigt sei, und so dürfte auch Amerika gegenüber der Satz von 3½ M. eingeführt werden, falls der Vertrag mit Oesterreich Gesetzeskraft erhält. Dies im Verein mit der Aufhebung des Schweine-Einfuhr-Verbotes würde den amerikanischen Mac Kinley-Tarif allerdings sehr ins Unrecht setzen; aber ob damit seine Tage verkürzt werden könnten, ist sehr fraglich. Es wird z. B. aus dem Nordwesten der Union berichtet, daß die Aufhebung des Speckeinfuhr-Verbotes den republikanischen Kampfzöllnern viel Anhang verschafft, da man es als einen Sieg der Mac Kinley-Bill auffaßt. Die Veröffentlichungen der amerikanischen Konsulate in Deutschland über die Veränderungen der Ausfuhrziffern in den drei ersten Quartalen dieses Jahres lassen noch keinen Schluß zu auf die Wirkungen jener Bill. In feineren Textilwaren, in Weißblech u. s. w. bleibt vorläufig Amerika noch auf das Ausland angewiesen, doch sollen die hohen Eingangszölle die Preise in Deutschland sehr gedrückt haben. Aus Chemnitz allein wird bisher von einer kleinen Besserung der Ausfuhr-Verhältnisse berichtet.

Wir erörterten oben die Frage des privaten Kohlenmonopols. Da es nicht lange mehr anstehen wird, bis die Elektricität den Dampfbetrieb aus manchen Positionen verdrängt haben wird, und da das überaus wichtige Experiment der elektrischen Kraftübertragung von Lauffen nach Frankfurt a. M. so glänzend gelungen ist, so tritt nunmehr die Frage an den Staat heran, ob er ruhig zusehen will, wie das Privatkapital sich auch das Monopol über die Wasserkräfte Deutschlands sichert. Die Erfahrungen mit dem Eisenbahnwesen und den Kohlengruben mahnen zur schleunigen Entscheidung. Ehe zwei Jahre ins Land gehen, ist sonst das (meist in jüdischen Händen befindliche) Großkapital Besitzer aller bedeutenden Wasserkräfte, also der Betriebskräfte für die Industrie der Zukunft, für das Hüttenwesen, die Beleuchtung und die kleineren Industrieen. Nur ein Mittel giebt es gegen diese neue Monopolbildung: die Verstaatlichung der Wasserkräfte, Ebbe und Flut eingerechnet. In der Schweiz geht man uns hierin mit gutem Beispiel voran. Wollen wir wieder zu unserem Schaden klüger sein, als die geschäftskundigen Schweizer?

Kirche.

Die Monate, die hinter uns liegen, sind die Zeit der Reisen, der kirchlichen Versammlungen, Kongresse und Konferenzen. Gleich in die ersten Tage des August fiel die „Konferenz zur Vertiefung des christlichen Lebens unter den Studenten“ in Niesky, daran reihte sich die 12. Weltkonferenz christlicher Jünglingsvereine, die in Amsterdam abgehalten wurde. Gleichfalls im August fand das große Kongregationalisten-Konzil in London statt, wo ca. 300 Vertreter von independentistischen Gemeinden ihre gemeinsamen Fragen berieten, lauter wichtige Fragen; sie verständigten sich über die socialen Aufgaben der Kirche, über ihre Stellung zur Wissenschaft und — was jene Gemeinschaften besonders noch angeht — ihr Verhältnis zu den Unitariern. Die englischen und amerikanischen Unitariergemeinden (nicht Freidenker, sondern ernst religiöse Gemeinden, die aber die Gottheit Christi im Sinn der Kirche leugnen) hatten sich an die Kongregationalisten gewandt mit dem Wunsche, eine gegenseitige Anerkennung

herzustellen, was jedoch von dem Konzil in London abgelehnt worden ist. Doch wir können uns bei den einzelnen Versammlungen nicht zu lange aufhalten, wir erwähnen noch den reformierten Bund in Barmen vom 24. bis 27. August, die Konferenz für die Lutheraner in der preußischen Landeskirche, die sog. Augustkonferenz in Berlin zu derselben Zeit, die Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Görlitz vom 13. bis 16. September, die Versammlung des evangelischen Bundes vom 29. September bis 1. Oktober in Kassel, und den fast gleichzeitig tagenden evangelischen Schulkongreß in Bielefeld (30. Sept. bis 3. Oktober). Im September fand auch noch der Katholikentag, diesmal in Danzig, statt, und für den Oktober ist nach Washington in Amerika ein ökumenisches Konzil der Methodisten ausgeschrieben, die bei der Gelegenheit versichert haben, daß ihre Anhänger ca. 45 Millionen zählen. Rechnen wir zu den aufgeführten noch eine ganze Zahl von Pastoralkonferenzen für kleinere Landesteile und halten das alles zusammen, so bekommen wir einen Eindruck von dem weitgehenden Interesse, das in unseren Tagen die kirchlichen Angelegenheiten sich erobert haben.

Berichterstatter hat es sich auf seinen Reisen zur Aufgabe gemacht, die öffentliche Stimmung durch Lesen auch solcher Blätter zu studieren, die für gewöhnlich nicht in unsere Hände und Häuser kommen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß in der großen Mehrzahl der heutigen Zeitungen, besonders in den sich jetzt immer mehrenden sogenannten parteilosen Blättern wie die „Tägliche Rundschau", die „Generalanzeiger" u. dgl. die religiösen Fragen nicht umgangen werden, und daß sie, wenn auch nicht verstanden, so doch in einer gewissen Weise gewürdigt werden, mit der allgemeinen Anerkenntnis, daß es ohne die Religion, ohne die christliche Religion in unserem Volks- und öffentlichen Leben nicht gehe.

Derartige Zeitungsstimmen sind auch nur der Ausdruck dessen, was heutzutage in vielen Herzen der Gebildeten lebt. Die starke Litteratur über religiöse Fragen, die zahlreichen Versuche, die von großen und kleinen Geistern gemacht werden, die Kirche zu reformieren, das Christentum der Zeit schmackhafter zu machen, ein „angewandtes Christentum" herzustellen u. s. w. — beweisen das. Die Schriften für und wider Herrn von Egidy sind bis auf etwa 50 gestiegen, es ist eine eigene Klasse von Schriften, eine Egidy-Litteratur entstanden, und die Egidyaner selbst geben seit diesem Herbst eine eigene Monatsschrift heraus mit dem oben schon angeführten Titel „Das angewandte Christentum". Diese Litteratur zu verfolgen ist in höchstem Maße interessant und für die geistige Entwicklung unserer Zeit wichtig. Da kommt von der einen Seite der Pietist, um Egidys Anklagen gegen die Kirche seinerseits aufzunehmen, ihn selbst aber als Unchristen desto schärfer zurückzuweisen, wie es Pestalozzi thut in seiner Broschüre: „Der Ernst in Wort und That". Von der anderen Seite schreibt der freisinnige Martin Hildebrandt seine Ketzerbriefe, in denen er sich ganz in des sächsischen Oberstlieutenants Sinn gegen die Kirche und ihr Christentum stellt, ja sogar alle Toleranz gegen sie auf das entschiedenste verwirft, denn tolerant dürfe man nur gegen das Harmlose sein, für harmlos aber werde man weder die römische Kirche halten mit ihrem Ultramontanismus und ihrer Politik, noch die protestantische Orthodoxie mit ihrem Stöcker. Wieder ein anderer, „ein moderner Theologe", beschreibt „die Religion der kommenden Zeit" und reinigt dazu das Christentum von den Phantastereien seines eigentlichen Erfinders, des Apostels Paulus, der jenes unmögliche „Ideal absoluter persönlicher Vollkommenheit" zuerst der Welt habe ermöglichen wollen durch seine Lehre vom Blute Christi, durch seine asketische Moral, seine wundergläubige Weltanschauung u. s. w. Das Christentum „baut sich auf in dem Kopf dieses titanischen Konventikel-Philosophen auf dem Grunde eines düsteren Pessimismus". Davon muß es gereinigt, es muß jenes unmögliche Ideal absoluter Vollkommenheit aufgegeben werden und an seine Stelle treten „das Ringen nach der Bildung charaktervoller menschlicher Individualitäten ausschließlich mit den natürlichen Mitteln und Kräften der Welt". —

Und endlich kommt die antisemitische Zeitschrift „Das zwanzigste Jahrhundert", um dem modernen Theologen ganz und voll zuzustimmen, nur dahin ihn noch zu vervollständigen, daß das Christentum in seinem antijüdischen, specifisch arischen Charakter anerkannt werde. „Wir haben nur nötig, das jüdisch-paulinische, das sich auf dem alttestamentlichen Prophetentume aufbaut, wieder auszumerzen, um das alte arische Christentum in seiner ganzen Reinheit wieder herzustellen. Es war und ist der Hauptfehler des Christentums, daß es international, daß es eine Weltreligion sein will. Weltreligion giebt es nicht und wird es nie geben."

Nun wird man uns freilich verwundert fragen, ob wir denn wirklich die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Salbadereien für ein gutes Zeichen unserer Zeit erklären können? Ich denke: es ist jedenfalls ein Zeichen von dem Interesse an der religiösen Frage. Und für das Evangelium ist keine Zeit so schlimm als die der religiösen Gleichgültigkeit, wie z. B. die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Welche Summe von Unsinn auf religiösem Gebiet ist in dem Reformationszeitalter litterarisch zu Tage gefördert durch die revolutionären Parteien, die den Reformatoren Not genug gemacht, — welche Fülle von religiösen Mißbildungen haben die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt gezeitigt — und doch waren dies Zeiten, in denen das Evangelium seine schönsten Siege erfochten hat.

Immer wieder freilich betonen wir es, daß solche Zeiten, als welche auch die unserige durch ihr lebhaftes religiöses Interesse — das sich eben auch in antireligiöser Tendenz mit bewegt — kundgiebt, der Kirche ganz besondere Aufgaben stellt. Es wäre sehr gefährlich und schädlich, sich jetzt pietistisch in die Verborgenheit zu begeben. Wohl darf weder der Rückzug aufs innere Leben, noch die stille treue Arbeit im Kleinen, an dem Einzelnen und dem Unscheinbaren fehlen. aber eine besondere Aufgabe der Kirche, d. h. der Freunde des Evangeliums ist es heute, die christlichen Ideen in dem großen Geisterkampf mit Mut und Geschick zu vertreten, jeden Handschuh aufzunehmen, der der Kirche mit ihrem Zeugnis hingeworfen wird, und für alle Zweige des Kulturlebens die christlich-ethischen Ziele und die kirchlichen Hülfsmittel anzupreisen und, soweit es angeht, mit Macht zu verwirklichen. Nur dann kann die religiöse Anregung unserer Zeit zum Segen werden, aber dann kann sie es auch wirklich.

Kehren wir noch einmal zu dem „modernen Theologen" und seinem absoluten Heiligkeitsideal zurück. Wie lehrreich ist diese Schrift apologetisch zu verwerten. Zunächst haben wir darin einen neuen Beweis für den alten Satz: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht begreifen." Jeder einfache Bibelchrist würde ihn doch über seinen „düstern Pessimismus" eines besseren belehren können, und nicht minder über den kolossalen Mißverstand des Heiligungsideals bei Paulus. Aber sehen wir nicht zweitens in der Hervorhebung gerade *dieses* Gegensatzes auch den Beweis für den Zusammenhang zwischen dem Glauben und dem Lebensideal? Des modernen Theologen „charaktervolle Individualitäten mit den *natürlichen* Mitteln und Kräften der Welt" nehmen sich moralisch doch sehr matt aus neben jener weltüberwindenden Freudigkeit, mit welcher der „titanische Konventikelphilosoph" Paulus den Seinigen erklärte: „Alles ist Euer", und doch: „Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden." Wir haben hier eine neue Form für den alten, der Kirche schon oft entgegengetretenen Sinn, der auf die Predigt vom Glauben die Rede hat: wir wollen keinen unfruchtbaren metaphysischen Glauben, sondern vernünftige praktische Moral, — und wenn dann mit der Moral des Christentums, die aus dem Glauben kommt, Ernst gemacht wird, heißt die Antwort: das ist übertrieben, unmöglich, unmenschlich.

Wenn wir nun einerseits die Reformversuche für das Christentum ablehnen, durch welche es als natürliche Religion den Zeitgenossen annehmbarer gemacht werden soll, so dürfen wir andererseits nicht unterlassen, auf die Aufgabe hinzuweisen und an ihr zu arbeiten, welche für die Vertreter der Sache der Kirche darin besteht, daß sie das

alte Evangelium in der Sprache der Zeit und nach den Bedürfnissen der Zeit zum Ausdruck bringen. Es ist dies die Forderung, die wir unseren Freunden nicht ablassen werden zuzurufen, und deren Berechtigung wir schon manchmal mit dem Hinweis auf die Missionspraxis zu erweisen gesucht. Auch unter den Heiden wird das Evangelium gepredigt in der Sprache des betreffenden Volkes, womit nicht nur gesagt ist: in den Sprachlauten, sondern auch angemessen der Auffassung und den geistigen Interessen desselben. Was wir den Heiden in Indien und China gewähren, warum sollen wir es nicht unseren Volks- und Zeitgenossen gegenüber zur Anwendung bringen? Nun hat unsere geistige Entwicklung seit dem vorigen Jahrhundert einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Die Idee der wissenschaftlichen Forschung, Prüfung, Gewißheit, dem Altertum unbekannt, hat seit dem 16. Jahrhundert sich ausgebildet und ihre Einflüsse geltend gemacht. Es ist dadurch die Aufgabe entstanden, die Natur mit ihrer Gesetzmäßigkeit anzuerkennen und sie mit dem alten Glauben an den allmächtigen Herrn der Natur zu vermitteln. So energisch die Kirche gegen die Naturreligion diesen Glauben festzuhalten hat, so kann sie doch jener Aufgabe sich nicht entziehen. Die Philosophie, besonders die Geschichtsphilosophie hat ihr darin vorgearbeitet: das Göttliche in der menschlichen Entwicklung zu erkennen. Und alle Kämpfe auf dem Gebiete der Theologie in unserem Jahrhundert bewegen sich um dieses Grundproblem.

Zwei Gefahren sind zu vermeiden: einerseits daß man Gott und sein Thun, seine Offenbarungen, isoliert, unvermittelt, als etwas Mechanisches hinstellt, wodurch auch der Verkehr mit Gott in die Gefahr gerät, mechanisch betrieben zu werden, wie es u. a. in der römischen und griechischen Kirche geschieht, — andererseits, daß man bei der Betonung der menschlichen Vermittlung den Unterschied zwischen Göttlichem und Menschlichem verliert, daß man — wie es jetzt geschieht — in der Bekämpfung der „Metaphysik", wie man es nennt, die Religion — auch da wo man es nicht beabsichtigt — in die Bahnen der reinen Diesseitigkeit hineinlenkt.

Um diese Gegensätze handelt es sich jetzt ganz besonders auf dem Gebiete, was die theologischen und kirchlichen Zeitschriften, Konferenzen und ihre Broschürenlitteratur hervorragend beschäftigt, das ist nämlich die heilige Schrift, ihr Charakter, ihre Autorität, ihre Herkunft. Um das oben bezeichnete Problem bewegten sich auch die Differenzen, welche auf der Augustkonferenz hervortraten und die so viel von sich haben reden machen. Die Thesen des Pastor Schulze über die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift waren darum für die anwesenden akademischen Dozenten nicht annehmbar, weil sie das, was unter unseren Freunden und Gesinnungsgenossen, d. h. da, wo man sich über die Worte und Bezeichnungen versteht, selbstverständlich ist, einseitig zum Ausdruck brachten, und dasjenige nicht sagten, was gerade in unserer Zeit besonders gesagt werden muß, daß nämlich die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift nicht leidet, sondern erst recht hervortritt bei der Anerkennung der historischen Beschränktheit und der menschlichen Individualität ihrer Verfasser. Indem hiervon gar nicht die Rede war, mußte der Schein entstehen, als ob die Thesen die Konferenz auf jener Darstellung der Inspiration der Bibel festnageln wollten, der wir doch heute nicht mehr folgen. Wir glauben doch nicht, daß Johannes, als er sein Evangelium schrieb, wie im Traume, seine eigenen Erlebnisse gleichsam vergessend, nun alles dasjenige innerlich eingegossen erhalten habe, was er schreiben sollte, — wir glauben nicht, daß Gott, dem Wunder der Inspiration vorangehend, das andere Wunder gethan habe, den heiligen Männern zuerst alle ihre anerzogenen und menschlich gelernten Vorstellungen und Ansichten über die natürlichen Dinge, das Leben und die geschichtliche Entwicklung zu entfernen u. s. w. Wir stoßen uns folglich nicht daran, wenn wir derartige Vorstellungen und Ansichten in der heiligen Schrift finden, die wir heute anders wissen, oder auch Ansichten über Vorgänge, Zahlen u. dgl., die unter sich nicht genau stimmen. Nur dann, wenn wir diese unsere Ueberzeugung zum Ausdruck bringen,

können wir erfolgreich protestieren gegen die ganz falschen Folgerungen, welche daraus von anderer Seite gezogen werden, gegen die glaubens- und pietätlose Behandlung der heiligen Schriften, in der man an anderen Stellen heutzutage gesunde Religiosität sehen will.

Im Ganzen können wir uns ja der Verhandlungen der Augustkonferenz über dieses Thema und ihres Ausganges nur freuen. Denn die ganze Konferenz hat sich zu dem Satze bekannt: die Bibel ist Gottes Wort, nicht nur: sie enthält es und jeder mag sich herausnehmen, was ihm paßt. Und sie hat ferner ohne Widerspruch verworfen diejenige Auffassung des Glaubens, welche man auf Seiten der positiven Vermittlungstheologie kolportiert, daß es nämlich für den Glauben unerheblich sei, ob sich die historischen Fakta z. B. die Auferstehung als historisch wirklich erweisen oder nicht. Gegen diesen Glaubensbegriff müssen wir allerdings auf das entschiedenste Front machen, besonders wenn er von Leuten kommt, deren Theologie schlechter ist als ihr Christentum. Daß uns dabei (wie es kürzlich in einer sehr wohlwollenden Besprechung der Allg. kons. Monatsschrift in der Christl. Welt wieder geschah) vorgeworfen wird, wir hätten einen Glauben, der nicht mehr sei als „ein auf erkenntnismäßiger Grundlage erbautes Fürwahrhalten" u. dgl., wollen wir tragen. Jedesfalls hier wieder darauf einzugehen, hindert uns Raum und Zeit.

Holen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen noch einige Einzelheiten nach. Die oben schon erwähnte Studentenkonferenz ist ein gutes Zeichen der Zeit und besonders erfreulich ist es, daß sie ganz positive Aufgaben in Angriff genommen hat durch die Vorstellungen, die sie an die geeigneten Stellen gerichtet hat bezüglich der sittlichen Gefahren, die auf manchen Universitäten mit den Wohnungsverhältnissen u. a. verbunden sind. — Ein anderes gutes Zeichen der Zeit führen wir an: in einer Ephorie Pommerns wurden kürzlich an drei hintereinanderfolgenden Tagen drei neue Kirchen eingeweiht (nicht nur neue Gebäude an alter Stelle, sondern drei neue Kirchenbildungen), so daß der Generalsuperintendent sagen konnte: seit den Tagen Ottos von Bamberg sei das nicht vorgekommen. Es war eine Ephorie, in der vor einigen Jahren eine Generalkirchenvisitation abgehalten worden war. — In Berlin sind die Kirchenwahlen beendet, und die Erneuerung der Gemeindeorgane hat wieder eine kleine Verschiebung der Majorität nach rechts gebracht, — eine gewiß recht anerkennenswerte Leistung der Positiven, wenn man die Agitation der Gegner, ihre geradezu lügnerischen Flugblätter, ihre Beihilfe, die sie bei den Socialdemokraten gefunden haben, u. dgl. in Anschlag bringt. Sehr viel skandalöse Einzelheiten wären von der Wahlagitation zu berichten, den traurigsten Eindruck machen uns aber doch immer die Verhältnisse in Golgatha, wo sich Herr Pastor Witte in offenem Kriege mit allen Parteien befindet. Haben wir denn kein Kirchenregiment, das sich erbarmen könnte?

Noch sei erwähnt, daß zwei Gesetzentwürfe die kirchlichen Kreise lebhaft beschäftigen, von denen der eine bereits veröffentlicht ist, es ist der über die Trunksucht, der sehr viel tüchtige und nützliche Bestimmungen enthält, besonders die Beschränkung der Schankfreiheit betreffend, u. a. verbietet er Trunkschulden einzuklagen, was uns ein sehr wirksames Mittel zu sein scheint. Der andere ist der neue Schulgesetzentwurf, dem man mit Spannung entgegensieht, und über den die verschiedensten Gerüchte umgegangen sind.

Wenn diese Blätter in die Hände der Leser kommen, wird man sich rüsten zu der preußischen Generalsynode. Wir wünschen, daß man ihre Verhandlungen mit Interesse und mit Fürbitten begleite, daß sie nicht in unfruchtbarem Doktrinarismus, nicht in Parteigegensätzen, nicht in äußeren Formalitäten sich verzehren, sondern zum Segen weiter kirchlicher Kreise gedeihen.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Volkswirtschaftslehre in gemeinverständlicher Darstellung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Gustav Dutto, Stadtsyndikus a. D. (Berlin, J. J. Heines Verlag.) 1891.

Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen. Vorträge über Fragen der Gegenwart aus Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft im Winter 1880 zu Leipzig gehalten von Dr. Chr. Ernst Luthardt. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1891. Preis 6 M.

Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Dreizehntes Heft: Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der elften Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 23. und 24. September 1890 in Frankfurt a. M. betreffend das Landarmenwesen und die Wohnungsfrage. (Leipzig, Duncker & Humblot.)

Deutsche Schriften für nationales Leben. Herausgegeben von Eugen Wolff. (Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer.) 1. Reihe: Heft 2, 3, 4. Heft 2: Zur Versöhnung des Besitzes und der Arbeit von Karl Walcker und E. v. Schenckendorff. Heft 3: Sind die Reichsdeutschen berechtigt und verpflichtet, das Deutschtum im Auslande zu stützen? Von Karl Pröll. Heft 4: Deutschland im Jahre 2000 von G. Ermann.

Evangelisch-sociale Zeitfragen. Herausgegeben mit Unterstützung des evangelisch-socialen Kongresses von Professor Otto Baumgarten in Jena. (Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow.) Erste Reihe: 8. u. 9. Heft. Die Ziele der deutschen Socialdemokratie von Dr. Karl Oldenberg, Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

Seraphine. Eine Erzählung von Ursula Zoege von Manteuffel. Dritte Auflage. Zweiter Band. (Leipzig, 1891. Verlag von Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].)
(In erster Auflage von uns empfohlen.)

Erbauliche Anwendungen samt Sprüchen und Erzählungen zu biblischen Geschichten. 1. Band: Leben Jesu bis zur letzten Reise nach Jerusalem. 52 Geschichten. Von J. Heiniger, Lehrer. (Basel, Verlag von C. F. Spittler.) 144 S.

Weide meine Lämmer. Ein Werbe- und Instruktionsbüchlein für Helfer und Helferinnen am Kindergottesdienst. Von P. Zauleck, Pastor an der Friedenskirche in Bremen. (Bremen, Verlag von J. Morgenbesser.) 1891. 64 S. 30 Pf.

Die Furcht des HErrn ist der Weisheit Anfang. Sieben Predigten, gehalten in der Kirche zu Staufberg und der Gemeinde beim Abschied aufs neue geboten von A. Hauri, Pfarrer. (Basel, Verlag von C. F. Spittler.) 88 S.

„Wachet und betet!“ oder „Durch Ihn zu Ihm!“ Eine wahre Geschichte für das Volk, erzählt von Wilhelm Immanuel. 27. Auflage. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 1891. 62 S.

Geschichte der vereinigten deutschen evangelischen Gemeinde A. B. und H. B in Prag. Zur Erinnerung an die hundertjährige Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche St. Michael. Herausgegeben von Karl Eckardt, I. evang. Pfarrer A. B. Mit 10 Porträts und 2 Ansichten. (Prag, k. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase. — Selbstverlag) 1891. 141 S.

Das Theater im Gegensatz zum Christentum, dargestellt von Josias W. Leeds in Philadelphia. (Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Traktat-Gesellschaft.) 1891. 76 S.

Der wahre Heilige Rock Jesu Christi. Ein Wort der Liebe an alle ernstgesinnten, frommen, christgläubigen Wallfahrer zum heiligen Rock in Trier von A. L. Schettler, Pfarrer in Cleinich bei Berncastel. (Bonn, Verlag von Johs. Schergens.) 1891. 29 S. Einzelpreis 20 Pf.; 25 Exemplare 4 M.; 100 Exemplare 10 M.

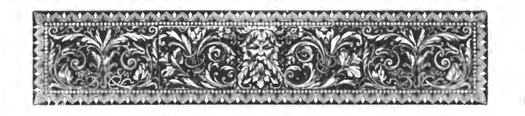
Zweiundvierzigster Jahresbericht der Pilger-Mission auf St. Chrischona bei Basel vom Jahr 1890. (Basel, Pilgermissions-Buchdruckerei St. Chrischona.) 1891. 27 S.

Also hat Gott die Welt geliebt! Predigt über Ev. Johannis 3, 16, gehalten am Missionsfest in Herborn den 26. Juli 1891 von Jakob Haarbeck, Pastor zu Repelen. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 1891. 15 S. 10 Pf., 50 Exemplare 3 M., 100 Exemplare 5 M.

Bernhard Rische: Die Krone der Tage. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1891. 21 S. 30 Pf.

Deutsches Wörterbuch von Moritz Heyne, Dr. ord. Prof. an der Universität Göttingen. Dritter Halbband H—Licht. (Leipzig, S. Hirzel.) 1891. 640 S.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. Begründet von Ludwig Herrig. Herausgegeben von Stephan Waetzoldt und Julius Zupitza. 86. Band, 2. und 3. Heft. (Braunschweig. George Westermann.) 1891. 368 S.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Geschichte der Nationalökonomie von Hugo Eisenhart, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Halle. Zweite vermehrte Auflage. (Jena, Gustav Fischer.)

Die erste Auflage dieses Werkes ist bereits im Dezember 1881 in dieser Zeitschrift von dem Herausgeber in höchst anerkennender Weise besprochen worden. Nur die zahlreichen Gelehrten-Konstruktionen und die häufig umständliche und verquickte Art der Darstellung im vierten Buch waren nicht ohne tadelnde Bemerkung geblieben. Jenes Lob und leider auch jener Tadel trifft heute noch zu. Vermehrt ist die zweite Auflage durch eine ausführliche Erörterung der Malthusischen Uebervölkerungslehre und der Armenpolitik, der historischen Schule der Nationalökonomie in ihrer heutigen Gestalt, und des sogenannten wissenschaftlichen Kommunismus von Rodbertus. Endlich ist in einem Schlußwort „die Aera Bismarck" und die Bedeutung des Fürsten Bismarck für die Volkswirtschaft voll gewürdigt worden. Wer über die Entwicklung der Nationalökonomie und über die leitenden und führenden Ideen in ihrer Geschichte sich einen Einblick verschaffen will, ohne eigenes Quellenstudium, der wird in der Eisenhartschen Geschichte der Nationalökonomie einen bewährten Führer finden.

— Die Armenpflege. Von Professor Dr. Victor Böhmert in Dresden. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 1,60 M.

Dies Heft bildet die 34. Abteilung von Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie. Dasselbe enthält eine für weitere Kreise berechnete Darlegung der Grundzüge des Armenwesens und eine praktische Anleitung zum Armenpflegerdienst. Auf 100 Seiten werden in 20 Abschnitten dargelegt Begriff, Wesen, die verschiedenen Arten, sowie die Ursachen der Armut und die Mittel ihrer Bekämpfung, sodann die Entwicklung der Armenpflege im Heidentum, Judentum und Christentum, ferner die Grundzüge der heutigen Armenpflege in England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien, endlich wird behandelt der gegenwärtige gesetzliche Zustand des deutschen Armenwesens, und die Armenpflege auf dem Lande und in den Städten unter besonderer Berücksichtigung des Elberfelder Systems, dessen Hauptgrundzüge näher beschrieben werden. Demnächst gelangen zur Besprechung die verschiedenen Arten und Zweige der Armenfürsorge, nämlich a) die offene und geschlossene Pflege, b) die Waisenpflege, c) die Pflege armer Kranker und Gebrechlicher, d) die Bekämpfung des Bettler- und Vagabondenwesens, e) die Unterbringung von Arbeitsscheuen und Trunksüchtigen und die Fürsorge für Arbeitslose. Die übrigen Abschnitte beleuchten die Frauenthätigkeit in der Armenpflege, die nichtamtliche Privat- und Vereinsthätigkeit, die Verbindung der nichtamtlichen mit der amtlichen Armenpflege, und endlich die kirchliche Armenpflege. Die Schlußkapitel bringen Armenpfleger-Erfahrungen, Statistisches und Litteraturnachweise über Armenwesen.

Professor Böhmert ist auf dem Gebiet des Armenwesens ein wohlerfahrener Mann und hat erst kürzlich im Auftrage des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit ein größeres Werk über „das Armenwesen in 77 deutschen Städten" herausgegeben. Aufgefallen ist es uns, daß in dem II. Abschnitte, „die Begründung der Idee der Armenpflege", dieselbe zwar auf die Natur der Menschen, auf das Wesen der Gemeinde und des Staates zurückgeführt wird, aber der Kirche keine Erwähnung geschieht. Da aber die kirchliche Armenpflege demnächst ausreichlich besprochen wird, so liegt hier wohl nur ein lapsus calami vor. Der Vorwurf, der der ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem gemacht wird, daß unter zu vielen Andachtsübungen das Arbeiten und Sparen zu kurz gekommen sei, ist eine Hypothese, die zwar neu ist, darum aber nicht weniger seltsam berührt. Christus und die Apostel als

die ersten wirklichen Armenpfleger zu bezeichnen, ist eine schiefe Auffassung, die wohl auf mangelnder Erkenntnis ihres hohen Amtes beruht. tz.

— Zur Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche. Herausgegeben v. Karl Ed. Klopfer. (München, Lehmann.) 1891. 63 S.

Das kleine Buch läßt sich nicht recensieren. Es giebt Aphorismen aus 90 verschiedenen Federn, geistreiche und geistlose, die der Verleger von einer Anzahl von Autoren über das Thema der Judenfrage extrahiert hat. Interessant ist der Umstand, daß, obwohl fast alle Einsender liberal sind, doch die weitaus größere Hälfte sich als offen oder versteckt dem Antisemitismus zugehörig ausweist.

— Der Oberverein. Ein Vorschlag zum Ausbau der gemeinnützigen Vereine von C. Kombiell. (Berlin, Wiesenthal). 32 S.

In jeder Stadt soll aus den vorhandenen gemeinnützigen Vereinen ein Oberverein und aus den verschiedenen Obervereinen eine Art Vereinsparlament gebildet werden. Auf diese Weise soll aus den Parteien und Fraktionen der minorum gentium die chemisch reine Gemeinnützigkeit destilliert und dargestellt werden. Der Verfasser sieht im Vorwort „geharnischte Kritiken" voraus, fügt aber diesem Ausblick hinzu: „Unser Leben ist kurz. Von dem, was wir erringen, kommt oft der größere Teil erst den Nachkommen zugute. Dessen sind wir uns voll bewußt. In der Menschenseele liegt ein berechtigter Ehrgeiz, auch für die Gesamtheit etwas zu thun, ein gutes Andenken in derselben zu hinterlassen und das hier Zunächstliegende ist das Feld der Gemeinnützigkeit; dem idealen Ziele, dem der Verfasser zustrebt, wolle man also etwaige Mängel in der Behandlung zu gute halten." — Das muß in der That den boshaftesten Kritiker entwaffnen. Jedenfalls ist der Verf. „ein guter Kerl". Aber grausam bleibt es doch, daß unsere Nachkommen noch mehr Vereinsimpelei und Gelegenheit zu Bierfesten haben sollen, als wir.

2. Kirche.

— Die Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift. Von D. A. W. Dieckhoff. (Leipzig, Naumann.) 1891. 110 S. 2 M.

Der Herr Verf. hatte vor mehreren Jahren auf einer Pastoralkonferenz die These gestellt: „Gewisse Unsicherheiten und Irrtümer in der hl. Schrift stehen nicht im Widerspruche damit, daß sie das inspirierte und somit göttlich gewisse Wort der Heilsoffenbarung Gottes an die Menschen ist, denn durch dieselben wird die Erfassung der Heilswahrheit nach der Analogie des Glaubens in der Schrift nicht berührt." An diese These knüpfte sich viel Widerspruch, ja der Pastor Brauer verließ die mecklenburgische Landeskirche, weil in ihr falsche Lehre geduldet würde, Prof. Dieckhoff aber wurde beschuldigt, dem Glauben seine gewisse Grundlage entzogen zu haben, weil er Irrtümer in der Bibel wenigstens als möglich annehme. Seine Gegner meinten nur dann den Glauben der verwilderten Kritik gegenüber sicher stellen zu können, wenn sie den menschlichen Verfassern der Bibel nur die Rolle der nach Diktat schreibenden Schreiber zuerkannten, im übrigen aber die Bibel nur ein Werk des Gottes, der nicht irren kann, sein ließen. Nicht mit einer polemischen Schrift, sondern mit einer rein sachlichen Erörterung tritt nun D. dem entgegen. Auch für ihn steht und fällt der Glaube, der in dem gewissen Worte Gottes den festen Grund seiner Wahrheit und Gewißheit hat, mit der göttlichen Autorität der h. Schrift, und diese ist wiederum ohne die Inspiration der Schrift nicht zu denken. So kann denn die göttliche Autorität der Schrift nicht behauptet werden, wenn die Inspiration derselben den Einwürfen und Zweifeln gegenüber nicht wieder festgestellt wird. Das aber wird nicht gelingen, wenn man an dem altdogmatischen Inspirationsbegriff festhalten zu müssen meint, weil dieser mit der thatsächlichen Beschaffenheit der Schrift im Widerspruch steht. Die alte Dogmatik hat die Inspiration so gefaßt, daß aus ihr notwendig die absolute, auch auf die bedeutungslosesten Nebendinge sich erstreckende Irrtumslosigkeit folgte. Diese Folgerung aber scheitert an der thatsächlichen Beschaffenheit der hl. Schrift. Die Verteidiger dieser Anschauung behaupten nun, diese absolute Fassung der Inspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift sei stets Lehre der Kirche gewesen und nur bei ihr lasse sich die göttliche Autorität der Schrift festhalten. Dem gegenüber zeigt Prof. D. zunächst in sorgsamer dogmengeschichtlicher Erörterung, wie man in der rechtgläubigen Kirche von Anfang her von der Inspiration gelehrt habe und auf welchem Wege es endlich bei den Dogmatikern des 17. Jahrhunderts zu der absoluten Fassung gekommen sei, die man gegenwärtig als die ausschließlich kirchliche bezeichnen möchte. D. ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten Dogmenhistoriker, so wird auch niemand diese seine geschichtlichen Erörterungen ohne reiche Belehrung lesen. Während noch Augustin und Luther sich ziemlich unbefangen zu den doch thatsächlich vorliegenden Unsicherheiten in der geschichtlichen Ueberlieferung bei den vier Evangelisten stellten und ihren Glauben an die geschichtliche Wahrheit der berichteten Thatsachen durch die offen anerkannten Abstimmigkeiten in Nebenumständen bei den Evangelisten nicht beeinflussen ließen, meinten die Späteren, die göttliche Autorität der Schrift für den Glauben ließe sich nur dann festhalten, wenn selbst in Kleinigkeiten keine Unsicherheit der Berichterstattung zugegeben würde. Dem gegenüber zeigt nun Dieckhoff weiter, indem er zunächst die Evangelienharmonie von Chemnitz — Leyser — Gerhard und dann besonders das Bibelwerk von Calov vornimmt, in welche Schwierigkeiten sich diese absolute Theorie verwickelt. An einer Reihe von Beispielen wird gezeigt, daß ein Zurückgehen auf die absolute Fassung der Inspiration und der Irrtumslosigkeit der Schrift unmöglich ist, denn eine solche Irrtumslosigkeit auch in den bedeutungslosesten Nebensachen

liegt thatsächlich nicht vor. Man hat also die Schrift selbst gegen sich, wenn man sich zu der Lehre der späteren Dogmatiker über die Inspiration bekennt. Wird aber auf diesem Wege nicht erreicht, was erreicht werden sollte, nämlich die göttliche Autorität des gewissen Gotteswortes der hl. Schrift für den Glauben festzustellen, so ist eben nach einer solchen Fassung der Lehre zu streben, bei welcher dies wirklich erreicht wird. Denn daran liegt dem Verf. eben alles, die ganze Bibel als das unseren Glauben gewiß machende, weil selbst in sich gewisse Gotteswort dem Zweifel der modernen Kritik gegenüber festzuhalten. Daher ist es ihm selbstverständlich, daß durch die menschliche Unsicherheit und Fehlsamkeit der heil. Schriftsteller nicht so ein Irrtum, ja nicht einmal ein solcher Fehlausdruck in die heilige Schrift kommen konnte, wodurch der von Gott gewollte Heilszweck der Schrift gehindert oder irgendwie ins Unsichere gestellt wäre. Aber dabei ist die eigene Geistesthätigkeit der Verfasser der Bibel bei der Concipierung des niederzuschreibenden Wortes nicht ausgeschlossen, wenn auch nicht immer, wie von den Gegnern verlangt wird, die Grenze zwischen dem Göttlich-Gewissen und dem Menschlich-Unsicheren angegeben werden kann. Bei der Feststellung der Lehre von der Inspiration wird es nach Dieckhoffs Meinung darauf ankommen, daß man durch das Wirken des heiligen Geistes in den Schriftstellern das, was zu schreiben war, als so geschrieben erkennt, daß es im Lichte des rechten Verständnisses stand und in solcher Bestimmtheit und Vollkommenheit zum Ausdruck kam, wie es für die Kirche aller Zeiten in einer über die Gedanken der heiligen Schriftsteller selbst weit hinausgehenden Weise notwendig war. — Wir können hier nicht allen geschichtlichen und dogmatischen Ausführungen des verehrten Herrn Verfassers folgen. Dankbar sind wir ihm für sein Buch sehr geworden. Die moderne Kritik mißhandelt die Bibel, wie kein menschliches Buch je gemißhandelt worden ist, aber sie wird ihr Gericht nach Psalm 2, 4 finden und ihr Ende wird sein, daß sie rufen muß: oleum et operam perdidi. Aber so gewiß die moderne Kritik unrecht hat, wenn sie schließlich nichts Gewisses mehr in der Bibel läßt, so gewiß haben auch jene Dogmatiker unrecht, welche auch in den geringfügigsten Nebensachen kein Menschlich-Unsicheres in der Schrift anerkennen. Eine unbefangene Betrachtung der Evangelien zeigt, daß die heiligen Schriftsteller wirklich nicht alles mit protokollarischer Treue aufgezeichnet haben. Aber hört die Bibel damit auf, das gewisse Gotteswort zu sein? Steht und fällt die Lehre von der Inspiration mit der Lehre von der absoluten Irrtumslosigkeit der Schrift? Dieser Frage hat Dieckhoff erst ins Auge gesehen und man wird ihm zu danken haben, daß er sie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu lösen versucht hat. Wir hoffen, daß der Schlußsatz seines Buches vielseitigen Beifall finden wird: „Es wird gesagt werden dürfen, daß durch die Zurückweisung der mit der thatsächlichen Beschaffenheit der heiligen Schrift in Widerspruch stehenden absoluten Fassung der Inspiration der heiligen Schrift und ihrer Irrtumslosigkeit weder die Inspiration der heiligen Schrift in Zweifel gezogen noch die objektive göttliche Gewißheit derselben für den Glauben irgendwie gefährdet wird." J. P.

— **Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land** von Dr. Theodor Freiherr von der Goltz, o. ö. Prof. und Direktor der Lehranstalt für Landwirte an der Universität Jena. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) 1891. 40 S.

Es bildet dies das 7. Heft der 1. Reihe der „Evangelisch-socialen Zeitfragen", die „mit Unterstützung des ev.-socialen Kongresses von Prof. O. Baumgarten herausgegeben werden und ist eine vortreffliche Arbeit. Nicht alle, welche heutzutage in socialer Frage machen, verstehen ihr Handwerk. Mit Prof. v. d. Goltz tritt ein gründlicher Sachkenner auf den Plan, der schon vor fast 20 Jahren als christlich-socialer Schriftsteller aufgetreten ist. Auf den Inhalt des ruhig, klar, entschieden gehaltenen Heftes gehen wir nicht ein, sondern versichern unseren Lesern nur, daß wir demselben sowohl in seinen geschichtlichen Entwicklungen als auch in seinen Ratschlägen fast Wort für Wort zustimmen. M. N.

— **Bitten an die kommende Generalsynode**, von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (Hadersleben, Joh. Dreesen.) 1891. Die kirchl. Zeit- und Streitfragen von Dr. Otto Pohl. 2. Heft. 1,20 M. 6 Hefte in einem Jahr, Abonnementspreis: 6 M.

Das neue Unternehmen hat sich mit dem Trierer Rock von D. J. Rintes gut eingeführt. Auch dies zweite Heft ist eine zeitgemäße und hervorragende Leistung. Lic. Weber hat sich die Mühe genommen, sämtliche von den 9 Provinzialsynoden für die kommende Generalsynode gefaßten Beschlüsse nach Kategorien geordnet zusammenzustellen. Es ist damit ein für die Teilnehmer der Synode selbst und alle, welche sich für ihre Arbeiten interessieren, unentbehrliches Orientierungsmittel geschaffen, das seiner Bestimmung nach möglichst objektiv gehalten ist, doch aber den Standpunkt des Verfassers, besonders in dem zusammenfassenden kurzen Schlußwort, nirgends verleugnet. Daß bei der Klassifizierung der Gegenstände an einigen Stellen die Ordnung nicht ganz richtig ist, wollen wir nur als pflichttreue Recensenten kurz erwähnen, ohne damit dem Wert des Heftchens Abbruch zu thun. M. N.

— **Die Aufgabe der evangelischen Kirche im Kampfe gegen die verderbliche Volkslitteratur.** Vortrag, gehalten in dem vom Evangelischen Oberkirchenrat für Geistliche und höhere Verwaltungsbeamte veranstalteten Informationskursus auf dem Gebiete der inneren Mission in Berlin am 22. Oktober 1890 von K. J. Müller, Buchhändler in Berlin, Vorstandsmitglied des Vereins von Verlegern christlicher Litteratur. Auf Verlangen gedruckt. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission, W. Mohrenstraße 27. 44 S. 50 Pf.

Nach seinen früheren Vorträgen über die Kolportage christlicher Schriften, über die Verbreitung christlicher Volksschriften und über die Forderungen an den Verein für Massenverbreitung guter Schriften hat der verdienstvolle Verf. in dem vorliegenden Vortrag die **Notwendigkeit des Kampfes** gegen den unser Volkstum mit der Scheußlichkeit des Kolportageromans vergiftenden Feind und die **Aufgabe der Kirche** in diesem Kampf zum Gegenstand einer ebenso klaren als ernsten Erörterung gemacht. Der Verf. empfiehlt uns Evangelischen eine Nachahmung des Karl Borromäus-Vereins. Daneben wird dem allzu sorglosen „deutschen Reich" eine Erweiterung des Strafgesetzbuchs in der Richtung empfohlen, daß auch die Verleger von in sittlicher Beziehung Aergernis gebenden Schriften gefaßt werden können. Das Strafmaximum „Gefängnis bis zu sechs Monaten" sollte in das Strafminimum „nicht unter sechs Monaten" umgewandelt und statt des fakultativen Verlustes der bürgerlichen Ehrenrechte der obligatorische Verlust angedroht werden. — Was wird geschehen? Wird ein evangelischer Kolportageverein ins Leben treten? Werden die zaghaften Juristen so viel Energie besitzen, die Vorschriften des Strafgesetzbuchs auf nichtsnutzige Verleger auszudehnen? O. K.

— **Jesus nimmt die Sünder an.** Predigten von Lic. Dr. **Bernhard Rizzenbach**, Prof. in Basel. 2. verm. Auflage. (Basel, Detloff.) 1891.

Kurze, bündige und dabei außerordentlich packende und praktische Predigten, die wir gern zur Anschaffung empfehlen.

— **Briefe an einen Anfänger** von **Martin Kähler**, Professor in Halle. **Wie studiert man Theologie im ersten Semester?** (Erlangen und Leipzig. Deichert.) 1891. 45 S.

Der berühmte Hallenser Dogmatiker gilt nicht eben für einen Schriftsteller, dessen wissenschaftliche Bücher sich mühelos lesen. In diesem mehr populär geschriebenen Hefte zeigt er indessen, daß er auch die Gabe hat, sich ebenso leicht verständlich wie sententiös und fein auszudrücken. Ein Wegweiser für den Anfänger in der Theologie will das Schriftchen sein, doch wir denken auch, der alte Pastor wird es mit Nutz und Freude lesen, und als wir es schon wiederholt mit gebildeten Nichttheologen gelesen hatten, haben diese uns bekannt, sie hätten etwas daraus gelernt, nämlich wie man die Bibel lesen soll. Gerade bei dem Nebel, den die moderne Kritik um die Bibel verbreitet, bei der Unlust an dem Studium der Theologie, welche manchen jungen Mann ergreift, wenn ihm dies öde Zweifelwesen entgegentritt, dringt Kähler immer wieder darauf, daß die jungen Leute die Bibel lesen, mit ihr auf vertrauten Fuß kommen und so immer tiefer erfahren, was sie ihnen zu sagen hat. Ich fragte neulich einen jungen Menschen, ob er nicht hätte Theologie studieren mögen. Er antwortete, Prediger und Seelsorger hätte er schon sein mögen, was ihn aber zurückschrecke, sei das kritische Wesen, womit die Heiligtümer behandelt würden und wobei er fürchte, daß ihm sein eigener Glaube abhanden kommen könne. Immer wieder kommt auch Kähler in seinen Briefen auf diese Not der jungen Theologen zurück, und als ein väterlicher Freund fühlt er sie mit ihnen. Bewahren kann er sie vor dieser Not nicht, er kann sie nur hinweisen auf die große, unumstößliche Thatsache der Bibel selbst. „Werden sie in ihr heimisch, je genauer sie dieselbe kennen, um so weniger wird man vermögen, ihnen Irriges über sie aufzureden, aus welcher Stimmung heraus und mit welcher Absicht immer es versucht werde. Und wenn in jenen Ausführungen viel Gelehrsamkeit vorkommt, deren Zuverlässigkeit zu prüfen sie sich außer stande finden, um so eifriger machen sie sich auf dem Boden zum Herrn, der ihnen zugänglich ist, und das ist der Text der Schriften, seine genaue Kenntnis und sein nächstes Verständnis." J. P.

— **Glück.** Von Prof. Dr. **C. Hilty.** 2. Aufl. (Leipzig, J. C. Hinrichs.) 1891. 2,80 M.

Es ist tiefe Lebensweisheit in diesem Buche zu finden, das wir als eine ganz eigene Art der Erbauung eines gesunden inneren Lebens bezeichnen und empfehlen können. Die beiden Abhandlungen: die Kunst des Arbeitens — und die Kunst, Zeit zu haben — sind voll von goldenen Beobachtungen und Bemerkungen. Der letzte Artikel mit dem Specialthema „Glück" ist gleichfalls durchaus wahr und treffend, auch in der Kritik eines krankhaften und verkehrten Christentums; wunderschön besonders der Mut zum Leiden, die innere Entsagung, die Freudigkeit der Arbeit u. s. w. Aber gerade in diesem vermissen wir doch noch etwas. Warum läßt der Verf. auf Seite 200, wo er das Bibelwort vom festen Herzen citiert, den Zusatz aus: „welches geschieht **durch Gnade**"? Wir sind trotzdem überzeugt, daß dies ungewöhnlich lesbar geschriebene Buch nicht nur vielen Christen, die das „**Glück**" **haben**, zum Segen werden kann, indem es ihnen hilft, das große, scheinbar peripherische und doch für das innere Leben so wichtige Gebiet des äußeren Lebens christlicher zu behandeln, sondern daß es auch ferner Stehenden ein Wegweiser zum Glück sein kann. M. N.

— **Psychiatrie und Seelsorge.** Von Dr. med. **A. Römer**, prakt. Arzt in Stuttgart. (Berlin, H. Reuther.) 1891. 30 S.

Diese Studie eines medizinischen Fachmannes über das Gebiet der sogenannten „psychopathischen Minderwertigkeiten", die zuerst in der theologischen Zeitschrift „Halte was du hast" erschienen ist, kann Geistlichen und einsichtsvollen Laien zu eingehender Beachtung empfohlen werden. „Psychopathische Minderwertigkeit" ist der technische Ausdruck für einen geistigen Zustand des Menschen, der zwischen völliger Gesundheit und wirklicher Geisteskrankheit mitten inneliegt, bald mehr der ersteren, bald der letzteren sich nähernd. Da dies Feld in unserm überkultivierten Zeitalter in erschreckend zunehmender Weise angebaut wird — man denke nur an „Nervosität" und „Hysterie", die heutzutage selbst in Bauernhäusern eindringen! — so ist es nötig, daß man sich klar wird über

das Wesen dieser Zustände, daß vor allen Dingen der Seelsorger, in dessen Praxis diese Dinge doch wesentlich fallen, sich bewußt wird, wie weit bei solchen Leuten die Freiheit des Handelns und damit die Verantwortlichkeit reicht, oder mit anderen Worten: wo körperlicher und wo ein Charakterfehler vorliegt. Die psychopathischen Minderwertigkeiten beruhen, wie Verf. feststellt, auf körperlichen Störungen, womit natürlich die Verantwortlichkeit der betr. Personen nicht ausgeschlossen ist; denn gerade solche Zustände sind oft durch eine nicht vernunft- und sittengemäße Lebensweise selbst verschuldet. — Dem sel. Tholuck waren die Ergebnisse des Verfassers in der Praxis wenigstens schon bekannt. Daher pflegte er jungen Studenten, die unter der Anfechtung litten, die „Sünde wider den heiligen Geist" begangen zu haben, zunächst die Frage vorzulegen: „Wie steht es mit Ihrer Verdauung?" A. W.

3. Geschichtswissenschaft.

— So zahlreich das Publikum ist, auf welches geschichtliche Darstellungen in der Gegenwart rechnen könnten, wenn sie auf einen nicht fachmännisch, sondern nur allgemein gebildeten Leserkreis rechnen, so gering ist die Zahl derer, welche sich für die Technik der Geschichtswissenschaft interessieren. Diejenigen aber, welche — durch Beruf oder Neigung einmal tiefer auf die Fragen eingegangen sind: wie kann eigentlich die Geschichtswissenschaft etwas Feststehendes geben? welche Aufgaben sind ihr gesetzt? welche Bedeutung hat sie für die lebende Gesellschaft? — werden gern nach jeder neuen Arbeit greifen, die sich mit diesen allgemeineren Fragen beschäftigt; hier handelt es sich um eins der interessantesten Probleme des menschlichen Wissens und Geisteslebens, das doch auch auf praktisch wichtige Fragen einen teilweise sichtbaren Einfluß hat. „Ueber die Grenzen des historischen Erkennens und der Objektivität des Geschichtsschreibers" hat Prof. D. Theod. Kolde eine Rede gehalten, die im 2. Abdruck vorliegt (Erlangen und Leipzig, G. Böhme, 1891, 0,60). Gegenüber den immer künstlicheren und tendenziöseren Geschichtskonstruktionen neuerer Zeit stellt Kolde seine Wissenschaft auf den einfachen nüchternen Boden, auf den sie Ranke gestellt, der ihr die Aufgabe gesetzt hat: die geschichtlichen Thatsachen im Zusammenhange zu rekonstruieren, so daß der Leser sie neu zu erleben meint. Dann aber weist er ernst und anschaulich die Grenzen nach, die dieser Aufgabe überall gesteckt sind in der Schwierigkeit des persönlichen Urteils über historische Motive, der lückenhaften Kenntnis des Thatsächlichen und seinen mannigfachen Verzweigungen, oder auch der Ueberfülle des Stoffes, aus dem das von historischem Werte ausgeschieden werden muß u. s. w. In dem Heftchen haben wir eine Perle des besonnenen wissenschaftlichen Geistes, der in unserer Zeit die zügellose Phantasie in Schranken zu halten sucht, und dem doch der künftige Sieg gewiß ist. — Schwieriger ist für den Historiker der Neuzeit besonders dadurch die Aufgabe geworden, daß man eingesehen, wir viele Gebiete des menschlichen Lebens zu berücksichtigen sind, wenn die Zeitereignisse einigermaßen treu beschrieben werden sollen. Es ist besonders die Kulturgeschichte, deren gründliche Heranziehung man heutzutage verlangt. Einigen Leuten scheint nun, daß mit diesem Worte Mißbrauch getrieben wird. Zu ihnen gehört der Historiker in Tübingen, Prof. Dr. Dietrich Schäfer. Nachdem gegen seine Tübinger Antrittsrede „über das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte" Gothein Protest erhoben, hat er seinen Standpunkt verteidigt unter dem Titel: Geschichte und Kulturgeschichte. Eine Erwiderung. (Jena, G. Fischer. 1891. 1,60 M.) Das Heft ist schneidig, frisch und klar geschrieben, die Polemik stets sachlich und nicht verletzend. Schäfer verwahrt den Historiker gegen die Forderung, auf allen Gebieten des menschlichen Lebens gleichsam Sachverständiger zu sein (Volkswirtschaft, Militärangelegenheiten, Litteratur, Justiz ꝛc.), wenn sie auch alle in die geschichtliche Forschung und Darstellung gehören. Er verwahrt dann die Geschichtsschreibung dagegen, daß sie wesentlich andere Bahnen einschlage als sie zuletzt verfolgt habe; denn wenn sie auch alle wirtschaftlichen und Kulturfragen berücksichtigen müsse, so sei doch der Staat der wichtigste Faktor aller Kultur und darum das politische das wichtigste Element der Geschichte. In vielen Punkten scheinen uns die beiden Gegner einiger zu sein als ihre Polemik vermuten läßt, in anderen wird Schäfer von der berechtigten Opposition gegen die oft sehr unklare Forderung einer „Kulturgeschichte" im Ausdruck wohl etwas weit getrieben. Doch wird man sich gerade in unserer Zeit vor Ueberschätzung des rein wissenschaftlichen, socialen, kulturellen Lebens gern warnen lassen. Und jeder, der sich für Geschichtswissenschaft und für die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens interessiert, wird sich an der Hand dieser Polemik gern zu weiterem Nachdenken über die angegebenen Fragen leiten lassen.

Ein Hauptproblem bei der Geschichtswissenschaft ist immer das: wie weit sollen die Thatsachen, nachdem sie dargestellt, auch erklärt, und nachdem sie zu erklären versucht sind, auch gedeutet werden? Es ist die Frage nach einer mehr philosophischen Behandlung der Geschichte. Damit beschäftigt sich: Das Geschichtsstudium mit seinen Zielen und Fragen. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Alfred Dippe, Gymnasiallehrer. (Berlin, Wiegandt & Grieben. 1891. 132 S.) Der Verfasser ist sehr belesen und seine Schrift außerordentlich reich an Citaten und Anmerkungen; wir würden öfter gern deren vermissen, um die Uebersichtlichkeit nicht zu verlieren, die an einigen Stellen entschieden leidet (z. B. gleich Kap. I. des 1. Teils: die bisherige Geschichtsphilosophie). Wenn nun der Verf. die empirische Geschichtsbetrachtung als Grundlage der Geschichtsphilosophie vorangestellt haben will, so ist ihm durchaus zuzustimmen. Wenn er uns nun aber im 2. Teil einen Ueberblick der Geschichten giebt, so erhellt aus seiner Behandlung, daß die Frage: was ist denn empirisch? — doch erst noch einer

Beantwortung bedarf. Und Dippe wird zugeben müssen, daß eine solche Darstellung, wie er sie als empirisch giebt (Heraushebung der wichtigsten Momente mit ihren Einflüssen u. dgl.), schon selbst gewisse Grundanschauungen voraussetzt, die sich notwendig bei einer nachfolgenden philosophischen Betrachtung wieder zeigen müssen. Wir können den Standpunkt des Verf. nicht ganz klar finden, sind aber dankbar, wenn in unserer auf das Einzelne, das Energische vorherrschend gerichteten Zeit die zusammenfassende Idee ihre Vertretung findet. M. N.

— Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten Jahrhundert. Von Rudolf Goette. 1. Band: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807—1815. (Gotha. F. A. Perthes). 1891.

Eine durchdachte Arbeit, die die Strömungen zu schildern sucht, welche die Zeit der Freiheitskriege mit sich führten und begleiteten, und in denen der Verfasser mit Recht die Anfänge der späteren deutschen Einheitsbewegung erblickt. Den Hauptinhalt dieses Bandes bildet die Entwicklung der preußischen Gesetzgebung nach Jena unter Stein und Hardenberg; der Neubau des Heeres, die Bauernbefreiung, die Städteordnung, die auf Schaffung einer Volksvertretung hinzielenden Bestrebungen, die Aeußerungen des Volkes, wie sie sich in der Dichtung und in der Tageslitteratur spiegeln, stehen im Vordergrunde der Darstellung, die äußere Geschichtserzählung tritt dagegen etwas zurück. Im Gegensatz zu Treitschke urteilt der Verf. wenig günstig über Friedrich Wilhelm III. und seinen Einfluß auf die preußische Politik nach 1806 und wirft ihm Unterschätzung der Kraft des Volkes 1808 und 1809 vor; freilich giebt er selbst zu, daß es auch heute noch nicht leicht sei, zu einem richtigen Urteil über die Haltung Preußens im Jahre 1809 zu gelangen", und dem schroffen Urteil über den König — er nennt ihn einmal „ein anderer Hamlet" — ist wohl entgegenzustellen, daß jener unter dem Eindruck von 1806 stand, erst nach und nach wieder Vertrauen zu seinem Volke gewinnen konnte und deshalb eine abwartende Stellung einem gewagten Spiel vorzog, bei dem zwar viel zu gewinnen, aber auch viel, wenn nicht alles zu verlieren war. Stein und Hardenberg erfahren eine eingehende Würdigung. Mit Recht betont der Verf., daß Stein bei den 1807 erlassenen Gesetzen über die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit der Bauern und die Freigebung des Erwerbs der Rittergüter sich mit Erfolg den wohl unbewußt auf eine völlige Auflösung des bäuerlichen Mittelstandes hinzielenden Bestimmungen des ersten Gesetzentwurfes entgegengestemmt habe; vielleicht aber hätte mit noch größerer Bestimmtheit erwähnt werden können, wie große Nachteile trotz der Verbesserung durch Stein diese Gesetze nach und nach für die Entwicklung unserer landwirtschaftlichen Verhältnisse, namentlich für die ländlichen Arbeiterverhältnisse mit sich geführt und gezeitigt haben. Ueber Steins Stellung zum Ausbau des preußischen Staatswesens lesen wir S. 166 und 167: „Stein wollte nicht nur eine neue Einteilung der Staatsangehörigen begründen, sondern sich an die bestehenden Unterschiede halten; Ritterschaft, Städte, Bauernschaft erschienen ihm als die natürlichen Grundpfeiler einer ständischen Volksvertretung. Die Ausführung dieser Pläne hing von dem Gange der äußeren Politik ab; mit Steins Entlassung schwand der starke Wille aus Preußens Regierung, der, als die Zeit gekommen, zur Erfüllung einer geschichtlichen Pflicht hätte treiben können." Der Verf. meint, in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts hätte Preußen sich wohl eine Verfassung geben können und fährt dann fort: „In dem Scheitern dieser Bestrebungen liegt ein tiefes geschichtliches Verhängnis; der einzige deutsche Staat, der zu selbständiger Herausbildung germanischen Verfassungslebens befähigt gewesen wäre, entzog sich dieser Aufgabe, und so wurde später, nachdem Süddeutschland vorangegangen, der westfälische Konstitutionalismus auch auf den preußischen Staat übertragen und damit seine Herrschaft in Deutschland besiegelt. Die Anschauung, welche die Regierung von vornherein als natürliche Gegnerin des Parlaments betrachtet und das Mistrauen zu einer politischen Tugend erhebt, diese von machiavellistischem Geist genährte, im Grunde unsittliche Lehre drang in das deutsche Verfassungsleben ein." Ueber die Anfänge der in unserer Zeit so brennend gewordenen Judenfrage sagt der Verf. S. 177: „Verderblich wirkten die infolge des Krieges zahlreich eingewanderten Juden auf die öffentliche Sittlichkeit ein. Das seiner Natur nach internationale Judentum arbeitete in gärenden Zeitläuften zumeist der einheitlichen Zusammenfassung volkstümlicher Kräfte entgegen; der Telegraphenredakteur Davison und der Berliner Geldmann Ephraim wurden in den Reihen der Widersacher männlichen Vaterlandssinnes gefunden; eine massenhafte Einwanderung fremder Israeliten im Osten des Landes ergab die bedenklichsten Zustände. Es kamen in großem Umfange Beamtenbestechungen vor, die Diebstähle mehrten sich, ja die Juden rissen innerhalb der Behörden allen Einfluß an sich, sie bildeten in der Netzgegend Räuberbanden, so daß durch Ausweisung und Maßregeln zur Ueberwachung gegen sie eingeschritten werden mußte." Diese kurzen Andeutungen und Auszüge zeigen wohl zur Genüge, daß das Buch anregend, vorurteilsfrei und mit Kenntnis der behandelten Zeit geschrieben ist; vermögen wir auch nicht allen Ansichten des Verfassers zuzustimmen, so erkennen wir doch den gediegenen Ernst und die planvolle Durchführung des Buches mit Freude an und wollen es umsomehr allen Geschichtsfreunden empfehlen, als es nicht nur durchdacht, sondern auch frei von jeder langweiligen Breite geschrieben ist. v. H.

4. Biographisches.

— Adelheid von Rothenburg, geb. von Zastrow. Ein Lebensbild von Ernst Aug. Freiherr v. Göler. (Leipzig, Ungleich.) 138 S. Pr. M. 1,80, geb. M. 2,50.

Das anziehende Lebensbild, zuerst in der

„Monatsschrift" erschienen, liegt nunmehr auch im Separatdruck vor und wird gewiß von manchen unserer Leser, welche dasselbe weiter verbreiten möchten, als willkommene Gabe begrüßt werden.

5. Litteraturwissenschaft.

— Schiller als Philosoph. Von Kuno Fischer. 2. neubearbeitete u. vermehrte Auflage. In zwei Büchern. Erstes Buch. Die Jugendzeit 1779—1789. (Heidelberg, C. Winter.) 172 S. 3 M.

Nach einem einleitenden Kapitel werden Schillers jugendliche Abhandlungen über die Philosophie der Psychologie und über die menschliche Natur in ihrem Zusammenhang von tierischer und geistiger Natur erörtert. Daran reiht sich der Abschnitt über die philosophischen Briefe und hieran die das Interesse des Lesers am stärksten in Anspruch nehmenden Kapitel „Der Geisterseher" und „Die Künstler". Ohne Kommentar ist das Gedicht „Die Künstler" nicht zu verstehen. An der Hand Kuno Fischers wird es möglich sein, einen Blick in den reichen Inhalt eines Gedichtes zu thun, welches in poetischer Form einen Stoff zu bewältigen sucht, der eigentlich die wissenschaftliche Form verlangt. Schiller hat an diesem Gedicht fünf Monate lang gearbeitet, seiner Meinung nach sollte es mehr sein als ein bloßes Lehrgedicht, als eine Philosophie in Versen. „Die Auffassung der Welt als eines göttlichen Kunstwerks, „die Kunstidee", wie er selbst diesen Typus seiner Vorstellungsart nannte, ist uns gleichsam als der rote Faden erschienen, der sich durch seinen Ideengang hindurchzieht." — O. K

— Familie Körner in Dresden. Von Emil Lehmann, Rechtsanwalt in Dresden. (Dresden-Leipzig, Verlag von A. Köhler.) Preis 50 Pf.

In dieser zu Theodor Körners hundertstem Geburtstage verfaßten kleinen Schrift ist weniger von dem jugendlichen Dichter selbst, wie von dessen Eltern und ihren Beziehungen zu Schiller die Rede. Das gesellschaftliche Leben in Dresden um die Wende des Jahrhunderts, in welchem das Körnersche Haus einen anziehenden Mittelpunkt bildete, ist mit Sachkenntnis geschildert, namentlich für die Bewohner Dresdens wird das Gebotene von Interesse sein. Ohne irgendwie anspruchsvoll aufzutreten, ist das zum Besten des Gemeinnützigen Vereins in Dresden geschriebene Heft doch ein schätzenswerter Beitrag zur Körnerlitteratur, wenn es auch bleibenden Wert nicht beanspruchen kann. v. H.

— Unser Nachbar im Osten war und ist bei uns immer ein Gegenstand scheuer Bewunderung. Imponierte uns auch früher schon seine Politik, so schaut jetzt ein großer Teil unseres gebildeten Publikums mit tiefer Ehrfurcht auf seine Litteratur: der Juchtengeruch hat nun einmal für unsere blasierte Ueberkultur etwas Anziehendes. Moderne Verleger haben dieses geistige Narcoticum bald genug herausgeschnüffelt und unseren Büchermarkt mit Uebersetzungen der russischen „Realisten" überschwemmt. Kein moskowitischer Tollhäuslerroman, der bei uns nicht seine Bewunderer fände, kein litterarischer Nihilismus und Panslavismus, der nicht in den Spalten deutscher Allerweltsblätter mit entgegenkommender — „Objektivität" beurteilt würde. Da kann man sich nur freuen, wenn ein sachlich unterrichteter Mann zur Feder greift, um seine deutschen Landsleute darüber aufzuklären, was denn die russischen Roman- und Novellenschreiber — denn um diese handelt es sich vorzugsweise — eigentlich wollen, worin ihre Eigenart besteht u. s. w.

Einen solchen Versuch hat der aus den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands gebürtige Schriftsteller Erwin Bauer mit seinem Buche „Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung, litterarhistorische und kritische Streifzüge, (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder) unternommen. Was dieses Buch vor vielen anderen ähnlichen auszeichnet, ist der Umstand, daß sein Verfasser die russische Litteratur wirklich gelesen, daß er sich in dieselbe während jahrelangen Studiums vertieft hat, daß er ferner, was zu ihrem Verständnis unerläßlich, nicht nur Land und Leute, sondern auch die historische Entwicklung des Volkes kennt, über dessen gesamtes Geistesleben er zu Gerichte sitzen will. Das ist ein großer Vorzug, den am allerwenigsten diejenigen für sich in Anspruch nehmen dürfen, die sich in weihrauchdustenden, geistreich sein sollenden „Essays" über den russischen Realismus und Naturalismus ergehen.

Der Verfasser wendet sich zunächst gegen die für das Urteilsvermögen unserer Kritiker wahrhaft klägliche Ueberschätzung der russischen Litteratur: „Kein Kenner der russischen Litteratur wird, sobald er sich den freien Blick von der Warte der Weltlitteratur aus wahrt, bestreiten, daß außer einigen Werken der russischen Klassiker, den Dichtungen Turgenieffs, Leo Tolstois und einigen Romanen und Novellen Dostojewskis, sowie endlich den Erzeugnissen echter russischer Dichter der Neuzeit, wie Alexei Tolstoi, Arikow, Feth und einiger anderer keine einzige Hervorbringung der russischen Litteratur von Stukowski bis heute den dichterischen Wert und die litterarische Bedeutung hat, um würdig zu sein dem Auslande, besonders aber dem deutschen Volke durch Uebertragung zugänglich gemacht zu werden."

Es sind vor allem zwei Gesichtspunkte festzuhalten, wenn man die Eigenart des russischen Geisteslebens richtig verstehen will. Einmal die tiefe Kluft, die sich zwischen der sogenannten russischen Gesellschaft und der Masse des Volkes seit den Reformen Peters des Großen aufgethan, dann aber die Thatsache, daß es für die ganze Gährung der russischen Volksschule, für all ihr Sehnen, Dichten und Trachten auf politischem und socialem Gebiete seit jeher nur ein einziges Ventil gegeben hat: die Litteratur. Eine Censur, die mit Argusaugen darüber wachte, daß keinerlei Ansichten an die Oeffentlichkeit gelangten, die in irgend einer Weise die offiziellen Kreise zu stören vermöchten, konnte einzig und allein nur durch

das harmlose Gewand der Dichtung, der Litteratur, über deren tiefsten Inhalt getäuscht werden. So flüchtete sich denn alles, was in den geistreichsten russischen Köpfen, in den tiefsten russischen Gemütern mächtig zur Aussprache drängte, in die heiligen Hallen der Dichtung, die gleichzeitig Kunst und Wissenschaft, Politik und sociales Leben in sich aufnehmen mußten. So charakterisiert denn auch Bauer das russische Schrifttum ganz richtig als ein solches, in dem der eigentliche ästhetische Zweck des Kunstwerks sich der alles überwuchernden Tendenz unterordnen muß. Die russische Litteratur ist vorwiegend Tendenzlitteratur. Es liegt auf der Hand, daß sie infolge dieser Eigentümlichkeit ihren eigentlichen Beruf, den des reinen Kunstwerks verfehlt. Daraus allein ergiebt sich schon die Richtigkeit der Behauptung, daß das russische Schrifttum, als Ganzes genommen, verhältnismäßig nur wenig echtes Gold zu den Schätzen der Weltlitteratur beizusteuern vermag.

Die verschiedenen Strömungen der russischen Litteratur hat der Verfasser in ihren Hauptvertretern im großen Ganzen recht treffend charakterisiert. Hier und da können wir freilich seinem Urteile nicht beipflichten. So ist er z. B. der großen Dichterbegabung Turgeniews keineswegs gerecht geworden, wenn er meint, derselbe habe „den schmalen Pfad, den das Genie Gogols gewandelt, mit großem Formtalent breitgetreten." Die Bahnen Gogols sind denn doch andere als diejenigen Turgeniews, und den letzteren einfach als Nachtreter des ersteren kennzeichnen, heißt eine gewaltsame kritische Ungerechtigkeit begehen. Auch das Streben des großen Leo Tolstoi — man denke bei diesem Namen beileibe nicht immer nur an die berüchtigte „Kreutzersonate" — findet bei Bauer keine entsprechende Schätzung. Zum mindesten bedient sich der Verfasser eines falschen Bildes, wenn er Tolstoi „einen Icarus" nennt, „der sich zum Adlerflug erhoben und — in den Kot der Landstraße herabgestürzt ist." Wir meinen, das zwar in unseligem Irrtum befangene, aber in seinem Ernst und seiner Reinheit dennoch rührende Streben Tolstois verdiene eine edlere Charakteristik. Man kann zwar von diesem Wahrheit- und Gottsucher sagen, daß er sich in den Nebelregionen eines unklaren Mysticismus verloren habe, niemals aber, daß er im Kot der Gemeinheit untergegangen sei. „Es irrt der Mensch so lange er strebt," — aber: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen". Und der Gott, der die innerste Seele durchschaut, für den es keine lächerlichen Aeußerlichkeiten giebt, der den Menschen nicht nach seinem Können, sondern nach seinem Wollen richtet, wird sich auch dieses Geistes in gnädiger Liebe erbarmen — wenn nicht in dieser, dann doch in einer anderen Welt. Graf Leo Tolstoi ist für uns nicht nur „der reinste und hervorragendste Repräsentant der realistischen Dichterschule im Zarenreiche", sondern auch einer von denjenigen seltenen Menschen unseres eigennützigen, materialistisch-opportunistischen Jahrhunderts, die auch dann noch unsere Achtung verdienen, wenn ihnen unsere Vernunft nicht mehr zu folgen vermag.

Der Stil des Buches ist meist ein flüssiger, angenehm lesbarer. Freilich ist er an verschiedenen Orten auch verschieden, was wohl in der Art der Entstehung des Buches, das zum Teil aus journalistischen Feuilletons zusammengesetzt ist, begründet sein mag. Einzelne Stellen sind etwas breit und schwülstig, auch von Schlagworten und Gemeinplätzen nicht frei; andere wieder sind durch Schärfe und Plastik des Ausdrucks ausgezeichnet. Der Uebergang Gogols von der Schilderung der Landbevölkerung zu der der städtischen Gesellschaft wird mit folgenden sicheren und eleganten Strichen skizziert: „Hier beginnt bereits mit der Satire die Tendenz; der Humor wird bitter und die Ironie schmerzbewegt; der Gegensatz des biederen, einfältigen, in seiner Schlauheit, seinem Witz und seiner Gutmütigkeit gleich sympathischen Volkes zu der hohlen, auf entliehenem Kothurn einherschreitenden Gesellschaft tritt grell hervor; der Stift, der bisher in breiten Strichen geschildert, spitzt sich zu und beginnt zu stechen."

Wer in den Geist der russischen Litteratur, namentlich der modernen, eindringen will und weder Zeit noch Lust hat, sich in eines der größeren sachwissenschaftlichen Werke zu vertiefen, dem wird das vorliegende Buch manche erwünschte Anregung bieten. J. E. Frhr. v. Grotthuß.

— Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor K. Pasch. 1. Bändchen: Spaniens letzter Zweikampf. — Der Galicier Luis Perez. (Freiburg i. B., Herder.) XVI u. 276 S. 1 M. 80 Pf.

Alle Calderon-Freunde müssen diese auf sieben Bändchen oder auf vierzehn Schauspiele berechnete neue Uebersetzung darum mit besonderer Freude begrüßen, weil der gewandte, seiner schweren Aufgabe völlig gewachsene Uebersetzer dreizehn überhaupt noch niemals übersetzte comedias und ein bis jetzt ganz frei übertragenes Schauspiel verdeutscht und damit die Zahl der uns Deutschen in unserer Sprache zugänglichen Calderonschen Stücke erheblich vermehrt hat.

El postrer duelo de España hat den am 29. Dezember 1522 in Valladolid vor Kaiser Karl V. stattgehabten letzten öffentlichen Zweikampf zum Gegenstand. Nach Günthner ist dieser Zweikampf von einem niederländischen Edelmann, welcher Augenzeuge war, beschrieben worden. Das Duell wurde „liederlicher Ursachen halber" ausgefochten. Calderon hat ein anständiges Liebesverhältnis und die zwischen den bisher „rechte Kernfreunde und gute Spießgesellen" gewesenen Duellanten ausgebrochene Eifersucht seiner Comödie zu Grunde gelegt. Auch den Schluß des ganzen Ehrenhandels hat der Dichter gemildert. Nach der Geschichte zeigten die beiden Gegner eine so große Erbitterung, daß der Kaiser sie ins Gefängnis werfen ließ und nicht eher freigab, als bis sie sich die Hände reichten und aller Feindschaft entsagten. Bei Calderon erhält Don Pedro

die Hand seiner geliebten Violante, während sein Gegner Don Jeronimo das Publikum und die frühere Geliebte Don Pedros, Donna Serafina, mit einem Heiratsantrag überrascht. Der Zweikampf geht nach allen Regeln und Vorschriften von statten, um so weniger ist am Schluß der Auftrag des Kaisers begründet, es möge dem Papste — obendrein Paul III. 1522! — die „demutsvolle" Bitte vorgetragen werden, daß das abscheuliche barbarische, heidnische Ehrenrecht des Duells vom Konzil in Trient verboten werden möchte. Thatsächlich hat das Konzil das Duell mit dem Kirchenbann bedroht, thatsächlich wird aber diese Drohung nicht ausgeführt. Warum nicht? —

Das andere Stück Luis Perez el Gallego führt uns in die Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Der edelgesinnte Galicier fragt nicht nach den ordentlichen Richtern, er schafft sich und seinen Freunden mit bewaffneter Hand Recht und wird eine Art Karl Moor. — Der Dichter stellt sich übrigens durchaus nicht auf die Seite des Luis Perez. Der Schluß lautet:

Und somit ein Ende nehmen
Die berühmten Heldenthaten
Des Luis Perez; und das weit're
Wird der zweite Teil enthalten.

Dieser zweite Teil ist nie erschienen; er hätte damit enden müssen, daß der geächtete Landfriedensbrecher gehenkt worden wäre. — Das Stück berührt sich mit der Geschichte des Michel Kohlhaas und mit dem berühmten Roman „Ein Kampf ums Recht" von K. E. Franzos, wird aber von diesen Erzählungen an Tiefe der Gedanken wesentlich übertroffen. O. K.

6. Kunst.

— **Der Gemütsausdruck des Antinous.** Ein Jahrhundert angewandter Psychologie auf dem Gebiet der antiken Plastik von **Ferdinand Laban.** (Berlin, W. Spemann.) 1891. 3 M.

Die Statuen, Büsten und Abbildungen des Antinous, eines Lieblings des Kaisers Hadrian, spielen in der Kunstgeschichte eine gewisse Rolle. Der Verf. hat sich nun die Mühe genommen, die Aeußerungen von 46 Kunstkritikern, von Winckelmann an, zusammenzustellen über das, was die Züge dieses bestimmt ausgeprägten Gesichtes ausdrücken, und er findet 46 ziemlich verschiedene, zum Teil direkt entgegengesetzte Urteile. Dies nun ist schon an sich interessant und den Kunstkenner muß eine Vergleichung der Urteile um ihrer selbst willen interessieren. Laban aber geht nun weiter (und dies nennt er angewandte Psychologie), indem er die Urteile nach den Zeitabschnitten in drei Gruppen ordnet, und findet, daß diese drei die drei Zeitcharaktere des Optimismus (Ende vor. Jahrhunderts), Pessimismus (Mitte des gegenwärtigen) und Realismus (jüngste Zeit) wiedergeben. So hätten wir denn in einem Miniaturbilde das psychologische Gesetz zur Darstellung gebracht, daß das Urteil über eine so bestimmte Sache, wie der Ausdruck eines Gesichtes, also das ästhetische Urteil überhaupt, unter dem Einfluß der ganzen Zeitrichtung steht, von der der betreffende Aesthetiker gar nicht einmal sonst stark beeinflußt zu sein braucht. Durch diese philosophische Anwendung wird das Stückchen Kunstgeschichte, das in dem Buche vorliegt, doppelt interessant. M. N.

7. Poesie.

— **Nicht rasten und nicht rosten!** Jahrbuch des Scheffel-Bundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von **Franz Pomegny** (Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag.) 139 S.

Poesie und Prosa, einige bildliche Darstellungen und zwei Faksimile.

Das eine Faksimile ist überschrieben „Abschied von Teinach 1885". Es sind Verse Scheffels, die mit den ahnungsvollen Worten schließen:

Auch mich hat heut
Der Mai erfreut . . .
Wer weiß, ob er mir wied'rum blüht? . . .

Der Mai 1886 hat dem Dichter nicht mehr geblüht. — Das andere Faksimile giebt einen vom 27. Februar 1881 datierten Brief Scheffels an einen ihm unbekannten Verehrer, der ihm im Anschluß an eine frühere, von Scheffel mit Uebersendung seiner und seines Sohnes Photographie beantworteten Huldigung den Tod seiner Frau angezeigt und als Erwiderung aufrichtige Trostworte in einem warmen, zierlich geschriebenen Brieflein erhalten hat.

Die Bilder-Beilagen stellen dar: 1) den Bergsee bei Säkkingen nach einer von A. v. Werner dem Scheffel-Museum gewidmeten Handzeichnung Scheffels; 2) die Mutter Scheffels mit ihrem jugendlichen Sohn; 3) eine Erinnerung an den Todestag Scheffels, gezeichnet von Professor Gagg in Konstanz und 4) Scheffels Lieblingsplätzchen auf der Mettnau. Diese „das malerisch reizloseste Plätzchen am See" darstellende Zeichnung des Malers Block ist dem Beitrag E. M. Bacanos „Irregang" beigelegt. Wer diesen widerwärtig-frivolen Schriftsteller kennt, muß bedauern, daß sein Name in Verbindung gebracht worden ist mit dem Namen Scheffel. Es ist dies umsomehr zu bedauern, als dieser Bacano in gesuchter Weise auf das „verpfuschte Leben" des Dichters hingewiesen hat. —

Von Scheffel selbst sind die hübschen Verse S. 133 „Steyrische Wein-Probe" und „Weinspruch". Ein Herr Titus Kaiserfeld in Graz hatte 1880 dem Dichter eine Probe steyrischer Weine übersandt. Scheffel antwortete mit beigesetzter Uebersetzung:

Urbs gratiarum
Pensionopolis,
Dulcium guttarum
Salve Metropolis!

Crescas et floreas,
O terra Stirica,
Quae nobis vina das
Suavia, lyrica.

Cantat, qui adfuit,
Doni probator:
»Diem non perdidit
Titus Donator!«

Auf Scheffel beziehen sich elegante Verse von Paul Heyse, welche an des Dichters Lebensspruch „Nicht rasten und nicht rosten" in ansprechender Weise erinnern, warm empfundene Strophen von J. Leitenberger und von M. S. Beneď, die recht lesenswerte Skizze „Das starke Geschlecht im Ekkehard" von A. F. Maier in Schwetzingen — wenn man auch nicht mit allem, so muß man doch mit der einen Bemerkung einverstanden sein, daß die Menschen des historischen Romans Ekkehard moderne Menschen sind — ein humoristisch gehaltener Beitrag über „Viktor v. Scheffels Adel und Orden" von Dr. Max Oberbreyer. Gelegentlich thun des Dichters Erwähnung die hübsch geschriebenen Beiträge „Ein Erlebnis" von Ludwig von Asten und „Ein Ephenblatt. Dem Andenken eines Verschollenen" von Friederike Großmann, Gräfin Prokesch von Osten. — Gut gemeint, aber im Tone verfehlt sind die Verse „Trauersalamander" — Wort und Gedanke sind an sich schon entsetzlich — und „Aus dem höchsten ›Engen‹". — Schöne Märchen bieten dar Hans Grasberger („Als Prüfstein"), R. H. Greinz („Die Siebensüßen und das Geigerlein") und der Herausgeber („Der Rose Weihnachten"). Ganz im Tone Scheffels endlich ist die Weihnachtsgeschichte vom Jahre des Heils 1072 „Cotwich" (Göttweih) geschrieben. Ihr Verfasser Guido List erzählt die Gründung des Benediktinerklosters Göttweih mit seiner im Handumdrehen aus einer Hechsa zur Heiligen umgewandelten Erintrudis. —

Daß in einem Sammelbuch wie das vorliegende auch allerlei Spreu sich findet, muß von vornherein erwartet werden. Des Namensträgers wegen können einzelne Beiträge nicht abgelehnt werden, und diese Beiträge sind bisweilen recht armseliger Art. So bietet z. B. Johannes Fastenrath in seinen „Sprüchen" ganz unglaubliche Plattheiten.—

Ist es schon rühmenswert, daß man in Oesterreich einen Dichter des Idealismus verherrlicht und damit Front macht gegen die schellenlauten Thoren des modernen Realismus, so muß man es um so freudiger anerkennen, wenn das Andenken an einen solchen Dichter von Jahr zu Jahr in dankbarem Sinne erneuert wird. O. K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Die Tochter des Bergmanns. Erzählung von E. Kühn. Basel, C. F. Spittler.

Das kleine, nur 160 Oktavseiten umfassende Buch liefert in anziehender Form einen lehrreichen Beitrag zu dem alten Erfahrungssatze, daß es nicht wohlgethan ist, aus falsch verstandenen und unrecht angewandten Humanitätsgründen Kinder aus den unteren Volksschichten unvermittelt in höhere Gesellschaftssphären zu versetzen und sie ohne rechten Plan, ohne gehörige Berücksichtigung der Individualität der Vergangenheit und der Zukunft, vor allem ohne den rechten Geist für einen Beruf zu erziehen, für den sie innerlich und äußerlich wenig oder gar nicht neigen und in dem sie deshalb Schaden nehmen an Leib und Seele. Martha, die Tochter einfacher gottesfürchtiger Bergleute, wird, nachdem der Vater mit anderen Kameraden in seinem Berufe verunglückt, von dem wohlwollenden aber leichtlebigen Justizrat Fallenberg aus Berlin, der das geweckte und hübsche Kind auf der „Sommerfrische" kennen gelernt und lieb gewonnen hat, halb gegen den Willen der Mutter, ins Haus und mit nach der Reichshauptstadt genommen, wo das arme Bergmannskind äußerlich den andern Kindern des Hauses, freilich nicht ohne zeitweilige ernstliche Protestationen der weniger humanisierenden Justizrätin, völlig gleich gehalten und erzogen wird. Die gelehrige Martha macht äußerlich glänzende Fortschritte und überstrahlt, zum Verdruß der Justizrätin, an Schönheit und Geist bald die eigenen Töchter des Hauses, verliert unter dem sie umgebenden Glanze aber das Beste, was sie aus dem einfachen Elternhause mitgebracht hat: das fromme kindliche Gemüt. Eine noch unausgesprochen gebliebene Liebschaft mit dem Sohn des Hauses macht ihrem Aufenthalt in der Familie ein Ende. Bei ihrem musikalischen Talente soll sie sich nun an anderem Ort als Lehrerin ausbilden, verfällt aber, nachdem der Justizrat durch Selbstmord geendet, und die Familie nichts mehr für sie thun kann, dem Eitelkeitsteufel und strebt selbständig der Opernbühne zu, obgleich sie für diesen Beruf nicht die hinreichende Kraft hat, erlebt denn auch nur die bittersten Enttäuschungen, bis sie, körperlich gebrochen und von allem entblößt, durch Vermittlung eines Lazarett-Geistlichen ihrer alten Mutter und der alten Heimat zugeführt wird, wo sie, innerlich geläutert, ein frühes aber doch freundliches Ende findet. — Das Ganze ist gut und spannend geschrieben und hat einen durchaus modernen Zug, die Charakteristik der einzelnen Personen — insbesondere auch eines alten wohlwollenden Musikprofessors — wie der verschiedenen heterogenen Verhältnisse und Situationen ist meisterhaft, und niemand wird das empfehlenswerte Büchlein ohne inneren Nutzen lesen.

— 1. Auf dem Kranvethof. Eine Geschichte aus den Alpen von Robert Schweichel. (Berlin, Otto Janke.) 136 S.

2. Verloren. Eine Leidensgeschichte aus dem Volke. Von dems. Verf. (Daselbst.) 138 S.

3. Der Teufelsmaler und andere Novellen. Von dems. Verf. (Daselbst.) 136 S. Jedes Heft 1 M.

Robert Schweichel hat in diesem Jahre seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Er gehört also zur alten Schule, genauer gesagt, zur alten realistischen Schule, denn was er beschreibt und schildert, ist das thatsächliche, wirkliche Leben mit seinen Leidenschaften und Sünden, aber auch mit seinem idyllischen Glück.

In 1 und 2 werden dem Leser gutgeschriebene Dorfgeschichten geboten, die erste spielt in Tirol, die zweite in Mitteldeutschland. In jener

lernt ein Mädchen an dem Tage, da sie der Versorgung wegen einen reichen, bejahrten Bauer geheiratet hat, den Sohn ihrer Pflegeeltern kennen, um ihr Herz in so leidenschaftlicher Liebe an diesen zu verlieren, daß sie nach einiger Zeit die Gelegenheit ergreift und ihren ungeliebten, schwerkranken Mann mittels einer allzustarken Dosis Opium vergiftet. Ein eifersüchtiger früherer Liebhaber erschießt dann aus Versehen die junge Witwe statt ihres Geliebten und wird zu langjährigem, schwerem Kerker verurteilt. „Nun hatte sie durch ihre Aufopferung ihre unselige That gesühnt und er — der Geliebte — konnte ihrer allmählich mit reinerem Schmerze gedenken.“ Wie kann das Ermordetwerden der Giftmischerin eine Sühne des Gattenmordes sein? Und wie soll der die Frau eines anderen begehrende Liebhaber aus der Ermordung der Geliebten allmählich befähigt werden, mit reinerem Schmerz an die sündhaften Beziehungen zu dieser zu denken? Hier liegen moralische Unmöglichkeiten vor.

Die Bauern und Bäuerinnen Tirols, welche Schweichel zeichnet, gehören nicht zur Auerbachschen Schule, gleichwohl hat der Verf. an zwei Stellen sich in einen Gegensatz zur Welt jenes Bauernvolkes gesetzt, der stark an Auerbach erinnert. Der nicht umsonst der Tuiselbauer genannte Paul Hellrigel redet S. 72 vom „Honigmond“ und eine von der städtischen Kultur nicht im mindesten beleckte Gundl sagt im Gespräch mit dem Tuiselbauer: „Es ist halt richtig, daß die Frau ein Verhältnis zu dem jungen Oppenrieder hat.“ In dem Thal, welches von Taufers her bei Bruneck ins Pusterthal einmündet, giebt es in der Volkssprache keine „Honigmonate“ und keine „Verhältnisse.“

Die zweite Geschichte spielt in der Zeit, in welcher die Heimatgemeinde noch das Recht hatte, von Verlobten den Nachweis der Subsistenzfähigkeit zu verlangen. Nicht mit dieser Vorschrift an sich, wohl aber mit der Art ihrer Ausführung war so viel himmelschreiendes Unrecht verbunden, daß die grundsätzliche Beseitigung an Stelle einer verständigen Reform jenes Rechts der Heimatgemeinde begreiflich erscheint. Durch die Rücksichtslosigkeit in der Ausübung jener Befugnis ist vielfach der Boden bereitet worden für die spätere Aussaat des Giftsamens der Socialdemokratie.

Der Verf. hat in leidenschaftsloser, objektiver Weise seine „Leidensgeschichte aus dem Volke“ geschrieben. Ein braves, sittsames, elternloses Mädchen wird Kellnerin und verlobt sich mit einem braven, aber ganz unkirchlichen jungen Maurer. Seine bürgerliche Niederlassung wird nicht genehmigt. Zum Trotz gegen die Reichen und Mächtigen schließen sich die Verlobten um so inniger aneinander. Sie begnügen sich mit der Gewissensehe, und da diese nach der Geburt eines Kindes in dem Thatbestand der „wilden Ehe“ äußerlich wahrnehmbar wird, so schreitet kraft Gesetzes die Obrigkeit ein. Die Verlobten werden getrennt. Die Braut springt mit ihrem Kinde ins Wasser, der Bräutigam erschießt den widerwillig seine Pflicht thuenden Amtsrichter und stirbt auf dem Schaffot. —

In dem kleinen Novellenband findet der Leser die beiden Salon-Novellen: „Die goldene Blume“ und „Irrfahrten“; hübsch erzählt, aber nicht besser als hundert andere Novellen dieser Gattung. Der Titel „Der Teufelsmaler“ gehört der ersten Novelle, einer im Eisackthal spielenden Dorfidylle. Es sind nur 20 Seiten, aber auf diesen steht die Jugendgeschichte eines jungen Malers, und in dieser Jugendgeschichte nimmt den größten Raum ein die reizend erzählte Geschichte von der kindlich reinen, kurzen Liebe des Luz und der Resi. —

Ich glaube, daß der Verf. sich in einem starken Gegensatz zu den im Fortschritt des modernen Lebens berauschten sg. Realisten fühlt. Wie sieht er die Gegenwart an? „Nach uns die Sintflut!“ ist die Losung, und wie von einem epidemischen Wahnsinn ergriffen, spielt alle Welt va banque. Bezeichnend für die Gegenwart aber ist der gänzliche Mangel an Humor. Mit welchem Spottlachen und Schellengeklingel wurde dagegen nicht das Mittelalter zu Grabe getragen!“ (Irrfahrten S. 99.) Zu den in diesem Sinne antediluvianischen Existenzen gehört u. a. ein österreichischer Herr von Rettenbach, der zwar der Ansicht ist, daß die schöne, reich beanlagte Valerie von Rettenbach nur nach dem Rechtssatze pater est quem nuptiae demonstrant seine Tochter genannt werden kann, aber unbedenklich in seiner steten finanziellen Bedrängnis seine Zuflucht zu Valerie nimmt, die im Bezug einer besonderen Rente ist. „Natürlich waren es nur kleine, augenblickliche Verlegenheiten, in denen er sich befand, aber sie trugen den Charakter eines hartnäckigen Wechselfiebers.“ O. K.

— An zwei Straßen. Eine Geschichte aus den vierziger Jahren. Erzählt von Gertrud von Richthofen, geb. v. Tschammer. (Breslau, Druck und Verlag von Karl Dülfer.) 1890. 139 S. Preis geb. 2,25 M.

Die Verfasserin führt uns in lebensvollen Zügen in die gärende Zeit vor dem Jahre 1848 und in das Jahr selbst. Ihre lebendigen Schilderungen lassen uns im Geiste den ganzen Ernst der damaligen Zeit mit durchleben, alle Schrecken der Revolution, aber auch den Patriotismus und das Gottvertrauen der Treuen im Lande. Zwei junge Ehen sind es, deren Schicksale wir besonders verfolgen. Die Verfasserin versteht es in hervorragender Weise, uns ohne viele Worte ein volles Bild der Persönlichkeiten zu geben, mag es sich um das Ringen und Kämpfen der Seele, oder um das volle Glück des Familienlebens handeln. Wir werden in dem Kreise, in den sie uns führt, bald heimisch, besonders da wir echtem, lebendigem Christentum überall begegnen, so daß die Erzählung uns nicht selten an die so viel und gern gelesenen Schriften der Marie Nathusius erinnerte.

Wir empfehlen die kleine Erzählung. Sie eignet sich als Geschenk für heranwachsende Töchter, womit aber nicht gesagt sein soll, daß außer den Jungen nicht auch die Alten ihre Freude daran haben könnten.



— Geheime Gewalten. Roman in zwei Bänden von Nahida Remy. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Geheime Gewalten, das ist die Inquisition, die nach diesem Roman im Vatikan noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ihren Sitz gehabt und ihre unheimliche Thätigkeit im Kirchenstaat ausgeübt hat. Die äußere Mache des Romans ist nicht übel. An Knalleffekten, spannenden Situationen fehlt es nicht. Der Verfasser oder die Verfasserin ist mit reicher orientalischer Phantasie begabt, die sie jedoch nicht benutzt — zu ihrer Ehre sei es gesagt —, um sinnliche, unkeusche Scenen zu schildern, an denen Romane ähnlichen Charakters heute oft so reich sind. Der innere Gehalt des Romans ist freilich schwach. Er gehört in dieselbe Kategorie, wie die Gerstäckerschen Abenteurerromane. Die Kapitel-Ueberschriften weisen dies schon nach, z. B. „Die Klosterschülerin", „Flammen", „Die Flucht", „Das Magnolienblatt", „Um Mitternacht", „Die Jüdin und der Kardinal" u. s. w. Jüdin und Kardinal heiraten sich zum Schluß, nachdem letzterer zur Waldensergemeinde übergetreten und das Haupt derselben geworden ist. Der ganze Roman ist von Philosemitismus und den liberalen Ideen der Julirevolution erfüllt. Geradezu komisch, aber charakteristisch für die Tendenz des Romans ist es, wenn die Verfasserin, die dabei in Lessings Fußtapfen zu treten meint, ihren Roman schließt mit einem Artikel eines Waldenserblattes, in dem die Ehe des Hauptes der Gemeinde, des Don Filippo Neselli, „des unermüdlichen Förderers der Lehren des wahren Ur-Christentums", mit Myrjam, „einer gebildeten, liebenswürdigen Jüdin" aus Rom gefeiert und der Segen Gottes auf das teure Paar erfleht wird. Was wohl die Waldenser zu einem solchen ihnen angesonnenen Haupte sagen würden?

— Tillys Quartier. Eine niedersächsische Geschichte von August Hesse. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) 1891. 135 S.

Inwieweit die Geschichte von Tillys zweimaligem Quartier im evangelischen Pfarrhause zu Halberstadt im Jahre 1631, das erste Mal nach der Zerstörung Magdeburgs, das zweite Mal nach der verlorenen Schlacht bei Breitenfeld, auf Wahrheit beruht, habe ich nicht festgestellt. Hoffentlich ist das in ziemlich umfänglichen Maße der Fall, denn das wäre die einzige wirksame Entschuldigung, die der Verfasser dieser niedersächsischen Geschichte für sich in Anspruch nehmen könnte. Nicht daß hier ein schlechtes Buch vorläge, aber man weiß nicht, für was für eine Art von Publikum es geschrieben ist. Fürs Volk ist es nicht volkstümlich genug, und den Gebildeten befriedigt es erst recht nicht. „Abenteuerliche Stoffe —, wenig künstlerisch zurechtgeschnitten und ungeschickt gruppiert", das wäre das Gesamturteil — welches keineswegs ausschließt, daß mancher, dem ein kräftiger Stoff die Hauptsache ist, Gefallen an dem Buche finden kann.

Zur Begründung jenes Urteils kann ich mich auf weniges beschränken. Der 70jährige Tilly rettet „zufällig" bei der Zerstörung Magdeburgs die ihm unbekannte Tochter seiner einzigen ehemaligen Jugendgeliebten, die er in Holland verließ; diese selbe Tochter wendet nachher durch Fürbitte bei Tilly die Zerstörung Halberstadts ab: abenteuerlich. Das Unkünstlerische und Ungeschickte der Darstellung läßt sich am besten an einigen kleinen Einzelheiten zeigen. Der Rauch des Magdeburger Trümmerhaufens wurde auch in Halberstadt wahrgenommen, und „das Geläute der Osanna in dem Domturme so wenig als die Stimmen der übrigen Glocken, welche von allen Kirchen erklangen, konnten ihn verjagen." Vertrieb denn sonst das Halberstädter Glockengeläute den Rauch — und das des Domturms noch mehr als das der anderen? Im Mai 1631 „sank jede Lerche, welche wirbelnd aufstieg, von tödlichem Geschoß ereilt, in die Furche (?) zurück." Ebendamals waren die Kinder glücklich zu preisen, „die, in die Luft geschleudert, beim Niederfallen die Pike eines Kroaten auffing und in das flammende Vaterhaus schleuderte!" Anspruchsloser kann man nicht wohl sein. — Der evangelische Magister Müller erschien neben dem Jesuitenpater Buhle „wie Kirschblüte neben Schierling", wer findet das tertium comparationis — ganz abgesehen davon, daß Schierling nie neben Kirschblüte wachsen kann? — Ein „dem Pfarrer gewidmeter Obst- und Gemüsegarten" ist ebenso sonderbar, wie „Mettwürste und Geschmeide aller Art", die bei Aufzählung von Kriegsbeute vorkommen, u. s. w. u. s. w. Auch abergläubisch scheint der Verf. zu sein, wofür man Stellen auf S. 4, 5, 122 u. a. vergleichen mag. Kurz und gut: das Fehlen von „Tillys Quartier" würde in der deutschen Litteratur nicht als Lücke empfunden werden. A. W.

— Der wilde Reullingen. Roman aus der Zeit des Großen Königs. Von Hans Werder. Zwei Teile in einem Bande. (Berlin, Verlag von Otto Janke.)

Unter dem Pseudonym „Hans Werder" verbirgt sich eine Dame aus altem preußischen Adel. Das verleugnet sich auch nicht in diesem ihrem neuesten Werk. Es ist durchglüht von Begeisterung für das preußische Militär, insbesondere für das Regiment Baireuth, aus dem die Pasewalker Kürassiere hervorgegangen sind. Während heute in der Romanschriftstellerei der Naturalismus und Materialismus sein Unwesen treibt, so führt hier edler Idealismus, verbunden mit warmer Schwärmerei für den großen König und seine Helden, die Feder. Wer an stark preußischem Patriotismus, an etwas Ueberschwänglichkeit und einigen Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung keinen Anstoß nimmt, wird diesen gut und gewandt geschriebenen Roman gern lesen.

— Schneeflocken des Schicksals. Novellen von David Halpert. (Breslau, Victor Zimmer.) 80 S.

Realistische Berliner Novellen. Unzucht, Ehebruch, Notzucht, Socialdemokratie, Gotteslästerung ist der Inhalt, allermodernstes Gassen-Deutsch ist

die Form dieser Sudeleien. — „Lästern da sie nichts von wissen. — Haben Augen voll Ehebruchs. — Reizen durch Unzucht zur fleischlichen Lust.“
O. K.

9. Verschiedenes.

— Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes. (Friedrichs von Klinggräff.) Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Erster Teil. Kunst und Leben. 2 Bde. XXV und 254 S., 308 S. (Berlin, B. Behrs Verlag [E. Bock].)

Der Verf. ist der 1887 verstorbene Gutsbesitzer Friedrich von Klinggräff auf Pinnow, ein durch und durch deutscher Mann, deutsch auch in seinen Absonderlichkeiten und Irrtümern. Er selbst hat sich wiederholt einen Träumer, einen Idealisten genannt, einen Mann, der nichts im praktischen Leben geleistet habe, aber er hat sich auch immer zu den „Stillen im Lande“, d. h. zu den Bescheidenen gezählt, die im Gegensatz zu den Bureaukraten und Professoren noch die Hoffnung auf eine Erneuung unseres Volkstums hegen und pflegen. Der Herausgeber, dem Verf. seit den Universitätsjahren befreundet und später verschwägert, macht mit Recht darauf aufmerksam, daß sich Klinggräffs Gedanken vielfach mit „Rembrandt als Erzieher“ berühren. Beide erwarten einen volkserneuenden Einfluß von der Kunst — Klinggräff von der Gotik —, beide erblicken in der Herz und Gemüt erfassenden Macht der Kunst die Rettung vor der kalten, verstandesmäßigen Wissenschaft. Daneben sieht Klinggräff im Ausbau des genossenschaftlichen Lebens, insbesondere des deutschen Adels, einen Hebel, um „unserem armen Vaterlande“ zu helfen. Freilich ist Klinggräff auch, wie „Rembrandt der Erzieher“, ohne klaren Blick für den allein ausschlaggebenden Einfluß der Kirche auf die Neubelebung unseres Volkes. Seine „Neue Klöster“ betitelten Erörterungen bieten dafür den stärksten Nachweis. Wie kann man verständigerweise „interkonfessionellen“ Klöstern das Wort reden!

Klinggräff mag den meisten Lesern als ein wunderlicher Heiliger erscheinen, aber ein echtdeutscher Mann ist und bleibt er. Darum werden auch diejenigen, welche sich vielfach zum Widerspruch aufgefordert finden, seine Gedanken mit Interesse kennen lernen, ist er doch in seiner warmen Vaterlandsliebe versöhnlich gegen alle politischen Parteien gestimmt. Im zweiten Teile wird das politische Gebiet betreten, ein Gebiet, auf welchem die Klinggräffschen Ideale in noch stärkeren Gegensatz zur realen Thatsächlichkeit des „deutschen Reichs“ treten müssen, als auf dem Felde der Kunst und des bürgerlichen Lebens.

Von dem reichen Inhalt der Klinggräffschen Aufzeichnungen läßt sich in dem engen Rahmen einer Recension keine annähernd richtige Vorstellung geben, aber einige erquickende Worte können sozusagen Ersatz für das bieten, was nicht gegeben werden kann.

„Wenn mir schon einer mit dem 19. Jahrhundert oder mit dem „Zeitgeist“ oder dergleichen kommt! Es liegt so ein elender, dummer Hochmut darin. Wer solche Phrase in den Mund nimmt, sieht auch immer sich selbst wohlgefällig als den hauptsächlichen Träger dieses berühmten, unübertrefflichen Jahrhunderts oder Geistes an. Und im eigenen Spiegel den Zeitgeist oder das Jahrhundert anbetend, verschließt er — ein hochmütiger, oberflächlicher Narr — das Auge gegen das Große und Tüchtige anderer Zeiten.“

„Der Maler, der Bildhauer, der Baumeister und der Musiker müssen studiert, müssen sich die geschichtlichen Kenntnisse erworben haben, die ihnen erlauben, die geistige Bewegung, d. h. also die wirkliche Geschichte jeder Zeit, zu verstehen. Sie müssen vollkommen auf der Stufe der sg. höheren Bildung stehen, gerade so wie der Dichter.“

„Die sg. Vornehmheit ist oft recht herzlich — roh. Dienstboten mißtrauisch oder unfreundlich zu behandeln, die Pflicht nicht zu fühlen, daß man ihnen ebenso in Nächstenliebe ein freundlicher, teilnehmender, für ihr Bestes sorgender Herr sein muß, wie sie einem ebensolche Diener sein sollen, nicht zu fühlen, daß der Herr dem Dienstboten ebenso gut zur Treue verpflichtet ist, als der Dienstbote dem Herrn: das ist ebenso gott- und pflichtvergessen als — roh. Obige Pflichten vertragen sich mit der Strenge sehr wohl.“

„Es führt auch keine, keine Brücke vom deutschen Geist zur Klassizität hinüber. — Mit wehmütigem Stolze betrachten wir Goethe und Schiller, die solche Brücken zu schlagen versuchten: wären ihnen bessere deutsche Zeiten vergönnt gewesen, sie hätten deutsche Kunst vielleicht auf die Höhe ihrer Ziele gehoben. „Und als aus Vaterland ich dacht', das Herz mir weint, das Herz mir lacht.“ Goethe und Schiller haben gezeigt, was deutscher Geist vermag, wie weit er Fremdes zu durchdringen, wie weit er es sich anzueignen im stande ist. In beiden hat er Großes geleistet, mit beiden hat er aber doch auch immer nur an seinem eigenen Verderben gearbeitet. Gott bewahre uns vor einem neuen Schiller und einem neuen Goethe!“

„Wenn deutscher Kunstgeist — man sagt wohl besser germanischer — jemals sich die Herrschaft der Welt erobert, so wird er es nie dadurch thun, daß er sich erst zu einem allgemeinen, weltbürgerlichen Geiste abschwächt, sondern dadurch, daß er sich in seiner eigensten Sonderart vollkommen entwickelt, die tiefen, edlen und wahren Ziele, die seiner Bewegung, seinem Streben zu Grunde liegen, erreicht oder doch wenigstens ihnen nahe kommt. Nur aus der eigensten Eigenart läßt sich die Kraft zu einer Eroberung schöpfen.“

„Die größte Aufmerksamkeit und die aparteste Pflege sollte man unseren Volksdialekten widmen. Sie sind allein der Quell, in dem sich unsere Sprache reinigen und wieder verjüngen, aus dem sie immer wieder neues Leben schöpfen kann, wenn sie zu erstarren droht.“

Der Adel sei „vor allem edel und unabhängig ein Stand, der rücksichtslos alles Unedle ausscheidet, der sich frei von dem Gold- und Aemterschwindel erhält, nicht um Rechte und noch weniger



um Titel betteln geht, nicht mit dem Schein einer Macht prunkt, die er nicht hat."

„Die Kunstkritik zeigt das widerliche Streben, den Geschmack zu uniformieren und zu knechten. Es sollen die Regeln der absoluten Schönheit gefunden werden und, wenn sie gefunden sind, soll alles, was in den Grenzen, die für sie aufgestellt wurden, geschaffen ist, auch jedem gefallen. Sonst ist man ein Mensch, der außerhalb der Aristokratie, außerhalb der guten Gesellschaft, der Kunst steht, der nicht mehr das Recht hat, zu äußern, daß ihm überhaupt noch etwas gefällt oder mißfällt. Ich predige Revolution gegen diese Geist und Herz knechtende Tyrannei. Der Geschmack ist verschieden, soll verschieden bleiben und muß verschieden d. h. frei bleiben, so lange wir noch verschiedene Gefühle haben, d. h. so lange wir noch wirkliche, also eigenartige, freie Menschen sind. Der Verstand kann uns nicht sagen: da und da muß ein gesundes, freies Gefühl Schönheit finden." —

Zum Schluß mache ich noch auf eine vortreffliche Kritik der Klinggräffschen Aufzeichnungen aufmerksam, welche in der Beilage zu Nr. 219 der „Allg. Schweizer Zeitung" (18. September 1891) unter der Chiffre J. H. erschienen ist. O. K.

— Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Emil Frommel, Wilhelm Baur und Rudolf Kögel. (Bremen, Müller.) 1892. 379 S.

Die neue Christoterpe ist da und bietet wieder des Guten und Interessanten viel. Professor Leopold Witte nimmt das Wort zu der bekannten Frage: „Ueberlieferung oder Schrift?" und man folgt ihm gern, auch wenn man hier und da nicht einverstanden ist. Hermann Dalton giebt wertvolle persönliche Erinnerungen aus Rußland. Otto Funcke bietet Reise-Erinnerungen aus Rügen, die das Werk der Seemannsheime behandeln, freilich Erinnerungen, die doch an manchen Stellen unser Gefühl ein wenig verletzt haben, und denen wir darum etwas Redaktion gewünscht hätten. Sehr fesselnd ist die durch Heinrich Weber gemachte Mitteilung eines alten Aktenstückes, der Tagebuchblätter eines Kandidaten der Theologie, der 1725 seiner Körperlänge wegen von preußischen Werbern aufgegriffen und in das Militär gesteckt worden ist. Das eigentümliche Interesse der Blätter liegt darin, daß der Geworbene ein hallischer Pietist von reinstem Wasser ist, der überall vor Vorgesetzten und Gleichgestellten, im Verhör und in der Wachtstube mit vollendeter Furchtlosigkeit seinen Glauben bekennt. Besonders artig und fein ist diesmal „Allerlei Rauh" von Emil Frommel. Dazwischen giebt es Gedichte, Erzählungen und Kleinigkeiten — alles in allem einen so reichen und erfreulichen Inhalt, daß wir das Jahrbuch als Festgeschenk nur bestens empfehlen können.

— Der Kampf der Geschlechter. Eine Studie aus dem Leben und für das Leben von Franz von Remmersdorf. Vorstehendes Buch verdankt offenbar einer gegenwärtig für sociale Dilettanterien günstigen Zeitströmung seine Entstehung. Der Verfasser besaß zu anderem Zweck gesammelte Lesefrüchte und wie der mächtige Modewind dreinblies, fuhren die Zettelchen und Gedankensplitter auf, um auf den Blättern dieser Plauderei niederzufallen. Und diese Blätter sind von sehr haltbarem, dickem Papier — (das ist ein großer Vorzug, denn solch ein Buch liest sich auch schneller durch!), und vertrugen darum auch allerlei Widersprüche und Extravaganzen; bald weht es nihilistisch und naturalistisch von links, daß man nicht übel Lust hat, die Widmung an den leichtfertigen Causeur Mantegazza, der durch seine sinnlichen Bücher Schaden genug angestiftet hat, ernst zu nehmen und plötzlich wird man überrascht von fast günstiger Beurteilung der Sittlichkeitsbestrebungen. Wenn der Verfasser keine Dame ist, wie ich fast behaupten möchte, weil unzählige seine Züge darauf hinweisen, so ists jedenfalls ein Mann, der allerlei gelesen, gedacht, gewollt hat, aber keine Schulung und Uebung hinter sich hat, seine Gedanken geordnet und klar darzustellen. „Wären es Bücher," sagt jemand von einigen neuen Bekanntschaften, „ich hätte sie nicht gelesen;" — so möchte man fast das Wort hier umkehrend sagen, wäre das ein Mensch, der mir mit all dem Zeug meine Kreise stören wollte, ich würde auf die Ehre näherer Bekanntschaft höflich aber fest verzichten. Daß darum diese Besprechung das Gegenteil einer Empfehlung ist, versteht sich also wohl von selbst!

Ernst Schrill.

— Blicke in Herz und Welt. Von dem Verfasser von „Schild und Pfeil".

„Schild und Pfeil" hat viel Anerkennung gefunden. Wir bedauern, sagen zu müssen, daß das vorliegende Buch nicht auf der gleichen Höhe steht. Es ist auch hier manches recht hübsch, z. B. gleich die erste Plauderei über „Alte Jungfern und Roter Klee," und verschiedene andere Stücke. Aber es fehlt auch nicht an Gesuchtem und Weithergeholtem. Auch die christliche Utopie, frei nach Bellamy, hat für uns etwas Gewaltsames. Die Memoiren eines alten Tisches werden fast in allen Töchterschulen als deutscher Aufsatz bearbeitet. Die Geschichte „Und dann?" ist alt, wie manches andere auch.

Bei Plaudereien wie bei Epigrammen genügt die Gesinnung nicht; sie müssen geistreich sein oder — non sint! 223 Seiten Geistreichtum in kurzer Frist zusammenzuschreiben hat auch für den Begabtesten seine Schwierigkeiten. Wir möchten den Verfasser bitten, langsamer zu sammeln und sorgsamer zu feilen. Chi va piano, va sano!

— Aus der Vergangenheit. Akademische Reden und Vorträge von Alwill Baier. Geh. Reg.-Rat und Dr. theol. u. phil., der letzteren ord. Prof. an der kgl. Universität zu Greifswald. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1891. 3 M.

Der Titel dieses gehaltreichen Buches hat mehr eine subjektive Bedeutung für den Verfasser, der sich mit der Herausgabe dieser 6 Vorträge in seine jugendfrische Arbeitszeit und Manneskraft versetzt.

Aber sind die Mitteilungen **aus** der Vergangenheit, so sind sie jedenfalls **für** die Gegenwart, und werden gewiß ein dankbares Lesepublikum finden. Wer würde sich nicht angesprochen fühlen von dem Bericht über **L. G. Kosegarten**, den der 3. Vortrag enthält, den gemütvollen Dichter und deutschen Mann. Auch die Charakteristik **Fichtes** im 4. ist anziehend gegeben, seine Entwicklung, seine Schicksale und sein Geist. Die beiden letzten: **Winkelmanns Lehre vom Schönen und von der Kunst** — und **Rafael**, zeigen den Verf. als einen sinnigen Kunstfreund und Kunstverständigen. Wir empfehlen das Lesen gerade dieser beiden besonders gern, sie atmen den ästhetischen Geist eines großen hinter uns liegenden Zeitalters. Die Grundanschauungen des Verf. treten im ersten Vortrag hervor: **Der Protestantismus und die Philosophie.** Wir können den Titel nicht ganz genau finden; es ist eigentlich eine Entwicklungsgeschichte der modernen Philosophie seit Cartesius in kurzen charakteristischen Zügen, in der ihr subjektiver, ihr idealer und ihr ethischer Charakter besonders hervorgehoben wird. Daß sie damit dem Protestantismus verwandt sei, wird durch eine vorangehende kurze Beleuchtung desselben aufgewiesen. Dem Verf. ist das philosophische Gebiet heimischer als das Gebiet der Theologie Luthers So sehr wir deshalb im allgemeinen dem Nachweis jener vorhandenen Verwandtschaft zustimmen, so wenig können wir die Charakteristik des Protestantismus als genügend bezeichnen; wir sehen hier den echten, alten Schüler des großen Schleiermacher in seiner universalen, ideal-ethischen, aber doch mehr spekulativ-philosophischen als lutherisch-positiven Richtung. Um so mehr ist die Begeisterung und die Wahrheit anzuerkennen, mit der im 2. Vortrag **Friedrich Wilhelm IV.** gezeichnet ist, in einer ganz vortrefflichen Weise.

M. N.

— **Aus den letzten fünf Jahren.** Fünfzehn Essays von **Hermann Grimm.** (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890. 363 S.

Die Abhandlungen sind sämtlich vom Gebiete der Kunst und Litteratur, denn auch den zweiten: Die deutsche Schulfrage in unseren deutschen Klassikern müssen wir dahin rechnen, wie den dritten: Deutscher Unterricht auf deutschen Gymnasien; — vier beschäftigen sich mit Goethe (Goethe im Dienst unserer Zeit — die neue Goethe-Ausgabe — Goethe und Carlyle — Goethe und der Bildhauer Schadow). Wer einen lebendigen Eindruck davon haben will, was man Kultus des Genius nennt, der muß Grimms Aeußerungen über unseren großen Dichter lesen; sie sind in der That stellenweise nicht weit entfernt von religiöser Verehrung, dies kennzeichnet den Standpunkt des Verfassers. Bekanntlich ist er einer unserer gründlichsten Goethe-Kenner und seine Mitteilungen und Beurteilungen sind höchst interessant. Nicht minder anregend und fesselnd sind aber auch die anderen, mehr dem Kunstgebiet angehörenden Essays. Gut geschrieben, geistvoll, klar sind sie alle. „Die Vernichtung Roms" lautet die eine Ueberschrift; gemeint ist nicht die durch die Vandalen oder durch Odoaker, sondern durch die modernen Verhältnisse. Den Schluß bildet eine Abhandlung über das Denkmal Kaiser Wilhelms in Berlin, die nicht Kritiken, sondern Forderungen enthält. Die übrigen möge der ästhetisch gebildete Leser im Buche selbst nachsehen, das er nicht ohne vielfache Anregung, sei es zustimmend oder widersprechend, aus der Hand legen wird.

M. N.

— **Ein Lebensbund.** Erzählung aus der Zukunft von **Julius Baumann.** (Frankfurt a. Main, Konnitzer.) 1891. Preis M. 1,60. 112 S.

Eine sehr lederne humoristisch-freimaurerische Utopie, die gerade hundert Jahre zu spät kommt.

Wir wissen nicht, woher wir kommen,
Wir wissen nicht, wohin wir gehn.
Drum haben wir uns vorgenommen
Als Menschen menschlich festzustehn:
Erhalt und fördere Leib und Geist,
Dies Wort uns unsere Wege weist.

O daß am Ende unseres Lebens
Ein wahr Gefühl im Innern spricht:
Du strebtest, wirktest nicht vergebens,
Des reinen Geistes mildes Licht,
In guter Menschen Bund genährt,
Hat sich auch dir als Heil bewährt.

Das Gedicht giebt die Gesinnung des Verfassers wieder, der den Glauben durch die Vernunft ersetzen will. Er würde in der Aufklärungszeit Glück gemacht haben. Heute als später Nachzügler einer gerade überwundenen Epoche bewirkt er leider nur Langeweile, und die in nicht gewöhnlichem Maße.

— **Kleinere Aufsätze vermischten Inhalts** von **Arthur Schopenhauer.** Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. **Moritz Brasch.** 2. Aufl. (Leipzig, Gustav Fock.) 1891. 1 M.

Es giebt Schriftsteller, die sehr berühmt und doch sehr unbekannt sind. Zu ihnen gehört unter anderen (z. B. Carl Marx) auch Schopenhauer. Die vorliegenden Abhandlungen, die zumeist Abschnitte aus größeren Werken bilden, geben nun zwar keineswegs, was man das Schopenhauersche System oder seine philosophische Weltanschauung nennen könnte, es sind „Essays", z. B. über Geschichte, über Erziehung, über Lesen und Bücher; den Hauptraum nimmt die Abhandlung über Schriftsteller und Stil ein. Aber sie gewähren einen Einblick in das Denken und Anschauen dieses ganz eigenartigen, tiefsinnigen und querköpfigen Geistes. Viel treffliche Geistesblitze finden sich darin, manches andere, was nicht wieder gedruckt werden würde, wenn es Arthur Schopenhauer nicht geschrieben hätte. Am Schluß einer Abhandlung über die Physiognomik heißt es: „Dazu kommt, daß, während jeder seinen Verstand, mit welchem er durchgängig sehr zufrieden ist, offen zur Schau trägt und bei jeder Gelegenheit ihn zu zeigen sich bemüht, das Moralische selten ganz frei an den Tag gelegt, ja meistens absichtlich

versteckt wird, worin dann die lange Uebung große Meisterschaft verleiht." Man sieht, der Pessimismus Schopenhauers machte es möglich, daß er die Wahrheit in Bezug auf die menschliche Natur nicht zu verschweigen nötig hatte. M. N.

— Unter dem Titel: „Ostafrikanische Erinnerungen einer freiwilligen Krankenpflegerin" (Berlin N., Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung [Fr. Zillessen], 78 S.) bringt H. v. B. uns höchst interessante, lebensvolle Schilderungen der Verhältnisse unserer jungen Kolonie. Natürlich stehen im Vordergrund ihre Erlebnisse und Erfahrungen als Schwester und man steht oft staunend vor den Schwierigkeiten und Lebenslagen, die sie und ihre Gefährtinnen durchzumachen genötigt, aber da sie vielfach Gelegenheit gehabt, auch außerhalb des Krankenhauses Land und Leute kennen zu lernen, machen ihre Erlebnisse auch uns mit allen Verhältnissen dort bekannt. Sansibar, Bagomoyo, Dar-es-Salaam und die Männer, die dort arbeiten, alles wird uns lebhaft vor Augen geführt, und besonders versteht sie es, uns ein Bild von dem Charakter und den Eigentümlichkeiten der Eingeborenen zu geben. Kurz, bei dem Interesse, das diese Gegenden jetzt für uns besitzen, ist die kleine Schrift ein wertvolles Geschenk, das jedem, der es gelesen, erfreuen wird, und zugleich mit Hochachtung vor den Leuten erfüllen, die dort in selbstloser Weise Kräfte und Leben opfern.

— Weihnachtsklänge im deutschen Hause. 24 der schönsten Weihnachtslieder für Klavier, auch für Gesang und Klavierbegleitung bearbeitet von Robert Linnarz. Mit Bildern von W. Claudius, O. Friedrich, L. Gehrts, E. Koch, F. Lindner, Hans Looschen, H. Mittag, Fritz Reiß, F. Simm, W. Süs, W. Weimer, F. Wittig. (Hannover-Linden, Manz & Lange.) 4 M.

Ein Prachtwerk in groß 4° mit sehr schönem Druck, in dem uns wirklich die schönsten und bekanntesten Weihnachtslieder geboten werden. Die Bilder sind gut und kunstvoll ausgeführt, zum Teil recht originell, durchweg was man modern nennt, wozu auch gehört, daß fast ausschließlich die Feier der Gegenwart dargestellt wird, z. B. bei „O du fröhliche" 4 Kinder mit Müffchen, Kapoten, Gamaschen 2c., die sehr fröhlich auf der Straße gehen; ein Bild stellt Luthers Weihnachtsfeier dar (zu „Gelobet seist du"), ein anderes eine Feier im Kostüm des Jahres 1800 (zu Arndts „Du lieber heiliger frommer Christ"), eine sehr hübsche heilige Geburt (bei „Zu Bethlehem geboren") 2c. 2c. M. N.

— Wie kommts? Und wie wirds besser? Ein ernstes Wort an unsere Zeit. (Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Traktat-Gesellschaft.) 1891. 36 S. 40 Pf.

In Form eines Gedichtes bespricht der ungenannte Verfasser in scharfer Weise die Schäden unserer Zeit und zeigt, wie es gekommen, daß unser Volk im großen und ganzen der christlichen Weltanschauung sich entzog. Die Hauptschuld, warum es unten so schlecht aussieht, tragen die oberen Schichten des Volkes.

„Ja, die Geheimen, Wirklichen, Geheimen-Ober
Fast alle, die im Staate mitzusprechen haben,
Fast alle, die durch Bildung oder Reichtum glänzen
Und die der großen Masse in die Augen fallen,
Ihr also auch ein gutes Beispiel geben sollen,
Sie reden meist von Gott nur cavalièrement.
Sie bauen Kirchen für das dumme Volk, sie selbst
Sie sind erhoben über solchen Aberglauben. —"

Und kurz und gut: „Wir alle tragen Schuld, daß es soweit gekommen."

Wie wirds besser? Auch nur so, daß die Besserung von oben ausgeht. Belehrung und Beispiel von hier aus können mit Gottes Hülfe auch wieder nach unten zurückwirken. Besonders das Beispiel:

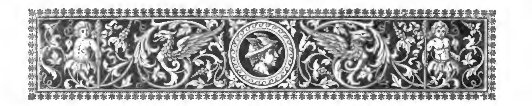
„Drum nehme jeder Christ es auf in seine Pflichten,
Das, was ihn glücklich macht, auch andre seh'n zu lassen,
Sein Glück nicht zu verbergen, sondern mitzuteilen,
Im Eingedenken dessen, der da sagt, man stelle
Sein Licht auf einen Leuchter und nicht unter'n Scheffel. —"

Das Schriftchen ist der Verbreitung, noch mehr der Beherzigung wert, auch wenn die poetische Seite in so einem Lehrgedicht naturgemäß sehr zu kurz kommt. A. W.

— Kellners Weh und Wohl oder Ein Blick in die Kellnerwelt und das Kellnerleben. Eine sociale Geschichte von Hermann Schmidt, Pfarrer in Cannes. 3. Aufl. (Basel, Reich.) 1891.

Der Verfasser, Pfarrer in einem Hotel- und Kellnerort, ist ganz berufen, dies wichtige Thema zu behandeln. Wer in die Lage kommen kann, einem Kellner Lektüre zu schenken, sollte an diesem Buch nicht vorübergehen. Es redet den Wirten, den Gästen, den Kellnern, auch dem Staat gleich scharf ins Gewissen, und wird, wo es bekannt ist, gern von den Kellnern selbst verbreitet. Wenn irgendwo, so ist hier ein Stück sociale Frage.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Die Schreckenstage von Sens.

Von

S. R.

I. Kapitel.

Das 16. Jahrhundert war für Frankreich eine ungleich schwerere Zeit, als für Deutschland. Kämpfe nach außen und blutige Zerrissenheit nach innen bedrängten das Land hart. Auf dem Throne saß von 1515—1547 König Franz I., ein kluger und tapferer Monarch, den Soldan, der eigentlich klassische Geschichtsschreiber jener französischen Epoche, einen König von ritterlichen Anwandlungen und perfiden Gewohnheiten nennt. Zwar gelang es Franz I. nicht, seinen heißesten Wunsch zu befriedigen, sich mit der römischen Kaiserkrone zu schmücken, aber die in ihm und seinem Volke glühende Ruhmbegierde fand doch Befriedigung in wiederholten Kriegszügen nach Italien, wenn ihm dieselben auch manche Niederlage brachten. Er war ein rechter Typus seiner Zeit und seiner Nation, tapfer, despotisch und sittenlos, ein treuer Sohn der katholischen Kirche, die, statt seine Zügellosigkeit zu meistern, dieselbe vielmehr in ihre Dienste nahm. War doch diese Kirche selbst in ihren vornehmsten Gliedern, den Prälaten und Bischöfen, in einen Abgrund der Verderbnis versunken, der uns nach den Berichten glaubwürdiger Augenzeugen ganz unmöglich erscheint. Die katholische Kirche von heute ist nicht mehr, was sie damals war. Das reinigende Salz des Evangeliums in der von ihr so grimmig verdammten, so heiß und blutig verfolgten Reformation hat doch auch sie berührt und sie gezwungen, die Greuel von sich zu thun, welchen damals in Frankreich die edle Schar der Hugenotten entgegentrat. In Deutschland loderte der Haß gegen die neue Lehre erst im 30jährigen Kriege in vollen Flammen auf, und die Evangelischen gingen daraus hervor, wie ein mit Wunden bedeckter und fast zum Tode ermatteter Held, der seine Fahne mit dem Kreuzeszeichen noch fest in blutender Faust trägt. Der Charakter des französischen Volkes ist ein ganz anderer; liebenswürdig und großmütig in Friedenszeiten, trägt er doch in seiner gallischen Kampfeslust etwas vom Tiger in sich, der, einmal aufgereizt und fanatisiert, auch vor Strömen Blutes sich nicht scheut. Diese schrecklich tönende Saite verstanden die Könige und der Klerus damals klingen zu machen, und so gelang es ihnen, den edlen Keim des Evangeliums in Blut und Flammen fast gänzlich zu ersticken, damit aber auch das Gericht Gottes auf sich herabzurufen, welches, langsam aber sicher heranziehend, in der Revolution des 18. Jahrhunderts über sie kam.

Schon im 15. Jahrhundert ertönen aus Frankreich die bitteren Klagen über die Sittenlosigkeit des Klerus. Von Rom kamen zahlreiche Verordnungen dagegen, aber

was half das? Saßen doch zu jener Zeit auf dem Stuhle Petri die Borgias und andere Päpste, die an Sittenverderbnis die römischen Cäsaren übertrafen. Der Abschluß des Konkordats 1516, welches dem Könige die Vergebung der höchsten geistlichen Stellen zusicherte, machte das Uebel fast noch ärger. Erzbistümer und Bistümer wurden nun teils an Gelehrte und Günstlinge, ja an die Gesellen fürstlicher Vergnügungen und abenteuernde Soldaten weggegeben, teils dem Meistbietenden zugeschlagen. Von dem Treiben in den Klöstern wird Entsetzliches berichtet. Die niedere Geistlichkeit, der die Sorge für das Seelenheil des Volkes oblag, war von größter Unwissenheit; zu predigen verstanden nur sehr wenige; die Bibel war ihnen fast gänzlich unbekannt. Ein Zeitgenosse, Robert Stephanus, überliefert uns die Aeußerung eines Mitgliedes der Sorbonne, der gelehrtesten Körperschaft der Pariser Universität: „Ich weiß gar nicht, wozu die jungen Leute uns immer das Neue Testament vorhalten; ich hatte, so wahr Gott lebt, schon meine 50 Jahre hinter mir und wußte noch nicht einmal, daß es ein neues Testament gäbe." — Dem Jammer und Sündenbewußtsein des armen Volkes sollten, wie in Deutschland, die Ablaßkrämer abhelfen.

In all dieser Finsternis fing es doch nach und nach an sich zu regen, wie das Wehen einer besseren Zeit. In Paris hatten Jakob Lefèvre und sein Schüler Farel, Lehrer an der Universität, angefangen, die heilige Schrift zu studieren und auf die Notwendigkeit des Glaubens im Gegensatz zu den guten Werken zu dringen. Sie lehrten eine Zeitlang unverboten, und mancher Vornehme und Gewaltige, ja des Königs Schwester, Margarethe von Angoulème, gehörte zu ihren Anhängern. Aber als zu Wittenberg Luther so kühn aufgetreten war, nahm die Universität Paris entschieden wider ihn Partei. Seine Glaubenssätze wurden als Ketzerei verurteilt. Der alte Lefèvre und Farel mußten Paris verlassen, sie gingen nach Meaux, wo sich bald ein Kreis eifriger Schüler um sie bildete. Später mußte Farel nach Genf flüchten, wo er als Calvins Mitarbeiter Begründer der schweizerischen Reformation wurde. In Meaux wurde zuerst das Evangelium dem Volke gepredigt, dort erwachte auch die Verfolgung, besonders seitens der Mönche, die ihren Einfluß schwinden fühlten. Zu einem derselben sagte Lefèvre einst: „Schon gewinnt das Evangelium die Herzen der Großen und des Volkes, bald wird es sich über ganz Frankreich verbreiten und überall die Erfindungen der Menschen zu Boden werfen." — „Dann werden wir," versetzte der Mönch, „einen Kreuzzug predigen und das Volk aufstehen lassen; und wenn der König die Predigt Eures Evangeliums gestattet, dann lassen wir ihn durch seine eigenen Unterthanen aus dem Reich jagen." —

Diese Drohung war unnötig. Wie hätte ein König wie Franz I. und seine Nachfolger die Stimme Gottes in seinem heiligen Worte hören können? Hatten sie doch fortwährend Absolution nötig für den offenen Ehebruch, in welchem sie lebten; wodurch konnten sie diese Sünden besser bedecken, als durch das gute Werk der Ketzerverfolgung? So fingen im Jahre 1524 die Verfolgungen an. Wer die Versammlungen der Reformierten besuchte und den Mut hatte, seinen Glauben auch vor dem Richter zu bekennen, wurde eingekerkert, gefoltert und endlich grausam hingerichtet. Die Feder sträubt sich, die dämonischen Anstalten niederzuschreiben, womit der Tod der freudigen Bekenner so langsam und qualvoll als möglich gemacht wurde.

So lange Franz I. regierte, ließen die Evangelischen sich hinschlachten, ohne eine Hand zu ihrer Verteidigung zu erheben. Im nördlichen Teile der Provence lebten in etwa zwanzig Ortschaften zahlreiche Waldenser Gemeinden, die von den Hochalpen herübergezogen, aus den wüsten Strichen, die einige Landeigentümer ihnen anwiesen, fruchtbare Gelände geschaffen hatten. Lange lebten sie unangefochten; als aber 1563 das Edikt von Fontainebleau zur Verfolgung aller Ketzer mahnte, schlug auch ihre Stunde. Das Parlament von Aix lud die angesehensten Bürger von Mérindol, des bedeutendsten Fleckens jener Gegend, vor sich. Da dieselben, von Freunden gewarnt, nicht kamen, erfolgte das Urteil. Alle Angeklagten sollten verbrannt oder gehängt, alle

Häuser von Mérindol niedergerissen, sogar alle ihre Bäume umgehauen werden. Die Vollstreckung dieses Urteils wurde durch besondere Fürsprache bei dem Könige noch einmal verzögert. Man sandte den Waldensern den Bischof von Cavaillon und zahlreiche Theologen, um sie von ihren Irrtümern zu bekehren. Aber die einfachen Bauern hielten den gelehrten Herren so wacker stand, daß mehrere derselben bekannten, durch die Waldenser von göttlichen Dingen mehr gelernt zu haben, als durch ihre Studien in der Sorbonne. Ja, drei der gesandten Doktoren verließen die römische Kirche und wurden Prediger der neuen Lehre.

Fünf Jahre lang verschob der König die Vollziehung des Blutbefehls; als er aber von einer heftigen Krankheit erfaßt wurde, stellte man ihm diese als eine Strafe Gottes für seine Lauheit dar und erwirkte von ihm den Befehl, jenes Urteil mit äußerster Strenge zu vollstrecken. Der Baron von Oppède, ein persönlicher Feind der Waldenser, übernahm die Vollstreckung. Zweiundzwanzig Dörfer wurden zerstört, dreitausend Menschen getötet, 666 junge Männer auf die Galeeren geschickt. Die Kunde der unerhörten Grausamkeit, mit welcher dies geschehen, soll den König selbst bis an sein Lebensende verfolgt haben. Als auch vom Auslande her die Stimmen der Entrüstung laut wurden, ließ nach Franz I. Tode sein Sohn Heinrich II. die Sache untersuchen. Das ganze Parlament von Aix wurde vor die Schranken des Parlaments von Paris geladen, um nach langen Verhandlungen freigesprochen zu werden. Nur einer der Kommissare, der am Hofe die wenigsten Gönner hatte, wurde zum Tode verurteilt.

So litten die Evangelischen allerorten, und dennoch wuchs ihre Zahl beständig. Ein Schriftsteller jener Zeit, Florimond de Raemond, der, vom Protestantismus zum Katholizismus zurückgetreten, sich als fanatischer Ketzerverfolger auszeichnete, klagt bitter über den Anschein von Heiligkeit und christlichem Wandel, womit die Lutheraner und Calvinisten die Augen des Volkes blendeten. „Ihre äußere Züchtigkeit," sagt er, „drückt nichts als Demut und Gehorsam aus; sie suchen sich eine Stätte zu gewinnen, nicht auf dem Wege der Grausamkeit, sondern auf dem des Duldens, nicht durch Mord, sondern durch Sterben, so daß es scheint, als wäre in ihnen das Christentum in seiner ersten Gestalt wiedergekehrt. — — Da sah man einfältige schwache Frauen die Folterqualen aufsuchen, um ihre Glaubensprobe abzulegen, und Jungfrauen schritten freudig zum Richtplatz, als wenn es zur Hochzeit gegangen wäre. Männer blickten mit Seligkeit auf die schrecklichen und grauenhaften Zurüstungen des Todes, welchen man bereitete, sie standen wie Felsen gegen die Brandungen des Schmerzes und starben lachend, gleich als ob sie von Sardiniens Kraut genossen hätten. Diese traurigen Schauspiele", so fährt er fort, „machen dann die Seelen irre, indem sie dieselben zu dem Trugschlusse verleiten, als müßten die, welche mit solcher Standhaftigkeit starben, die Wahrheit auf ihrer Seite haben. So läßt sich mancher verführen, nach dem Grund ihres Glaubens zu forschen und gerät dadurch selber in ihre schädlichen Irrtümer. Und so scheinen, je mehr man von diesen Leuten ins Feuer führt, um so mehr wieder aus ihrer Asche zu entstehen."

Ob dieser Mann, der doch selbst Reformierter gewesen war, nie den Spruch gelesen hatte: An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen?

Im Jahre 1547 starb Franz I. und ihm folgte sein Sohn Heinrich II., ein nicht bösartiger, aber beschränkter und ganz unselbständiger Mensch. Seine Gemahlin war die später so berühmte Katharina von Medicis, die aber bei Lebzeiten ihres Gemahls ganz ohne Einfluß war. König Heinrich, bei seiner Thronbesteigung 28 Jahre alt, ließ sich ganz von seiner Geliebten, der 48jährigen Diana von Poitiers beherrschen. Im Sommer 1549 hielt er nach der Krönung seinen feierlichen Einzug in Paris. Bei dieser Gelegenheit beeilte sich die Geistlichkeit, ihm ans Herz zu legen, daß er als allerchristlichster König auch zur eifrigen Verfolgung der Ketzerei verpflichtet sei. Dies führte ihn zu dem Wunsche, die Protestanten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Man

brachte ihm darum unter andern auch einen kleinen Schneider, der ihm schon persönlich bekannt war. Vermutlich hoffte man, der Glanz der Majestät werde den Gefangenen verwirren, aber statt dessen legte derselbe ein so tapferes und klares Bekenntnis ab und gab so treffende Antworten auf die Fragen des Bischofs von Maçon, daß die der Unterredung Beiwohnenden höchlichst erstaunten. Ja, als auch Diana von Poitiers sich hineinmischte und ihn durch Fragen zu verwirren gedachte, wandte sich der Angeklagte zu ihr und sagte: „Madame, seien Sie zufrieden, Frankreich angesteckt zu haben und mengen Sie Ihren Schmutz nicht in einen so heiligen Gegenstand wie die Wahrheit Gottes ist." Diese kühne Antwort versetzte den König in solchen Zorn, daß er alsbald Befehl zur Verbrennung des Schneiders gab und um seiner Rache genug zu thun, selbst der Hinrichtung zusah. Mit drei anderen wurde der mutige Bekenner verbrannt, aber der König konnte sich dessen nicht freuen. Das grauenhafte Schauspiel machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich Tag und Nacht von der Gestalt des Märtyrers verfolgt sah und schwur, niemals wieder einer Hinrichtung beizuwohnen.

Heinrich II. regierte nur bis 1559. Ihm folgte sein Bruder, der sechszehnjährige Franz II., Gemahl der Königin Maria Stuart, ein schwacher kränklicher Monarch. Während seiner 17 Monate, 17 Tage und 17 Stunden dauernden Regierung begann der Einfluß der Königin-Mutter, Katharina v. Medicis übermächtig zu werden, welche später als Regentin so lange die Geschicke Frankreichs lenkte. Während dieser Zeit hatte die immer steigende Bedrängnis den Hugenotten, deren Zahl nach glaubhaften Berichten auf eine Million gestiegen war, endlich das Schwert in die Hand gedrückt. Unter Anführung des Prinzen Condé und des Admirals Coligny sammelten sie ein Heer, welches, unterstützt von 9000 Deutschen, bei wechselndem Glück manchen Sieg davontrug. Hierdurch wurde die Erbitterung der Katholiken wesentlich verschärft. In vielen Städten kam es zu offenem Kampfe, in dem die Uebermacht der Katholiken meistens den Sieg davontrug. Blutige Thaten geschahen auf beiden Seiten, und die Massenhinrichtungen griffen immer mehr um sich. Der Tod Franz II. änderte nichts an dieser Sachlage. Der neue König Karl IX. war erst elf Jahre alt und stand ganz unter dem Einfluß seiner Mutter Katharina, welche während seiner Minderjährigkeit die Regierung führte.

II. Kapitel.

Auch in dem Städtchen Sens an der Yonne, einem Nebenfluß der Seine, dem erzbischöflichen Sitze des Kardinals v. Guise, des glühendsten Feindes der Hugenotten, hatte sich längst eine kleine reformierte Gemeinde gebildet, die sich unter viel Drangsal und Mißhandlung standhaft um ihren eifrigen jungen Prediger Paul Berthoz scharte. Aber als im Jahre 1562 die Protestanten zu Paris von dem Connétable Montmorency überfallen, ihr Gotteshaus Jerusalem dem Boden gleichgemacht und sie selbst tagelang in den Straßen wie wilde Tiere niedergeschossen wurden, da erkannte die Gemeinde zu Sens, daß auch ihre Stunde bald schlagen werde. Sie mußten in der That ihre Gottesdienste einstellen, ihren geliebten Prediger aber beschlossen sie nach einem sicheren Asyl zu senden. Ehe jedoch dies geschehen war, kam der Blutdurst ihrer Verfolger ihnen zuvor.

Es war an einem herrlichen Frühlingsabend Mitte März. Eine warme weiche Luft hatte Schnee und Eis vom Boden verdrängt, in den Gärten wagten sich die ersten Frühlingsblumen hervor, und von den hohen Fruchtbäumen ließen die Amseln ihre süßen wehmütig-wonnigen Strophen in die Abenddämmerung erschallen. In dem Schlosse, dem Wohnsitz von Hemard, des Lieutenant-criminel der Stadt, war eine lustige Gesellschaft junger Edelleute zum Mittagsmahl versammelt gewesen. Als gute Katholiken hatten sie mit Jubel die Nachricht von der That des Connétable begrüßt und dem Wirte zugejauchzt, der den festen Entschluß erklärte, das Treiben der Ketzer auch in Sens nicht länger dulden zu wollen. Mit Einbruch des Abends zerstreute sich die Gesellschaft

Lachend und plaudernd gingen mehrere junge Leute die Straßen hinunter, als einer derselben, ein schöner Mann in prächtiger Kleidung, sich mit höflichem Gruße verabschiedete.

„Warum gehst du nicht weiter mit uns, Horace," fragte verwundert der Freund, mit dem er bisher Arm in Arm gegangen war, „Dein Weg nach Hause führt doch nicht durch die enge Gasse, der Du zusteuerst?"

„O, laß ihn," fiel ein anderer ein, „weißt du nicht, daß jene Gegend ihn seit einiger Zeit mächtig anzieht? Horace de St. Agape ist ein feiner Jäger, die schönen Bürgermädchen wissen von ihm zu erzählen."

Mit einem vielsagenden Lächeln verbeugte sich Horace, grüßte die Genossen und ging in eine stille abgelegene Gasse, die er wohl zu kennen schien. In zunehmender Dunkelheit durchschritt er sie fast bis ans Ende. An einem Geländer, das ein Haus von bescheidenem Aussehen und einen Garten umschloß, hielt er endlich an und war im Begriff durch leises Pfeifen ein Zeichen zu geben, als er nicht weit von sich ein Geräusch zu hören glaubte. Erst lauschte er aufmerksam, dann trat er leise einige Schritte näher. Auf einem Bänkchen an der inneren Seite des Geländers saß zusammengekauert eine weibliche Gestalt und schluchzte heftig. Der junge Mann horchte wiederum einige Augenblicke, dann war er seiner Sache sicher. „Aline?" sagte er in gedämpftem Tone.

Die Gestalt fuhr empor. „Seid Ihr es, Herr?" fragte eine melodische, doch von Weinen erstickte Stimme.

„Wer sollte es sonst sein? Oeffne mir die Thüre und sage mir, warum du so herzbrechend weinst, kleine Niobe," war die Antwort.

„Ich kann nicht öffnen, würde es auch nicht thun, selbst wenn mein Vater nicht immer den Schlüssel selbst abzöge, denn was wollt Ihr hier, Herr? Ihr könnt mir nicht helfen und kein Mensch in der Welt kann es," sagte das junge Mädchen, denn das mußte sie sein nach dem Klang der Stimme.

„So komme hier zur Thüre und klage mir deine Not," fuhr der junge Edelmann fort, „es wäre doch eine Schmach, eine so ausgesuchte Schönheit wie dich, meine kleine Aline, in solchem Jammer stecken zu lassen."

Langsam, halb widerstrebend und doch von den schönen, im schmeichelndsten Tone gesprochenen Worten gezogen, kam das Mädchen bis an die Gitterthür, lehnte sich an den Pfosten und duldete es, daß Horace durch das Gitter ihre Hand ergriff. „Ihr wißt ja, Herr, was mir fehlt," sagte sie.

„Nun ja, ich weiß, daß die schönste Rose unter den Jungfrauen von Sens eine gute Katholikin, und ihr Vater einer der verstocktesten Ketzer ist, aber warum grämt dich das gerade heute so sehr?"

„Ich kann es selbst nicht sagen, Herr," erwiderte sie mit bebender Stimme, „aber ich weiß, es schwebt ein Unheil über mir und uns allen. Es ist ein Kommen und Gehen seit einigen Tagen hier im Hause. Ein Fremder mit verbundenem Kopf und Arm war da und hat von entsetzlichen Dingen erzählt, die sich in Paris zugetragen haben. Der Vater geht umher mit düstern Augen und festgeschlossenen Lippen, liest noch mehr als sonst in seiner Bibel und bestürmt seinen Gott mit Gebeten, daß er seine Herde schützen und auch mich bekehren möge. Und die Mutter weint und zittert und verfolgt mich mit ihren Bitten, dem Vater nachzugeben. Aber ich kanns nicht und wills nicht, und wenn die Soldaten des Königs kommen und auch hier thun wie in Paris und andern Orten, dann werden sie mich mit erschlagen oder vielleicht foltern und verbrennen, weil ich die Tochter eines Ketzers bin, und davor graut mirs. Mir graut es bis zum Sterben!"

„Armes Kind," sagte der junge Edelmann, „das wird und soll nicht geschehen, aber wie ist es gekommen, daß du der Ansteckung durch die verfluchte Ketzerei entgangen bist?"

„Ich war lange fort von hier," antwortete sie, „mein Vater war noch ein guter Christ, als ich zwölf Jahre alt war, da gaben sie mich zu meiner Großmutter nach

Paris, die kränklich war und nicht allein sein mochte. Da bin ich zu den guten Nonnen zur Schule gegangen und von ihnen in unserem heiligen Glauben und seinen Arbeiten unterrichtet worden. Unterdessen sind meine Eltern abtrünnig geworden und haben mich oft zurückgefordert, aber die Großmutter wollte mich vor der Verführung bewahren und hielt mich fest, und Gewalt durften die Eltern nicht brauchen. Aber die Großmutter starb vor kurzem, und die Eltern holten mich, und nun bin ich hier verlassen und verloren, darf kaum einmal in die Messe und werde mit zu Grunde gehen. O heilige Jungfrau, beschütze mich!"

„Aline," sagte der Edelmann eifrig, „den Beschützer, den du brauchst, hat dir die Mutter Gottes gespendet, es war nicht umsonst, daß ich dich in der Frühmesse sah und dir folgte. Siehst du nicht, daß ich erwählt bin, dich zu retten? Komm nach St. Agape, auf mein schönes Schlößchen, du sollst die Herrin meiner Gedanken und Königin meines Herzens sein und in Glück und Freude deinen jetzigen Kummer vergessen."

Das junge Mädchen that einen tiefen Atemzug. „Ist das Euer Ernst, Herr? Werbt Ihr um mich, die Tochter eines bürgerlichen Mannes?"

Wäre es nicht so dunkel gewesen, so hätte sie das Hohnlächeln sehen müssen, welches nach dieser Frage über das Gesicht des jungen Mannes flog. „Gewiß werbe ich um dich, habe ich es nicht schon seit Wochen gethan?"

„Aber Eure Mutter, die stolze Schloßfrau," forschte Aline zagend, „wird sie mich gütig aufnehmen?"

„Wenn sie dich erst kennt in deiner ganzen Holdseligkeit, wird sie es gern thun," erwiderte der Versucher. „Freilich kann ich dich ihr nicht gleich als Tochter zuführen, aber vertraue dich meiner Liebe und Treue. Noch heute spreche ich mit Honorine, meiner alten Wärterin, die jetzt das Hauswesen führt, sie wird es schon zu machen wissen, dich einstweilen im Schlosse einzuführen, wenn auch zuerst nur als Dienerin. Hat meine Mutter dich dann kennen und lieben gelernt, dann wird es ein Leichtes sein, dich ihr als meine geliebte Braut vorzustellen."

„Und meine Eltern?" fragte das junge Mädchen, bebend zwischen Furcht und Hoffnung.

„Du kannst ihnen nichts nützen, wenn du hier bleibst, kannst nur ihr Unglück teilen; bist du aber in Sicherheit, so werden sie sich dessen freuen lernen. Ja, meine Fürsprache kann selbst ihnen noch Schonung und Sicherheit verschaffen."

Da griff Aline ungestüm nach seiner Hand: „Wollt Ihr mir das versprechen, wollt Ihr geloben, meine Eltern zu schützen?"

„So wahr ich dich zu meiner Gemahlin machen werde," sagte er, und wieder überflog ein Hohnlächeln sein Gesicht.

Sie schwieg einen Augenblick in tiefer Ueberlegung. „Herr Horace," sagte sie dann, „ich will Euren Worten glauben, seid Ihr doch ein gläubiger Katholik und ein Edelmann. Nächsten Sonntag werde ich in die Frühmesse kommen, wenn es irgend möglich ist, wollt Ihr mich dort treffen?"

„Ich werde mit Honorine kommen," erwiderte er, die kleine Hand küssend, die er noch in der seinen hielt, „und somit lebe wohl, meine Rose von Sens, bald wird uns kein Gitter mehr trennen."

Sie schlüpfte leise fort und er wandte sich zum Gehen, ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen. „Das geht leichter als ich dachte, das Vögelchen fliegt mir von selbst ins Garn," murmelte er. „Ich will zu Honorine, sie hat mir mehr als einmal gute Dienste geleistet. Hat man jemals solche Einfalt gesehen? Eines Handschuhmachers Tochter glaubt Herrin von St. Agape werden zu können! Wahrhaftig, solche Anmaßung verdient Züchtigung." —

III. Kapitel.

Eine Woche später war Aline im Schloß St. Agape als Kammermädchen des eben nach vollendeter Erziehung aus dem Kloster zurückgekehrten Schloßfräuleins. Wohl war sie noch unerfahren in allen Pflichten eines solchen Amtes, desto erfahrener aber war die alte Honorine, welche in früheren Jahren oft mit ihrer Herrin in Paris am Hoflager gewesen war und dort alles gelernt hatte, was einer Kammerfrau zukam. Daß zu diesen Obliegenheiten vor allem gehöre, auch die Helferin und Hehlerin bei den Intriguen und Liebeshändeln ihrer Gebieter zu spielen, daran hatte die Alte noch nie gezweifelt. — Waren nicht die Romane und Theaterstücke, die damals im Hofleben eine größere Rolle als heute spielten, angefüllt mit den Thaten kluger Diener und Zofen, die ihren Herrn mit Ränken und Listen dienten, von zornigen Vätern und Ehemännern geprügelt, von ihren dankbaren Herren aber mit Gold belohnt wurden, wenn sie nur ihre Sache gut gemacht hatten.

So hatte auch Honorine sich nicht lange bitten lassen, dem jungen Mädchen durch ihre mächtige Fürsprache die Aufnahme ins Schloß zu verschaffen. Sie hatte zugleich versprochen, dasselbe in allen Fertigkeiten ihres neuen Berufs zu unterweisen. Bei der alten Baronin hob sie hervor, daß es ein hochverdienstliches Werk sei, die der katholischen Kirche treu ergebene Tochter eines Ketzers aufzunehmen und im rechten Glauben zu bewahren, und auch bei den übrigen Bewohnern des Schloßes verschaffte dieser Titel der ihrem Elternhause Entflohenen eine günstige Aufnahme.

Die St. Agapes waren ein altes, mäßig begütertes Geschlecht, welches nicht, wie viele vom französischen Adel, viel am Hofe lebte, sondern die größte Zeit des Jahres auf dem Stammsitz bei Sens zubrachte. Seit der Baron im besten Mannesalter gestorben war, verließ die Witwe das Schlößchen nicht mehr. Sie war eine stolze, schweigsame Natur. Nach der Sitte der Zeit im Kloster erzogen und dann, ohne um ihre Einwilligung gefragt worden zu sein, an einen ihr ganz fremden Mann verheiratet, war sie demselben ein treues und gehorsames Weib gewesen, ohne je eine wirkliche Neigung für ihn zu empfinden. Die Regierung des Hauswesens, die Liebe zu ihren beiden Kindern, sowie die peinliche Erfüllung der Vorschriften der Kirche füllten ihr Leben aus. Daß ihr Gemahl ihr nicht treu war, trug sie ohne verzweifelten Schmerz, hatte doch ihr zeitweiser Aufenthalt in Paris ihr gezeigt, mit welchem Gleichmut selbst Königinnen dieses Schicksal tragen mußten. Daß sein ausschweifendes Leben ihn in Schulden stürzte und den Grund erschütterte, auf welchem ihr Haus stand und auf dem sie ihres Sohnes Glück aufzubauen wünschte, hatte sie mit ungleich größerer Bitterkeit erfüllt. Als deshalb ein Ehrenhandel dem Leben ihres Gatten ein frühes Ziel setzte, war ihr Schmerz kein überwältigender. Mit ihren Kindern zog sie sich in die Stille zurück, vereinfachte den Haushalt und setzte ihre ganze Energie ein, um die zerrütteten Verhältnisse wieder emporzubringen, ehe ihr Sohn volljährig sein würde. Der Schloßkaplan, ein gelehrter und aufrichtig frommer Mann, hatte ihr hierin, sowie bei der Erziehung der Kinder treulich beigestanden, bis Horace nach Paris geschickt wurde, dort seine Erziehung zu vollenden, während seine Schwester zu gleichem Zwecke in ein Kloster eintrat. Jetzt waren sie beide nach Hause zurückgekehrt, Madeleine unverdorben, unbekannt mit der Welt und ihrer Freiheit froh; Horace ein in allen äußeren Dingen vollendeter Kavalier und glühender Anhänger der Partei der Guisen. Daß sein eifriger Katholizismus ihn nicht davor bewahrt hatte, in alle Abgründe der Frivolität zu versinken, das ahnte seine Mutter nicht. Sie war stolz auf den schönen Sohn, und ihr ganzes Dichten und Trachten ging nur dahin, durch seine Vermählung mit einer reichen und vornehmen Braut ihrem Hause neuen Glanz zu geben.

In diesen Haushalt, so verschieden von dem was sie bisher gewöhnt war, wurde Aline nun versetzt. Zu den alten, aus den Leibeigenen der Herrschaft genommenen Dienern, waren einige neue Lakaien gekommen, die der junge Herr aus Paris mitgebracht hatte, durchtriebene, gewürfelte Gesellen, welche die große Halle, in der das Schloßgesinde

seine gemeinsamen Mahlzeiten einnahm, mit ihrem Bramarbasieren, ihren Flüchen und leichtfertigen Liedern erfüllten. Zwar hatte ein verständlicher Wink ihres Gebieters und ihr eigener Instinkt sie dazu gebracht, dem jungen Mädchen nicht geradezu lästig zu fallen, aber ihr ganzer Ton ließ Aline oft erschaudern. Ihre Erzählungen drehten sich um Liebesabenteuer, welche Aline oft vom Tische wegtrieben, oft auch um das Thema, welches die Franzosen in jener Zeit in einer Weise erregte, wie die Spanier das Stiergefecht, — um die Hinrichtungen der Ketzer. Wohl hatte Aline davon schon früher viel gehört, und das Grausen, welches sie empfand, wenn die Glaubensgenossen ihres Vaters sich flüsternd von den Qualen und der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Opfer erzählten, hatte sie immer mehr von der Teilnahme an solch gefährlichem Glauben zurückgeschreckt. Aber jetzt, wo sie aus dem Munde nicht der Bedrohten, sondern der triumphierenden Dränger die Berichte hörte, wie sie die unbewaffneten Ketzer überfallen, ihr Gotteshaus geschleift, sie selbst mit Weib und Kindern erschlagen und die Leichname in die Seine geworfen hätten, jetzt hörte sie mit starrem Entsetzen zu, und ihrem Geiste drängten sich die Bilder dessen auf, was sie in den letzten Monaten bei ihren Eltern gesehen und gehört hatte. Hatten es die Ketzer, wie sie dieselben bisher in ihrem Herzen auch genannt hatte, verdient, daß man so gegen sie verfuhr? Wohl erzählten die Pariser von den heimlichen Greueln, die bei den nächtlichen Versammlungen der Hugenotten getrieben würden, ganz dasselbe was die Heiden von den Versammlungen der ersten Christen in den Katakomben behauptet hatten, aber das wußte Aline besser. Mit früher nie empfundener Klarheit trat die Erinnerung an ihren ernsten, schweigsamen, unermüdlich fleißigen Vater vor ihre Seele. Sie sah seine harten Züge während seiner stürmischen Gebete um Erleuchtung und um Stärke bis zum Tode oft wie verklärt. Und daneben das Bild der Mutter, welche in unerschütterlicher Liebe und Treue an ihrem Manne hing und entschlossen war, ihm in Not und Tod zu folgen. Wie war es gekommen, daß sie sich dieser Erkenntnis bisher so eigensinnig verschlossen hatte? Es war nicht nur die Furcht vor dem Kreuze, welches ihre Eltern so willig auf sich nahmen, sondern noch mehr die Stimme der Leidenschaft gewesen.

Schon in den ersten Wochen, die sie zu Hause zubrachte, hatte der scharfe Blick Horaces beim Ausgang aus der Kirche die blühend schöne Gestalt Alinens entdeckt. Bald hatte er die Wohnung ihrer Eltern gefunden und Abend für Abend, wenn sie im Garten war, ging er vorbei. In allen Künsten der Liebeshändel erfahren, war es ihm bald gelungen, sie an seine aufrichtige Liebe glauben zu machen. Selbst offenen, edeln aber leidenschaftlichen Charakters, hatte sie keine Ahnung von solcher Falschheit gehabt, die herzliche Liebe der Großmutter, welche sie erzogen, hatte sie sorgfältig vor allen ähnlichen Versuchungen behütet. Horace empfand diese Reinheit und Einfalt sehr wohl, er wußte, daß Aline kein leicht zu erringender Preis sein würde. Aber er war kein ungeduldig stürmischer Jäger; Schwierigkeiten reizten ihn nur. Nachdem er Aline in sein Haus gelockt, war er seiner Sache sicher, aber zweierlei hatte er nicht berechnen können. Das erste war Alinens Unschuld und Reinheit, die sie ahnungslos an mancher Versuchung vorübergehen ließen. Das zweite waren die Gebete ihrer Eltern, die das verschwundene Kind lange mit Schmerzen suchten und es, als sie seinen Aufenthaltsort entdeckten, nicht zurückfordern konnten. Nahm doch die Kirche so vielen protestantischen Eltern die Kinder in zartem Alter weg, um sie im „allein seligmachenden Glauben“ erziehen zu lassen. Wo hätten sie Hülfe finden können, um die erwachsene katholische Tochter, welche ihr Haus freiwillig verlassen hatte, zur Rückkehr zu zwingen? Sie konnten nichts anderes thun, als das verlorene Kind in heißem Gebet in Gottes Vaterhände legen, und selbst mit desto unerschrockenerem Mute den Drangsalen entgegengehen, die sich immer drohender zusammenzogen. „Gott wird sie behüten und sie uns seiner Zeit wieder geben, hier oder dort oben“, sagte der Vater in fester Zuversicht, und die Mutter haderte mit ihrem eigenen Herzen, das freudiger an das Martyrium dachte, weil ihr einziges Kind demselben für jetzt entrückt war.

Im Schlosse hatte Aline mittlerweile eine Beschützerin, fast eine Freundin gefunden. Die junge Madeleine, aus dem Kloster und dem Verkehr mit vielen Spielgefährtinnen herausgerissen und in das einsame Herrenhaus zu der schweigsamen, stolzen Mutter und dem freundlichen, aber teilnahmlosen Bruder versetzt, schloß sich mit warmer Zuneigung dem einzigen Wesen an, welches ihr an Alter und Interessen nahe stand. War Aline doch kein gewöhnliches Bauernmädchen, wie die übrigen weiblichen Dienstboten, sie war in Paris erzogen, hatte eine Klosterschule besucht, ihr Bildungsgrad war von dem ihrer Gebieterin nicht sehr verschieden. So hatte Madeleine sie gern so viel als möglich um sich, streifte mit ihr im Park umher und erbat sich von ihrer Mutter, daß Aline im Vorzimmer ihres großen Gemachs schlafen dürfe. Damit wurde Madeleine Alines Schutzgeist und bester Trost, und das arme Kind hatte beides so nötig. Die Bethörung, welche sie dazu gebracht hatte, dem jungen Edelmanne zu glauben und sich von ihm zum Verlassen ihres Vaterhauses bewegen zu lassen, war stark im Schwinden begriffen. Wohl hing sie noch mit leidenschaftlicher Neigung an dem Bilde von Schönheit und Kraft, an dem Ideal, als welches er ihr zuerst erschienen war, und wenn er ihr in den weitläufigen Gängen und Treppen begegnete, sie an sein Herz zog und ihr tausend zärtliche Worte und Beteuerungen zuflüsterte, dann glaubte sie wieder an ihn und an die Stunde, wo er sie als seine Braut seiner Mutter zuführen würde. Hörte sie aber wieder die Erzählungen der Diener von dem lustigen Leben in Paris, obgleich dieselben sich hüteten, ihren eigenen Herrn zu kompromittieren, — wenn Madeleine ihr erzählte, wie die Mutter sich bemühe, unter den reichsten und vornehmsten Mädchen eine Braut für den Sohn zu finden, — dann verschwanden die hochfliegenden Hoffnungen, und die Ahnung stieg in ihr auf, daß sie, ein verlocktes, umgarntes Wild, fast wehrlos in den Schlingen eines mächtigen, gefährlichen Feindes sei, und die Sehnsucht wurde groß nach den schützenden Armen der von ihr so leichtsinnig verlassenen Eltern. Aber noch glaubte sie daran, daß Horace Macht und Willen habe, ihr väterliches Haus zu schützen.

IV. Kapitel.

Mehrere Wochen waren so vergangen unter Furcht und Hoffnung, und die Wetterwolken, welche über Frankreich hingen, hatten sich immer finsterer zusammengezogen. Die Königin-Mutter und Regentin in der Furcht, daß die übermächtigen Guisen sie ganz von der Regierung und der Person des Königs verdrängen möchten, war mit ihrem unmündigen Sohne Karl IX. nach Blois geflohen und korrespondierte fleißig mit Condé und Coligny, den Häuptern der Protestanten. Sie scheint selbst den Plan gehabt zu haben, sich mit ihrem Sohne in Orleans unter den Schutz der Hugenotten zu stellen, aber die Partei der Guisen kam ihr zuvor und zwang sie zur Rückkehr nach Paris. Nun sammelten die Hugenotten alle ihre Streitkräfte um Orleans, schickten Gesandte an die protestantischen Fürsten Deutschlands und baten um Hülfe. Lange hatte der edle Admiral Coligny den Gedanken von sich gewiesen, zum Schwerte zu greifen und den Bürgerkrieg zu entzünden. Er lebte ruhig auf seinem Gute Chatillon bei Loing, als die Kunde von erneuten Bluthaten zu ihm drang. In Vassy hatten die Guisen die Protestanten während ihres Gottesdienstes überfallen, über hundert Personen waren verwundet, verstümmelt oder getötet worden, das Gleiche war in anderen Städten zu erwarten. Prinz Condé begehrte deshalb die Anwesenheit des Admirals. Als dieser zögerte, machte seine edle Gemahlin, Charlotte von Laval, seinem Zaudern ein Ende, indem sie ihn hochherzig beschwor, nicht an sich selbst, nicht an Weib und Kind zu denken, sondern seine ihm von Gott verliehene Tapferkeit und Klugheit zum Wohle seiner bedrängten Brüder zu gebrauchen. Bald vereinigte sich der Admiral in Meaux mit seinen Freunden. Dort zog das ganze protestantische Heer samt den hugenottischen Einwohnern am Ostermorgen aus den Thoren der Stadt,

gehorsam einem Edikte, welches den Gottesdienst innerhalb der Mauern verbot, und hielt seine Osterfeier im Freien. Unter freiem Himmel feierten sie das Abendmahl und stärkten ihren Glauben, für welchen Gut und Blut zu lassen sie im Begriffe waren. Im Heere herrschte zu dieser Zeit die schärfste Manneszucht, die ihresgleichen nur im schwedischen Heere Gustav Adolfs hatte. Morgens und abends versammelten die Prediger die Soldaten zum Gebet, jede Ausschreitung gegen die göttlichen Gebote wurde scharf bestraft. Nur ließ sich der religiöse Eifer der Soldaten nicht immer zügeln, im Haß gegen einzelne Stücke des katholischen Gottesdienstes, die ihnen als Götzendienst erschienen. Das gab oft Anlaß zu bilderstürmischen Auftritten.

Die Rüstungen der Hugenotten entfachten den Haß ihrer Gegner immer mehr. Auch Lieutenant-criminel Hemard von Sens hielt jetzt die Stunde für gekommen. Er versammelte seine Anhänger, beriet sich mit ihnen und bestimmte den nächsten Sonntag, den zwölften April, zur Ausführung des seiner Meinung nach Gott wohlgefälligen Vorhabens. Gerüchte, daß die Reformierten einen Aufstand beabsichtigten und neue Hülfe von außen dazu erwarteten, wurden überall ausgesprengt, und Furcht und Haß stachelten gleicherweise die katholische Bevölkerung zum äußersten an. Die Edelleute der Umgegend, unter ihnen auch Horace de St. Agape, wurden zu Hauptleuten ernannt, deren jeder eine Kolonne der „Rächer" zu führen hatte. Eine förmliche Proskription erging gegen die als Ketzer bekannten Familien. Auch der Name von Alinens Vater stand auf der Liste, Horace that nichts, ihn zu retten. Er hielt sein Versprechen, die Eltern zu schützen, so wahr er die Tochter zu seiner Gemahlin zu erheben gedenke. Doch bat er Hemard, ihn auf der entgegengesetzten Seite der Stadt zu verwenden, er wollte nicht sehen, was dem Häuschen geschah, an dessen Gartengitter er so oft abends gestanden hatte. Dann konnte er Aline seine Unschuld beteuern, und ihre völlige Verlassenheit mußte sie gänzlich in seine Hände geben.

Auch in der Halle des Schlosses war es in der letzten Woche aufgeregt zugegangen. Diener brachten aus der Stadt die umgehenden Gerüchte vom Aufstand der Hugenotten mit heim, und heftig wurde beratschlagt und gestritten, was dagegen zu thun sei. Je näher der Sonntag kam, desto wilder wurden die Reden. Alte Waffen wurden hervorgesucht und verteilt. Mit Entsetzen dachte Aline an das, was ihren Eltern bevorstehen könne. Gern hätte sie Horace an sein Versprechen gemahnt, aber er war jetzt gerade nach Paris gereist. Die Schloßfrau, erschreckt durch die beunruhigenden Nachrichten, ließ das Thor schließen, niemand durfte das Schloß ohne ihre besondere Erlaubnis verlassen. Der Sonnabend kam und brachte Botschaft von Paris, beim Mittagsmahl in der Halle vernahm Aline, der junge Herr komme mit Verstärkung zurück, um in Gemeinschaft mit allen treuen Herzen den Aufstand niederzuschlagen. Wildes Frohlocken füllte die Halle. Die beiden Pariser wiederholten ihre Erzählungen von den Heldenthaten, die sie in der Residenz gethan hatten, sie versprachen den Ihrigen Ehre und reiche Beute, denn das Gut der Gefallenen und Vertriebenen fiel überall den Siegern zu, und die Gier nach solchem Gewinn war oft noch weit mächtiger, als der Glaubenshaß. Alines Herz zog sich zusammen in unaussprechlicher Furcht, ihre Blicke flogen von einem Gesicht zum andern, aber nirgends fand sie, was sie suchte, ein Zeichen von Mitleid, von Teilnahme für die Bedrohten. Die Knechte hingen an den Lippen der prahlenden Großsprecher und wünschten gleiche Thaten thun zu können, die Mägde, erlöst von der Angst vor den entsetzlichen Hugenotten, hatten nur Beifall und Bewunderung für ihre heldenhaften Verteidiger. Ein halbwüchsiger Knabe, der Diener des Schloßfräuleins, war der einzige, dessen Gesicht mehr Angst und Schrecken als freudige Erregung aussprach. Aline fühlte sich unwillkürlich zu ihm hingezogen. Als die Dienerschaft sich zerstreut hatte, sah sie ihn in den Park eilen und folgte ihm. Ihre Angst war so groß, daß sie wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, nach dem leisesten Zeichen von Sympathie griff.

Der Park des Schlosses war nicht groß, wie es den bescheidenen Verhältnissen

der Besitzer angemessen war. Der den Gebäuden zunächst liegende Teil wurde zwar mit nicht geringem Aufwand von Mühe in dem üblichen steifen französischen Stil erhalten, im übrigen Teil wucherten desto wilder Tannen, Buchen und Linden. Umsonst suchte Aline in den offenen Alleen nach dem Knaben, er war wie verschwunden. Erst als sie sich in das Dickicht vertieft, welches sich an der hinteren Parkmauer hinzog, hörte sie ein Geräusch. Mit leisen Schritten nahte sie sich und fand den Knaben auf dem Rasen liegend, das Gesicht auf den Boden gedrückt und bitterlich schluchzend. Einen Augenblick stand sie vor ihm, ohne daß er sie bemerkte, dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter: „Was hast du, Renée, warum weinst du so?

Entsetzt fuhr der Knabe in die Höhe. „Ihr seid es, Aline," sagte er und sah sie mit thränenüberströmtem Gesicht an. Im nächsten Augenblick warf er sich ihr leidenschaftlich zu Füßen. „O verratet mich nicht, sagt niemand wie Ihr mich gefunden habt. Die Andern haben mir schon gedroht, sie sagen, ich sei ein Ketzer, aber es ist nicht wahr, ich bin ein ebenso guter Katholik wie sie. Aber meine Pflegemutter, die mich erzog, als ich ein kleines Kind war, die einzige, die mich lieb hat, geht jetzt zu den Hugenotten in die Versammlungen, ich weiß es, und ich möchte sie warnen und kann nicht. Das Thor ist geschlossen, und der Pförtner will mich nicht hinaus lassen."

Ein Blitz von Hoffnung zuckte in Alinens Herz auf. Sollte es nicht möglich sein, eine Warnung zu senden, da sie nun einen Boten gefunden hatte? Sie setzte sich zu dem Knaben auf den Rasen. „Sei ruhig Renée, um Gottes willen sei ruhig und laß uns überlegen," sagte sie, „ich will dir helfen, wenn du auch mir einen Dienst thun willst. Das Thor ist dir verschlossen, aber giebt es keine andere Möglichkeit, aus dem Schlosse zu kommen? Du bist flink und gewandt, und die Parkmauer ist nicht hoch."

„Hinaus könnte ich leicht kommen," antwortete der Knabe eifrig, aber ich kann nicht wieder herein, wenn mir nicht jemand hilft, und Fräulein Madeleine wird mich vermissen."

„Bei dem Fräulein will ich deine Stelle vertreten, und nun laß uns sehen, ob ich dir beistehen kann."

Sie fanden leicht eine Stelle, wo dichter Epheu es beiden möglich machte, die Mauer zu erklimmen. Wenn Aline am Abend einen Strick nach außen hinabließe, so würde es einem gewandten Kletterer leicht sein, wieder in die Höhe zu klimmen. „Komm wieder hierher, sobald die Abendglocke läutet, Renée," sagte Aline, „und mache dich bereit zu fliegen, wie der Wind. Verhülle dich, so gut du kannst, damit dich niemand erkennt. Ich werde dir einige Worte aufschreiben. Du kennst das Haus meines Vaters, poche leise an die Thür. Dem, der sie öffnet, gieb den Zettel, warne deine Pflegemutter und eile zurück so lieb dir dein Leben ist".

Beide gingen ins Schloß zurück. Mit zitternden Händen warf Aline die Worte aufs Papier: „Eilet, rettet Euch noch diese Nacht, morgen ist es zu spät."

Als die Abendglocke läutete und die Hausgenossenschaft sich zur Vesper in die Kapelle begab, schlüpften die beiden Verschworenen hinaus. Lautlos glitt die schlanke Gestalt des Knaben über die Mauer und verschwand, lautlos kletterte er nach einer Stunde wieder herauf. In kurzen Worten berichtete er, daß alles gut gegangen sei. Aline hatte ihre Maßregeln so gut genommen, daß in dem aufgeregten Treiben, welches das Schloß erfüllte, niemand ihre Abwesenheit bemerkt hatte, und in der langen langen Nacht, welche sie durchwachte, war der Gedanke, daß es ihr möglich gewesen sei, ihre Eltern zu warnen, ihr einziger schwacher Trost.

Der zwölfte April war ein klarer herrlicher Frühlingstag. Die Sonne ging hell am blauen Himmel auf, aber niemand freute sich an ihrem Strahle. In dichten Scharen drängten sich bewaffnete Männer zur Kirche, wo nach der Messe ein Jakobinermönch den Kreuzzug gegen die Ketzer predigte. Mit allen Mitteln der Rhetorik entflammte er die schon vorher fanatisierte Menge, die aus der Kirche stürmte, wie ein Strom, der die Fesseln des Eises sprengt. Stürmisch ergossen sich die wütenden

Scharen über die Stadt hin. Das Versammlungshaus der Protestanten war das erste Ziel, das leichte Gebäude bot keinen starken Widerstand, in kurzem war es dem Boden gleich gemacht. Dann ging es an die Häuser der Protestanten, die sich nirgends wehrten, sondern sich schlachten ließen, wie die Schafe. Bald erfüllte das Aechzen der Sterbenden, das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, das Knattern der Schüsse, der Qualm der brennenden Häuser die Luft. So feierten die Anhänger der wahren Kirche, die Katholiken von Sens, ihren Sontag, alles zur größeren Ehre Gottes!

Im Schlosse St. Agape waren nach dem Abzug der kampfluftigen Schar die Thore geschlossen und verrammelt worden, nur wenig alte Diener waren zurückgeblieben, niemand von den Frauen und Mädchen durfte das Haus verlassen. Der alte gütige und milde Kaplan las die Messe in der kleinen Kapelle, aber auch seine Stimme zitterte, er gehörte zu der gemäßigten Partei, die kein Heil für ihre Kirche sah in diesem Toben und Wüten, aber machtlos war in diesem Sturmestosen. Noch war der Gottesdienst nicht beendet, da ertönte von der nahen Stadt her das Läuten der Sturmglocken, das Knattern der Schüsse, das Geschrei der aufgeregten Menschenmasse und drängte die angstvollen Frauen in einen klagenden, jammernden Haufen zusammen. Von der Schloßfrau, die den einzigen Sohn, den Stolz ihres Hauses, in Lebensgefahr glaubte, bis zu der Küchenmagd herab, hatte jede für ein ihr teures Leben zu fürchten, aber keine war so rat- und trostlos wie Aline, und keine so still wie sie. Mit todblassem Antlitz und starren Augen saß sie bei den Andern den ganzen endlos langen Tag hindurch, bis gegen Abend der Lärm sich legte, die Thore geöffnet wurden und die triumphierende, rauchgeschwärzte, blutbefleckte Schloßmannschaft einzog. Der Frauen ängstliche Blicke zählten die Häupter der Lieben, aber keiner fehlte, keiner konnte auch nur eine ehrenvolle Wunde zeigen. Es war ein leichter Sieg über einen wehrlosen Feind gewesen. Obgleich nicht teuer erkauft, machte er sich doch gut bezahlt, das bewiesen die wertvollen Beutestücke, welche die Kämpfer mitbrachten, und das Beste war noch zurück, die Güter der Erschlagenen und Entflohenen, welche die Gnade des Königs an seine Lieben und Getreuen austeilen würde.

Während die Herrschaft sich im Speisesaale des errungenen Sieges freute und die Dienerschaft in der Halle jubelte, kauerte in dem engen Gange, der zu den Gemächern des jungen Herrn führte, eine dunkle regungslose Gestalt. Endlich ging die Thüre des Speisesaales auf, Schritte entfernten sich nach verschiedenen Richtungen. Ein Licht flammte durch den dunkeln Gang, Renée erschien mit einer Kerze, dem jungen Herrn zu Bett zu leuchten. Hinter ihm her kam Horace, ein Liedchen pfeifend, glühend von reichlich genossenem Wein. Er fuhr zurück, als er plötzlich ein todblasses Gesicht neben sich sah, und Alinens kalte Hand ihn mit den Worten anfaßte: „Horace, meine Eltern!"

Der junge Mann machte sich zornig los. „Stelle das Licht hin und geh hinunter", befahl er dem Pagen, der sich eilends zurückzog. „Was fällt Dir ein, Mädchen, mich so anzureden in Gegenwart meines Dieners?" herrschte er Aline an.

Sie hörte den Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, nicht. „Meine Eltern!" wiederholte sie, „o sage mir um Gottes willen, hast Du Dein Versprechen gehalten, sind sie in Sicherheit?"

Die Todesangst in dem schönen blassen Gesicht blieb nicht ohne Wirkung.

„Ich weiß nichts von ihnen," sagte er in verändertem Tone, „die Befehle meiner Obern führten mich ans entgegengesetzte Ende der Stadt."

Alinens Hände, die sie beschwörend aufgehoben hatte, sanken schlaff herab. „Und Du thatest nichts für sie, machtest keinen Versuch sie zu retten? Weißt Du nicht mehr, daß Du mir versprachst sie zu schützen, so wahr Du mich zu Deiner Frau machen würdest?"

Kein schützendes Dunkel verdeckte diesmal das Hohnlächeln, welches des jungen Mannes vom Kerzenschein hell beleuchtete Züge überflog. „Kleine Närrin,„ sagte er, die schlanke Gestalt umfassend und an sich ziehend, „weißt Du nicht, daß in der Liebe

jeder Weg erlaubt ist, der zum Ziele führt? Vernarrt in Dein hübsches Gesicht, wie ich es noch bin, hätte ich Dir noch ganz andere Dinge versprochen. Und nun sei vernünftig und klug, denn Du hast keinen anderen Schützer mehr auf der weiten Welt, als mich."

Ein Stoß gegen die Brust, wie er ihn dem schlanken Mädchenarm nicht zugetraut hätte, machte den halb Berauschten zurücktaumeln; im nächsten Augenblick war Aline verschwunden. Mit einem wütenden Fluche raffte Horace sich auf, ergriff das Licht und war im Begriff sie zu verfolgen, aber eine kurze Ueberlegung und das Gefühl bleierner Müdigkeit änderten rasch seinen Vorsatz. „Sie entgeht mir nicht!" murmelte er und ging in sein Schlafgemach.

Unterdessen stand Aline wie betäubt in ihrer kleinen Kammer. Sie war ohne Licht, doch der Mond schien hell herein. Klarer aber als dessen Schein waren die Bilder, die vor dem starren Auge des armen Kindes vorbeizogen: Die traute Stube der geliebten Großmutter, wo sie in glücklicher Sorglosigkeit ihre Kindheit verträumt hatte, dann das Elternhaus mit seiner strengen Ordnung, in der sie sich so unglücklich gefühlt hatte, daß sie der dringenden Ueberredung des Vaters, den sanften Bitten der Mutter nur den ganzen Trotz und Eigensinn ihrer leidenschaftlichen Natur entgegengesetzt hatte. Dann kam der Versucher, der schöne junge Edelmann, der so süß zu schmeicheln und zu locken verstand, bis er sie im Netz zu haben glaubte. Jetzt schauderte ihre ganze Natur vor ihm zurück. Nun hatte sie aber allein an ihre Eltern zu denken.

Mit zitternden Händen raffte sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen in ein Bündel, hüllte sich in einen dunkeln Mantel und schlich die Treppe hinab. Es war nicht schwer zu entkommen, noch drangen aus der Halle lärmende trunkene Stimmen, alles Gesinde war dort versammelt. Das Thor stand unbewacht, weit offen, es gab ja keine wirklichen oder eingebildeten Feinde mehr. Niemand bemerkte die stille Gestalt, die hinaus huschte und den Weg zur Stadt einschlug. Der Mond leuchtete dem einsamen Wanderer, vor welchem die Türme der Stadt sich am Himmel abzeichneten, bisweilen verhüllt von Rauchwolken, die der Wind hin und her wehte. Die Straßen waren verödet, in den Häusern brannte nur hie und da noch ein Licht, hallende Fußtritte und klirrende Waffen in der Ferne bewiesen, daß die Verfolgung auch jetzt noch rege sei und Patrouillen die Stadt durchstreiften. An vielen Orten sperrten Trümmerhaufen den Weg. Wo die Stürmenden die Häuser der Ketzer wegen der Nachbarschaft ihrer eignen nicht angezündet hatten, hatten sie dieselben wenigstens verwüstet. Leere Fensterhöhlen, zerschlagene Thüren, Haufen von Hausrat jeder Art lagen überall, und noch schrecklicher war der Anblick der Leichen, deren starre bleiche Züge das Mondlicht noch zu hell beleuchtete. Das Entsetzen beschleunigte die Schritte der armen Flüchtigen, bald war sie in der Vorstadt, wo die Häuser, in Gärten zerstreut, weit auseinander lagen. Hier hatte keine Furcht vor eignem Schaden die Mordbrenner zurückgehalten. Schwarz und verkohlt ragten hier und da Ruinen in die Nacht hinein, an vielen Stellen züngelten die Flammen noch aus zusammengesunkenen Trümmern. Wo war das elterliche Haus? Das Gitter zerrissen, die Blumen zertreten, geschwärzt und versengt neigten sich die Bäume des Gartens über eine qualmende Masse. Noch stand aber das Bänkchen, auf welchem Aline so oft gesessen und Horace erwartet hatte. Sie sank darauf nieder und saß lange bange Stunden der lauen Frühlingsnacht hindurch, dunkel der Himmel, dunkel die Erde, am allerdunkelsten das eigne Herz.

V. Kapitel.

Als der Morgen graute, schreckte ein Geräusch Aline auf. Ein hagerer alter Mann ging durch die Verwüstung und blieb vor ihr stehen. Es war kein Feind, das sah sie auf den ersten Blick, leise vor sich hinmurmelnd blieb er stehen und schaute die Zerstörung an. Vielleicht konnte er ihr eine Kunde geben.

„Sagt mir um Gottes willen, wenn Ihr es wißt, wo sind die Leute, die hier wohnten?“ sagte sie in flehendem Tone.

„Alles tot und hin, tot und hin,“ antwortete der Alte mit gebrochener Stimme, an dessen wirrem grauen Haar und glanzlosen Augen Aline ihn jetzt erkannte. Es war ein früherer Nachbar ihres Vaters, einer der ersten die für die neue Lehre gelitten und gestritten hatten. Man hatte ihm Frau und Kinder genommen und ins Kloster gesperrt. Ihm selbst hatte lange Kerkerhaft und Folterqual Körper und Geist gebrochen, bis er sich nicht mehr wehrte, als man ihn in die Messe führte, ihm mit Gewalt die geweihte Hostie in den Mund schob. Als Bekehrten hatte man ihn freigegeben, unbelästigt wohnte er in seinem halbzerfallenen Häuschen und nährte sich von den Almosen, die Katholiken und Protestanten ihm spendeten. Die ganze Stadt nannte ihn den blödsinnigen Jacques. Er war nicht die einzige solche Gestalt, die in jenen Tagen umherwankte, gar manchen kräftigen Mann und mutigen Bekenner hat die Hand der Mutter Kirche, welche die züchtigte die sie liebte, so weit gebracht.

Jetzt hörte man das Herannahen einer Streifwache. Jacques entfloh, aber Aline blieb ruhig sitzen. Wohin sollte die Betäubte entfliehen? Bald standen die Soldaten vor dem regungslosen Mädchen. „Was thust Du hier?“ herrschte der Anführer sie an, „bist Du auch eine von den verfluchten Ketzern?“ „Nein,“ sagte Aline leise, „ich wollte, ich wäre es.“

Verblüfft sahen die Soldaten einander an. „Nun, das ist doch die tollste Antwort, die ich noch gehört habe,“ sagte einer von ihnen. „Schade für das hübsche Gesicht,“ fügte ein anderer hinzu.

„Nehmt sie mit ins Gefängnis,“ befahl der Anführer, „die Richter werden schon herausbekommen, was dahinter steckt.“

Aline widersetzte sich nicht, geduldig folgte sie den Soldaten zu dem mächtigen steinernen Gebäude, dessen finsteres Aussehen ihr als Kind schon Schrecken eingeflößt hatte. Ein Schließer führte sie in einen großen halbdunkeln Raum, wies ihr eine Ecke an, in welcher einige Bündel Stroh lagen, und die schweren Riegel der eisenbeschlagenen Thüre wurden vorgestoßen. Fast besinnungslos sank sie auf das Stohlager, und bald befreite sie ein mitleidiger Schlaf für einige Stunden von ihren Qualen.

Auch an diesem Tage dauerte das Morden und Zerstören in Sens noch fort, obgleich gegen zehn Uhr ein Befehl des Königs ausgerufen wurde, daß man die Protestanten nur verhaften, nicht töten solle. Aber der aufgestachelte Blutdurst war noch nicht gestillt. Als die Priester gar an diesem Tage von einem Wunder berichteten, welches sich in der Kirche des heiligen Hilarius zugetragen habe, da loderte der Fanatismus neu empor. Das Christusbild in der genannten Kirche sollte sich gewendet und der Stelle, wo der reformierte Tempel gestanden hatte, weinend den Rücken zugekehrt haben. Das war das Siegel des göttlichen Wohlgefallens auf das Werk des Tages. Die Glocken läuteten aufs neue, die Weiber eilten mit geweihten Kerzen in die Kirche, und die Männer mordeten fort bis an den dritten Tag. Die Leichen wurden in die Yonne geworfen, die sie zur Seine hinabflößte.

Nach etlichen Tagen, so erzählt eine Chronik aus jener Zeit, ging der junge König Karl IX. vom Louvre nach den Tuilerien am Uferdamme hin, begleitet vom Kardinal v. Guise und zahlreichen Kavalieren. Da trieb ein Leichnam, das Angesicht nach dem Himmel gewendet, auf der Oberfläche des Wassers daher und hielt gerade, als er dem König gegenüber war, eine Weile in seiner Bewegung an.

„Was ist das?“ fragte Karl.

„Das ist,“ antwortete ein Edelmann aus dem Gefolge, „einer von denen, die man zu Sens ermordet hat, er kommt, um bei Ew. Majestät Gerechtigkeit zu suchen.“

„Es ist nur ein stinkendes Aas,“ sagte der Kardinal v. Guise, hielt sich die Nase zu und führte den König einen andern Weg.

VI. Kapitel.

Das Gefängnis von Sens war ein schwerer massiver Steinbau, von zwei Türmen flankiert. Ungewöhnlich dicke Mauern waren nur von kleinen Fensterscharten durchbrochen. Düster und drohend schaute das Gebäude in eine der Hauptstraßen, zwei Seitenflügel und der Hinterbau umschlossen den Hof. Die vielen Zellen dieses Vierecks hatten in ruhigen Zeiten meistens leer gestanden, seit dem Ausbruch der Verfolgungen genügten sie nicht mehr für die Gefangenen, und große Hallen, in denen man eine Menge derselben zusammendrängen konnte, mußten noch zu Hülfe genommen werden. In einem solchen Raume fand sich Aline, als sie nach einigen Stunden fieberischen Schlafes wieder zu sich kam. Sie lag allein in dem Winkel, welchen der Gefangenwärter ihr angewiesen hatte. Eine Gruppe von Frauen und Kindern füllten den übrigen Raum. Aline kannte einige unter ihnen, es waren die Glaubensgenossen ihres Vaters, Reste der armen Gemeinde, die ein so jähes Ende genommen hatte. Da die meisten seit gestern hier eingeschlossen waren, hatten sie schon Zeit gehabt, sich in das Unabänderliche, aber nicht Unerwartete zu finden und Trost zu suchen. Auf ihren Strohbündeln sitzend hörten sie zu, wie eine ältere Frau aus einer kleinen Bibel vorlas. Dann sangen sie mit gedämpften Stimmen einen von Marots Psalmen. Darauf folgte ein inbrünstiges Gebet um Hülfe in der Not, um Stärke im Glauben, um getreues Ausharren bis ans Ende. Häufiges, aber unterdrücktes Schluchzen unterbrach die Stimme der Betenden. Sie alle hatten zu klagen um Väter, Männer und Brüder, sie alle wußten, daß ihnen das Schwerste, das Ausharren in Geduld gegen leibliche und geistige Qualen, noch bevorstand.

Aline hatte regungslos zugehört, sie hatte keinen Anteil an dieser Morgenandacht ihrer Unglücksgefährten. Erst nach dem Amen, als Bewegung in die geschlossene Gruppe kam, wagte sie sich aufzurichten. Sie begegnete ernsten, fast vorwurfsvollen Blicken, gleichwohl faßte sie sich ein Herz und fragte nach ihren Eltern. Nicht unfreundlich, aber mit strengem Ernst antwortete man ihr, daß niemand etwas über ihr Schicksal wisse. Hätten die armen Frauen auch wirklich etwas gewußt, sie hätten es schwerlich dem Mädchen mitgeteilt, die in ihren Augen nicht bloß eine Abtrünnige, sondern wahrscheinlich auch eine Spionin war, denn warum hätte man sonst sie, die Katholikin, hier eingeschlossen? So von aller Teilnahme ausgeschlossen, kehrte Aline in ihren Winkel zurück, um aufs neue allein zu sein mit der Finsternis und Verzweiflung in ihrem Herzen.

Nach einiger Zeit rasselten die Riegel der Thüre und ein Schließer trat ein, den Gefangenen ihre kärgliche Kost zu bringen. Es war ein junger Mann, dessen Gesicht Aline wohl bekannt war. Auch er mußte sie kennen und von ihr wissen, denn er warf ihr einen erstaunten Blick zu, als er ihr Brot und Wasser reichte. Er mußte dann seinen Vorgesetzten von der Anwesenheit Alinens Bericht abgestattet haben, denn nach kurzer Zeit kam er wieder und hieß sie ihm folgen.

In einer Halle des Gefängnisses saß ein Gerichtshof aus weltlichen und geistlichen Richtern gemischt, der, eilig versammelt, alle Hände voll zu thun hatte, um die dringendsten Fälle in der allgemeinen Verwirrung abzuurteilen. Vor ihnen hatte Aline ein kurzes, aber scharfes Verhör zu bestehen. Willig gab sie alle Antworten, die sich auf ihr bisheriges Glaubensbekenntnis bezogen, und was man ihr vielleicht nicht so schnell geglaubt hätte, das bestätigte die Aussage des Priesters, bei welchem sie zur Messe und Beichte gegangen war. Gleichgültig hörte sie den Spruch an, der ihr die Freiheit zurückgab, und folgte dem Schließer, der sie auf dem Hofe warten hieß, bis er ihr Bündel Kleidungsstücke geholt haben würde. Als sie auf eine steinerne Bank niedersank, überkam sie erst das Gefühl ihrer gänzlichen Verlassenheit. Sie wußte keinen Menschen, zu dem sie gehen konnte, um ein Obdach zu finden; die Freunde ihres Vaters waren zerstreut und flüchtig oder tot, unter ihren Glaubensgenossen kannte sie kaum jemand,

dem sie Vertrauen schenken konnte, und wo war sie sicher vor Horace St. Agape? Selbst das Gefängnis erschien ihr jetzt als eine Art Zufluchtsort, und als der Schließer wieder vor ihr stand und sie teilnehmend ansah, hob sie unwillkürlich die gefalteten Hände zu ihm empor und sagte mit einem Blick voll Verzweiflung: „Wohin soll ich gehen, ach wohin?"

Das Gesicht des jungen Mannes wurde weich, er hatte dem Verhöre beigewohnt und die hülflose Lage des jungen Mädchens daraus erkannt. Einen Augenblick zögerte er, dann sagte er: „Obdach und Nahrung wüßte ich wohl für Euch, aber Ihr seid nicht an rauhe Arbeit gewöhnt."

„Laßt mich die niederste Magdarbeit thun," erwiderte sie flehend, „nur stoßt mich nicht hinaus ins Elend."

„Nun dann kommt mit mir," sagte er freundlich, „meine Frau ist krank und ich habe niemand, der sie pflegt."

Der Schließer ging voraus, mit einem Gefühl unaussprechlicher Erleichterung folgte ihm Aline. Sie durchschritten zuerst den düstern Hof und dann einen dunkeln Gang, der durch den Hinterbau führte. Hier öffnete und schloß sich nochmals eine schwere eisenbeschlagene Thüre, die den Gefängnißraum von der Schließerwohnung trennte. Sie befanden sich nun in einem kleinen freundlichen Gebäude und traten plötzlich in eine helle Stube, in welche die Sonne, die aus dem Gefängnis ganz verbannt schien, hereinleuchtete. Hier lag in einem von Vorhängen umgebenen Bett eine bleiche junge Frau mit einem kleinen Kinde im Arme. „Luise," sagte der Schließer, „hier bringe ich Dir eine Pflegerin, die bei Dir bleiben wird, wenn ich fort muß. Wir sind in wirklicher Not," fuhr er zu Aline gewendet fort, „denn seit das Gefängnis so überfüllt ist, habe ich viel Arbeit, und so ist mein armes Weib fast immer allein. Da ich Euch nun so verlassen sah, dachte ich, ich könne meiner Frau helfen und zugleich auch Euch."

So sah sich Aline plötzlich in eine neue Umgebung, unter ihr bisher ganz fremde Menschen versetzt. Dies und die angestrengte Thätigkeit, in welche sie sofort trat, wirkten wie ein beruhigendes Mittel auf ihr zerrissenes, aus allen Fugen gehendes Gemüt. Die junge Frau, deren Dienerin sie so schnell geworden war, hatte ein liebevolles, dankbares Herz, welches sich an das junge Mädchen, das so bereitwillig ungewohnte niedere Dienste auf sich nahm, bald mit inniger Hingebung anschloß. Auch die Liebe, welche sie bald für ihren Pflegling, die kleine Marguerite, fühlte, legte sich wie Balsam auf das wunde Herz, welches alles verloren hatte. Es war eine langwierige und schwere Krankheit, an welcher die arme junge Frau litt, und ohne Alinens sorgsame Pflege hätte sie dieselbe wohl kaum überstanden. Das fühlten Luise und ihr Mann mit großer Dankbarkeit, und ihr Vertrauen zu der treuen Wärterin wuchs von Tag zu Tag. Die Schließerwohnung bestand aus dem Zimmer, welches zugleich Wohn- und Schlafgemach war und einer kleinen Küche. Abgesondert von diesen Räumen, an der andern Seite des Ganges lag ein finsteres Kämmerchen, in welchem Aline sich einrichtete, so gut es ging. Ein ärmliches Bett und notdürftigster Hausrat war alles, was man ihr geben konnte, aber wenn am Abend der Schließer von seinem mühsamen Tagewerk heimkam und die Pflege von Frau und Kind selbst übernahm, dann zog Aline sich mit einem Gefühl von Beruhigung in ihr ärmliches Gelaß zurück, glücklich, wenn ihre Ermüdung so groß war, daß dieselbe sie verhinderte über die schreckliche Vergangenheit nachzudenken und in die düstere, gestalt- und formlose Zukunft zu blicken. Von dem Gefängnisse und all dem Jammer, den es umschloß, hörte und sah sie nichts, denn die Wohnung des Schließers lag getrennt von demselben, in einem kleinen Anbau, den ein Gärtchen umschloß, welches die Freude der jungen Eheleute war. Freilich war der kleine Garten von derselben Mauer umschlossen, welche das ganze Gefängnis umzog, aber Luft und Licht hatten doch freien Zutritt. Ein einziges mit starkem Schloß versehenes Pförtchen führte durch die Mauer auf die Straße, der Schlüssel dazu befand sich in der Obhut des Schließers und wurde von ihm anfangs sorgsam behütet. Aber

als Monate verflossen waren, in welchen Aline nur ausging, wenn ihre neuen Freunde ihr zuredeten, zur Abwehr gefährlichen Verdachtes in die Frühmesse zu gehen, gewann jener auch darin volles Vertrauen zu ihr. Von selbst hatte sie nicht zu gehen verlangt, sie hatte durch die erlebten Greuel den Glauben an die Heiligkeit der römischen Kirche, ja fast an alles Ueberirdische verloren, es war so öde, tot und still in ihr, wie in den Räumen ihres Elternhauses. Nur die Treue gegen die Freunde in der Not und die Liebe zu dem Kindchen, welches sich auf ihren Armen lieblich entfaltete, waren die grünen Oasen in dem Wüstensande, der all ihr früheres Lieben und Hoffen bedeckt hatte. —

Von Natur stolz und leidenschaftlich, hatte Aline früher dem Einfluß ihrer Eltern einen bewußten Eigensinn entgegen gesetzt, den sie für Charakterfestigkeit hielt. Ihre Schönheit war zu einer weiteren Schlinge für sie geworden. Jetzt war sie gedemütigt und zerschlagen, Geist und Herz waren erfüllt von dem Bewußtsein ihrer Sündigkeit, aber noch wußte sie nichts von dem, der an solchen zerschlagenen Herzen ein Wohlgefallen hat. Sie fand keinen Trost in den Gottesdiensten; was waren die lateinischen Gebete des Rosenkranzes, die man sie gelehrt hatte, für ihre nach Erquickung lechzende Seele? Sie konnte nur auf den hintersten Bänken knien, ihr Gesicht mit den Händen bedecken und weinen. Daß aber der HErr im Himmel, der sie trotz ihrer selbstgewählten Irrwege bis hierher so gnädig behütet hatte, auch die unaussprechlichen Seufzer hört, das sollte sie erst später erfahren.

Zu den Gängen in die Stadt, welche der Haushalt nötig machte, wählte sie die frühen Morgenstunden, denn sie fürchtete stets, Horace möchte ihren Aufenthaltsort entdecken. Vorsichtig verhüllt schlüpfte sie dann durch die noch stillen Straßen und war immer froh, wenn sie wieder an dem kleinen Pförtchen stand, den schweren Schlüssel im Schlosse drehen und in ihr stilles Asyl zurückkehren konnte.

VII. Kapitel.

So lebte Aline einen Sommer lang still und verborgen. Von Horace St. Agave waren allerdings Nachforschungen angestellt worden; aber die gefundene Spur hatte nur bis zum Gefängnis geführt. Daß Aline freigesprochen und entlassen worden sei, konnte man durch die Richter erfahren; wohin jene sich aber gewendet, das war der stürmischen Zeit wegen nicht so leicht ausfindig zu machen. Bald nach dem Blutbad von Sens hatte der junge Schloßherr eine reiche Erbin heimgeführt, sein Besitz war wesentlich erweitert worden durch einen Teil der eingezogenen Güter von Protestanten und er vergalt diese königliche Gnade durch nimmer ruhenden Eifer in Verfolgung der Ketzer. Seine bewaffnete Horde durchstreifte die Umgegend und suchte die Versprengten in ihren Verstecken auf. Und doch sammelten die in Verkleidung umherstreifenden protestantischen Geistlichen immer wieder in Wäldern und Einöden oder in abgelegnen Bauernhöfen ihre zerstreuten Herden, um die Neugebornen zu taufen, junge Paare zu kopulieren und Jung und Alt mit dem Worte Gottes zu stärken. Im Süden und Westen stritten die katholischen Heere mit wechselndem Glücke gegen die Hugenotten. Je länger dieser Bürgerkrieg währte, desto größer wurde die Erbitterung auf beiden Seiten. Die anfangs so straffe Manneszucht in Condés und Colignys Heer begann zu wanken, einzelne Parteigänger nahmen oft blutige Rache für die an ihren Glaubensgenossen verübten Grausamkeiten, und der Haß der Parteien nahm in erschreckendem Maße zu.

Von diesem allem hörten Luise und Aline nicht viel. Der Schließer, obgleich eifriger Katholik, teilte den Haß gegen die Ketzer nicht, welche er die besten und geduldigsten Gefangenen nannte, die er je unter Schloß und Riegel gehabt habe. Seine Frau hatte ein so weiches und mitleidiges Herz, daß er ihr jetzt während ihrer Krankheit so wenig als möglich von dem erzählte, was sie erregen konnte. Nur an seiner

längeren oder kürzeren Abwesenheit merkten die beiden Frauen, ob das Gefängnis gefüllt oder leer sei.

Es ging schon gegen Herbst, als er eines Tages ungewöhnlich lang ausblieb. Luise und Aline erwarteten ihn ungeduldig, denn die kleine Marguerite, bisher ein gesundes blühendes Kind, lag in heftigem Fieber. Als er spät abends kam und fast mit Vorwürfen empfangen wurde, konnte er diesmal nicht umhin den Grund der Verspätung anzugeben. In der Nähe von Sens hatten die Soldaten eine Versammlung von Hugenotten aufgespürt, einen Teil der Zuhörer festgenommen und ins Gefängniß gebracht, dem Prediger und den übrigen Entkommenen wurde scharf nachgesetzt. Doch war er jetzt für die Nacht frei und klagte fast noch mehr als die Frauen über den Zustand seines Lieblings, der sich mit der Nacht verschlimmerte. Der herbeigeholte Arzt schüttelte den Kopf und gab Mittel, die nichts halfen. In großer Angst durchwachten die Eltern und Aline die Nacht. Der Morgen graute kaum, da wurde der Schließer abgerufen, neue Gefangene mußten untergebracht werden. Zugleich erschütterten Zuckungen den Körper des Kindes, die Krämpfe, welche der Doctor schon gefüchtet hatte, stellten sich ein. Laut aufschrie die arme Mutter und flehte Alinen an, den Arzt zu rufen. Das junge Mädchen nahm den schweren Schlüssel zur Gartenpforte, warf ein Tuch um und flog durch die stillen Straßen zu dem Hause des Arztes. Als ihr Klopfen denselben geweckt und er zu kommen versprochen hatte, eilte sie zurück. Huftritte und rufende Stimmen, die ihr entgegen kamen, erschreckten sie. Kaum hatte sie Zeit mit dem Instinkt, der sie immer noch sich zu verbergen trieb, unter das tiefe Portal eines Hauses zu treten, da flogen in stürmischer Eile einige Reiter an ihr vorbei. Trotz der Dämmerung erkannte sie in dem ersten Horace de St. Agape. Ihr Herzschlag stand still vor Entsetzen, aber niemand bemerkte sie. Es mußte ein edles Wild sein, dem die Jäger folgten, das konnte sie aus den Zurufen entnehmen, die ihr Ohr trafen, während die wilde Jagd an ihr vorbei brauste. Mit Windeseile kehrte sie nach Hause zurück, schon hatte sie das Pförtchen erreicht, als von der andern Seite eine Gestalt in eiligem Lauf ihr entgegen kam, der Schein des aufsteigenden Tages fiel auf die Züge eines bleichen Gesichtes. Aline erkannte im Augenblicke Paul Berthoz, den jungen Prediger, den ihr Vater so lieb gehabt und verehrt hatte.

Was sie in diesem Augenblicke zum Handeln bewegte, das wußte sie später nie zu sagen. Wie der Wind flog sie auf ihn zu, zog den Prediger in den Garten und die Thür schloß sich. Erschöpft und hochanfatmend lehnten beide an der Mauer, während draußen wieder Roß und Reiter in vergeblichem Suchen vorbeistürmten.

Aline ließ ihrem Schützling keine Zeit zu einer Frage, sie ergriff ihn bei der Hand. Folgt mir und sprecht kein Wort, so lieb Euch Euer und mein Leben ist," flüsterte sie und führte ihn über die Schwelle des Hauses. Im Wohnzimmer hörte sie die Stimme Luisens, die dem ruhiger werdenden Kinde ein Schlummerlied sang, sie hatte den leisen Eintritt der Kommenden nicht gehört. Aline öffnete die Thüre ihres dunkeln Kämmerchens und führte den Flüchtling zu dem Lager. „Hier ruht Euch aus, Herr, und habt keine Sorge, bis ich wiederkomme. Wenn sie die ganze Stadt nach Euch durchforschen, hier im Gefängnis von Sens wird Euch niemand suchen."

Ruhig trat das Mädchen im nächsten Augenblicke zu ihrer Freundin und dem schlafenden Kinde, bald kam auch der Arzt und gab tröstenden Bescheid. Aber noch vergingen Tage und Nächte, in welchen Aline und ihre Freunde wenig zur Ruhe kamen. Das gab für Aline den Vorwand, im Zimmer zu bleiben und ihr Kämmerchen ungestört dem Gaste zu überlassen, von dessen Dasein kein Mensch eine Ahnung hatte. Während sie in der kleinen Küche die Geschäfte des Haushaltes besorgte, versah sie ihn mit Speise und Trank. Was sie nicht von ihrem eigenen Mahle für ihn erübrigen konnte, das verschaffte sie sich bei ihren Ausgängen in die Stadt, die sie nicht mehr so scheute als früher. Ihr Muth war gewachsen, seit sie ein andres Leben zu schützen hatte, auch galt es, Mittel und Wege zur sichern Flucht ihres Schützlings zu finden. Sie

sorgte mit einer Ruhe und Geistesgegenwart, die sie sich selber nie zugetraut hätte. Er war in Sicherheit, denn weder der Schließer noch Luise hatten etwas in seinem Zufluchtsort zu suchen, zudem war jener mehr als je in Anspruch genommen, und diese verließ weder bei Tag noch bei Nacht ihr krankes Kind. Doch wollte Aline den Freund ihres Vaters keinen Augenblick länger bergen, als nötig war, sie wollte keine Gefahr über die gütigen Freunde bringen, die ihr in ihrer Not eine Zuflucht gewährt hatten.

Während der kurzen Zeit, die sie erübrigte, um ihm die Dienste zu leisten, die seine Verborgenheit erforderte, hatte sie ihm auf seine Fragen bereitwilligst ihre Geschichte erzählt und von ihm einen Dank und Lohn bekommen, den sie nicht erwartete: die Nachricht, daß es einem Teile seiner früheren Gemeinde gelungen sei, dem Blutbade vom 12. April zu entkommen und nach la Rochelle zu fliehen. Ob Alinens Eltern unter diesen seien, wußte er zwar nicht, doch konnte er ihr Nachricht versprechen, denn trotz aller Verfolgungen hatten die Hugenotten geheime Wege, auf denen sie einander Kunde von weither zukommen ließen, ja es bestand eine Verbindung von Ort zu Ort, wie sie nur die erfindungsreichste christliche Bruderliebe auszusinnen vermochte, um auf verborgenen Wegen solche, die das Land verlassen mußten, von einer Freundeshand zur andern bis an die Grenze zu geleiten. Auf diesem heimlichen Pfade gedachte der junge Geistliche, auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war, dem Rest seiner geflüchteten Gemeinde zu folgen. Das Ende des Ariadnefadens, der ihn leiten sollte, ruhte für Sens in der Hand des armen Jacques, den aufzusuchen er deshalb Aline bat. Als diese ihr Erstaunen über einen solchen Vertrauten aussprach, antwortete ihr der Geistliche:

„Die Folter und Qualen, der Verlust seiner Familie, haben den Geist des armen Mannes wirklich verwirrt, er hatte nicht nötig den Wahnsinnigen zu spielen. Aber die Zeit und die Gnade Gottes haben ihm einen Teil seines Verstandes wieder zurück gegeben und damit auch seine alte Liebe und Treue zu dem Glauben, für den er so viel erduldet hat. Aber um seiner bedrängten Brüder willen spielt er den Geistesgestörten fort. Kein Mensch verlangt von dem tollen Jacques, daß er zur Messe und Beichte gehen soll, keinem fällt es ein, sein verfallnes Häuschen, welches kaum einem Blödsinnigen Schutz gewähren zu können scheint, zu durchforschen. So ist er und andere Unglückliche seiner Art, an denen es eben nirgends fehlt, auch ein Werkzeug in Gottes Hand. Sie haben ihm alles genommen, ihn gezwungen sein Brod vor den Thüren zu suchen, darum erregt es keinen Argwohn, wenn er die Nachrichten, die man ihm anvertraut, von Haus zu Haus trägt."

Mit einem Losungswort, welches sie bei dem armen Jacques beglaubigen sollte, suchte Aline denselben auf, um ihm von dem Prediger einen Zettel zu bringen. In seinem verfallenen Häuschen fand sie ihn, wie er seine abgemagerten Glieder an einem Herdfeuerchen erwärmte, wozu die Trümmer der zerstörten Häuser den Brennstoff geliefert hatten. Er nahm ihr das Papier ab, las es, verbrannte es und sagte: „Ich will rufen, wenn es Zeit ist." Aline konnte ihm weiter kein Wort abgewinnen, aber ihr Schützling war mit der Antwort zufrieden.

Als Aline dem jungen Geistlichen ihre eigne Geschichte erzählte, hatte sie ihm weder ihren Ungehorsam gegen ihre Eltern, noch ihre Bethörung durch Horace verschwiegen. Auch die gänzliche Unklarheit der religiösen Begriffe, die seit ihrem Unglück über sie gekommen war, sprach sie offen aus. Von der katholischen Kirche durch das Erlebte abgestoßen und doch noch von den während ihrer Kindheit eingesogenen Vorurteilen befangen, wußte sie selbst nicht, wohin sich wenden. Paul Berthoz verstand sie besser, als sie erwarten konnte, er versuchte nicht sie schnell zu bekehren, aber er erzählte ihr, oft unterbrochen und immer wieder geduldig anknüpfend, in vielen Absätzen seine eigne Geschichte.

VIII. Kapitel.

Ich habe meine Eltern kaum gekannt, begann er; nach ihrem frühen Tod erzog mich mein Vormund, ein eifriger Katholik, der mich schon in meinem zwölften Jahre in ein Franziskanerkloster brachte. In der Klosterschule verlebte ich glückliche Jahre. Der Prior war ein strenger gerechter Mann, der in seinem Bereich nichts von Sittenlosigkeit duldete, welche so viele andere Klöster verderbte. Die Lehrer waren gütig gegen die Schüler; hatten wir fleißig studiert, so erlaubten sie auch dem jugendlichen Frohsinn sich zu regen, soweit die Regel es gestattete. Das Kloster lag weltabgeschieden in stiller Gebirgsgegend, wir hörten wenig von den Kämpfen, die draußen wüteten. Was davon zu meinen Ohren drang, diente nur dazu mich mit frommem Schauder vor der Ketzerei zu erfüllen. Mir war es so wohl in dieser Stille, daß ich, der Schule entwachsen, willig die Ordensgelübde ablegte und so fortlebte, wie ich es gewöhnt war. Ich hätte auch zufrieden so weiter gelebt bis an mein Ende, ich hätte Gott, die Jungfrau und die Heiligen angebetet, wie es mir gelehrt war, mich an den Studien erfreut, den Brüdern gedient und in der Umgegend die Gaben für das Kloster gesammelt, die die strenggläubigen Einwohner willig gaben. Aber Gott hatte anders über mich beschlossen. Im Frühjahr 1553 bekam der Prior den Befehl, einen redegewandten, im Disputieren geübten und glaubenseifrigen Priester nach Lyon zu senden. Dem älteren Bruder, welcher daraufhin abgesandt wurde, gab man mich als Begleiter bei. Von dem Boten, der die beschwerliche Fußwanderung mit uns zurück machte, erfuhren wir die Veranlassung unsrer Reise.

Fünf junge Männer, die in Lausanne die Lehre der reformierten Christen studiert hatten und jetzt nach Frankreich zurückgekehrt waren, hatte man in Lyon verhaftet und ins Gefängnis gesetzt. Im Verhöre bekannten sie offen, daß sie gekommen seien, die neue Lehre zu verkündigen. Aus Mitleid mit ihrer Jugend hatten schon viele Weltgeistliche und Ordensbrüder es versucht, sie von ihren Irrtümern zurückzubringen, Dominikaner und Karmeliter hatten ihre Beredsamkeit vergeblich erschöpft, nun wollte man noch sehen, was der Eifer des Franziskanerordens vermöchte. Nachdem wir in Lyon eine Nacht geruht hatten, begaben wir uns am andern Morgen ins Gefängnis, wo die fünf Schüler von Lausanne schon seit einem Jahre schmachteten. Es war nicht das erste Mal, daß mein älterer Begleiter mit einer derartigen Aufgabe betraut wurde, deshalb vermied er es, mich mit zu den Gefangenen zu nehmen. Er kannte die Gefahr; war doch schon mancher, statt zu überwinden, selbst überwunden worden. Ein Bruder des Klosters, in welchem wir Herberge gefunden hatten, begleitete uns zum Gefängnis und lächelte über die Vorsicht meines Gefährten. Seit Jahren in diesem Kampfe stehend, war er längst unempfindlich geworden gegen alles, was nicht mit seiner Parteimeinung übereinstimmte. Die Ketzer waren ihm Diener der Hölle, Knechte des Teufels, alle Qualen, die man ihnen anthat, waren Züchtigungen der Mutter Kirche, nur zum Heile und zur Rettung ihrer Seelen über sie verhängt. Im Gefängnis lag ein alter Mann, dessen Bekehrung ihm besonders am Herzen lag, den er fast täglich besuchte; aber bis jetzt hatten weder Qualen des Leibes noch Ueberredung einen Eindruck auf den Verstockten gemacht. Bisher hatte ich nie gezweifelt, daß die Kirche recht daran thue, die Ketzer mit Feuer und Schwert zu verfolgen; in diesen entsetzlichen finsteren Kerkermauern wurde es mir zum erstenmal furchtbar klar, daß es doch Menschen von unserem Fleisch und Blut seien, die hier litten, mit klopfendem Herzen folgte ich daher der Aufforderung des Bruders, den ihm Anbefohlenen zu besuchen.

Er führte mich durch lange Gänge, deren Kellerluft mich schaudern machte, und öffnete zuletzt eine eisenbeschlagene Thür. Ein wahrer Grabeshauch wehte uns aus der Zelle entgegen, auf einem Strohhaufen in der Ecke lag eine regungslose Gestalt. Mein Begleiter befahl dem Manne, aufzustehen, er aber rührte sich nicht. Mit rauher Hand faßte der Bruder ihn an der Schulter und rüttelte ihn; der Körper, der mit dem Ge-

sicht nach der Wand gelegen hatte, sank auf den Rücken. Der Mönch sprang mit einem Ausrufe des Schreckens zurück, es war ein Leichenantlitz, das uns entgegensah. Bei meinem Begleiter machte der Schrecken sofort einem dumpfen Zorne Platz. „So ist er zur Hölle gefahren nach aller Mühe, die ich mir um seine Seele gab," grollte er und stieß den Leichnam mit dem Fuße von sich.

„Zur Hölle gefahren?" sagte ich leise und beugte mich über den Toten. Er mußte kaum verschieden sein, denn seine Hand war noch nicht ganz kalt. Elende Lumpen verhüllten kaum den armen mit Wunden und Narben bedeckten Körper, aber auf dem abgemagerten Antlitz lag eine Verklärung, als habe der Tote im letzten Augenblick seines irdischen Lebens ins Paradies geschaut. Konnte ein zur Hölle Gefahrener so aussehen?

Bis ins Innerste erschüttert folgte ich dem Mönche, der, in seine eigenen zornigen Gedanken versunken, meine Bewegung nicht bemerkte. Auch mein alter Conventuale, mit dem wir ins Kloster zurückkehrten, war schweigsam und gedankenvoll. Er teilte mir nichts mit von dem, was in der Unterredung mit den fünf Schülern von Lausanne, wie man sie nannte, vorgegangen sei; jedenfalls hatte er sie nicht bekehrt, denn bald hörten wir, daß schon in den nächsten Tagen ihre Hinrichtung stattfinden werde. Wir mußten in Lyon bleiben und an der Prozession teilnehmen, mit welcher die fünf Jünglinge zum Scheiterhaufen geführt wurden.

Was dort vorging, meine liebe Retterin, so unterbrach sich der Erzähler, das will ich dir nicht im einzelnen erzählen. Ich war Zeuge davon wie die, welche man mir als abtrünnig vom christlichen Glauben geschildert hatte, noch auf dem Scheiterhaufen das apostolische Symbolum bekannten, wie sie sich küßten und Lebewohl sagten und einander zur Standhaftigkeit ermahnten. Die Todesqualen, welche sie selbst so mutig ertrugen, erfüllten mich mit Entsetzen. Auf diese Weise wollte die Kirche die Verirrten in ihren Schoß zurückführen? Es war mir, als wolle man die zitternden Kinder verurteilen, weil sie nicht ihre Zuflucht zu der Mutter nahmen, die wahnsinnig geworden, sie mit Gift und Dolch bedroht hatte. —

Still und innerlich wie zerbrochen wanderte ich zu meinem Kloster zurück, aber ich fand keine Ruhe mehr. Auf einem Gange, den ich machte, um Almosen zu sammeln, hörte ich von einem Manne, den man einen Anhänger der neuen Lehre nannte. Ich suchte ihn auf, besprach mich wiederholt mit ihm, bis ich meinen Weg klar vor mir sah. Er lenkte meine Schritte nach la Rochelle, dem Stützpunkte des reformierten Heeres. Von da sandte man mich in die Schweiz, um zu studieren. Dorthin werde ich auch jetzt meine Schritte lenken, wo eine Gemeinde von Flüchtigen mich als ihren Prediger erwartet."

Aline erwiderte nicht viel auf diese Lebensgeschichte, aber sie that besseres, sie bewegte sie in ihrem Herzen. Die verflossenen Monate hatten ihren Stolz gebrochen und sie gelehrt, mit sich selbst ins Gericht zu gehen. Die Arbeit, welche ihr auferlegt worden, war ihr nicht länger zu gering gewesen; sie hatte es gelernt, nicht mehr nach hohen Dingen zu trachten, sondern sich herunter zu halten zu den niedrigen. So hatte sie fortgelebt, willig dienend, aber ohne Freude am Leben. Jetzt hatte die fast unwillkürlich vollbrachte Rettungsthat ihr selbst einen hellen Hoffnungsstrahl gebracht. Es kam ihr immer wahrscheinlicher vor, daß ihre Eltern, der Warnung folgend, sich gerettet haben möchten, und nun war ja auch eine Verbindung angeknüpft, durch welche sie Nachrichten über sie zu erhalten hoffte.

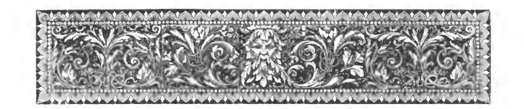
Nach einigen Tagen gab der arme Jacques, bei dem Aline mehrmals nachgefragt hatte, die Antwort: Es ist Zeit. Am Abend fand Aline einen Vorwand zu einem späten Ausgang; das Pförtchen der Gefängnismauer öffnete sich noch einmal dem Flüchtling. Mit kurzem, heißem Dank und einem innigen Segenswunsche trennte er sich von seiner Retterin, nicht ohne die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen; sie hatte den festen Entschluß gefaßt, ebenfalls das ihr innerlich fremd gewordene Vaterland zu ver-



lassen. Noch einige Wochen verstrichen in bangem Harren, dann kam durch den armen Jacques ein Brief, der ihr sagte, daß ihre Eltern wohlgeborgen seien, und daß sie mit Sehnsucht und Freude ihre Arme der Tochter entgegenstreckten. Unter dem Schutze einer ebenfalls auswandernden Familie beschritt nun auch Aline den geheimen Pfad zur Flucht und erreichte glücklich, wenn auch nicht ohne mancherlei Gefahren, die Schweiz, wo ihre Eltern sie mit Freudenthränen aufnahmen als ein Kind, welches sie auf eine Zeitlang verloren hatten, damit sie es für die Ewigkeit wiederfinden möchten.

* * *

Nicht weit von Genf, an den schönen Ufern des Sees, erhob sich nach kurzer Zeit ein freundlicher Ort, wie deren zu jener Zeit in der Schweiz und Deutschland viele entstanden, bewohnt von vertriebenen Hugenotten. Frankreich hatte seine besten Bürger getötet oder verstoßen, deren Fleiß und Energie nun den Ländern zu gute kamen, die sie gastfreundlich aufnahmen. Hier gründete auch der Handschuhmacher von Sens ein bald blühendes Geschäft, und in dem freundlichen Pfarrhaus neben der kleinen Kirche, in welcher das Wort Gottes frei und öffentlich verkündet werden durfte, lebte Paul Berthoz mit seiner Gattin Aline. Der HErr, dem sie dienten, hat auch an ihnen das Wort wahr gemacht, daß, wer um Seinetwillen Vaterland, Haus und Hof verläßt, es alles herrlicher und schöner wiederfinden soll, und auch die letzte beste Gabe, die Er dafür verheißt, das ewige Leben, wird Er den Getreuen nicht vorenthalten haben. —



Die deutsche Litteratur und die Unsittlichkeit.*)

IV.

August Bebel.

Von

Dr. E. F. Wyneken.

Der Feldzug gegen die Unsittlichkeit ist seit einigen Jahren in christlichen Kreisen eröffnet. Das ist eine beschämende Thatsache. Zunächst insofern, als ein solcher Feldzug in einem christlichen Volke überhaupt notwendig erscheint. Aber das ist das Wenigste, obschon es traurig genug ist. Die Namenchristen haben ja von je in den christlichen Völkern die Majorität gehabt. Aber daß die ernsten, bewußten Christen sich nicht früher zu einem solchen Unternehmen aufgerafft haben, und daß die Freiwilligen, welche, wenn auch nicht gerade dem Verein, so doch der Sache zutreten, auch jetzt noch von diesen eine so kleine Anzahl bilden, und daß eine große Anzahl bei dieser Frage im gesellschaftlichen Leben und Verkehr nach beiden Seiten hinkt, sich selbst freilich von groben und offenbaren Verfehlungen frei hält, aber sich nicht überall da, wo die Freiheit des Verkehrs ihr Recht hat, von den Libertinern und Lüstlingen rundweg scheidet: das ist das vernichtendste Urteil über das Christenvolk, denn es beweist, wie sehr es im ganzen von der Unsittlichkeit doch auch innerlich angesteckt ist. Und die Totengräber stehen schon da und warten auf das Ableben dieser sog. christlichen Gesellschaft, um sie unter den Trümmern ihrer mißbrauchten Gesellschaftsordnung zu bestatten.

„Wird die Socialdemokratie siegen?" Diese Frage des Landgerichtspräsidenten von Kunowski ist die Kernfrage unserer heutigen Entwicklung, und er hat sie mit einem inhaltsschweren „Ja" beantworten zu müssen gemeint. Und wir können nur hinzufügen: Wenn die Socialdemokratie siegt, so geschieht damit jedenfalls der heutigen sog. christlichen Gesellschaft ihr Recht; denn in ihr ist so viel Fäulnis vorhanden, daß sie ebenso sehr an ihrer inneren Hohlheit, wie durch den Ansturm der Massen zu Grunde geht. Wieder muß man an das prophetische Dichterwort unseres Schiller erinnern:

> Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
> Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
> Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
> An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
> Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
> Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
> Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
> Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.

*) Die Publikation dieser Essays erfolgt nach Verabredung mit dem deutschen Männerbunde zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Dieselben werden sämtlich als Separatabzüge gedruckt.

Und die Apostel des Natur-Evangeliums lassen ihre Stimmen ja schon laut genug erschallen — freilich in sehr verschiedenen Tönen. Es ist uns in diesen Blättern jüngst ein Führer der sog. Naturalisten vorgeführt. Wenn diese jetzt sich lieber „Realisten" titulieren lassen, so ist das Recht auf diesen Namen ihnen leider nicht abzusprechen, sofern sie in der That die wirkliche Welt, wie sie dieselbe kennen, nun auch schildern. Freilich, darf man einwenden, einseitig. Aber wessen Schuld ist das? Wessen Schuld ist es, daß sie von einem Kampf der wahrhaft christlichen oder auch sonst noch unverdorbenen Kreise wider die Unsittlichkeit nichts zu berichten wissen? Von einem öffentlichen Kampf gegen das viehische Prinzip war ja trotz allen Skandals bis vor wenig Jahren noch nichts zu merken, und was jetzt davon da ist, spielt in unserem öffentlichen Leben noch immer absolut keine Rolle. Ja, im großen Ganzen ist das Leben in den Städten wenigstens bereits so, wie die „Realisten" es darstellen. Und doch übernehmen sie gerade damit eine centnerschwere Schuld auf ihre Seele. Denn als geistige Leiter ihres Volkes müßten sie nicht nur schildern, was ist, sondern mindestens auch durchblicken lassen, was daraus folgt, und durchschimmern lassen, was sein sollte. Aber sie stellen die Sünde als das Ideal hin. Was der charakterlose Liberalismus à la Spielhagen im Spielen mit der Sünde begonnen hat, das behandelt ein Realistenführer wie Conrad prinzipiell, und wie sie beide an der Sünde ihre Freude und an der Schilderung der Unsittlichkeit ihre Wollust und an der Verführung ihrer Leser ihre sinnliche Befriedigung finden, so schreien sie in die Welt hinein: „Natur! Mehr Natur! Freiheit für das Fleisch!"

Und die im Schlafe liegende Natur fängt an zu erwachen, beginnt sich zu dehnen und zu strecken, öffnet die Augen und springt auf die Füße: da ist sie — der Socialismus. Ja, man täusche sich nicht, was dem Socialismus seine Kraft giebt, ist die Rückkehr zur Natur. Aber freilich er täuscht sich selber, denn das Wichtigste begreift er nicht, daß die Natur selbst und eben die menschliche Natur verderbt, verkehrt und verrückt ist, und daß seine Rückkehr zur Natur nicht dasselbe mit einer Umkehr zur heiligen Schöpfungsordnung ist, die ein schaffender Gott der Natur eingepflanzt hat und bis auf diesen Tag unter all der Verrücktheit dennoch unverrückt ihr bewahrt. Aber freilich, der Schleier muß dem sündigen Menschen vom Auge seines Geistes erst hinweggenommen werden, ehe er die wirkliche Natur zu erkennen vermag.

Und doch ist es zugleich auch die wirkliche Natur, die im Socialismus sich rührt. Beweis dafür ist der Ernst, mit dem er seine Aufgabe ergreift — der sittliche Ernst, wagen wir sogar zu sagen, obschon er doch wieder in die Unsittlichkeit ausmündet. Aber immerhin ein gewaltiger Unterschied nach Form und Inhalt von der Frivolität der liberalen, wie der Lüsternheit der realistischen Litteratur. Und das ist der Punkt, den man — zum Schaden der guten Sache — leider nur zu oft verkannt hat und verkennt. Und gerade auch von konservativer Seite ist das wiederholt geschehen, oben an vom früheren Minister von Puttkamer in seiner Rede vom 20. März 1884 in einer Weise, die nur geeignet war, dem Buche, das er bekämpfte, als vorzügliche Reklame zu dienen, wie sie dessen Verfasser denn auch dankbar anerkennt. Und dies, ohne mit der Verzerrung, welcher er sich in seiner Kritik schuldig machte, mehr zu erreichen, als die Erregung von nicht unverdientem Zorn und Spott auf socialdemokratischer Seite wie die Erzeugung eines ganz ungerechtfertigten Gefühles der Erhabenheit und Ueberlegenheit auf Seiten der antisocialdemokratischen Parteien, und — ein Achselzucken seitens der Kenner. Das Buch, welches wir meinen, ist die damals erst in zweiter, nunmehr aber in zehnter Auflage erschienene, damals auf Grund des Socialismus verbotene, jetzt freigegebene, damals nur in deutscher, seit 1885 aber allmählich in englischer (in London und in New-York), schwedischer, polnischer, holländischer, ungarischer und wahrscheinlich jetzt auch in französischer Sprache herausgegebene Schrift von August Bebel, „Die Frau und der Socialismus" (jetzt Stuttgart bei J. H. W. Dietz 1891).

Um bei dieser Schrift nun in gerechter Weise die Sittlichkeit und Unsittlichkeit

derselben gegen einander abwägen zu können, muß man sich zunächst ihren Zweck vergegenwärtigen. Sie ist eine Agitationsschrift, und zwar in doppelter Weise, einmal im allgemeinen Sinne, sofern sie es auf Propaganda für die Sozialdemokratie überhaupt abgesehen hat, dann aber noch im speziellen Sinne mit Beziehung auf die Frauenwelt. Denn der Verfasser sagt sich, einmal, daß der weibliche Teil der Menschheit die volle Hälfte derselben ausmacht, und zum andern, daß dieser Teil seiner natürlichen Stellung nach, nämlich wegen der rechtlichen und gesellschaftlichen Zurückstellung der Frau in allen Ständen gegen den Mann, eine innere Verwandtschaft mit der Stellung des Proletariats aufweise und dadurch dem Sozialismus einen wünschenswerten Angriffspunkt biete. Ob diese Taktik als solche aber sittlich oder unsittlich zu nennen ist, das hängt dabei in erster Linie davon ab, wie ernsthaft der Verfasser von der Unterdrückung und Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts und der Möglichkeit einer Reform in der Beziehung überzeugt ist. Dann, daß dies in durchaus sittlicher und selbst christlicher Weise geschehen kann, dafür bedarf es ja nur des Hinweises auf Friederike Bremers „Einsame" und „Hertha" (1856) und gleiche in der deutschen Litteratur, auch neuerdings, vorhandene Bestrebungen. Daß diese ernsthafte Erfassung der Aufgabe aber bei Bebel nicht vorhanden sei, kann nur der leugnen, welchem jeder Gefühlssinn für subjektive Wahrhaftigkeit abgeht. Und hierauf — wir wiederholen das — kommt es für die Beurteilung in erster Linie an, und erst in zweiter auf die Mittel, durch welche man den Mißständen abhelfen, wie auf den in Aussicht genommenen Zustand, durch den man die jetzigen traurigen Zustände ersetzen will.

Und hier tritt nun auch gerade der gewaltige Unterschied zwischen dem echten, in Bebel verkörperten Sozialismus und dem modernen, landläufigen, oberflächlichen und frivolen Liberalismus und Naturalismus klar zu Tage. Denn daß es dem letzteren überhaupt mit der Befreiung der Frau, so gern er mit dieser Idee kokettiert, in keiner Weise ernst ist, ist leicht daraus zu ersehen, daß er die Möglichkeit einer solchen nirgends ernsthaft ins Auge faßt. Von den beiden Stützen der jetzigen „Ehe", welche Bebel als solche einzig gelten läßt, das Weib als „Lustobjekt" und als „Gebärerin legitimer Kinder", unterwühlen sie einfach die letztere, um die Frau ganz und gar zum ersteren Begriff herabzuwürdigen, und das nennen sie „Emancipation des Weibes"! Wie turmhoch steht hier der Socialist mit seinem Ideal über dieser jedes wahren Idealismus baren Litteratenmasse, über diesem Treibhaus-Liberalismus!

Und dem entspricht dann auch der Unterschied in der Art der Ausführung. Es ist keine Unterhaltungsschrift, dies Buch, wo in irgendwie lockender verführerischer Weise den Frauen „die freie Liebe" des Zukunftsstaates mit lasciven und frivolen, halbverhüllten oder auch schamlos nackten Schilderungen und Bildern ausgemalt würde, wie wir es von liberaler und naturalistischer Seite her gewohnt sind. Nein, eine aus echter, sittlicher Empörung quellende scharfe und schneidige Kritik aller gegenwärtig herrschenden Unsittlichkeit und ein auf mehr oder weniger wissenschaftlichem Untergrunde aufgeführter Zukunftsbau der menschlichen Gesellschaft, aus dem all und jeder solcher bisherige schändliche Misbrauch des schwächeren Geschlechts verbannt sein soll: — das ist, was wir in dem Buche vor uns haben.

Wir wollen übrigens an dieser Stelle ausdrücklich bemerken, daß wir hier nur diese, allerdings Gott seis geklagt! mehr und mehr überwuchernde Abart, richtiger Ausartung des litterarischen Liberalismus im Auge haben, ohne irgendwie zu verkennen, daß die Möglichkeit eines edlen und auch christlichen Liberalismus, (wie er s. Z. im Vorwort von „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" — Gotha, 1880 — in geistvoller Weise Herrn von Bennigsen vorgezeichnet wurde) auch für Deutschland zuzugeben ist. Und andererseits kann sich unsere Kritik natürlich zunächst nur gegen die Person A. Bebels richten, auch abgesehen davon, daß er ausdrücklich fordert, für sein Buch nur ihn allein, nicht aber seine Partei verantwortlich zu machen. Indes, wenn er 1884 noch Herrn von Puttkamer es zum schweren Vorwurfe machen konnte, daß

er diesen Gesichtspunkt außer acht gelassen, so hat diese Verwahrung (S. 5) in der vorliegenden 10. Auflage von 1891 eigentlich keinen Sinn mehr, nachdem die socialistische Presse allerorten, soweit uns bekannt, ohne irgend welche Ausstellungen, ihrerseits aus freien Stücken voll und ganz für das Buch eingetreten ist. Und jedenfalls ist es u. W. die einzige prinzipielle Stellungnahme zu dieser Frage von socialistischer Seite, welche hier vorliegt, so daß eine Verallgemeinerung des Bebelschen Standpunktes auf den Socialismus überhaupt vorläufig wenigstens in ihrem Rechte ist.

Und so geben wir denn dem Verfasser selbst, und zwar zunächst gegen jenen frivolen Liberalismus, das Wort. Wenn derselbe (S. 58) „die gesunde Sinnlichkeit" des Mittelalters der „heuchlerischen Prüderie, Blödigkeit und versteckten Lüsternheit unserer Zeit" gegenüberstellt, so könnte dies allerdings zunächst stark „realistisch" klingen; aber schon die Fortführung dieses Gedankens a. a. O. läßt den Unterschied deutlich hervortreten, wenn er weiter vom Mittelalter sagt: „Es kannte auch nicht jene pikante Zweideutigkeit, in die man Dinge, die man aus mangelnder Natürlichkeit und aus Sitte gewordener Prüderie nicht offen nennen will, einhüllt und damit nur um so gefährlicher macht, weil diese Sprache reizt, aber nicht befriedigt, nur ahnen läßt, aber nicht klar ausspricht. Unsere gesellschaftliche Unterhaltung, unsere Romane und unsere Theater sind voll dieser pikanten Zweideutigkeiten, und die Wirkung liegt offen zu Tage." Ist das nicht dasselbe, was auch wir predigen? Und wenn er fortfährt: „Dieser Spiritualismus, der nicht der Spiritualismus des transcendenten Philosophen, sondern der des Roué ist und [der] hinter den religiösen Spiritualismus sich versteckt, hat heute eine gewaltige Macht" — so ist auch darin eine Wahrheit enthalten, falls wir diesen etwas geschrobenen Gedanken recht verstehn. Aber da Bebel von hier auf Luther übergeht, so scheint er dabei jene Prüderie mit der allerdings manchmal übertriebenen Scheu vor Berührung der geschlechtlichen Verhältnisse im Sinne zu haben, welche seit dem 18. Jahrhundert mit der religiös-sittlichen Betrachtung und Behandlung derselben in einer Weise verquickt ist, die vielfach weder die Erziehung der Jugend, noch der Erwachsenen in Schule und Kirche hinsichtlich dieses Punktes zu ihrem Rechte gelangen läßt — sehr zum Nachteil der jugendlichen, wie der socialen Entwickelung. Und es hat in der Beziehung ein solches Vorurteil sich eingebürgert, daß der einzelne schwer durchbrechen kann, ohne mehr Unheil anzurichten, als Frucht zu erzielen. Denn so wie Bebel vorgehen will, ist es unmöglich. Oder müßten nach ihm nicht folgerichtig auch schon die Schulen darauf ausgehn, den Kindern begreiflich zu machen, „daß Organe und Triebe, die jedem Menschen eingepflanzt sind und einen sehr wesentlichen Teil seiner Natur ausmachen, ja in gewissen Lebensperioden ihn vollständig beherrschen, nicht Gegenstand der Geheimnisthuerei, falscher Scham, kompleter Unwissenheit sein dürfen." Und „daraus folgt weiter, daß die Kenntnis der Physiologie und Anatomie, die Kenntnis der geschlechtlichen Organe und ihrer Funktionen bei Männern, wie bei Frauen ebenso verbreitet sein sollte, als irgend ein anderer Zweig menschlichen Wissens. Ausgestattet mit einer genauen Kenntnis unserer physischen Natur würden wir viele Lebensverhältnisse mit ganz anderen Augen ansehen. Es würde die Frage nach Beseitigung von Uebelständen sich von selbst aufdrängen, an denen gegenwärtig die Gesellschaft schweigend in heiliger Scheu vorübergeht, die aber fast in jeder Familie sich aufzwingen. Ueberall sonst gilt Wissen für eine Tugend, als das erstrebenswerteste, menschlich schönste Ziel, nur nicht das Wissen in den Dingen, die mit dem Charakter und der Gesundheit unseres eigenen Ichs, mit der Grundlage aller gesellschaftlichen Entwicklung in engster Beziehung stehen." (S. 73, 74.)

Wir haben diesen Absatz vollständig wiedergegeben, um Bebels Standpunkt zur Sittlichkeitsfrage gleich hier auch von der positiven Seite zu charakterisieren. Es ist der „wissenschaftliche" Standpunkt. Man soll überall von der menschlichen Fortpflanzung mit der Ungeniertheit sprechen, wie von derjenigen der Pflanzen, von männlichen und weiblichen Blüten und ihrer Befruchtung. Aber das ist eben nicht möglich. Die

menschliche Natur wehrt sich, wie das an anderem Orte auch Bebel selbst anerkennt. (Vgl. S. 199.) Sie wird einmal anders davon berührt. Auch nach Abzug aller falschen Prüderie bleibt — das Schamgefühl. Es ist so unausrottbar, wie das Gewissen, wenn es auch wie dieses bis zur Unerkennbarkeit nahezu abgestumpft werden kann. Schon die biblische Geschichte des Sündenfalls schmilzt dies in eines zusammen. Man mag sie von liberaler und socialistischer Seite für eine Mythe erklären — hier kommt es nur auf den psychologischen Scharfblick und die Feststellung der Thatsache schon in jenem ersten Berichte an. Aber wir wollen den Verfasser im günstigsten Sinne interpretieren. Wir wollen diesem Wortführer der „Natur" nicht unterstellen, daß er das echte Schamgefühl nicht dazu rechnet. Aber wir verstehen ihn so, daß er die ganze Menschheit auf den Standpunkt des Arztes in diesen Fragen stellen möchte. Die Schamhaftigkeit, wie sie dem normalen Arzte noch eignet, will er, nehmen wir an, unbeanstandet lassen; aber wie er soll die ganze Welt, die männliche, wie die weibliche diese Dinge ansehen lernen. Allein er vergißt dabei Verschiedenes. Zunächst, daß, um dies zu können, ein Interesse, das wissenschaftliche (objektive) in der Stärke geweckt sein muß, um das unmittelbare (subjektive) Gefühlsinteresse bei der Untersuchung so gut wie völlig dagegen verschwinden zu lassen. Dies schon ist bei der Mehrzahl der Menschen nicht möglich. Aber das andere kommt hinzu, daß weder das Interesse noch das mittelst derselben erlangte Wissen ein wirksamer Schutz gegen die Leidenschaft ist! Oder giebt es keine Mediciner, die sich durch Ausschweifungen ruinieren oder schädigen? Leider genug! Und nicht minder giebt es, Gott sei Dank! noch eine Menge von „ununterrichteten" Menschen, welche eben gerade das normale Schamgefühl vor allen Gefahren behütet.

Nicht der „Widerspruch zwischen Naturbedürfnis und Gesellschaftszwang" ist es, der „zur Unnatur, zu geheimen Lastern und Ausschweifungen führt, die jeden nicht starken Organismus vollständig untergraben" (S. 133), sondern die vorzeitige Weckung und die verführerische Reizung dieses Triebes, wie sie zu unserer Genugthuung auch der ehrliche „Atheist" von seinem Standpunkte verurteilen muß. „Der Befriedigung der Unnatur, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, wird seit einer Reihe von Jahren fast unter den Augen der Behörden in der schamlosesten Weise Vorschub geleistet. Die mehr oder weniger versteckte Anpreisung gewisser Fabrikate, deren Empfehlung man in den größten Zeitungen, besonders in den Annoncenteilen der in das Innere der Familie dringenden Unterhaltungsblätter begegnet, ist hier zunächst gemeint. Diese Anpreisungen sind vorzugsweise auf den besser situierten Teil der Gesellschaft berechnet, denn die Preise dieser Fabrikate sind so hoch, daß ein gering Bemittelter sie nicht erschwingen kann. Hand in Hand mit diesen schamlosen Ankündigungen geht die auf beide Geschlechter berechnete Anpreisung obscöner Bilder (namentlich ganzer Serien Photographien) ähnlicher Poesien und prosaischer Werke, deren Titel schon auf die geschlechtliche Erregung berechnet sind und die Verfolgungen der Polizei und der Staatsanwälte herausfordern. Aber diese haben meist zu viel mit der „Kultur, Sitte, Ehe und Familie" zerstörenden Socialdemokratie zu thun. Ein bedeutender Teil unserer Romanlitteratur arbeitet in derselben Richtung. Da müßte es wunder nehmen, wenn bei solchen gesellschaftlichen Zuständen geschlechtliche Ausschweifungen nicht in der ungesundesten und schädlichsten Weise sich fühlbar machten, zu einer socialen Krankheit sich steigerten. Das träge, üppige Leben so vieler Frauen in den bemittelten Klassen, die Nervenstimulanz durch die raffiniertesten Parfüms, die Ueberfütterung mit einer bestimmten Art von Poesie, Musik, Theater, also was hauptsächlich Kunstgenuß heißt und in gewissen Genres treibhausartig gepflegt, bei dem namentlich an Gemütshypertrophie und nervöser Ueberreizung leidende weibliche Geschlecht als vornehmstes Unterhaltungs- und Bildungsmittel betrachtet wird, steigert die geschlechtlichen Erregungen ins Maßlose und führt notwendig zu Excessen." (133 ff.)

Wir fragen: Ist das nun Verteidigung oder ist dies nicht viel mehr schneidige



Bekämpfung der modernen Unsittlichkeit? Wenn also derselbe Mann sich uns demnächst als Vertreter der „freien Liebe" enthüllen sollte, so ist er dies offenbar nicht, um allen Ausschweifungen Thor und Thür zu öffnen. Und das wird sich uns auch weiterhin zeigen. Sogleich in seiner Auffassung der Ehe.

„Nach der oben angeführten Anschauung Kants bilden Mann und Frau erst den ganzen Menschen. Auf der normalen Verbindung der Geschlechter beruht die gesunde Entwicklung des Menschengeschlechts. Die naturgemäße Ausübung des Geschlechtstriebes ist eine Notwendigkeit (?) für die tüchtige physische und geistige Entwicklung des Mannes wie der Frau. Da aber der Mensch kein Thier ist, genügt ihm für die volle Befriedigung seines energischten und ungestümsten Triebes die blos physische Stillung nicht, er verlangt auch die geistige Anziehungskraft und Uebereinstimmung mit dem Wesen, mit dem er seine Verbindung eingeht. Ist diese nicht vorhanden, so vollzieht sich die geschlechtliche Vermischung rein mechanisch, und man nennt eine solche Verbindung mit Recht eine unsittliche. Sie genügt nicht höheren menschlichen Anforderungen, die in der gegenseitigen persönlichen Zuneigung zweier Geschlechtswesen die geistige Veredelung eines auf rein physischen Gesetzen beruhenden Verhältnisses erblicken. Der höherstehende Mensch verlangt, daß die gegenseitige Anziehungskraft der beiden Geschlechtswesen auch über die Vollziehung des Geschlechtsaktes hinaus dauern und seine veredelnde Wirkung auch auf das aus der beiderseitigen Verbindung entsprießende Lebewesen ausdehne.*) Rücksichten und Verpflichtung gegen die Nachkommenschaft, wie die Freude an derselben sind es also, die das Liebesverhältnis zweier Menschen unter allen gesellschaftlichen Formen zu einem dauernden machen. Jedes Paar, das dauernd in geschlechtliche Verbindung, also in ein Eheverhältnis treten will, sollte sich die Frage vorlegen, ob die beiderseitigen physischen und moralischen Eigenschaften sich zu einer solchen Verbindung eignen. Soll aber die Antwort unbeeinflußt erfolgen können, so ist zweierlei notwendig. Erstens: Die Fernhaltung jedes fremden Interesses, das mit dem eigentlichen Zweck der Verbindung: Befriedigung des Naturtriebs und Fortpflanzung des eigenen Wesens in der Fortpflanzung der Rasse nichts zu thun hat; zweitens ein Maß von Einsicht, das die blinde Leidenschaft zügelt. Da aber beide Bedingungen, wie weiter nachzuweisen sein wird, in der gegenwärtigen Gesellschaft in ungemein zahlreichen Fällen fehlen, so ergiebt sich daraus, daß die heutige Ehe vielfach entfernt ist, ihren wahren Zweck zu erfüllen, und daß sie daher auch weder als „heilig", noch als „sittlich" gelten kann." (80 ff.)

Abgesehen von dem einen eingefügten Fragezeichen, auf das wir noch zurückkommen, können wir dieser ganzen Ausführung von Anfang bis zu Ende nur zustimmen; denn die richtig in den Schlußsatz eingefügten Beschränkungen „in ungemein zahlreichen Fällen" und „vielfach" machen uns das auch hier möglich; es sind Thatsachen, die wir mit dem Verfasser schmerzlich beklagen und ebenso scharf be- und verurteilen wie er. Wenn dabei in den Worten „in der gegenwärtigen Gesellschaft" die Tendenz durchblickt, so kommen wir darauf später zurück; vorerst handelt es sich um die Kritik der bestehenden Zustände aus dem Gesichtspunkte der natürlichen — noch nicht der christlichen — Sittlichkeit. Und da, das muß ich nun wieder betonen, finden wir in Bebel einen entschiedenen Verbündeten.

Denn beklagen wir es nun nicht mit ihm, daß so viele (die „allermeisten"?) Frauen „die Ehe als eine Art Versorgungsanstalt" ansehen, und ebenso „ein großer Teil der Männerwelt die Ehe vom reinen Geschäftsstandpunkt" betrachtet (82), so daß von förmlichen „Ehebörsen" eine „Kuppelei" im feineren Stile ins Werk gesetzt wird (88 ff.). Und ist es bei derartigen Zuständen nicht eine ganz natürliche Folge, „daß kaum in einer früheren Zeit die unglücklichen Ehen so zahlreich waren, als jetzt" (92),

*) Die Sperrungen sind stets solche des Verfassers.

daß infolge davon auch die Ehescheidungen eine erschreckende Höhe und im wachsenden Maße erreicht haben? In Preußen 3577 im Jahre 1883 und gar 3902 im Jahre 1886. Allerdings ist hier ja die Scheidung sehr leicht. Der Abg. Bebel kann über die Schwierigkeit der Scheidung wohl nur als Sachse Klage erheben. Konnte doch Windthorst in obengenannter Sitzung dem Minister von Puttkamer unter Verweisung auf den § 668 des Preußischen Landrechts entgegenhalten, daß ihm aus seiner Anwaltslaufbahn Fälle genug bekannt seien (wie denn auch mir solche zur Kenntnis gekommen sind), wo Ehepaare eigens nach Preußen übersiedelten, um sich „wegen gegenseitiger Abneigung" scheiden zu lassen, wo also die Ermöglichung der Scheidung allerdings zum Privileg der Besitzenden in den Nachbarstaaten wird.

Gewiß übertreibt nun Bebel, wenn er diese Art der Ehen als die Regel hinstellt; aber schlimm genug ist es doch, wahrhaftig, daß es ganze und äußerlich angesehene Gesellschaftskreise giebt, in denen solche Zustände als die herrschenden gelten können, wie sie voll edler Entrüstung z. B. Björnson in seinem „Handschuh" schildert und der Verachtung preisgiebt. Wo die Scheidung nicht eintritt, da „unterhält der Mann zu seinem Vergnügen und für sein Liebesbedürfnis Kourtisanen und Hetären — bei uns jetzt Maitressen genannt —, aus deren eleganten Wohnungen man in allen großen Städten die schönsten Stadtviertel zusammenstellen könnte. Daneben führen unnatürliche Eheverhältnisse zu allerlei Verbrechen, wie Gattenmord und künstlicher Wahnsinnerzeugung" (95) — zumal wenn eine Gesetzgebung dazu kommt, welche wie der (in den Rheinlanden bekanntlich noch geltende) Cod. Nap. als Scheidungsgrund nur den Ehebruch der Frau, und den des Mannes nur dann gelten läßt, wenn derselbe die Concubine im gemeinschaftlichen Hause gehalten hat!! Und das wagt eins unserer vornehmsten Handbücher des Kirchenrechts (Richter-Dove, 6. Aufl. 1867, § 283 Anm. 27) „einen durchaus ernsten Standpunkt" zu nennen!!!

Und „in den Klassen, in welchen die Mittel zum Halten einer Maitresse nicht zulangen, nimmt man seine Zuflucht zu den öffentlichen und geheimen Lustſtätten, den Tingeltangels, den Konzert- und Ballsälen, den Frauenhäusern. Die Zunahme der Prostitution ist eine überall wahrgenommene Thatsache" (95).

Und damit führt der Verfasser nun seine Leser zu einem weiteren traurigen Einblick in das Menschen- und speciell das Familienleben. Mag man ihm immerhin nicht zugeben, was er ausdrücklich in Anspruch nimmt, daß er nicht übertrieben habe (141): gewiß ist, daß genug Thatsächliches übrig bleibt, um seine Darstellung nicht nur begreiflich, sondern auch bis zu einem gewissen Grade als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. „Stellt die Ehe die eine Seite des Gesellschaftslebens der bürgerlichen Welt dar, dann die Prostitution die andere. Die Ehe ist der Avers, die Prostitution der Revers der Medaille. Findet die Männerwelt in der Ehe keine Befriedigung, greift sie meist zur Prostitution. Wer von der Männerwelt aus irgend einem Grunde auf die Ehe verzichtet, sucht in der Regel seine Befriedigung bei der Prostitution. Die Männerwelt aller Zeiten und Zonen hat die Benutzung der Prostitution als ein ihr ganz selbstverständlich von „Rechtswegen" zukommendes Privilegium betrachtet. Um so härter und strenger wacht und urteilt sie dafür über alle Frauen, die außerhalb des Kreises der Prostituierten stehen, für den Fall, daß sie einen Fehltritt begehen."

„Für den ehelosen Mann liegen die Verhältnisse besonders günstig. Die Natur hat die Folgen des Zeugungsaktes der Frau allein zugewiesen, der Mann hat außer dem Genuß weder Mühe noch Verantwortung (?). Diese vorteilhafte Stellung gegenüber der Frau hat im Laufe der Entwicklung jene Zügellosigkeit (!) in den geschlechtlichen Anforderungen erzeugt, durch die ein erheblicher Teil der Männerwelt sich auszeichnet. Und da nun, wie dargelegt, hundert Ursachen vorhanden sind, welche die legitime Form der Befriedigung verhindern oder ungenügend erreichen lassen, ist die Folge weit ausgedehnte Befriedigung in der Wildnis. So wird die Prostitution zu einer not-



wendigen socialen Institution für die bürgerliche Gesellschaft, ganz wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft u. s. w." (140 f.)

Ja, so muß es kommen, daß in dieser erschreckenden Weise der „Atheist" der sog. Christenwelt den Spiegel vorhält. Hören wir, wie er seine These rechtfertigt. Denn, wie schon Stöcker im Reichstage geltend gemacht, es bringt uns nicht weiter, vor diesen Dingen schamhaft das Haupt zu verhüllen, sondern man muß klar sehen, wenn man helfen will.

Vor allen Dingen kann er sich leider auf Dutzende von Aerzten berufen, welche die Prostitution als „eine notwendige sociale Institution" verteidigen. Daß gottlob! nicht alle Aerzte das thun, daß vielmehr hochangesehene und übrigens von Christentum unbeeinflußte Autoritäten auch anders urteilen, scheint der Verfasser nicht zu wissen, er kann das jedoch in den „Verhandlungen der Halleschen Konferenz der deutschen Sittlichkeits-Vereine vom 8. und 9. Mai 1890" (Berlin 1890, S. 113 ff.) nachlesen. Interessant dabei ist aber für unseren Zweck, wie der Verfasser sich dazu stellt, und da wird sich uns zeigen, wie die aufrichtige sittliche Empörung einer ehrlichen Natur in den Nebenbemerkungen immer wieder durchbricht. „Der Leipziger Polizei-Arzt Dr. J. Kühn sagt in seinem Buche „Die Prostitution im 19. Jahrhundert vom sanitätspolizeilichen Standpunkt": „Die Prostitution ist nicht bloß ein zu duldendes, sondern ein notwendiges Uebel, denn sie schützt die Weiber vor Untreue (die nur die Männer zu begehen ein Recht haben. D. V.) und die Tugend (natürlich die weibliche, die Männer brauchen keine. D. V.) vor Angriffen (sic) und somit vor dem Falle." Man sieht, diese wenigen citierten Worte des Dr. Kühn charakterisieren den krassen Egoismus der Männerwelt in der unverhülltesten Form."

Und dann geht er über zu der Rolle, welche der Staat, der deutsche, der „christliche" Staat dabei spielt.. „Im deutschen Reiche ist nicht, wie in Frankreich, die Prostitution staatlich zugelassen, organisiert und überwacht, sondern nur geduldet. Die offiziellen öffentlichen Häuser sind, wo sie bestanden, durch Bundesratsbeschluß aufgehoben worden. Infolgedessen gelangten in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrzehnts zahlreiche Petitionen an den Reichstag, worin gebeten wurde, die öffentlichen Häuser wieder zuzulassen, da das Laster um so ungezügelter im Geheimen wirke und eine erschreckende Zunahme der syphilitischen Krankheiten die Folge sei. Eine über diesen Gegenstand niedergesetzte Reichstagskommission, der namentlich auch Aerzte angehörten, kam zu dem Beschluß, die Petitionen dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen, da ein Verbot der öffentlichen Häuser von den gefährlichsten Folgen für die Moral und Gesundheit der Gesellschaft und besonders des Familienlebens sei."

„Diese Zeugnisse genügen. Sie bestätigen, daß auch für die moderne Gesellschaft die Beseitigung der Prostitution eine Sphinx ist, deren Rätsel sie nicht lösen kann; sie hält für nötig, dieselbe staatlich zu dulden und zu überwachen, um größeres Uebel zu vermeiden. Unsere mit ihrer „Sittlichkeit", ihrer „Religiosität", ihrer Civilisation und Kultur sich brüstende Gesellschaft muß also dulden, daß Sittenlosigkeit und Korruption wie schleichendes Gift ihren Körper durchwühlen. Aber es geht noch etwas anderes daraus hervor. Der christliche Staat erklärt damit offiziell, daß die vorhandene Form der Ehe ungenügend ist, und daß der Mann ein Recht hat, die illegitime Befriedigung des Geschlechtstriebs zu suchen. Die unverehelichte Frau zählt bei demselben Staat als Geschlechtswesen nur insofern, als sie sich den illegitimen männlichen Begierden hingeben will, d. h. Prostituierte wird. Und die von den staatlichen Organen vielfach ausgeübte Ueberwachung und Kontrolle der Prostitution trifft nicht auch den Mann, der die Prostituierte sucht, was doch, wenn die polizeilich-ärztliche Kontrolle einen Sinn und halbwegs Erfolg haben sollte, eigentlich selbstverständlich wäre, — wobei die gleiche Anwendung des Gesetzes auf beide Geschlechter als Akt der Gerechtigkeit nicht einmal hervorgehoben werden soll — sondern sie trifft allein die Frau."

„Dieser Schutz des Mannes vor der Frau durch den Staat stellt die wahre Natur der Verhältnisse auf den Kopf. Es sieht aus, als seien die Männer das schwächere Geschlecht und die Frauen das stärkere, als sei die Frau die Verführerin, der arme, schwache Mann der Verführte. — — Daß sich die Männerwelt dieser traurigen und unwürdigen Rolle nicht schämt!" Und dann führt er die Petition von 2300 Berliner Frauen gegen die Orgien des deutschen Schützenfestes vom Sommer 1890, offenbar recht von Herzen zustimmend, ins Feld.

Und weiter erklärt er sich energisch gegen „die Errichtung polizeilich kontrollierter Prostitutionsanstalten", weil durch die ärztliche Kontrolle die Männer nur sicherer gemacht und die Ansteckung ungemein vermehrt werde, zumal die Untersuchung an sich völlig unzureichend sei. „Dann aber scheitert der Erfolg dieser Maßregel daran, daß die Männer — — von jeder Belästigung befreit bleiben" (146). „Mag auch ein geschlechtlich kranker Mann in seiner Zügellosigkeit noch so viele arme Wesen anstecken, die, das sei zur Ehre der Frauen gesagt, meist aus bitterer Not oder durch Verführung gezwungen, dieses schmachvolle Handwerk treiben, der räudige Mann bleibt unbehelligt." (148). Und doch ist es ein so entsetzlicher Fluch, der mit diesen Krankheiten auf diesen Ausschweifungen ruht. „Du sollst für die Sünde heimgesucht werden an deinen Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied." Dieser Spruch der Bibel trifft den ausschweifenden geschlechtskranken Menschen im vollsten Sinne des Worts. Das syphilitische Gift ist in seiner Wirkung das zäheste und am schwersten ausrottbare aller Gifte. Noch nach vielen Jahren einer überstandenen Krankheit, nachdem der Genesene längst jede Spur vernichtet wähnt, zeigen häufig sich die Folgen bei der Frau in der Ehe oder bei den Neugeborenen" (148).

Und immer wieder erklärt er sich — nur zu sehr mit Recht — gegen die Straflosigkeit der Männer! „Die Söhne unserer „besitzenden und gebildeten Klassen" sehen es zum guten Teil als ein ihnen zustehendes Recht an, die Töchter des Volks zu verführen und dann im Stich lassen zu dürfen. Nur zu leicht fallen die rasch vertrauenden, lebens- und erfahrungsunkundigen, dazu meist freund- und freundlosen Töchter des Volks der Verführung, die sich in glänzender, einschmeichelnder Gestalt ihnen naht, zum Opfer. Enttäuschungen und Jammer und schließlich Verbrechen sind die Folge. Die Frauenselbstmorde und Kindesmorde verdanken diesen Ursachen hauptsächlich ihren Grund. Die zahlreichen Gerichtsverhandlungen wegen Kindesmorde geben ein düsteres, lehrreiches Bild. Das verführte, schmählich verlassene, hilflos in die Verzweiflung und Schande gestoßene Weib greift zum Aeußersten, tötet seine Leibesfrucht, wird prozessiert, erhält Zuchthaus oder wird guillotiniert. Der gewissenlose Mörder — geht straflos aus, heiratet vielleicht kurz darauf die Tochter einer „honetten, rechtschaffenen" Familie und wird ein sehr geehrter, frommer, braver Mann. Es läuft mancher umher in Ehren und Würden, der seine Ehre und sein Gewissen in solcher Weise besudelte. Hätten die Frauen in der Gesetzgebung ein Wort mitzusprechen, nach dieser Richtung würde manches anders." (156.) Man vergleiche dazu den ergreifenden Roman „Adam Bede" von George Eliot.

Und dies zum wenigsten müßte anders werden; Gleichheit vor dem Strafgesetz würde in diesem Punkte schon vieles bessern, das ist gewiß; und diese rechtliche Ungleichheit ist geradezu empörend. Hier muß immer wieder mit allem Nachdruck eingesetzt werden, bis Abhülfe erfolgt. Zumal aber die Gesetzgebung sich bis zu den §§ 340 und 341 des Code Nap. verirrt, von denen der erste lautet: La recherche de la paternité est interdite, der letzte aber: La recherche de la maternité est admise. „Nach der Vaterschaft eines Kindes zu forschen", fügt Bebel (105) hinzu, „ist verboten, nach der Mutterschaft zu forschen ist gestattet, ein Gesetz, das die Ungerechtigkeit gegen die verführte Frau in der schamlosesten Weise zum Ausdruck bringt, und ein Privilegium der Männer, die Frauen zu verführen, begründet; natürlich unter dem Vorwand, die Frau von der Unsittlichkeit abzuschrecken." Und dem reihen sich dann würdig die

Findelhäuser an. „Das Vatergefühl existiert bekanntlich nach unserer famosen „Moral" dem unehelichen Kinde gegenüber nicht, das existiert nur für die „legitimen Erben." Durch die Findelhäuser sollten den Neugeborenen auch die Mütter genommen werden. Sie kommen als Waisen auf die Welt." (106.) Und man wird ihm wohl Recht geben müssen, wenn er (auf Grund von Menger, das bürgerliche Recht und die besitzlosen Klassen, Tübingen 1890) nachweist, daß der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich gegenüber dem humaneren Standpunkte des preußischen Landrechts sich französischen Grundsätzen annähert, wenn wir auch gefaßt darauf sein müssen, daß man auch von konservativer Seite vielfach, was wir das Humanere nennen, als das „Laxere" bezeichnen wird. Aber das macht uns nicht irre. Alle Bestimmungen, die den Mann abschrecken, fassen wir als die humaneren, alle solche, die der Frau die alleinige Schuld zuschieben, fassen wir als die laxeren.

Aber, könnte man einwerfen, werden nun nicht doch die Frauen zu sehr von Bebel in Schutz genommen? Ist nicht das Ganze von der Tendenz vergiftet, die Frauen durch seine Ausführungen „aufzuhetzen" und zu seiner Partei herüberzuziehen? Lassen wir auch hier die Thatsachen reden. „Ueber die Ursachen, die vorzugsweise die Frauen zur Prostitution treiben, hat der Pariser Arzt Parent-Duchatelet eine interessante Statistik aufgestellt, die über 5000 Prostituierte Auskunft giebt. Unter diesen 5000 befanden sich 1440, die aus Mangel und Elend zu diesem Gewerbe griffen, 1250 waren eltern- und mittellos, also gleichfalls in Not, 80 prostituierten sich, um arme Eltern zu ernähren, 1400 waren von ihren Liebhabern verlassene Konkubinen, 400 von Offizieren und Soldaten verführte und nach Paris verschleppte Mädchen, 280 waren von ihren Liebhabern im Schwangerschaftszustande Verlassene. Diese Zahlen und Rubriken sprechen sehr deutlich" (154).

Wir haben den „Angeklagten" für sich selbst reden lassen und haben ihm ziemlich ausführlich das Wort gegeben, nicht nur um seine persönliche Stellung zur Sittlichkeitsfrage unzweifelhaft klarzustellen, sondern auch, um mit dieser Sittlichkeitspredigt eines „Atheisten" der gegenwärtigen Gesellschaft das warnende Mene Tekel an die Wand schreiben zu lassen. Und freilich, in der Beziehung haben wir das Buch weitaus nicht erschöpft! Welche Notlage socialer weiblicher Arbeiterinnen, welche schamlose und schandbare Ausbeutung dieser Not seitens der Arbeitgeber (mit direktem Verweis auf die Prostitution als Nebenverdienst zum Hungerlohne!), welche traurige Vorbildung für die Hauswirtschaft, welcher hohe Grad der Kindersterblichkeit, welche erschreckende Zerrüttung von Proletarierehen infolge all dieser Umstände, welches Verbrechertum der aufsichtslos aufwachsenden Jugend treten uns da noch entgegen. Und der eine Absatz muß da doch zur Illustration noch angeführt werden:

„Der zunehmende schwere Kampf ums Dasein zwingt Frauen und Männer auch oft zu Handlungen und Duldungen, die sie sonst verabscheuen würden. So wurde 1877 in München konstatiert, daß unter den polizeilich eingetragenen und überwachten Prostituierten nicht weniger als 203 Frauen von Arbeitern und Handwerkern waren. Und wie viele verheiratete Frauen treiben aus Not dieses schmähliche Handwerk, ohne daß sie sich der das Schamgefühl und die Menschenwürde aufs tiefste verletzenden polizeilichen Kontrolle unterwerfen" (101). — Und welcher Prozentsatz der aus Zwang unverheiratet bleibenden Männer und Frauen, welche Gefahr der Wohnungsverhältnisse, welche Ausdehnung und Zunahme der Kindesmorde, welche Ausbreitung der Prostitution, und zur Schande unseres Volkes sei es gesagt! der deutschen Prostitution über alle fünf Erdteile! „Deutschland genießt speciell den Ruhm, den Frauenmarkt für die halbe Welt abzugeben!" u. s. w. (151.) Das Bebelsche Buch verdient nach dieser Seite hin die entschiedenste Anerkennung und ist in diesem Teile seiner Ausführungen, kurz gesagt, eine der wertvollsten Sammlungen zur Rechtfertigung und Unterstützung der Bestrebungen der Sittlichkeitsvereine!

Hier findet nun freilich auch in der Hauptsache unsere Zustimmung ein Ende. Ja, wir müssen von hier an ihm scharf entgegentreten. Und dies nicht zunächst, wie das meist geschehen ist, im Hinblick auf das Ziel, welches der Verfasser erstrebt. Nein, es kommt vor allen Dingen darauf an, den Blick von hier aus rückwärts auf die Ursachen dieser beklagenswerten Zustände zu richten. Und es wird sich da das Merkwürdige ergeben, daß wir auch hier noch dem Verfasser in manchem, was ihm als die Hauptsache erscheint, zustimmen können, und doch in dem, was die Hauptsache ist, ihn nachdrücklich bekämpfen müssen.

Denn dem Verfasser kommt ja alles auf den Nachweis an, daß diese entsetzlichen Mißstände einzig Folgen des bestehenden Systems der unter Staatsschutz stehenden Privatwirtschaft sind. Und leugnen wird sich nicht lassen, daß sie durchweg eng damit verknüpft sind. Aber dieser Nachweis genügt nicht, sondern ausreichend würde hier nur der sein, daß sie notwendig aus diesem System hervorgehen müssen. Und diesen Beweis glaubt Bebel auch in überzeugendster Weise erbracht zu haben. Allein er wird uns doch zugestehen, daß diese ganze Unsittlichkeit (im engeren Sinne) aus der Privatwirtschaft sich trotz aller Not nicht entwickeln würde, wenn — die menschliche Natur eine andere wäre, als sie ist. Er wird uns das zugeben und lächeln. Und in gewisser Weise mit Recht; denn die menschliche Natur ist nun einmal, wie sie ist. Gewiß; aber für die Beurteilung dieser menschlichen Natur und der daraus sich ergebenden Mißstände macht es einen gewaltigen Unterschied, ob man eine dem Menschen einwohnende und doch von ihm zu bekämpfende Verderbnis desselben, d. h. die Sünde, kennt, oder ob man auch beim Menschen alles nach der inneren Notwendigkeit einer Naturordnung sich vollziehen läßt, wonach, ohne Raum für irgend welche Wahlfreiheit, aus bestimmten Ursachen nun auch beim Menschen bestimmte Wirkungen sich ergeben müssen. Und auf diesem letzteren Standpunkte steht ja August Bebel ausgesprochenermaßen. Für ihn giebt es daher keine Schuld und Sünde im eigentlichen Sinne, sondern nur naturnotwendige Entwicklung, und zwar in der Weise, daß der Zwang der jeweilig obwaltenden Verhältnisse mit Naturnotwendigkeit jeden Menschen innerlich so oder so gestaltet, so daß dieser wieder mit derselben inneren Naturnotwendigkeit die Verhältnisse umbildet, und so weiter, in einer Kette von Notwendigkeiten, aus welcher es kein Entrinnen giebt. Höhnend kann er es ja den höheren Ständen entgegenhalten, daß er von ihnen diese Weisheit gelernt, und mit ehernem Klange meint mans dazwischen tönen zu hören: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Denn was der Mensch säet, das wird er ernten.“ Und wer Wind säet, der wird Sturm ernten!

Dennoch dürfen wir es uns einem solchen Gegner gegenüber nicht so bequem machen, einfach an dem Problem der Wahlfreiheit vorüberzuhuschen, und es liegt uns fern, ihn oder doch seine Leser hier mit sittlich-religiösen Deklamationen zu übertäuben. Denn wenn dieselben auch immerhin nicht ganz ohne Wirkung bleiben, weil sie beim Menschen in dem, was auch Bebel als „Gewissen“ kennt (156) einen Widerhall finden, so lassen sie doch das strenge Denken unbefriedigt, an das sich dann doch wieder alle Zweifel hängen werden. Denn allerdings wird man in viel höherem Grade, als das von christlicher Seite meistens geschieht, dem Verfasser zugeben müssen, daß alles, und auch unsere innere Gedankenentwicklung so sehr in die Notwendigkeit von Ursache und Wirkung gebannt ist, daß zunächst nirgends ein Ausweg sich zeigt, so daß von einer Wahlfreiheit in dem gewöhnlichen Sinne allerdings auch m. E. nicht gesprochen werden kann. Es giebt vielmehr hier für das Denken nur einen Ausweg, und derselbe ist, wissenschaftlich angesehen, hypothetischer Art und leitet sich also mit einem „Wenn“ ein. Unser Gegner lächelt überlegen, aber sehr mit Unrecht, denn er muß uns zugeben, daß auch er nur ein anderes „Wenn“ dem gegenüberzustellen hat, so lange er auf dem Boden der Wissenschaft bleibt. Unser „Wenn“ ist also dies: Wenn es einen Schöpfer-Gott giebt, so muß damit zugleich eine Stelle angenommen werden, von wo aus der

Naturmechanismus von Ursache und Wirkung so frei geleitet wird, wie die Maschine von ihrem Erfinder; denn das liegt im Begriffe dieses göttlichen Wesens. Ob es aber einen Gott giebt, das kann keine Wissenschaft bestimmen, das ist vielmehr unausweichlich Sache des Glaubens, und die Wissenschaft reicht dahin nur mit Wahrscheinlichkeiten, die eben der eine so, der andere so ansieht. Wo man dies von atheistischer Seite leugnet, da sangen auf jener Seite die hohlen Deklamationen an, die aber dann um so mehr zu verurteilen sind, als sie die Wissenschaft fälschen, indem sie für Wissenschaft sich ausgeben.

Und nun sagen wir weiter: Wenn es so eine Stelle giebt, von wo aus der Naturmechanismus frei gehandhabt werden kann, so ist dem Menschen möglich, von diesem Mechanismus frei zu werden, wenn ihm ein Zugang zu dieser Stelle gestattet ist. Und das ist für uns Christen die Bedeutung der Religion, des Glaubens und des Gebetes. Man kann darüber lachen, wie — viele „Gebildete" über den Socialismus lachen! Was entscheidet, ist schließlich nicht das Lachen, sondern das Krachen! Die Macht entscheidet, und nicht zunächst die physische Macht der Fäuste, sondern die metaphysische der Ideen. Da sind wir mit unserem Gegner wieder einig, und diese Metaphysik läßt auch er ja gelten.

Bebel schließt die Vorrede zur 9. Auflage seiner „Frau" mit den merkwürdigen Worten: „Beruht der Socialismus auf Irrtum, so wird er untergehen; beruht er aber auf Wahrheit, d. h. ist er das naturgemäße Ergebnis unserer gesellschaftlichen Entwicklung, dann wird keine Macht der Erde seine Verwirklichung zu hindern vermögen, er wird, auf die eine oder die andere Weise sich Bahn brechend, die neue Form der Gesellschaft werden." Und wir stellen ihm hier für das Christentum das Wort Gamaliels (Apgesch. 5, 38 und 39) entgegen, das ihm dabei offenbar vorgeschwebt hat: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen; auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen." Und wir beziehen dies Wort auch voll und ganz auf den Socialismus und fügen uns in die Bahnen unserer wirtschaftlichen Entwicklung, die unser Gott nach seinem Ratschluß uns führen will, ob sie uns auch dunkel erscheinen mögen; aber das wissen wir, daß Gottes Gedanken es sind, die den Weltlauf bestimmen, und daß dennoch wir Menschen dafür verantwortlich sind, weil seine Gedanken als die eines reifen Erziehers und Regenten sich nach unserem Thun richten, und weil wir in unserem Thun frei sind, da wir durch unsern Glauben und das Gebet uns in Gott zu Seiner Freiheit können aufnehmen lassen. Allerdings handelt es sich dabei zunächst immer nur um die sittliche Freiheit der Entscheidung; aber da Bebel ja auch seinerseits zugiebt, daß die Menschen durch ihr Denken und Handeln auch wieder die Verhältnisse aufs entschiedenste beeinflussen und gestalten, so ist mit dieser sittlichen Freiheit der Naturmechanismus soweit durchbrochen, daß dieselbe nur in den äußeren Verhältnissen zur Geltung gelangen kann. Und darauf allein würde es ankommen.

Natürlich gebe ich mich nicht der Illusion hin, den Bebel, der sich mit besonderem Stolz der Aufgeklärtheit einen Atheisten nennt, mit diesen Ausführungen zu überzeugen, aber mir tritt aus dem Atheisten Bebel doch immer wieder das ehrliche Herz entgegen, und mit solcher Zweifellosigkeit, daß ich hier die öffentliche Bitte an ihn wage, sich doch noch einmal zu überlegen, ob wirklich der Glaube an einen persönlichen Schöpfer-Gott, auch von seinem Standpunkte angesehen, den Hohn verdient, den er darüber ausgießt. (Vgl. 313 ff.) Die Stellen, welche von der Religion und vom Christenthum handeln, wie insbesondere auch die meisten von denen, welche die heilige Schrift heranziehen, (vgl. „Christliche Welt", 1891, Nr. 36) sind einfach eines so ernsten Mannes, wie Bebel es doch wirklich ist, unwürdig.

Und wir müssen noch eins hinzufügen. Die Erhabenheit, mit der er seine Ansicht als die einzig wissenschaftlich berechtigte hinstellt, beweist doch gerade, daß ihm der wirklich wissenschaftliche Untergrund fehlt. Darin tritt das Dilettantische des

Autodidakten, vor dessen Gaben, wie Erfolgen wir im übrigen die höchste Achtung haben, doch recht deutlich hervor. Denn ein wissenschaftlicher Mensch steckt vor allem die Grenzen der Wissenschaft fest, und ein Augenblick ruhiger Besinnung muß ihm da sagen, daß bei der Frage, woher diese Welt gekommen, die „Wissenschaft" aufhört. Und die wahre Wissenschaft, von Kants Antinomieen bis Du Bois-Reymonds „Ignorabimus" muß ihm das bestätigen. Deshalb fängt hier der Glaube an, und deshalb ist, man mag wollen oder nicht, der Glaube nicht nur das Ende, sondern auch der Anfang, nämlich die Voraussetzung jeder Wissenschaft. Gewiß, man kann also sich in seinem Glauben für die Ewigkeit der Welt und ihres Kausalnexus, nach welchem alles ohne Freiheit sich nach bloßer Naturnotwendigkeit, durch den Stoß von rückwärts, sozusagen, entwickelt, endgültig entscheiden, aber wenn man sich bewußt bleibt, daß auch dies nur ein Glaube ist, so wird man den entgegenstehenden Glauben nicht verhöhnen! Und umsoweniger, als dieser letztere, der religiöse Glaube erfahrungsgemäß die tiefsten Seiten des menschlichen Gemüts berührt und deshalb gebieterisch Pietät für sich fordern muß, während der erstere, irreligiöse, Glaube diese selber systematisch ausschließt. Aber schon dies sollte einen Denker wie Bebel zum Bedenken bringen. Mit der Religion im allgemeinen giebt er ganze Seiten und Tiefen der menschlichen Natur ohne Ersatz verloren, und wenn die Tiefen durch Verkehrung oft genug zu grauenvollen Abgründen würden, so kann er doch unmöglich leugnen, daß sie oft genug auch, und gerade bei dem weiblichen Geschlecht, die herrlichsten Blüten hervorgebracht haben, wie sie auch nur annähernd seine kühl und kalt berechnende Kausalitäts-Moral niemals je erzeugt hat noch erzeugen kann. Soviel sollte er doch von seinen Parteivorfahren gelernt haben, von einem Proudhon, wenn dieser die question religieuse au fond de chaque question findet; von einem Fourier, der doch festhielt, „die menschliche Vernunft müsse anerkennen, daß alle Erleuchtung von Gott komme, sie müsse sich seinem Geiste unterwerfen, und also bleibe nur übrig zu bestimmen, welch wesentliche Charaktereigenschaften, Attribute, Ansichten und Methoden Gott in Bezug auf die Harmonie des Weltalls habe." (A. Bebel, Charles Fourier. Stuttgart 1888. S. 223.)

Daß es aber Dilettantismus ist, der hier für Wissenschaft sich ausgiebt, das zeigt sich nun am klarsten darin, daß Bebel nicht nur im allgemeinen für die Weltanschauung des unerbittlichen Kausalnexus eintritt, sondern daß er nur eine Art desselben und gerade die zweifelhafteste von allen, die des Darwinismus als unzweifelhaft gelten läßt (195 ff.). Wie wenig das der Fall ist, davon sollte ihn doch billigerweise das Urteil eines so von allen religiösen „Vorurteilen" freien und anerkannt wissenschaftlich hochbedeutenden Mannes wie Virchow überzeugt haben. Ich bitte mich wohl zu verstehen. Ich sage nicht, daß nicht auch nach diesem Urteil jemand mit voller Begeisterung für den Darwinismus eintreten könnte! Nur nicht für den Darwinismus als Wissenschaft! Er ist eben eine Mischung von Wissenschaft und Glauben. Ob der Darwinismus zum Socialismus führt oder nicht, das ist mir dabei ganz gleichgültig; Bebel weiß ja selbst, wie der Stiefvater dieses Systems, Prof. Häckel, aus dem Recht des Stärkeren im Kampfe ums Dasein das aristokratische Prinzip als das die Natur beherrschende erweist. Und für jeden unbefangenen Menschen ist das so einleuchtend wie möglich. Aber wie dem auch sei, er sieht daraus, daß die „Wissenschaft" eine wächserne Nase hat.

Wir legen auf diesen Punkt ein so besonderes Gewicht, weil er der Angelpunkt unserer ganzen Auseinandersetzung mit der Bebelschen Anschauung ist. Denn an ihm entscheidet sich, was man überhaupt unter Sittlichkeit und Unsittlichkeit versteht, und zwar auch trotz eines solchen absolutistischen Machtwortes, wie es Bebel uns entgegenhält, wenn er apodiktisch erklärt: „Sittlichkeit und Moral haben mit der Religion nichts zu thun; das Gegenteil behaupten Einfältige und Heuchler" (315). Eine traurige Alternative für den Schreiber dieses, über welche ihn nur tröstet, daß in der „Wissen-

schaft" solche Machtsprüche nicht gelten. Und so dürfen wir doch vielleicht noch einmal mit ihm das „wissenschaftliche" Problem erörtern und ihm vor allem dabei entgegenhalten, daß er von Sittlichkeit zu reden gar nicht mehr das Recht hat, weil ihm für dieselbe jeder Maßstab fehlt. Und er giebt das ja selber ganz unbefangen zu. „Wie die Religion, so entspringen auch die Begriffe über die Moral dem jeweiligen Socialzustand der Menschen. Der Kannibale betrachtet Menschenfresserei als sehr moralisch; als moralisch sahen Griechen und Römer die Sklaverei an, der Feudalherr des Mittelalters die Leibeigenschaft und Hörigkeit, hoch moralisch erscheint dem modernen Kapitalisten das Lohnarbeitsverhältnis, die Schinderei der Frauen durch Nachtarbeit, die Demoralisation der Kinder durch Fabrikarbeit" (315). Freilich das ist die richtige Konsequenz der darwinistischen Lehre: die jeweilige Moral ist Folge der jeweiligen Zustände. Aber, muß man dann doch sagen, ihr lieben socialistischen Freunde, woher dann eure sittliche Entrüstung? eine Empörung, die auch in jener Aufzählung durchklingt und den Verfasser zur offenbaren Ungerechtigkeit verleitet! Denn wer erklärt denn auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe z. B. „die Schinderei der Frauen durch Nachtarbeit" für „hochmoralisch"? Im Gegenteil, diejenigen Arbeitgeber, welche nicht mit Bedauern einem vermeintlichen Zwange dabei sich glauben fügen zu müssen, werden durchweg vom bewußten oder unbewußten darwinistischen Standpunkte aus das Recht des Stärkeren im Kampf ums Dasein trotzig für sich in Anspruch nehmen und sich den Kuckuck um sittliche Skrupel scheren. Denn in der Konsequenz der christlichen Idee liegt diese Unbarmherzigkeit doch wahrhaftig nicht, und hier könnte ich, wenn ich es überhaupt für recht hielte, mit größerem Rechte hinzufügen: „Das Gegenteil behaupten Einfältige oder Heuchler!"

Aber vergessen wir den Hauptpunkt nicht. Vom darwinistischen Standpunkte aus, behaupten wir, kann überhaupt von Sittlichkeit nicht mehr die Rede sein, weil jeder Maßstab fehlt. Denn eine stets wechselnde Sittlichkeit verdient den Namen nicht. Und so schön, richtig verstanden, der Grundsatz Jesu (Luk. 6, 31) ist: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr" (vgl. Mtth. 7, 12), zu dem ja auch Bebel sich bekennt (316) — zur Grundlage einer Ethik reicht er doch nicht aus, wie er denn dazu auch nicht vom HErrn bestimmt war. Denn so wertvoll derselbe als vorläufiger Prüfstein ist, so klar ist doch, daß er — ohne die Voraussetzung eines richtig stehenden Herzens — an sich ein rein formaler Satz ist, der auch so verwandt werden kann, daß einer sagt: „Ich betrüge Dich und schinde Dich; betrüg und schinde mich wieder, wenn Du kannst!" Dann kommt aber alles darauf an, wer der Klügste und der Stärkste ist! Und selbst wenn man die Sittlichkeit als gegenseitiges Dienen und Nachgeben und Sichunterordnen faßt, kommt man nicht weiter, denn alle Verführung in der Welt beruht ebenfalls darauf. Es muß eben einen absoluten Maßstab geben, eine Grenze gegenüber der unsittlichen Unterordnung, und es muß deshalb eine grenzenlose Unterordnung geben, welche ihrerseits dann diese Grenze abgiebt, und das kann nur die gegen den Schöpfer-Gott sein, von dem alles, was ich bin und habe, seinen Ursprung hat, dem ich mich also auch mit allem, was ich bin und habe, schulde, zumal aber, wenn ich als ein Christ glaube, daß Er mich trotz aller meiner Undankbarkeit dennoch um Seines Sohnes willen annehmen und mir das ewige Leben geben will. In diesem Punkte hängen eben Religion und Sittlichkeit unlöslich zusammen, denn nun muß alle Liebe und freie Unterordnung in der Welt zu dieser ersten Liebe stimmen, und dann kann man nicht mehr sagen, daß Religion und Sittlichkeit „nichts miteinander zu thun haben." Man kann dann nicht mehr scheiden: „Sittlichkeit und Moral sind der Ausdruck für Begriffe, welche die Beziehungen der Menschen zu einander und ihre Handlungen gegenseitig regeln, die Religion regelt die Beziehung der Menschen zu übersinnlichen Wesen." (315.) Richtig, aber eben deshalb ohne Religion keine Sittlichkeit; denn Sittlichkeit bedeutet eine fest bestimmte Sinnesrichtung, wie die Magnetnadel stetig nach Norden weist.

Aber sie kann in aller Bewegung des Schiffskörpers doch nur deshalb unentwegt diese Richtung festhalten, weil es thatsächlich einen Nordpol giebt! Und dieser Pol für die Magnetnadel unseres Herzens ist der ewige Gott, denn „unser Herz ist unruhig", sagt der Kirchenvater Augustin, „bis es ruhet in Dir". Und gegen diesen Gottes- und Christenglauben stürmen alle Gegner vergeblich heran, denn er hat einen merkwürdigen Verbündeten: das sich nach Erlösung sehnende Menschenherz, eben dasselbe stets abirrende Herz, das doch auch wieder ohne seinen Gott nicht leben kann, und selbst wenn man ihm diese Sehnsucht systematisch abgewöhnt und ertötet — dennoch kaum! Und das fügen wir hinzu: wenn aller Mißbrauch und schändliche Verhunzung der christlichen Religion seitens ihrer Anhänger ihr nicht den Garaus hat machen können — dann werden es die Gegner gewiß nicht vermögen.

Und von hier kehren wir nun zu der Unsittlichkeit im engeren Sinne und zu den Aeußerungen Bebels über dieselbe zurück. Ja, wie kühl mutet uns jetzt das alles an. Es ist ja alles Naturnotwendigkeit! Woher denn soviel Lärm um eine ganz natürliche Sache? Es waren also nur hohle Deklamationen? Nein, lieber Leser, lies sie nur noch einmal! Es war trotz aller darwinistischen Philosophiererei der unverfälschte Naturlaut des menschlichen, ja, auch eines, wider Willen selbst, dennoch vom Christenglauben, wenigstens von Christenmoral tief beeinflußten Herzens! Es ist wirkliche und echte, alle närrische Reflexion durchbrechende, alle natürlich empfindenden Herzen gewaltsam mit sich fortreißende sittliche Empörung! Ja, was wäre der Socialismus überhaupt, wenn er nichts als kühler Darwinismus wäre, wie er es zu sein meint? Eine Theorie, die kein Dutzend Menschen in Bewegung setzte! Aber mit seiner leider, Gott seis geklagt, nur zu gerechten sittlichen Entrüstung ist er eine Gewalt, die Hunderttausende mit sich fortreißt und die alte Gesellschaft in ihren Fugen erkrachen läßt. Ja, wenn die Socialdemokraten ihren Vorteil verständen! Aber freilich, aus Klugheit und Berechnung ist noch keiner je ein wahrer Christ geworden und das ist auch das Beste dabei!

Nein, all die Hurerei und Unzucht und Kuppelei und Phantasie-Vergiftung — in welcher Form auch immer — sie sind keine Naturnotwendigkeit, wie Bebel in seiner Theorie sie hinstellt, sondern schändliche Sünde, und der Protest gegen sie als Sünde in Wort und That ist das einzig wirksame Gegenmittel — auch seitens der Socialdemokraten! Der Appell an das öffentliche Gewissen, er und nichts anderes ist es, was den Worten Bebels die Wucht verleiht, und umsomehr gerade, als er ein erklärter Atheist ist, der hier das Wort ergreift und trotz all seiner von der Bourgeoisie übernommenen „wissenschaftlichen" Voraussetzungen, die aller Zügellosigkeit Thür und Thor öffnen würden, einfach unbekümmert dem natürlichen Ekel eines echt deutschen Gemütes über diese ganze — Schweinerei Ausdruck giebt, aber nun nicht nur für seine einzelne Person, sondern an der Spitze von 1¼ Million Wählern zum deutschen Reichstage, d. h. an der Spitze von 2½ Million Fäusten, die unter Umständen diese Ethik mit schlagenden Beweisen zum Siege führen könnten: — ja, das übt doch seine Wirkung auch auf die größten Schlafmützen und Bierphilister aus.

Wenn nur dieser selbe Bebel nicht in seinen „wissenschaftlichen" Voraussetzungen selbst ein solcher echter „Bourgeois" wäre! Wieviel richtiger würde er die Welt ansehn, welche Wirkung müßte er dann erst ausüben! Aber so sieht er durch die Bourgeois-Brille nicht einfach natürlich, sondern leider sehr verquer in die Welt.

Wir wiederholen unsere Frage: Woher die Unsittlichkeit und Zügellosigkeit? Und wir sagen: Aus der menschlichen Natur, wie sie sich thatsächlich darstellt; und die gegenwärtige Privatwirtschaft erscheint höchstens als eine zu beseitigende Begünstigung der Zügellosigkeit, zu welcher jene Natur leider neigt. Und dabei können wir ja zunächst noch Bebel in gewisser Weise zustimmen; aber nur, um uns sofort wieder von ihm weit geschieden zu sehn. Denn seine „wissenschaftlichen" Voraussetzungen



entlasten auch hier von vornherein die Personen von der Schuld, um desto ungeteilter den Zuständen sie aufhalsen zu können. Man höre nur:

„Unter allen Naturtrieben, die der Mensch besitzt, ist neben dem Trieb zu essen um zu leben, der Geschlechtstrieb der stärkste. — — Luther hatte vollkommen recht, wenn er, wie bereits erwähnt, sagte: „Wer nun dem Naturtrieb wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und muß, was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe." Das sind Worte, die man in Stein über die Thüren unserer Kirchen meißeln sollte, in welchen so gerne gegen das „sündhafte Fleisch" gepredigt wird (73). Sollen wir Pastoren vielleicht dem „sündhaften Fleisch" zu Willen predigen?! Jedenfalls war Luther weit davon entfernt, wenn er mit diesen Worten die Unnatur des Cölibatszwanges angriff. Und auch Bebel kennt ja doch in diesem Punkte die Selbstbeherrschung und tritt am andern Orte nachdrücklich für sie ein. — „Maßhalten im Geschlechtsverkehr ist ebenso nötig, wie im Essen und Trinken und bei anderen menschlichen Bedürfnissen. Aber Maßhalten ist namentlich für die Jugend schwer. Daher die große Zahl „jugendlicher Greise", gerade in den „höheren" Gesellschaftsschichten" (158). Ja, leider! Aber warum vergißt er das hier?

Indes jener Satz Luthers ist auch physiologisch angesehen nicht richtig! Wir müssen darauf eingehen und müssen uns dazu die freie Aussprache des Arztes und Naturforschers erbitten. Man kann die Notwendigkeit der Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht mit derjenigen der Stillung des Hungers gleich stellen. Denn der letztere bezeichnet das Gefühl eines Mangels, dessen Fortdauer den Tod herbeiführt; bei jenem aber handelt es sich um einen Ueberschuß an Kraft, von dem die unverdorbene Natur sich auch ohne Geschlechtsverkehr auf naturgemäße Weise befreit. Und hierbei müssen wir notgedrungen noch auf einen anderen physiologisch wichtigen Punkt kommen, der den natürlichen Unterschied der Geschlechter betrifft. Ein Grundaxiom, von dem Bebel ausgeht, ist die Forderung einer völlig gleichen Beurteilung des Geschlechtstriebes beim Mann wie beim Weibe. „Daß die Frau genau (!) die gleichen Triebe hat, wie der Mann, ja daß dieselben in gewissen Zeiten ihres Lebens (zur Zeit der Perioden) ungleich heftiger sich geltend machen, beirrt den Mann nicht" (140). Und dieser Satz zieht sich als Voraussetzung durch die ganze Darstellung und erklärt direkt und indirekt die besondere „Keuschheit" des weiblichen Geschlechts für eine Einbildung. Aber dieser natürlichen „Keuschheit" der Frau darf die Achtung nicht in dieser Weise entzogen werden, weil in ihr die Erziehung des Mannes zur Keuschheit die natürliche Grundlage findet. Denn nicht nur, daß im allgemeinen der Mann in diesem Punkte zum Angriffe, das Weib zur Schamhaftigkeit und Zurückhaltung, wie Bebel selbst wiederholt anerkennt, veranlagt ist: die Natur bezeichnet den Unterschied in diesem Punkte auch dadurch genau, daß sich beim Manne der Ueberschuß an Kraft auch bei der unwillkürlichen Ausscheidung mit einem Lustgefühle absondert, während dies beim Weibe mit dem geraden Gegenteile, mit einem „Unwohlsein" geschieht, so daß also allerdings der Mann (im Unterschiede vom Weibe) durch seine Natur, auch wider Willen, zur Lust versucht und zur Erkenntnis gezwungen wird. Das ist der normale Stand der Geschlechter, der nun freilich bei unseren modernen Verhältnissen, das geben wir zu, immer weniger in seiner einfachen Natürlichkeit noch sich findet.

Natürlich sollen nun diese Ausführungen in keiner Weise, wie unsere früheren Ausführungen beweisen, eine Verteidigung der größeren Freiheit des Mannes in sich schließen. Denn wenn einerseits sogar Bebel zugiebt, daß der Mann „in einem Lebensberuf, der seine ganze Kraft beansprucht, leicht (!) ein Aequivalent findet", so folgt nun aus der natürlichen Keuschheit des Weibes naturgemäß die Ritterlichkeit des Mannes: der Respekt vor der unerfahrenen Unschuld, die dem Geliebten vertraut, so gut, wie der Ekel vor dem Weibe, das sich anbietet, und überhaupt der edle Widerwille

dagegen, eine Person als Mittel seiner Befriedigung zur Sache zu entwürdigen — lauter Fälle, die bei der Ehe in natürlichster Weise ihre Erledigung finden. Und das Gerede von der Schädlichkeit der Enthaltsamkeit würde wenig Sinn haben, wenn nicht durch hundert Kanäle in unserem modernen Leben, und leider auch der weiblichen Jugend, die Verführung nahte, und wenn nicht vor allem unsere Litteratur — darin sehr im Nachteil gegen die englische — die Phantasie vergiftete.

Wie steht also die Sache? Wir behaupten, der Grundfehler steckt in der menschlichen Natur, und weil die menschliche Natur so ist, wie sie ist, gebe ich meinerseits wenigstens ganz rückhaltlos zu, daß die Ausbildung der Privatwirtschaft in der Art, wie sie gegenwärtig das wirtschaftliche Gebiet mit ihrer Scheidung von Reich und Arm beherrscht, und dazu in einem so steigenden Maße beherrscht, daß das Ende davon nicht abzusehen ist, die Unsittlichkeit allerdings in einem Grade gefördert hat, daß es nur zu begreiflich ist, wenn von diesem Punkte aus dumpf der Donner der göttlichen Gerechtigkeit grollend herübertönt, und wenn von da demnächst auch der feurige Blitzstrahl flammend einschlagen sollte! Es fließt ja alles aus derselben Quelle, wenn auch in drei Strömen: „Fleisches Lust, Augen Lust und hoffärtiges Wesen"! (1. Joh. 2, 16). Man begehrt ja das Geld selten um des Geldes, sondern vielmehr um des Genusses willen!

Nun, dann sind wir im Grunde ja doch einig, wird mein Gegner vielleicht sagen. Du giebst ja zu, daß die menschliche Natur ist, wie sie ist, und daß diese menschliche Natur unter der Herrschaft der Privatwirtschaft zu den scheußlichsten Zuständen gelangt ist. Sollen wir das ertragen? Sollen wir die Hände in den Schoß legen, ohne zu versuchen, es zu bessern? Aber wir sind immer noch weit voneinander geschieden. Denn das halten wir für den Grundirrtum des Socialismus, daß er glaubt, durch die Aenderung der Verhältnisse die menschliche Natur ändern zu können. „Sind schlechte und ungünstige Existenzbedingungen der Menschen — also Mangelhaftigkeit des Socialzustandes — Ursache schlechter und mangelhafter individueller Entwicklung, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß durch Verbesserung ihrer Existenzbedingungen die Menschen ebenfalls verbessert werden. Die Schlußfolgerung lautet: Die konsequente Anwendung der unter dem Namen des Darwinismus bekannt gewordenen Naturgesetze auf das Menschenwesen schafft in dem Maße andere Menschen, wie andere sociale Zustände herbeigeführt werden, die nach den Lehren von Marx nur im Socialismus herbeigeführt werden können. Da hilft kein Sperren und Sträuben — „und gehst du nicht willig, so brauch ich Gewalt" — die Gewalt der Vernunft."

„Das Darwinsche Gesetz des Kampfes ums Dasein, das darin gipfelt, daß das höher organisierte und stärkere Lebewesen das niedere verdrängt und vernichtet, findet in der Menschheit den Abschluß, daß schließlich die Menschen als denkende und erkennende Wesen ihre Lebensbedingungen, also ihre socialen Zustände und alles, was damit zusammenhängt, zielbewußt beständig ändern, verbessern und vervollkommnen, und zwar in dem Sinne, daß schließlich für alle Menschenwesen gleich günstige Daseinsbedingungen vorhanden sind. Die Menschheit wird sich allmählich Zustände schaffen, Gesetze, ökonomische Einrichtungen, die jedem Einzelnen ermöglichen, seine Anlagen und Fähigkeiten zu seinem eigenen, wie zum Wohle der Gesamtheit zu entwickeln, ihm aber die Macht nehmen, anderen oder der Gesamtheit zu schaden, weil dies sofort fühlbar sein eigener Schaden sein würde. Ein solcher Zustand wirkt schließlich dergestalt auf die Intelligenz und Einsicht ein, daß der Gedanke an Herrschaft über andere gar keinen Platz mehr in einem Gehirn findet" (195).

Und daraus folgt dann, daß die einzig sichere, aber auch unfehlbar sichere Besserung der Zustände durch den Socialismus zu geschehen hat. Wenn die Gesellschaft die Eigentümerin aller Produktionsmittel, Grund und Boden eingeschlossen, geworden ist



und als solche dann auch die gerechte d. h. gleichmäßige Verteilung übernommen hat, so giebt es keine Not mehr, und daher fallen auch die Mißstände weg, welche aus ihr den Ursprung nehmen, also auch die Ehelosigkeit, die Prostitution, die Ehen als Geschäftsabschlüsse, die unglücklichen Ehen, die Ehescheidungen, die Verwilderung der unbeaufsichtigten Jugend u. s. w. u. s. w.

Wir gehen also damit zu dem Wege über, auf dem Bebel den geschilderten traurigen Zuständen entgegenwirken will. Und da müssen wir nun zunächst gleich gegen den ersten Einsatzpunkt Einspruch erheben, weil er zu Mißdeutungen führt. Wenn Mangelhaftigkeit des Socialzustandes Verbrechen und Laster hervorbringt, so muß die Vollkommenheit desselben sie aus der Welt schaffen. So klingen die Sätze, als ob das der Sinn wäre. Der logische Schluß kann aber nur lauten: Wenn das Erstere die Verbrechen und Laster vermehrt, so muß das Letztere sie verringern. Und das wird sich allerdings nicht leugnen lassen. Und gerade wir, die wir für den Christenglauben kämpfen, müssen dafür mit allem Nachdruck eintreten. Denn was ist es anders, wenn man vom Christentum preist, daß es die Sklaverei untergraben und daß es die Stellung der Frau gehoben habe? Die Welt wird in gewisser Weise besser, trotzdem die Menschen im ganzen genommen innerlich vielleicht nicht besser werden. Gerade in der Wandlung der äußeren Zustände zu einer größeren „Menschlichkeit" sucht unser Glaube seinen Ruhm, weil er damit beweist, daß er doch auch den Widerwilligen vor den Triumphwagen des HErrn der Herrlichkeit spannt.

Dieselbe Stellung zur Sache hat im wesentlichen, wie ich eben vor Abgang des Manuscripts zu meiner Freude lese, die allgemeine Konferenz des deutschen Sittlichkeitsvereins am 15. Oktober d. J. eingenommen, wenn sie den Thesen des P. Hötzel-Magdeburg über „die sociale Frage und das sechste Gebot" zustimmte, deren 6. bis 10. folgenden Wortlaut haben: „Die doppelte Moral, die verschiedenen sittlichen Anforderungen, die an Mann und Weib, an hoch und niedrig gestellt werden, verschärfen den Gegensatz der Stände und befördern die Emancipationsgelüste des Weibes. Dem gegenüber ist zu fordern, daß der ausschweifende Mann mit demselben Maße gemessen wird, wie das gefallene Weib, die Tochter des Arbeiters als ebenso unantastbar gilt, wie die Töchter der höchsten Kreise. Jedweder Mißbrauch des Standes, der Stellung oder des Kapitals zur Verführung niederer, mittelloser Stände, muß als ehrlos und die Volkswohlfahrt untergrabend gebrandmarkt werden. Die Prostitution ist eine Not, bedingt durch die Gefahren, in die junge Mädchen einerseits durch Stellungslosigkeit oder zu niedere Löhne, auf der anderen Seite durch schlechte Erziehung zur Putzsucht und Genußsucht geraten. Es ist deshalb zu fordern, daß nicht nur Vormünder, Geistliche, Lehrer und andere Personen, sondern auch alle anderen, die irgend eine Autoritätsstellung einnehmen, insbesondere alle Arbeitgeber, Dienstherren und deren Vertreter der Strafe unterstellt werden, wenn sie ihre Autoritätsstellung zur Verführung ihrer Untergebenen mißbrauchen. Solche und ähnliche Notstände, die aus dem Mißbrauch der Macht des Standes, der Stellung und des Kapitals in der vorgezeigten Richtung sich ergeben, gewähren der heutigen socialdemokratischen Bewegung den Schein (?) des Rechtes ihrer Existenz." Nur den Schein? Mir sagte neulich ein ernster Mann, ein Amtsbruder: Wenn es noch keine socialdemokratische Partei gäbe, müßte man sie erfinden!

Aber von innen nach außen, nicht von außen nach innen. Wir können uns an dieser Stelle nicht auf eine Kritik der socialistischen Idee einlassen. Ich für meine Person will aber bekennen, daß ich weit entfernt bin, den Socialismus in Bausch und Bogen mit Herrn von Puttkamer als „hirnverbrannte Idee" aufzufassen. Man verkennt dabei immer einerseits, daß die in allen Kulturländern statthabende privatwirtschaftliche Entwicklung mit ihrer steigenden Anhäufung kolossaler Vermögen in wenigen Händen unter gleichzeitiger Herabdrückung von ganzen Massen zum Halb- oder Ganzproletariat irgendwo und irgendwie ihren Wendepunkt finden muß

während derselbe doch, soweit Menschen zu urteilen vermögen, aus der Privatwirtschaft selbst sich nicht ergeben kann; und andererseits, daß in unserem ganzen Wirtschaftsleben eine Unzahl von Anknüpfungspunkten, wie insonderheit Dr. Schäffle sie klar gelegt hat, thatsächlich vorhanden sind, welche die Perspektive historischer Entwicklung auf eine mehr oder weniger socialistische Gesellschaftsordnung eröffnen. Und auch die geradezu überraschende Dürftigkeit in der Darstellung und Grundlegung der zukünftigen Gesellschaftsordnung, welche einem aus dem Bebelschen Buche entgegentritt, macht auch darin nicht irre; denn wenn die wunderbarsten socialen Entwicklungen sich in der Geschichte der Menschheit vollzogen haben, ohne daß die Menschen sich überhaupt von der Zukunft eine Vorstellung zu machen versucht hatten, warum soll die bevorstehende nicht trotz der Dürftigkeit der Vorstellungen derer, die sich darüber ihre Gedanken machen, zur Verwirklichung gelangen — allerdings dann wahrscheinlich in sehr anderer Weise, als irgend jemand sich diese neue Gesellschaftsordnung jetzt vorstellt. Ja, und auch das muß man noch hinzufügen, daß alle, denen die besprochenen schreckenerregenden Zustände nicht nur das Herz schwer bedrücken, sondern auch das Gewissen schwer belasten, wenn es ihnen wirklich ernst damit ist, entschlossen sein müssen, voll und ganz, alle persönlichen Nachteile für sich und ihre Nachkommen gerne sich gefallen zu lassen, wenn dadurch die Veranlassungen zu Verbrechen und Laster in wirklich nennenswerter Weise verringert werden würden.

Aber — ja nun kommt das Aber! Man muß doch glauben können, daß diese Umgestaltung im Sinne des Socialismus überhaupt möglich und daß das Ergebnis existenzfähig sei. Und das muß ich für meine Person gestehen, daß gerade der Punkt, welcher Bebel das höchste Vertrauen einflößt, mir ein ebenso großes Mißtrauen erregt. In seiner interessanten Polemik gegen die aristokratischen Darwinisten Häckel, v. Hellwald, Schmidt erklärt er: „Sie meinen, weil der Kampf ums Dasein in der Natur sich bei Tieren und Pflanzen unbewußt, d. h. ohne Kenntnis der Gesetze für Tier und Pflanze vollzieht, müsse das auch für die Menschheit gelten. Glücklicherweise aber kommt die Menschheit, im Gegensatz zu den Tieren und Pflanzen, zur Erkenntnis der Gesetze, die ihre Entwicklung bedingen. Sie hat also nur nötig, diese Erkenntnis auf ihre politischen, socialen und religiösen Einrichtungen anzuwenden und diese umzuformen. Der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere ist also, daß der Mensch wohl ein denkendes Tier genannt werden mag, das Tier aber kein denkender Mensch ist. Das haben so viele Darwinianer in ihrer Gelehrsamkeit übersehen. Daher der falsche Zirkel, den sie beschreiben.“ (197.)

Es ist eine unleugbar großartige Idee, daß die Menschheit als Ganzes dereinst auf Grund ihrer Selbsterkenntnis zur Selbstbestimmung in großartigster Weise, auch in Bezug auf ihre wirtschaftliche Entwicklung gelangen soll, und die mehr oder weniger vom bewußt christlichen Standpunkte geschriebenen neueren hochbedeutenden Werke von Paul von Lilienfeld („Gedanken über die Socialistenschaft der Zukunft“, Hamburg und Mitau 1873—81, 5 Bde.) und Dr. Schäffle („Bau und Leben des socialen Körpers“, 4 Bde, Tübingen 1875—78) bewegen sich in dieser Perspektive, freilich ohne dabei auf den Boden des Bebelschen Socialismus zu geraten. Aber Bebel denkt sich die Menschheit und die ganze Natur wie eine große Maschine, welche doch wieder von der Menschheit oder einem einzelnen Menschen, d. h. von einem Teile dieser Maschine gelenkt werden soll. Und da liegt der Fehler. Die Natur, wenigstens die Menschennatur ist keine Maschine, und wenn sie es wäre, so könnte doch nur ihr Erfinder, nicht aber ein Maschinenteil sie lenken. Also wir können an die Idee in dieser Fassung nicht glauben.



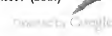
Und wir können auch nicht daran glauben, obschon sie der Schlußpunkt einer ganzen Philosophie der Geschichte ist, auf welcher dieser hervorragende Führer des Socialismus fußt. Herr von Puttkamer hatte doch sehr unrecht, wenn er behauptete, daß nach Bebel „die ganze bisherige Entwicklung des Menschengeschlechts durch Jahrhunderte der Geschichte hindurch, im Staat, in Ehe, in Familie, in Religion, im Verhältnis des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer eine große Verwirrung, ein großes Verbrechen sei“ — und der Angegriffene hatte recht, zu behaupten, daß er genau das Gegenteil vertrete, daß er vielmehr „auf dem Boden der Darwinschen Entwicklungstheorie“ stehe, wonach „alles, was heute sei, die notwendige Folge der früheren Kulturentwicklung sei.“ Aber freilich keine „wissenschaftliche“ Notwendigkeit ist es, die er uns bietet. Es erscheint mir rätselhaft, wie ein Mann, der allem, was uns heilig ist, mit dem entschiedensten Unglauben und der schärfsten Kritik gegenübersteht, dann wieder in so völlig leichtgläubigem und kritiklosem Dilettantismus auf dem so unfaßbar schwierigen Gebiet der Erforschung der Urzeit einem einzelnen Hypothesenaufsteller, seinem Freunde Friedrich Engels (VIII), so blinde Nachfolge leistet! Aber das Rätsel löst sich, wie meist in solchen Fällen, auf natürliche Weise; denn sie „stützt, wie ich glaube, ganz wesentlich meine Auffassung über die Zukunftsstellung der Frau“ (IX). Und wodurch? „Indem dadurch in der schlagendsten Weise bewiesen wird, wie der Gang der menschlichen Entwicklung in seinem Schlusse zu ähnlichen socialen Erscheinungen zurückkehrt, nur auf unendlich höherer Kulturstufe und ausgestattet mit all den Errungenschaften einer langen Kulturentwicklung, wie sie anfangs in der Urgesellschaft bestanden.“ Aber wir enthalten uns hier, die ganze Entwicklung der Menschheit und der Frau, wie sie Engels und Bebel sich denken, dem Leser vorzuführen. Hat doch das Buch von ersterem den letzteren zugestandenermaßen zu einer „wesentlichen Modifikation“ (VIII) seiner Ansichten veranlaßt. Warum soll nicht nächstens ein weiteres Buch eine weitere „Modifikation“ nach sich ziehen? Wenn Engels auf Morgans und Bachofens Arbeiten fußt, so sind das doch nicht die einzigen über diesen Gegenstand! Diese Entwicklung des Menschen vom Hordenleben an, und mit Herausbildung eines Mutterrechts vor dem Vaterrecht u. s. w. hat nur sehr bedingten wissenschaftlichen Wert, und der liegt darin, worin Bebel ihn am wenigsten findet, daß nämlich seine übrigens im höchsten Grade interessanten Ausführungen uns lehrreiche Blicke in die Degeneration des Menschengeschlechts, kurz ins Heidentum thun lassen. Im übrigen gilt von ihnen, was er von den bisherigen urtheilt, daß sie „nicht viel besser als Phantasiegemälde sich darstellen.“ (9). Die Thatsachen sind mehr oder weniger richtig, aber die Schlüsse aus denselben sind meist durchaus willkürliche.

„Die ganze Entwicklung,“ fährt er fort, „bildet eine Spirale, nach der Höhe gerichtet, deren Endpunkt genau über ihren Ausgangspunkt zu stehen kommt“. Nun, wenn das ein Beweis ist, dann hat unser Christenglaube erst recht denselben für sich anzuführen, denn darnach beginnt die Entwicklung der Menschheit mit dem Paradiese auf Erden und endet mit dem Paradiese im Himmel, beginnt mit dem Ebenbild Gottes in dem ersten Menschenpaar und endet mit der Wiederherstellung des Ebenbildes Gottes bei der ganzen christgläubigen Menschheit, beginnt mit der natürlichen Ebenbürtigkeit des Weibes mit dem Manne und schließt mit der übernatürlichen in Christo Jesu zum ewigen Leben. Ja, das glauben wir, und das glauben wir wirklich. Das bringt für uns auch erst Sinn in die ganze Weltgeschichte! Dann weiß man doch, um was die Menschen ringen und zu allen Zeiten gerungen haben. Wie trostlos dagegen bei Bebel und seinen Gesinnungsgenossen! Gesetzt also, die Zukunft brächte die goldene Zeit der allgemeinen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — was hätten die Millionen Proletarier der früheren Jahrtausende daran? Giebts doch für diesen Glauben keine Auferstehung, keinen Himmel, kein ewiges Leben! Jene Millionen waren der Mist für die Endkultur, und weiter nichts! Nicht einmal eine Thräne kann man ihrem qualvollen Dasein weihn, denn es geschah nach dem blinden Gesetz der Kausalität — mit

Naturnotwendigkeit! Eine solche trostlose Entwicklung konnte freilich kein Gott sich ausdenken, dieser Gott müßte denn der Teufel gewesen sein! Aber das ist zu verstehen, daß ein Gott diese Welt mit Liebesabsichten schuf und seine Schöpfung krönen wollte mit einem Geschöpf, das nicht nur sich selber und sein Gesetz erkennen, sondern sich auch frei danach bestimmen sollte, weil es nicht wirklich gut sein konnte, wenn es nicht auch schlecht zu handeln vermochte, und daß dieses Geschöpf dann sündigte und fort und fort in seiner Nachkommenschaft bis heute sündigt und damit seines Schöpfers Gnadenabsichten kreuzte und vereitelte, bis dennoch die göttliche Barmherzigkeit einen Weg der Rettung für diese Menschheit erfand: Den Glauben an den Weltheiland Jesus Christus, daß die wirklich an Ihn glauben, ein neues Herz erhalten und einen neuen Geist, die Eigenliebe zu ertöten und in dem Dienst an anderen ihre Ehre oder vielmehr ihres Schöpfers Ehre zu suchen und darin ihren einzigen Genuß zu finden. Sage man, was man will, gegen die Masse der Anhänger des christlichen Glaubens: — wir stimmen zu! Ja, wir stimmen zu, auch wenn man uns selbst verurteilt, und dann erst recht! Man sagt, wir seien „Heuchler", und wir sagen: Ja, wenn Diejenigen Heuchler sind, deren Thun mit ihrem Wollen trotz ihres ernsten Strebens noch nicht Schritt hält. Aber der Vorwurf ist billig, wenn man auf jedes Streben verzichtet! Doch sei dem, wie ihm sei: das ist entweder unentschuldbare Unwissenheit oder Lüge, wenn man nicht zugeben will, daß die Idee des Christentums Liebe, Dienen, Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung ist. Wer sich selbst mit dankbarem Herzen gerettet weiß von einem ewigen Verderben, der kann naturgemäß gar nichts anders mehr wollen, als diese Dankbarkeit seinem Gotte, und nach dessen Willen an seinem Mitmenschen beweisen. Und wenn der Christenglaube eine Fabel wäre, so gäbe es keine Wahrheit in der Welt, welche auch nur annähernd in dem Maße eine Umwandlung des menschlichen Herzens hervorzubringen vermöchte wie diese Fabel! Und schon deshalb kann es keine Fabel sein. Und nur die Verzweiflung an der Wirksamkeit aller anderen irdischen Wahrheit erklärt es wohl auch, wenn Bebel und seine Gesinnungsgenossen nur von außen nach innen auf die Besserung der Menschheit hinarbeiten wollen, statt umgekehrt.

Ja, der Socialismus soll alles bessern, aber die Hauptsache bessert er nicht: das menschliche Herz! Freilich Bebel verkennt den Punkt nicht, er glaubt es. Aber worauf baut er seine Hoffnung? Auf die volle Harmonie der socialen Einrichtungen mit dem Egoismus, weil jede Lust, „anderen oder der Gesammtheit zu schaden, sofort fühlbar sein eigener Schaden sein würde." Und das schreibt ein Mann, der wie Bebel das menschliche Leben kennt! Hält denn jetzt die Erkenntnis, daß solches Handeln „eigener Schaden sein würde," die Menschen von Mord und Totschlag, von Unzucht und Ausschweifungen zurück? Würden denn die Zustände auch die Leidenschaften aus dem menschlichen Herzen ausrotten?

Bebel ist offenbar davon überzeugt; freilich nicht, ohne nur einen neuen Faktor zur Mitwirkung heranzuziehn, der mit dem Socialismus an sich keine organische Verbindung hat. Denn die Idee des Socialismus geht nicht auf eine gleichmäßige, sondern nur auf eine gleichmäßigere Verteilung, welche alle schroffen Unterschiede in der Beziehung dauernd unschädlich macht. Und das würde durch den Uebergang aller Produktionsmittel auf den Staat resp. die Gesellschaft, vielleicht noch mit einer Modifikation des Erbrechts, in genügender Weise gesichert sein. So unterscheidet sich der Idee nach der Socialismus vom Kommunismus, der die völlig gleichmäßige Verteilung aller Güter an die einzelnen erstreben muß und mit der Undurchführbarkeit dieser Verteilung sich selber verurteilt. Denn der Socialismus hat zum Zwecke an sich nur die Aufhebung der Not, welcher er seinen Ursprung verdankt. Aber dabei bleibt nun Bebel nicht stehn und kann er nicht stehen bleiben, wenn er ohne den Versuch zu einer Erneuerung des menschlichen Herzens die entsetzliche Unsittlichkeit aus der Welt schaffen will, die er vor Augen hat. So fügt er denn als Neues hinzu? Und was ist das? Die freie Liebe! Man staune, aber man muß es glauben: Die freie Liebe! (232.)



Indes gerade an diesen Punkten tritt der Bankerott seines Systems klar zu Tage. Denn man kann allenfalls den Diebstahl aus der Welt schaffen, wenn die gleiche Verteilung der Güter zu verwirklichen ist; aber diese würde nur die Not aus der Welt schaffen, welche aus dem Mangel genügender Nahrungsmittel (im weitesten Sinne, so einschließlich von Kleidung, Wohnung u. s. w.) sich ergiebt; aber sie vermag nur indirekt günstig auf die Not zu wirken, welche aus dem Ueberschuß an Kraft sich ergiebt, und sie wird dieselbe indirekt auch weiter verstärken, in dem Maße, als sie durch bessere Ernährung übermäßige Verkürzung der Arbeitszeit (auf 4 oder gar 2 Stunden, S. 283) den Müßiggang und die Wollust befördern würde. Denn wie man glauben kann, daß die Mehrzahl der Menschen mehr arbeiten würde, als sie muß — ja, daß sie auch nur einer edlen Muße sich hingeben würde, und wie ein solcher Realist, wie Bebel, doch zugleich betreffs der Zukunft, natürlich nur der socialistischen Zukunft, ein solcher Idealist sein kann — das müßte ein unlösbares Rätsel erscheinen, erinnerte man sich nicht, wie er mit seiner darwinistischen Naturnotwendigkeit die Sünde sich aus der Welt geschafft hat. Jedenfalls aber erkennt er selber an, daß der eigentliche Socialismus, im engeren Sinne, dessen einziges Prinzip eben die Erklärung aller Arbeitsmittel zum Eigentum der Gesellschaft ist, hier nur in sehr unzulänglicher Weise helfen kann, denn — er nimmt hier ein neues Prinzip zu Hülfe: die freie Liebe, die an sich nicht das Geringste, behaupte ich, mit der eigentlichen Idee des Socialismus zu thun hat. Die Ehe hat überhaupt direkt kaum eine Beziehung zu der letzteren, es sei denn, daß man das ganze weibliche Geschlecht als Produktionsmittel mit zum Eigentum der Gesellschaft erklärt. Nur wenn man das Weib als solches ausdrücklich zur Sache erklärt, ist hier zu helfen, indem auch die Weiber dann von Staats wegen verteilt resp. „ausgekegelt" würden. (Vgl. R. Michaelis, „Ein Blick in die Zukunft." Dr. Ph. Reklam jun S. 68.) Aber Bebel und der heutige Socialismus sind ja doch, gottlob, von diesem greulichen Gedanken weit entfernt. Im Gegenteil, sie proklamieren ja vollste Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne. Und das kann man in der Theorie ja verstehn. Das Weib würde darnach zum Anspruch auf dasselbe Maß der Güter berechtigt sein, wie der Mann. Aber nun kommt die eigentliche Klippe! Die beiden Geschlechter, die sich nötig haben, weil sie von der Natur aufeinander angewiesen sind, stehen sich frei gegenüber. Gut, sagt man, so ergiebt sich eben als die natürliche Folgerung hier „die freie Liebe." Und auch das bleibt noch verständlich. Aber eins bleibt dabei unverständlich, wie man dabei das Maß von Sittlichkeit wahren will, welches Bebel ja doch, zu seiner Ehre sei es gesagt, nachdrücklich verlangt.

Und doch ist hier der Punkt, wo man den Charakter Bebels oft genug in hohem Maße ungerecht beurteilt hat. Wir wiederholen, was wir schon im Anfange betont haben: Wenn Bebel für die freie Liebe eintritt, so thut er das ganz offenbar nicht, um allen Ausschweifungen Thor und Thür zu öffnen. Was er unter „freier Liebe" versteht, ist freie Sittlichkeit; was der litterarische Liberalismus darunter zu verstehen pflegt, ist freie Unsittlichkeit. Das ist der Unterschied. Bebel kann sich in seinen Annahmen irren, und u. E. thut er das in verhängnisvollster Weise; aber worauf es hier ankommt, das ist das Ziel, welches er erstrebt, mag er sich immerhin in den Mitteln vergreifen.

Und da müssen wir nun auf die bereits oben von uns citierte Stelle seines Buches (81) über das Wesen der Ehe hinweisen: Erst die Verbindung von Mann und Frau bildet den vollen Menschen, und da der Mensch kein Tier ist, so verlangt er für diese Verbindung auch die geistige Uebereinstimmung, und ohne diese ist die bloß geschlechtliche Verbindung eine unsittliche; aber sie ist das auch, wenn diese Verbindung nicht über den Geschlechtsakt hinaus fortdauert und seine veredelnde Wirkung auf das jener Vereinigung entsprießende Lebewesen ausdehnt. Und zwar faßt er dabei diese Verbindung ausdrücklich als den „Bund zweier nur aus gegenseitiger Liebe und Achtung sich ange-

hörender Menschen verschiedenen Geschlechts" (119). Er erklärt: „Die Polygamie widerspricht nicht nur unseren Sitten, sie ist auch für die Frau unter allen Umständen eine Herabwürdigung"! (121.) Er beweist: „Die unter normalen Verhältnissen fast gleiche Kopfzahl der beiden Geschlechter weist überall auf die Einehe hin."

Allein nun kommt die ungeheure Freiheit an die Reihe — natürlich im socialistischen Zukunftsreiche. „Der Socialismus schafft hier nichts Neues, sondern er stellt nur auf höherer Kulturstufe und unter neuen gesellschaftlichen Formen her, was auf primitiverer Kulturstufe, und ehe das Privateigentum die Gesellschaft beherrschte, allgemeine Geltung hatte" (338). Was also? Vollste Freiheit für die Frau: „In der Liebeswahl ist sie so gut wie der Mann frei und ungehindert. Sie freit und läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner anderen Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs, wie die Ehe bis ins späteste Mittelalter ein Privatvertrag war" (337). Das klingt wenigstens noch realisierbar, wenns auch in dem Sinne, wie er es gemeint, nicht wahr ist. Denn ein Privatvertrag ist lösbar, aber die Ehe des Mittelalters war es bekanntlich nicht. Was das corpus juris civilis in der Beziehung nicht besorgte, das legte um so gründlicher das damals in gleicher Geltung stehende corpus juris canonici fest. Und auf die Möglichkeit der Ehescheidung kommt ja in diesem Punkte nicht weniger als alles an.

Nun müßte auch Bebel nach seinen Voraussetzungen hinsichtlich der Ehe, sollte man meinen, hier mit irgend welcher Sicherung der von ihm so richtig begründeten Einehe hervortreten. Allein seine andere Voraussetzung von der natürlichen Vortrefflichkeit des frei sich überlassenen Menschen überhebt ihn dessen. Und das ist klar, wenn die Menschen alle durch die Einführung der socialistischen Gesellschaft Engel werden sollten, so bedarf es einer solchen Sicherung nicht. Nur, will uns scheinen, müßte man dann schon bei diesem oder jenem die Flügel sprossen sehen! Bislang handelt es sich aber noch um den Menschen, den wir kennen, und bei diesem Menschen, den doch auch Bebel kennt, sind Sätze, wie die folgenden, nicht nur hochbedenklich, sondern einfach grundstürzend: „Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebs. Es hat niemand darüber anderen Rechenschaft abzugeben, und kein Unberufener (!) hat sich einzumischen. Einsicht, Bildung, Unabhängigkeit, Eigenschaften, die durch die Erziehung und die Verhältnisse in der künftigen Gesellschaft als naturgemäße erscheinen, werden die Wahl erleichtern und leiten. Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung heraus, so gebietet die Moral, die unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verbindung zu lösen" (338).

Und das also ist das Ende? Und das ist die Lösung? Sie ist freilich einfach genug: „Man studiere die Ursachen der Verbrechen und beseitige diese, und man wird die Verbrechen beseitigen" (232). Das heißt: Man gebe das Laster frei und das Laster wird verschwinden. Eine Lösung, die auch der Apostel Paulus schon kannte, wenn er (Röm. 7, 8) sagt: „Ohne das Gesetz war die Sünde tot". Aber die Schwierigkeiten kommen nach. Auch Bebel verlangt doch an sich die fortdauernde gemeinsame Sorge für das gemeinsame Kind! Also ist er gar nicht anders zu verstehen, als so, daß er überzeugt ist, gerade bei der vollen Freiheit würden die Ehescheidungen nahezu verschwinden. Es ist nur derselbe Grundirrtum von der demnächstigen Vortrefflichkeit des menschlichen Geschlechts. Wie dieser Irrtum möglich ist, dieser Glaube an die Menschheit, das ist uns ebenso rätselhaft und unverständlich, wie unser Glaube an den heiligen Gott für Bebel und seine Gesinnungsgenossen. Wie kann er sich denken, daß „Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung" dann so selten sich zeigen sollten! Oder daß Eheleute, zumal so junge, wie er sie in Aussicht nimmt (132), vor dem äußersten Schritte meistens zurückschrecken würden, wenn ihnen die Sache so erleichtert, wenn

namentlich auch die eigentliche Sorge für das gemeinsame Kind durch die Staats- resp. Gesellschaftserziehung den Eltern abgenommen wäre. Und ferner vergißt er dann ganz, daß die sog. Liebe oft genug nur bei dem einen Teile erlischt, während der andere Teil sich vor Eifersucht verzehrt? Auch im socialistischen Zukunftsstaate Bebels werden daher voraussichtlich verschmähte Liebhaber ihre ungetreuen Geliebten mit dem Revolver angreifen, und diese letzteren umgekehrt als Verlassene dem treulosen Geliebten mit Vitriol das Angesicht verunstalten, wie denn auch der Hang zu sinnlichen Ausschweifungen mindestens derselbe bleiben würde. Und im günstigsten Falle würde alles Eheleben sich mehr und mehr in einen ziemlich ununterbrochenen, sich friedlich vollziehenden Wechsel auflösen, und damit dann allerdings die Menschheit die Höhe der Darwinschen Spirale, nämlich den Standpunkt des Affen auf höherer Kulturstufe erreichen. Aber die Kosten würde sicherlich das weibliche Geschlecht zu tragen haben! Denn es liegt in der Beschaffenheit des weiblichen Wesens, daß sie von Natur — ganz abgesehen vom Versorgungsstandpunkt — treuer dem Manne anhängt, als dieser ihr. Es ist das physiologisch begründet, nicht nur in ihrer natürlichen Keuschheit, sondern auch in ihrer Veranlagung zur Mutterschaft, mit deren erstem Eintritt sie den Ueberdruß des rohen, d. h. seiner tierischen Natur folgenden Mannes zu fürchten hat. Ist und bleibt doch der Mensch nach Bebel, „physiologisch betrachtet, nichts als das höchstentwickelte Tierwesen" (113). Nun wissen wir freilich schon, „daß der Mensch wohl ein denkendes Tier genannt werden mag, das Tier aber kein denkender Mensch ist" (197). Wir erfahren auch, daß sogar die „Darwinisten überall eine unglückliche Hand haben, wo sie ihre Theorien auf die Menschenverhältnisse anwenden, weil sie hierbei meist roh empirisch verfahren und das, was von den Tieren gilt, ohne weiteres auf den Menschen übertragen, nicht berücksichtigend, daß der Mensch als höchst organisiertes Tier die Naturgesetze erkennend, sie auch zu lenken und zu benutzen vermag" (368) — — „bis endlich der Mensch über das Tier in sich triumphierte" (348). Aber hier müssen wir auf einen verhängnisvollen Denkfehler aufmerksam machen. Was den Menschen vom Tier hiernach unterscheidet, ist die Selbsterkenntnis. Aber Selbsterkenntnis doch nur des durch die innere Naturnotwendigkeit auch seiner Gedankenentwicklung fest bestimmten Menschentieres. Auf welche Weise soll sich denn da die Selbsterkenntnis in Selbstbeherrschung umsetzen?! Und doch würde immer, gerade auf diesem Gebiete der Sittlichkeit im engeren Sinne, solche energische Selbstbeherrschung notwendig sein, um dem Menschen über das Tier in ihm zum Siege zu verhelfen! Denn gerade von diesem Gebiete würde im geträumten Zukunftsstaate nicht gelten, was doch Bebel ganz allgemein für ihn in Anspruch nimmt: „Persönlicher Egoismus und Allgemeinwohl stehen mit einander in Harmonie, sie decken sich" (272).

Und doch ist diese Harmonie von Egoismus des Einzelnen mit dem aller Einzelnen allerdings die einzig mögliche Lösung für eine Weltanschauung, welche die menschliche Gesellschaft ausdrücklich auf die Selbstsucht basieren will. Aber eine solche löst sich naturgemäß immer wieder in allgemeinen Streit auf. Gerade an diesem Punkte zeigt sich, wie wenig die natürliche Sittlichkeit, mag sie in noch so nachdrücklicher und selbst in ihrer Art edler Weise zum Ausdruck gelangen, für die Grundlegung einer gesunden Gesellschaftsordnung ausreicht. Und niemand beweist deutlicher als Bebel die Notwendigkeit einer himmelhoch über diese natürliche sich erhebenden christlichen Sittlichkeit, die alles auf die Gott in Christo und dann in Christo dem Nächsten dienende Liebe gründet. Von dieser Heilsordnung aus erscheint dann die Schöpfungsordnung im neuen Lichte. Da versteht man es erst, warum der liebe Gott gerade dem gefallenen Menschen die über das Einzelwesen hinausführende natürliche Geschlechtsliebe mit ihrer Bestimmung zur Familienliebe als Bindemittel des aus der natürlichen Selbstsucht unvermeidlich sich ergebenden Atomismus der Einzelnen gelassen hat. Und das ist nun gerade das Verhängnisvolle der Bebelschen Ethik, daß sie in richtiger Konsequenz dahin gelangt, unter Mißachtung dieses heilig zu achtenden

Bindemittels die Gesellschaftsordnung der Zukunft auf diesem Atomismus der Einzelnen, statt auf der Familie aufbauen zu wollen, und daß sie damit die Auflösung der Gesellschaft, ohne es zu wollen, doch thatsächlich in Aussicht nimmt.

Ich wiederhole, ich spreche hier nicht gegen die Entwicklung zum socialistischen Gemeinwesen; ich stimme da Bebel zu, das geht seinen gottgewollten Gang, so oder so, wir mögen wollen oder nicht, wenn auch die größere oder geringere Vernunftmäßigkeit der Verwirklichung jener gegenwärtig die Welt bewegenden Ideen von unserem, der Menschen, Verhalten abhängt. Aber diese Vernunftgemäßheit ist m. E. eben nichts anderes als das Verständnis der göttlichen Schöpfungsordnung im Lichte des Evangeliums. Da wäre ja nun noch viel zu sagen; aber wir haben es für diesmal nicht mit dem Socialismus an sich und nicht mit der Lösung der Frauenfrage, sondern mit der Stellung des Socialismus, und zwar nicht eines idealen, sondern unseres deutschen, sehr realen Socialismus zur Unsittlichkeit zu thun. Und wenn wir da aus ihm zu unserer Freude und — Beschämung den empörten Schrei der gequälten und mißbrauchten Natur vernehmen und werten, so müssen wir doch erklären, daß sein Radikalmittel nur ein solches genannt werden kann, dessen verderbliche Wirkungen das bisherige Verderben noch in unsagbarer Weise überbieten würden, und müssen damit schließen, daß wir sagen: Wenn der Socialismus — was ich nicht glaube — seinem Wesen nach „die freie Lebe" im Sinne Bebels fordert, dann genügt allein dieser eine Punkt, um für jeden Unbefangenen und vor allen Dingen für das weibliche Geschlecht den Socialismus zu einer sittlichen Undenkbarkeit zu stempeln.

Leider darf ich mir wohl nicht schmeicheln, das Glück von Herrn Engels zu haben, bei meinem von mir aufrichtig hochgeschätzten Gegner „eine wesentliche Modifikation" seiner Ansichten hervorzubringen, eben weil meine Ausführungen nicht „seine Auffassung über die Zukunftsstellung der Frau stützen." Oder doch? „Die Wissenschaft darf nicht darnach fragen, ob ihre Konsequenzen sie zu dieser oder jener Staatseinrichtung, zu diesem oder jenem Socialzustand führen. Sie hat zu prüfen, ob ihre Theorien richtig sind, und sind sie das, so sind sie mit allen Konsequenzen zu übernehmen. Wer anders handelt, sei es aus persönlichem Vorteil, sei es wegen Gunst von Oben [und von Unten!] oder aus Klassen- und Parteiinteresse (!) handelt verächtlich und macht der Wissenschaft keine Ehre." (196.) Wer das schreibt, von dem darf man erwarten, daß er auch seiner Gegner Einwürfe mit der Unbefangenheit zu prüfen sucht, wie sie ihm irgend möglich ist. Und nur das möchten wir zunächst erreichen, einmal, daß er sich und eventuell auch anderen eingestände, wie doch auch dieser christliche Standpunkt in seiner Art begreiflich sei; und zum andern, daß er einsähe, wie er mit diesem Eintreten für eine in jeder Weise unbeschränkte Freiheit der Eheschließung im Zukunftsstaate bezw. in der Gesellschaft der Zukunft thatsächlich für jene Zügellosigkeit der freien Liebe in der gegenwärtigen Gesellschaft eine gewaltige Propaganda macht, die er doch, und zwar, wie wir stets anerkannt haben, aus aufrichtigstem, tiefsten Herzen, verurteilt und verabscheut. Denn ein großer Teil derer, die ihm zustimmen, wird sich auf Grund seiner Ausführungen, fürchten wir, berechtigt fühlen, schon jetzt vom Zukunftsstaate vorweg zu nehmen, was sich vorweg nehmen läßt, und nicht im Bebelschen Sinne! Uebrigens:

Sehe jeder, wie ers treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe —
Und wer steht, daß er nicht falle.



Ein niederländisches Sittenbuch des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

—»» Xanthippus. ««—

Der besonders auf dem Gebiete der Litteratur des Sprichworts hochverdiente, unermüdlich weiter forschende, jetzt sechsundachtzigjährige W. H. D. Suringar in Leiden hat die Freunde niederdeutscher Sprachforschung jüngst mit einer Neubearbeitung des Buches von Sitten (Die boue van seden) beschenkt, dem die vollständige, jetzt in Stuttgart befindliche Comburger Handschrift mit Recht zu Grunde gelegt ist, wiewohl die Fragmente zweier anderer Handschriften dem verloren gegangenen Original wohl hie und da treuer geblieben waren.

Es wird Sache der Sprach- und Litteraturforschung sein, sich den reichen Ertrag dieser musterhaft sauberen Arbeit zu eigen zu machen; einem weiteren Leserkreise mag aber ein kulturgeschichtlich so erwünschter Blick auf die Denkweise einer noch ganz einheitlichen Zeit, die wir als abendländisch-christlich schlechthin zu bezeichnen haben, willkommen sein. Das um so mehr, als sich zeigen wird, daß, was spätere geschichtliche Bildungen, die Renaissance und die kirchliche Reformation gebracht haben, doch im wesentlichen Weiterbau auf dem gewonnenen Kulturgrunde gewesen ist, ehe die furchtbare Flut der französischen Revolution, deren Wellen noch keineswegs ganz zur Ruhe gekommen sind, alle bisherigen Normen in Frage stellte. Aber wie vieles auch heute verdunkelt und entstellt sein mag, wir werden unter dem Lächeln über die fromme Einfalt jener Zeit die Sehnsucht nach ihrem größeren Frieden nicht los werden.

Das Gedicht von 1119 uns erhaltenen Zeilen besteht aus nicht eben planvoll zusammengeschobenen Sprüchen, wie die „Bescheidenheit" des oberdeutschen Freidank, und geht seinem Inhalte nach, wie auch jene mitunter, auf schulmäßig lateinische Lehrdichtung zurück, wie wir sie z. B. in der Form eines sogenannten Facetus mehrfach besitzen. Ein Facetus (sc. liber) ist eine Unterweisung in der Manierlichkeit (facetiae). Es sind eigentliche Schulbücher, aber die deutsche und niederländische Dichtung hat die Tendenz, die Schätze der gelehrten Bildung nun auch dem bürgerlichen Mittelstande und größeren Volksschichten zugänglich zu machen, eine freilich von dem heute geübten Popularisieren der Resultate der Naturwissenschaften wesentlich verschiedene.

So interessant es uns sein würde, nicht bloß Vorschriften zur edlen Erziehung des jungen Mannes zu finden, sondern auch der Jungfrau, so läßt uns doch nicht bloß unser Buch, sondern das ganze Mittelalter in dieser Hinsicht im Stiche, und wir müssen uns begnügen, aus den Gedichten der ritterlichen Epik, etwa durch gelegentliche

Lobpreisungen oder Tadel, eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was als das Ideal weiblicher Erziehung galt. Selbstverständlich war das kirchlich-religiöse und allgemein Ethische für beide Geschlechter gleich verbindlich.

Das Grundthema des Sittenmeisters ist die Hovescheit, die feine höfische Sitte, längst nicht mehr das ausschließliche Eigentum, aber immer noch eine Vorpflicht der Höfe und des Adels. Schon geht der Begriff hövisch oder hübesch in den des heutigen hübsch über, des wohlgefällig Zierlichen, Manierlichen und Anständigen. Der feineren Sitte des Hofes und Adels stand ehedem die Roheit des Dorfes, die Dörperheit, entgegen, der courtoisie (von curta, corte, la cour) die villanie (von villa, vilain = villanus).

Zu dieser Hofzucht gesellt sich aber die Unterweisung in allgemeiner Lebensklugheit, die nach dem lateinischen Schulterminus „discretio" von Freidank „Bescheidenheit", vom alten Niederländer „vroedscap" genannt wird.

Mit Salomo bekennt unser gesamtes Mittelalter, daß aller Weisheit Anfang von Gott sei. Praktische Lebensweisheit ohne Frömmigkeit vermag es nicht zu denken, sie wäre denn teuflisch.

Der Weise aber hat sich stets als ein Instrument in der Hand Gottes zu betrachten, daher die Pflicht, die Lehre auszubreiten und fortzupflanzen. Wer sie für sich behält, der vergräbt einen Schatz.

Aeußerlichen Respekt vor ihren Instituten, Lehren und Uebungen hatte ja die alte Kirche ihren Angehörigen, und oft mit den härtesten und ruchlosesten Mitteln (man denke an die Albigenserkriege!) beizubringen gewußt. Daß sie besser mit der Freiheit führe, sieht sie auch heute noch nicht immer ein. Es ist daher natürlich, daß unser Sittenmeister, den ich mir als Schulhalter in naher Beziehung zur Kirche vorstelle, die Regel nicht ausläßt, die Kirche und ihre Priester zu ehren. Gehst du in die Kirche, so verhalte dich darin still, hüte dich vor Schwatzen und Flüstern, vielmehr lies und bitte Gott um Gnade wegen deiner Uebertretungen.

Ebenso wie die Geistlichen sind jedoch auch die Alten unbedingt zu ehren. Dem Alten ist überall Platz einzuräumen; auf der Straße hat man ihn freundlich zu grüßen. Wer gönnte nicht unserer heutigen Jugend den Segen dieser altmodischen Sittenregel?

Noch ganz im Sinne der guten Zeit des Rittertums ist die Forderung, die Frauen zu verehren, wie sie freilich auch altgermanisch war. Du sollst sie, heißt es, nicht schmähen, denn wir sind alle von Frauen gekommen. Der Commentar Suringars bietet hier als die wahrscheinliche Quelle die hübschen Verse des Facetus:

> Rusticus est vere, qui turpia de muliere
> Dicit, nam vere sumus omnes de muliere.

Feiner gestaltet es Buchler (1639) in verschiedenen Distichen, z. B.

> Rusticus est, mulier cui fastiditur honesta,
> Amittitque sui nominis omne decus.

Ausdrücklich ist hier die rusticitas, die Dörperheit betont.

Höher als Adel der Geburt ist jener des Herzens zu achten, die edle Sitte. „Du wärest mir lieber als eines Lodders (Strolches) Sohn, wärest du nur der Tugend gewohn und wohl gesittet und wohl gemut, behendig, höfisch und klug, als daß Du wärest eines Grafen Kind und hättest der Tugend nicht ein ‚Twint'" (ich deute das Wort: nicht so viel, als eines Augenzwinkens oder Blinzelns wert ist).

Ehrlichen Gewinn zu suchen, aber freilich nicht unchristlichen Wucher, wird zur Pflicht gemacht, wobei an Ehren gleich steht der Beamte, der Kaufmann, der mit saurem Schweiße das Eigen bebauende Landmann.

Sehr bemerkenswert, dünkt mich, ist die geringe sittliche Achtung, in welcher dem Dichter die Reichen stehen, wiewohl doch zugleich ziemlich servile Ehrenbezeigungen für sie angeraten werden. Das läßt uns einen tiefen Blick in die sich schon vollziehende

sociale Zersetzung thun, die später die Reformation vorfand, und an der auch ihre anfänglich (z. B. durch Luther selber) unternommenen ausgleichenden Versuche nichts wesentliches ändern konnten. Noch war der Kirche nicht beschieden, eine wahre, volle Gemeindebildung im christlichen Sinne durchzusetzen, da sie als Gegengewicht wider den römischen Zwang sich in die Oberherrschaft der Landesfürsten zu begeben hatte, ex potestate monachali in potestatem monarchalem, wie man treffend sagte. Doch hören wir die Anklage des Dichters selber. Nach dem Rate, mit der „Herrschaft“ Frieden zu halten, sie nicht zu erzürnen, heißt es: „denn sie sind oft schlecht und gefühllos und thun ihren „Laaßen“ (Hörigen) selten wohl. Wehe drum dem Weibe und dem Manne, die unter solchem Tyrannen leben. Sie nehmen ihnen, was sie können, sei es mit Gewalt, sei es mit Lügen; sie müssen ihnen unterthan sein und zu ihrem Dienste stehen und bereit, wie man es gebietet. Der Elende hat eben weiter keinen Lohn und Gut, als daß er dienen muß, und verwirkt er seinen Dienst, so ist er erst recht elend. Alles was der arme Mann etwa ersparen möchte, das erhebt doch der reiche. Woher kommt diesen Schutz und Wohlbehagen, denn von armer Leute Gliedern? Alles was diese gewinnen und sparen, das muß alles der Reiche verzehren.“ — Man glaubt in einer heutigen socialdemokratischen Agitationsschrift zu lesen. Gleichwohl waren derartige Klagen nicht vereinzelt. Das Sprichwort ist alt:

Die Armen helfen all,
Daß der Reiche nicht fall.

und schon Hugo von Langenstein drückte eine ähnliche Empfindung aus:

Die Armen sind mit Leide
Der reichen Herren Weide,
Gewinnen ihnen die Koste
In Hitze und in Froste,
Und in saurem Schweiße,
Machen ihr' Herren feiße (feist).

Der Schluß, es sei also immer so gewesen und werde auch immer so bleiben, ist nicht nur frivol, sondern auch historisch unwahr. Der Besitz ist durchaus nicht etwas rein Individuelles, zum Genuß des Glücklichen, sondern ein Instrument zur Erfüllung sittlicher Aufgaben, und nur unter dieser Anerkennung ist auf die Dauer die Ungleichheit der Güterverteilung in einer staatlichen Gemeinde erträglich. Es fragt sich heute, ob die Kirche eine auf dem altchristlichen Grunde wirklich weiterbauende Anstalt wäre, wenn sie den von den ersten Christen vorgefundenen socialen Bestand ein für allemal als Ideal festhalten wollte. Daß das der heutigen Bourgeois-Gesinnung, dem schrankenlosen Individualismus des Erwerbes lediglich zum Behufe des Genusses vortrefflich in den Kram paßt, daß man die Kirche nicht zur Mitarbeit an der Heilung socialer Krankheit, sondern zur Rettung von der Angst um den Besitzstand und die freie Erwerbsthätigkeit in Anspruch nimmt, ist freilich begreiflich genug.

Unser Dichter ist jedoch klug genug, die Konsequenzen seiner socialen Anschauung nicht zu ziehen, oder doch nur soweit sie in sein Erziehungsgebiet fallen. Daher also wohl die Lehre: Hüte dich vor Gewaltthätigkeit wider die Untergebenen, sei mildherzig gegen den Armen und willst du ihm nicht die Gabe reichen, so weigere ihm doch nicht das freundliche Wort — aber weiter auch nichts.

Im Ganzen wird ein mittlerer Zustand zwischen Reichtum und Armut als der wünschenswerteste bezeichnet, aber auch der Armut fehlt nicht der humoristische Trost: sei froh, man kann dich nicht bestehlen und ausplündern, und ohne Furcht vor Schächern gehst du durch den dichtesten Wald.

Ueberhaupt muß man von unserem Sittenlehrer nicht erwarten, daß er ins Tiefe dringe. Er giebt eben Lehren der Weltklugheit, noch ohne die satirische Lauge, wodurch sie in der Geschichte von Reynaert, dem Fuchse bald viel populärer werden sollte. Da ist unter anderen wieder kulturgeschichtlich interessant, wie er vom Heiraten und der

Ehe urteilt. Er rechnet das nämlich zu den allerdifficilsten Fragen, die sehr zu überlegen seien. Zur Ehe zu raten ist jedenfalls keinem, ebensowenig wie zu einer Kreuzfahrt oder zum Eintritt in einen kirchlichen Orden. Er denkt, wie Goethes Antonio:

Darüber frage jeder sein Gemüt,
Weil er den Fehler selbst zu büßen hat.

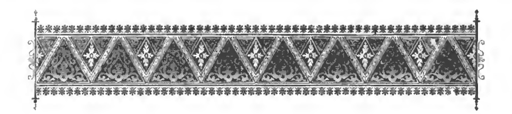
Heiratest du aber, heißt es anderswo, so wähle dir nicht die Tochter eines Amtmannes, eines Pfaffen, eines Spielmannes, eines fahrenden Virtuosen, denn die wissen das bequem und wohl oft unredlich erworbene Gut nicht zu erhalten. Die Töchter der Pfaffen dürfen uns nicht zu sehr auffallen, denn die Meinung, daß der rechtliche Cölibat der Geistlichkeit dieselbe auch auf faktische Kinderlosigkeit angewiesen hätte, ist durchaus irrig, und wie heute für Pastorensöhne leicht Stipendien zu haben sind, so sorgten auch längst die kirchlichen Gemeinden des Mittelalters für ihre „Pfaffenkinder." Ich brauche nicht zu sagen, daß das Wort „Pfaffe" durchaus nichts Tadelndes enthält.

Wir erfahren, wie es bei Einladungen und Bewirtungen zugehen soll. Es schickt sich, die Ansage am Tage vor der Gasterei zu erlassen. Auch die Knappen des Geladenen sind zu bewirten, ja es wird uns gesagt, wie der bei Tisch aufwartende Knappe sich zu betragen habe. Es ist, als sähen wir alte Gemälde, wenn wir da lesen: Trag in der linken Hand dein Gericht, die Sauce (das gute Wort „saeuse" ist natürlich das lateinische „salsa", und brauchte auch heute nicht als „Salse" erst „verdentscht" zu werden, wie Stephan will) in der anderen und geh aufrecht. Zuerst biete den „Vorbarsten" d. i. Honoratioren und schenke den Wein in den Napf. Beim Präsentieren kniet der Knappe und auch hier wird genau vorgeschrieben, nur das eine Bein zu falten, während das andere geknickt auf dem Boden steht, genau unser heutiger Theaterfußfall. Mit beiden Knieen den Boden zu berühren ist nur Gott gebührend, ihm aber von jedem zu leisten, er sei König, Bischof, Herr oder Knecht, Pfaffe oder Schüler.

Ich greife noch eine Handvoll Sprüche heraus, deren allgemeine Verbindlichkeit auch heute noch anerkannt wird, wie sie denn seit Salomos und Sirachs Zeiten sich in der Jugenderziehung bewährt haben.

Räche dich nicht. — Erzähle kurz und wahrhaft (mach keine lange „Riote" sagt der alte Dichter, das Wort ist im Englischen riot lebendig geblieben). — Versprich nicht, was du nicht halten kannst. — Lache nicht zur Unzeit und zur Unstätte. — Mach dich nicht zu gering. — Sage deinem Weibe nicht „verholene Dinge". — Gieb dein Almosen still und willig. — Vor dem Feinde schweige von deinem Schaden und Kummer. — Widersprich nicht dem zürnenden Herrn noch der Frau, sondern laß ihren Zorn verrauchen. — Halte dich häuslich. Du kannst, wird sehr verständig hinzugefügt, viele mit dem froh machen, was du draußen allein verthust. — Besorgungen, die dir aufgetragen werden, richte ohne Verzug aus. — Geh die getretenen Wege. — Der Neid ist wegen seiner Heimlichkeit gefährlich, daher sei vorsichtig im Reden. — Lache nicht, wenn du jemand fallen siehst; bedenke, daß ein Pferd fällt, und hat doch vier Beine. — Den Freund lobe öffentlich, tadle ihn nur im stillen. — Laß deinen Zorn verkühlen. — Doppelzüngige Menschen tragen in der einen Hand Wasser, in der anderen Feuer. — Als unhöflich oder ungebildet gilt das Flüstern (Raunen), was heutzutage oft für „vornehm" gehalten wird. — Wie man seinen Platz bei Tische zu nehmen habe, wird nach Lucas 14, 10 gewiesen. — Der Richter wird vor jeder Art Bestechung (Miete, Lohn) gewarnt. — Reisest du mit einem Gefährten und kommt ihr ins Quartier, so ist es schicklich, zuerst ihn zu fragen, auf welcher Seite (des Bettes) er liegen wolle. Den niedriger Stehenden braucht man natürlich nicht zu fragen, nur den Höheren und den „Gesellen", den gleichen Standes.

Ganz besonders zu danken ist aber jedesmal für Seife (savoen), die der Wirt etwa lieferte.



Zur Geschichte der lutherischen Kirche in Nordamerika.

Von

—»» Julius Penzlin. ««—

Zweiter Artikel.

Die Entwicklung im Osten.

Litteratur, außer der zum ersten Artikel genannten: Nicum, Geschichte des evangelisch-lutherischen Ministeriums vom Staate New-York und angrenzenden Staaten und Ländern 1888. — Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche in Amerika im neunzehnten Jahrhundert von Adolf Zahn. 1889.

Mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts beginnt für die lutherische Kirche in Amerika eine Zeit des Verfalles. Wir haben geschildert, wie zerrüttend der politische Parteigeist, der sich während des Unabhängigkeitskrieges entwickelt hatte, in das kirchliche Leben eingriff, wie die Jugend des Landes, von politischen Leidenschaften erfüllt, sich dem Dienste der Kirche versagte. Dazu drang von Europa herüber der Geist des Rationalismus und des Unglaubens und rüttelte an den bekenntnismäßigen Grundlagen der Kirche. Wie in jenen Jahren alles Parteisache wurde, so erhob sich der Hader der Parteien auch über eine Frage, welche damals besonders drängend war und vor anderen einen besonnenen Sinn zu ihrer Lösung erfordert hätte, nämlich die Frage nach der Sprache im Gottesdienste. Deutsche und schwedische Theologen hatten bisher die lutherischen Gemeinden geleitet, und sie hatten selbstverständlich den Deutschen deutsch und den Schweden schwedisch gepredigt. Ihr Interesse hatte eben nicht an der Sprache, sondern es hatte an dem zu predigenden Evangelium gehangen, und daher hatten sie kein Bedenken getragen, wo sie es für nötig erachteten, auch noch anderer Sprachen sich zu bedienen. Der hervorragendste schwedische Theologe, Propst Wrangel, ein Freund Mühlenbergs, predigte auch englisch, und Mühlenberg selbst hat während seiner kurzen Amtsführung in New-York regelmäßige Gottesdienste auch in holländischer und englischer Sprache gehalten. Man hatte sich bisher offenbar lediglich von praktischen Gesichtspunkten leiten lassen. Nun aber nach dem Kriege wurde die Sprachenfrage im Gottesdienste zur Parteifrage. Die Deutschen hatten hervorragenden Anteil am Kriege gehabt, sie fühlten ihre Bedeutung und sie waren nicht gesonnen, jetzt ohne weiteres hinter ihre englischen Mitbürger zurückzutreten, sie verlangten Schonung auch ihrer deutschen Besonderheiten, und vor allem die Beibehaltung der deutschen Sprache im lutherischen Gottesdienste wurde zur Parteifrage. Ja selbst durch die Gesetzgebung suchte man den Gebrauch lediglich des Deutschen im Gottesdienste für alle Zukunft festzulegen, verbot man doch z. B. in Philadelphia auf den Synodalversammlungen einen Antrag, durch

welchen eine andere als die deutsche Sprache notwendig geworden wäre, auch nur vorzubringen. Die Sprache im Gottesdienste macht den amerikanischen Lutheranern bis heute Schwierigkeiten. Die Sprache des Landes ist ja die englische, man sollte denken, gerade die lutherische Kirche, deren Charakter doch ein universaler, katholischer ist, hätte in einem englisch redenden Lande doch auch in der Landessprache das Evangelium verkündigen sollen. Die lutherische Kirche ist doch nicht bloß eine deutsche Kirche, sie ist doch kein bloß nationales Gewächs, sie ist doch wirklich internationaler Art. Leider aber ist ihr in Amerika seit hundert Jahren ein zu sehr national deutscher Charakter gegeben und sie ist dadurch ohne Frage in ihrer Ausbreitung gehindert worden. Zwar bilden dermalen, abgesehen von den Römisch-Katholischen, die Lutheraner die viertstärkste Religionsgesellschaft in Nordamerika, nur die Methodisten, Baptisten und Presbyterianer sind zahlreicher als sie. Was aber würde wohl geworden sein, wenn man nicht den Parteigeist hätte regieren lassen, sondern wenn man in jedem einzelnen Falle gehandelt hätte wie es für praktisch notwendig erkannt wäre! Gar manche Mißstände wären vermieden worden, durch welche unsere Kirche jenseits des Oceans bisher geschädigt worden ist. Die Kinder und Enkel der eingewanderten Deutschen werden ja doch einmal wieder Anglo-Amerikaner, sie werden sich dann aber nur zu leicht von einer Kirche abwenden, in welcher ihnen in einer ihnen fremd gewordenen Sprache gepredigt wird. Nun giebt es ja allerdings auch eine englisch-lutherische Kirche in Amerika. Schon 1806 trennten sich in Philadelphia diejenigen Lutheraner, welche die unbedingte Beibehaltung des Deutschen nicht zur Parteifrage machten, von ihren Glaubensgenossen und gründeten die dortige Johanniskirche als erste ausschließlich englische Kirche in Pennsylvanien. Heute giebt es nun nicht bloß englisch-lutherische Gemeinden, sondern große englisch-lutherische Kirchenkörper, aber leider nicht immer in Einigkeit des Glaubens mit den deutsch-lutherischen. Die Kraft des eigentlichen Luthertums ist bei den deutschen Gemeinden, sie halten meist mit großer Energie an der bekenntnismäßigen Lehre, die englischen Gemeinden dagegen pflegen mehr uniert gerichtet zu sein. Wie anders hätte es werden können, wenn die Sprachenfrage nicht zur Parteifrage geworden wäre, wenn man sich hierbei wie die Väter lediglich von praktischen Rücksichten hätte leiten lassen. Dann hätte man, ohne daß es zu diesen Scheidungen im Glauben gekommen wäre, den deutschen Einwanderern in der alten Muttersprache und ihren Kindern und Enkeln in der neuen Landessprache in Einigkeit des Geistes dasselbe Evangelium gepredigt. Dabei hätte englisch-lutherische und deutsch-lutherische Theologie in Amerika in einem ähnlich segensreichen Austausche stehen können, wie in Europa deutsch-lutherische und schwedisch- oder dänisch-lutherische Theologie stehen.

Doch wir haben zu erzählen, wie trotz all dieser Schwierigkeiten die lutherische Kirche Amerikas nach dem Kriege sich weiter entwickelt hat. Zu Anfang unseres Jahrhunderts sammelten sich allmählich die zerstreut gewesenen Gemeinden in den östlichen Staaten wieder. Die zerstörten Kirchen wurden wieder hergestellt, neue erbaut und mit Predigern versehen. Treue, furchtlose Leute drangen dem Strome der Einwanderung nach immer weiter nach Westen über den Kamm der Alleghanies hinaus nach Ohio, Kentucky und Tennessee, um auch hier die zerstreuten Glaubensgenossen zu sammeln. Fand so ein Missionar einen Haufen deutscher Lutheraner in den fernen Wäldern, so blieb er wohl etliche Wochen bei ihnen, taufte, predigte und unterrichtete. Zuletzt versammelte er noch alle um sich zu einem Abschiedsgottesdienste. Beim Singen des Schlußliedes kamen wohl unter dem ersten Verse die Hausväter und gaben ihm die Hand, unter dem zweiten die Mütter, dann weiter die Neukonfirmierten und endlich die Kinder, beim letzten Verse aber stand er in der Mitte von ihnen allen, segnete sie, und dann ging es zu Pferde, um auch anderen das Evangelium zu verkündigen.

Doch nicht bloß Gemeinden wurden gegründet und neu organisiert, es schlossen sich auch in den einzelnen Staaten die Gemeinden zu synodalen Körperschaften zusammen. Die erste Synode war die uns bereits bekannte, von Mühlenberg gegründete Synode

von Pennsylvanien gewesen. Es folgten Organisationen in den beiden Karolinas, in Ohio, in Maryland und Virginia, es trennte sich der Bezirk von West-Pennsylvanien von der alten Synode und bildete eine eigene Synode für sich. Vor allem aber wird es sich verlohnen, etwas genauer auf die Geschichte des „evangelisch-lutherischen Ministeriums im Staate New-York" einzugehen.

Seit New-York englisch geworden war, bildete sich neben der alten holländisch-lutherischen Gemeinde auch eine deutsch-lutherische, erstere mit größerem Besitze, letztere mit größerer Seelenzahl. Auch Mühlenberg, obwohl er sich in den Jahren 1751 und 52 zweimal monatelang in New-York aufgehalten, hatte den Hader der Parteien nicht stillen können, erst seinem Schwiegersohne, Kunze, dem bedeutendsten unter seinen jüngeren Mitarbeitern gelang es, die beiden Parteien in eine Gemeinde zu sammeln. Kunze hat aber auch den Grund zur kirchlichen Organisation der verschiedenen Gemeinden in und um New-York gelegt. Am 23. Oktober 1786 versammelten sich auf seine Einladung einige Pastoren und Gemeindevertreter in Albany behufs eines engeren Zusammenschlusses der betreffenden Gemeinden. Daß zunächst nur wenige kamen, hatte seinen Grund in dem Mißtrauen, mit dem man in diesen Gegenden auf die von Pennsylvanien herübergekommenen Theologen blickte, denn diese waren Hallenser Pietisten, in und um New-York aber herrschte durch Beckenmeyer die orthodoxe Richtung. Doch bald schwand das Mißtrauen und schon zehn Jahre später waren alle Gemeinden und rechtschaffenen Prediger des Staates dem neugegründeten Ministerium beigetreten. Da die leitenden Männer von Pennsylvanien herübergekommen waren, so legte man auch dieser neuen Synode die alte, noch von Mühlenberg 1781 verfaßte, korrekt lutherische Ministerial-Ordnung zu Grunde. Doch nach Mühlenbergs Tode drang der Rationalismus überraschend schnell in Pennsylvanien ein und das dortige Ministerium strich bereits im Jahre 1792 alle bestimmt konfessionellen Bestimmungen aus seiner Ordnung. Um die alten Verbindungen dorthin festzuhalten, nahm man zwar auch in New-York 1794 diese revidierte Ordnung an, aber mit dem Geiste derselben war man sicher, wenigstens solange Kunze lebte, nicht einverstanden Hatte die revidierte Ordnung die Bekenntnisschriften nicht mehr erwähnt, so verpflichtete man doch fort und fort in New-York die zu ordinierenden Kandidaten durch besondere Reverse auf die symbolischen Bücher und ließ die in den Synodalverband aufzunehmenden Gemeinden versprechen, keinen anderen als zum Ministerium gehörigen Predigern die Kanzel einzuräumen, während man in Philadelphia bereits mit allen möglichen kirchlichen Gemeinschaften Kanzel- und Altargemeinschaft zu halten begann. Bis zu dem 1807 erfolgten Tode Kunzes blieben die alten Ordnungen in New-York zwar bestehen, aber ganz ohne Sorge blickte er nicht mehr in die Zukunft. Kaum aber hatten sich am 24. Juli 1807 Kunzes Augen geschlossen, als auch sofort die rationalistische Verwüstung über New-York hereinbrach. Der an Kunzes Stelle als Leiter des Ministeriums tretende Quitmann war bereits elf Jahre in New-York gewesen; während all dieser Jahre hatte er offenbar aus Furcht vor Kunze mit seinen rationalistischen Ansichten zurückgehalten, nun aber zeigte er sich als der, der er war, nämlich als Socinianer und Unitarier, wie ein neuerer amerikanischer Kirchenhistoriker ihn genannt hat. Kunze konnte noch 1804 in einem Synodalbriefe schreiben: „ich weiß von niemand, gottlob, welcher den HErrn verleugnet, der ihn erkauft hat; nichts geringeres als dies aber ist es, was jetzt Menschen in Deutschland ungescheut thun durch Kanzel, Umgang und Feder, die das Brot der Kirche essen: Gott behüte uns, meine teuren Brüder in diesem traurigen Zeitpunkte vor Aposteln von daher." Er ahnte nicht, daß ein solcher schon gekommen war. Quitmann stammte aus Iserlohn; er war, nachdem er in Halle studiert hatte, Pastor auf der westindischen Insel Curaçao gewesen und war 1796 von dort nach New-York gekommen. Solange er das Ministerium leitete, d. h. von 1807—25, herrschte der Rationalismus unbedingt in New-York, und erst als sein Schwiegersohn, Dr. Wackerhagen statt seiner den Vorsitz übernommen hatte, machte sich ein leiser Umschwung bemerkbar, der dann in der Synodalpredigt des auf

Wackerhagen 1829 folgenden Hazelius zum entschiedenen Durchbruch kam. Die neue Erweckung zum positiven Glauben in Deutschland machte sich auch in Amerika bemerkbar, aber hier wie dort konnte man nicht sofort den Weg zum bekenntnismäßigen Glauben der Kirche zurückfinden. Hatte in der rationalistischen Periode der nüchterne Menschenverstand die Alleinherrschaft geführt, so trat er jetzt seinen Thron an das schwärmerische Gefühl ab, und die methodistischen neuen Maßregeln waren es, bei denen man in den beiden Jahrzehnten von 1829—49 auch innerhalb der lutherischen Kirche Amerikas sein Heil suchte Wie man in Deutschland meinte, durch eine Vereinigung der lutherischen und der reformierten Kirche eine neue Periode kirchlichen Aufschwunges herbeiführen zu können, so zog man jenseits des Ozeans die Konsequenzen dieses schwärmerischen Prinzips und wollte sich mit allen möglichen religiösen Denominationen verbinden, um durch gemeinsame, auf starke Gefühlserregungen berechnete Maßregeln neue Erweckungen herbeizuführen. Durch die protracted meetings und durch die Angstbank meinte man wohl, „werde das Kommen des tausendjährigen Reiches beschleunigt, ja wohl gar herbeigeführt werden."

Ueber das Ungesunde und Unlutherische dieser „neuen Maßregeln" ist man jetzt drüben völlig im klaren. Ein neuerer Schriftsteller bemerkt treffend darüber: „Es ist nicht zu verwundern, wenn eine allgemeine Erschlaffung über solche Gemeinden kommt, in welcher die Angstbank gehaust hat. Diese Erfahrung hat man überall gemacht. Eine Gemeinde, in welcher das fremde Feuer gebrannt hat, ist dem in der Schwäche liegenden Kranken ähnlich, nachdem das Fieber gebrochen ist. Mancher, der gestern getobt hat, daß zwei starke Männer ihn nicht halten konnten, ist heute zu schwach zum Leben. Manche Gemeinde ist infolge solcher Erweckung derart geschwächt worden, daß es jahrelanger schwerer und treuer Arbeit bedurfte, um dieselbe nur wieder etwas auf die Beine zu bringen. Man nehme vor sich die Geschichte der Gemeinden und Synoden, welche sich auf das Neu-Maßregelwesen einzig und allein gelegt haben und noch legen, und was wird man finden? Kein Wachstum, kein Fortschritt ist zu entdecken. Trotz all der vielen Neubekehrten und Neuaufgenommenen geht es eher rückwarts als vorwärts."

Hand in Hand mit diesem Drängen auf Revivals ging in dieser Periode das Unionsstreben. Mit all jenen englischen Denominationen, bei denen Glauben mit unklarer Gefühlsaufregung verwechselt wird, hielt man Kanzel- und Altargemeinschaft, ja man sah grade hierin einen vorgeschrittenen Zustand der Kirche. Wackerhagen schreibt in einem Präsidialberichte von 1839: „Es macht mir Vergnügen bemerken zu können, daß so oft in meiner Gemeinde das heilige Abendmahl gefeiert wird, eine große Anzahl der Kommunikanten eigentlich Mitglieder von Gemeinden anderer Gemeinschaften sind, nämlich der Deutsch-Reformierten, Methodisten und Presbyterianer." Aber während man so die alten konfessionellen Schranken niederbrach, um sich mit allen die noch den HErrn lieb hätten, zu verbinden, erwies sich auch in Amerika wie in denselben Jahren in Deutschland die Union als ein Prinzip mehr der Trennung als der Vereinigung. Dies schwärmerische Luthertum konnte keine bewahrende Kraft üben an seinen Gliedern, diese gingen vielmehr scharenweise hinüber namentlich zu den Methodisten, bei denen ja die soviel angepriesenen neuen Maßregeln ganz anders in Blüte standen als bei der mütterlichen Kirche. Wie aber die Gemeindeglieder vielfach untreu wurden, so zweigten sich in diesen Jahren auch ganze Gemeindekomplexe ab, um neue Synoden zu bilden, ohne den Zusammenhang mit den alten Ministerien bewahren zu wollen. Wozu bedurfte man noch eines festen Bekenntnisses, Revival und Temperenz waren die Losungen des Tages, wozu bedurften die Pastoren noch tieferer theologischer Durchbildung, wurde doch ihre Hauptaufgabe darin gesehen, augenblickliche schwärmerische Erregungen bei ihren Zuhörern zu erzielen. So war denn des Reißens und Trennens damals in der Kirche Amerikas kein Ende.

Das bedeutendste Ereignis dieser Zeit war die Gründung der Generalsynode, in

deren Geschichte uns deutlich der damals die Kirche durchwaltende Geist entgegentritt. Es war der wiedererwachende Geist des Glaubens, welcher ums Jahr 1820 in den lutherischen Synoden den Wunsch nach einer engeren Verbindung untereinander, einer Generalsynode erweckte. Die tüchtigsten Theologen der Synode von Pennsylvanien traten an die Spitze der Bewegung und beriefen eine Versammlung nach Hagerstown in Maryland, wo Deputierte aus New-York, Nord-Karolina, Maryland und Virginia mit ihnen zusammentraten, während sich Ohio von Anfang an zurückhielt. Das hier beratene Statut beläßt den einzelnen Synoden ihre volle Selbständigkeit, stellt also die Generalsynode nicht als eine regimentliche Instanz über die einzelnen Synoden, sondern giebt ihr nur beratende Vollmachten. In der Lehre, in den liturgischen Ordnungen soll sie die Synoden in einer Richtung erhalten, den sammelnden Missionsgeist soll sie in ihnen erwecken. Doch die beiden bedeutendsten Synoden, die von Pennsylvanien und die von New-York, zogen sich sofort wieder zurück und die erstere, von der doch die ganze Bewegung ausgegangen war, gab auch ihre Gründe hierfür an. Die einzelnen Gemeinden, denen das Statut zur Annahme vorgelegt war, hatten es abgelehnt. Der alte, grade in Pennsylvanien so verbreitete, independentische Geist fürchtete für seine Selbständigkeit, die Gemeinden witterten in der neuen Einrichtung eine ihnen übergeordnete regimentliche Macht, der sie sich zu beugen nicht gesonnen waren. Nicht minder aber fühlte wohl der hier und in New-York noch stark vertretene Rationalismus, daß bei den Männern der Generalsynode ein anderer Geist, nämlich der Geist des Glaubens walte, mit dem er keine Gemeinschaft haben wollte. Doch allmählich bahnten sich wieder freundlichere Verhältnisse an, New-York trat 1837, Pennsylvanien (nämlich die ältere Synode, die Synode westlich von Susquehannah war von Anfang an dabei gewesen) aber erst 1853 der Generalsynode bei. Was nun die zur Generalsynode verbundenen Synoden bis heute kennzeichnet, ist die Hinneigung zu englisch-amerikanischem Wesen, namentlich in der ganzen Auffassung des Luthertums. Man nennt sich American Lutheran. Man gründet sich wohl auf das Augsburgische Bekenntnis, aber man will nur ganz im allgemeinen den Geist der Kirche davon beeinflußt sein lassen, keineswegs aber will man gemäß der Augustana fremde Lehre ausschließen und denen, die sie führen, die kirchliche Gemeinschaft versagen. In diesem Sinne hat die Generalsynode ihre Prediger auf dem von ihr gegründeten Seminar in Gettysburg gebildet, in diesem Sinne hat besonders ihr hervorragendster Theologe Samuel Simon Schmucker gewirkt. Schmucker, einer alten amerikanischen Pastorenfamilie entstammt, war zweifellos ein gläubiger und gelehrter Mann, erfüllt von den reinsten Absichten. Aus der Zeit der ersten Erweckung herkommend, stand er lange an der Spitze der auch in Amerika zum Glauben Luthers sich wieder hinwendenden Theologie. Er ist zu vergleichen mit seinen Zeitgenossen in Deutschland, etwa mit Neander und Lücke oder auch mit Schleiermacher: er hat den Weg gewiesen, aber er ist nicht bis ans Ende mitgegangen, und als seine Schüler über ihn hinaus gewachsen waren, verstand er seine eigenen Schüler nicht mehr. Weitherzig gegen die übrigen Konfessionen vertrat er den Standpunkt der evangelischen Allianz, ja auf der ersten Versammlung dieser Allianz in London 1838 wurde er „der eigentliche Vater" derselben genannt. Zu manchen Lehren seiner eigenen Kirche, namentlich zu der Lehre von der Taufe als dem Bade der Wiedergeburt und zu der Lehre von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahle, stand er ganz abweisend, von der älteren lutherischen Theologie aber wollte er vollends gar nichts wissen. Grade in diese aber vertiefte sich eine jüngere Generation und lernte ihre geistlichen Schätze werten, sie erkannte ihre Aufgabe darin, die Gemeinden wieder fest hinzustellen auf die alten Bekenntnisgrundlagen und vor falscher, fremder Lehre sie zu bewahren. Da mußten denn ja notwendig recht schmerzliche Trennungen eintreten in Amerika nicht minder wie in Deutschland. Allenthalben aber soll man billig der Pietät nicht vergessen gegen jene älteren Lehrer, die zuerst dem Rationalismus gegenüber wieder den Glauben gepredigt haben, wenn man

auch über ihren Standpunkt hinaus zu größerer konfessioneller Bestimmtheit sich entwickelt hat. Lange Jahre gingen beide Richtungen innerhalb der Generalsynode neben einander her. Schmucker u. B. Kurtz, besonders auch durch die von ihnen herausgegebene Zeitschrift the Observer, waren die Führer jener latitudinarischen Richtung, Reynolds und Passavant vertraten ihnen gegenüber das Recht des Bekenntnisses, die ersteren schrieben und predigten meist englisch und behaupteten die von ihnen vertretene Auffassung des Luthertums sei die in Amerika allein geschichtlich berechtigte, sie seien die wahren Söhne eines Mühlenberg (ähnlich wie gleichzeitig in Deutschland Heppe dem festen Luthertum einen weitherzigen Melanchthonianismus als das geschichtlich Ursprüngliche und wahrhaft Berechtigte glaubhaft machen wollte), wogegen die anderen ihren Geist mit der klassischen Theologie der älteren lutherischen Kirche in Deutschland nährten und in lebendiger Gemeinschaft mit den auch in Deutschland zum Glauben der Väter sich zurückfindenden Theologen standen. In der Mitte der sechziger Jahre kam es endlich zum Bruche, es trennte sich auch äußerlich, was lange schon innerlich nicht mehr zusammengehört hatte.

Unter den Männern, die noch unter der Generalsynode für die Rückkehr zum bekenntnismäßigen Glauben wirkten, nimmt eine besonders hervorragende Stelle ein der Dr. Stohlmann in New-York. Er war als junger Mann aus seiner Bückeburgischen Heimat nach Amerika gekommen und war Pastor an einer nahe bei Pittsburg gelegenen Gemeinde geworden. 1838 wurde er nach New-York an die Matthäusgemeinde berufen und hat hier bis 1868 in Segen gewirkt. Es waren meistens englisch-lutherische Gemeinden, zu denen er in genauere Berührung trat, und seinem Einflusse ist es zu danken, was an ausgesprochen lutherischem Bekenntnis unter englischen Brüdern zu finden ist. Aber auch für weitere Kreise wurde er und sein Pfarrhaus ein gesegneter Mittelpunkt. Da sein Name weit und breit in Deutschland bekannt war, so empfahlen gerade in den fünfziger Jahren, als der größte Strom der Einwanderung von Deutschland her übers Meer kam, die hervorragendsten deutschen Kirchenmänner ihre Leute am liebsten an Stohlmann, und manchem landenden Lutheraner ist er zum Segen geworden. Anerkennung hat er selbst bei den sonst so exklusiven Missouriern in Amerika gefunden. Die Missourier erkennen sonst ungern einen Theologen, der nicht ganz mit ihnen geht, überhaupt noch für einen Lutheraner an. Doch als der große missourische Theologe Ferdinand Walther mit Stohlmann bekannt wurde, konnte er ihm seine Achtung nicht versagen, und beide Männer gaben sich das Versprechen, ihre Feder niemals gegeneinander zu gebrauchen. Stohlmann starb am 3. Mai 1868, in derselben Stunde, in welcher die neue große Matthäuskirche, deren Bau von ihm mit Energie betrieben war, nun nicht mehr von ihm, sondern von seinem Freunde Dr. Mann aus Philadelphia eingeweiht wurde.

In den Jahren 1864—66 kam es nun endlich zur Trennung der konfessionell gerichteten Elemente von der Generalsynode und zur Bildung des Generalkonzils. Eine Abzweigung des Ministeriums von New-York, die Franckean-Synode, ein ganz methodistisch gerichteter Kirchenkörper, beantragte 1864 ihre Aufnahme in die Generalsynode und die Majorität auf der Synodalversammlung zu York hatte dem gewillfahrtet, obwohl es bekannt war, daß die Franckean-Synode die Augustana ausdrücklich verworfen hatte. Von vielen Seiten war gegen diesen Beschluß Protest erhoben und die Delegaten von Pennsylvanien hatten sich von den weiteren Verhandlungen der damaligen Synodalversammlung ferngehalten, ohne doch damit ihr Verhältnis zur Generalsynode selbst als gelöst angesehen haben zu wollen. Sie glaubten sich für diese ihre Handlungsweise auf die ihnen bei ihrem Zutritte zur Generalsynode ausdrücklich gewährleisteten Sonderrechte berufen zu können. Jedoch als nun auf der nächsten Hauptversammlung der Generalsynode zu Fort Wayne 1866 die Vertreter der Synode von Pennsylvanien an der Konstituierung des Hauses sich beteiligen wollten, wurde ihnen zunächst vom Vorsitzenden und dann von der Majorität der Versammlung der Zutritt verweigert. Erst wenn das

Haus konstituiert sei, könne Beschluß darüber gefaßt werden, ob die Pennsylvanier überhaupt noch als Glieder der Generalsynode zu betrachten seien oder ob sie durch ihr Verhalten auf der vorigen Hauptversammlung das Band nicht selbst gelöst hätten. Trotz vielfacher Proteste, an denen sich auch das Ministerium von New-York beteiligte, blieb es zunächst bei diesem Beschlusse. Die Pennsylvanier aber zogen sich nun, ohne es auf weitere Abstimmungen erst ankommen zu lassen, freiwillig zurück und luden die ihnen befreundeten Synoden auf den 12.—14. Dezember 1866 zu einer Besprechung über die nunmehr zu thuenden Schritte nach Reading ein. Auf dieser berühmt gewordenen Reading Convention, auf welcher außer der Synode von Pennsylvanien vertreten waren: die englische Distrikts-Synode von Ohio, die englische S. von Ohio und die allgemeine S. von Ohio, ferner die Synoden von Wisconsin, Michigan, Pittsburg, Minnesota, Iowa und Canada, das New-York-Ministerium und die norwegische Synode, wurde am 14. Dezember unter Zugrundelegung der von Dr. Krauth verfaßten „Lehrbasis" über die Gründung eines neuen Kirchenkörpers, des späteren General-Konzils verhandelt. Das Ministerium von New-York beriet sodann im August 1867 zu Albany darüber, wie es sich zu den schwebenden Fragen zu stellen habe, und beschloß mit 50 gegen 28 Stimmen, „daß wir hiermit unsere Verbindung mit der Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten lösen." Die dissentierenden 28 Mitglieder unter Führung des bisherigen Vorsitzenden Dr. Pohlmann thaten sich sofort zu einer neuen, im Verbande der Generalsynode bleibenden Vereinigung zusammen, die von nun an den Namen „the Evangelical-Lutheran Synod of New York" führte, die übrigen Mitglieder, also die Majorität, unter ihrem neuem Vorsitzenden Adelberg aber beschlossen, unter Annahme der „Lehrbasis" sich an der ersten, nach Fort Wayne berufenen Hauptversammlung des General-Konzils zu beteiligen. Da sich nun aber die Lehrbasis ausdrücklich zu den sämtlichen Bekenntnisschriften, dem ganzen Konkordienbuche von 1580 bekannte, so sah sich das Ministerium alsbald veranlaßt, diesem Umstande in ihrer eigenen Ministerialordnung Rechnung zu tragen. Es wurde daher jene alte Ordnung im Jahre 1870 noch einmal wieder revidiert und namentlich der Bekenntnisparagraph folgendermaßen gefaßt: „Diese Synode bekennt, daß die kanonischen Bücher des A. und N. Testamentes das vom heil. Geiste eingegebene Wort Gottes und die klare, einzige und genügende Richtschnur des Glaubens sind; daß die drei allgemeinen Glaubensbekenntnisse, das apostolische, nicänische und das athanasianische, in Uebereinstimmung mit dieser Regel den Glauben der allgemeinen Kirche darlegen; daß die ungeänderte Augsburgische Konfession in allen ihren Teilen mit dem Worte Gottes als der Regel des Glaubens übereinstimmen und eine richtige Darlegung der Lehre ist; und daß die Apologie, Luthers Katechismen, die Schmalkaldischen Artikel und die Konkordienformel eine getreue Entwicklung und Verteidigung der Lehre des Wortes Gottes und der Augsburgischen Konfession sind. Alle Fragen, die den Glauben der Kirche und die Verwaltung der Sakramente betreffen, sollen in Uebereinstimmung mit dieser Glaubensregel und diesem Bekenntnisse entschieden werden."— Somit waren jene alten Synoden, die von Mühlenberg und Kunze ihren Ursprung herleiteten, nach manchen Abirrungen und Unsicherheiten vom Rationalismus, Methodismus und Unionismus zu dem alten Glauben der Väter zurückgekehrt. Denn die alte Ordnung, die bis 1792 gültig gewesen war, hatte jeden Pastor verpflichtet, den symbolischen Büchern gemäß zu lehren.

Auf das lautere Bekenntnis der Kirche hatten sich die zum General-Konzil vereinigten Synoden gestellt, aber man würde irren, wollte man meinen, damit sei das Ziel schon erreicht. Einen Weg hatte man beschritten, aber das Ende dieses Weges lag noch in weiter Ferne und mancherlei Hindernisse stellten sich dem gesunden Fortschreiten entgegen. Die Aufgabe, vor die das General-Konzil sich gestellt fand, war die, nun auch die ganze kirchliche Praxis dem neuen Standpunkte gemäß zu gestalten, und diese Aufgabe war eine ganz besonders schwere. Denn es darf nicht vergessen werden, wie sehr

das ganze Kirchenwesen im Osten von dem anfangs dieses Jahrhunderts aufgekommenen Unionswesen durchfressen ist, wie letzteres durch Tradition, Mischehen, den socialen und geschäftlichen Verkehr, die Presse, den Zeitgeist und durch tausend andere Dinge gepflegt und gestärkt wird; wie die Bekämpfung desselben und die Durchführung einer ungeheuchelten und gewissenhaften evangelisch-lutherischen Praxis unter diesen Verhältnissen selbst dem Pastor einer in der Erkenntnis mehr geförderten Gemeinde, sonderlich in kleineren Städten, oft unsägliche Schwierigkeiten verursacht; wie darum manche Synoden im Bekenntnis zwar gut lutherisch sind, auch eine dementsprechende Praxis erstreben, es jedoch nicht wagen, mit derselben rechten Ernst zu machen. Ja, eins will noch ganz besonders hierbei beachtet werden: es mangelte doch auch von Anfang an bei den zum General-Konzil verbundenen Synoden an der völligen inneren Einigkeit im Glauben, an der gleichmäßig entwickelten Glaubensreife. Eine Reihe von Synoden und Gemeinden, denen es innerhalb der Generalsynode nicht mehr so recht heimisch gewesen war, hatten sich zusammengefunden, und den letzten Anstoß hatte nicht so sehr eine im Gewissen gefühlte Glaubensnotwendigkeit wie das durch die unbrüderliche Vergewaltigung der Pennsylvania-Synode seitens der Majorität gegebene Aergernis herbeigeführt. Man hatte sich dann schnell auf die Propositionen des Dr. Krauth hin geeinigt und zu einer Körperschaft zusammengeschlossen, man hatte sich zu dem ganzen Konkordienbuche bekannt, aber es fragt sich doch sehr, ob sich alle Mitglieder des Konzils auch über den Lehrinhalt der Bekenntnisschriften völlig klar und ob sie geneigt waren, mit dem Bekenntnis in Lehre und Praxis auch wirklich Ernst zu machen. Noch im Jahre 1884 hat Dr. Späth auf der Versammlung zu Monroe auf diesen Umstand hingewiesen: alle später innerhalb des General-Konzils entstandenen Schwierigkeiten hätten darin ihren Grund gehabt, daß sich diese große Körperschaft zu einem Kirchenganzen zusammenschloß, ehe sich die verschiedenen Elemente über die Lehre wirklich geeinigt hatten. Diesem Uebelstande ist denn auch hernach nicht genügend abgeholfen worden, man ist auf den großen Versammlungen des General-Konzils prinzipiellen Lehrerörterungen eher aus dem Wege gegangen, als daß man sie gesucht hätte. Große Grundsätze für kirchliches Handeln hat man allerdings aufgestellt, aber statt daß man vor allen Dingen die zu Grunde liegenden Prinzipien als eigentliche Lehrpunkte satzweise besprochen hätte, um so vor allem erst einmal zu einer einigen Lehrauffassung zu gelangen, behandelte man diese Dinge, wie Späth treffend bemerkt hat, lediglich nach parlamentarischer Schablone und suchte durch den schwerfälligen Gang von Vorschlägen, Verbesserungen und schließlich durch bindende Resolutionen Dinge zu ordnen, über deren eigentlichste Fundamente noch klaffende Verschiedenheiten bestanden. In der parlamentarischen Form und Schablone aber sind die Amerikaner in einer Weise Meister, von welcher deutsche Theologen und Synodalmitglieder schwerlich eine Ahnung haben.

So sahen sich also die zum General-Konzil verbundenen Synoden vor eine doppelte, bedeutende Schwierigkeit gestellt. Sie mußten einerseits innerhalb ihrer besonderen Kirchengebiete mit mancher eingewurzelten falschen Praxis brechen, mußten widerstrebenden Gemeinden gegenüber die lutherischen Grundsätze aufrecht erhalten: eine Aufgabe, die innerhalb einer Freikirche gewiß ebenso großen, wenn nicht noch größeren Schwierigkeiten begegnet, als innerhalb unserer altbegründeten deutschen Landeskirchen — und sie mußten andererseits dahin streben, daß innerhalb des großen Kirchenkörpers, zu dem sie sich verbunden wußten, das lutherische Bekenntnis allen noch unklaren und allen widerstrebenden Elementen gegenüber zur herrschenden Macht würde. Es scheint, als ob innerhalb des Generalkonzils es besonders die Synoden von New-York und von Kanada waren, welche am bestimmtesten das lutherische Bekenntnis in all seinen Konsequenzen vertreten haben.

Schon auf der ersten Versammlung des Konzils im Jahre 1867 stellten die deutsche Iowa-Synode und die allgemeine Synode von Ohio den Antrag, das Konzil möge eine unzweideutige Erklärung über seine Stellung zu vier namhaft gemachten

Fragen geben, was es nämlich hielte 1) vom Chiliasmus (der Lehre vom tausendjährigen Reiche); 2) von der Abendmahlsgemeinschaft mit Andersgläubigen; 3) von der Kanzelgemeinschaft mit Andersgläubigen; 4) von den geheimen Gesellschaften. Das Konzil überwies diese „vier Punkte" zunächst den einzelnen Synoden zur Vorberatung, bei welcher z. B. das New-York-Ministerium 1868 folgende Stellung zur Sache einnahm: „1) Da das kirchliche Leben unserer Synode in keiner Weise vom Chiliasmus affiziert ist, so stellen wir darüber keine weiteren Bestimmungen auf als die, welche in den Bekenntnisschriften unserer Kirche gegeben sind. 2) In Bezug auf die gemischte Abendmahlsgemeinschaft erklären wir uns dahin, daß wir keine Abendmahlsgemeinschaft mit denen halten, die sich als Gegner unserer Lehre erweisen. 3) Hinsichtlich der Kanzelgemeinschaft mit Sektierern erklären wir, daß es niemand gestattet sein soll, unsere Kanzel zu betreten, von dem nicht der Pastor und die Gemeinde überzeugt sind, daß er Gottes Wort lauter und rein verkündige. 4) Die geheimen Gesellschaften betreffend steht es bei uns fest, daß kein Prediger, der ein Glied einer geheimen Gesellschaft ist, Glied unseres Ministeriums sein oder werden kann." Im selben Jahre 1868 gab aber auch noch das General-Konzil selbst die berühmt gewordene „Pittsburger Erklärung" ab, aus welcher nur dasjenige hier angeführt werden mag, was über Kanzelgemeinschaft bestimmt wurde, weil gerade diese Frage von nun an immer mehr in den Mittelpunkt der Debatte trat. Der Passus lautet:

„1) Wir halten fest an dem Grundsatz, daß mit der größten Gewissenhaftigkeit über die reine Lehre auf unseren Kanzeln gewacht werden soll und daß niemand auf unseren Kanzeln zugelassen werden soll, er heiße ein Lutheraner oder wie er wolle, von dem zu bezweifeln ist, ob er die lautere Wahrheit des göttlichen Wortes nach dem Bekenntnisse unsrer Kirche predigen werde.

2) Lutherische Prediger können wohl in anderen Kirchen predigen, wo sie dazu gerufen werden, vorausgesetzt daß sie sich dabei in keiner Weise verdächtig machen als solche, die mit Irrlehrern und Schismatikern Gemeinschaft haben oder in der Verkündigung der vollen göttlichen Wahrheit irgendwie sich beschränken lassen wollen."

Da nun diese Erklärung offenbar einer unkirchlichen Praxis noch mancherlei Hinterthüren aufläßt, — denn in 1 wird es wenigstens nicht ausdrücklich ausgeschlossen, daß auch ein nicht zur lutherischen Kirche gehöriger Pastor auf einer lutherischen Kanzel predige, und in 2 werden für das Predigen lutherischer Prediger auf fremdgläubigen Kanzeln höchstens gewisse Kautelen aufgestellt —, so war es nicht zu verwundern, daß die Frage nach der Kanzelgemeinschaft immer wieder aufgeworfen wurde und verhandelt werden mußte. Grade um dieser Frage willen sind manche Synoden (Ohio, Iowa, die Norweger) dem Konzil gar nicht beigetreten und manche andere (Illinois, Wisconsin, Minnesota und Michigan) haben sich um dieser Frage willen in den folgenden Jahren wieder getrennt. Zunächst kam 1872 die „Regel von Akron" zustande:

„1) Als Regel soll bei uns gelten: nur lutherische Pastoren auf lutherischen Kanzeln; nur lutherische Kommunikanten an lutherischen Altären;

2) Etwaige Ausnahmen von dieser Regel können nicht beansprucht werden, sondern sind als besondere Vergünstigungen anzusehen;

3) Die Entscheidung über Ausnahmefälle hat der Pastor aufs gewissenhafteste nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen zu regeln."

Diese Regel, in ihrer gewundenen Weise mit der einen Hand nehmend was sie mit der andern gegeben hat, zeigt unseres Erachtens recht klar, wohin man gerät, wenn man die ersten Fragen kirchlicher Wahrheit und kirchlichen Handelns auf dem Wege des parlamentarischen Marktens der Parteien untereinander zu lösen sucht. In 1 wird ein klarer und bestimmter Satz für das kirchliche Verhalten aufgestellt, von dem es jedoch noch 2 Ausnahmen geben kann, welche aber nicht als ein Recht in Anspruch genommen werden dürfen, sondern nur als Vergünstigung gelten dürfen. Während man nun in 3 den Kanon ausgesprochen zu finden erwartet, nach welchem dergleichen Vergünstigungen

gewährt werden können, heißt es vielmehr, daß jeder Pastor die Entscheidung über Ausnahmefälle gewissenhaft nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen zu regeln habe, und man fragt erstaunt, wo denn in jenen beiden ersten Sätzen Grundsätze über etwaige Ausnahmsfälle überhaupt aufgestellt worden sind. Dies unselige Doppelwesen, dies Ja und Nein in einem Athem, zieht sich bis in die allerneuste Zeit durch alle Verhandlungen des General-Konzils über die beregten Punkte fort, immer wird an den Ausnahmen festgehalten, damit man der festen Regel entgehen kann. Warum es aber zu einem deutlichen Tone der Posaune nicht kommen kann, ist auch bekannt. Während die deutschen Pastoren, meist auch unterstützt von ihren Gemeinden, nach gesunder, der reinen Lehre entsprechender Praxis streben, sind es namentlich jene American Lutherans in den englischen Gemeinden, welche sich nicht entschließen können noch wollen, am Altar und auf der Kanzel mit der lax-unierten Praxis zu brechen. Diese „Amerikaner" hätten offenbar am liebsten eine lutherische Kirche im Sinne der Generalsynode, also dem Namen nach lutherisch, in der That aber uniert. Diesen Standpunkt dürfen sie natürlich nicht offen vertreten, sie müssen, von den bewußt konfessionellen Gliedern im Konzile gedrängt, die zweifellos lutherischer Lehre entsprechenden allgemeinen Thesen zugestehen. Aber sie beweisen sich nur als Meister parlamentarischer Routine: sie wissen jede eben erst geschärfte Spitze wieder abzubrechen und durch klug gewählte Zusätze die Generalregel illusorisch zu machen oder wenigstens ihre Befolgung in das Belieben jedes einzelnen Pastors zu stellen.

Das Zwiespältige in der Regel von Akron wurde natürlich vielfach gefühlt und es wurde auch versucht, ob man nicht zu einer wirklich festen Regel für die Praxis kommen könne. So legte der damals an St. Matthäus in New-York stehende Dr. Ruperti (der jetzige Generalsuperintendent von Holstein) 1875 die treffliche Regel von Galesburg vor, und nachdem diese angenommen war, hätte man denken sollen, angesichts dieser unmißverständlich redigierten Sätze würden Mißdeutungen und Hinterthüren gar nicht mehr möglich sein. Die „Regel von Galesburg" aber lautet:

„Das General-Konzil richtet hiermit aufs neue die Aufmerksamkeit der Pastoren und Gemeinden auf die — — — Grundsätze in der ernstlichen Hoffnung, daß unsere Praxis mit unserem vereinten und wohlerwogenen Zeugnis über diesen Gegenstand in Einklang gebracht werden möge, nämlich: die Regel, welche mit dem Worte Gottes und mit den Bekenntnisschriften unserer Kirche übereinstimmt, ist: Lutherische Kanzeln für lutherische Prediger allein; lutherische Altäre für lutherische Kommunikanten allein."

Man sollte denken, hiermit wäre die Sache erledigt gewesen. Es war hier unzweideutig eine auf Gottes Wort und die Bekenntnisschriften der Kirche gegründete klare Regel ausgesprochen und mit keinem Worte war irgend einer Ausnahme Erwähnung gethan. Doch schon auf derselben Versammlung in Galesburg hatte die Gegenpartei im General-Konzil das Mittel gefunden, um auch diese so klare Regel doch wieder illusorisch zu machen, so daß auch bei ihr das alte Mischwesen bei Bestand bleiben konnte. Der Vorsitzende nämlich, Dr. Krauth, interpretierte die Regel und seine Interpretation wurde unter Zustimmung des Konzils für eine authentische erklärt: „Die einzige Veränderung, welche durch den soeben angenommenen Beschluß gemacht wurde, ist die, daß hier erklärt wird, woher wir diese Regel nehmen, nämlich aus dem Worte Gottes und dem Bekenntnis der Kirche. Der Beschluß spricht dasjenige bestimmt aus (explicite), was schon vorher (implicite) darunter verstanden gewesen." D. h. also: die Akron-Regel ist durch die Galesburg-Regel weder aufgehoben noch auch nur modifiziert, sondern es ist nur gesagt, woher Alinea 1 von Akron stammt, nämlich aus Schrift und Bekenntnis; die beiden anderen Alinea von Akron aber sind hierdurch schlechterdings nicht berührt, sondern bleiben in bisheriger Geltung.

Es waren wieder besonders die New-Yorker, welche entschieden dieser Interpretation der Regel widersprachen und wenigstens in ihrem Bereiche die kirchlichen Grundsätze



zur Geltung zu bringen suchten. Aber im General-Konzil konnten sie nicht damit durchdringen. Schon 1876 erklärte der Vorsitzende auf der Hauptversammlung zu Bethlehem, daß außer der Synode von Michigan und dem Ministerium von New-York alle Synoden in der erwähnten Interpretation der Regel übereinstimmten. Alles was weiter über diese Angelegenheit in Bethlehem beantragt wurde, ward einfach bei Seite geschoben, es herrschte nur das Streben, alles in der Schwebe zu lassen, damit schließlich jeder thun könnte was ihm beliebte. Endlich war man froh, dadurch aus der Klemme zu kommen, daß man beschloß, der nächsten Synode sollten zwecks Klarstellung der zu Grunde liegenden Prinzipienfragen Thesen vorgelegt werden. Das war nun ja an sich ganz gut und schön, nur hätte man denken sollen, ein so bedeutender Kirchenkörper hätte sich über die prinzipielle Lehrbasis von dergleichen Kardinalfragen kirchlichen Handelns lange klar sein sollen. Was aber eigentlich mit diesem ganzen Vorschlage gemeint sei, wurde klar, als nun 1877 vom Dr. Krauth nicht weniger als 105 Thesen dem Konzil vorgelegt wurden, von denen man in jenem Jahre auch glücklich die beiden ersten durchdebattiert hat. Die Sache sollte eben auf die lange Bank geschoben werden, zu bindender Klarheit sollte es nicht kommen, man wollte bei der alten Willkür bleiben. Darum wurde 1879 ausdrücklich beschlossen, vorläufig sollten alle Thesen einzeln nur durchgesprochen werden, zu einer Abstimmung sollte aber erst geschritten werden, wenn alle eingehend erörtert wären. Bis 1888 ging es in dieser Weise weiter: man ließ die Lutheraner reden so viel sie wollten, man hielt trotzdem — und das soll leider am meisten in Pennsylvanien der Fall sein — schrankenlose Kanzelgemeinschaft namentlich mit den Reformierten und den Methodisten. Da erklärte auch die Michigan-Synode ihren Austritt, weil sie sich im General-Konzil nicht mehr heimisch und nicht mehr in Einigkeit des Geistes mit demselben verbunden fühlen könne, indem „wir ein ernstliches Streben desselben, lutherische Lehre und Praxis zu fördern, nicht zu erkennen vermögen und unser ernstliches Zeugnis gegen unlutherisches Wesen, besonders Kanzelgemeinschaft mit Nichtlutheranern, nach den Erfahrungen der letzten Jahre erfolglos sehen." Ohne ein Wort des Bedauerns hat das General-Konzil diese Synode ziehen lassen. Man gewinnt den Eindruck, als seien die Männer des Konzils froh gewesen, diesen lästigen Mahner endlich los geworden zu sein, denn man scheint die Gemeinschaft mit den amerikanischen Unierten fester halten zu wollen als die mit den deutschen lutherischen Brüdern. Auch 1889 ist die brennende Frage seitens des New-York-Ministeriums wieder in Anregung gebracht, indem es eine deutliche Erklärung des Konzils über dessen Stellung zur Frage wegen der Kanzelgemeinschaft sich erbat. Das Konzil aber hat wie gewöhnlich Ja und Nein in einem Athem gesagt (was bekanntlich nach Shakespeare eine schlechte Theologie ist). Es hat den Antragstellern geantwortet was sie lange wußten, „daß weder die spätere Amendierung und weitere Erklärung zu Galesburg, noch die ursprüngliche Handlung zu Akron übersehen oder ignoriert werden darf, da beide in voller Kraft bestehen und einander gegenseitig erklären und ergänzen." Ob das New-York-Ministerium, ob die Synode von Kanada, ob die vielen lutherischen Pastoren, welche noch allenthalben in den mit dem General-Konzil verbundenen Gemeinden auf den Kanzeln stehen, sich bei dieser nichtssagenden und eigentlich die Fragesteller höhnisch abweisenden Antwort beruhigen werden, oder ob sie die Wege der Michigan-Synode gehen werden, bleibt eben abzuwarten. Bleiben sie in dem bisherigen Verbande, so fürchten wir, werden sie vor eine Alternative gestellt werden: ob sie nämlich mit dem General-Konzil immer mehr der Union verfallen oder ob sie eine Gemeinde nach der andern an die klarstehende und sehr selbstbewußt auftretende Missouri-Synode verlieren, ja wohl ganz von dieser aufgesogen werden wollen. Denn es ist nicht zu übersehen, daß die Missourier schon seit geraumer Zeit aggressiv vorgehen und bedeutende Eroberungen innerhalb des General-Konzils gemacht haben. Besonders über die Fortschritte, welche sie in New-York gemacht haben, liegen uns Berichte vor, auf die wir noch die Aufmerksamkeit lenken möchten.

Während der ganzen Zeit, seit das Ministerium Glied des General-Konzils gewesen ist, haben die Missourier das Luthertum desselben in Zweifel gezogen und es als ein unlutherisches befehdet. Daß die konfessionelle Stellung des Ministeriums viele Angriffspunkte darbot, darf ja nicht bezweifelt werden. Lange Jahre hatte der Rationalismus sein Zerstörungswerk innerhalb des Ministeriums treiben können, und als es sich dann zum positiven Glauben wieder hindurch gearbeitet hatte, war ein schwärmerisch-methodistisches und gegen die reine Lehre gleichgültiges unionistisches Wesen noch jahrzehntelang herrschend gewesen. Aus diesem allen begann es aber sich herauszuringen und sich in Lehre und Praxis auf gesunde, bekenntnismäßige Grundlagen zu stellen: was Wunder, wenn da nicht alles sofort in idealer Vollendung fertig war! Weder alle Pastoren und noch viel weniger alle Gemeinden waren alsbald, was sie sein sollten, und doch mußten eben vorläufig Hirten und Herden gewonnen werden, wie sie eben waren. Es mußte auf den niedrigen geistlichen Erkenntnisstand namentlich in den Gemeinden Rücksicht genommen werden, viele Gemeindeglieder und vor allem oft die älteren und einflußreicheren mußten und müssen auch wohl noch mit viel Geduld getragen werden. Dazu kam, daß gerade in den Jahren der Gründung des General-Konzils die Einwanderung aus Deutschland eine sehr zahlreiche war. So entstanden allenthalben neue lutherische Gemeinden, die aber keineswegs immer gleich homogene Körperschaften bildeten, deren Glieder sich vielmehr erst kirchlich mit einander einleben mußten. Vor allem aber fehlte es an genügendem Nachwuchs bekenntnistreuer Pastoren, mit denen alle neuen Stellen würdig hätten besetzt werden können. Die vorhandenen Seminare, so weit sie wegen ihres Bekenntnisstandes überhaupt in Frage kommen konnten, bildeten doch zumeist englisch redende Theologen aus, konnten also den Bedarf an deutschen Pastoren schlechterdings nicht decken. Die Anstalt in Philadelphia war erst eben eröffnet worden, das New-York-Ministerium war zu ihr noch in keine offizielle Verbindung getreten, Vorschulen, in denen Leute fürs Seminar hätten herangebildet werden können, bestanden nicht — erst einige Jahre später wurden solche in New-York und Newark eröffnet. Man war somit genötigt zu nehmen, was sich von Deutschland her anbot und nur irgendwie zu gebrauchen war. Daß sich unter solchen Umständen nicht sofort ein einheitlicher, in gleichem Glauben und Bekenntnis stehender Lehrstand bilden konnte, ist doch nur zu begreiflich. Man mußte eben allenthalben mit Geduld auf Hoffnung hinarbeiten und man durfte auch das Kleine nicht verachten. Diese Unvollkommenheiten, ja Mißstände werden auch von den Männern des General-Konzils willig zugegeben, aber sie beklagen sich nun auch bitter darüber, daß die Missourier statt die noch Schwachen zu tragen und zu fördern, sofort eine Propaganda innerhalb der zum Konzil gehörenden Gemeinden eröffnet haben. Wir erinnern uns schon vor Jahren in der allgemeinen evangelischen lutherischen Kirchenzeitung ein bezeichnendes Wort von einem Pastor aus New-York gelesen zu haben: „wir wollten uns aus dem Sumpfe falscher Lehre herausarbeiten; da hätte Missouri uns Schwachen unter den Arm greifen sollen, statt dessen aber hat es uns auf den Kopf geschlagen.“ Das General-Konzil hatte stets den Grundsatz vertreten, daß der an eine lutherische Gemeinde berufene Pastor sich derjenigen Synode anzuschließen habe, zu der die Gemeinde gehöre. Die Missourier kehrten diesen Grundsatz um, sie suchten die zu ihnen sich haltenden Theologen in fremde Gemeinden hineinzubringen und dann durch diese Pastoren die Gemeinden zur Missouri-Synode hinüberzuziehen. Es ist für den Fernstehenden schwer, hier jedesmal scharf zwischen Recht und Unrecht zu scheiden. Was z. B. in dem eingangs angeführten Buch von Nicum missourische „Freibeuterei“ genannt wird, möchte wohl von einem zur missourischen Seite gehörigen Geschichtsschreiber mit einem ganz anderen Namen bezeichnet werden. Wir wollen uns daher jeder Kritik enthalten und bemerken nur, daß das New-York-Ministerium seit seiner Zugehörigkeit zum General-Konzil immer starke Verluste an die Missouri-Synode gehabt.

Wie bedeutend die der ganzen Richtung des General-Konzils von seiten der

Missouri-Synode drohende Gefahr war, mußte das Ministerium übrigens noch an einem anderen Punkte erfahren. Es kamen aus der Mitte des Ministeriums selbst Fragen über das Verhältnis von Einzelgemeinde und Gesamtkirche zu ernster Verhandlung und es zeigte sich, daß der Geist des schrankenlosen Gemeindeindependentismus zahlreiche Anhänger hatte, ja daß die älteste und bedeutendste Gemeinde, die aus Kunzes vereinigten Gemeinden erwachsene Matthäusgemeinde, an welcher zuletzt Stohlmann, Vorberg und Ruperti gestanden hatten, in diesen Streitigkeiten nicht bloß die Führung übernahm, sondern um derselben willen sich endlich vom Ministerium trennte und der Missouri-Synode sich anschloß. Das Verhältnis der amerikanischen Synoden zu den sie bildenden Einzelgemeinden darf durchaus nicht nach der Analogie deutscher Landeskirchen verstanden werden. Die Synoden sind keineswegs Inhaberinnen der vollen Kirchengewalt und die Gemeinden sind nicht den Synoden untergebene Körperschaften. Was irgend nach Hierarchie schmeckt, würde in der protestantischen Kirche Amerikas undenkbar sein. Diese amerikanischen Kirchenkörper bauen sich ihrer Verfassung nach gemäß dem voluntary principle schlechterdings von unten nach oben auf. Die Synoden sind Schöpfungen der Gemeinden, sie haben daher auch den Gemeinden gegenüber immer nur beratende Macht gehabt, und in den meisten Fällen hat es bei den Gemeinden gestanden, wie weit sie solchem Rate folgen wollen oder nicht. Wie sich der Einzelne nur durch eigenen, stets zu ändernden Willen den Ordnungen der Gemeinde fügt, so steht auch jede Gemeinde als Herrin im eigenen Hause der Synode gegenüber, letztere trägt ihr Mandat von den Gemeinden, und welche Gemeinde dem Synodalbeschlusse nicht folgen will, kann nicht gezwungen werden, sondern kann, wenn nichts weiter hilft, gehen, wohin sie will. So hat z. B. das New-York-Ministerium Gesangbücher und dergl. den Gemeinden empfohlen, es ist aber Sache der Gemeinden geblieben, ob sie solche Bücher nun auch wirklich in Gebrauch nehmen wollten. Empfehlen konnten die Synoden und raten, nicht aber bestimmen und gebieten, ihr Einfluß war durchaus nur ein moralischer, nicht aber ein rechtlich zwingender. So war es und es konnte, wie gesagt, nach amerikanisch freikirchlichen Grundsätzen auch gar nicht anders sein. Nun machte aber in den siebziger Jahren ein Rechtsstreit in der Gemeinde zu Lima, Ohio, zwischen der Partei des General-Konzils und der der Generalsynode viel von sich reden. Bei der Entscheidung erster Instanz hatte sich der Richter lediglich auf einen früheren Synodalbeschluß gestützt, welcher die Partei des General-Konzils ohne weiteres für die eigentliche, rechtmäßige Gemeinde erklärte, der auch das Gemeindeeigentum gehöre. Zwar wurde dies Erkenntnis später in der Berufungsinstanz vom Oberrichter abgeändert, zunächst aber wurden die Gemeinden weit und breit beunruhigt und in die Besorgnis versetzt, ob sie als Einzelgemeinden überhaupt noch Eigentümer ihres Vermögens wären, ob nicht vielmehr gegebenenfalls der Kirchenkörper, zu dem sie gehörten, falls sie einmal aus irgend einem Grunde sich von demselben trennen wollten, das Gemeindevermögen in der Hand behalten könnte. Diese Lima-Angelegenheit scheint nun die äußere Veranlassung gewesen zu sein, weswegen die Matthäusgemeinde in New-York durch ihren Pastor Dr. Ruperti 1874 die Frage wegen der Gemeinderechte vor das Ministerium brachte. Vielleicht fühlte gerade sie sich durch Bestimmungen derjenigen Kirchenordnung gefährdet, welche von ihr selber 1855 in den Druck gegeben war. § 1 dieser Kirchenordnung nämlich lautete: „Die Gemeinde soll nie als abgerissener Zweig der christlichen Kirche dastehen, sondern muß zu einer rechtgläubigen evangelisch-lutherischen Synode dieses Landes gehören. Sollte selbst die Mehrzahl der Glieder der Gemeinde, was Gott verhüte, je so tief sinken, daß sie das verachtete, so soll sie aller Rechte und Ansprüche auf jegliches Eigentum dieser Gemeinde verlustig sein, und es soll denen gehören, wären es nur drei stimmfähige Mitglieder, welche dieser Pflicht treu bleiben."

Mag sein, daß die Matthäusgemeinde etwaige Rechtsfolgen aus solchen Bestimmungen im vorweg abwenden wollte, genug, sie brachte unter Vorlegung einer

neuen Gemeindeordnung die ganze prinzipielle Lehrfrage vor das Ministerium, indem sie die folgenden Grundsätze als für ihre Anschauung grundleglich bezeichnete:

„Nach der Lehre der heil. Schrift und unserer Bekenntnisse ist die um das Wort Gottes gesammelte christliche Gemeinde die Inhaberin und Trägerin aller kirchlichen Gewalt. Unser Herr Christus selbst ist durch das Evangelium in ihrer Mitte, und Er ist der einzige, der Herrschaft in ihr und über sie hat. Die christliche Gemeinde selbst ist ihrem Herrn und Meister für alles verantwortlich, was in ihrer Mitte geschieht; sie selbst soll für reine Lehre des Evangeliums und Verwaltung der Sakramente sorgen. Das ist niemandem außer ihr befohlen; niemand kann ihr die Verantwortung dafür abnehmen. Sie selbst soll über die Lehre ihrer Pastoren urteilen und etwaige falsche Lehre hinausthun, treue Lehrer aber durch keine Gewalt von außen sich nehmen lassen.

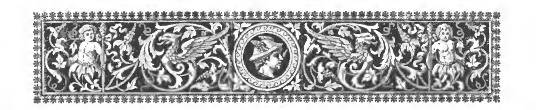
„Es folgt hieraus, daß eine christliche Gemeinde in allen inneren Angelegenheiten wie die einzige Verantwortlichkeit, so auch die einzige Verfügung hat unter dem Worte Gottes. Es kann daher nicht eine andere Korporation die höchste Instanz in Gemeinde-Angelegenheiten bilden, die Gemeinde selbst regiert im eigenen Hause, nicht die Nachbarn, so lieb und wert sie ihr auch sein mögen. Freilich soll eine Gemeinde nicht so vermessen sein, in großen, entscheidenden Angelegenheiten den Rat der Brüder zu verschmähen; sie soll froh sein, daß noch andere Glieder von demselben Leibe sind, daran Christus das Haupt ist, welche ihre Sorgen mit auf betendem Herzen tragen und treue, zuverlässige Ratgeber sind. Sie soll sonderlich in allen Lehrsachen von den berufenen Dienern am Evangelio Lehre und Unterricht annehmen; aber sie darf nicht die Verantwortlichkeit, also die schließliche Entscheidung auf die Brüder abwälzen in solchen Dingen, die Gottes Wort ihr selbst auf das Gewissen gebunden hat."

Die Matthäusgemeinde verstand also alles, was Schrift und Bekenntnis von Kirche und Gemeinde sagen von der lokalen Einzelgemeinde, und baute auf solcher Anschauung ihre ganze Lehre von dem Verhältnis zwischen Einzelgemeinde und Gesamtkirche auf. Der Antrag selbst blieb, weil gerade in diesen Jahren die Gemüter durch die Verhandlungen über die Regel von Galesburg stark erregt waren, zunächst mehrere Jahre liegen und kam erst recht in Fluß, nachdem Dr. Ruperti bereits nach Deutschland zurückgekehrt und an seiner Stelle Pastor Sieker, bisher an der Minnesota-Synode, an die Matthäusgemeinde gekommen war. Denn seit zu Ende 1876 das Organ des Ministeriums, der „Lutherische Herold", seinen Redakteur gewechselt hatte, begann Sieker in Gemeinschaft mit dem neuen Redakteur Halfmann in diesem Blatte energisch die Idee des Gemeindeindependentismus zu vertreten und zugleich die Gemeinden dadurch zu beunruhigen, daß er behauptete, die Synode habe die Gemeinden ihrer Rechte beraubt und Tyrannei über sie geübt. Zwar trat schon alsbald wieder ein Wechsel in der Leitung des Blattes ein, aber die „missourische" Partei gründete nun ein Gegenblatt, den „Zeugen der Wahrheit", und der litterarische Kampf wurde infolgedessen während der Jahre 1877 und 78 mit der in solchen Fällen in Amerika üblichen Maßlosigkeit geführt. Endlich mißbilligte das Ministerium in öffentlicher Sitzung das Auftreten des „Zeugen der Wahrheit" und erteilte den Redakteuren einen ernstlichen Verweis wegen des von ihnen gegebenen Aergernisses. Darauf haben denn mehrere Pastoren und Gemeinden, unter diesen auch die Matthäusgemeinde, ihren Austritt aus dem Ministerium erklärt und sich alsbald meistenteils der Missouri-Synode angeschlossen. Die Frage aber nach dem Verhältnis der Gemeinden zur Synode wurde seitens des Ministeriums durch einen in ihre Konstitution aufgenommenen Paragraph dahin festgestellt: „Die Gemeinde entscheidet jederzeit in allen ihren Angelegenheiten nach der alleinigen Richtschnur des Wortes Gottes und dem Bekenntnis der Kirche, jedoch haben die Gemeinden den Rat der Synode in allen wichtigen Fällen einzuholen und in Ehren zu halten. Die Synode dagegen wacht über die Reinheit der Lehre und die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht sowohl unter den Pastoren, als auch unter den Gemeinden, und giebt in

allen ordnungsmäßig vor sie gebrachten Fällen ihr Urteil in Uebereinstimmung mit Gottes Wort und dem Bekenntnis der Kirche ab."

Das New-York-Ministerium und die übrigen Synoden, welche innerhalb des General-Konzils das konfessionelle Prinzip treu festhalten wollen, haben offenbar der klar und bewußt vorgehenden Missouri-Synode gegenüber einen sehr schweren Stand. Die Kanzelgemeinschaftssache, die Frage nach den Gemeinderechten, in einem Falle auch der Gnadenwahlstreit haben dem Ministerium große Einbußen an Pastoren und Gemeinden verursacht. Wir aber müssen unsere schwere Besorgnis noch einmal wiederholen, daß, wenn das Ministerium namentlich zu der Frage wegen der Kanzel- und Altargemeinschaft innerhalb des General-Konzils nicht eine thatkräftigere Stellung gewinnt, die bewußten Lutheraner immer mehr zu den Missouriern hinübergezogen werden müssen. Daß das General-Konzil in allen seinen Gliedern noch zu klarer lutherischer Lehre und Praxis durchdringt, ist wohl kaum mehr zu hoffen, es kann sich nur noch fragen, ob der Typus des Luthertums, wie er im New-York-Ministerium repräsentiert ist, noch eine Zukunft in Amerika hat, oder ob alles von den Missouriern absorbiert werden wird.

Die Bedeutung aber, welche die Missouri-Synode für die lutherische Kirche Amerikas gewonnen hat, wird es rechtfertigen, wenn wir uns später in einem dritten Artikel noch mit der Geschichte dieser Synode beschäftigen.



Sociologische Rechtsphilosophie und Ethik.

Von

Jachtmann,

Landrat a. D. zu Salzderhelden.

Die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts brachte den Zusammenbruch des l'etat c'est moi. Die Ueberspannung des monarchischen Absolutismus hatte den Glauben daran im alten Frankreich unterhöhlt, setzte schrankenlosen Individualismus an dessen Stelle. Naturrecht, contrât social, Volkssouveränität, Freiheit und Gleichheit aller Bürger hießen das Panier, unter dem die Atomisierung des Staats, die Auflösung der Gesellschaft erkämpft wurden.

Im Gegensatze hierzu steht die letzte Hälfte unseres Jahrhunderts unter dem Zeichen zusammenfassender Neubildung des Staats, der Gemeinden, der Gesellschaft. Vor hundert Jahren Individualismus, jetzt Kollektivismus. Allgemeine Wehrpflicht, Pferde-Expropriation bei Mobilmachungen, Verstaatlichung der Eisenbahnen, des Unterrichts, Unfall-, Alters-, Invaliditäts-Versicherung, Subvention kaufmännischer, technischer, landwirtschaftlicher Unternehmungen, Ausdehnung der Gesundheits- und Veterinär-Polizei; in den Städten kommunale Wasserleitungen, Schlachthäuser, Gasanstalten, Arbeiterwohnungen, ja selbst die bilderstürmerischen Ausschreitungen der Socialdemokratie sind des Zeugen.

Was Wunder, wenn auch die Wissenschaft die Einwirkung der neuen Zeitströmung empfindet, sich mit derselben auseinanderzusetzen strebt. Insbesondere ist dies auf dem Gebiete der Ethnologie, Rechtsphilosophie und Sittenlehre in mehrfachen Erzeugnissen der neueren Litteratur versucht. Es verlohnt sich der Mühe, den Einfluß der veränderten Grundanschauungen an einzelnen Schriften nachzuweisen. Die Beispiele, welche wir zu diesem Zwecke auswählen, stehen gleichzeitig unter dem Einflusse der Darwinschen Entwicklungslehre, sind auch in letzterer Beziehung beachtenswert als Zeugnisse der weitreichenden Wirkungen dieser Lehre.

v. Schäffle (über Recht und Sitte vom Standpunkte der sociologischen Erweiterung der Zuchtwahltheorie) sagt:

„Der Mensch war gesellschaftlich, ehe er so reflektieren konnte, wie das Naturrecht ihn reflektieren läßt. Ja, die Gemeinschaft absorbierte gerade im Anfange wirklich menschlichen Lebens den Einzelnen weit mehr, als in irgend einer späteren Epoche. Das Aufgehen der Individualität in der Horde und im Gesellschaftsverband bei den Wilden giebt heute noch einen Begriff hiervon. Ueberwog aber im Anfang der menschlichen Dinge der Kommunismus den Individualismus, so ist es verkehrt, die Entstehung des Rechts und der Sitte aus individuellen Nützlichkeitserwägungen zu erklären. War der älteste

Zustand ein Zustand des Aufgehens, so war die Gemeinschaft die Recht und Sitte zeugende Macht. Die individuelle Selbsterhaltung ist in einer für jeden Einzelnen erkennbaren Weise nur durch das Einstehen Aller für die Gesamtheit möglich. Der Wert der inneren Friedensgenossenschaft wird von jedem unmittelbar empfunden. Die meisten Utilitarier der Ethik haben sich dadurch der besten Gründe für ihre Ansicht begeben, daß sie das sittliche Subjekt als Atom, nicht als Gesellschaftsglied betrachten."

Post (Einleitung in die ethnologische Jurisprudenz) spricht sich folgendermaßen aus:

„Aus den Grundgedanken der Entwicklungslehre ergiebt es sich als selbstverständlich, daß Rechts- und Sitteninhalt nicht ewige Axiome, sondern Entwicklungsergebnisse sind, daß jedes historische Rechts- und Moralsystem vergänglich und verbesserungsfähig, also weit entfernt ist, jene Ewigkeit und Heiligkeit zu besitzen, welche ihm seine Günstlinge immer zuschreiben!"

„Es giebt in der Ethnologie und speziell in der ethnologischen Jurisprudenz die Frage überhaupt gar nicht, ob irgend etwas gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder unwahr, schön oder unschön sei, sondern es giebt nur die Frage, ob irgend eine Sitte, irgend eine Anschauung im Völkerleben existiert und weshalb sie existiert oder weshalb nicht, ohne daß der individuellen Wertschätzung einer solchen Sitte oder einer solchen Anschauung irgend ein Gewicht beigelegt wird."

„Sittliche Entrüstung darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethischen Erscheinungen, dem der Ethnolog mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuschauen berufen ist."

E. Laas (Idealistische und positivistische Ethik) faßt alle Normen der Moral nur als Ausflüsse der gesellschaftlichen Oekonomie des Glückes auf. „Wo liegt also der Quell und Ursprung unserer moralischen Urteile? Er liegt nicht im Himmel, sondern auf der Erde; er liegt nicht in der Natur der Dinge, sondern in dem Bewußtsein, in den Gefühlen der Menschheit. Die Moral ist nicht theonom sondern anthroponom. Alle moralischen Anmutungen sind Erzeugnisse des menschlichen Gemeinschaftslebens. Sie sind in dieser Beziehung nicht wesentlich anders geartet als Rechtssätze und Kriminalstrafen."

Die Moral drückt nach Laas Ansicht in ihrer allgemeinsten Gestalt nur ein formales Verhältnis aus; das Verhältnis von Gesinnungen und Handlungen zu dem höchst erreichbaren Gesamtwohle; „welcher Art diese Gesinnungen und Handlungen in concreto sein müssen, hängt von der jedesmaligen natürlichen und historischen Stellung der Gesellschaft und der Individuen in ihr ab."

„Die ethnologische Auffassung verlegt das Problem von der zufälligen Entscheidung der Einzelnen, von dem als transcendent gesetzten Gewissen, das sich als Deus ex machina in die Entwicklung drängt, in den Charakter der spezifischen Organisation, der in dem Individuum einen zwar vorübergehenden, aber doch unerläßlichen Repräsentanten gefunden hat. Dadurch ist erst ein wahrhaft sicherer Ausgangspunkt für den Ausbau einer wissenschaftlichen Ethik gefunden, indem Recht und Sitte als naturnotwendige Produkte einer Differenzierung des Individuums im Kampfe oder in der Uebereinstimmung mit den gegebenen Existenzbedingungen erscheint, die bald fördernd bald hemmend in diesen Prozeß eingreifen."

Th. Achelis (Ethnologie und Philosophie) sagt Folgendes:

„Die primitive Sitte umfaßt alle Seiten des socialen Lebens der Geschlechter der Urzeit. Sie ist die Aeußerung des Gesamtlebens des socialen Verbandes gegenüber den biologischen Trieben der einzelnen Individuen. Da nun Recht und Sitte ursprünglich zusammenfallen, so erstreckt sich auch das Recht der Urzeit auf das gesamte sociale Gebiet, nicht wie bei uns heutzutage nur auf die staatliche Seite desselben. Vor allem fallen ursprünglich Recht und religiöse Sitte noch zusammen. Ist nun die Sitte durch

und durch socialer Natur, so muß auch der ethische Typus der die bezügliche Organisation bildenden Individuen sich vollkommen in der Struktur derselben widerspiegeln und zwar um so getreuer, wenn es den einzelnen Individuen noch nicht gelungen ist, sich zu einer verhältnismäßigen Selbständigkeit emporzuarbeiten."

Wir beschränken uns auf die vorstehenden Auszüge und werfen noch einen kurzen prüfenden Rückblick auf die neue darwinistisch angehauchte Sociologie.

Wir bekennen bereitwillig einen großen Vorzug derselben vor den atomistischen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts an. Damals ungeschichtliche, subjektive s. g. Philosophie, jetzt sorgfältige ethnologische Beobachtungen, induktive Methode, Erfassung des Individuums und seiner Fortentwicklung im Zusammenhange mit der Gesamtheit. Zweifellos kann der Mensch nur als Teil seines Geschlechts richtig verstanden werden; er ist ein Blatt am Menschheitsbaume, demselben Gesetze unterworfen wie dieser. Ebenso zweifellos ist der Mensch einer Entwicklung innerhalb der Geschlechts-, Stammes-, Volks-Gemeinschaft, welcher er angehört, aus dem — sagen wir Kindes- zum Mannesalter — unterworfen. Es ergeben sich bei dieser Entwicklung aus der ursprünglichen Stammesbegabung, der geographischen Lage, dem Völkerverkehre seines Wohnsitzes Verschiedenheiten, welche manchmal den gemeinsamen Ursprung kaum noch erkennen lassen. Daraus aber zu folgern, daß Recht und Sitte der einzelnen Stämme menschliche Erfindung, lediglich Produkte des Gemeinschaftslebens seien; hiervon ausgehend einen über den Stämmen und Völkerschaften stehenden höheren Ausgangspunkt, ein höheres Entwicklungsziel des Rechts und der Ethik leugnen — das ist ein Fehlschluß. —

Die physikalischen Naturgesetze, welche den Lauf unserer Planeten und Sonnen regeln, sind nicht von ihnen erzeugt, sondern ihnen innewohnende Kräfte; älter als ihre Rotationen, diese bestimmend, ordnend. Gleiche Naturgesetze beherrschen auch das geistige Sein des Menschen. Die mathematischen Gesetze, welche die Grundlagen unserer astronomischen Berechnungen bilden, sind den Himmelskörpern und zugleich unserem Geiste als Teile der Gesamtheit eingeprägte Ordnungen, älter als unser Geschlecht, nicht von Menschen erzeugt oder erfunden. Ebenso verhält es sich mit den Regeln logischen Denkens, ohne welches jede Verständigung von Mensch zu Mensch ausgeschlossen wäre. Von den Gebieten der Gotteserkenntnis (Wahrheit des Schönen, des Rechts, der Ethik) gilt das Gleiche. Zweifellos gestalten sich die mathematischen, logischen, religiösen, Rechts- und sittlichen Anschauungen im Einzel-Individuum nur im Zusammenhange mit seinem Geschlechte, Stamme, Volke. Sie haben mit diesem dessen Kindheits- und Jünglingsjahre durchgemacht; sie sind je nach dieser Zugehörigkeit, je nach der Entwicklungsperiode sehr verschieden. Derselbe Baum, welcher im Norden Skandinaviens auf dürftigem Boden unter spärlicher Sonne ein verkrüppeltes Dasein führt, zeigt uns auf fruchtbarer Erde in südlichen Klimaten eine weitschattende üppige Gestalt. Auch lassen sich durch Acclimatisation, Auswahl des Samens, sorgfältige Züchtung Veredlungen erreichen. Aber nicht die äußeren Lebensbedingungen des Baumes, sondern die demselben ursprüngliche Art und Triebkraft sind das Bestimmende. Niemals werden die äußeren Bedingungen aus der Eichel einen Buchbaum, aus der Kirsche eine Palme züchten. Die religiösen Anschauungen der amerikanischen Rothäute, die Schönheitsbegriffe der Südsee-Insulaner liegen ebensoweit ab von den zehn Geboten und neutestamentlichen Sittenlehren, von einer Sophokleischen Tragödie und der mediceischen Venus, wie die Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe der mittelafrikanischen Volksstämme von den Grundsätzen des römischen Privatrechts, unseres Kriminal-, Staats- und Völkerrechts. Allerdings erfordert eine gerechte Beurteilung der Rechtssätze und Sitten des einzelnen Volkes eine geschichtliche Berücksichtigung seines Lebensalters, Kulturzustandes. Daraus folgt aber nicht, daß man die rohesten Anfangsgestaltungen des mathematischen, logischen, religiösen, aesthetischen, rechtlichen, sittlichen Erkennens, weil vorhanden, gleichsam als gleichwertig bezeichnen darf. Dann muß man auch

Reinlichkeit und Schmutz, ein geordnetes Staatswesen und die Pariser Kommune, Goethe und einen kleinstädtischen Reimschmied auf eine Linie stellen.

Wir thun das Gegenteil. Wir nehmen an, daß nicht blos den Weltkörpern die Gesetze ihrer Bewegung in die Wiege gelegt seien, sondern daß auch unsere religiösen, sittlichen Rechts-Vorstellungen auf unveräußerlichen und angeborenen geistigen Naturgesetzen (mit Leibnitz zu reden: notiones innatae) beruhen, welche, wie auch alles körperliche Wachstum, den Einflüssen des Klimas, der Nahrung, der Volks- und Kulturgemeinschaft, der Fortentwicklung durch Erziehung (Züchtung) unterworfen, dadurch bedingt sind. Aber auch die Anfangserscheinungen auf den erwähnten Gebieten entfalten bereits die Keime des Zukünftigen, Hinweisungen auf die spätere vollere Entwicklung. Das Alte Testament wird uns als eine Vorstufe, sein Kultus als ein vorausgeworfener Schatten des Neuen bezeichnet. Auch bei niederen Tiergattungen finden sich Körperformen vor, welche nur als Anticipationen der nächstfolgenden höheren Gattung verständlich sind. Der Glaube der nordamerikanischen Wilden an den großen Geist, an schöne Jagdgründe nach dem Tode weisen auf unsere vollendeteren Lehren hin. Die Blutrache der Geschlechtsgemeinschaften ist eine Vorstufe der bei uns staatlich geübten Strafrechtspflege. Und warum ist ein gewisses Maß von Verständigung zwischen den höchsten und niedrigsten Völkerstufen überhaupt möglich, warum empfinden die letzteren die Lehren und Einrichtungen der ersteren, wo sie ihnen in edelmenschlicher Gestalt entgegentreten, als eine Art Befreiung? Doch nur, weil Gleichartigkeit des Ausgangs und der höchsten Ziele (Eidos, Ideal, Urbild) beiden gemeinsam sind.

Plato wird wohl recht behalten, wenn er (Zehntes Buch der Gesetze in der W. v. Humboldtschen Uebersetzung III. Band) nach schlagender Widerlegung des schon damals fast genau mit denselben Waffen, wie heutigen Tages, kämpfenden Materialismus den Beweis führt, daß die Seele (die bewegende, schaffende Kraft) „älter sei als der Körper, daß demzufolge auch die Eigenschaften der Seele älter sein müßten, als die Eigenschaften des Körpers."

„Müssen wir nicht, wenn wir einmal die Seele zur Ursache aller Dinge annehmen, eingestehen, daß sie die Quelle alles Guten und Edlen, sowie alles Schlechten und Unedlen (Plato nimmt noch neben dem guten ein böses Prinzip an), alles Gerechten und Ungerechten und aller übrigen einander entgegengesetzten Eigenschaften ist?"

Ebenso wird das Christentum wohl recht behalten, wenn es einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde bekennt. Von wem haben denn die Kräfte, welche das Weltall durchwirken, ihren Ausgang genommen, ihren ersten Bewegungs-Anstoß erhalten? Vor dieser Frage stehen Materialismus und Darwinismus ohne Antwort. Das Auge des Tieres spiegelt die umgebende Welt ebensogut ab, wie das Auge des Menschen. Aber nur das letztere nimmt das Spiegelbild in sein Selbstbewußtsein auf, dringt mit seinem Erkennen in den Zusammenhang des Alles, ist in seinen Geisteswerken, Kunstschöpfungen, Rechts-, Staats-, Gesellschafts-Einrichtungen deren Echo. Je nachdem der freiheitbegabte Mensch sich innerhalb der seinem Ursprunge entstammenden Gesetze bewegt, den in seine Brust gepflanzten Entwicklungszielen (Idealen) sich hingiebt, erntet er, ein Schöpfer im Kleinen, Schaffensfreude und innere Befriedigung, oder, wenn er aus dem Rahmen jener ursprünglichen Ordnungen heraustritt, eigne Erfindungen an deren Stelle setzt, wie die Revolution von 1789, die Kommune von 1871, Verwirrung und Verderben.



Emin Pascha.

Im Herbste 1891 wurde Deutschland durch die Nachricht überrascht, Emin Pascha, deutscher Reichs-Kommissar im Gebiete südlich des Viktoria-Njanza sei mit einem seiner Offiziere, dem Dr. Stuhlmann, und einem Teil seiner Leute aus dem deutschen Bereich nach Norden in die englische „Interessensphäre" übergetreten. Die Reichsregierung lehnte sofort jede Verantwortlichkeit für die ferneren Maßnahmen ihres bisherigen Beamten ab; das große, für unsere Kolonien lebhaft interessierte Publikum stand vor einem Rätsel, war bestürzt und zugleich unangenehm berührt, weil es bis dahin in Emin Pascha einen selbstlosen Helden erblickt hatte, dem man nicht nur Kraft, Tapferkeit und Verwaltungstalent, sondern auch Liebe zur deutschen Heimat und Gefühl für Deutschlands Ruhm und Ansehen zutraute. Schrieb doch z. B. ein Herr Jäger in einer: „Die Stanleysche Emin-Expedition" genannte Brochüre: „Möge die deutsche Reichsregierung erkennen, welcher Mann (nämlich Emin) jetzt da draußen ihre Interessen verficht und möge sie ihn demgemäß ehren und vertrauen u. s. w." und nun hatte dieser selbe Mann nach so kurzer Zeit nicht nur allein die Fahne des Reichs verlassen, sondern auch andere zur Fahnenflucht verleitet! Das war schmerzlich und man suchte — wenn auch bisher vergeblich — nach irgend einer Entschuldigung für Emins Handlungsweise.

Ueber die Beweggründe der Desertion lassen sich zunächst nur Mutmaßungen anstellen. Bekannt ist, daß der Pascha, seit dem Sommer 1878 Gouverneur der ägyptischen Aequatorprovinz — Chat-el-Estiva —, diese im Sommer 1889 nur höchst ungern, halb und halb durch Stanley gezwungen, mit einem geringen Teil seiner Leute verließ. Von den zurückbleibenden war allerdings die eine Hälfte in offenem Aufstande gegen ihn, die andere aber unter dem Vice-Gouverneur Selim war ihm treu geblieben, wollte auch mit ihm das Land verlassen und blieb nur infolge einer Intrigue Stanleys zurück. Was nun aus der Aequatorprovinz und diesen Emin treu gebliebenen Beamten, Offizieren, Soldaten, Dienern u. s. w. geworden ist, weiß man in Europa nicht gewiß. Möglich ist es, daß Land und Leute von der Welle des Mahdi-Aufstandes verschlungen sind, und dann fehlt für Emins Zug jede Erklärung; denkbar aber ist es auch, daß Emin dem Ruf eines Restes seiner früheren Untergebenen gefolgt und in die Provinz von neuem zurückgekehrt ist. Freilich bleibt es auch dann noch rätselhaft, was das endliche Ziel dieses romantischen Zuges sein soll. Will der ehemalige Mudir in Chat-el-Estiva wieder die ägyptische Fahne hissen, obwohl der Khedive jeden Einfluß im Sudan verloren hat? Beabsichtigt er nur, wie die Engländer glauben, sein Elfenbein, das im Jahre 1889 auf 2—3 Millionen Mark geschätzt wurde, zu holen, oder will er das Häuflein seiner Anhänger befreien und nach Ostafrika bezw. Aegypten zurückführen?

Diese und andere sich auf Emins Zug beziehenden Fragen sind jetzt noch nicht zu beantworten, weil er selbst und seine Begleiter bisher geschwiegen haben; vielleicht wird es aber bei der großen Teilnahme, die von vielen Seiten dem Pascha entgegengebracht wird, erwünscht sein, seine Persönlichkeit und die Art seiner Verwaltung in den Urteilen eines der besten Kenner Central-Afrikas gewürdigt zu sehen, des Dr. Wilhelm Junker,*) der Emin nahe stand, lange Zeit (1884—1886) in dessen Provinz lebte und den Beginn der mahdistischen Bewegung dort mitdurchmachte.

Junker hielt sich zur Erforschung des Sudan, namentlich der Länder von Uelle-Makua, mit einer einmaligen längeren Unterbrechung in Central-Afrika von 1875—1886 auf. Während dieser Zeit lernte er 1876 Dr. Schnitzler unter dem Namen Emin, mit dem Titel Effendi, als Regierungsarzt in Lado am Nil kennen, von wo er übrigens auch zu diplomatischen Sendungen an den Hof König Mtesas von Uganda verwendet wurde. Er fand in ihm einen sehr gebildeten, zuvorkommenden und liebenswürdigen Mann, der eine außerordentliche Sprachkenntnis besaß und auch sonst auf deutschen Schulen und Universitäten tüchtige Kenntnisse erworben hatte; er war 1875 als Arzt über Chartum nach Lado gekommen. Junker schildert ihn als schlank, fast mager, von etwas über Mittelgröße, mit tiefliegenden Augen, die seiner starken Kurzsichtigkeit halber stets mit einer scharfen Brille bedeckt waren; Araber und Neger nannten ihn deshalb später Abu nadara (Vater der Brille) oder auch Abu arba (Vater der vier d. h. der 4 Augen). Nichts in seiner äußeren Erscheinung ließ in ihm den Deutschen vermuten; von jüdischer Abstammung, mit stark semitischen Zügen wurde es ihm nicht schwer als Türke aufzutreten, wie er denn auch, wenigstens äußerlich, Muhammedaner geworden war, am Freitag in die Moschee ging u. s. w. Emin bewegte sich sehr gemessen, würdevoll und selbstbewußt, war peinlich sauber und legte Wert auf sorgfältigen Anzug. Junker lernte ihn damals lieben und so hoch schätzen, daß er bei Gordon, dem damaligen General-Gouverneur des Sudan, die Ernennung Emins zum Mudir der Aequatorprovinz im Jahre 1878 durchsetzte, als die Entfernung des bisherigen Mudirs notwendig geworden war. Von 1878 bis 1884 traf Junker, der sich seit 1880 in den Negerländern westlich der Eminschen Provinz aufhielt, mit diesem nicht selbst zusammen, unterhielt nur dann und wann einen schriftlichen Verkehr mit ihm und erneuerte die persönliche Bekanntschaft erst im Jahre 1884, als er im Begriff war die Rückreise nach Europa anzutreten und durch den Aufstand des Mahdi, des Propheten Mohammed Achmet, gezwungen, statt über Chartum über Lado seinen Weg wählen mußte.

Wie bekannt richtete sich die im Jahre 1881 begonnene religiöse Bewegung gegen die englisch-ägyptische Herrschaft im Sudan, bald fielen Dar-For, Kordofan, die Bahr-el-Ghazal-Provinz in die Hände der Aufständischen, Chartum, der Sitz des edlen Gordon, wurde belagert und später genommen. Die einzige Zuflucht in diesem wogenden Meer war Emins Provinz und im Hoffen und Harren auf eine Niederwerfung des falschen Propheten blieb Junker, der am 21. Januar 1884 in Lado eingetroffen war, bis zum 2. Januar 1886, also fast 2 Jahre in Chat-el-Estiva. In die Pläne und Hoffnungen Emins eingeweiht, mehrfach von ihm dienstlich verwendet, bei seiner Abreise durch Unyoro und Uganda mit den verschiedensten Aufträgen betraut, hatte er vollauf Gelegenheit, die Provinz selbst, die Beamten und Offiziere, die Art der Verwaltung und den Charakter Emins selbst genau kennen zu lernen. Wir haben schon erwähnt, daß Junker lebhaft für Emin eingenommen war; seine weniger günstigen Urteile werden deshalb besondere Berücksichtigung verdienen.

Die Aequatorprovinz erstreckte sich, damals in 10 Verwaltungsbezirke geteilt, auf beiden Seiten des Nils, des Bahr-el-Ghebel etwa vom 7. bis zum 2. Grade nördl.

*) Dr. Wilhelm Junkers Reise in Afrika. Band I.—III. Wien und Olmütz. Eduard Hölzel 1889—1891. (Vgl. auch Allgem. Konservative Monatsschrift, Jahrgang 1890 und Jahrgang 1891 Oktoberheft.

Breite und erreichte hier den Mwutan-Nzige (Albert-See) und den die Verbindung zwischen dem Victoria-Njanza und Mwutan-Nzige bildenden Somerset-Nil. Wie das aber überall in Afrika der Fall ist, so war auch hier der thatsächliche Machtbereich des Gouverneurs im allgemeinen auf das die einzelnen Stationen umgebende Gelände beschränkt und erstreckte sich seit dem Herankommen der mahdistischen Scharen hauptsächlich auf die Landstriche unmittelbar am Nil. Die Schwierigkeit, das immerhin 4—5000 Quadratmeilen große Gebiet zu verwalten, wurde durch die vollständige Unzuverlässigkeit der meisten ägyptischen bzw. turko-arabischen Beamten gesteigert; zwar wurde Emin durch den Italiener Casati und einige andere gut unterstützt, aber was wollte der Eifer einzelner Männer gegen das Uebermaß von Verdorbenheit, Faulheit und Unzuverlässigkeit unter den Beamten und Offizieren sagen, von denen manche nur zur Strafe aus den nördlichen Provinzen hierher versetzt und deren größter Teil nach Junkers Ansicht reif für das Gefängnis und die Galeere war. Nach Europa sind, auch von Emin selbst, häufig sehr günstige Berichte über die Entwicklung der Provinz gelangt, aber Junker meint, Emin habe oft gelungene Versuche mit dauerndem Erfolg verwechselt, das meiste, wie Anbau von Kaffee, Indigo u. s. w., Anlage von Straßen, Einführung von Ochsenwagen u. dgl. mehr sei über die bescheidensten Anfänge nicht herausgekommen.

Ganz im Gegensatz zu Gordon, der fortwährend unterwegs und in steter Thätigkeit war, verhielt sich Emin als Gouverneur äußerlich mehr passiv, verließ seinen Divan in Lado verhältnismäßig selten, besorgte aber trotzdem alle Regierungsgeschäfte mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit; mit Gordon aber teilte er den glühenden Wunsch, das ihm übergebene Gebiet glücklich zu machen und die Bevölkerung in jeder Hinsicht zu heben. Neben den Regierungsgeschäften betrieb er, mochte geschehen was wollte, unablässig seine geliebte Naturwissenschaft, ließ einsammeln, klassifizierte und packte seine Schätze ein. Eigentümlich ist, daß der von allen Seiten, auch von Junker als gut und milde geschilderte Mann doch Gewohnheiten angenommen hatte, die man sonst nur bei orientalischen Herrschern oder Negerfürsten findet, und die darauf schließen lassen, daß er doch mehr wie nur äußerlich Muhammedaner geworden war. Zum ersten Male machte Junker diese Erfahrung, als er noch außerhalb der Provinz sich befand und Emin ihm 1883 schrieb, Mambanga, ein Manglattufürst, habe ihn besucht und sei entzückt und mit Geschenken beladen von ihm gegangen. Kurz darauf teilte Emin mit, dieser selbe Mambanga sei gestorben — einfach „gestorben“, während Junker sehr bald durch Verwandte des Negerfürsten, später aber von Emin selbst erfuhr, er sei auf des letzteren Befehl heimlich erschossen. Junker erzählt weiter, Emin habe später einen ihm unbequem gewordenen Negerhäuptling dadurch beseitigen lassen, daß er dem Verwalter des betreffenden Distrikts mit Bezug auf ersteren nur sagen ließ: „Du kennst Deine Arbeit“; der unglückliche Fürst wurde dann ohne weitere Umstände ermordet. Man kann sich vorstellen, daß diese Vorkommnisse Junker sehr peinlich berührten. —

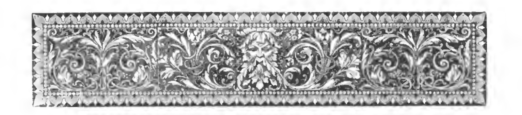
In hohem Maße schwierig wurde die Lage des Gouverneurs, als 1884 und 1885 die Anhänger des Mahdi sich den nördlichen Teilen der Provinz näherten, blutige Kämpfe nötig wurden, manche Araber und Neger abfielen, und schließlich — wenn auch die Gefahr einer vollständigen Ueberflutung durch die Mahdisten aufhörte — doch jede Verbindung mit Aegypten, überhaupt dem Norden zerrissen wurde. Was sollte nun werden? Wie lange konnte man noch im Lande ausharren? Wurde der Notschrei in Europa gehört, war von irgend einer Seite Hülfe zu erwarten? Emin hat nie daran gedacht, sich allein oder nur mit den Europäern nach der Ostküste durchzuschlagen und seine Schutzbefohlenen im Stich zu lassen; aber andererseits mußte auch der Gedanke, mit der gesamten Besatzung und den Beamten, mit Kind und Kegel die Provinz in südöstlicher Richtung zu verlassen, aufgegeben werden, weil für die große Menge die Verpflegung zu schwer erschien, auch der Marsch durch die im Kriege miteinander liegenden großen Negerreiche Unyoro und Uganda unüberwindliche Schwierigkeiten bot. In dieser Zeit, vor und nach Junkers Abreise, welche am 2. Januar 1886 über Uganda

nach Sansibar erfolgte, zeigte sich Emin in seinen Maßnahmen oft schwankend; bald dachte er daran, die südlichen Stationen ganz aufzugeben, bald wollte er gerade die nördlichen Garnisonen zurückziehen, und schließlich entschloß er sich für das letztere, indem er den Sitz des Gouvernements von Lado nach dem südlicher gelegenen Wadelai verlegte. Aber das Vertrauen seiner Untergebenen war doch vielfach erschüttert, seine Macht untergraben, und nur durch die immer wieder genährte Hoffnung, daß Hülfe im Anzuge sei, gelang es ihm, seine Stellung zu erhalten. Erst 1887 trafen die Nachrichten von Stanleys Herannahen ein, und dieses unentwegte Ausharren von 1884 bis 1888, in welchem Jahre die Entsatz-Expedition von Mwutan-Nzige eintraf, zeugt von gewaltiger Kraft und hervorragendem Mut, dem Bewunderung nicht versagt werden kann. Wie furchtbar muß aber dann auf Emin die Erkenntnis gewirkt haben, daß alle Erwartungen umsonst gewesen seien, als der vermeintliche Retter Stanley als Hülfesuchender und statt mit vollen, mit leeren Händen kam, mit einem Schlage die Hoffnungen zerstörend, die das Häuflein in Wadelai zusammengehalten hatten!

Die folgenden Ereignisse sind bekannt. Unter Emins Truppen entstand offene Meuterei, er selbst wurde im August 1888 gefangen genommen, nach einigen Monaten, nachdem bessere Einsicht zurückgekehrt war, allerdings wieder freigelassen; die Meuternden glaubten, man wolle sie als Sklaven verkaufen, unterwegs verlassen und dgl. mehr. Schließlich gab Emin, dessen Stellung doch erschüttert war, Stanleys Bitten und Drohungen nach und ließ fragen, wer in der Provinz bleiben, wer nach der Ostküste mitgehen wolle, in der bestimmten Hoffnung, daß alle, die sich für das letztere entschlossen, ihn und Stanley begleiten können würden. Eine große Zahl meldete sich zum Abmarsch, aber Stanley, dem die Menge zu bedeutend erschien, zwang Emin mit Gewalt, ihm mit einer verhältnismäßig kleinen Hälfte zu folgen, ohne den auf dem Sammelplatz noch nicht eingetroffenen Rest abzuwarten, und so gewissermaßen wortbrüchig zu werden. Es ist wohl glaublich, daß der Pascha unter diesen Umständen die Provinz nur sehr ungern verließ und in seinem Innern schon damals den Gedanken hegte, bald dorthin zurückzukehren, ein Gefühl, das an sich natürlich und edel ist, das man aber lieber in anderer Weise hätte ausführen sehen, wie es jetzt im Sommer 1891 durch Emin, unter Täuschung der deutschen Regierung, geschehen ist. Man kann nicht umhin, auch in diesem Schritt des vielgenannten Mannes dieselbe Mischung von Edelmut, Thatkraft, fatalistischer Gleichgültigkeit gegen die Folgen seines Thuns und orientalischer Verschlagenheit zu finden, die bei manchen seiner Handlungen als Gouverneur der Aequatorprovinz zu Tage tritt.

Die völlige Aufklärung der Absichten Emins und der Folgen seines abenteuerlichen Zuges wird vermutlich noch längere Zeit auf sich warten lassen, und wir werden uns bis dahin mit Vermutungen und Neger-Erfindungen begnügen müssen, denen hier und da eine freundliche Zugabe von englischer Seite nicht fehlen wird. Mag aber sein Werk gelingen oder mag er untergehen — in Deutschland wird ihm trotz mancher ungewöhnlichen und nach christlicher Anschauung unerlaubten Handlungen Mitgefühl und Interesse von vielen Seiten entgegengebracht werden.

v. H.



Von Marseille nach Teneriffa.

Eine Reise auf einem marokkanischen Küstendampfer.

Von

E. von Rebeur-Paschwitz.

I.

Marokko, das Bollwerk des Islams in Nordafrika gegen das Vordringen christlicher Kultur, ist ein Land, welches nicht nur durch seine bis in die Römerzeit zurückreichende Geschichte und die uralten Beziehungen mit dem römischen Weltreiche ein hohes Interesse beansprucht, sondern gerade in neuester Zeit die Aufmerksamkeit, um nicht zu sagen Begehrlichkeit fast aller hervorragenden Nationen auf sich lenkt. Während im Osten des Mittelmeers, wohin wir auch blicken, der europäische Einfluß in Afrika von Jahr zu Jahr sich ausbreitet, hat das durch seine Lage und den Reichtum seiner Landesprodukte ausgezeichnete Marokko allen Bemühungen der Nationen, daselbst festen Fuß zu fassen, stets einen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt. Von einem despotischen Araber beherrscht, der, in schlauer Erwägung seines eigenen Vorteils, der Freund aller Fremden nach außen hin und doch niemandes Begünstiger sein will, und durch den religiösen Fanatismus seiner Einwohner wie von einer undurchdringlichen Mauer umgeben, hat dieses Reich selbst an der Küste, wo der Handel die stete Berührung mit europäischen Verhältnissen bedingt, seine Eigenart bewahrt. Selbst in dem im Gesichtskreise des mächtigen Gibraltar gelegenen Tanger, dem Aufenthaltsort der fremden Gesandten, wo der europäische Verkehr am stärksten ist, fühlt sich der Fremde, der hier zum erstenmal afrikanischen Boden betritt, wie in eine neue Welt versetzt.

Für Deutschland hat Marokko in den letzten Jahren durch den wachsenden Handelsverkehr eine besondere Bedeutung erlangt. Anzeichen dafür sind außer den kürzlich errichteten direkten Dampferlinien von Hamburg nach marokkanischen Häfen, auch die hin und wieder verkehrenden Gesandtschaften, welche von der Presse des Auslandes mit allerhand geheimen Aufträgen bedacht zu werden pflegen, in denen sich die zwischen den Nationen hinsichtlich jenes Landes bestehende Eifersucht widerspiegelt.

Marokko ist ein Land der Zukunft; seine hohe Bedeutung ist von der ganzen Welt klar erkannt und kann durch nichts besser illustriert werden, als durch jene Eifersucht, welche eine jede Nation eifrig über den Bestrebungen der anderen, ihren Einfluß und ihre Handelsverbindungen zu stärken, wachen läßt. Es ist eine vielfach gehörte und von Leuten der verschiedensten Nationalität geäußerte Ansicht, daß eine wirkliche Aenderung der gegenwärtigen Verhältnisse im Lande, trotz scheinbarer Erfolge bald

dieser, bald jener Macht, nicht eher zu erwarten sei, als bis Teile des Landes in die Hände der einen oder der anderen übergegangen sein werden. Wie diese Hoffnung ohne größere Konflikte sich freilich verwirklichen soll, ist zunächst nicht recht zu erkennen.

Eine Reise im Innern Marokkos war bekanntlich früher und ist in etwas geringerem Maße wegen der unsicheren Zustände des Landes noch jetzt ein Abenteuer, welches Vorbereitungen besonderer Art erfordert. Die Zahl derjenigen, welche einen Blick in das eigentliche Innere des Landes gethan haben, ist daher verhältnismäßig gering und beschränkt sich auf Personen, welche in wissenschaftlichem, kommerziellem oder diplomatischem Interesse dazu veranlaßt wurden, eigentliche Touristen sind nur wenig in Marokko eingedrungen. Für den europäischen Handel haben naturgemäß die Küstenstädte größere Bedeutung, und ihr Besuch ist durch die jetzt bestehenden Dampferlinien aller Schwierigkeiten überhoben. Auf einer solchen Küstenfahrt, welche ich im Spätherbst 1889 an Bord eines Marseiller Dampfers mit den Canarischen Inseln als Reiseziel unternahm und bei welcher wir außer der spanischen Kolonie Ceuta die hauptsächlichsten Häfen Marokkos besuchten, will ich den Leser bitten, mich zu begleiten.

Zu der Zeit, wo ich dieses schreibe, bestehen fünf Dampferlinien, die den Verkehr zwischen Marokko und den europäischen Häfen vermitteln. Als die wichtigsten von diesen dürfte die Marseiller Linie N. Paquet & Co. zu nennen sein, welche am längsten besteht und vorzügliche Geschäfte machen soll. Nächst dieser sind die englische Foowoodlinie und die spanische Linie der transatlantischen Compagnie hervorzuheben. Zu dieser trat im Herbst vorigen Jahres die deutsche Wörmannlinie, deren Dampfer seit Dezember v. J. die Haupthäfen direkt anlaufen; endlich war zur Zeit meiner Anwesenheit von einer zweiten deutschen Unternehmung die Rede, die inzwischen ihre Fahrten nicht ohne Mißgeschick eröffnet hat. Hiervon abgesehen, bestehen für Tanger noch Verbindungen mit dem Festlande, welche von Touristen benutzt werden können.

Auf den Dampfern der französischen Linie, für welche die Passagierbeförderung Nebensache ist, kann der Reisende nicht erwarten, mit der auf größeren Schiffen üblichen Aufmerksamkeit behandelt zu werden, und ein vernünftiger Passagier wird sich darüber nicht beklagen. Dagegen ist es zu bedauern, daß man bei vorhergehenden Erkundigungen auf dem Bureau der Compagnie nicht mit größerer Aufrichtigkeit bedient wird, und allerhand Auskunft erhält, welche sich, sobald man sich einmal an Bord befindet, fast in jeder Hinsicht als im Widerspruch mit den Thatsachen erweist. Ich selbst fühlte mich, trotzdem ich aus besonderen Gründen mich vorher schriftlich und persönlich auf das genaueste zu orientieren versucht hatte, von dem Augenblick an, wo ich an Bord kam, gewissermaßen als das Opfer eines Bauernfanges, und dieses Gefühl wuchs mit der Summe der Erfahrungen, welche ich während einer 26tägigen Ueberfahrt von Marseille nach Tenerife zu machen Gelegenheit hatte.

Am 9. November ging ich, nachdem ich 2 Tage der Besichtigung Marseilles gewidmet hatte, an Bord des Dampfers „La Gaule,“ welcher mit einer Verspätung von einigen Tagen eben erst von seiner letzten Reise nach Armenien zurückgekehrt war, und jetzt schmutzig und wenig einladend am Quai des Anglais lag. Derselbe bildet einen Teil der großartigen, neueren Hafenbauten, welche mit ihrer weit in die See hinausgeführten, auf mächtigen Cementquadern ruhenden Mole einen außerordentlich wetterfesten Eindruck machen. Von einem erhöhten Spaziergange auf derselben, auf welchem viele Menschen auf und ab wandelten, genoß ich am Nachmittag den schönen Anblick der großen Hafenstadt und der hinter ihr aufsteigenden fantastischen Kalkgebirge, welche einen passenden Hintergrund des großen Panoramas bilden.

Auf dem Dampfer rasselten inzwischen die Dampfkrahne in emsiger Arbeit, aber ein Blick auf die großen Berge von Gütern, welche am Quai aufgestapelt lagen und noch zu verladen waren, genügte um einzusehen, daß unsere Abreise nicht vor dem nächsten Tage erfolgen werde. Ich beschloß indessen, trotz der Aussicht auf eine lärmvolle Nacht, an Bord zu bleiben und begann mich in den für die Passagiere bestimmten

Räumen umzusehen. Dieselben liegen ganz hinten und bestehen aus einem kleinen auf Deck gelegenen Rauchzimmer und einem tiefer gelegenen Salon. Ersteres diente selten seinem eigentlichen Zweck und wurde später, als die Zahl der Passagiere in ungebührlicher Weise vermehrt wurde, als Schlafzimmer für die überzähligen Gäste verwendet. Hiervon abgesehen war dieser Raum nur am Tage zu benutzen, weil der Kapitän — angeblich des Zuges wegen — abends das Anzünden der Lichter verbot. In dem Salon verbreitete eine altmodische, stets rauchende Oellampe ein so düsteres Licht, daß es abends unmöglich war zu lesen. Dieser, mit Leichtigkeit abzuändernde Mangel nötigte uns oft zu Lichtern unsere Zuflucht zu nehmen und war besonders dazu angethan auf einer 26 tägigen Reise die Geduld der Passagiere auf eine harte Probe zu stellen. Auf den Salon, einen kleinen schmalen Raum, der eben einem Tisch für 10 Personen Platz bot, mündeten 5 Kabinen zu je 2 Betten, welche weniger in der Größe, als in der Ausstattung zu wünschen übrig ließen. Hinter demselben war ein erhöhter Raum, zur Aufnahme von Koffern und Kisten bestimmt, sodaß sich Schmutz und Staub ungehindert ablagern konnten. Leider war dieser einzig brauchbare Raum so schlecht ventiliert, daß der Aufenthalt in demselben und den anstoßenden Kabinen abends bei Lampen und Cigarrenrauch fast unerträglich wurde. Hier konnte nur durch Oeffnen des Oberlichts abgeholfen werden, ein Vorschlag, gegen den sich jedesmal eine geschlossene Majorität erhob.

Rechne ich zu den hier geschilderten Räumlichkeiten das enge Hinterdeck mit zwei kurzen Holzbänken, welche übrigens im Verlauf der Reise tagsüber oft von rauchenden und schlafenden, von Ungeziefern strotzenden, Arabern besetzt wurden, so kennt der Leser den gesamten Komfort des Schiffes und wird mir zugeben, daß derselbe sich nicht mit den Einrichtungen eines kleinen Fluß- oder Binnenseedampfers vergleichen kann.

Gegen Mitternacht stellten sich die letzten Passagiere ein, so daß wir schließlich 7 an der Zahl waren und fünf Nationalitäten repräsentierten. Am folgenden Morgen, dessen Erscheinen nach einer durch unausgesetzten Lärm gestörten Nacht mit Freuden begrüßt wurde, langten noch 3 maurische Kaufleute mit 3 Begleitern niederen Ranges an. In ihren langen faltenreichen Gewändern brachten sie ein gewisses, malerisches Element in unsere Gesellschaft, doch dauerte es einige Zeit, bis sich die mit maurischer Unsauberkeit noch nicht Vertrauten an ihre Gegenwart gewöhnt hatten. Während ihrer fast 20 tägigen Reise legten sie ihre Kleider nicht ab und machten vom Wasser nur sehr spärlichen Gebrauch. Ihre Mahlzeiten bereiteten und genossen sie zusammen auf Deck, wo sie sich den größten Teil des Tages in hockender Stellung aufhielten, mit Tabackrauchen, Kartenspielen und Theetrinken beschäftigt. Der Thee ist ein Hauptgetränk der Marokkaner; sie bereiten von demselben einen schwachen Abguß, der mit einem der Pfefferminze ähnlich riechenden Kraut gewürzt und so stark gezuckert wird, daß das Getränk anfangs fast anwidert. Wenn man gesehen hat, welche Quantitäten von Zucker in einem Gläschen Thee enthalten sind, und wie eines nach dem andern mit Behagen geschlürft wird, so begreift man, wohin die großen Mengen von Zucker verschwinden, welche die Haupteinfuhr für die Firma N. Paquet & Co. bilden und oft einen großen Teil der gesammten Schiffsladung ausmachen.

Unter unseren maurischen Freunden zeichnete sich ein Kaufmann aus Casa blanca sowohl durch sein Benehmen, als durch seine relative Sauberkeit aus. Er erschien in der Regel in einem langen grauen Kaisermantel, den er in Marseille erstanden um ihn in der Heimat zu verkaufen. In der Zwischenzeit glaubte er ihn nicht besser verwenden zu können, als indem er ihn selbst trug. Er pflegte sich abends oft zu uns zu setzen und so gut es ging etwas an der Unterhaltung teilzunehmen. Sein Genosse, ein alter, aufgedunsener Mann, von unangenehmem Aussehen, der die Angewohnheit hatte sich die Augenwimpern auszuziehen, galt für einen sehr reichen Händler, von dem es hieß, daß er viele Waren an Bord habe. Dem Alten schien die See oft arg mitzuspielen, denn während er für gewöhnlich den Platz unter seinen

Kameraden nicht verließ, zog er sich, wenn das Schiff stärker rollte, ins Rauchzimmer zurück, um lange Stunden in einer Ecke kauernd zu verbringen.

Kartenspielen bildete die Hauptunterhaltung des Kleeblatts und seiner Diener; wenn das Tageslicht nicht mehr genügte, wurde unter dem großen Zeltdach beim flackernden Licht einer Kerze fortgespielt, wobei die Gruppe, namentlich wenn die Leidenschaft sich etwas erhitzte, einen äußerst malerischen Anblick gewährte.

Der Augenblick der Abfahrt nahte; angelockt durch die arabischen Gestalten fanden sich einige fliegende Händler ein, welche nach vielem Feilschen und Handeln, worin die Mauren Meister sind, einen ganzen Teil ihrer Waren an Bord wandern sahen. Ihren letzten Franken aber erhielten sie erst, als das Schiff schon in Bewegung war. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen begünstigte uns herrliches Wetter, und die Stadt zeigte sich in ihrer vollen Schönheit. Ueber den fernen Bergen lagerte feiner Dunst, aber in südlicher Klarheit stieg die vielgezackte und anmutig geschwungene Küste, bedeckt von zahlreichen Villen und überragt von dem Wahrzeichen Notre-Dame de la Garde, mit ihren düsteren Felseneilanden aus den blauen Fluten hervor. Gegen Abend entfernten wir uns immer mehr von der Küste, und der Golf de Lion begann sich durch stärkeren Seegang und einen kalten, scharfen Nordwind fühlbar zu machen. Indessen erging es uns dies Mal erträglich, und schon am nächsten Morgen waren wir nahe der spanischen Küste, über deren Gebirgen wir am Abend zuvor die Sonne hatten untergehen sehen.

Während das Meer sich zusehends glättete und eine angenehme Steigerung der Temperatur sich bemerkbar machte, genossen wir während der Weiterfahrt das hübsche Schauspiel, die spanische Küste mit ihren wechselnden Landschaften an unserem Auge vorüberziehen zu sehen. Da dieselbe bis Gibraltar eine Reihe von tiefen Buchten mit weit vorspringenden Kaps bildet, so befinden sich die Schiffe, die natürlich den graden Kurs wählen, abwechselnd ganz nahe dem Lande und entfernt von demselben, so daß kaum noch die Leuchtfeuer herüber schimmern. Hierdurch ist ein steter Wechsel der Scenerie bedingt, der die Fahrt bei schönem Wetter zu einer sehr unterhaltenden macht.

In der Nacht, während der Mond seinen Silberschein auf die fast spiegelglatte Meeresfläche ausgießt, passieren wir die Balearen und befinden uns am Morgen des dritten Tages am Kap de la Nao, dicht an der spanischen Küste. Hier steigt eine mächtige steil abfallende Felsmasse als weithin sichtbare Landmarke aus einer felsigen Landschaft empor, in deren Hintergrunde kahle sonnenbeschienene Berge von rötlicher Färbung aufragen. Hie und da liegen Dörfer und Häuser an der hohen schroffen Küste zerstreut. Wieder entschwindet dieselbe fast dem Auge bis gegen Abend, wo das gebirgige Cap Palos am Horizont sichtbar wird. Bei der allmählichen Annäherung läßt sich nicht nur der Effekt der Krümmung der Erdoberfläche, sondern auch eine eigentümliche Luftspiegelung auf das schönste beobachten, durch welche ganze Teile der Küste mit nach unten gekehrtem Spiegelbild eine Zeit lang wie Inseln über dem Horizont in der Luft zu hängen scheinen. Diese Erscheinung ist ein Gegensatz zur Fata morgana, eine Folge der Spiegelung an der Grenze einer dicht über dem Meere lagernden Luftschicht. Etwas ganz Aehnliches habe ich bei ruhigem Wasser häufig auf dem Genfersee beobachtet, wo die Erscheinung um so vollkommener gesehen wurde, je näher sich das Auge dem Wasserspiegel befand.

Auf einer Landzunge des Cap Palos ist ein mächtiger Leuchtturm errichtet, eine kleine vorgelegte Insel trägt ein altes scheinbar unzugängliches Kastell. Vom Lande her senken sich dunkle Bergzüge, die letzten Ausläufer der Sierra Nevada, nach dem Meere herab und verschwinden bald im Dunkel der Nacht, während das grelle Licht des Leuchtturms noch viele Stunden lang hinter uns sichtbar bleibt. Schon bei Sonnenuntergang zeigten sich die Vorboten schlechten Wetters, und am Morgen, als ich das Deck betrat, war die Küste, obwohl wiederum ganz nahe, nur unbestimmt durch dichten

Dunst zu sehen. Doch ließen sich deutlich die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada über dem Rücken einer sterilen, steil zum Meere abfallenden Bergkette erkennen, die allmählich zurücktritt, um den anmutigen Bildern weiß schimmernder Städte und Dörfer Platz zu machen, welche die Bucht von Malaga umrahmen.

Allmählich erhob sich der Wind von Osten, so daß Segel gesetzt wurden, und wir bei einer Geschwindigkeit von 11 Knoten Gibraltar bei anbrechender Nacht zu erreichen hofften. Gegen Mittag begann das Schiff so stark zu rollen, daß es den Anschein hatte, als sollten wir noch zu guterletzt Bekanntschaft mit den Tücken der Meerenge machen. Wind und Wellen vergrößerten zusehends die Schwingungen des Schiffes, die mit solcher Regelmäßigkeit ausgeführt wurden, daß sich die Zeitdauer derselben mit der Genauigkeit von Pendelschwingungen beobachten ließ, wobei ich fand, daß wir 6³/₁₀ Sekunden gebrauchten, um von einer Lage in die andere zu gelangen.

Nach langem vergeblichen Spähen mit dem Fernglas tauchte endlich spät am Nachmittag am fernen Horizont der Felsen von Gibraltar auf. Nachdem der Versuch, unser Essen zur gewohnten Stunde einzunehmen, in kläglichster Weise gescheitert war, erwarteten wir Passagiere in sehr verschiedenartiger Stimmung das Einlaufen in den Hafen. Es war finstere Nacht geworden und regnete. An dem mächtigen Leuchtturm vorbeifahrend, welcher auf der südlichsten Spitze der Halbinsel steht, sahen wir plötzlich ein Meer von kleinen Lichtern, lang hingestreckt und an den Wänden der dunklen Felsmasse sich hinaufziehend vor uns auftauchen, die Kasernenstadt Gibraltar, und nun ging es in nördlicher Richtung in den von zahlreichen Schiffen belebten Hafen hinein. Wir blieben in der Nacht ziemlich weit draußen liegen und dampften erst am folgenden Morgen mit Lootsen in den inneren Hafen, wo einige hundert Tonnen unserer Ladung, meist Zucker, auf den kleinen Küsterdampfer der Gesellschaft „Moselle" direkt verladen werden sollten. Da sich das Wetter zusehends ungünstiger gestaltete und es häufig regnete, nahm die Arbeit einen so langsamen Fortgang, daß wir 4 volle Tage im Hafen von Gibraltar zubringen mußten.

Am ersten Tage war es mir unmöglich an Land zu gehen, da sich nach 7 Uhr morgens kein Boot blicken ließ. Da ich sicher war, mit dem Ersuchen ein solches herbeizurufen, bei dem Kapitain kein Gehör zu finden, so beschied ich mich bis zum andern Tage, wo es mir nun endlich gelang eine Gelegenheit zu finden.

Eine Schilderung von Gibraltar will ich dem Leser hier nicht geben. Die Stadt ist natürlich vorwiegend Militärstadt, voll von Kasernen, Einzelwohnungen für Soldaten und deren Familien und Festungsanlagen. Von den letzteren, die das Interessanteste sind und sich über den ganzen gewaltigen Calpefelsen und in eingesprengten Gallerien durch das Innere desselben hinziehen, bekommt der Fremde natürlich wenig zu sehen. Bei klarem Wetter soll der Gipfel einen herrlichen Blick auf das benachbarte Marokko und die angrenzenden spanischen Gebiete gewähren.

Zum Eintritt in die Stadt berechtigt ein ohne weiteres erhältlicher Passierschein, der bis Jahresschluß gilt. Das Innere bietet wenig Bemerkenswertes. Eine Hauptstraße zieht sich am Felsen entlang durch hübsche Anlagen mit südlichen Gewächsen, in deren Schatten ein Denkmal an Trafalgar erinnert. Unter der Bevölkerung sieht man viele Mauren als Inhaber von Kaufläden, und in der Nähe der Mole, besonders in den großen sauberen Markthallen, herrscht ein buntes reges Leben.

Auf einer ebenen Fläche, welche sich hinter dem landeinwärts fast senkrecht abfallenden Calpefelsen ausbreitet, wurden gerade Wettrennen abgehalten, welche durch die große Zahl versammelten Militärs, die zahlreich anwesende spanische Damenwelt und das charakteristische Treiben der Bevölkerung ein sehr lebendiges und farbenreiches Bild gewährten.

Bei meiner Rückkehr an Bord fand ich einen alten marokkanischen Juden in meiner Kabine als Schlafgenossen vor. Obwohl ich wußte, daß in der anstoßenden Kabine nur einer der Mauren schlief, konnte ich den Kapitän doch nicht bestimmen, mich von



meinem schmutzigen Gesellschafter zu befreien, und mußte mich schließlich begnügen, dieses wie manches andere stillschweigend hinzunehmen. Mein neuer Schlafgenosse, ein älterer ruhiger Händler aus Casablanca, war ein Mann von stattlicher Figur, mit langem, weißem Bart und edlen Gesichtszügen, aber alles dies konnte mich zu wenig mit dem seiner Person anhaftenden Schmutz versöhnen. Ich benutzte daher die erste sich darbietende Gelegenheit, in eine kleine Kabine überzusiedeln, deren Engigkeit mich für den Rest der Reise sicher stellte.

Am Morgen des 18. November endlich, nach 4½tägigem, zum Teil recht ungemütlichem Aufenthalt im Hafen konnten wir unsere Reise fortsetzen. Die Wolkendecke war verschwunden, aber ein dichter Dunstschleier verbarg nichtsdestoweniger den dunklen Erdteil vor unseren Blicken. Umsomehr wurden dieselben bei der Ausfahrt aus dem Hafen von der endlich wolkenfreien, gewaltigen Felsmasse zu unserer Linken angezogen. Es mag wenige militärische Posten in der Welt geben, die dem Laien so sehr den Eindruck der Uneinnehmbarkeit geben, wie dieser Fels, die Säule des Herkules, an dem Natur und menschliche Kunst sich vereinigt haben, um eine der stärksten Festungen auf dem Erdenrund zustande zu bringen.

Unser Reiseziel, das nur etwa 2½ Stunden entfernte spanische Ceuta, ist als eine Art Gegenstück der englischen Besitzung an der Pforte des Mittelmeers anzusehen und dient den Spaniern zugleich als Verbrecherkolonie. Wir hatten die Meerenge von Nord nach Süd zu kreuzen, wobei wir den noch immer von Osten wehenden Wind von der Seite hatten.

In der Straße von Gibraltar besteht eine von West nach Ost gerichtete Meeresströmung, durch welche beständig das Wasser des Oceans in das innere Meeresbecken geführt wird. Diese Strömung ist eine oberflächliche und kann eine Geschwindigkeit von 4 Knoten erlangen, so daß die gegen dieselbe ankämpfenden Schiffe einen erheblichen Widerstand zu überwinden haben. Durch die Wirkung dieser Strömung, welche bis zu 450 m Tiefe reicht, erhält das Mittelmeer einen stetigen Zufluß aus dem Ocean, der durch eine unterhalb der Oberflächenströmung liegende, nach außen gerichtete Gegenströmung ausgeglichen wird. Letztere zeichnet sich durch hohen Salzgehalt aus und regelt dadurch den Salzgehalt des Mittelmeeres, da das Wasser des letzteren salziger ist als das des Oceans. Wenn nämlich diese Unterströmung nicht bestände, würde das Mittelmeer sich infolge der stets vor sich gehenden starken Verdunstung allmählich in ein Salzmeer verwandeln müssen.

Jene ihres physikalischen Zusammenhanges wegen interessante Strömung verursacht bei Wind oft sehr hohen Seegang in der Meerenge. In unserem Falle vereinigte sich alles, um diesen Effekt zu erzielen, und es dauerte nicht lange, bis die Sturzwellen über das Deck schlugen und wir Mühe hatten, in den extremen Lagen das Gleichgewicht zu behalten. Bei solchen Bewegungen kann man leicht wahrnehmen, wie je nach der Lage des Schiffs zu den anrückenden Wellenkämmen der mit demselben auf und ab schwingende Beobachter zu verschiedenen Vorstellungen über die Höhe der Wellen geführt wird. Er meint bald unbedeutende Erhebungen, bald wahre Berge heranrücken zu sehen, und doch ist dieser Unterschied zum großen Teil nur ein scheinbarer und bedingt durch den Standpunkt, welchen das Auge den Wellen gegenüber einnimmt. Hierdurch erklären sich die häufig übertriebenen Angaben über beobachtete Wellenhöhen.

Immer lustiger wird der Tanz, den wir ausführen, als vor uns allmählich die Umrisse des afrikanischen Festlandes aus dem Dunst sich herauslösen, zur Rechten beträchtliche, von grünem Schimmer bedeckte Höhen mit Warttürmen und Kastellen, die Ausläufer des Affenberges, zur Linken eine weit vorspringende, von Brandung umtobte Landzunge, welche die Bucht von Caila vor den Ostwinden schützt. Sobald wir in den Schutz derselben gelangten, glätteten sich plötzlich die Wogen, doch bestand auch im Hafen, wie wir aus dem Aufspritzen der Brandung und dem Schwanken des kleinen

spanischen Postdampfers sahen, eine so starke Dünung, daß der Aufenthalt an Bord nicht eben der angenehmste zu werden versprach.

Nach etwa dreistündiger Fahrt warfen wir Anker, und nachdem die Sanitätspolizei an Bord gewesen, benutzte ich mit einigen anderen Passagieren die erste Gelegenheit, mich an Land fahren zu lassen, wofür man uns einschließlich der Rückfahrt pro Person nur 2 Pesetas abverlangte, eine sehr bescheidene Forderung im Vergleich zu den sonst in spanischen und marokkanischen Häfen üblichen.

Ceuta liegt auf einer schmalen Landzunge, welche nach Osten in das Meer vorspringt und eine nach Norden offene Bucht bildet. Ein Rücken durchzieht die kleine Halbinsel und erreicht seinen höchsten Punkt nahe ihrem östlichen Ende. In der Mitte ist die Erhebung über dem Meere dagegen so gering, daß bei nur wenig höherem Wasserstande eine quer hindurchlaufende Schlucht ganz von Wasser bespült und der östliche Teil der Halbinsel zur Insel werden würde.

Wir legten am Ostende der Stadt an einer noch unvollendeten Mole an, welche nichtsdestoweniger schon große Risse zeigt. Hier steigt die Küste steil und nackt zu dem die höchste Spitze krönenden Kastell empor, von dem aus man fast unmittelbar auf den jenseitigen Meeresstrand herabschaut. Wir folgten, um zuerst einen Ueberblick über die Stadt zu erhalten, der in großem Bogen in einiger Höhe über dem Meere hinführenden Straße, welche hier und da durch Mauern aus mächtigen Steinquadern gegen die Gewalt der Brandung geschützt ist. In Gibraltar schienen wir mit Sturm und Regengüssen Abschied vom nordischen Klima genommen zu haben, denn jetzt wehten uns südliche Lüfte entgegen und in voller Kraft brannte die Sonne auf die fast schattenlose Straße herab. Die allgemeine Neugierde, mit der man uns betrachtete, beweist, daß Fremde hier nicht häufig zu sehen sind, und daß den Einwohnern von Ceuta der Anblick gefesselter Sträflinge etwas Geläufigeres ist, als der eines anständigen Europäers.

Unsere Aufmerksamkeit wurde bald durch einige Gestalten gefesselt, deren bartlose Gesichter in Verbindung mit der charakteristischen Zuchthauskleidung uns in ihnen sogleich Sträflinge erkennen ließen. Obwohl dieselben zum großen Teil frei und ohne besondere Aufsicht in der Stadt sich bewegen dürfen, stehen sie jedenfalls unter steter Kontrolle. Ein Fluchtversuch ist nur nach der Seeseite hin denkbar, da der Zugang zum Lande durch die der Halbinsel vorgelegte Festung verschlossen ist. So sieht man die geringeren Verbrecher in voller Harmlosigkeit durch die Straßen wandeln und wird von den meisten als eine ungewohnte Erscheinung freundlich begrüßt. Ein jeder trägt ein Blechschild mit seiner Nummer am Oberarm. Vielfach sieht man ganze Trupps unter der Leitung von Aufsehern bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt. So beobachteten wir u. a. eine große Zahl von Cubanegern, meist kräftige Leute von schönem Wuchs, welche schwere Cementfässer, die unser Schiff gebracht hatte, nach den im Bau begriffenen neuen Festungswerken hinaufzuschaffen hatten.

Es berührt eigentümlich, eine Stadt von solchen Individuen bevölkert zu sehen, denen man nach ihren Antecedenzien mit gerechtfertigtem Mißtrauen begegnen darf. Wir betreten z. B. ein Café, das, obwohl es das vornehmste in Ceuta ist, doch nur den Eindruck eines sehr gewöhnlichen Schenkzimmers macht, und lassen uns an einem Tische nieder. Im offenen Nebenzimmer sehen wir zu unserem Erstaunen einen ehrsamen Bürger mit einem Sträfling bei einer Partie Billard engagiert, und ehe wir uns noch über den seltsamen Anblick beruhigt, hat sich ein anderer zu uns an den Tisch gesetzt, bereit zur Unterhaltung, an der uns nur unsere Unkenntnis der Sprache hindert. So weitgehende Freiheit wird freilich nur den leichteren Verbrechern gewährt, dennoch kommen uns diese Zustände etwas „spanisch" vor, und selbst unter den Spaniern gilt die Stadt Ceuta halb als Verbannungsort.

Unser Spaziergang führt uns immer am Meere entlang, am Palais des Gouvernements, einem unscheinbaren, einstöckigen Hause vorüber auf einen freien, mit alten Kanonen bepflanzten Platz. In der Nähe ist der Fischmarkt, auf dem man des Abends

interessante Tiere sehen kann, denn die Seewässer bei Ceuta sind besonders reich an Fischen und sonstigen Meeresbewohnern. An Bord des Schiffes hatten wir oft Gelegenheit, zu sehen, wie erfolgreich einzelne Fischerboote waren, obwohl der Fang nur mit Leinen betrieben wurde. In günstigen Zeiten werden in der Nähe von Ceuta große Mengen Anchovis gefangen, die einen ausgezeichneten Geschmack haben und viel versandt werden.

Wie jede spanische Stadt, so hat auch Ceuta seinen Markt, der, als wir ihn betraten, nur noch von einigen verdächtig aussehenden dunkelbraunen Eingeborenen belebt war. Ueberhaupt macht die maurische Landbevölkerung, der man in den Straßen Ceutas begegnet, einen ziemlich zerlumpten, vagabundenartigen Eindruck. Diese Leute kommen oft weit aus dem Innern, um ihre Waren, besonders Geflügel und Eier, in der Stadt zu verkaufen. Bei der Behandlung der Tiere wird mit der zur Gewohnheit gewordenen Grausamkeit verfahren. Man bindet eine Anzahl mit den Füßen zu Bündeln zusammen, hängt sie zu je zwei über den Sattel und läßt sie dann während eines stundenlangen Rittes so hängen, ohne der Qual zu gedenken, welche die Tiere in diesem Zustande ohne Zweifel erleiden.

Auf einer alten Steinbrücke überschreiten wir die oben erwähnte Schlucht und betreten durch ein Thor die innere Stadt, ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, welches westlich an die Festungswerke grenzt und durchaus nichts Bemerkenswertes bietet. Mit scheuer Zurückhaltung wird man hier anfangs betrachtet, aber die Neugierde siegt, und man braucht nur den Kopf umzuwenden, um die Fenster alle besetzt zu finden, so daß man fast meinen könnte, in einem Negerdorfe zu wandeln, das noch nie ein Bleichgesicht betreten, doch da schaut manch dunkler, anmutiger Mädchenkopf herab, der uns daran erinnert, daß wir, wenn auch auf dem Boden Afrikas, uns in spanischem Lande befinden.

An spanische Wirtschaft erinnert uns die dürftige Plaza, wo inmitten größerer Gebäude sich einige höchst mangelhafte Anlagen befinden. Hier beginnt die Festung, durch welche der Verkehr sich auf engem, meist von hohen Mauern eingefaßtem Wege hindurchwindet, der stets von maurischen Händlern und Soldaten belebt ist. Entsprechend der großen Zahl von Sträflingen, von denen an 3000 hier unterbracht sein sollen, hat Ceuta eine Garnison von nahe 6000 Mann. Unter diesen Umständen bildet das Militär natürlich das Hauptelement, und nach dem Aussehen zu urteilen, sind es nicht die schlechtesten Soldaten, welche hier stationiert sind. Unter denselben fallen die einen Zopf tragenden Mauren auf, welche an die afrikanischen Truppen Frankreichs erinnern. Zur Unterbringung der Soldaten enthält die Oststadt mehrere große Kasernen, welche zum Teil hoch über dem Meere liegen; die Festung, welche den Zugang zum offenen Lande bildet, wimmelt natürlich von Wachen und Posten, die einen vorwiegend günstigen Eindruck machen.

Mit einbrechender Dunkelheit kehrten wir an Bord zurück und konnten, nachdem der Wind sich gelegt und das Meer sich vollends geglättet hatte, uns bis zu später Stunde mit erfolgreichen Angelversuchen unterhalten. In kürzester Frist wurde eine große Menge kleiner, sehr schmackhafter Fische heraufgeholt und der Fang bereitete besonderes Vergnügen, weil man trotz völliger Dunkelheit in dem phosphoreszierenden Meerwasser den ausgeworfenen Köder und die dasselbe umschwärmenden Fische deutlich beobachten konnte.

Am folgenden Morgen ging ich früh an Land und erstieg den in der Ostspitze der Insel aufragenden Gipfel, von welchem aus das spanische Fort und eine Signalstation den weiten Meereshorizont überschauen. Von einer dürftigen Vegetation, die zumeist in Kaktus, Aloë und einigen zerstreuten Pinien besteht, bedeckt, zieht sich der Abhang steil zum Gipfel hinan. Auf der einsamen Straße begegnete mir, von einem Aufseher geführt, ein Trupp mit Ketten gefesselter Verbrecher. Der rechte Fuß und die Hüfte sind von Eisenringen umgeben, welche durch eine kurze, anscheinend leichte, Eisenkette verbunden sind, die das Gehen kaum erschwert, aber das Laufen hindert.

Auf dem steilen Pfade tritt der nackte Stein zu Tage. Beim Erreichen der Höhe befindet man sich am Rande des jenseitigen Absturzes, an welchem sich eine herrliche Brandung bricht. Von hier überblickt man, rückwärts schauend, die ganze Stadt und das offene Land bis an die dunklen Berge, die es gegen S.-W. begrenzen. Wie in einer Landkarte liegt die eigentümlich geformte Halbinsel zu den Füßen des Beschauers ausgebreitet, und Alles vereinigt sich zu einem höchst eigenartigen und reizvollen Landschaftsbilde, von dem derjenige nichts ahnt, dem nur der nüchterne Anblick der Stadt vom Hafen aus zu teil wurde. Hier auf luftiger Höhe schweift der Blick hinüber zu den Bergen des Maurenlandes, und man erinnert sich, daß dort nicht nur die Grenzen äußeren Besitzes, sondern zugleich die geistigen Schranken liegen, welche christliche Kultur und Gesittung bisher vergebens zu durchbrechen versucht haben. Und läßt man das Auge weiter wandern über die blaue Meeresfläche, so schimmert bei klarem Wetter der Felsen von Gibraltar deutlich vom Horizont herüber, wo England mitten im spanischen Lande sich niedergelassen hat. So hat es der Gang der Geschichte gewollt, und jeder, der auch nur einen flüchtigen Einblick in diese Militärstation gethan hat, lernt die Energie bewundern, mit der hier unter Anwendung ungeheurer Geldmittel Großes geleistet worden ist. Aber dem Fremden drängt sich wohl der Gedanke auf, wie anders und wie viel besser es um die Erschließung des fanatischen Mohrenlandes stehen würde, wenn die englische Thatkraft sich an der Stelle hätte bethätigen können, welche heutzutage den schlimmsten Auswurf des spanischen Volkes beherbergt.

Von der Höhe des Gipfels wenden wir uns dem steilen südlichen Abstieg zu, wo eine neue, die Südbucht beherrschende Batterie im Bau begriffen ist. Auch hier sind zahlreiche Sträflinge beschäftigt Durch lange Gäßchen mit halsbrecherischem Pflaster gelange ich in die Stadt, wo gerade der Geburtstag der Königin-Mutter gefeiert wird. Zahlreiche buntuniformirte Offiziere und Soldaten beleben die Straßen. Im Vorbeigehen fällt der Blick in die blumengeschmückten Patios, die offenen Höfe der spanischen Häuser, und auf den Balkonen der sauberen, mit grünen Fensterläden und hübschem Gitterwerk gezierten, Straßenfronten zeigt sich die gepuderte spanische Damenwelt.

Ein anderes Bild bietet sich beim Betreten der Festung, durch welche sich in vielfachen Windungen die Landstraße nach Tetuan hindurch zieht. Alte steinerne Portale mit Steinwappen fürstlicher Familien erinnern uns an die älteren Zeiten der spanischen Occupation, und rufen mit den hölzernen Zugbrücken und den wettergebräunten Mauern mehr den Eindruck des Pittoresken hervor, als daß sie geeignet erschienen, im Ernstfalle Widerstand zu leisten. Die zahlreich anwesenden Militärposten benehmen dem Fremden, der hier allein spazieren wandelt, das Gefühl des Mißtrauens gegenüber den zerlumpten Vertretern des Mohrenlandes, denen man hier begegnet. Auf einem weiten Platz zwischen den Festungsmauern sieht man arabische Kinder in schmutzige Burnusse gehüllt sich sonnen. Von dem Scheitel des glattrasierten Kopfes hängt die bekannte Haarlocke herab, die oft in einen Busch wüster Haare ausartend dem Gesicht einen wilden Ausdruck verleiht, der im Gegensatz steht zu den vielfach fein geschnittenen Gesichtszügen. Während in den Kindergesichtern viel Anmut zu finden ist, berührt die Häßlichkeit der Weiber geradezu abschreckend. Den kleinen untersetzten Gestalten mit ihren breiten, runzlichen, von pechschwarzen Haaren umrahmten Gesichtern, fehlt so jede Spur von Liebreiz, daß man versteht, wie sie über die mohammedanische Vorschrift, das Gesicht zu verhüllen, sich ohne Bedenken hinwegsetzen.

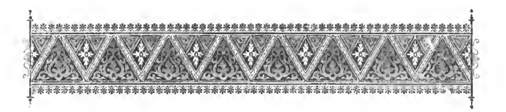
Am Abend des zweiten Tages sollten wir nach Tanger abgehen, ich begab mich daher frühzeitig an Bord. Bald nach mir trafen auch in stark angeheitertem Zustande unsere maurischen Reisebegleiter ein, die sich während der zwei Tage unseres Aufenthaltes in den „Cafés" von Ceuta umhergetrieben hatten, und durch einen mitgebrachten Vorrat von Wein verrieten, daß trotz Mohammeds Verbot dieses edle Getränk auch unter den Fanatikern des Mohrenlandes seine Verehrer hat. Da die Gesellschaft erfuhr, daß wir

erst am folgenden Morgen den Hafen verlassen würden, gingen sie rasch wieder an Land zurück, um im Bereiche der Ungläubigen die verbotenen Trauben vollends auszukosten.

Am folgenden Morgen sanden wir eine große Zahl orangefarbener Quallen von 1/8 Meter Durchmesser mit bis zu 3 Meter langen feinen Fäden am Dampfer vorübertreibend vor. Bei dem Versuch, eine derselben mit einem Strick herauszuholen, schnitt derselbe mitten hindurch. Nun wurden die Anker gelichtet, und wir gingen nach Tanger, dem ersten der anzulaufenden Häfen Marokkos, in See. Die Fahrt führt fast auf dem ganzen Wege in geringer Entfernung von der Küste hin, deren großartige, fast senkrecht zum Meere abstürzende Felspartien auf das schönste hervortraten. Beim Anblick der unten bewaldeten, stark zerklüfteten Felsmassen wird man an gewisse Gegenden in den Kalkalpen erinnert. Allmählich treten die Berge zurück, an der Küste ragen dunkelgelbe Sanddünen auf, welche die ganze Bucht von Tanger einschließen. Die Sonne ist inzwischen untergegangen, und aus der Ferne schimmern die steil am Westufer der Bucht ansteigenden Häuser und Mauern der Araberstadt durch die Dämmerung herüber. Ehe wir in der Nähe des als Schaustück daliegenden Sultandampfers den Anker warfen, ist es Nacht geworden, eine dichte Wolkendecke ist von West heraufgezogen und sendet einen feinen Sprühregen herab. Dem noch immer wehenden Ostwinde sind die im Hafen liegenden Schiffe ohne Schutz ausgesetzt, da nur der südliche seichtere Teil der Bucht unter der Deckung des Landes liegt. Auf einem von Tanger aus in die Bucht vorspringenden, zur Ebbezeit freiliegenden Riff soll früher eine Art von Mole bestanden haben, die indessen später der Zerstörung anheimgefallen ist.

Wie ich selbst zu sehen Gelegenheit hatte, ist in Folge dieser Umstände der Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lande hier wie in fast allen übrigen Häfen bei ungünstiger Witterung und eindringender Flut vielfach erschwert, und die Inhaber der Boote benutzen diesen Umstand und das dann erfolgende außer Kraft treten der üblichen Tarife gelegentlich als Entschuldigung für ihre maßlosen Forderungen.

(Schluß folgt.)



Monatsschau.

Politik.

Wir haben es stets für unsere Chronik als entscheidenden Gesichtspunkt betrachtet, nicht allzugroßes Gewicht auf die einzelnen und vorübergehenden Erscheinungen des Tages als solche zu legen, sondern sind vielmehr nach bester Einsicht bemüht gewesen, den großen prinzipiellen Zusammenhang der Dinge immer wieder aufzudecken und die Geschichte, auch die Zeitgeschichte, in ihrer wunderbaren Verkettung von Grund und Folge, von Ursache und Wirkung fruchtbringend zu erfassen. Naturgemäß stellt sich bei solchem Streben manches anders dar, als in den Erwägungen der Tagesblätter; Vorgänge, die in den Zeitungen außerordentlich lang und breit erörtert werden, vielleicht weil sie „sensationelle" Züge an sich tragen, schrumpfen vor der prinzipiellen Betrachtung in nichts zusammen und umgekehrt, was vom großen Haufen der Zeitungsleser kaum beachtet, geschweige denn für wichtig angesehen wird, das gerade gewinnt unter Umständen in den Augen des Grundsätzlichen eine Bedeutung, die es hoch hinaushebt über das Gewöhnliche und Alltägliche.

Diese Einleitung ergiebt sich uns heute aus dem Umstande, daß wir im Lauf des Monats in dem leitenden Organ der konservativen Partei in Preußen einen Artikel gefunden haben, der auf Grund des bekannten ungeheuren Wahl-Mißerfolgs der Konservativen im Kreise Stolp die unbedingte Notwendigkeit betont, das Programm der Deutsch-Konservativen zu verbessern und zu revidieren. Jene wenigen Zeilen des Blattes sind allerdings bei den Gegnern nur wenig beachtet worden und auch in konservativen Organen nunmehr längst hinter anderes zurückgetreten. Und doch stellen sie unseres Erachtens eine Frage an die konservative Partei, deren Antwort nicht länger verschoben werden darf, die Frage nämlich, ob sie überhaupt Stellung nehmen will zu den großen Problemen, welche die Gegenwart bewegen, oder ob sie fernerhin passiv sich schieben lassen will von anderen Parteien, die politisch genug sind, um Zukunfts-Ideen auf ihre Fahne zu schreiben, die Frage, ob sie auch heute noch die Politik der letzten 25 Jahre fortsetzen und an dieser Politik zu Grunde gehen, oder ob sie sich endlich aufraffen will zu neuer Arbeit und damit zu neuen Erfolgen.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die Bezeichnung „konservativ" im Grunde durchaus nicht mehr paßt für das, was von der Partei im Lande, speciell von der Presse, auch von dieser Zeitschrift, begehrt und erstrebt wird. Der Parteiname traf zu vor 50 Jahren, als es Thron und Altar zu konservieren galt, in erster Linie durch treues Festhalten am Bestehenden, durch mutigen Widerstand gegen die politische

Stürmerei der Liberalen. Die Zeiten sind heute andere geworden. Im politischen Leben der Gegenwart giebt es unseres Erachtens sehr viel mehr, was von ernsthaft christlichem Standpunkt aus zu bekämpfen ist, als umgekehrt Institutionen, die es absolut verlangen, konserviert zu werden. Ja ohne Zweifel steht es so, daß in den kommenden Jahrzehnten nicht nur die Partei, sondern das Vaterland aufs schwerste erschüttert werden wird und vielleicht verbluten an inneren Kämpfen, wenn nicht jetzt, zwar spät, aber wills Gott, noch nicht zu spät, die Hand an den Pflug gelegt wird.

Und was soll denn geschehen?

Es ist hier nicht Raum und Ort, ein volles systematisches Programm zu entwickeln. Immerhin mag in einigen Strichen angedeutet sein, was uns auf politisch-wirtschaftlichem und auf kirchlichem Gebiet das Unerläßliche scheint.

Auf dem socialpolitischen Gebiet erklären wir zunächst offen, keine bessere und zutreffendere programmatische Skizze der gegenwärtigen Lage bisher gelesen zu haben, als wie sie im ersten allgemeinen Teile des neuen, in Erfurt festgestellten socialdemokratischen Programms gegeben ist. Gewiß sind eine ganze Reihe von erheblichen Uebertreibungen darin. Es giebt ja auch aufhaltende Momente in jener dort geschilderten Bewegung, welche den Mittelstand zerstört und verschwinden läßt. Auf der anderen Seite zeigt aber auch jede, auch die neueste Reichstags-Debatte über die Handwerkerfrage, daß dem alten Mittelstande schlechterdings durch keine Palliative, auch durch Handwerkerkammern nicht mehr zu helfen ist, und daß nur denen die Zukunft gehören kann, die die Toten ihre Toten begraben lassen und sich am Aufbau eines neuen Mittelstandes beteiligen wollen. Das aber kann nicht anders geschehen, als durch socialistische Maßregeln, d. h. durch Verstaatlichung nicht aller, aber doch vieler Produktionsmittel, und durch einen Staatsbetrieb, der dann nicht ausschließlich von fiskalischen, sondern in erster Linie von socialpolitischen Gesichtspunkten ausgeht.

Der „neue Kurs" begann ja mit großem Trompetengeschmetter auf socialpolitischem Gebiet. Und einiges, was gemacht ist, wie der Arbeiterschutz, kann gewiß nur mit Dank begrüßt werden. Wenn nun aber nach so bescheidenen Thaten in leitenden Kreisen kein Lüftchen mehr sich regt und die Segel des Staatsschiffes schlapp am Maste hängen, ja wenn bereits eine Partei, wie die nationalliberale, ganz feierlich erklärt, nun sei es definitiv aus und vorbei mit allen Reformen, so drängt sich doch dem, der Jahrzehnte lang mit viel Bedenken und wenig Freudigkeit unter konservativem Banner gefochten hat, die Frage auf: Warum schreibt nicht die konservative Partei die Zukunft auf ihre Fahne, warum entwindet sie nicht dem Agitatorentum die erfüllbaren Ideen, um damit ein Recht zu gewinnen, sie vom Unerfüllbaren zu scheiden?

Weiter: Auf dem politischen Gebiet gilt es, die Frage nach dem christlichen Staat nicht mehr mit Redensarten, sondern durch Thaten zu entscheiden. Wollen wir aber ein christlicher Staat sein — wie duldet man länger die Juden in autoritativen Stellungen? Von den Juden als Soldaten, als Lehrern, als Richtern, von den Juden als amtlichen Aerzten könnte man gerade genug haben, wenn man nicht, wie der Strauß in der Wüste, die Augen in den Sand steckt.

Und weiter auf k i r c h l i c h e m Gebiet! Ist die Verselbständigung der evangelischen Kirchen eine Notwendigkeit, oder ist sie es nicht? Wenn sie es aber ist — warum erhebt man sie nicht zum Programmpunkt? Warum geht man nicht über die Halbheiten, die den unchristlichen und unbiblischen Summepiskopat retten wollen, zur Tagesordnung über? Gewisse Anfänge in der jüngsten preußischen Generalsynode sind sicherlich hoch erfreulich. Wenn aber die Gefahr, die beseitigt werden soll, daß nämlich alle kirchlichen Fragen zunächst in die Politik eingetaucht und nicht nach kirchlichen, sondern nach politischen Rücksichten entschieden werden, ebensowohl von einem katholischen oder stark politisch gerichteten summus episcopus, wie von einem interkonfessionellen Landtag ausgehen kann, so wissen wir wirklich nicht, warum man den letzteren mit Pathos bekämpfen, den ersteren aber ruhig bei Bestand lassen will.

Wir verzichten darauf, noch weitere Einzelheiten zu nennen. Die Fragen sind in Menge da. Die Stärke einer Partei kann aber niemals darin bestehen, daß sie sich um maßgebende Entscheidungen herumdrückt, sondern nur darin, daß sie genügende und klare Antwort findet.

Wird die konservative Partei das thun?

Nach den Erfahrungen der Vergangenheit müssen wir fürchten, daß sie es nicht thun wird. Und es tritt damit freilich an die unabhängigen, ernsten und arbeitsfreudigen Mitglieder der Partei die Frage heran, ob sie nicht etwa Aussicht haben, von einer anderen Partei das vermittelt zu sehen, was sie für notwendig halten.

Wir bejahen diese Frage nicht, aber wir verneinen sie auch nicht. Durchaus nicht unmöglich scheint uns, daß die deutsch-sociale Partei der Hafen werden könnte, in den die, wenn wir so sagen dürfen, fortgeschritteneren Elemente der konservativen Partei dermaleinst einlaufen. Was der deutsch-socialen Partei bisher fehlte, war die tiefere prinzipielle Erfassung der Dinge, kurz gesagt, die christliche Grundlage. Gewinnt sie diese, so wüßten wir nicht, warum nicht auch in der konservativen Partei die „Jungen" von den „Alten" sich lösen sollten, wenigstens von denjenigen Alten, deren Politik unerbittlich und ausschließlich darauf hinausläuft, alles an sich herankommen zu lassen. Gewinnt die deutsch-sociale Partei das sichere Fundament nicht — dann freilich ist alles Paktieren unmöglich und es bleibt nur ein Leben in politischer „Wildheit" übrig, mit Berührungspunkten rechts und links.

Wirft man uns vor, daß unser Socialismus doch zu weit gehe, daß er zu gründlich aufräume mit manchen althergebrachten Anschauungen vom Eigentum, die eben das schützen, was doch dem Besitzenden das Liebste und Wertvollste sei, so können wir diesem Einwand nur mit dem Schriftwort begegnen, daß wer nicht im stande ist, alles zu verlassen um Christi willen, der uns in den armen und arbeitlosen Proletariern der Gegenwart so oft und so warnend entgegentritt, daß der auch des Namens nicht wert ist, den er führt, und des HErrn nicht würdig, den er mit dem Munde bekennt.

Gewiß — auch von dem besten Programm erwarten wir keine Wunder. Das Papier allein thuts nicht, wenn die Menschen fehlen. Und eine einzige Persönlichkeit kann gelegentlich ein ganzes Programm aufwiegen. Aber das sind Ausnahmen. In der Regel muß in großen Parteien über dem Einzelnen das Gesetz des Programms als jeden verpflichtende Norm walten. Nur wo dies Gesetz auch von den Führern respektiert wird, ist Parteidisziplin möglich, nur durch Feststehen auf seinem Fundament hat — um ein Beispiel anzuführen — das Centrum die vielen Trophäen und Skalps errungen, die jetzt seinen Wigwam zieren.

Wir wollen übrigens nicht ungerecht sein. Es gilt anzuerkennen, daß die Konservativen soeben einen Initiativ-Antrag im Reichstag eingebracht haben oder doch einbringen wollen, der ein verschärftes Vorgehen gegen die Börse zum Zweck hat und bestimmt ist, so skandalöse Vorgänge, wie man sie eben in Berlin erlebt hat, für die Zukunft unmöglich zu machen oder doch einzuschränken. Wir freuen uns des Antrags, auch wenn wir ihn noch nicht kennen. Kann doch jede Verschärfung der Staatsaufsicht über eine so stark mit Verbrechern durchsetzte Gesellschaft, wie es die Jobber sind, nur von Segen begleitet sein. Allzugroße Hoffnungen hegen wir freilich nicht. Am wirksamsten könnte noch eine Verstaatlichung der Reichsbank sein und ihre Ausdehnung auf die kleinsten Städte und Dörfer, als sicheres Asyl auch für die geringsten Depots. Wird man aber den eisernen Widerstand der ganzen Bankokratie gegen jede Einrichtung dieser Art brechen können und brechen wollen?

Im übrigen hat der Reichstag seine große Etatsdebatte erledigt. Das Ereignis derselben war die Rede des Reichskanzlers von Caprivi, der, wie schon mehrfach früher, auch diesmal gezeigt hat, daß er seinen Worten ein Gewicht zu geben versteht, welches keineswegs allein auf der Stellung beruht, die er einnimmt, sondern sehr viel mehr in dem staatsmännischen Geschick, mit dem er sie ausfüllt.



Es ist völlig unmöglich, in dem Rahmen einer kurzen Besprechung auf alle Punkte einzugehen, die der Reichskanzler berührt hat. Er legte in großen Zügen die leitenden Gesichtspunkte der gesamten äußeren und inneren Politik dar, und hatte den Zweck, dem vielfach verbreiteten und künstlich genährten Pessimismus entgegenzutreten. Der Reichskanzler widerlegte zunächst die von einer Zeitschrift verbreitete Meinung, daß er amtsmüde sei, und führte dann aus, daß die Kritik, die in den Blättern an seiner Politik geübt werde, sich nur in allgemeinen Anklagen bewege, ohne daß ihm je ein Rat, wie es besser zu machen sei, erteilt werde. Diese Art der Kritik habe ihren Ursprung in einem Beunruhigungsstreben, für das es einen zureichenden Grund nirgends gebe. Der Kanzler verbreitete sich auch über die auswärtige Politik und stellte die europäische Lage zwar nicht als eine wolkenlose dar, aber als eine auch durch die Kronstadtfeiern nicht wesentlich veränderte. Er sprach nach Frankreich hin einige verbindliche Worte, stellte die zweite Rußland-Reise des deutschen Kaisers als diplomatischen Erfolg dar, wofür sie bisher nicht galt, und verteidigte auch den Helgoland-Vertrag noch einmal mit Gründen, gegen welche sich kaum etwas Stichhaltiges wird einwenden lassen. Auch der Paßzwang im Elsaß, die Polenfrage und vieles andere wurde gestreift.

Soweit die Rede das auswärtige Gebiet behandelt, hat sie nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland im ganzen einen guten Eindruck gemacht. In Frankreich ist man geschmeichelt, daß der europäischen Machtstellung dieses Landes angenehme Worte gewidmet wurden. An eine so unparteiische Sprache habe Bismarck die Franzosen nicht gewöhnt. In Rußland ist der Eindruck gleichfalls der gewesen, daß die meisten Blätter durch die Rede befriedigt sind. Nur der „Grashdanin" erklärt, daß die Rede mehr gekünstelt als wahr erscheine; denn das bei dem Kaiserbesuch in Narwa erlittene Fiasko der deutschen Politik bleibe bestehen, da der Bruch der russischen Politik mit der früheren deutschfreundlichen Epoche als definitiv angenommen werden müsse.

Nicht ganz so einwandfrei sind diejenigen Wendungen des Reichskanzlers geblieben, die sich auf die innere Politik beziehen. Hier kommt naturgemäß der Parteistandpunkt in Betracht, oder wie bei uns auch, die grundsätzliche Stellung. Besonders ist das hinsichtlich der Handelsverträge der Fall, mit denen das deutsche Reich mutmaßlich in nicht allzuferner Zeit wird beglückt werden. Es wird sich ja wohl auch in dieser bevorstehenden Aera leben lassen, aber daß sie durch wirtschaftliche Prosperität sich vor der vergangenen auszeichnen wird, das hofft im Grunde niemand unter denen, die es gerade hoffen sollten, d. h. unter den deutschen Industriellen und Landwirten. In Oesterreich scheint man anders zu denken und sich auf die Neuerung wirklich zu freuen.

Fand aber auch die Darlegung der inneren Politik des Kanzlers nicht durchweg die Zustimmung Aller — im ganzen machte doch die dreitägige Debatte, bei der alle Parteien zu Wort kamen, einen so verhältnismäßig wohlthuenden und sachlichen Eindruck, wie es nicht möglich gewesen wäre und niemals der Fall gewesen ist zu den Zeiten des Fürsten Bismarck, der eine zu kriegerische Natur war, um nicht stets in dem sachlichen Gegner den persönlichen Feind zu erblicken, und zu sehr Diplomat war, als daß ihm eine Ader danach geschlagen hätte, um vorübergehender Vorteile willen die Parteien hintereinander zu bringen.

Boshaft war Herr von Caprivi nur in Einem Falle. Freilich in einem Falle, in welchem auch außer ihm manche sonst wohlwollende Leute gelegentlich boshaft werden. Auch er versetzte einige wohlgezielte Streiche den vielgeschmähten „Zeitungsschreibern", die noch vor nicht langer Zeit das Prädikat der „Hungerkandidaten" aus hohem Munde sich hatten gefallen lassen müssen. Es ist diese Abneigung gegen das Preßwesen eine eigentümliche Erscheinung in Deutschland. Seine Zeitung will jedermann zur festgesetzten Stunde prompt auf dem Tisch sehen, und wehe der Post, wenn sie unpünktlich ist, wehe dem Redakteur des Blattes, der ein wichtiges Telegramm nicht bringt, das andere brachten. Auch will der durchschnittliche Zeitungsleser von seiner Zeitung mindestens

eine Anleitung zur Stellungnahme bei schwebenden Fragen. Und so kann auch der Staatsmann gar nicht anders, als sich aus der Presse über die Strömungen des öffentlichen Lebens auf dem Laufenden halten. Kurz und gut, die Presse ist unentbehrlich. Handelt es sich nun aber darum, daß jeder das Seinige thue, um anständige Gesinnung in der Presse zu pflegen, bez. denen, die sie pflegen, beizustehen, so versagen oft auch Freundschaft und Nächstenliebe. Mit dem Zeitungswesen will niemand zu thun haben. Die Leute, die Blätter machen, sind bescholtene Leute, verrufen wie im Mittelalter die Scharfrichter und die Schinder.

Geht man dem Grund dieser Erscheinung nach, so läßt sich nicht leugnen, daß die Presse ganz sicher nicht unschuldig ist an der moralischen Einschätzung ihres Personals. Die deutsche Presse ist fast ganz zum Geschäft geworden, und dies Geschäft ist weitaus zur größeren Hälfte in den Händen der Juden, die es wie alle anderen Geschäfte ohne sittliche Rücksichten und ohne Ehrgefühl betreiben. In der Theorie gelten Lüge und Wahrheit gleich viel und nur die rechnungsmäßige Opportunität entscheidet, welche von beiden man gerade anwenden will. Und weil Kritik stets viel amüsanter ist, als Anerkennung, so wird oft auch leichtfertig da kritisiert, wo Billigkeit und Gerechtigkeit zur Vorsicht und Nachsicht auffordern.

Auf der anderen Seite ist festzuhalten, daß ganz sicher auch die Regierungen und alle die vornehmen Herren, die über das Preßgewerbe die Nase rümpfen, ihr vollgemessenes Teil der Schuld tragen, daß die Dinge bei uns sind, wie sie sind. Wieviel wird dadurch gesündigt, daß man Skandalblätter hält, weil sie unterhaltender sind! Wie oft muß ein konservativer Redakteur bei Gesinnungsgenossen als Entschuldigung für das Halten liberaler Blätter die These hören, daß es doch notwendig sei, auch die Ansichten der Gegner kennen zu lernen. Wieviel mehr könnten auch die Regierungen Einfluß auf die Presse gewinnen, wenn nur dieser Einfluß nicht das sacrificium intellectus der Beteiligten verlangt, nicht fordert, was Fürst Bismarck von der offiziösen Presse forderte, daß sie nämlich alle Sprünge seiner Politik in oft völlig unvermittelter Weise mitspringen mußte. Das letztere Verfahren ist nicht sittlich und nicht weise. Denn von den Empfindungen, die eine solche Haltung der inspirierten Presse im Volksbewußtsein weckt, überträgt sich auch einiges auf die Inspiratoren. Dagegen glauben wir, daß eine systematische, vorsichtige, an anständige Blätter mit Achtung gewährte Unterstützung sehr wohl den Ehrgeiz aller Blätter wecken könnte, durch anständige Haltung sich gleicher Vorteile teilhaftig zu machen, und daß auf diesem Wege sich das ganze Niveau der Presse und ihres Personals sehr wohl heben ließe. Leider ist unzählige Male umgekehrt verfahren worden. Die anständigen Blätter werden bekämpft und herabgedrückt, und die fragwürdigen durch Inserate und Informationen vor jenen bevorzugt. Nach der Stimmung, die Herr von Caprivi den „Zeitungsschreibern“ entgegenbringt, ist leider zu fürchten, daß durchgreifende Neuerungen auf diesem Gebiet von seiner Initiative sobald nicht zu gewärtigen sein dürften.

Sehr viel verspricht sich der Reichskanzler offenbar von den Handelsverträgen. Ob mit Recht oder Unrecht, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls kann er sich der Sorge, daß sie in der parlamentarischen Debatte fallen, nunmehr entschlagen, denn der gefährlichste Gegner, Fürst Bismarck, hat auf jeden Widerstand verzichtet. Der Fürst soll gesagt haben, daß es ihm eine Wohlthat sein würde, wenn man ihn mit aller Politik verschonen wollte. Er stehe auf der Defensive und verteidige sich, wenn man seine frühere Politik und seine Verwaltung angreife. Im übrigen wäre es ihm lieb, wenn man ihn möglichst in Ruhe ließe! — Wenn diese Notizen richtig sind — und es ist kein Grund, an ihrer Wahrheit zu zweifeln — so bedeuten sie offenbar, daß Fürst Bismarck die Handelsverträge als „durch“ ansieht, mithin, da er keine Niederlage erleiden will, davon abstehen wird, einen Feldzug gegen die Verträge überhaupt zu beginnen. — Daß man an maßgebenden Stellen sich des Centrums für dieselben versichert hat, scheint sicher. Die sonst mehr als wir centrumsfreundliche „N. Pr. Ztg.“

macht sich bereits über die „Germania“ lustig, „die wie eine aufgestörte Eule mit schläfrigen Schwingen und trüben Augen sich in der neuen Flugbahn zurechtzufinden sucht“. Die alte Begeisterung für die Schutzzölle und die neue für die Handelsverträge zugleich zu kultivieren, sei freilich für dieses Blatt eine schwierige Aufgabe. Indessen verfügt die ultramontane Presse über eine hinreichende Gewandtheit in der Dialektik, um auch noch schwierigere Widersprüche zurecht zu bringen. Wer in der römischen Dogmatik groß geworden, gerät nicht in Verlegenheit. Die neue Handelspolitik wird als die beste aller Reformen empfohlen werden, so lange irgend auf prompte Einlösung des kirchenpolitischen Wechsels noch gehofft werden kann, den man in Händen zu haben glaubt.

Die internationalen Beziehungen in Europa sind wesentlich dieselben geblieben, wie bisher. Ins Licht gerückt sind sie in den verflossenen Wochen dadurch, daß der russische Minister, Herr von Giers, Besuche in Monza, in Paris und in Berlin abgestattet hat. Von einiger Bedeutung ist dabei nur der Besuch in Paris gewesen, insofern die französisch-russische Freundschaft über der verunglückten Anleihe stark in die Brüche zu gehen begann, aber nun offenbar halbwegs hergestellt ist. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Herr von Giers in geschickter Weise in Paris mit der Drohung operiert hat, oder hat operieren lassen, daß Rußland sich Deutschland nähern werde, wenn man in Frankreich Herrn Wyschnegradski so im Stiche lasse, wie es geschehen. Freilich konnte das nur die Minister schrecken, dagegen keinerlei Eindruck auf Herrn von Rothschild machen, der der Judenverfolgungen wegen mit Rußland grollt. Wenn nun auch dieser schließlich gewonnen wurde und durch große Ankäufe den Kurs der russischen Anleihe zeitweilig hergestellt hat, so wird man vermuten dürfen, daß die erwähnten Drohungen auch noch durch einige Versprechungen verstärkt worden sind, und zwar durch Versprechungen, die auf dem Gebiet der Judenfrage liegen werden. Indessen sind das, wie gesagt Vermutungen, deren reale Unterlage aber die offenkundige Thatsache ist, daß in Rußland den inneren aus der Mißernte sich ergebenden Schwierigkeiten die größten finanziellen Nöte an den europäischen Börsen fortdauernd parallel laufen. Gewiß gäbe es ein sicheres Mittel, um allen Verlegenheiten ein Ende zu bereiten, und man kennt es sehr wohl in St. Petersburg, nämlich die Demobilisierung des Heeres und die Rücksendung der Grenztruppen in ihre alten Garnisonen. Aber so sicher das Mittel ist, so sicher ist auch, daß es nicht zur Anwendung kommen wird.

* * *

Inzwischen hilft der Gang der Dinge den Weltkrieg hindern, ohne daß grade die Aussicht auf den Weltfrieden stark gewachsen wäre.

Wenn es lediglich an der guten Absicht gewisser Humanitarier läge, dann freilich hätten wir den letzteren längst. In Rom haben soeben nicht weniger als zwei Friedenskongresse getagt, auf denen es allerdings lebhaft genug herging. Einige Bedeutung kann aber im Grunde nur der erste der beiden beanspruchen, und zwar nicht, weil er den Weltfrieden mehr und besser gefördert hätte, als der andere, sondern weil er zugleich ein „interparlamentarischer“ Kongreß sein wollte, d. h. weil er den ersten Versuch darstellt neben der Regierungsdiplomatie eine Parlamentsdiplomatie herzustellen. Als gelungen wird niemand den Versuch bezeichnen wollen. Einstweilen können die Regierungen noch ruhig schlafen. Immerhin kann in dem Versuch der Keim zu großen Wirren und Irrungen liegen und es mag die Gefahr, die er bringt, nicht leicht übertrieben werden.

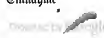
Die Verhandlungen selbst gingen dies Mal nicht über den unvermeidlichen Lärm der Franzosen um Elsaß-Lothringen hinaus, bez. über den Skandal des hirnverbrannten italienischen Radikalen Imbriani, der durchaus das Nationalitätsprinzip proklamiert wissen wollte. Und es wäre wenig zu erinnern, wenn sich nicht auch elf deutschfrei-

sinnige und vier nationalliberale Abgeordnete dabei beteiligt hätten. Die optimistische Zuversicht dieser Herren, daß die sogenannte elsaß-lothringische Frage nicht zur Sprache kommen werde, wurde gleich in der ersten Sitzung getäuscht. Der Präsident gab sich alle Mühe, die Redner zu ermahnen, „nicht von der Sache abzuschweifen," aber ohne jeden Erfolg. Hat also der Kongreß bei unseren Nachbarn einen Eindruck irgendwelcher Art hinterlassen, so kann es nur der sein, daß auch heute noch der Nationalstolz in allen anderen Ländern viel stärker entwickelt ist, als grade in Deutschland.

Wirtschaftspolitik.

Ein „schwarzer Börsen-Monat" liegt hinter uns. Die letzten Reste des künstlichen Gebäudes, welches die letzte Gründungs- und Emissions-Aera aufgeführt hatte, sind ins Wanken gekommen und brechen zusammen.

Man erinnert sich, daß zu der Zeit, da in Deutschland der Rausch zu verfliegen begann und die Hautefinance bereits die Kurstreibereien der kleinen Spekulation überließ, von Paris und Wien aus eine wilde Hausse in Rentenwerten begonnen wurde. Dort brauchte man diese Tendenz für die großen Konversionen und Anleihen Wyschnegradskis, hier glaubte man der Eisenverstaatlichung und der Valutaregulierung auf diese Weise am besten vorarbeiten zu können; an beiden Orten waren die Rothschilds die treibende Kraft. Als jedoch die russischen Konversionen beendigt waren und es sich darum handelte, neue Anleihen unterzubringen, da grade trat in Rußland die Mißernte ein, und in Paris häuften sich die Symptome einer starken Ueberladung des Effektenmarktes und der Spekulation. Rothschild verweigerte daher seine Mithülfe bei den weiteren Finanzgeschäften Wyschnegradskis und an seine Stelle trat unter Führung des Crédit Foncier eine Bankengruppe, welcher jede Erfahrung in solchen gewagten Operationen und vor allen Dingen die nötige Organisation nach unten hin fehlte. So hat denn nach den bisher bekannt gewordenen Thatsachen die Subskription folgenden Verlauf genommen. Noch ehe die Zeichnungsresultate zusammengestellt sein konnten, wurde amtlich mitgeteilt, daß der aufgelegte Betrag 7 bis 8 mal überzeichnet worden sei; in auffallend runden Summen wurden die bei den Hauptzeichnungsstellen eingegangenen Anmeldungen angegeben; dann aber verstummten die amtlichen Lügen, und eine Festsetzung des Zuteilungsmodus ist bis heute, da wir dies schreiben, überhaupt nicht veröffentlicht worden. Dagegen wurde bekannt, daß mindestens 200 Millionen Francs der neuen Anleihe und sehr hohe Beträge der alten russischen Anleihen zurückgekauft werden mußten, um den Kurs desselben zu stützen. Es lag sonst die Gefahr nahe, daß die Zeichner ihre recht niedrig bemessene, erst nach Veröffentlichung des Prospektes von 5 auf 6 Prozent erhöhte Kaution fahren lassen und auf eine Abnahme der gezeichneten Stücke verzichten würden. Ob dies vermieden worden ist, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Gewiß aber ist, daß jene Interventionskäufe nicht von dem hierzu dem Herkommen gemäß verpflichteten Konsortium, sondern von dem russischen Finanzminister selbst ausgeführt worden sind. Er ist also wieder in den Besitz eines beträchtlichen Teiles seiner Anleihe gekommen und muß nun zusehen, daß er sie allmählich am offenen Markte verkauft. Hierzu hat er sich denn, wie es heißt, der Beihülfe Rothschilds zu versichern gewußt. Dieser hat ein doppeltes Interesse daran, den Markt nicht gar zu sehr verflauen zu lassen, da er mit Portugal und Spanien neuen, sicheren Gewinn auf Kosten des Publikums und der iberischen Königreiche versprechende Finanzoperationen vorhat, und da ihm ferner daran liegen muß, wieder der Bankier Rußlands zu werden, dessen zunehmender Geldbedarf in Folge des Notstandes ebenfalls ungewöhnlichen Gewinn verspricht. Zunächst aber ist der Kredit Rußlands aus natürlichen Gründen selbst in Frankreich bedenklich ins Wanken gekommen. Man berechnet den Einnahme



Ausfall in Folge der schlechten Ernte auf 500 Millionen Rubel, und dabei sind zur Abwehr der Hungersnot 300 Millionen Rubel flüssig zu machen. Wenn nun auch zunächst für die Zinsen der auswärtigen Schuld gesorgt ist, so weiß doch niemand, wo die Katastrophe endigen und ob sie nicht eine große Vermehrung der russischen Schuld in naher Zukunft nötig machen wird. In Frankreich, dem einzigen großen Markt für russische Staatsanleihen, ist jedenfalls zunächst keine Aussicht mehr, russische Werte unterzubringen. Die Handelsbeziehungen der beiden Länder sind sehr geringfügig, so daß es nicht einmal möglich war, an der Pariser Börse einen regelmäßigen Handel in russischen Noten, dem Zahlungsmittel für den Warenbezug aus Rußland, einzurichten. Interessengemeinschaft besteht für Rußland nur mit Deutschland. Wir sind auf sein Getreide, Rußland auf unsre Industrieprodukte angewiesen. Zwar bedürfen wir der Getreidezölle, um unsre Landwirtschaft nicht von der übermächtigen russischen Konkurrenz unterdrücken zu lassen, und Rußland bedarf der Industriezölle, um nicht das Aufkommen der heimischen Industrie durch unsre Konkurrenz verhindern zu lassen. Im übrigen aber sollte zwischen den Nachbarreichen Handelsfrieden herrschen. Ob diese Einsicht jetzt in Petersburg zur Herrschaft kommt? Während wir dies schreiben, finden die ersten diplomatischen Verhandlungen über eine Annäherung Rußlands an Deutschland statt. Das nach dem einstimmigen Urteil Europas in dem wirtschaftlichen Kriege gegen Deutschland unterlegene Zarenreich wird aber Friedensbedingungen eingehen müssen, die uns für absehbare Zeiten vor jeder willkürlichen Erneuerung des alten Zwistes sicher stellen. Da es in seiner Papierwährung einen wirksamen Schutzzoll, verbunden mit einer Exportprämie besitzt, so muß es darauf verzichten, die deutschen Industrieerzeugnisse durch allzu hohe Eingangszölle auszuschließen, dagegen uns gestatten, unsre Getreidezölle so hoch zu normieren, daß unsre Landwirtschaft bestehen kann. Von den politischen Garantieen, die wir verlangen müssen, braucht hier kaum die Rede zu sein. Sie sind noch wichtiger, als die wirtschaftlichen, erweisen ihre Notwendigkeit aber schon von selbst, da deutsche Kapitalisten schwerlich wieder bereit sein werden, ihre Ersparnisse einem Lande anzuvertrauen, welches zum Kriege gegen uns rüstet und alle Deutschen, auch die treuesten und bewährtesten, die dort seit Jahrhunderten ihre Heimat haben, als Feinde und Verräter behandelt. — Deutschland hat nicht das Bedürfnis, die Friedensverhandlungen zu beschleunigen. Die überreiche Ernte Amerikas sichert uns unseren Brotbedarf, und die militärische Aktionsunfähigkeit Rußlands sichert uns den äußeren Frieden.

Anders denkt man in Oesterreich. Dort genügte eines Tages die plumpe Erfindung eines Börsenjobbers, daß der Kaiser sich sehr besorgt über die Erhaltung des Friedens ausgesprochen habe, um eine fast beispiellose Panik an der Börse hervorzurufen. Man hat in Wien eben ein schlechtes Gewissen. Im Vertrauen auf den deutschen Verbündeten hat man die Ausbildung des Heeres so sehr vernachlässigt, wie in keinem anderen mitteleuropäischen Staate. Jetzt erwacht die Angst davor, daß man infolgedessen eines Tages nicht mehr als begehrenswerter Bundesgenosse angesehen, oder doch in einem bisher nicht geahnten Grade auf die eigene Verteidigung der Großmachtstellung angewiesen sein werde. Anders läßt es sich nicht erklären, daß man das Märchen von einer Verstärkung der Kriegsgefahr durch den russischen Notstand ernsthaft geglaubt hat.

Die Börsenkrisis in Paris hat unmittelbar auch in Deutschland zu Katastrophen geführt, die man in nicht eingeweihten Kreisen wohl für unmöglich gehalten hätte: eine ganze Reihe von Bankfirmen, darunter recht „angesehene" sind zusammengebrochen, noch viel mehr haben durch befreundete Firmen gestützt werden müssen. Dieser Bankenkrach ist insofern einzig in seiner Art, als in jedem einzelnen Falle großartige Unterschlagungen von Depots vorhergegangen waren. Fast alle politischen Richtungen und alle Glaubensbekenntnisse haben ihren Vertreter zu dieser Verbrecherreihe geliefert. C. W. Schnoeckel war Christ, Anton Wolff ist Jude, die Sommerfelds waren freisinnig.

religionslos, Eduard Maaß ist konservativer Freimaurer, Herbrecht ultramontan, E. Meyer Antisemit u. s. w. Daß so wenig Juden auf dieser Verbrecherliste stehen, findet seine Erklärung darin, daß Juden nicht so zur Verschwendung neigen, und daß sie im Notfalle auf kräftigere Unterstützung rechnen können. Einem verschwenderischen Juden helfen freilich auch die eigenen Glaubensgenossen nicht; im übrigen aber kann ein jüdischer Spekulant noch so verschuldet sein, man hilft ihm wieder auf. Beweise dafür liegen in Menge vor. Wir wollen uns aber an das halten, was offenkundig ist, und da sehen wir alle Ursache, daß das ganze Volk, von den höchsten Schichten der Gesellschaft bis zu den „kleinen Leuten," sich endlich von dem Börsentreiben abwendet, das nun jahrelang als heimliche Sünde unser ganzes Volksleben vergiftet hat. Die Börse ist Schuld an all jenen Bankbrüchen. Man würde längst auf die Verschwendungen von Wolff, Sommerfeld und Maaß aufmerksam geworden sein, wenn man nicht gewußt hätte, daß die zu fürstlichem Aufwand notwendigen Mittel leicht an der Börse zu gewinnen seien. Ihr Beispiel und das unzähliger Spießgesellen hat ferner in Berlin und auch an kleineren Orten die Lebenshaltung unnatürlich gesteigert, daraus folgte dann die Spielwut. Jeder Kapitalist, der kleine wie der große, wollte mitgenießen von den kolossalen Kursgewinnen der Industrie-Aktien und der ausländischen Anleihen. Um Milliarden Mark wurde der Kurswert der an der Börse gehandelten Werte unter solchem Kauf-Andrang gesteigert. Und nun ist dieser eingebildete Reichtum zerronnen, die in Folge des unnatürlich gewachsenen Konsums erzielten Dividenden werden nicht wieder erreicht, und so ist mit dem Kapitalgewinn auch der Zinsvorteil geschwunden. Zuerst fielen die schwindelhaften Bankgeschäfte, vielleicht folgen ihnen noch einige gleicher Art, dann aber kommt die Reihe an die reellen Geschäfte, welche ihre Kalkulation auf die Fortdauer der fetten Jahre gegründet hatten, eines reißt das andre in seinen Sturz hinein, und was wir noch in den Kreisen des Privatpublikums erleben werden, daran denkt jeder im Stillen mit Angst und Grauen.

Die Volksstimme nennt mit Recht als die Quelle der ganzen moralischen und wirtschaftlichen Verderbnis die Börse. Mit Ausnahme der in freihändlerische Dogmen verstrickten freisinnigen Partei und der über den Selbstmord des Kapitalismus erfreuten Sozialdemokratie sind denn auch alle Parteien darüber einig, daß die Börse reorganisiert werden muß. In die Parlamentsdebatte können wir uns hier nicht einmischen. Wir wollen nur sagen, was wir für nötig halten.

Was zunächst die Banken betrifft, so muß eine Scheidung zwischen „Depotbanken" und „Spekulationsbanken" stattfinden. Den ersteren müssen alle Differenz- und Termingeschäfte verboten werden. Sie haben ihr Geschäftsvermögen öffentlich zu deklarieren, dürfen nur einen im Verhältnis zu diesem Vermögen stehenden Depotbestand halten und müssen monatlich oder vierteljährlich ihre Bilanz veröffentlichen. Auf Unterschlagung von Depots muß Zuchthausstrafe gesetzt werden. Die Spekulationsbanken müssen der Aufsicht von staatlich anzustellenden Kommissaren unterstellt werden. Differenzgeschäfte sind im allgemeinen und den Banken insbesondere zu verbieten. Da es nicht möglich ist, ein Termingeschäft bei seinem Entstehen daraufhin zu beurteilen, ob es ein Effektivgeschäft oder ein Differenzgeschäft sein soll, so liegt die einzige Möglichkeit, die Befolgung jenes Verbotes zu überwachen darin, daß zu einer bestimmten Stunde an jedem Ultimo die Effektbestände aller Banken revidiert und mit den Büchern verglichen werden. Nur so kann konstatiert werden, ob die pro Ultimo gekauften Stücke auch wirklich abgenommen worden sind. Für die äußerst seltenen Fälle, in denen während des Monats ein Weiterbegeben der Stücke erforderlich werden kann, müssen börsenstatutarische Grundsätze aufgestellt werden; diese Manipulationen können nur durch die Vermittlung staatlicher Maklerinstitute bewirkt werden, deren Certifikate bei der Ultimorevision an Stelle der effektiven Stücke dienen können.

Das Hauptaugenmerk ist aber auf die Emissionsbanken zu richten. Sie sind es, welche die Agiotage ins Leben rufen und immer stärker aufstacheln. Daher müssen



sie für eine angemessene Verzinsung der von ihnen herausgebrachten Werte **haftbar** gemacht werden. Jeder Emissionsprospekt muß das bindende Versprechen der Emissionsfirmen enthalten, für das eingezahlte Kapital (also einschließlich des Agio) eine jährliche Verzinsung von 3½ Prozent solidarisch zu verbürgen. Daß außerdem das Geschäftskapital der Banken im Verhältnis zu diesen Verpflichtungen stehen muß, ist selbstverständlich.

Nur **hiermit** greift man dem Uebel an die Wurzel. Eine hohe **Börsensteuer** ist zwar eine Forderung der Gerechtigkeit, verhindert aber das Spiel nicht, und wenn sie auch 1 Prozent betrüge. Hohe Kautionen der Börsenbesucher würden nur zur Sicherheit der Spekulanten gegen Betrügereien untereinander beitragen und wie eine Konzession auf das Verbrechen des Hazardspieles aussehen. Ueberhaupt darf man bei der Börsenreform nicht immer die kleinen Jobber als die Hauptmissethäter ansehen. Das ist der Standpunkt der Großspekulanten, die gerne unter sich wären, schon weil sie dann davor sicher sind, daß ihre Geschäftsgeheimnisse nicht bekannt werden.

Was wir vorgeschlagen haben, ist durchführbar und wirksam. So einschneidend es auch sein würde, das ehrliche Geschäft würde nicht im geringsten darunter leiden. Vielleicht würden die täglichen Kursbewegungen etwas größer werden; aber man darf hier eben nicht auf die Bewegungen des Tages, sondern auf die der Jahre sehen. Es gehört zu den herkömmlichen Lügen der Börsentheoretiker, daß die ungehinderte Spekulation die Kursentwicklung stetiger mache. Als ob nicht gerade die Spekulation in ihrer verwerflichsten, volksverwüstenden Gestalt die Kurse sinnlos nach oben und nach unten triebe! Wird eine Dividende von 10 Prozent erwartet, so muß die betreffende Aktie auf 200 gebracht werden, taxiert man die nächste Dividende auf 5 Prozent, so wird so lange gefixt, bis der Kurs von 90 erreicht ist. Zur ruhigen Erwägung der inneren Geschäftslage des Unternehmens läßt man dem Publikum keine Zeit.

Die konservative Presse hat jahraus jahrein auf diese Schäden hingewiesen, unermüdlich ihre Vorschläge zur Abhülfe wiederholt. Und nun muß sie die Erfahrung machen, daß die konservativen Parlamentarier trotz alledem im geeigneten Zeitpunkt nicht mit der nötigen Sachkenntnis ausgerüstet sind, um mit klar formulierten Forderungen vor die Regierung hinzutreten. Wir wissen nicht, wie die Debatte über den konservativen Antrag im Reichstag verlaufen wird. Hat der Antrag aber nicht den gewünschten Erfolg, so liegt die Schuld nicht an der konservativen **Presse**, die keine Mühe noch Arbeit gescheut hat, um „das unbekannte Land" der Börse erforschen zu lassen. Ein Mißerfolg in dieser Zeit der allgemeinsten Entrüstung über die Börse wäre nie wieder gut zu machen und würde der konservativen Partei im Lande mehr schaden, als eine positive Leistung auf anderen Gebieten ihr nützen kann.

Statt des kirchlichen Berichts:

Kirchliche Litteratur.

„**Die ältere Heidenmission in Südafrika**" hat Missionsprediger a. D. **A. Nachtigall** in einer sorgfältigen und von Missionsautoritäten dankbar anerkannten Weise erzählt (Berlin, 1891. 0,75 M.). Es ist ein interessantes Bild aus der Kirchen- und Kulturgeschichte, beginnend mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts; wenn wir auch für die heutige Missionsarbeit nicht eigentlich viel Lehren daraus schöpfen können, so ist es doch wichtig für den Missionsfreund und Missionsarbeiter zu wissen, wie die kirchlichen, religiösen und sozialen Zustände durch langjährige, schmerzliche Entwicklungen

entstanden sind, mit denen es die heutige Mission dort zu thun hat. Viel zu lernen wäre aus dem Büchlein für die Kolonisation; aber die Herren, die da eigentlich zu lernen hätten, lesen solche Bücher nicht. — Der gegenwärtige Zustand der evangelischen Mission in Südafrika, von A. Merensky, Miss.-Sup. (Berlin, 1891. 0,60 M.). Ein Abdruck aus der Warneckschen Zeitschrift, der in klarer anschaulicher Weise das Missionswerk aller evangelischen Gesellschaften schildert, die in den Gebieten arbeiten, und zwar geographisch geordnet, mit genauer Statistik, aber keineswegs in dieser aufgehend, sondern den inneren Charakter der Missionsarbeit, ihrer Hinderungen und Erfolge jedesmal kurz zur Sprache bringend. — Beide Schriften sind in der Buchhandlung der evangelischen Missionsgesellschaft zu Berlin erschienen. Ebenda ist herausgekommen und für 10 Pfg. zu haben eine kurze Orientierung über: die Anfänge der evangelischen Mission in Deutsch-Ost-Afrika, von Fr. Kornrumpf, Pastor in Fürstenwalde, in volkstümlicher Sprache. Desgleichen empfehlen wir die ebendort herausgekommene Karte des Nyassa-Gebietes, in dem die neuen Berliner und Brüder-Stationen angelegt werden sollen. (Preis 30 Pfg.)

Als Separatabdruck aus der Allg. Miss. Zeitschrift ist ferner erschienen: Die Aufgabe der Heidenmission und ihre Trübungen in der Gegenwart von D. G. Warneck. (Gütersloh, 1891. C. Bertelsmann. 30 S.) Wie alles, was unser Freund Warneck schreibt: grundsätzlich tief, mit vollendeter Sachkenntnis, unzweifelhaft im Ausdruck. „Wir befinden uns heute überhaupt in der Gefahr, die Macht des göttlichen Wortes zu unterschätzen. Auch christliche Kreise haben sich anstecken lassen von der Rede: Das Wort allein thut es nicht . . . Es ist daheim wie draußen in der Heidenwelt: was den Menschen ihre Augen aufthut, daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt Satans zu Gott, das ist die Predigt des göttlichen Wortes . . . Bis auf den heutigen Tag ist das Verständnis der Religion Jesu bei den Menschen aller Kulturstufen wesentlich abhängig von der Erkenntnis der Sünde." —

Eine sehr gründliche „Uebersicht über die Arbeit der inneren Mission und verwandte Bestrebungen der christlichen Liebesthätigkeit in der Provinz Pommern hat der Vereinsgeistliche Thimm herausgegeben. (Stettin, 1891. Johs. Burmeister. 1,60 M.) Es sind zunächst alle betr. Anstalten und Vereine in guter Einteilung übersichtlich aufgeführt, z. B. die 20 Rettungshäuser, die 46 Kleinkinderschulen ꝛc. ꝛc., und dann von allen die Aufnahmebedingungen, Statuten und sonstiges Wissenswerte mitgeteilt. So wird nicht nur eine im allgemeinen wichtige Darstellung der Liebesthätigkeit in Pommern gegeben, sondern besonders allen Geistlichen, Beamten, Lehrern ꝛc. eine überaus dankenswerte Gelegenheit, sich schnell zu orientieren, wie sie den Notleidenden, auf die sie stoßen, am besten helfen können. Die Arbeit macht mit ihrem vielen trockenen Material einen ziemlich eintönigen Eindruck, aber von welchem reichen Leben giebt sie Kunde! — Einen ähnlich orientierenden Zweck hat das Reisehandbuch für die christliche Familie. Ein Wegweiser durch die Hospize und Erholungsorte. (Berlin, 1891. Buchhandlung der Berl. Stadtmission. 2. Aufl. 50 S. in 8°.) — „Der Sonntagsschulfreund" für deutsche Kindergottesdienste und Sonntagsschulen wird jetzt herausgegeben von Konsistorialrat D. Dalton (Berlin, 1891. L. Burmeister) und erscheint jetzt im 23. Jahrgang, monatlich ein Heftchen, jährlicher Preis 2 M. Jedes Heft enthält theoretische oder erbauliche Betrachtungen, Berichte, Erzählungen ꝛc. und eine Reihe „biblischer Winke" d. h. praktisch katechetischer Beispiele von Behandlung biblischer Geschichten. Alles gesund und brauchbar. — Auf dunklere Gebiete führt: „Die Pestilenz, die im Finstern schleicht." Ein Wort der Warnung an jedermann nebst einem Wort der Aufrichtung für solche, welche gefallen sind. Von Dr. Karl Siegfried. (Mühlheim a. d. Ruhr, 1890. Buchhandl. des evangelischen Vereinshauses. 45 S.) Ernste, herzandringende, verständige Warnungen vor Unkeuschheit und Unzucht. — Hier sei auch der Jahresbericht der

rheinisch-westfäl. Gefängnisgesellschaft erwähnt, der im Selbstverlag der Gesellschaft erscheint. (Düsseldorf, L. Voß & Co) Jeder Jahrgang ist reich an Stoff aus dem Gebiet der Gefangenenpflege und Seelsorge, und die ganze Sammlung einer der wertvollsten Beiträge zur Geschichte der inneren Mission und zur Kulturgeschichte. Wir nennen nur einige Themata der Vorträge mit nachfolgenden Diskussionen: Die Organisation der Vorfürsorge durch Frauen an den Strafgefangenen — Der Sonntagnachmittag im Gefängnis — Giebt es unverbesserliche Verbrecher und wie sind sie zu behandeln? u. s. w. —

Wir fügen hier noch eine eigentümliche litterarische Erscheinung an, die in das Gebiet der inneren Mission gehört: Kirche und Humanität im Kampfe gegen die leibliche und sittliche Noth der Gegenwart von Dr. W. Brinkmann, Geh. Sanitätsrat. (Berlin, 1891. W. Hertz. 128 S.) Das Buch ist ein Zeichen der Zeit — aber ein gutes. Ein wohlgesinnter Arzt benutzt die Muße, die ihm mangelnde Gesundheit verschafft, dazu, um seine Gedanken und Erfahrungen über den christlichen Gemeinsinn und seine Aeußerungen darzulegen. Die beiden auf dem Titel genannten Mächte betrachtet er nicht als feindlich, erkennt aber ihre Verschiedenheiten an und will dazu beitragen, den bemerkenswerten Zug der Gemeinschaft, der durch unsere Zeit geht und darauf abzielt, menschliches Elend, wo es auch sei und wie verursacht, zu lindern, — diesen Zug zu vertiefen und zu stärken. So geht er denn das Gebiet der Liebesthätigkeiten mit offenem Blick und warmem Herzen durch, nicht eigentlich aufzählend und beschreibend, sondern charakterisierend, kritisierend, ratend und mahnend Wir hören von den verschiedenen evangelischen, katholischen und humanen Armenvereinen und Verbänden, der innereren Mission, den Wohlfahrtsbestrebungen für die Arbeiter u. s. w. Besonders verweilt er auch bei der Aufgabe der Aerzte. Ich denke, man wird aus diesen kurzen Angaben erkennen, wie interessant das Buch grade für die christlichen und kirchlichen Arbeiten auf den betreffenden Gebieten sein muß. Der Verfasser ist von einem warmen Idealismus getragen und jenem Optimismus, der wohl nicht tief genug die Wurzeln des Verderbens sucht — es ist etwa der Standpunkt des christlichen Humanismus eines Herder. — Aber mit Bewunderung und Hingebung spricht er von Wichern und anderen Helden und Arbeitern der innern Mission. Bemerkenswert ist seine Kritik; an der inneren Mission hat er richtig die Gefahr erkannt, daß sie sich nicht kirchlich genug halte, denn — sagt er — um die Aufgaben der inneren Mission zu erfüllen, dazu gehört auch die christliche Lehre, das Volk aber — selbst bei dem größten Indifferentismus gegen die Religion — begreife doch eine Vereinigung von Liebesarbeit und Lehrthätigkeit nur bei einer unmittelbar kirchlichen Organisation. — Das Buch ist gut geschrieben und liest sich sehr angenehm.

M. N.

Unser kirchlicher Berichterstatter war durch Teilnahme an der General-Synode behindert einen Bericht zu schreiben.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Lügen unserer Socialdemokratie von Hans Blum. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) Preis 2 M.

Dieses Buch hat in der socialdemokratischen Presse die absprechendste Kritik gefunden, ja geradezu ein „Wutgeheul" in derselben entfesselt. Es beweist dies, daß der Verfasser, der nationalliberale Rechtsanwalt Hans Blum, mehr als eine wunde Stelle getroffen hat. Freilich hat er die Socialdemokratie auch nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt, eine Behandlung, die übrigens ihr gegenüber auch nicht am Platze ist. Verfasser geht davon aus, daß die Socialdemokratie seit dem 20. Februar 1890 eine neue Taktik eingeschlagen, die Taktik der Lüge. Ihr Zweck ist, die Landbevölkerung zu gewinnen. Diese ist nicht zu gewinnen, wenn sich die Socialdemokratie so zeigt, wie sie ist. Deswegen suchen die socialdemokratischen Agitatoren auf dem Lande nur Unzufriedenheit zu erregen und die Habgier zu reizen. Sie betonen sociale Mißstände, erbieten sich zur Abstellung derselben und versprechen goldene Berge im Falle einer socialdemokratischen Wahl. Von den letzten Zielen der Socialdemokratie wird nicht gesprochen: Gott, Religion, Fürst, Vaterland, ja selbst das Privateigentum wird thunlichst aus dem Spiele gelassen. Hier nun setzt der Verfasser ein. Er geht von der richtigen Ansicht aus, daß die socialdemokratische Agitation nicht durch Gehenlassen beseitigt wird, und daß man sie nur dann mit Erfolg bekämpfen kann, wenn in der Bekämpfung gerade das herausgekehrt und ins helle Licht gestellt wird, was die Agitatoren zu verbergen wünschen. Um nun die „Hauptlügen" der Socialdemokratie zu zeigen, aktenmäßig in ihrem Wortlaut festzustellen und zu widerlegen, giebt Verfasser zunächst die Geschichte der Entwicklung der deutschen Socialdemokratie und ihrer Lehre von 1863 bis 1891. In fünf weiteren Abschnitten folgt eine Behandlung der Hauptlügen in systematischer Zusammenstellung, nämlich der socialdemokratische Zukunftsstaat, insbesondere Liebe, Ehe, Haushalt, Familie, Kindererziehung in demselben; socialdemokratische Vaterlandsliebe; ihr gesetzlicher Sinn, kraft dessen sie behauptet, keine gewaltsame Umwälzung der bestehenden Verhältnisse zu wollen; ihre Religion; ihre Arbeiterfreundlichkeit.

Diese 5 Abschnitte sind die Hauptsache. Verfasser ist in der socialdemokratischen Litteratur wohl bewandert. Derselbe bringt eine Fülle von Material hier zusammen. Nirgends sonst werden eine solche Menge von Kraftstellen bedenklichster Art, von Blasphemie und Gemeinheiten zusammengestellt worden sein. Bei jeder ist angegeben, bei welcher Gelegenheit sie gefallen oder welchem Flugblatt oder Aufsatz sie entnommen sind. Insbesondere sind die stenographischen Berichte des Reichstags mit Sorgfalt excerpiert.

In dieser Zusammenstellung liegt der Hauptwert der Arbeit. Die eigenen Ausführungen des Verfassers sind oft weitschweifig, breit und oberflächlich. Für ein Buch von 27 Bogen und 422 Seiten ist der Preis von 2 Mark sehr billig.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz. Band XVI. Heft 4. Die Südstaaten der Nordamerikanischen Union von Elwin Schulze. Preis 50 Pf.

Der Titel dieses Heftes würde zweckmäßiger gelautet haben: „Aufforderung zur Einwanderung in die nordamerikanischen Südstaaten Georgia und Alabama", denn abgesehen von einer kurzen geschichtlichen Entwicklung der politischen und socialen Verhältnisse dieser Staaten vor und nach dem Secessionskriege besteht sein Hauptinhalt in einer Anpreisung der nördlichen Hälfte beider Staaten als Ziel für europäische Handwerker, Zimmerleute, Fabrikarbeiter u. s. w. und der südlichen Hälfte für Ackerbauer. Auf Seite 17 werden 7 Leute aufgeführt, welche sich in kurzer

Zeit Vermögen im Betrage von 200000 bis 500000 Dollars erworben haben; von einem derselben heißt es: „er arbeitete vor 5 Jahren als Schmied in Birmingham (Stadt in Alabama) besitzt jetzt Doll. 500000 und ist Bankpräsident"! Der einwandernde Landwirt muß etwas Vermögen, etwa 300 Dollars mitbringen, aber dann wird er schnell in Besitz eines ertragreichen Gutes von etwa 160 Acker Land gelangen. Die Art der in diesem Heft getriebenen Reklame für Georgia und Alabama, welche bisher als Fieberherde und durchaus ungesund für den Nordeuropäer angesehen wurden, sagt uns nicht recht zu, und wir glauben, daß die deutschen Auswanderer gut thun werden, sich noch bei anderen Leuten Rat zu holen, als bei Herrn Elwin Schulze.

v. H.

— „Sociologie." Wir haben noch eine alte Schuld abzutragen, indem wir unsern Lesern einige Titel nennen des „ersten deutschen Sociologen", wie er sich selber nennt, der Herr Professor Dr. Schmidt-Warneck in Bruchmachtersen bei Salder in Braunschweig. Es ist: 1) Die Sociologie in Umrissen ihrer Grundprincipe. I. Theil: Einleitung nebst Anhang mit Kategorien, Tafeln und Thesen (Braunschweig, 1889. Selbstverlag. 303 S.) und 2) Was fordert die Menschennatur vom Staat? (Braunschweig, 1890. Grünebergs Buchhandlung. 41 S.) 2,80 Mk. Wir können beide zusammen nennen, weil der Titel der letzteren ein Grundgedanke auch der ersteren ist. Der Kern aller Schriften von Schmidt-Warneck ist nämlich der, daß die Politik der menschlichen Natur angepaßt sein müsse. Die Grundlage der Staatswissenschaft sei darum die Wissenschaft vom Menschen, und die Sociologie, als die Lehre von dem Menschen als Gemeinschaftswesen, die Wissenschaft der Zukunft. Der Verfasser stellt sich mit seinen Anschauungen auf den Boden der geschichtlichen und naturgemäßen Betrachtung, wie ihn die neuere Richtung der Nationalökonomie überhaupt eingenommen hat; er ist entschieden ein konservativer und positiver Denker und Politiker. Das mutet uns durchweg sympathisch an. Auch sind seine Schriften reich an Citaten, interessanten Bemerkungen, Pointen und Kritiken. Doch müssen wir offen gestehen, daß wir uns nicht wundern würden, wenn der geehrte Herr Verfasser mit dem buchhändlerischen Erfolg seiner Sociologie unzufrieden zu sein Grund haben würde. Es wird dem Leser zu viel zugemutet. Nicht nur der Stil selbst ist das directe Gegenteil einer einfach klaren und verständlichen Schreibweise, sondern auch die ganze Anordnung, die Verbindung der zahlreichen Paragraphen mit zum Teil mystischen Ueberschriften ist uns unverständlich geblieben. Daß die zweite der genannten Schriften eine Popularisierung seiner Gedanken enthalte, sagt er zwar, wird aber damit nicht wenig Widerspruch finden. Der Mangel an Klarheit geht aber zuweilen noch tiefer. Es ist uns rätselhaft, wie unser konservativer Denker Urteile über Bluntschli abgeben kann, wie man sie überall in den Schmidt-Warneckschen Schriften findet. Besonders in der Sociologie S. 27 wird er der genialste Jurist der letzten Zeit genannt, der, ein großer Geist auf dem Gebiet der Staatswissenschaft, einzig in seiner Art dastehe u. dgl. m. „Er ist der einzige hervorragende Denker durch und durch positiver Natur in dieser durch und durch negativen Gegenwart auf dem Arbeitsfelde geistigen Forschens gewesen." Man faßt sich immer wieder an die Stirn, um zu überlegen, ob hier etwa ein Druckfehler oder dgl. vorliegt. Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß dies das wirkliche Urteil des Verfassers über einen Mann ist, den Recensent auf socialpolitischem Gebiete einen Generalkonfusionarius nennen würde und der als Gegner der konservativen Politik bekannt ist. — Noch eine Kleinigkeit muß tadelnd hervorgehoben werden. Der pluralis majestaticus kommt in so häufiger Wiederholung und in so wunderlichen Anwendungen vor, daß es störend wirkt; wenn der Verf. so oft von sich und seinen Schriften reden mußte, hätte er es besser im Singular gethan. Der Gebrauch der Mehrzahl ist da üblich, wo sich der Verfasser mit seinen Lesern irgendwie zusammenschließen kann, oder wo er sich hinter „eine Redaktion" verbirgt, — aber „unsere früheren Schriften" u. s. w. ist unnötige und übertriebene Bescheidenheit.

— Sehr enttäuscht muß sich Recensent bekennen von einem Buche, das ihm etwas verspätet zugegangen ist und das er mit besonderem Interesse zur Hand genommen hatte, in der Hoffnung, darin eine bedeutende Förderung der wissenschaftlichen Behandlung des socialen Problems zu finden, und besonders in der Hoffnung von einem geistvollen Gegner zu lernen. Aber die Hoffnungen sind alle unerfüllt geblieben. Es ist: die staatlich-reformatorische oder die ultramontane Lösung der socialen Krisis. Nach einem Vermächtnis Ignaz von Döllingers. Von Lic. th. Mücke. 1. Hälfte: Socialismus, Opportunismus, Episkopalismus. (Berlin, 1891. Walther und Apolant. 219 S.) Der Hauptgedanke des Buches ist der, daß die Entfremdung des protestantischen Volkes vom Glauben ihren Grund habe in der hochkirchlichen Richtung, dem Episkopalismus, daß eben diese Richtung ein direktes Produkt der Jesuiten sei, und daß sie die sociale Frage nicht lösen, mit Rom darin nicht konkurrieren können. Diese an sich etwas abergläubische Vorstellung wird ausgeführt in einem Stil, wie wir ihn aus den Leitartikeln unserer Parteiblätter gewohnt sind, die mehr an die Leidenschaften als an den Verstand appellieren. Gründliche sociale Studien oder neue Beleuchtungen der kirchengeschichtlichen Entwicklung treten an keiner Stelle hervor. Besonders überraschend wirkt die Entdeckung, daß das ganze „Vermächtnis Döllingers" darauf beruht, daß der Verf. den alten Herrn einmal interviewt hat und in dem Gespräch mit ihm Anregungen empfangen hat, die er in diesem Buche weiter verfolgt habe. Unsere danach im ganzen ablehnende Haltung zu dem Buche schließt nicht aus, daß wir manchen guten Gedanken darin finden; besonders anzuerkennen ist die ernste Forderung, die an die Geistlichen gestellt wird,

daß sie auf dem Wege treuer Seelsorge ganz besonders in die Kreise einzudringen suchen sollen, die vom Evangelium für gewöhnlich nicht erreicht werden; es wird manches treffende darüber gesagt, daß alle kirchlichen und christlichen Bestrebungen der Gegenwart (der inneren Mission) nicht reibend und aggressiv genug gehalten sind. Stöckers Mut und guter Wille wird sehr anerkannt, doch soll mans aber nicht machen wie er. Ueber die Erfolge der kirchlichen Versammlungen, Visitationen, Vereine u. s. w. werden so naive Urteile abgegeben, daß wir dieselben besser übergehen.

— Sehr zu empfehlen ist ein Vortrag des Cons. Raths Dr. Dunker, den er auf der Jahresversammlung des Sächs. Provinzialausschusses für J. M. am 25. November 1890 zu Halle gehalten hat über das Thema: Das christliche Genossenschaftswesen und der sociale Friede. (Magdeburg, 1891. Bureau des Prov.-Ausschusses. 0,70 M.) Besonders die englischen Verhältnisse und dann die in Deutschland hervorgetretenen Genossenschaftsbildungen werden sehr instruktiv erörtert.

2. Kirche.

— Vernunft und Dogma. Eine Kritik der Glaubenslehre von Graf Leo N. Tolstol. Uebersetzt von L. A. Hauff. (Berlin, Otto Janke.) 164 S. 1 M.

Da Tolstoi eben Mode ist, darf es nicht wunder nehmen, daß auch seine Kritik der Glaubenslehre ihren Uebersetzer gefunden hat, so wenig interessant auch fast durchgängig — abgesehen von der Tendenz selbst und etwa der Darstellung der Dreieinigkeitslehre — dieser Angriff auf die Glaubenssätze der griechisch-orthodoxen Konfession für das deutsche Lesepublikum im allgemeinen ist. Wenn der Uebersetzer meint, daß das vorliegende Werk schon dadurch von ganz besonderem Interesse sei, daß es einen Einblick in das Lehrgebäude der rechtgläubigen Theologie biete, so läßt sich dieser Einblick für Fachleute weit vollständiger durch Einsichtnahme in die betreffenden Lehrbücher selbst gewinnen, ihnen kann mit einzelnen, aus dem Zusammenhang gerissenen Bruchstücken unmöglich gedient sein, daß aber der deutsche Leser bisher große Sehnsucht nach weiterem Eindringen in die Kenntnis der orthodoxen russischen Lehre verraten habe, läßt sich doch schwerlich behaupten, wenn er auch noch so viele russische Romane oder solche, die es zu sein vorgeben, verschlingt. Was kennt er denn von der orthodoxen Lehre seiner eigenen Kirche, und wie weit ist er da eingedrungen? — Wirklich interessant ist das Buch naturgemäß nur da, wo es Parallelen zu unseren eigenen Glaubensanschauungen bietet. Mit rücksichtsloser Schärfe spricht sich Tolstoi über die Motive aus, die seiner Ansicht nach bei Feststellung der orthodoxen Lehre mitgewirkt haben, aber er geht entschieden zu weit, wenn er bewußten Lug und Trug auch da findet, wo zum Teil doch nur frommer Eifer und vielleicht auch fromme Einfalt gewaltet haben.

Zu billigen ist es, daß der Uebersetzer, der sich seiner nicht leichten Aufgabe mit Umsicht und Geschmack entledigt hat, die zahlreichen Bibelstellen nicht nach der lutherischen Uebersetzung, sondern nach dem altslavischen Texte der russischen Bibel wortgetreu wiedergegeben hat. Sch.-K.

— Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol nach den besten Quellen dargestellt von W. Claus. 4. Auflage. Mit den Bildern der fünf Waisenhäuser. (Basel. C. F. Spittler.) VII. und 298 S. M. 1,60, geb. M. 2,80.

Vor zehn Jahren ist die dritte Auflage erschienen, die jetzt vorliegende vierte ist von Georg Müller selbst durchgesehen und an einigen Stellen berichtigt worden. Die Fortsetzung bis zur Gegenwart hat Pfarrer F. Gerber in Guggisberg besorgt.

Vom 5. März 1834 bis zum 26. Mai 1890 hat Müller für die Waisen mehr als 20 Million Franken verausgabt und für Schulen, Bibelverteilung, Traktatverteilung und für die Mission mehr als 30½ Million. „Wie groß ist deine Güte, die du verborgen hast denen, die dich fürchten, und erzeigest denen, die vor den Leuten auf dich trauen." So hat Müller einen seiner Jahresberichte geschlossen? Wie gering sind dagegen die nicht sehr unfreiwillig zusammenlaufenden milden Gaben für weltliche Zwecke. Müller hat nie einen Menschen um eine Gabe angesprochen und über 50 Millionen sind ihm zugeflossen. Was wird gearbeitet, geschrieben und gesprochen, wenn man eine Sammlung für irgend ein Standbild oder eine Stiftung zu weltlichen Zwecken zustande bringen will. O. K.

— Versuch einer kurzgefaßten und leicht verständlichen Glaubenslehre für Laien. Von Hermann Gebhardt, Pfarrer zu Moschleben. (Gotha. Verlag von G. Schloeßmann.)

Gebhardt ist der Verfasser des Buchs: Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, welches seiner Zeit mit Recht ein großes Aufsehen machte. In diesem neuen Werk giebt er uns wieder einen Ertrag seiner pastoralen Arbeit, den Ertrag seines dreißigjährigen Konfirmandenunterrichts. Doch will er nicht einen Leitfaden für Konfirmandenunterricht liefern, sondern eine Christenlehre, die etwa Konfirmanden während der Vorbereitungszeit in die Hand gegeben werden könnte, die auch Konfirmierten eine willkommene Ergänzung ihres früheren Unterrichts bieten, ja, die auch jüngeren Amtsbrüdern eine Handreichung für ihr Wirken an Konfirmanden und Konfirmierten bieten könnte. Ich fürchte, diese mehrfältige Zweckbestimmung schadet dem Buche, daß es nun keinen der Einzelzwecke recht erreicht. Eine kurzgefaßte gemeinverständliche Glaubenslehre wäre gewiß ein Bedürfnis der Zeit. Aber wird dafür das Buch genügen? Eine solche wird die Apologetik nicht vermeiden können, diese aber tritt hier ganz zurück. Für Konfirmanden ist das Buch reichlich schwer. Für Konfirmierte geht es zu sehr einen eigenen Gang, es müßten denn solche sein, die eben diesen Gang gegangen sind. Ob aber viele

Pastoren diesen Gang im Konfirmandenunterricht gehen? Ich möchte doch glauben: der richtige Gang ist durch den kleinen Katechismus gebunden. Ja, wo man einen exponierten Katechismus hat, dürfte es geraten sein, auch diesen nicht ganz liegen zu lassen, sondern immer wieder daran anzuknüpfen. Gebhardt hat in diesem Buch eine freie Anordnung, teils eine geschichtliche, teils eine lehrhafte. Als den Mittelartikel bezeichnet und behandelt er den zweiten Artikel. Von da kommt er zum Vater, zur Schöpfung und Erhaltung, von da zum heiligen Geist und zur Heiligung. Dafür läßt sich ja manches sagen, aber auch manches dagegen. Den Schluß bildet die Lehre von der Kirche. Die Lehrstücke vom Gesetz, von der Schrift, von der Taufe, vom Abendmahl treten ungebürlich zurück. Die Lehre selbst ist im ganzen rein. Die Darstellung ist schriftgemäß und beweist sich reichlich aus der Schrift; nach der formalen Seite hin könnte sie einfacher sein. Warum aber in solchem Buch der Lehre vom tausendjährigen Reich eine Stelle gegeben wird, weiß ich nicht, da ihre Schriftgemäßheit doch nicht sicher ist und noch weniger ihre Gestalt. Das Buch will jedenfalls dem Glauben dienen. So mache ich auf dasselbe aufmerksam und empfehle es. D.

— Wir bringen im Folgenden eine Reihe von kirchlichen und theologischen Erscheinungen zur Anzeige, die nicht durch die Gegenstände, die sie behandeln, sondern nur durch die Kürze in der es geschieht, eine eingehendere Besprechung ausschließen. Vielmehr genügt in den meisten Fällen die Nennung der Titel und Namen und eine kurze Charakteristik ihres Inhaltes. Als Sonderabdruck aus der pastoraltheologischen Zeitschrift „Holte was du hast" liegt uns vor: Die theologischen Prüfungen in Preußen von R. Hempel, Consf.-Rath und Mitglied der theol. Prüfungskommission für die Rheinprovinz. (Berlin, 1891. H. Reuther, 75 Pf.) Eine sehr dankenswerte geschichtliche Darstellung der in Preußen geltenden Prüfungsordnungen von 1799 an, mit Hinzufügung von Wünschen für deren Fortbildung. Die ganze Angelegenheit und die einzelnen Forderungen (z. B. daß über die gelieferten schriftlichen Arbeiten möchte mit den „Prüflingen" im Einzelnen geredet werden, wozu jetzt meistens keine Zeit ist, u. a. m.) haben keineswegs nur eine bureaukratisch-formelle, sondern eine wesentliche Seite für das innere Leben der Kirche und der Heranbildung des jungen Nachwuchses ihrer Diener. — Im demselben Verlag erschien: Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen. Vortrag im Ev. Vereinshause zu Berlin am 23. Febr. 1891 geh. v. Lic. Keßler, Pred. an d. Parochialkirche zu Berlin. (0,50 M.) Nicht Uniformierung will Gott, sondern konfessionelle Verschiedenheit, in dieser aber Verträglichkeit und Einmüthigkeit, — das ist die Tendenz des Vortrages. „Es gilt . . eine innere Hochachtung auch für anders geartetes christliches Leben zu gewinnen, wenn dieses nur mit gleichem Ernst in Christo wurzelt und auf Christum zielt." In unserer Zeit der (notwendigen) Polemik besonders wohlthuend; freilich das Haupthindernis der Verträglichkeit und darum einziges Hindernis der Einheit der Kirche bilden die Prätensionen des Bischofs von Rom. — Die Gebetsverheißungen des Herrn und der Zustand unserer Kirche. Vortrag von Professor D. Cremer, geh. auf d. Past.-Conf. zu Berlin am 27. Mai 1891. (Berlin, 1891. Buchhandlg. der Berliner Stadtmission, E. Evers. 16 Seiten.) Schärft zunächst in kräftigen Gewissensfragen die Gebetspflicht ein und weist dann auf den Zustand, nicht die Lage der Kirche hin, der das Gebet für die eigne pastorale Arbeit, die Gemeinde und die Geistlichkeit erheische. Besonders weisen wir auf die Warnung am Schlusse hin, daß man nicht die Erhaltung der Volkskirche, die eine natürliche Frucht der im Volke lebenden Indolenz ist, verwechsle mit dem, was wir erbitten. — Wach auf! Ein freies Wort an die Zeitgenossen von Gottfried Bauer. — (Berlin, F. Schneider & Co. 1891. 4. Tausend; 48 S.) Der Verf. könnte einen Preis aussetzen für denjenigen, der noch eine „Frage" entdeckte, die er auf seine 48 Seiten nicht berührt hätte. Dieselben enthalten viel Wohlgemeintes, manches recht Beherzigenswerte, einiges sehr Unverständige, z. B. die Mahnungen der Kirche „die alten Bücher des Judenvolkes als einen Teil der christlichen Lehre anzusehen." — Die Thür des Glaubens. Von Dr. med. Quittel in Aurich. (Berlin, 1891. Deutsche ev. Buch- und Traktatges. 40 S.) Kurze höchst beachtenswerte, originelle und in die Tiefe führende Aphorismen über die Bibel, den Glauben, die Zweifel u. s. w. Köstlich und wahrhaft seelsorgerlich für die Gewissensfragen, welche die sittliche Natur des Glaubens darthun, auf S. 4 ff. — Der Kampf ums Dogma. Von Dr. Wilh. Schmidt, Pfr. in Cürlow N.-M. (Berlin, 1891. Wiegandt & Grieben. 1 M.) Besonnene und einleuchtende Worte zur Verteidigung der kirchlichen Glaubenslehre gegen die drei sehr verschiedenen Standpunkte von Dreyer, Kaftan und Egidy. Auch da, wo der Beweis nicht ganz schlagend sein sollte, besonders gegen den zweiten Gegner, ist der Verf. immer interessant und seine Darlegungen zeugen von einer gründlichen theologischen und philosophischen Bildung, sowie von warmem lebensvollen Glauben. — Mit dem Vorhergehenden haben wir uns schon auf das Gebiet der besonderen theologischen Polemik begeben. In dasselbe gehört auch das nun Folgende: Der geschichtliche Christus. Eine kurze Beleuchtung der von F. Ziegler, past. prim. in Liegnitz herausgegebenen Vorträge. Sonderdruck aus „Eine Wächterstimme 2c." von J. Pestalozzi. (Selbstverlag. In Kommission bei E. Röttger in Kassel. 80 Pf.) Der ganz eigentümliche biblisch subjektivistische Standpunkt des Verf., mit dem sich die Monatschrift schon mehrfach beschäftigt hat, gestattet ihm eine von der sonstigen kirchlichen Polemik gegen Ziegler abweichende Stellung einzunehmen. Charakteristisch ist am Schluß, in dem „Nachwort über das Gutachten der Straßburger theol. Fakultät," der Satz: „daß der Protestan-

tismus vor einem Abirren auf die Pfade des Heidentums deshalb schon oft nicht bewahrt worden ist und auch künftig nicht bewahrt bleiben wird, weil die ungebührliche Stellung, auf welche die wissenschaftliche Geistesarbeit gehoben wurde, die individuelle Erleuchtung durch den hl. Geist zurückgedrängt und beinahe zur Unmöglichkeit gemacht hat." — Zwei Vorträge über die jetzt brennendsten Fragen in der kirchlichen Welt seien hier zusammen genannt. Sie sind in demselben Verlage erschienen (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1891), aber sehen die Sache von verschiedenem Standpunkte an, wenn sie auch beide in dem entschiedenen Glauben an die Offenbarung einig sind. Während der eine, vom Professor Grau über die Frage: Was bleibt vom Alten Testament? der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Konstruktion einen weiten Spielraum läßt, und — mit Berufung auf Hamann — gerade in den mancherlei Menschlichkeiten der Verfasser die göttliche Herrlichkeit desto schöner sich offenbaren sieht, stellt sich der andere vornehmlich auf den Standpunkt der Verteidigung. Lic. O. Holtzhauer, Sup. in Weferlingen, verteidigt in seinem Vortrag: Die Auslegung der hl. Schrift in der Kirche, der theol. Wissenschaft und den Sekten — die strenge kirchliche Inspirationslehre gegen die negative Wissenschaft, die ihren Geist aus den Denkgesetzen der menschlichen Vernunft schöpft, und die kirchliche Auslegung gegen die Sekten, die ihren Geist „vom Himmel her" haben wollen. — Mit praktischen kirchlichen Fragen beschäftigen sich schließlich noch folgende Broschüren: Nicht Verschiebung der Konfirmation, aber neue Kirchenordnungen zum Festhalten der Konfirmierten! Eine Antwort auf die Erfurter Vorschläge und ein Vorschlag an die Synode. Von einem Sup. und mehreren Geistl. dargelegt von P. Heimbach, Pfr. zu Kleinlüben b. Wilsnack. (Magdeburg, 1891. E. Baensch; 14 S.) Geht hauptsächlich auf eine Loslösung des Taufpathenrechtes von der Konfirmation aus, welches der Verf. an die Bedingung eines zweijährigen Besuches kirchl. Katechesen geknüpft sehen will. Jedenfalls kann diese jetzt viel behandelte Frage durch vorliegendes Votum fördernd angeregt werden. — Die Kirchensteuer in ihrem Einfluß auf das kirchl. u. rel. Leben. Vortrag geh. bei der Herbstverf. der Ev. Konf. am 25. Oct. 1890 in Dinglingen von Adolf Fellmeth, gstl. Verwalter in Offenburg. (Karlsruhe, 1891. Ev. Schriftenvereine. 40 Pf.) Ein auf breiter geschichtlicher Grundlage aufgebautes entschiedenes aber besonnenes und gesundes Votum für die Kirchensteuer, zunächst mit Rücksicht auf Baden, aber allgemeine kirchliche Verhältnisse durchaus berücksichtigend. — Dringende Wünsche. Ein Kapitel für die Sächs. Landessynode des Jahres 1891. Von Minimus Confessor. (Frankenberg i. Sachsen, L. G. Roßberg, 1891. 70 Pf.) Obgleich zunächst im Hinblick auf die sächsische Landessynode geschrieben und zwar auf diejenige, welche jetzt schon hinter uns liegt, darf doch diese kleine Schrift die Aufmerksamkeit weiterer Kreise mit Recht in Anspruch nehmen, weil sie die allgemeinen Zustände unserer evangelischen Landeskirchen berücksichtigend, auch Forderungen vorbringt, die — wenn auch teilweise nur für Sachsen gültig — doch allgemeine Zeitforderungen darstellen. Der Verf., die Selbstständigkeitsbestrebungen, die sich an die Hammersteinschen Anträge knüpfen, grundsätzlich anerkennend, lehnt das damit verbundene „bischöfliche" Element ab, und dringt wesentlich auf Organisation der Gemeinden und auf freiere Entwicklung der Synodalverfassung. In beiden Punkten laufen einige idyllische Vorstellungen mit unter, trotzdem können wir die klar, warm und vertrauensvoll geschriebenen Darlegungen recht empfehlen; sie werden manchen zur That und viele zum Nachdenken anregen. Einiges haben wir aus der Schrift erfahren, was uns völlig neu war z. B. daß sich die innere Mission neuerdings für bankerott erklärt habe; der Verf. muß in ganz wunderbaren Prairiegegenden leben, wo dieser Vorgang sich abgespielt hat, von dem der übrigen Kulturwelt die Kunde versagt blieb. Sehr treffend dagegen scheint uns folgende Bemerkung: „Ein geradezu grundstürzender Irrtum ist es, sich im wesentlichen auf die Kanzelpredigt, die Lehrzucht und den Schutz des Bekenntnisses auf der Kanzel und am Altar zu beschränken . . Das ist zum mindesten eine starke Einseitigkeit . . . Das Wort muß es thun! rief einst Luther seinen Zeitnossen zu, aber doch sicherlich das Wort Gottes, das nicht blos innerhalb, sondern auch außerhalb des Gotteshauses auf tausendfache Weise verkündigt wird." —

M. N.

— Zwei philosophische Schriften, die durch Versehen schon längere Zeit liegen geblieben sind, wollen wir wenigstens kurz noch zur Anzeige bringen. Sie sind von ganz entgegengesetztem Standpunkt aus geschrieben. Dr. Fr. Wollny giebt Prolegomena der natürlichen Moral (Leipzig, 1890. Otto Wiegand. 48 S.) und behandelt 1) die Frage nach Entstehung, Wesen und Bedeutung der Moral, und 2) die der natürlichen Moral zu Grunde liegende Weltanschauung. Wer die Anschauungen des heutigen Atheismus über Moral kennen lernen will, der möge sich bei Wollny erkundigen. In einer Schlußanmerkung wird sogar Anweisung gegeben, wie der moderne Freidenker den christlichen Festen „eine andere, der natürlichen Auslegung näher liegende Bedeutung" geben kann. — Fragen über Raum, Zeit und Gott. Zur Prüfung einer jeden Weltanschauung hinsichtlich ihrer allgemeinen Grundlagen besprochen von Hermann Viktor Hahn. (Stuttgart, 1889. A. Pfaulsch & Co. 120 S.) Der Verf. entwickelt eine Theorie über den Raum und die Zeit in Uebereinstimmung mit den Grundgedanken der hl. Schrift. Er sondert dazu die Philosophema über Gott und Welt aus von der Wissenschaft und sagt: „Ganz mit Recht ergeht das Verlangen nach einer Weltanschauung, worin Glaubenswahrheit und die gewonnene Einsicht in Betreff der Naturdinge und Vorgänge sich nicht widerstreiten . . . Allein woher kommt das Auseinanderfallen der religiösen Erkenntnis und des wissenschaftlichen Denkens? Hätte wohl je eine

so beklagenswerte Kluft entstehen können, wenn man nur nicht so leichtgläubig wäre, auf die von Zeit zu Zeit nach der Windrose sich drehenden sicheren Ergebnisse der Wissenschaft mit voreiligem Eifer hineinzufallen?" — Auf den Gang der Untersuchungen Hahns hier einzugehen, würde zu weit führen; wir denken, durch diese Probe und die Angabe des Titels den philosophisch angelegten Christen unter unsern Lesern genug gesagt zu haben, um ihnen Lust zum Studium des Buches zu machen. M. N.

— **Die Wittenbergische Nachtigall und die gute Wehr ihrer Lieder.** Von Dr. H. Gelderblom, Pfarrer in Wengern a. d. Ruhr. (Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.) 1889. 1 M.

In hübscher Ausstattung eine edel geschriebene Charakteristik Luthers als Liederdichters und Sangmeisters, nebst Wiedergabe einiger seiner weniger bekannten Lieder und gereimten Sprüche. M. N.

3. Pädagogik.

— **Die Bildungsideale der Deutschen im Schulwesen seit der Renaissance.** Eine historische Skizze zu praktischen Zwecken von Dr. C. F. Heman, außerordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Basel. (Basel, R. Reich, VII und 88 S.) 1 M. 20 Pf.

In klarer, gefälliger Sprache zeigt der Verf. seinen Lesern in fünf Abschnitten die Bildungsideale des Humanismus, der Reformationsschule, des vollkommenen Hofmannes, des Neuhumanismus, des Positivismus und der Socialdemokratie. Wo liegt das Bildungsideal des Verfassers? „Dem modernen Atheismus und Materialismus, der seine naturalistische Weltanschauung und jenes gemeine industrielle Lebensideal aufstellt, ist der unklare, verschwommene Idealismus (unserer Gymnasien), jene bloß subjektive Religiosität, wie sie dem Humanismus eigen ist, keineswegs gewachsen, sondern zweifellos nur das wirkliche Christentum. Nur dies ist eine reale Geistesmacht, wie im Leben der Einzelnen, so im Leben der Nationen und der Menschheit. Nur im Christentum, in der christlichen Kirche liegt der wahre Idealismus, nur diese bieten das lebenskräftige Ideal dar, welches das materialistische Lebensideal zu überwinden vermag. Diese Ueberzeugung, so unzweideutig und energisch ausgesprochen, wird freilich der Mehrzahl unserer Gebildeten ein scharfer Stein des Anstoßes und ein schweres Aergernis sein. Aber auch auf die Gefahr hin, zu den Dunkelmännern gezählt zu werden, darf mit diesem Bekenntnis nicht zurückgehalten werden. — Das Bildungsideal der Zukunft, das zu Bestand kommen soll, muß ganz und gar und prinzipiell christlich sein, wenn es wirksam und zweckentsprechend sein soll." — „Der Humanismus ist nicht der wahre Idealismus. — Seine Ideale waren unbestimmt und schwankend, reich an Poesie aber arm an lebenzeugender Wahrheit. Daher ist auch der moderne Humanismus skeptischen Anwandlungen ausgesetzt, und weicht Schritt vor Schritt vor dem Materialismus zurück. Er schwärmt für die Ideale des Wahren, Guten und Schönen, aber er verstummt vor der Frage: was ist Wahrheit? er schwankt über die Prinzipien des Guten und sein Schönes erstickt im Derbsinnlichen; vor lauter religiösen Gefühlen und Gedanken hat er keine Religion. Und noch eins. Dieser antike Humanismus als Lebensprincip ist überhaupt ein veralteter Standpunkt, nur noch gut für Stubengelehrte, im Leben ist er überholt durch jenen universalen Humanismus, den Rousseau predigte, den die große Revolution ins Leben einführte, und den nun eben in seiner darwinistisch-materialistischen Fassung die Socialdemokratie zum Panier erhebt. — Von diesem naturalistischen Humanismus wird der antikhistorische in den Winkel geschoben; ihm kann er nicht Widerpart halten. Das kann nur eine Denkrichtung, die aus der höchsten göttlichen Idee einen Schatz unwandelbarer, lebensvoller Wahrheit schöpft." O. K.

4. Biographisches.

— **Auguste Viktoria.** Das Lebensbild der deutschen Kaiserin. Dem deutschen Volke dargeboten von Ernst Evers. 2. Auflage. (Berlin, Stadtmission.) Pr. 1,50 M., geb. 2 M.

Wenn auch im ganzen zu wünschen ist, daß Biographien von lebenden Fürsten und Fürstinnen nicht geschrieben werden, weil die Biographierten wohl gelobt, aber nicht getadelt werden dürfen, so ist andererseits auch der Wunsch, das Sachliche aus dem Leben der Regierenden zu erfahren, ein berechtigter. Und um so erklärlicher der Wunsch eines christlichen Schriftstellers, ein Bild wie das vorstehende dem Volke zu bieten, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, eine so fromme und lautere Persönlichkeit darzustellen, wie Kaiserin Auguste Viktoria. Wo daher ein Wunsch vorliegt, den Lebenslauf der Kaiserin kennen zu lernen, kann die kleine Schrift wohl empfohlen werden.

— **Briefwechsel Friedrich Lückes mit den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm.** Mit erläuternden Zusätzen und Zugaben aus dem gemeinsamen Freundeskreise, besonders über die akademische Krisis des Jahres 1837. Herausgegeben von F. Sander, Regierungs- und Schulrat. (Hannover-Linden, Manz & Lange.) VIII und 134 S.

Der Verfasser hat 1890 eine Biographie des Abtes Dr. Friedrich Lücke (1791 bis 1855) veröffentlicht. Aus dieser Arbeit ist die Zusammenstellung des Briefwechsels Lückes mit den Brüdern Grimm sozusagen von selbst erwachsen. — Das größte Interesse nehmen die inhaltreichen langen Briefe in Anspruch, in denen sich Lücke und Jakob Grimm, jener als friedliebende, nachgiebige Natur, dieser als fester, unerschütterlicher Kämpfer gegen fürstliche Willkür, ihre Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen in dem auch die Georgia Augusta mitreißenden Kampfe des Jahres 1837 gegenseitig mitteilen. Wie die Mehrzahl der Leser, wäre sie in jenen Kampf mit verwickelt

gewesen, ohne Zweifel der Mehrheit der Göttinger Professoren gefolgt wäre, so kann mit derselben Bestimmtheit behauptet werden, daß jetzt die Mehrzahl der Leser auf der Seite der Göttinger Sieben steht. —

Was der Herausgeber an Erläuterungen und Zugaben den 33 Briefen seiner Sammlung beigegeben hat, verdient den vollen Dank des Lesers, mag er sich nun zu der Persönlichkeit des Vermittlungstheologen Lücke hingezogen fühlen oder nicht. — Auch aus diesem Buche ergiebt sich, wie sehr es seit 50 Jahren mit dem sogenannten monarchischen Prinzip rückwärts gegangen ist. — O. K.

— **Aus der Jugendzeit!** Neue Variationen zu alten Weisen. Von Dr. G. Oertel. (Leipzig, Verlag von Georg Böhme Nachf. (E. Ungleich.) 1891. 149 S. Brochirt 1,50 M., eleg. geb. 2,30 M.

Wenn der Verf. die sinnigen Erzählungen, die hier in einem geschmackvoll ausgestatteten Bande vorliegen, als Variationen zu alten Weisen bezeichnet, so hat er damit ihr Wesen glücklich getroffen: die Jugendzeit mit ihrem allverklärenden Zauber, mit ihrem Streben und Ringen, ihrem Singen und Wandern, ihrem Glauben und Irren und vor allem mit ihrem Lieben ist es, die in mancherlei Bildern darin vor unser Auge tritt und jeden, der einst selbst jene goldenen Tage der unvergeßlichen Studentenzeit genossen hat, zu sehnsüchtiger Erinnerung stimmt. Auch die überaus melodische Sprache und poetische Ausdrucksweise des Verfassers legen bei der Anspruchslosigkeit der Erzählungen unwillkürlich die Bezeichnung derselben als Variationen nahe. Das eigentliche Thema in seiner reichen Durchführung klingt, wie aus dem Munde des Erzählers nicht anders zu erwarten ist, überall in das Lob christlicher Weltanschauung aus. — Was die äußere Form angeht, so haben die nicht in den Rahmen persönlichen Erlebnisses eingekleideten Darstellungen den kleinen Vorzug, daß manche Wiederholung, die sonst nicht leicht umgangen werden kann, bei ihnen wegfällt. Der Verf. hat viele Jahre seiner Jugend auf dem Lande verlebt und sich dort den Blick geschärft selbst für die kleinen Vorkommnisse des täglichen Lebens und sich auch in späteren Jahren jene Sehnsucht bewahrt, die immer wieder an die Stätten zurückführt, an die uns die lebhaftesten Erinnerungen ketten und denen wir den besten Teil von dem danken, was wir geworden sind. Wie drängt sich doch bei dieser Betrachtung dem Leser der Gedanke auf, welcher Schaden der heute heranreisenden Jugend aus dem Umstande erwächst, daß moderne Pädagogik die Kinder der auf dem Lande lebenden Geistlichen und Beamten nicht frühe genug in die Schulzimmer der Stadt bannen kann. Noch vor zwanzig Jahren war es möglich, einen zukünftigen Gymnasiasten die schönsten Lebensjahre auf dem Lande in Freiheit verbringen zu lassen und ihn dort bis in die mittleren und oberen Klassen vorzubereiten; heutzutage muß die Schuldressur ihre Künste schon bei dem Sextaner beginnen. Der Nachteil, der durch allzufrühe Trennung von dem Vaterhause, von Wald und Flur dem Kinde entsteht, kann aber doch gegen den Vorteil, der durch zeitige Teilnahme am Segen der Konzentration gewährt wird, bei dem normal denkenden Schulmanne unserer Zeit unmöglich in Betracht kommen!

Für Weihnachten wüßten wir nicht leicht eine kleine Gabe, die so wie dieses Buch auch zum Vorlesen im Familienkreise willkommen wäre, zumal es in einer „schlichten Weihnachtserzählung" und einer Sylvestergeschichte ausklingt. Für Pfarrhäuser zumal wird sich zu diesem besonderen Zwecke kaum etwas Geeigneteres auf dem diesmaligen Weihnachtsbüchermarkte finden. Sch.-K.

5. Poesie.

— **Natur-Idyllen.** Von E. Dennert. (Leipzig. Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].) XIV. und 129 S. M. 1,50, geb. M. 2,20.

Zwölf ganz reizend erzählte Naturidyllen: entzückende Blüten der Poesie dem Prosa-Acker der Naturwissenschaft entwachsen. — Der Idealismus der nach dem Mond sich sehnenden, dem Nachtigalllied lauschenden Wasserrose und der Realismus des seines herrlichen Gesangs sich freuenden Froschs, der Weltsinn der Meise und die Zufriedenheit des zu den stillen im Lande zählenden Kreuzschnabels, derselbe Gegensatz zwischen der Brennessel und dem Veilchen, die Wunder der Befruchtung in der Salbeiblüte, das Zwiegespräch eines Stückes Buchenholz und einer Steinkohle über den steten Wechsel des Daseins, das Leben der Schwalben und Spatzen, des Fliegenpilzes und Steinpilzes, der Christrose, die Entwicklung der zu höherem Dasein berufenen Raupe und das soziale Idyll von der Wurzel Klage und Trost, endlich das schön abschließende Lied: „Und neues Leben blüht aus den Ruinen!", all dies sind Andeutungen des in dem kleinen Buche enthaltenen großen Reichtums.

Wenn die mit Sicherheit zu erwartende zweite Auflage erscheint, finden sich vielleicht auf einem der mit Holz- und Steinkohle in den Ofen geworfenen Papierschnitzel Rezensentenbemerkungen des Inhalts, daß man S. 9 nicht statt umschwebt umschwoben sagen darf (besser wäre umwoben gesagt worden), daß man S. 41 nicht nach hinten, sondern hinten, (S. 41 und) 123 nicht an der Mauer entlang, sondern die oder der Mauer entlang, auch nicht S. 36 Bewunderung über den neuen Genossen, sondern Verwunderung über oder Bewunderung des heißen muß. O. K.

6. Unterhaltungslitteratur.

— **Die Prinzessin.** Roman von Moritz von Reichenbach. 2 Bde. (Leipzig, Verlag von Karl Reißner.) 1892. 212 S. 249 S.

Man kann es der Prinzessin nicht zum Vorwurf machen, daß sie, wie der Titel besagt, eben eine Romanprinzessin ist, deren Charakter und Handlungsweise daher oft ziemlich unwahrscheinlich sind, was der Umstand, daß sie zur Hälfte Polin ist, einigermaßen erklärt. Trotz aller Irrungen findet sie schließlich den ihr bestimmten,



ebenbürtigen Mann und macht nebenbei noch ein bürgerliches Liebespaar glücklich. Das Unglück, das die Prinzessin dadurch für sich und andere anrichtete, daß sie den Ring von ihrem Finger als Talisman einem junger Maler, ihrem Freunde, schenkt, war vorauszusehen. So etwas kann doch auch nur eine polnische Prinzessin thun! Zumal wenn sie so schlecht beaufsichtigt wird, wie Durchlaucht von der guten, plauderhaften Tante, ihrer Anstandsdame, die ihren Sessel in das Schlafzimmer des Malers zum Mittagsschläfchen rollen läßt, während die Nichte mit dem Maler allein bleibt. Der richtige Moment, in dem an den abgelegensten Orten die richtigen Personen, von richtigem Takte geleitet, richtig zusammentreffen, spielt eine etwas große Rolle. Sonst ist die Erzählung flott und mit Phantasie geschrieben, wenn auch manchmal etwas breit, und kann beruhigt als gute Unterhaltungslektüre jeder jungen Dame in die Hand gegeben werden. Tief geht der Roman allerdings nirgends und würde seine eigentliche Bestimmung wohl verfehlt haben, wenn er nicht als kalter Ausschnitt bereits in einem Familienblatt serviert worden wäre. Heiß verschlingen wird ihn so leicht wohl niemand.

Sch.-K.

— Moderne Raubritter von Paul von Szczepanski. Roman in 2 Bänden. (Verlag von Carl Reißner, Leipzig.)

Gudula von Hardenberg. Eine Erzählung aus den Tagen Engelberts III. von der Mark und Dortmunds große Fehde. Zwei Bände von Max Seidel. (Verlag von Carl Reißner, Leipzig.)

Diese beiden aus dem Verlage von Carl Reißner hervorgegangenen belletristischen Erzeugnisse haben das Gemeinsame, daß sie Raubritterwesen behandeln, aber freilich ein Raubritterwesen von ganz verschiedener Art.

Paul von Szczepanski schildert in flotter, frischer Weise das moderne Raubritterwesen in Berlin, den jüdischen Schnorrer, der in der Provinz reich geworden, den Schauplatz seiner Thätigkeit nach Berlin verlegt, dort einige Jahre an der Börse eine große Rolle spielt, Künstler, Gelehrte, verarmte Offiziere und Edelleute in seinen Salons um sich versammelt. Nach erfolgtem Krach und Zusammensturz seiner Bank wird er auf der Flucht vor dem Gericht von einem durch ihn geschädigten Glaubensgenossen ermordet. Hiermit ist eine zum guten Ende gelangende Liebesgeschichte ganz geschickt verwoben. Der Roman ist nicht tief, bleibt an der Oberfläche, läßt sich aber gut lesen, und bei den Schilderungen Berliner Lebens fällt vor den Nachtseiten desselben rechtzeitig der Vorhang.

Gudula von Hardenberg ist eine historische Erzählung. Die Historie ist dabei aber besser als die Erzählung, wenn die lokalgeschichtlichen Angaben und Mitteilungen wirklich geschichtlich sind, was wir nicht zu prüfen vermögen. Es ist ein Mangel der Erzählung, daß ihr eine einheitliche Handlung fehlt. Der Leser wird förmlich überschüttet mit einer Unzahl von Ereignissen und Geschehnissen, die unter sich in gar keinem oder in nur ganz losem Zusammenhang stehen. Immer neue Personen treten auf, ohne daß es dem Erzähler gelingt, sie lebensvoll zu gestalten oder den Leser irgendwie warm zu machen. Obgleich es nicht an grausigen Ereignissen, an Mord, Totschlag und Hinrichtungen fehlt, so wirkt das Buch auf die Dauer doch ermüdend.

— Nordische Novellen. Uebertragen von P. S. Willatzen. (Bremen, Druck und Verlag von M. Heinsius Nachfolger.) 339 S.

Schon mehrmals waren wir in der angenehmen Lage, die von dem vortrefflichen Uebersetzer uns zugänglich gemachten nordischen Geistesschätze unbedingt loben und dringend empfehlen zu können, wir erinnern nur an seine unter dem Titel „Nordlandsharfe" herausgegebene Uebertragung nordischer Poesien und vor allem an das ausgezeichnete Buch Scharlings „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo". Auch diese sechs Novellen sind so gut übertragen, daß sie sich vollständig wie Originale lesen. An Wert sind sie allerdings ungleich, wie an Umfang, die kunstvoll aufgebaute Novelle steht neben der leicht hingeworfenen Skizze, aber doch möchte man in ihrer Art keine missen. Die Räuberstube und der Kommissionär sind weitaus die besten Erzählungen, während die Jugendquelle, bekannt aus Heines Ponce de Leon und der Insel Bimini, wohl mehr ihres litterar-historischen Interesses wegen Aufnahme gefunden hat.

Sehr dankenswert sind die von dem Uebersetzer beigefügten biographischen Bemerkungen über die Verfasser der einzelnen Novellen, über deren Leben und deren Werke man in deutschen Nachschlagewerken doch nur schwerlich etwas findet.

Sch.-K.

— Das Preußenkind. Erzählung aus dem Leben von S. Steinberg. Mit vier Bildern. (Gotha. F. A. Perthes.) 3 M.

Steinberg führt uns in diesem Buch in die Dezemberkämpfe von 1870 zurück. Eine Episode derselben bildet den Ausgangspunkt für die Erzählung. Ein Preuße findet in einer Ferme ein weinendes hungerndes Kind, an dessen Wiege die Mutter, von einer Kugel getroffen, als Leiche liegt; er nimmt dasselbe mit und übergiebt es in der nächsten Ortschaft einem ältlichen Ehepaar, nachdem gefangene französische Offiziere ein Dokument über den Thatbestand aufgesetzt haben. Dies Kind, bei den Franzosen das Preußenkind genannt, wächst heran. Es findet seinen Retter und wird nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten durch wunderbare Fügung und Führung zuletzt sein Weib. Dies in Kürze der Inhalt der Erzählung. Gewiß ein dankbarer Stoff. Derselbe hat indessen unter der Darstellung im zweiten Teil etwas gelitten. Die Gespräche über den nationalen Gegensatz sind zu breit ausgeführt und dabei nicht geistig bedeutend genug, um das Interesse zu fesseln, sie bilden eine von den Partieen, über welche der Leser das Auge gern hinweggleiten läßt. Gegen das Ende hin aber wird die Handlung wieder belebter, wird drastisch, tragisch, bis zuletzt denn doch das Ziel

eines neuen Lebensglücks erreicht ist. Der große geschichtliche Hintergrund, von dem die Erzählung herkommt, wirft übrigens sein Interesse über den ganzen Verlauf, und dies Interesse ist mächtig genug, um über die gerügte Schwäche hinwegzuführen. Inwieweit wirkliche Geschehnisse zu Grunde liegen, vermag ich nicht zu sagen. Die Benutzung derselben würde ja, da die Erzählung bis in die Gegenwart herabreicht, nicht ganz unbedenklich sein. Der Ausgangspunkt wird wohl ein wirklicher Vorfall sein. D.

— Deutsche Hausbibliothek. Pastorentöchterleins Irrfahrten (Band I) von M. Christlieb. (Anklam, A. Schmidts Verlag.) 117 S. Preis 60 Pf.

Der Bruder des Leutnants (Band II) von M. Christlieb. (Anklam, A. Schmidts Verlag.) 160 S. Preis 75 Pf.

Die beiden frisch und anschaulich geschriebenen Erzählungen schildern das Trachten zweier junger Leute, aus ihren bescheidenen Verhältnissen zu einer glänzenden Lebensstellung zu gelangen, ihre Enttäuschungen und schließliche Aussöhnung mit der ihnen von Gott zugewiesenen Lebensaufgabe. Man könnte der Verfasserin vielleicht den Vorwurf machen, nicht fein genug gezeichnet zu haben, da der Eindruck des Tendenziösen zuweilen stark hervortritt — immerhin ist es christlicher Boden, auf den sie uns stellt.

Die Nachbarhäuser (Band III u. IV) von Else von Manteuffel. 253 S. Pr. 1,20 M. Eine ansprechende christliche Volkserzählung, die sich zum Verschenken unter dem Weihnachtsbaum eignet.

— Goldkörner christlicher Wahrheit und Lebensweisheit vom Wandsbecker Boten. (Kiel, Hanseatische Buchhandlung [Eckardt & Breymann].) 1891. 149 S. Preis 2 M.

Wer die Entstehungsgeschichte von Claudius' Werken kennt, weiß auch die Ursache, weshalb sie der Nachwelt schneller entfremdet sind, als ihr Gehalt verdient. Entstanden und zusammengestellt aus den im Wandsbecker Boten verstreut sich findenden Beiträgen aus Claudius' Feder, wie sie die besonderen persönlichen und litterarischen Beziehungen ihm abnötigten, mußten sie, als mit Einblick in diesen Zusammenhang auch das Verständnis ihrer Pointen den Fernerstehenden schwand, an Bedeutung verlieren. Der bruchstückartige Charakter, der ihnen anhaftet, macht sie für viele ungenießbar, und damit geht auch das, was bleibenden Wert hat, verloren. Ist es dennoch gerechtfertigt, eine Auswahl zu treffen, so hat die vorliegende ihren besonderen Zweck. Wie Claudius selbst, als er seinen Brief an seinen Sohn Johannes, seinen Hausvaterbericht über die christliche Religion an seine Kinder schrieb, offenbar in der Erinnerung dessen, was der Eltern frommer Glaube, das von der Mutter Hand in seine Bibel geschriebene Vermächtnis ihm selber gewesen war, auch seinen Kindern das Beste, was er hatte, für das Leben mitgeben wollte; so möchte mancher Vater und manche Mutter noch heute dasselbe thun, wenn sie ihre Kinder aus der schützenden Hut des Elternhauses in das Leben hinausziehen lassen müssen. Dafür eignen sich diese schlichten, warmen, frommen Zeugnisse des alten Wandsbecker Boten ganz vortrefflich. Möchten sie als eine Mitgift des Elternhauses am Konfirmationstage, beim Abschied vom Vaterhause Vielen zum Segen sein.

— Schwester Dora. Ein Lebensbild von Margarete Lansdale. Frei nach dem Englischen von Adelheid Grein, geb. Hermani. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 1891. Pr. 1,20 M., eleg. geb. 1,60 M.

Das Buch schildert das Leben einer englischen Diakonissin, die außerordentlich viel und fleißig gearbeitet und gewirkt hat. Das Buch ist gut und nützlich zu lesen, trägt aber naturgemäß englischen Stempel. Zum Verschenken an junge Mädchen, die sich über den Diakonissenberuf informieren wollen, ist es recht lehrreich, wenn wir auch für solchen Zweck „Ein Diakonissenleben" vorziehen würden, das kürzlich im Verlag des Züricher Diakonissenhauses erschienen ist.

— Die Fackelträger des Evangeliums von Hans Tharau. (Berlin, Deutsche Evangel. Buch- und Traktat-Gesellschaft. 15¼ Bogen 8°. 2,40 M., eleg. in Leinwand geb. 3 M.) Die Waldenser und ihre Geschichte sind oft schon historisch und novellistisch behandelt worden; auch eine vor etwa zehn Jahren gekrönte Preisnovelle dieser „Monatsschrift" spielte in den Waldenserthälern Piemonts. In der That ist die Märtyrer-Geschichte dieser Zeugen des Evangeliums ein immer dankbarer Hintergrund. Auch in die vorliegende Arbeit einer lebendig erzählenden Verfasserin vertiefen wir uns gern und lassen die ergreifenden Geschicke Henri Arnauds und der Glorieuse rentrée an unserem Auge vorüberziehn. Wir empfehlen das Buch, das mit warmer evangelischer Begeisterung geschrieben ist, besonders für die reifere Jugend.

— Menschenwege und Gottes Führung. Erzählungen von Friedrich Traugott, Verfasser von „Des Handwerks goldner Boden". (Calw, Vereinsbuchhandlung.) 230 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Im Februarheft 1891 habe ich die „Ringburger Chronik" des Verf. angezeigt, jetzt ist die Fortsetzung im vorliegenden Buch erschienen. Ich kann wiederholt nur dringend empfehlen, Traugotts Bücher, die aus dem Volk herausgewachsen sind, dem Volk in die Hände zu geben. Es ist nahrhaftes, kräftiges Schwarzbrot, aus deutschem Korn gebacken; mit der Milch des Evangeliums ist es eine gesunde Kost für unverdorbene Leser. Ich habe nicht viele Bücherschreiber kennen gelernt, die gerade so schreiben, wie sie sprechen; ich wüßte nicht, was gegen Inhalt und Form des Buches „Menschenwege und Gottes Führung" einzuwenden wäre. Es sind keine müßig erfundene, sondern ohne Ausnahme wirklich erlebte Geschichten, sie sind auch nicht in einem erkünstelt populären, sondern in einem ur-

wüchsigen, echt volkstümlichen Stil geschrieben. — Es hätte wohl da und dort etwas gefeilt, hie und da etwas gestrichen werden können, ich hätte es wenigstens gethan, wenn mir das Manuskript durch die Finger gegangen wäre, aber ein Unglück ist es nicht, daß man an einzelnen Stellen die Darstellung anders wünscht. O. K.

— Zum Sonnabend. Erlebtes und Erzähltes von Dora Schlatter. (Basel, Verlag von C. F. Spittler.) 142 S.

In hervorragender Weise versteht es die Verfasserin, den Leser an der Fülle sinniger Gedanken, die ihr eigen sind, teilnehmen zu lassen und zur Betrachtung anzuregen. Ob sie von dem Umgange mit jenen Christen redet, die in einer Art von christlichem Treibhaus leben, die es für verlorene Zeit halten, über natürliche, alltägliche Dinge zu reden, die auf dem Stuhl rutschen, wenn nicht von „Bekehrung" und „Hingabe an den Herrn" geredet wird, oder von jenen Menschen, die wir oft nur ein paar Stunden oder auch nur ein paar Minuten lang auf der Reise gesehen haben und bei denen wir doch das Gefühl haben, als ob wir dereinst unausgesprochene Gedanken mit ihnen in der Ewigkeit würden austauschen können, ob uns die Verfasserin in wenig Strichen irgend ein kleines Bild des täglichen Lebens zeichnet oder eine kurze Betrachtung geistiger Zustände entwirft — immer geschieht es aus reicher Erfahrung heraus mit Geist und Takt, und darum ist das Büchlein nicht nur, wie sie bescheiden meint, für das Volk, das Volk im socialen Sinne, sondern für das Volk, das ganze Christenvolk, das Volk im religiösen Sinne geschrieben. Sch.-K.

— Wenn man jung ist. Neue Novellen von Balduin Groller. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) XII und 241 S.

Albert Goldscheider ist der Name des Schriftstellers „Balduin Groller"; ein geborener Ungar, in Dresden erzogen, lebt als Redakteur der „Neuen Illustrirten Zeitung" in Wien. Wiener Luft erfüllt seine lebenslustigen, heiteren Novellen. Vor uns liegt der siebente Band seiner erzählenden Dichtungen, welche — was ich gern glaube — „eine nicht allzu große, aber wohlgesinnte und getreue Corona von Freunden und Lesern" gewonnen haben. — In einer sehr gut geschriebenen Vorrede findet sich der Verfasser mit der „neuen Mode" des Realismus ab. „Realismus ist das große Schlagwort der Zeit; wann aber ist jemals der Realismus nicht die einzige Grundlage aller echten Kunst gewesen? Die Naturbetrachtung ist überall und immer maßgebend gewesen für jegliche Kunstübung, und niemals hat etwas Dauerndes geschaffen werden können und nichts, das innere Kraft genug besessen hätte, um ins Volksbewußtsein zu dringen, das nicht eine genaue Beobachtung der Natur zur Voraussetzung und die sieghafte Macht der inneren Wahrhaftigkeit für sich gehabt hätte. Der Realismus, mit dem nun neuestens gar so viel Wesens gemacht wird, ist also keineswegs eine neue Erfindung, er ist so alt fast, als die Kunstübung überhaupt." Den jetzt Mode gewordenen Realismus nennt der Verfasser mit Recht eine Revolution und deshalb ein Uebergangsstadium und eine Uebertreibung. Es wird das mit dem „großen" Ibsen bewiesen, von dem Balduin Groller sagt: „Ibsen bietet so wenig die allgemein gültige Wahrheit des Lebens, wie sie ein Maler bieten würde, der sich seine Modelle von der Billrothschen Klinik holen wollte", „auch wer ein freundliches Bild malt, kann ein Realist sein; wenn es gut werden soll, muß er sogar ein Realist sein." — B. Groller ist ein guter Sinn-Realist. Er hält den Realismus für eine Modesache und ist der Meinung, daß man sich gegen eine Kleidermode ebensowenig abschließen könne, wie gegen eine litterarische Mode. Ich muß das bestreiten. Die Novellen „Kleine Gefälligkeiten" und „Auch eine Künstlerfahrt" haben nichts gewonnen durch die recht absichtlich aufgesetzten realistischen Zuthaten, wie den vollgestopften Busen, und die allzusehr an die Kneipe erinnernden Redensarten einer Gesellschaft, die „hundsjung, pudelnärrisch, kurz selber dumm ist wie ein junger Hund". Die zweite Novelle ist leicht und seicht. Sehr vorteilhaft gegen diese und die erste sticht die dritte ab, die beste von allen: „Die rote Schleife". Während in der ersten Novelle ein Emporkömmling der Finanzaristokratie im vermeintlich standesgemäßen Verkehr mit der Geburtsaristokratie die Nase sehr hoch trägt gegenüber der unbemittelten Repräsentantin der nichtadeligen Welt, kommt in der dritten Novelle die reiche, wirklich vornehme Repräsentantin der Geburtsaristokratie zur vollen Anerkennung geistiger Aristokratie. Nicht Müßiggang adelt, sondern ehrliche Arbeit. Auch die Geburtsaristokratie wird in unseren immer demokratischer werdenden Zeiten sich mehr und mehr zur Arbeit bequemen müssen. B. Groller hat die Vertreter des Geburtsadels gerecht und darum wahr gezeichnet. Welche Fratzen würde Spielhagen an die mit funfzig Personen besetzte gräfliche Tafel gebracht haben, welche bei der Einweihung eines von einem Architekten bürgerlicher Herkunft neuerbauten herrlichen Renaissanceschlosses in Scene gesetzt worden ist! O. K.

— Der heilige Born. Blätter aus dem Bilderbuch des sechzehnten Jahrhunderts. Von Wilhelm Raabe. Zweite Auflage. (Berlin, Verlag von Otto Janke.) 1891. 311 S. 4 M.

Es ist entschieden ein verdienstvolles Unternehmen der Verlagshandlung zu nennen, daß sie eine zweite Auflage dieses vor dreißig Jahren zuerst erschienenen und unserer Generation demnach neuen Romans veranstaltet hat, der, wenn er auch nicht zu den bedeutendsten des Verfassers zählt, immer noch weit, sehr weit über der Flut der Tageslitteratur hinausragt. Der heilige Born hat alle Vorzüge und alle Schwächen der Raabeschen Erzählungen, und den zahlreichen Freunden dieses eigenartigen Schriftstellers werden oft gerade die kleinen Schwächen in ihrer Liebenswürdigkeit als Vorzüge gelten. Das Sprunghafte, Subjektive, Abenteuerliche, Phantastische ist nicht jedermanns Sache; wer aber einmal Raabe zu schätzen weiß, nimmt es gerne mit in den Kauf, und wer für frische, an-

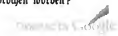
schauliche, originelle Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert Sinn hat, wer sich gerne versenkt in vergangene Tage, wird es nicht bereuen, das Buch zur Hand genommen zu haben. Einzelne Figuren, wie Ehren Fichtner und seine Monika, Klaus Eckenbrecher und der Spielmann, die in erster Linie stehen, sind voller Leben und aufs beste gelungen, während die dämonische Fausta La Tedesca, Campolani und Festus, trotz einzelner Schönheiten, etwas stark zurücktreten. Die Art, wie Klaus Eckenbrecher die Schlacht bei St. Quentin erzählt, ist in ihrer schlichten Einfachheit geradezu großartig. Natürliche Sprache, gute Beobachtung des Lokaltons, fleißiges Versenken in das Studium der Quellen zeichneten Raabes Arbeiten schon zu einer Zeit aus, als, um mit Karl Bleibtreu zu reden, die Jungdeutschen noch in ihren feuchten Windeln lagen. Was Raabe aber ganz besonders auszeichnet, ist der Umstand, daß er, ohne Widerspruch besorgen zu müssen, in seiner Einleitung schreiben kann: „Darin (daß der Verfasser nach dreißig Jahren seine alte Erzählung wieder hervorholt) liegt etwas, was mir erst in diesem Augenblicke ganz deutlich wird; nämlich, daß jeder Autor so schreiben soll, daß er sich ein Menschenalter später nicht vor seinem Geschriebenen zu fürchten braucht. Ueber sich und sein Geschreibsel lachen oder sich ärgern, darf er ruhig; aber mit dem sich fürchten ist es eine andere Sache.“ — Wenn man diesen Satz gelten lassen muß und zu Ehren unserer naturalistischen Romanfabrikanten annehmen will, daß sie nach einem Menschenalter etwas mehr Schamgefühl besitzen, als in ihren Jugendtagen, dann wird nicht leicht auch nur einer von ihnen in der Lage sein, im Alter einen seiner Jugendromane nochmals in die Welt zu schicken. Es wird allerdings auch niemand Lust haben, ihn zu lesen oder ihn zu verlegen. Mit Raabe jedoch kann es jede Verlagshandlung und jeder Leser getrost wagen, sie finden beide ihre Rechnung. Sch.-K.

— „Wenn und Aber“. Roman von Botho von Pressentin. (Berlin, O. Janke.) 332 S. Erwin von Töppeln verlobt sich in Wiesbaden mit Cecile de Gautier, der Tochter eines legitimistischen Edelmanns. Sein Freund v. Deuben ist um äußerer Gründe willen von der Gräfin Thekla Wipper abgewiesen worden. Nach längerer Trennung sehen sich die beiden Freunde wieder auf dem unweit Metz gelegenen Gute des de Gautier. Eines Nachts bemerkt Erwin, daß seine Braut nach dem Zimmer des Freundes geht, er reist sofort ab, schickt das Bild des Freundes diesem mit der Unterschrift „Der allergrößte Schurke“ zurück, duelliert sich und geht auf Reisen. Irgend welche mündliche oder schriftliche Erörterung hat zwischen beiden nicht stattgefunden, auch nicht zwischen Bräutigam und Braut. Schweigen ist Gold, namentlich für den Romandichter, wenn er aus dem Nichtsprechen der sonst so gesprächigen, redseligen, plauderhaften Menschen für seinen Roman Kapital schlagen kann. Zufällig kommt Töppeln in dieselbe sizilianische Stadt, in welcher sich Deuben und Cecile als glückliche Eheleute aufhalten, und er erfährt bei dieser Gelegenheit, daß Cecile mondsüchtig ist!! Er hat den schuldlosen Freund und die schuldlose Braut verurteilt und muß nun beide um Verzeihung bitten. Töppeln reist nach Hause und heiratet seine Jugendfreundin Thekla. Damit kann sich der Leser nun einverstanden erklären, denn die Französin hat zu dem ernsten Töppeln nicht gepaßt und Thekla ist eine vortreffliche Frau. —

Der Roman würde an Interesse gewonnen haben, wenn, worauf er anfangs hinausgeht, der nationale Gegensatz, in welchem Cecile, die Französin par excellence, und Töppeln, ein deutscher Edelmann im besten Sinn, während des ganzen Brautstandes zu einanderstehen, zum Ausgangspunkt für den Weibertausch gemacht worden wäre. Dadurch würde freilich der Leser um die Ueberraschung mit der Mondsucht gekommen sein und Ueberraschungen müssen einmal sein, sollten sie auch wie vom Mond herunterfallen.

Der Verf. ist ohne Zweifel ein talentvoller Schriftsteller, der Tüchtiges zu leisten im stande ist, wenn er seine Aufgaben vertieft und in der Darstellung sorgfältiger wird. — Statt „auf der Fahrt von Biebrich nach hier“ muß es heißen: hierher. — Man sagt nicht „meines Erachtens nach“, sondern entweder meines Erachtens oder nach meinem Erachten. Man spricht auch nicht über etwas zu jemand, sondern mit jemand.

Auf einem Spaziergang der mehrfach genannten vier Hauptpersonen rettet Erwin ein beim Spielen durch eine kleine Pulverexplosion in Flammen geratenes Kind durch seine mannhafte Entschlossenheit. Er wirft dann seinen verbrannten Rock von sich und weil er seinen Ueberzieher auf einer Bank zurückgelassen hat, tritt er mit versengten und durch Asche beschmutzten Hemdsärmeln vor Cecile! Die abgeschmackte Französin nimmt daran Anstoß und Töppeln ist albern genug, sich selbst deshalb rücksichtslos zu schelten. So nachgiebig sollte ein Bräutigam, der nicht zum Gänserich werden will, nie sein. In der Erinnerung an jenes unglückliche Ereignis denkt Töppeln noch an demselben Tage an seine Braut, „die Blicke auf den Boden gerichtet, zählt er im Geiste ihre Perlenzähne“. Da Cecile sich einer tadellosen denture erfreut, muß dieses Zählen als ein ebenso unmotiviertes, wie nutzloses Unternehmen bezeichnet werden. Cecile begegnet dann dem mit dem Ueberzieher bekleideten Bräutigam und stellt sich darüber höchst verwundert. Sie erhält zur Antwort: „Bitte, fallen Sie nicht in Ohnmacht. Ich bin durchaus Fleisch und Blut, und wenn Ihnen schlecht würde, müßte ich Sie auf meinen Armen in diesem Ueberzieher und auf meinen bestäubten Füßen hinwegtragen.“ Wie kann man aber jemanden gleichzeitig auf seinen Armen und auf seinen Füßen tragen? „Schon zurück?“ fragte der in einem anscheinend eben erbrochenen amtlichen Schreiben Lesende.“ Warum nur die Vermutung, daß das Schreiben eben erst erbrochen worden?



Obendrein fehlen alle Anhaltspunkte dafür, daß das Schreiben eben erst und nicht bereits vor einer halben Stunde erbrochen ist? — Die Mutter Erwins, von des Sohnes Verlobung in Kenntnis gesetzt, erklärt: „Sieh her, mein Junge, wie ungebärdig das erregte Blut in den Schläfen gegen die spröden Gefäßwände klopft!“ So steif-wissenschaftlich spricht eine Mutter nicht mit ihrem Sohn. — Erwin stellt seine Braut dem von einer Reise zurückkehrenden Vater im Bahnhof vor, Cecile umarmt und küßt den alten Soldaten, der durchaus kein Freund von „derartigen Auffälligkeiten“ war und obschon der Sohn das recht gut wußte, bittet er im Bahnhof den Vater um seinen Segen! — „Lichtblaue Fontänen“ giebt es nicht, oder doch nur in der Welt der Romane, in welcher auch der Rhein und die Donau blau genannt werden. — Stufen als hinabführende zu bezeichnen ist ebenso überflüssig, als den Frühmorgen zeitig zu nennen.

S. 317 erzählt Gräfin Thekla, daß sie sich der Armen und Kranken ihrer Heimat annehme. „Gott segne Sie, Thekla!“ erwiedert Töppeln, erhält aber von der leichtlächelnden Gräfin zur Antwort: „Sie sagen das so, als sei ich unter die weltabgewandten Frömmler gegangen u. s. w.“ Diese Gräfin Thekla ist sonst eine kluge Person, hier hat sie aber völlig gedankenlos geurteilt und gesprochen, denn weltabgewandte Frömmler pflegen sich nicht aus Barmherzigkeit um die Armen und Kranken zu bekümmern und nur aufrichtig frommen und barmherzigen Wohlthätern wünscht man Gottes Segen. Eher könnte man auf den Gedanken kommen, Töppeln habe sich mit seinen Worten der Sprache der Frömmler bedient. Davon aber, daß er mit dem Tone des Spottes „Gott segne Sie“ gesagt habe, ist nicht die allergeringste Andeutung gegeben, es lag auch hierfür kein Grund vor. O. K.

— Hermann Sudermann, der angeblich „berühmte“ Verfasser des Schauspiels „Ehre“ ist von der Redaktion der illustrierten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ als dauernder Mitarbeiter gewonnen worden. Dieser Gewinn wird dem Leser auf einem ziegelroten Extrablatt zugleich mit der auf einem zweiten Zettel stehenden Nachricht angekündigt, daß Sudermanns Novelle „Das Sterbelied“ den neuen Jahrgang eröffne.

Wer ist dieser Sudermann? Jedenfalls eine Berühmtheit, die erst nach dem 1. Juli 1888 entstanden ist, denn Franz Brummers Lexikon kennt den Namen „Sudermann“ nicht. Das Schauspiel „Ehre“ soll den Mann über Nacht „berühmt“ gemacht haben. Seitdem schlagen die Judenblätter mit größerer oder geringerer Anstrengung Purzelbäume vor Entzücken, daß dem ohnehin schon mit vielen Tausenden von „Dichtern“ versehenen deutschen Volk auch noch der Besitz dieses „Realisten“ zu teil geworden ist.

Welche Sorte von Realismus bringt nun der Sudermann zu Markt? Darüber kann die an der Spitze des elften Jahrgangs „Vom Fels zum Meer“ stehende Schandnovelle „Das Sterbelied“ die klarste Auskunft geben.

Der junge schwindsüchtige Pastor Nathanael Pogge — die Namen sind schön tendenziös zusammengesetzt — befindet sich mit seiner jungen Frau, einer Tochter seines Amtsvorgängers, an der Riviera. Diese Frau ist „üppig schlank“, hat einen „runden, festen, sehr weißen Hals mit zwei Querfältchen, die sich rosig in das straffe Fleisch hineinschnüren“, „rundlich üppige Wangen, die fast milchig schimmern, von mattrotem Geäder durchzogen, wie es durchwachte Nächte auf dem verblaßten Antlitz vollblütiger Blondinen zurücklassen“, „ihre Hände neigten von früher Arbeit her zur Röte und ihre Schulterbreite stand ihrer Treuherzigkeit nicht nach“.

Wie geschmackvoll dieses moderne Genie Sudermann konkrete Dinge mit abstrakten zu vergleichen weiß: Schultern und Treuherzigkeit!

Die norddeutsche junge Frau atmet die süßlich aromatischen Düfte des Südens (welche den ohne Zweifel an perpetuellem Stockschnupfen leidenden Verfasser an die Kräuterstube eines Apothekers erinnern) brünstig ein, auch sieht sie, daß im Süden „alles so anders, so viel weicher, farbiger, lebendiger“ als in der Heimat ist. Alles leuchtet in heißeren Farben. „Dahinter mußte irgend etwas stecken, irgend ein Geheimnis, das ihr bislang verschlossen geblieben (war).“ Dieses Geheimnis „lag in der jähen Stirnröte, die sie selbst nach Tisch überflammte, in der wohligen Schlaffheit lag es, die ihr zur Unzeit die Glieder löste und sich bis ins innerste Mark ihrer Knochen hineinschlich“. Dieses Geheimnis eines „höheren Lebens“ hing „in irgend welcher Weise“ mit einem jungen Italiener zusammen, der ihr bei Tisch gegenübersaß, sie auch aufmerksam ansah, seine Hauptunterhaltung aber darin findet, einer jungen, dicht neben ihr wohnenden Französin den Hof zu machen. Wenn dieses eitle Geschöpf Toilette macht, dringt „ein Duft von unbekannten Essenzen und Parfüms“ durch die Thürspalte, den die Frau Pfarrerin „mit Inbrunst“ in sich einsog!

„Das höhere Leben“ der Französin, die von einer liederlichen Zofe bedient wird, scheint der norddeutschen jungen Frau nach der Auffassung des genialen Sudermann gewaltig imponiert zu haben, um so mehr, als Frau Marie Pogge unausgesetzt mit der Pflege ihres todkranken Mannes beschäftigt ist.

„Nathanael liebte die Sterbelieder. Er behauptete, daß sie ihn lustig stimmten. — Je mehr er die Hölle verhöhnen und die Leiden der letzten Stunde verlachen hörte, desto mehr fand er sich in eine Art grimmigen Humors hinein. — Er, der Seelenhirte, mußte bereit sein, kühn wie ein Triumphator den dunklen Weg zu beschreiten, den er so oft den zitternden Kandidaten des Todes gewiesen hatte, — das war ihm ein Ehrenpunkt geworden.“ „Wie ein litterarischer Feinschmecker, der seine horazische Ode oder sein Goethesches Liebesgedicht gleichsam im Munde verfließen läßt, so verkostete er seine Lieblinge“: Ich eile meiner Heimat zu, freu dich sehr o meine Seele („welches an der irdischen Welt kein gutes Haar läßt“), Mit Fried und Freud fahr ich dahin,

Gottlob die Stund ist kommen. „In diesen frommen Lügen benebelte sich der Lebensdrang des armen Fleisches wie in einem Morphiumrausch, um im nächsten Augenblicke schon wieder riesengroß und glückverlangend dazustehen und mit gierigen Augen in die süße, sündige Welt hinauszustarren, die leider so gar nicht dem Jammerthale gleichen wollte, von welchem die Lieder verächtlich sprachen."

Nach dieser sündigen Welt läßt der geniale Sudermann die Frau Pastorin sich mehr und mehr sehnen und aus der Krankenstube herauswünschen. Sie denkt immer wieder an den Italiener. Wie erschrickt sie aber, als sie eines Nachts seine flüsternde Stimme im Nebenzimmer der Französin hört. „Das gab es? Das war möglich auf dieser Welt? Möglich unter Menschen, die vornehme Kleider tragen, die christlich und sorgsam erzogen sind, zu denen man aufgeschaut als zu Höherstehenden. — — Wenn das möglich war, was stand dann fest auf dieser Welt? Wo blieb dann der Glaube an Ehrgefühl, an Treue, an Gottes Gnade und an den eigenen Wert?"

Mit solchen Gedanken ist aber dem Sudermann auf die Dauer nicht gedient. Er läßt also in Frau Marie einen völligen Umschwung der Gedanken eintreten. Sie findet „die ungeheuerliche That" ihrer Stubennachbarin auf einmal „verständlich". „Das gab es also? Das war nicht bloß Geschwätz aus verlogenen Romanen?" Und um seinem Opus die Krone aufzusetzen, legt er der Frau Pastorin folgende Fürbitte in den Mund: „Vater im Himmel, der du die Liebe bist und die Barmherzigkeit, rechne ihnen beiden die Sünde nicht an, die sie an sich begehen. Segne du sie in ihrer Liebe, wenn sie auch deinen Segen nicht begehren. Sende deine Treue in ihre Herzen, damit sie nimmer von einander lassen und dankbar bleiben für das Glück, das du ihnen bescheret (hast)! Die Glücklichen, ach die Glücklichen!"

Ja, nun weiß die Frau Pastorin endlich einmal, was Liebe ist, „ihr Herz that sich auf. Fluten von Zärtlichkeit, stürmisch, rauschend, übermächtig, brachen daraus hervor." Weinend vor Glück stürzt sie vor ihrem sterbenden Manne nieder und küßt seine Hände, dann fühlt sie seine Stirn an, tastet nach seinem Herzen, alles still, alles kalt. Aber „aus dem Nebenzimmer klang das Geflüster wie zuvor, eintönig, stockend, in glühenden Wellen an ihr Ohr getragen. »J'en mourrai — — je t'adore — m'amour.« Das war sein Sterbelied. Sie fühlte, es war auch das ihre."

So grinst der Teufel in der modernen Novelle Leben und Glauben der Christen an, frech, herausfordernd, empörend, so empörend, daß hoffentlich dem „Vom Fels zum Meer" in Hunderten von Häusern der Abschied gegeben und damit dem Verleger für seinen roten Reklamezettel als Gegengabe ein Denkzettel zu teil wird.

Doch ist etwas nicht zu übersehen. Der Teufel Sudermanns gehört zur Klasse der dummen Teufel, denn etwas Abgeschmackteres, Sinnloseres, Alberneres, als das Denken und Thun des Ehepaares Pogge giebt es nicht; dieser Nathanael und diese Marie sind keine vom Realismus geschaffenen Personen des thatsächlichen Lebens, sondern verpfuschte Lügengebilde, wie sie nur die verwilderte, zuchtlose Phantasie des „berühmten" Hermann Sudermann ausklügeln kann. O. K.

7. Verschiedenes.

— Soeben erscheint im Verlage von Hans Lüstenöder in Berlin W. der zweite Jahrgang des „Deutschen Nationalkalenders" unter dem Titel: Deutschnationales Jahrbuch herausgegeben von Karl Pröll. Preis M. 1. (Für nationale Vereine bei größeren Bezügen bedeutende Preisermäßigung.)

Aus dem Inhalt heben wir hervor: Geleitwort. — Deutscher Herzenston. Gedicht von Adolf Reinecke. — Tag-Zeiger, Germanische Namen, Gedenk- und Festtage. — Deutsche Sprüche. — Stammgefühl. Gedicht von M. Albert. — In letzter Stunde. Erzählung von Anton Ohorn. — Den Deutschen in Oesterreich. Von Adolf Pichler. — Die Lage in Böhmen. Von einem deutschböhmischen Politiker. — Bilder aus dem deutschen Sachsenlande Siebenbürgens. Von Traugott Teutsch. Mit 3 Bildern. — Der Deutsche Böhmerwaldbund. Von Hugo Kraus. — Die Deutschen am Isonzo. Von Heinrich Noé. — Sprüche eines Deutschen. Von Otto von Leixner. — Inna. Von Karl Pröll. — Innsbruck. Gedicht von Gottfried Doehler. — Warum vernachlässigt man in Deutschland die Vlamen? Von Karl Brämer. — Den Deutschen in Amerika. Von Felix Dahn rc.

Der Herausgeber teilt im Vorwort mit, daß der Erfolg des vorjährigen Kalenders nicht befriedigt habe. Aber er lasse sich nicht entmutigen und hoffe auf die Zukunft. Ausdauer im Guten ist ja sicher löblich. Aber wir zweifeln doch, ob sich auf den Wegen des Sprachvereins viel wird erreichen lassen. Die Fragen, welche hier offen sind, sind doch meistens Machtfragen, z. B. eben jetzt die Baltenfrage. Was kann platonische Sympathie bewirken? Sie kann den Opfern der russischen Brutalität nur schaden. Darum ist die Alternative im Grunde nur die: entweder das Schwert ziehen und die Brüder befreien, oder — schweigen. Mit Reden und Schreiben ist wenig zu machen.

Die Beiträge sind naturgemäß verschiedenartig, manche Mitarbeiter gehen von Voraussetzungen aus, die wir nicht teilen, das Trinklied von Oskar Linke (S. 108) z. B. ist recht geschmacklos. Anderes ist sehr hübsch und interessant.

— Verlag der Expedition des Deutschen Kinderfreundes:

Deutscher Kinderfreund, Jahrgang XIII. Der Preis des komplett in Originaldecke gebundenen Exemplars ist 4 Mark und der Velin-Ausgabe in Originaldecke geb. mit Goldschnitt 5 Mark. Der soeben begonnene Jahrgang XIV kostet in Nummern bezogen 2 M. 60 Pf.

Der deutsche Kinderfreund, von Pastor Rinck in Hamburg begründet, unter Mitarbeit seines

Sohnes fortgeführt, ist ein trefflich redigiertes und mit den besten Illustrationen tadellos ausgestattetes Blatt.

In dem gleichen Verlage erschien in neuer Auflage das bekannte Werk:

„Auf biblischen Pfaden“, welches die Beschreibung der Reise enthält, die Pastor Ninck wenige Jahre vor seinem Tode in den Orient und in das gelobte Land unternahm. Das in erster Auflage eingehend von uns besprochene Buch ist eine der anziehendsten und lebendigsten Reisebeschreibungen über diese Gebiete, dazu mit vielen und trefflichen Bildern reichlich ausgestattet Der Preis verhältnismäßig billig.

— Im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig ist erschienen:

Handbuch der Liebhaberkünste zum Gebrauch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, herausgegeben von Franz Sales Meyer, Professor an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe. 2. Auflage. 260 Abbildungen. Pr. M. 8,25 geb.

Das Buch zerfällt in 5 Abschnitte: Das Material und die Werkzeuge. Die verschiedenen Liebhaberkünste. 1450 Sprüche und Inschriften. Zierschriften. Rezepte. Die verschiedenen Liebhaberkünste, welche namhaft gemacht werden, sind folgende: Rauchbilder, Holzbrandtechnik, Pergamentmalerei, Seidenmalerei, Gobelinmalerei, Bronce-, Thon-, Porzellan-, Majolika-Malerei, Laubsägen, Einlagen, Kerbschnitt, Lederplastik, Aetzen, Bemalen von Photographien u. a. m. Die Anleitungen sind in sehr verständlicher und praktischer Weise gegeben, das Buch allen Liebhaberkünstlern und -Künstlerinnen wärmstens zu empfehlen.

Speziell den Liebhabern des „Punzens“ will die Mappe dienen:

Lederschnitt und Lederplastik. 32 Tafeln in Buntdruck mit 40 Vorlagen auf 12 Pausbogen nebst Anleitung von Georg Büttner. Pr. M. 10,50.

Die Vorlagen sind in ausgezeichneter Weise hergestellt und bieten zum Teil vielleicht schwierige, aber durchweg edle und schöne Modelle für Buchdeckel, Kästchen, Photographieständer, Zigarrentaschen u. s. w. Allen Freunden der Lederarbeit bestens empfohlen.

Nicht Kunstgewerke, sondern Kunst, und zwar Kunst der liebenswürdigsten Art bietet eine kleine an Hendschels Skizzen erinnernde Mappe.

Kleine Gesellen. Sechszehn Kinderscenen von Carl Fröschl. Pr. M. 8.

Wo immer diese Mappe sich auf den Weihnachtstischen finden sollte, wird sie Freude und Wohlgefallen an dem Werk eines Künstlers erregen, der die Kinderwelt zu belauschen und zu beobachten und das Beobachtete mit Feinheit der Auffassung in graziöser Zeichnung wiederzugeben im stande ist.

— Evangelienfahrten. Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des Heiligen Landes im Anschlusse an die Sonntags-Evangelien von Ludwig Schneller, Pastor in Köln, früher in Bethlehem. Zweite Auflage. (Kommissionsverlag von H. G. Wallmann-Leipzig.) Preis: M. 5,80, geb. 7,—.

„Das Buch ist Emil Frommel von seinem ‚alten Waffenträger‘ (Schneller war einst Hülfsgeistlicher an der Berliner Garnisonkirche) gewidmet. Der Verfasser war gewiß ganz hervorragend geeignet, das Leben des Herrn auf dem Hintergrunde der morgenländischen Heimat zu schildern, denn diese Heimat ist auch die seine. In Jerusalem geboren, war er später jahrelang in Bethlehem im geistlichen Amte thätig, ehe er vor kurzem nach Köln übersiedelte. Hier hat er auch in Vorträgen während des letzten Winters das Leben Christi im Anschluß an die Sonntags-Evangelien vorgeführt. Sie liegen dem Buche zu Grunde. Der Verfasser hat Recht, wenn er die weitverbreitete Unkenntnis hinsichtlich des Zusammenhanges des Lebens Jesu beklagt. Wir hoffen, daß sein vortreffliches Buch helfen wird. Ueberall hat Schneller die reale Umgebung, in der unser Herr und Heiland lehrte, in der anziehendsten Weise mit zu verarbeiten verstanden, so daß die Lesung seines schönen Buches ein Genuß ist.“ — So urteilt ein politisches Blatt über das treffliche Buch. Wir schließen uns dem Urteil vollinhaltlich an und empfehlen dasselbe aufs beste.

— Die Ironie in der Geschichte. Von Franz Lübecke, Superintendent in Neustettin. (Gotha. G. Schloeßmann.) 75 Pf.

Ein Vortrag in jener eleganten Form, welche sich die Drummond-Litteratur, so darf man sie wohl nennen! unter uns geschaffen hat. Man läßt sich diese Form schon gefallen, wenn sie die Bücher nicht allzu teuer macht. Der Verfasser rechtfertigt zuerst sein Thema — ein Beweis, daß es nicht zu denen gehört, die auf dem Wege liegen. Man spricht oft genug von einer Ironie des Schicksals, aber der wievielte weiß, was er darunter versteht? Eine Ironie des Schicksals kennen wir nicht. Denn das Schicksal ist ein toter und stummer Götze. Der kann nicht ironisieren; der heilige Gott, der die Weltgeschichte regiert, kanns, und er thut es auch, er macht die Weltgeschichte zur Weltkritik, wenn auch nur in den scharfen Linien zuckender Blitze am nächtlichen Himmel des Völkerlebens. Freilich, wer nicht an eine Vorsehung glaubt, für den ist das nichts! Der Vortrag weist die Ironie auf im Anfang der Menschengeschichte, auf ihrer Höhe im Leben des Herrn, — am Kreuz wird das Ironische zugleich ein Irenisches, und der Spott, der den Herrn von seinen Feinden trifft, wandelt sich in den Ernst der Erlösung, — dann an der Gegenwart. Besonders in der Geschichte der Juden zeigt sich die Ironie. Bedenklich erscheint mir dabei aber der Satz, daß an die Stelle der Juden, deren göttlicher Beruf jetzt gleichsam ruht, die erst in der Endgeschichte wieder einen solchen zu erfüllen haben werden, nach Gottes Willen die Deutschen getreten sind, wenn Lübecke sie auch nur mit einem gewissen Recht das Israel des neuen Bundes genannt haben will. Eine solche Be-

trachtung führt doch zu leicht zur nationalen Selbstvergötterung. Und wir haben nur allzuviel Grund uns davor zu hüten, sonst möchte sich am Ende die Ironie der Weltkritik in schärfster Weise gegen uns kehren. Wie denn überhaupt in dieser Anwendung der Ironie auf Rom, auf den Liberalismus, auf die Revolution eine zweischneidige Waffe gegeben ist, die man gegnerischerseits auch gegen uns kehren kann, weil — wir allzumal Sünder sind. Die kleine Schrift ist voll glänzender Schlaglichter, geistreich und tief. Und wenn sie auch nicht als Beweis dienen kann, ist sie doch wohl geeignet, dem Glauben an das Walten der göttlichen Vorsehung in der Geschichte Stütze und Hülfe zu sein. D.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Geschichte des Preußischen Staates von Dr. Ernst Berner, Kgl. Preuß. Hausarchivar. Reich illustriert mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, teilweise in Farbendruck. (München und Berlin 1890, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.) Zweite Abteilung. S. 97—192. 2 M. Vollständig in 7—8 Abteilungen à 2 M. bis etwa Weihnachten 1891. Mit der letzten Lieferung wird eine vornehme Halbleder-Einbanddecke zum Preise von 2,50 M. ausgegeben.

Der Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein. Ein Lebensbild. Mit 8 Illustrationen. 2. Auflage. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 1891. 32 S. 15 Pf.

In des Königs Rock. Bilder und Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71 von C. W. Müller. 2. Auflage. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 1891. 134 S. 1 M., geb. 1,50 M.

Genealogisches Taschenbuch des Uradels. 1. Band. Mit 6 Farbendruckwappen, 1 Siegeltafel, 2 Schloßansichten und 8 Portraits in Photogravure und Stahlstich. (Brünn, Druck und Verlag von Friedr. Irrgang.) 1891. 509 S.

Gegen den Sklavenhandel! Aufruf zur Bildung eines „Fonds zur Bekämpfung des Sklavenhandels in Afrika". Von der deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin. (Berlin, Ferd. Ashelm.) 25 S.

Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen von Henry Drummond. Mit einer Karte und zehn Abbildungen. Zweite Auflage. Viertes Tausend. (Gotha, F. A. Perthes.) 1891. 253 S. 2,40 M.

Für Kaiser und Reich. 3. Heft: Aus großer Zeit und unseren Tagen. Vaterländische Dichtungen zur Feier der patriotischen Festtage. Für Schulen, Vereine und Festversammlungen von Anton Rieder. (Brieg, Adolf Bänder.) 39 S. 60 Pf.

Gott zum Gruß! 189 S. und ein Gedenkbuch als Anhang. — Friede sei mit dir! 141 S. und ein Gedenkbuch als Anhang. Gedichte von Julie Liebo. (Anklam, A. Schmidt.)

Wilhelm Bornemanns Plattdeutsche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann. Achte Auflage. 2.—4. Lieferung, S. 49—192; 5.—7. Lieferung, S. 193—336; 8. Lieferung, S. 337—344. (Berlin, R. v. Deckers Verlag. G. Schenck, Königlicher Hofbuchhändler.) 1891. Vollständig in 8 Lieferungen à 50 Pf.

Liederbuch für die christlichen Jünglings- und Männervereine der Schweiz. Den Freunden christlichen Männergesanges dargeboten vom Komitee des deutsch-schweizerischen Jünglingsbundes. (Basel, C. F. Spittler.) 338 S. Geh 1,80 Fr., geb. 2,25 Fr.

Brosamen als Mitgabe fürs Leben. Der konfirmierten Jugend dargereicht von Otto Zuck. (Dresden, Gerhard Kühtmann.) 19 S.

Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Robert der Soldat. Der Meeresstrom. Drei Erzählungen von Dr. G. H. von Schubert. (Herborn, Buchhandlung des Naussauischen Kolportagevereins.) 1891. 165 S. 60 Pf., geb. 1 M.

Perlen. Erzählungen für jung und alt. 1. Evers, Svendüfva. 2. Christlieb, die Diamantsucher. 3. v. Manteuffel, Aus Dunkel zum Licht. 4. Christlieb, Ein Besuch beim Emir. 5. Evers, Nur ein Zeitungsjunge. 6. Christlieb, der tapfere Mohr. 7. Derselbe, Ritter Gadubrand. 8. Derselbe, Ehrlich währt am längsten. 9. Evers, Zwei, die den Himmel suchen. 10. Christlieb, Die Treue im Kleinen. 11. v. Manteuffel, Der beste Freund. 12. Christlieb, Karlchen. 13. Derselbe, Die Eskimos. 14. Evers, Ich bin ein Christ. 15. Christlieb, Keiner fleht's. 16. v. Manteuffel, Im Frühlingssonnenschein. 17. Christlieb, Der Papagei. 18. v. Rothschütz, Nur ein armes Tannenbäumchen. 19. Christlieb, Iwan und der Tiger. 20. Derselbe, Das Muttersöhnchen. (Anklam, A. Schmidts Verlag.) Je 10 Nummern (à 16 S.) bilden einen Band. Jeder Band ist einzeln zu haben für 80 Pf.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. Unter Mitwirkung namhafter Fachgenossen herausgegeben von Dr. Christian Meyer, königl. preuß. Archivar I. Kl. zu Breslau. Zweiter Band, erstes Heft. (Berlin, Hans Lüstenöder.) 1891. 144 S.

Heil Deutschlands Kaiserin! Bilder aus dem Leben unserer Kaiserin Augusta Viktoria, fürs liebe, deutsche Volk gezeichnet von Gottlieb Fischer, Pastor zu Barmen. Mit vielen Bildern. Zweite vermehrte Auflage. 11. bis 25. Tausend. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 1891. 47 S. 15 Pf., 50 Exempl. 6 M., 100 Exempl. 10 M.

Erinnerungen an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. (1840—1861.) Dem deutschen Volke dargeboten von Theodor Eckart. Inspektor der Gräfl. Hardenbergischen Waisenanstalt zu Nörten in Hannover. Mit einem Bildnis des Königs. (Hannover-Linden, Verlagsanstalt von Karl Manz [Manz & Lange].) 108 S. 1 M.

Goethes Iphigenie. Ein Vortrag von Prof. Dr. W. Heinzelmann, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Erfurt. (Erfurt, Hugo Neumann.) 1891. 38 S.

Nachbar-Kalender. Illustrierter Familien-Kalender für 1892. Vierter Jahrgang. (Hamburg, H. O. Persiehl.) 96 S. und Verzeichniß der Märkte. 30 Pf.

Deutscher Hausfreund, ein Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 1892. (Herborn, Verlag der Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 48 S. 20 Pf.

Schorers Kalender für die deutsche Familie auf das Schaltjahr 1892. Erster Jahrgang. (Berlin, J. H. Schorer.) 208 S.

Der deutsche Volksbote. Ein christlicher Kalender auf das Schaltjahr 1892. Herausgegeben von Ernst Evers. (Berlin, Verlag der Zeitschriften-Expedition der Berl. Stadtmission.) Mit einem Farbendruckbilde. 128 S. 50 Pf.

Der Adventsbaum. Eine Erzählung für jung und alt von Thekla von Gumpert. Separat-Abdruck aus dem Töchter-Album. (Verlag der Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel bei Bielefeld.) 173 S. Preis 1 M.

Eine Erzählung für das Volk, in der das erbauliche Moment stark überwiegt.

Psalter und Harfe. Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung von Carl Johann Philipp Spitta. Vollständige Ausgabe. (Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins Herborn 1891.) Geh. 25 Pf., geb. 60 Pf., mit Goldschnitt 1 M.

Georg Müller. Ein Blick in die Welt des Glaubens und des Gebets von Gottlieb Fischer, Pastor in Barmen. (Gleicher Verlag. 1892.) Geh. 20 Pf.

Im Verlage von J. F. Steinkopf in Stuttgart ist soeben erschienen:

Deutsche Jugend- und Volksbibliothek 1891. Jedes Bändchen hübsch kartoniert mit Titelbild à 75 Pf. Die neuen fünf Bändchen sind:

— Berthold, Hel., Die Kinder des Geächteten. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Schlesien.

Aus der Verfolgung der evangelischen Kirche, streng geschichtlich und doch voll Romantik aus dem Wirrsal jener Zeiten.

— Caspari, K. H., Der Schulmeister und sein Sohn. 11. Aufl. Mit Titelbild von Prof. Häberlin.

Die herzergreifende, mannhafte, beste deutsche Volkserzählung.

— Frohnmeyer, L., Dr. Schulrat, General-Feldmarschall Graf Helmut v. Moltke.

Moltkes Heldengestalt ragt hoch in Deutschland und der Welt Geschichte, wie ein Adler schweigend, in seinen Kreisen wägend und dann wagend und siegreich, groß als Feldherr wie als frommer Mensch. Die Darstellung ist knapp und begeisternd, ein würdiges Denkmal.

— Paulus, Dr. J., Viktoria. Eine Erzählung aus der Kirche der Katakomben.

Das Dulden und Leiden der ersten Christengemeinden zeigt einen Heldenmut und eine Kraft aus Gott, welche zum Größten und Reinsten aller Zeiten gehört. Der ergreifende Stoff ist mit Schönheit und großer Kenntnis behandelt.

— Titelius, M., Ohne Heimat. Drei Erzählungen. (Die neue Mutter. Der Markt zu Ravensburg. Die Waisenkinder.)

Der Verfasserin „Treue Herzen“ haben im vorigen Jahre die beste Aufnahme gefunden, die drei neuen Erzählungen sind von gleicher Wirklichkeit, Reinheit und Schönheit.

— Jugendblätter, herausgegeben von G. Weitbrecht. Jahrgang 1891. Schön gebunden 4 M.

Die „Deutsche Reichspost“ sagt: „Wo die Jugendblätter einkehren in einem Familienkreis, da schaffen sie Freude bei alt und jung, denn für jedes bringen sie in buntem, wechselvollem Reigen Belehrung, Anregung und Unterhaltung mit ihren schönen Erzählungen und lebensfrischen Schilderungen und Bildern aus den verschiedensten Ländern und Völkern; sie führen an kundiger Hand unsere Jugend über See und Land, durch die Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte, machen sie bekannt mit allem Merkwürdigen in Kunst und Natur, mit bedeutenden Männern der alten und der neuen Zeit. Um es kurz zu sagen, sie sind ein Schatzkästchen für die deutsche Familie, und darum freut man sich auch in jedem christlichen Haus jedes Jahr oder jeden Monat auf ihr Erscheinen. Und bei so schöner Ausstattung, so gelungenen Illustrationen und gediegenem Inhalt ein so außerordentlich billiger Preis!“

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.


Heilanstalt
Ärzte-
Unterhaltungs-
Bibliothek
Zwiefalten
Con 8 b

